Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

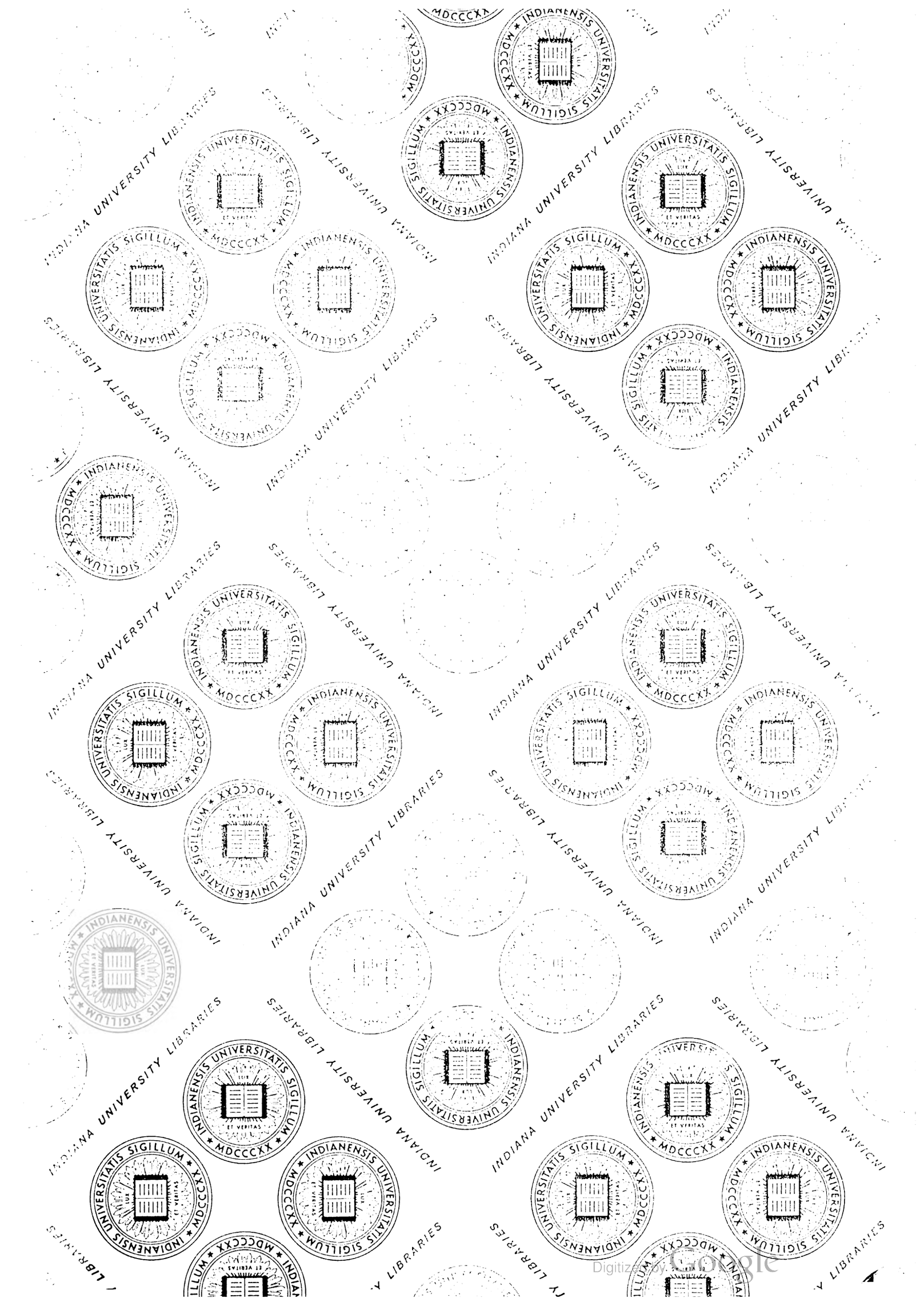
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Sechsundfünfzigster Band.
(Nr. 26—52.)

Berlin 1899.
Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

40552

AP30
.G3

1-6-02.

Digitized by Google

TO THE READER OF THIS VOLUME

Kindly handle this book with the utmost care on account of its fragile condition. The binding has been done as well as possible under existing conditions and will give reasonable wear with proper opening and handling.

Your thoughtfulness will be appreciated

Digitized by Google

40552

AP30
.G3

Digitized by Google

Register.

Sechsundfünfzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Die slavische Gefahr. Von Kurd von Strantz . . . . . 1.	19
Englands schwacher Punkt. Von Karl von Bruchhausen . .	4
Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses. Von Benno Hilse	17
England in Indien. Von Gustaf F. Steffen	22
Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner. Von St. . . .	33
Die Boerenstaaten und die Reichspolitik. Von Kurd von Strantz	65
Das Ende des ungarischen Nationalstaates. Von Willy Erhardt	81
Für und wider den Mittellandcanal. Von Kurd von Strantz	97
Die Ergebnisse der Friedensconferenz. Von Rogalla von Bieberstein	113
Großdeutsche Politik. Von Oskar Gruppe	129
Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage . . .	161
Der Socialismus und die Agrarfrage. Von Alfred Nossig .	166
Die agrarischen Fragen und der Socialismus. Von Paul Ernst	177
England und Transvaal. Von Franz Eißenhardt	179
Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht. Von Max Ohnefalsch-Richter	209
Die Ergebnisse der Agrarpolitik. Von Alfred Nossig . . .	225
Das Ende des Marxismus. Von K. Paul Mohr	227
Die friedliche Eroberung China's. Von Wilh. H. Andrä . .	257
Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von Johann Mäder	273
Die Lebensfähigkeit des Socialismus. Von K. Paul Mohr .	289
Zur Flottenvorlage. Von Franz Eißenhardt	305
Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien? Von Otto von Boenigk	321
Die slavische Solidarität in Oesterreich. Von S. R. Landau .	337
Ein Friedensvorschlag. Von Otto Heyn	338
Ein Zollbündniß mit den Niederlanden? Von E. L. von Eynatten	353
Die angebliche Verschenkung Kameruns. Von Gustav Meinecke	369
Währungsreform. Von Otto Heyn	385
Die deutsche Außenhandelspolitik. Von Kurt Paul Mohr . .	401
Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich. Von Franz Eißenhardt	403
Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann	417

2. Naturwissenschaftliches, Medicinisches und Technisches.

Die Fürsorge für Epileptische. Von Otto Dornblüth . . .	5
Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen. Von J. Behrend	38
Die Sehorgane augenloser Thiere. Von F. G. Fritzsche. . .	54
Technische Hochschule und Universität. Von A. Riedler . . .	84
Ein deutscher Vorläufer Darwin's (Johann Jacob Kaup). Von A. B.	108
Die Pest in Indien und anderswo. Von Julian Ralph . .	115
Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph (Preuß). Von A. Bendler	118
Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde. Von C. Wiesbacher	150
Die Hörstummheit. Von Alphons Fuld	211
Volks- und Krankenernährung. Von A. Kallert	229
Ernst Haeckel über die Welträthsel. Von Heinz Ueberschaar .	245
Aerztliche Ethik. Von Alphons Fuld	306
Die Anfänge deutscher Maschinentechnik. Von Otto Kammerer	370
Die Kunst in der heutigen Medicin. Von Medicus	422

3. Vermischte Aufsätze.

Spieltrieb und Spartrieb. Von M. Heinrich Strack . . .	35
Zur deutschen Bankpolitik. Von L. B. Hackert	49
Alte und neue Weltanschauung. Von Professor Troels-Lund .	51
Der Streit um die Teutoburger Schlacht. Von K. A. Möller .	59
Panama- und Nicaragua-Canal. Von Franz Eißenhardt .	69
Aegyptische Thontafelfunde. Von Hans Petersen	86
Unsere Spionenfurcht. Eine Warnung. Von Hoplites . . .	99
Zur Geschichte der Revolutionszeit. Von Emil Rieck	100
Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Arthur Drews	104
Ueber deutschen und englischen Schiffbau. Von Franz Eißenhardt	132
Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen. Von W. Wygodzinski	145
Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha. Von K. v. S.	148
Die Haftung der Gastwirthe. Von Benno Hilse	149
Von einem amerikanischen Milliardär. Von Frank Westermann	167
Zur Handwerksorganisation. Von Benno Hilse	180
Die Volkszählung von 1900. Von Arthur Dix	193
Die Zukunft der schwarzen Rassen. Von Karl von Bruchhausen	194
Dampfkraft und Landwirthschaft. Von Alfred Nossig . . .	196
Dürfen wir noch Bier und Wein trinken? Von Wilhelm Bode	197
Die Quelle des communistischen Manifests. Von Ferdinand Goldstein	201
Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen. Von Benno Hilse	241
Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich. Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth	243
Wasserwirthschaft und Landwirthschaft. Von Karl Inhelder .	259
Die Haftung der Motorfahrzeuge. Von Benno Hilse . . .	275
Der Volksaberglaube im Strafrecht. Von Emil Elverfeldt .	290
Eine deutsche Wirthshaus-Statistik. Von Wilhelm Bode . .	324
Abessinien und die römisch-katholische Kirche. Von Karl von Bruchhausen	339
Das Strafrecht des Gymnasiums. Von Ernst Gystrow . . .	355
Ueber wissenschaftliche Traumdeutung. Von Carl Metzentin .	386
Dr. ing. Von Theodor Lessing	404
Der Niedergang des preußischen Officiercorps. Von Hoplites	420
Eine Ausstellung im polnischen Litauen. Von Josef Stutzin .	423

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

Flitterwochen. Von Timm Kröger	12
Auch eine Romfahrt. Von Hermann Wichmann	29
Die Grenzpfähle. Von Martin Greif	39
Eine Abrechnung. Von Wsjewolod Garschin . 45. 61.	76
Männertreue. Von Alfred von Hedenstjerna	94
Eine Badebekanntschaft. Von Daniel Riche	110
Vor Santiago. Von Frank Norris	125
Ein gutes Werk. Von Wladimir Budischtschew	141
Die Debutantin. Von George Gissing	157
Der Erfinder. Von Karl A. Tavaststjerna	173
Die Spielhölle. Von Mark Twain	186
Die Angler. Von Guy de Maupassant	204
Registernummer Drei. Von Timm Kröger	219
Der gute Anton. Von Anselm Heine	235
Eine Bekanntschaft. Von Mark Twain	251
Ideen. Von Multatuli	266
Nur ein Modell. Von Franz Herczeg	283
Carrière. Von Gyp	297
Der Dey von Elba in Paris. Von E. T. A. Hoffmann . .	314
Das Majorspferd. Von Alfred von Hedenstjerna	330
Die Versuchung. Von Guy de Maupassant	347
Sein Diamant. Von Carrol King	362
Aus dem österreichischen Sprachenbabel. Von Robert Waldmüller-Duboc	379
Neues von Nicolaj Schtschikiewicz. Von Hans Pfeilschmidt .	394
Die Wahrheit. Von Saltykow-Schtschedrin	410
Sylvesternacht 1900. Von Wilhelm Jensen	425
In der Narkose. Von E. Würthmann	428

Digitized by Google

Seite

Aus der Hauptstadt. Von Caliban: Kaiser und Parlament 13. Der Parlamentarismus, wie er ist 78. Vendetta 174. Vasallen 187. Naboth's Weinberg 205. Falschmünzer-Presse 221. Die letzte Hypothek 236. Falsches Spiel 253. Der neue Kammerdienst 268. Die neue Flotte 285. Der Herr Cantor 299. Fürstenreisen 317. Victor von Schweinburg 348. Liberalismus 395. Hochjagd 412. Kaisers Wende 429.
— Von Prinz Vogelfrei: Schorle-Morle 30.
— Von Timon d. J.: In den Wandelgängen 332. Splitter und Balken 364.
— Von Nemo: Die Hansen 381.

5. Literarische Aufsätze.

a. Essays.

Literarische Amazonen. Von Theodor Ebner 8
Klaus Groth. Von A. P. 25
Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter. Von Max Eggert 27
Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist? Von Sp. Wukadinović 40
Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist. Von Leopold Waitz 55
Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater. Von Karl Schönstedt 70
Goethe, der Rheinländer. Von S. Simchowitz 134
Aus Goethe's Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen . . 139
Neuprovenzalische Renaissance. Von Arthur Riehl 153
Treitschke als Literarhistoriker. Von Harry Maync 168
Zwei königliche Literaturfreunde. Von Robert Waldmüller-Duboc 182
Ungedrucktes von Georg Herwegh. Aus dem Nachlaß 199
Klaus Groth und Fritz Reuter. Von K. Köster 234
Ein holländischer Pamphletist (Multatuli). Von M. A. Gesellschap
„Unsere beliebteste Schriftstellerin" (N. v. Eschstruth). Von R. Wulckow 277
Vischer's Shakespeare. Von Willy Crüger 295
Jungfrankreich im Roman. Von A. Brunnemann 308
Neues von Callot-Hoffmann. Von Heinrich Jessen 310
Erinnerungen an Karl du Prel. Von Martin Greif . . . 325
Moritz Lazarus. Von Alfred Leicht 340
Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur. Von Otto Stövesandt 344
Theodor Mommsen als Dichter. Von Wolfgang Martini . 358
Zola's neuer Roman. Von Arthur Goldschmidt 361
Zur neuen russischen Literatur. Von Otto Stoeßl 373
Die Büchner's. Von Paul W. Zimmermann 376
Zur schwäbischen Literaturgeschichte. Von Theodor Ebner . . 392
Weimaraner Jahrhundertwende. Von Emil M. Tamaschke . 425

b. Bühne und Bühnenkritik.

Pailleron und Becque. Von A. Brunnemann 123
Warum fehlt den Modernen das „große" Drama. Von Hanns von Gumppenberg 183
Aus dem Archiv der Schillerbühne. Von Gustav Jansen . . 280
Die Frauen auf der Bühne. Von Marcus Landau 293
Ein Glücklicher bei dem Theater. Von Carl Schultes . . . 389
Heine- und Gustav Freytag-Feier 413
Dramatische Aufführungen: Die Wahrsagerin (Jarno-Rickelt) 47. Iris (Lange) 142. Das alte Kind (L'Arronge) 142. Kiwito (Bonn) 143. Die Genossin (Pinero) 190. Neigung (David) 190. Caub (Bloem) 191. Dolly (Christiernsen) 207. Ewige Liebe (Faber) 222. Rahab (Gottschall) 238. Als ich wiederkam (Blumenthal-Kadelburg) 238. Colinette (Lenôtre-Martin) 238. Jagdfreuden (Feydeau) 239. Splitter und Balken (Lubliner) 269. Ein glückliches Paar (Faber) 270. Ein unbeschriebenes Blatt (Wolzogen) 286. Staatsgeheimnisse (Paasch-Wrede) 287. Der Herr im Hause (Lindau) 333. Ein Gastspiel (Wolzogen-Olden) 334. Die Herren Söhne (Walther-Stein) 334. Schlaraffenland (Fulda) 365. Der Probekandidat (Dreyer) 366. Gertrud Antleß (Langmann) 396. Josefine (Bahr) 397. Busch und Reichenbach (Lee-Meyer-Förster) 397. Die Richtige (Trotha) 397. Die Richterin (Woerner) 413.

6. Bildende Künste.

Die Renaissance der Gothik. Von Erich Haenel 73
Quer durch die Dresdener Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke 121
Zur Frage der Spätgothik. Von Hans Haenel 156
Rückblick auf die Sommerausstellungen. Von J. Norden . . 189
Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen. Von S. Simchowitz 215
Von der französischen Kunstausstellung. Von J. Norden . . 254
Berliner Bildhauerei. Von Johannes Gaulke 301
Zwei deutsche Thiermaler. Von J. Norden 319
Französische und deutsche Impressionisten. Von J. Norden . . 350
Kunst und Sittlichkeit. Von Johannes Gaulke 407
Secessionistisches. Von J. Norden. 430

7. Musik.

Max Schillings. Von Wilhelm Kleefeld 10
Richard Wagner und sein „Pogner". Von Georg Thiele . . 89
Arbeitslieder. Von J. M. Erler 92
Zwillingskünstler. (Meßchaert und Röntgen.) Von Hedwig von Friedlaender-Abel 171
Zum Beginn der Musiksaison. Von Erich Urban 206
Erinnerungen an Gounod. Von Theophil Zolling 213
Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. 231. 249. 264
Liszt's Freundin. Von Lüder Schulze 327
Hugo Wolf und sein Verein. Von H. von Friedlaender-Abel 342
Aus den Concertsälen 382
Die Darclée und die Melba 382
Dittersdorf-Jubiläum 382
Opern und Concerte: Die versunkene Glocke (Göllner) 47. Berlin lacht (Freund-Einödshöfer) 47. Die Reise nach China (Bazin) 380. Die Perlenfischer (Bizet) 381. In Afrika (Blon) 382 Die Grille (Döbber) 383.

8. Notizen.

Bartels 15. Bauditz 398. Berdrow 383. Biermer 79. Blume 159. Borinski 366. Braunfels 431. Bulthaupt 367. Bunsen 351. Busch 15. Caspari 303. Dahn 223. Day 334. Dietrich 270. Döring 271. Düntzer 63. Eyth 143. France 335. Giesebrecht 270. Glaß 398. Grad 398. Greif 302. Grolig 271. Groth 431. Grummach 14. Hacks 158. Hase 223. Heco 79. Heine 397. Hedin 14. Heintze 303. Hendel 335. Hesse 334. Hesse-Wartegg 287. Heyse 351. Hirth 414. Höck 207. Humboldt 414. Ichenhaeuser 95. Jellinek 271. Juraschek 287. Karnack-Hachfeld 366. Karpeles 383. Keisenberg 191. Kempe 223. Kipling 191. Kleinpaul 335. Klencke 319. Kröger 398. Kürschner 398. Küttner 159. Larisch 159. Lassar-Kohn 223. Liebenow 270. Lothar 431. Lozinski 335. Marini 335. Maeterlinck 270. Maupassant 63. Menzen 335. Niese 398. Oertzen 143. Oppert 63. Perfall 223. Pfister 431. Poschinger 159. Prévost 63. Promber 383. Röhling 398. Roth 271. Schmitthenner 398. Schreibershofen 223. Schubart 351. Seemann 287. Servaes 239. Siercks 15. Sommerlad 159. Spemann 143. 414. Steffens 366. Stohmann 367. Sturm 398. Teichert 63. Thomas 143. Tolstoi 271. Trinius 239. Troelsch 159. Trowitzsch 431. Verkrüzen 367. Vogel 143. Volkmann 223. Weber 351. 398. Welck 271. Wengerow 191. Werckmeister 15. 143. Zapp 223. Zitelmann 366. Zöllner 303.

9. Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg 222. Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung. Von Karl Sudhoff 239. Nochmals der amerikanische Milliardär Astor. Von M. Gutsch 270. Nochmals Hugo Wolf. Von Josef Stransky 397.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 1. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die slawische Gefahr. Von Kurd von Strantz. — Englands schwacher Punkt. Von Hauptmann Karl von Bruchhausen. — Die Fürsorge für Epileptische. Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock). — **Literatur und Kunst.** Literarische Amazonen. Von Theodor Ebner. — Max Schillings. Von Wilhelm Kleefeld. — **Feuilleton.** Flitterwochen. Von Timm Kröger. — **Aus der Hauptstadt.** Kaiser und Parlament. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die slawische Gefahr.

Von Kurd von Strantz.

Gewissenhaft wird die amerikanische, die gelbe und die Frage des größeren Britanniens erörtert, der sich wohl auch eine Betrachtung über den Panslawismus anschließt, ohne daß man des tiefen Unterschiedes dieser politischen Vorwürfe bewußt wird. Man wird häufig gar nicht gewahr, daß die erstgedachten Tagesfragen ganz Europa und die alte gesittete Welt betreffen, während der sogenannte Panslawismus zwei gänzlich getrennte Bestrebungen umfaßt, die sich sogar gegenseitig ausschließen. Denn die Schwärmer für die slawische Stammesgemeinschaft und deren Bethätigung gegenüber den benachbarten Völkern kümmern sich um die politischen Grenzen selbst innerhalb der einzelnen Slawenländer nicht und jagen somit unerfüllbaren Utopien nach. Die Wirklichkeit straft daher ihr Gebahren von der Einheit des Slawenthums auch überall Lügen. Die kleinen unabhängigen Völkerschaften des Balkans fallen gerade nach ihrer Befreiung vom türkischen Joche unbarmherzig übereinander her; ja selbst Glieder desselben Volkes bekriegen sich, wie die Serben des Königreichs und ihre Brüder in den Schwarzen Bergen, die untereinander die größten Todfeinde sind. Im heiligen Rußland stehen sich die Altrussen und die Polen in unauslöschlichem Hasse gegenüber. Weder Milde, noch grausame Härte hat Sieger und Unterworfene in Polen nähern können. Der Panslawismus will freilich dem ganzen faulen Westen den Garaus machen und erkennt auch die französische Freundschaft nicht an. Indessen ist Europa von diesem Gespenst des Ostens kaum bedroht. Die jetzt größtentheils zur ewigen Ruhe gebetteten Führer dieser einst auch in Rußland einflußreichen Bewegung haben sich nicht verhehlen können, daß ihre Ziele nicht erreichbar sind und sogar amtliche Mißbilligung im eigenen russischen Interesse erfahren haben. In der bisherigen Form dürfen wir deßhalb den Panslawismus als abgethan betrachten. Diese unklare, durch die Maßlosigkeit ihrer Zwecke und den Mangel jedes praktischen Zieles sich selbst vernichtende Richtung des angriffslustigen Slawenthums hat thatsächlich die westliche Cultur nie ernstlich gefährdet, ist daher auch mit den Eingangs gedachten Fragen nicht auf eine Stufe zu stellen und hat nur noch geschichtliches Interesse. Aber trotzdem ist das Erwachen des sonst so stumpfsinnigen slawischen Geistes außerhalb des beweglichen und stets unruhigen Polenthums bezeichnend für die Sinnesart der Slawen der Gegenwart und hat auch einen lauten Widerhall bei den einzelnen Zweigen dieser großen Völkerfamilie gefunden, dessen Wirkung von schwerwiegender Bedeutung für die europäischen Nachbarn der slawischen Stämme geworden ist. Die europäische Gefahr ist zwar beseitigt, aber das Slawenthum hat sich höchst thatkräftig und zielbewußt als der unversöhnlichste und schlimmste Widersacher seines einstigen Wohlthäters und Erziehers, freilich auch herrischen Unterdrückers kraft des Rechtes der höheren Gesittung, seines deutschen Nachbarn und Landgenossen entpuppt. Diese Beschränkung der lange schon vorhandenen und nur scheinbar schlummernden Bewegung auf das praktische Ziel des Volkskampfes gegen das Deutschthum ist das gefährliche Kennzeichen der slawischen Erhebung aus dem bisherigen dumpfen Schlafe und bedeutet zugleich das Kraftbewußtsein selbst der kleinsten Völkersplitter gegenüber ihren einst unbestrittenen Lehrmeistern. Das deutsche Dasein beruht aber auf dem siegreichen Bestehen des uns aufgedrungenen Kampfes, der wohl aufgeschoben, aber nicht mehr dauernd aufgehalten werden kann. Wir dürfen uns darüber keiner Selbsttäuschung hingeben, noch uns von den Redensarten über die gegenwärtige Machtstellung des Germanenthums in allen Erdtheilen in eine falsche Selbstzufriedenheit und irrige Siegesgewißheit wiegen lassen. Die Sachlage bildet eine oder richtiger die Lebensfrage für unser Volk, das festländische, südgermanische Volksthum.

Das heutige Slawenthum ist seiner Zusammensetzung nach kein einheitlicher Stamm desselben Blutes. Die Mischung mit dem verhaßten Germanenthum ist ziemlich beträchtlich und sogar uralt; ja sogar das führende Volk, die Russen, sind zweifellos keine Slawen, sondern deutschen Geblüts. Die Bulgaren sind Tataren und erst spät slawisirt, wogegen die sogenannten Nachkommen der Hellenen sehr viel slawisches Blut in ihren Adern haben. Die norwegischen Waräger würden sich trotz aller Wageluft niemals zu russischen Fürsten haben aufschwingen können, wenn nicht die germanischen Bastarnen den Grundstock des russischen Volkes gebildet hätten. Die nationale Schwäche beraubte jedoch die während der Völkerwanderung in der sarmatischen Ebene zurückgebliebenen germanischen Stämme ihrer angeborenen Sprache, und sie verloren sich im slawischen Völkerleben des Ostens. Die Mongolenzeit machte die schlitzäugigen Tataren zu Herren des europäischen Ostens und die Blutmischung wurde noch vielfältiger. Ein wunderbarer Zufall war es dann, daß der Name der germanischen Russen zur Sammelbezeichnung aller

Digitized by Google

slawisch sprechenden Völkerschaften westlich von den Polen wurde. Die Ausdehnung nach dem Osten geschah hauptsächlich auf polnisch-litthauische Kosten, wie ihrerseits auch die Polen ihre Machtstellung vordem durch Eroberungskriege in südöstlicher Richtung errungen hatten. Der deutsche Vorstoß längs der südlichen Ostseeküste über preußisch-lettische Volksgebiete bis zu den finnischen Esthen war die Antwort auf die Zurückdrängung und Aufsaugung des deutschen Volksthums im Herzen Rußlands. Aber der deutsche Ritter- und Bürgerstolz verstand sich nicht dazu, die baltischen Unterthanen auf die Höhe des eigenen Volksthums und der eigenen Gesittung zu heben, was sich noch heute schwer rächt. Hatten dagegen einst die minderwerthigen slawischen Völkerschaften die Germanen bis auf die gothischen Reste in der Krim, welche noch im vorigen Jahrhundert ihre alte Heldensprache redeten, wie wir sie aus Wulfila's Bibelübersetzung kennen, rettungslos verschlungen, so gewann das deutsche Schwert wenigstens bis zur Weichsel den alten Volksboden zurück. Die italienische Kaiserpolitik hemmte freilich allzu sehr einen weiteren Fortschritt. Die blutige Eroberung wurde durch das friedliche Werk der Ansiedlung vollendet. Selbst über die deutsch-österreichischen Grenzen rollte der Volksstrom und mindestens vier Millionen Deutsche beherbergt noch gegenwärtig das heilige Rußland. An der Wolga, im Kaukasus, wo noch germanische Ueberbleibsel sich erhalten haben, an der Ostseeküste und im königlichen Polen sitzt der Deutsche in geschlossenen Ansiedlungen. Im Heer und der Verwaltung ist er über das ganze weite Reich zerstreut; freilich in amtlicher Stellung mehr ein guter Unterthan, als ein Sohn seines Volkes. War der Deutsche noch bis zur Mitte des Jahrhunderts der geistige Führer des schwerfälligen Russen, so ist ihm jetzt seine Culturarbeit übel gelohnt und das Mündel seiner Leitung entwachsen. Der väterliche Freund erscheint dem slawischen Kind nunmehr als ein Unterdrücker, obschon es ihm den ganzen culturellen Aufschwung dankt. Das französisch-russische Bündniß ist der Schlußstein der Deutschenhetze auch außerhalb der Landesgrenzen. Dieses unerfreuliche Bild wird leider weiter west- und südwärts nicht gemildert. Auch in Oesterreich-Ungarn und den unabhängig gewordenen kleinen slawischen Südstaaten ist das Volk zum Bewußtsein seiner Abstammung gekommen und hat sich gegen die bisher unbestrittene deutsche Herrschaft aufgelehnt, da Letztere leider wohl das Volk regiert, aber nicht germanisirt hat, wie einst die rohen Slawenvölker die östlichen Germanenstämme langsam vergewaltigt haben. Ja selbst die Colonisationsarbeit im Deutschen Reiche ist jüngst in Frage gestellt worden, da der unruhige Pole auch auf preußischem Boden zum Angriff übergegangen ist, obwohl die Gegenwehr doch nur ein übermüthiges Aufbäumen wider die feste deutsche Herrenfaust, nicht grausam, wie die russische Knute, aber auch nicht weich, wie die österreichische Sammtpfote darstellt. Dieser nationalpolitischen Lage gegenüber befindet sich das Deutschthum schon im eigenen Hause in der Vertheidigungsstellung, ohne die fast verlorenen Außenposten thatkräftig schützen zu können. Nicht die Weltmacht des Deutschthums ist bedroht, sondern das bloße Dasein des eigenen Volksthums ist gefährdet und bereits bröckelt der Fels, auf welchem unser Volk in der Mitte Europas steht. Die slawische Welle hat nicht nur die deutschen Volksinseln im Osten schon überfluthet, sie nagt sogar bereits am ursprünglichen deutschen Volksboden. Ernster kann daher die Sachlage gar nicht sein und gerade zur Zeit, wo das neue Deutsche Reich errichtet ist und dessen Volk sich eine angesehene Stellung auf dem Erdball zurückerobert hat.

Wir müssen zwei geographische Gruppen unterscheiden, die sich wieder in je zwei Unterabtheilungen gliedern, um uns ein Bild von dem Ringen unseres Volksthums mit den slawischen Stämmen machen zu können. Zur ersten Gruppe gehören die beiden deutschen Großstaaten, wenn auch für Oesterreich-Ungarn diese Annahme staatsrechtlich, wie thatsächlich schon fragwürdig erscheint. Aber wir Deutsche müssen an dem deutschen Gepräge des Donaureiches festhalten und im Nothfall selbst mit Hand anlegen, um dem vielsprachigen Land dieses einigende Aeußere zu erhalten. In Deutschland kommt hauptsächlich Preußen in Betracht, wenn es auch befremden mag, daß überhaupt andere Bundesstaaten eine polnische Frage kennen sollten, was leider der Fall ist. Preußen bietet gegenwärtig in amtlicher Beziehung eine erfreuliche Erscheinung. Die Regierung hat endlich nicht nur den festen Willen gezeigt, die großpolnische Bewegung einzudämmen, sondern auch erhebliche Mittel zu deren thatkräftiger Bekämpfung in Aussicht genommen, so daß wir mit Genugthuung von einer zielbewußten polnischen Politik des preußischen Staates wieder reden können, die erst Bismarck seit langer Zeit wieder mit staatsmännischem Blick aufgenommen hatte. Trübe sieht es dagegen mit der Verdeutschung des Ostens aus. Diese Lebensaufgabe der preußischen Vormacht von der Ordenszeit an hat sogar bereits kurz nach der Auftheilung Polens eine rückläufige Richtung genommen, welche freilich erst in unserer Zeit zu einem unmittelbaren Angriff der Polen auf das Deutschthum ausgeartet ist. Mit Recht kann daher die Verwaltung behaupten, daß sich der Staat nur in der Nothwehr befindet, wenn er die Angriffe des Polenthums auf den deutschen Volksboden zurückweist. Der vaterlandsliebende Deutsche dagegen muß offen erklären, daß nicht die Abwehr dreister polnischer Eroberungen, sondern die Germanisation fremden Volksthums auf dem Reichsgebiet überhaupt unsere Pflicht ist. Oestlich der Elbe und Saale ist aller Boden dem Slawenthum abgerungen, das übrigens nur uralte deutsche Volksgebiete während der Völkerwanderung besetzt hatte. Ist doch das jetzt polnisch-jüdische Kalisch eine altehrwürdige deutsche Stadt, die schon Ptolemäus kannte. Schlesien haben die polnischen Piastenfürsten selbst verdeutscht und jetzt tritt uns ein großpolnisches Oberschlesien entgegen, dessen sonst so treue Staatsgesinnung mit dem staatsfeindlichen Deutschenhaß Posens und Westpreußens wetteifert. Aber das Polenthum hat bereits die Sprach- und Volksgrenze überschritten, denn in der Reichshauptstadt sondert sich eine starke polnische Ansiedlung von d$_{3}$. übrigen Bevölkerung ab und in den Kohlen- und Hüttenbezirken Westphalens muß die Regierung Maßnahmen gegen die auffässige polnische Einwanderung erwägen. Ueberall macht sich der polnische Kriegszustand bemerkbar. Auch in den mitteldeutschen Bundesstaaten spürt man die Zuckungen der polnischen Bewegung, da die zahlreichen Arbeiterzüge auf dem flachen Lande ihr fremdes Volksthum absichtlich offen zur Schau tragen und nur die Aufmerksamkeit der Behörden eine dauernde Niederlassung verhindern kann, obschon der Leutemangel in der Landwirthschaft sonst in jedem Arbeiter eine erwünschte Vermehrung der nothwendigen Arbeitskräfte erblicken läßt. In diesem verschiedenartigen Vorgehen an weitgetrennten Orten erkennt man die nicht zu unterschätzende Lebenszähigkeit und das elementare Kraftbewußtsein des geistig alle anderen slawischen Stämme überragenden Polenthums in ihrer wahren Gestalt, obwohl die polnischen Volksvertreter in den parlamentarischen Körperschaften nur von der grausamen Unterdrückung des zertretenen Volkes zu reden wissen. In der Wirklichkeit verwandelt sich das Bild in eine Bedrohung des nationalen Staates, dessen deutsche Grundlage gefährdet wird. Der Zug polnischer Arbeiter nach dem Westen bis an den Rhein läßt naturgemäß Lücken im Osten entstehen und verdrängt in Mitteldeutschland den deutschen Landarbeiter von seiner Brodstelle. Der Pole unterbietet bei seiner niedrigeren Lebenshaltung den deutschen Arbeitsgenossen und nistet sich an seinem leergewordenen Platze ein, nachdem er ihn zur lohnenderen Industrie gedrängt hat. Das ständige Wachsthum des gewerblichen Arbeiterheeres unter gleichzeitiger Entvölkerung des ackerbauenden Landes ist aber eine schwere sociale Gefahr,

Digitized by Google

wie wünschenswerth auch die industrielle Entwickelung sonst sein mag. Aber selbst im Gewerbebetrieb dringt der Pole vor, indem er die westphälischen Bergwerke füllt und durch seinen Wettbewerb den deutschen Bergmann in seinen Lebensbedingungen auf eine tiefere Stufe herabdrückt. Dagegen leeren sich die oberschlesischen Gruben von einheimischen Arbeitern und russisch-polnische schaffen einen unerwünschten Ersatz. Allmälig wird der Fremdling, welcher noch unter dem preußischen Polen in cultureller Beziehung steht, im Lande ansässig, auch wenn man amtlich seine Niederlassung thunlichst zu hindern sucht. Landwirthschaft und Großgewerbe jammern von ihrem nicht unberechtigten, selbstsüchtigen Standpunkt über die zweifellose Arbeiternoth und die Behörden müssen immer neue Schaaren russisch-polnischen Gesindels über die Grenze lassen. Eine weitere schlimme Folge ist die fortwährende Bewegung in der Bevölkerung, welche nicht auf eigenem Grund und Boden sitzt, ja landfremd ist, wenn sie nicht sogar einem ausländischen Staate angehört. Diese Zustände sind in national-politischer Beziehung auf die Dauer unhaltbar und bedrohen den Lebensnerv des preußischen Staates und Deutschlands überhaupt. Wandel muß geschaffen werden, soll nicht der slawische Einbruch den deutschen Charakter des Reiches in unliebsamer Weise verändern.

Die Polenfrage in Deutschland ist daher auch mit social- und wirthschaftspolitischen Schwierigkeiten verquickt, welche deren Lösung nicht vereinfachen, aber dadurch unter den nationalen Gesichtswinkel gerückt werden. Im staatlichen Leben muß indessen jede Aufgabe dem obersten nationalen Gebot untergeordnet werden, selbst wenn infolgedessen andere Schäden des Volkskörpers einer bestimmten Art der Heilung beraubt werden. Socialpolitisch bedenklich ist die polnische Bewegung, weil die verhältnißmäßig niedrigen Lebensansprüche des auch weniger gebildeten polnischen Arbeiters die Lebenshaltung des deutschen Genossen herabdrücken. Ferner füllt der sich fruchtbarer vermehrende Pole in steigendem Maaße das Arbeiterheer des Großgewerbes und schließlich entwurzelt er den noch an der Heimathscholle hängenden deutschen Tagelöhner und selbst den kleinen Bauer, indem er ihn im Lohne unterbietet, auch durch sein Wanderleben dem Gutsbesitzer im Winter und bei mangelnder Arbeit nicht zur Last fällt. Der Pole fördert deßhalb in gefährlicher Weise die Proletarisirung unseres Volkes. Ein Gegenstück finden wir an dem bedürfnißlosen Italiener, der in der Schweiz und Südfrankreich den einheimischen Arbeiter immer mehr vertreibt und zur nationalen Gefahr geworden ist. Wirthschaftspolitisch zeigen sich gleiche Mißstände. Der Osten wird entvölkert, da der polnische Arbeiter nach dem Westen zieht und den deutschen Gutsherrn der nothwendigen Arbeitskräfte beraubt. Den erforderlichen Ersatz bilden sodann die russischen Brüder, welche national noch schlimmeres Unheil anrichten. Der russische Pole entbehrt der deutschen Gesittung durch die Volksschule und das deutsche Verkehrsleben. Er ist schon auf russischem Boden ziemlich vogelfrei. In Deutschland tritt er bloß als Wanderarbeiter auf, den man möglichst bald nach gethanem Werke abschieben will. Trotzdem bleiben alljährlich Tausende im Lande und der deutsche Osten wird immer polnischer. Der deutsche Landwirth bedarf aber des Ersatzes an Stelle seiner früheren landflüchtigen Tagelöhner und bringt dadurch die Regierung bei ihrer Entscheidung über die höchsten Lebensinteressen des nationalen Staates in eine schwierige Lage. Schon das politisch unmögliche Zwangsmittel der Aufhebung der Freizügigkeit wurde ernsthaft in Vorschlag gebracht, um die preußischen Polen auf dem Lande festzuhalten und sodann die Grenze den russischen und österreichischen Gästen zu verschließen. Fraglos muß im Fall der Befriedigung der nationalen Forderung der Grenzsperre auf irgend eine Weise der hauptsächlich im Osten drückenden ländlichen Arbeiternoth durch gesetzliche Maßnahmen abgeholfen werden, die sich freilich nur im Rahmen einer Seßhaftmachung der Tagelöhner ohne gesetzlichen Zwang werden bewegen können. Freilich war die bedingungslose Aufhebung der Gebundenheit an die Scholle rein wirthschaftlich betrachtet eine Uebereilung, welche jedoch politisch entschuldbar ist. Man hätte ein Gegengewicht gegen die Abwanderung in die großen Städte schaffen müssen, welche das platte Land zum Schaden des allgemeinen Wohlstandes entvölkert und in den Mittelpunkten des Großgewerbes unleidliche Zustände schafft. Die Selbsthülfe der Landwirthe muß unzulänglich bleiben, da die gewerbliche Entwickelung folgerichtig eine höhere Stufe der Gesittung bedeutet. Aber der Staat hat die Pflicht, das gesunde Gleichgewicht zwischen Stadt und Land aufrecht zu erhalten, wie auch kein Theil der Volkswirthschaft andere, nothwendige und lebensfähige Gebiete schädigen darf. Indessen war social-, wie national-politisch die gegenwärtige Entwickelung des Ostens nicht vorauszusehen. Das Bestreben der Regierung, durch Schaffung gewerblicher Anlagen im polnischen Osten der Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse zu steuern und auch den höher stehenden Arbeiter aus dem deutschen Westen ins Land zu ziehen, zeugt von großem staatsmännischen Verständniß. Es ist auch die thatkräftige Durchführung solcher Maaßregeln zu erhoffen. Wesentlich ist freilich die Verstärkung der kleinbäuerlichen Ansiedelung. Die bisherige Gangart war zu langsam und die Leitung allzu vorsichtig und bureaukratisch, wenn wir auch die antinationale Geschäftsführung der Bromberger Generalcommission mit dem Schleier der vergebenden Liebe bedecken wollen, nachdem ihr von Aufsichtswegen das Handwerk der unbewußten Polonisirung gelegt ist. Freilich sollte man von höheren preußischen Verwaltungsbeamten an so wichtiger Stelle eine bessere Einsicht verlangen. Die Mitglieder dieses Geschäftsbereiches sind leider fast ausschließlich Bücherjuristen und keine Verwaltungsbeamten, welche nicht nach dem starren Buchstaben des Gesetzes, sondern nach den wirklichen Lebensverhältnissen handeln sollen. Die schlimmste Gegnerin einer erfolgreichen Verdeutschung ist freilich die katholische Kirche und nicht nur polnischer Zunge. Der Pole geht durch die deutsche Volksschule, lernt also deutsch. Verwaltung und Rechtsprechung sind ebenfalls deutsch. Es bleiben also bloß Haus und Kirche im Banne des Polenthums. Das Haus ist dem Einflusse der Staatsgewalt entzogen. Aber die religiöse Uebung ist der Staatsaufsicht unterworfen. Es hat sich nun der Irrglaube gebildet, daß die Predigt in der sog. Muttersprache gehalten werden müsse, um dem Andächtigen zu Herzen zu sprechen. Steht es unumstößlich fest, daß die sog. polnischen Provinzen Preußens deutsch werden sollen, so ist es nicht einzusehen, warum die Volksschule deutsch und die Kirche polnisch amtirt. Daß der deutsche Priester volksverrätherisch handelt, der polnisch predigt, wie dies nur allzu häufig der Fall ist, unterliegt keinem Zweifel und ist auch nur bei der vaterlandslosen deutschen Geistlichkeit der römischen Kirche möglich, während sonst der Clerus auch selbst im kirchenräuberischen Italien national gesinnt ist. Ein deutscher Oberhirte auf dem einstigen polnischen Primusstuhle genügt nicht, wie die Wahl des Erzbischofs Dinder gezeigt hat. Aber ein polnischer Prälat an solcher Stelle ist freilich eine deutsche Todsünde, welche sich wohl nicht wiederholen wird. Wir müssen demgemäß die deutschen Forderungen dahin zusammenfassen, daß wir neben der deutschen Besiedelung die Beschränkung des polnischen Abflusses nach dem deutschen Westen, die Schließung der Grenze gegenüber den fremden Wanderarbeitern, die wirthschaftliche Erschließung durch Förderung gewerblicher Veranstaltungen und deutschen Gottesdienst als unerläßliche Bedingungen einer wahrhaft nationalen Politik aufstellen. Die Hebung der geistigen Bildung auch in deutschen Kreisen durch Hochschulen, Büchereien ꝛc. sind kleinere Mittel zur Stärkung des Deutschthums, aber sie dürfen nur nebensächlich unter gleichzeitiger Eröffnung eines unmittelbaren Angriffes auf die drohenden polnischen Stellungen angewandt werden. Wir sind Herren im eigenen

Digitized by Google

Hause und die polnischen Fremdlinge haben sich unserer Ordnung zu fügen. Das heuchlerische Pochen auf die königlichen Verheißungen ist eitle Spiegelfechterei. Kraft Kriegsrechtes ist die Krone Preußen Gebieterin der ehemals polnischen Lande seit Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms III. Zeiten. Weder der Wiener Congreß noch die romantischen Anschauungen eines kranken Herrschers können diese staatsrechtliche Grundlage erschüttern. Auch unser altes Volksrecht erheischt die Verdeutschung des Gebietes, welches unter dem deutschen Orden dem alten Reiche schon angehört hat. Deutsche Städte und Bürger können unter einer deutschen Regierung dem polnischen Fanatismus nicht mehr ausgeliefert werden, wie zur Zeit des Thorner Blutbades. Das vom Polenthum in den Zeiten deutscher Schwäche einst vergewaltigte deutsche Volksthum ist seit mehr als einem Jahrhundert wieder Gebieter in diesen Landen geworden nnd muß endlich sein Herrenrecht ausüben.

Schließlich dürfen wir auch eine Begleiterscheinung der polnischen Bewegung nicht außer Acht lassen, wo auch regierungsseits und von den staatserhaltenden Parteien ein Mangel an Verständniß und Voraussicht an den Tag gelegt ist. Deutsche Pfarrer und Lehrer haben in ihren Mußestunden als echte deutsche Träumer und Denker die Sagen und Sprachen der evangelischen Litthauer Ostpreußens studirt und ihnen eine besondere Pflege angedeihen lassen. Als wissenschaftliche Beschäftigung war dieses Thun nur lobenswerth. Aber das Ergebniß dieser Bemühungen wurde bald auf das politische Gebiet und zwar wiederum von Deutschen gespielt, bis endlich auch eingeborene Litthauer plötzlich ihr angestammtes Volksthum entdeckten. Deutsche Geistliche predigten litthauisch und eine litthauische Bewegung war fertig. Welche nicht harmlose Folgen diese deutsche Begünstigung eines fast schon abgestorbenen slawischen Völkersplitters, der sich seiner Eigenart innerhalb des deutschen Lebenskreises gar nicht mehr bewußt war, endlich gezeitigt hat, beweist die bisher unerhörte Wahl eines besonderen litthauischen Vertreters in den Reichstag. Deutsch-nationale Männer agrarischer Richtung glaubten nichts Böses zu thun, als sie diese auffällige und unberechtigte Wahl unterstützten. Jetzt sind in drei preußischen Wahlkreisen Litthauer als Candidaten zum Abgeordnetenhause aufgestellt. Bereits früher haben sich auch die Wenden der Lausitz Preußens und Sachsens geregt. Auch hier ist von den allzu willigen deutschen Kirchenbehörden wendischer Gottesdienst neu eingeführt worden. Die Zeit wird kaum fern sein, wo in den Reichstag auch ein Wende einzieht. Welch' schweren nationalen Verlust diese Schaustellung interessanter, längst germanisirter slawischer Völkerschaften aber bedeutet, erkennt der Politiker erst dann, wenn er sich vergegenwärtigt, daß die Wendenkriege und der Kampf des deutschen Ordens in Preußen demnach vergeblich gewesen sind und der Deutsche selbst in bedauernswerther Verblendung aus der erloschenen Asche die gefährlichen slawischen Funken hervorbläst. Staatstreue Gesinnung mag man Litthauern und Wenden nicht abstreiten. Aber auch bei allem Unterthanengehorsam mehren sie vielleicht unbewußt das deutschfeindliche Element und bilden besonders werthvolle Hülfstruppen der Polen, da man ihnen ja bisher offenen Deutschenhaß nicht vorwerfen kann. Das protestantische Bekenntniß wird jedoch die scheinbar harmlosen slawischen Volksgenossen nicht abhalten, schon in Folge einer nur naturgemäßen nationalen Entwickelung, später bei einem etwaigen Siege oder auch bloß bei der leisen Hoffnung auf Erfolg seitens des Polenthums die gemeinsame slawische Volkssache unter polnischer Führung zu verfechten, sei es auf parlamentarischem oder gewaltsamem Wege. In der Wahl der Mittel ist der verschlagene Slawe nie sehr zimperlich gewesen; auch entschuldigt die glühende Vaterlandsliebe mit Fug und Recht die krummen Wege, die die polnische Schlachta und der gleich fanatische Clerus gegangen sind. Die Lausitz liegt vor den Thoren Berlins und Dresdens, und Ostpreußen ist das Stammland des neuen preußisch-deutschen Reiches. Wir spielen also leichtsinnig mit dem Feuer, wenn wir diese schwachen Flämmchen des slawischen nationalen Erwachens nicht bei Zeiten austreten; eine falsche Gefühlsschwäche könnte leicht verhängnißvoll werden. Noch sind Litthauer und Wenden nicht zum deutlichen Bewußtsein der Gemeinsamkeit der slawischen Interessen gelangt. Aber die polnische Propaganda wird mit der Belehrung nicht auf sich warten lassen und schon werden die evangelischen Polen meuterisch gemacht. Die volksverwandten evangelischen Glaubensgenossen werden den katholischen Hetzern mit Naturnothwendigkeit auf dieser abschüssigen Bahn folgen und die längst vollendete Germanisation alter Slawenlande wird in Frage gestellt werden. Der deutsche Michel ist dann wieder einmal vom listigen Slawen übertölpelt worden. (Schluß folgt.)

Englands schwacher Punkt.

Von Hauptmann Karl von Bruchhausen.

England hat wenig Freunde auf der Welt, und diejenigen, welche das Gegentheil davon sind, haben sich seit mehr als einem Jahrhundert weidlich das Gehirn zermartert, um einen Weg zur Niederzwingung des Inselreiches zu finden. Es wurde schon genau ausgerechnet, wieviel Landtruppen — gar so viel sind gar nicht einmal nöthig — mit kühnem Handstreich an die englische Küste geworfen werden müssen, um das an einem verrotteten Wehrsystem krankende Land über den Haufen zu rennen. Schade nur, daß der einfache Plan unausführbar ist. Englands Streitkräfte zur See sind so stark, daß nie und nimmer im Ernste an eine solche Ueberraschung zu denken ist. Oder es wurde unwiderleglich festgestellt, daß das auf die Zufuhr vom Auslande in ungewöhnlichem Grade angewiesene vereinigte Königreich elend durch Hunger zu Grunde gehen muß, wenn es gelingt, ihm diese Zufuhr auch nur für ein paar Wochen abzuschneiden. Aber wie wäre das, also eine Blokade, möglich, so lange England die unbedingte Herrschaft zur See, selbst gegenüber dem vereinigten Europa, zu behaupten vermag?

In den starken und zahlreichen Kriegsschiffen beruht ganz allein seine Stärke, und der Zusammenbruch ist da, wenn dieses Instrument versagt. Nun sind die prächtigsten Panzer mit den gewaltigsten Kanonen nicht mehr werth als altes Eisen, wenn ihnen ihr tägliches Brod, die Kohle, fehlt. Das traurige Ende des spanischen Geschwaders unter Admiral Cervera liefert in dieser Beziehung eine in die Augen springende Lehre. Es kann sich aber eines Tages ereignen, daß es England an Kohle mangelt, um die Maschinen seiner Kriegsschiffe zu heizen. Noch mehr: es hat sich bereits ereignet und zwar vor Jahresfrist. Damals mußten zur großen Verblüffung des englischen Volkes — entgegen dem seit undenklichen Zeiten geübten Brauch — die großen Flotten-Manöver abbestellt werden, weil die Bergleute der Kohlendistricte von Süd-Wales in Ausstand getreten waren. Wenn es auch nach der Versicherung des ersten Lords der Admiralität für den Augenblick nicht an Kohlen fehlte, so würden die gewohnten Flottenmanöver — der Manöververbrauch beträgt an die 50000 Tonnen Kohlen! — in die vorhandenen Vorräthe ein solches Loch gerissen haben, daß der unmittelbare Ersatz des Ausstandes wegen nicht möglich gewesen wäre. Das aber hielt man mit Rücksicht auf einen etwaigen Kriegsausbruch für bedenklich.

Angesichts des Kohlen-Reichthums Englands erscheint eine solche Verlegenheit auffallend. Man muß sich aber vergegenwärtigen, daß die modernen Schiffscolosse Leckermäuler sind und nicht mit jeder Speise vorlieb nehmen. Als des

Digitized by Google

erwähnten Ausstandes wegen im vergangenen Frühjahr die Zufuhr der guten Kohle aus Süd-Wales aufhörte, suchte man sich auf den in Dienst gestellten Schiffen vorübergehend mit Kohlen aus den Nord-Districten zu helfen. Das Ergebniß war: eine störend starke Rauchentwicklung und das Zurückbleiben von allerhand Ueberresten in den Heizräumen, wodurch dann wieder geringere Hitzegrade und in weiterer Folge eine Herabsetzung der Fahrgeschwindigkeit der Schiffe bedingt wurden. Die vorgeschriebene Schnelligkeit konnte nicht eingehalten werden, alle Berechnungen wurden zu Schanden, und das Endergebniß war die Manövrirunfähigkeit der Geschwader bis zu einer gewissen Grenze! Die Kohlen aus Süd-Wales sind also ein Lebensbedürfniß für die englische Kriegsflotte. Und nicht nur in den heimischen Gewässern, sondern auch im Ausland müssen die Schiffe zum größten Theil mit guter englischer Kohle versorgt werden, da die fremden Kohlen vielfach an denselben Nachtheilen leiden, wie die aus den Nordbezirken von Wales bezogenen. Die Versorgung und Complethaltung der über den ganzen Erdball zerstreuten Kohlendepots mit zum Theil englischer Waare stellt gewaltige Anforderungen; der Verbrauch ist ein enormer. Für den Kriegsausbruch und für einen kurzen Krieg reichen die Vorräthe der Depots daheim und im Auslande wohl aus; nicht aber für einen Krieg von längerer Dauer. Im Auslande darf während eines Krieges Ersatz nicht angekauft werden; der Verkäufer würde sich nach landläufiger Auffassung eines Bruches der Neutralität schuldig machen, wenn er Schiffen einer kriegführenden Macht mehr Kohlen abließe, als zur Fahrt nach dem nächsten Hafen jener Macht erforderlich sind. Man erinnere sich nur der Erlebnisse des spanischen Admirals Camara in Suez während des Krieges mit den Vereinigten Staaten. Es wurden ihm keine Kohlen ausgefolgt.

So muß denn für England der Haupttheil der unmittelbaren Kriegsrüstung in der Beschaffung und Aufstapelung gewaltiger Mengen brauchbarer Kohlen bestehen. Thatsächlich wurde Ende October v. Js., als der Faschoda-Zwist in ein überaus kritisches Stadium getreten war, von der Admiralität an 17 Firmen in Cardiff der Auftrag für sofortige Lieferung von 200000 Tonnen bester Kohle gegeben; die Tonne zu 13 bis 13,6 Mark. Für den Fall des wirklichen Ausbruches des Krieges mit Frankreich wurden dann noch mit den größten Bergwerken von Wales Verträge über außerordentlich starke Kohlenlieferungen abgeschlossen. Hierbei hätte die Admiralität schon, wenn es wirklich zur Lieferung gekommen wäre, einen Preis von 17 bis 17,6 Mark für die Tonne bezahlen müssen. Aus dieser Thatsache ergiebt sich schon, wie abhängig die britische Kriegsflotte von der heimischen Kohleninduſtrie ist. Wir glauben auch nicht, daß Letztere im Ernstfalle die geringste Scheu tragen würde, die Nothlage der Flottenverwaltung auszubeuten. Ein Beweis dafür ist schon das vorerwähnte Aufschnellen der Kohlenpreise für die Kriegslieferungen. Freilich, wenn das Vaterland in Gefahr käme, würden die englischen Staatsleiter trotz aller Achtung vor dem persönlichen Eigenthum nicht zögern, etwa sich bildende Kohlenringe kurzer Hand zu brechen. Das kann der Staat. Aber machtlos steht er den Kohlenbergarbeitern gegenüber, wenn diese sich in Kriegszeiten weigern sollten, ihre Arbeit fortzusetzen. Da liegt der schwache Punkt der englischen Kriegsrüstung. Er kommt nicht von außen, sondern findet seinen Ursprung in den inneren Verhältnissen. Ob ein Appell an die Vaterlandsliebe der Bergleute von Erfolg sein würde? Wer vermag diese Frage zu beantworten. Aber zweifellos erscheint uns, daß die Arbeiter einen Fall der Bedrängniß der Kriegsflotte wegen Kohlenmangels zu ihrem eigenen Vortheil ausnutzen werden, und zwar gründlich. Sie werden arbeiten, aber das liebe Vaterland muß zahlen, daß ihm die Augen übergehen. Das sind unerquickliche und gefährliche Zustände für einen Staat, dessen Macht zusammenbricht, sobald seine Kriegsflotte lahm gelegt ist. Daher sehen wir denn auch im letzten Jahre in England Versuche mit der bis dahin gründlichst verachteten flüssigen Heizung für Kriegsschiffe (Petroleum-Rückstände, Masut) ausgeführt. In Italien und Deutschland hat sie Eingang gefunden und zwar in der Weise, daß die Kohlen-Heizvorrichtungen verschiedener Schiffstypen in ein paar Stunden auch für die Verwendung flüssiger Feuerung umgeändert werden können. Aber die Engländer schütteln zu diesem Auskunftsmittel vorläufig noch den Kopf, denn ihr Bedarf an Heizmaterial für die Kriegsflotte ist riesengroß, und sie wären bei der Beschaffung von flüssigem Heizmaterial auf das Ausland angewiesen. Wer aber kann sagen, wie lange z. B. die Freundschaft mit den „angelsächsischen Vettern" jenseits des atlantischen Oceans anhalten wird?

Zum Schluß noch ein Ausblick in die ferne Zukunft. Von Staatswirthschaftslehrern wurde ausgerechnet, wann die Kohlenlager der Welt erschöpft sein werden. Dieser Zeitpunkt dürfte zuerst mit für England eintreten. Freilich liegt er noch so weit hinaus, daß Frankreich mit der Revanche für Faschoda nicht gut auf ihn warten kann. Aber kommen wird er. Ob bis dahin neue Erfindungen den schwarzen Brennstoff auch für die gewaltigen Bedürfnisse der Kriegsflotte entbehrlich machen werden? — Jedenfalls muß es für ein Reich, welches keine ehrlichen Freunde hat und kaum jemals solche erwerben wird, zu ernstem Nachdenken Anlaß geben, daß seine Weltmachtstellung sich in letzter Linie auf einen Gegenstand gründet, dessen Verschwinden mit Sicherheit vorauszusehen ist, auf — die Steinkohle.

Die Fürsorge für Epileptische.

Von Nervenarzt Dr. Otto Dornblüth (Rostock).

Es ist eine sehr erschreckende und unheimliche Erscheinung, wenn ein anscheinend gesunder Mensch plötzlich wie vom Blitz gefällt zusammenstürzt, das Bewußtsein verliert und eine Zeit lang starr oder von Krämpfen bewegt daliegt, bis er schließlich wieder zu sich kommt und anscheinend die schweren Zufälle eben so schnell wieder abschüttelt, wie er sie bekommen hat. Die alten Griechen nannten solche Zufälle Epilepsie, was ziemlich genau unserem Worte Anfall entspricht. Andere Bezeichnungen dafür waren morbus Herculeus, weil Hercules daran gelitten haben sollte, und morbus sacer, heilige Krankheit, im Hinblick darauf, daß in ähnlichen Zuständen die Tempelpriesterinnen ihre Weissagungen verkündeten. In Rom nannte man die Krankheit morbus comitialis, weil ihr Vorkommen während einer Comitialsitzung die Unterbrechung der Verhandlungen nach sich zog; so wollte es das Gesetz, das dem Unheimlichen der Erscheinung Rechnung trug. Auch heute sind sowohl im Volke wie in gewissen religiösen Kreisen noch die Auffassungen verbreitet, daß irgend ein übernatürlicher Einfluß die epileptischen Erscheinungen hervorrufe. Jedenfalls ist die Krankheit eine sehr wichtige, weil sie nicht nur auffallend und schwer, sondern auch sehr häufig ist. Genaue Zählungen liegen in Deuschland nicht vor, man kann aber ziemlich sicher annehmen, daß unter je 1000 Einwohnern ein an Epilepsie Leidender ist. In Frankreich fanden sich vor Jahrzehnten bei der Conscription fast gleichmäßig 16 auf 10000. Wenn man sich die Armee von Epileptischen berechnet, die danach in Deutschland vorhanden sind, so begreift man schwer, wie es möglich ist, daß der Staat erst seit einigen Jahren für die unbemittelten Kranken dieser Art zu sorgen begonnen hat. In Frankreich zählte man am 1. Januar 1878 33225 Epileptische, davon waren 1650 in Krankenhäusern und Special-Anstalten untergebracht, 3550 in

Digitized by Google

Irren-Anstalten, dagegen wurden 28 000 in Familien verpflegt, während für mindestens 10 000 von ihnen eine Krankenhauspflege nöthig gewesen wäre Von den 50 bis 60 000 Epileptischen in Deutschland mögen etwa 8000 in Anstalten sein, während die Erfahrung lehrt, daß bei allermindestens einem Drittel der Kranken die Krankenhaus-Behandlung erforderlich wäre.

Das Elend, das in dem Mangel geeigneter Unterbringung liegt, besteht nun nicht etwa bloß darin, daß der Anblick der epileptischen Zustände Kinder und Schwächliche gefährden kann, auch nicht allein darin, daß die Kranken bei ihren plötzlich auftretenden Zufällen allerlei Beschädigungen und Gefahren ausgesetzt sind, sondern vor Allem darin, daß eine große Zahl heilbarer Epileptischer die Gesundheit nicht wieder erlangt, weil es an der Erfüllung der nothwendigen Bedingungen fehlt. Die ungeheilt gebliebenen Kranken sind leidlich aufgehoben, so lange ihre Angehörigen die Mittel besitzen, für die Kranken zu sorgen; sie sind auch dann einigermaßen versorgt, wenn sie bei mangelnden Mitteln *schwer* erkranken, denn dann nimmt sich die öffentliche Fürsorge ihrer an. Am traurigsten ist das Loos der wenig Bemittelten mit leichteren Krankheitsformen. Es wird ihnen aus leicht ersichtlichen Gründen schwer, eine dauernde Beschäftigung zu erlangen; die von Zeit zu Zeit auftretende Krankheit bringt Störungen in der Arbeitsfähigkeit, in der Zuverlässigkeit, oft auch directe Gefährdung des Kranken (z. B. im Fabrik-Betrieb) mit sich; alle Berufe, die ein Arbeiten in einer gewissen Höhe, auf Leitern u. s. w. erfordern, sind von selbst ausgeschlossen, und so gerathen sie leicht in unverschuldete Arbeitslosigkeit und damit auf die Bahn des Landstreichens und Bettelns. Ein Beweis für diesen Zusammenhang liefert die große Zahl der Epileptischen in den Armen- und Arbeits-Häusern. Ueberall, wo seit dem segensreichen preußischen Landesgesetz vom 11. Juni 1891 Staats-Anstalten für Epileptische eingerichtet worden sind, findet man massenhaft Kranke, die in dieser Beziehung sehr traurige Lebens-Schicksale zu erzählen haben. Es giebt ja wirklich kaum etwas Traurigeres, als wenn ein Arbeitswilliger wegen zeitweise auftretender Gebrechen keine Arbeit finden kann und damit der Noth und der Verwahrlosung anheimfällt.

Aber auch die Kranken aus den wohlhabenderen Ständen sind sehr zu bedauern. Die Art des Leidens bringt es mit sich, daß sie auch in liebevollen Familien schließlich oft als eine große Last empfunden werden. Der Kranke selbst gewöhnt sich bis zu einem gewissen Grade an sein Leiden; er sieht ja seine Krankheit nicht, weil ihm die Bewußtlosigkeit, in dieser Hinsicht wohlthätig, einen Schleier darüber zieht. Umsoweniger versteht er es, wenn er von der Theilnahme an allerlei Vergnügungen ausgeschlossen werden soll, und das bringt seine ohnedies oft reizbare Stimmung oft sehr in Wallung. Die dadurch entstandenen Zusammenstöße tragen natürlich wiederum dazu bei, das Familienleben zu stören. Treten Verschlimmerungen der Krankheit ein, so fehlt bis zu einem gewissen Grade die bei anderen Krankheiten gewöhnlich gegebene Aushülfe eines Krankenhauses, denn mit Rücksicht auf die anderen Kranken suchen diese so viel wie möglich die Aufnahme von Epileptischen zu umgehen oder doch die Aufgenommenen so bald wie möglich wieder loszuwerden. So lange es keine besonderen Krankenhäuser für Epileptische gab, fanden sich in dieser Richtung oft die größten Schwierigkeiten. Es ist daher auch ein überaus großes und unvergängliches Verdienst des Pastors von Bodelschwingh in Bielefeld, daß er schon vor Jahrzehnten aus dem Ertrage milder Sammlungen die Epileptikeranstalt in Bethel bei Bielefeld errichtete. Die Gründung entsprach so sehr einem Bedürfniß, daß alsbald Hunderte und Tausende von Epileptischen aus ganz Deutschland dahin zusammenströmten. Uebrigens war nicht nur die Thatsache der Gründung ein Verdienst Bodelschwingh's, sondern auch die Art der getroffenen Einrichtungen: die Kranken wurden nicht im geschlossenen Raume eines Krankenhauses untergebracht, sondern in freistehenden Einzelhäusern, die nach Möglichkeit den Charakter des Familienhauses und auch im Innern den des Familienlebens tragen sollten. Diese Anordnung wuchs zwanglos daraus hervor, daß nicht von vornherein eine Anstalt nach bestimmtem Plane gebaut worden war, sondern daß in einem Landhause zunächst vier Epileptische untergebracht wurden, und daß man diese Einrichtungen nach den allmälig wachsenden Mitteln und Anforderungen erweiterte. Die dabei gemachte Erfahrung, daß die im Ganzen ziemlich reizbaren Epileptischen sich untereinander besser vertrugen, als mit anderen Menschen, und daß man durch regelmäßige Beschäftigung mit allen in solchem Betriebe vorkommenden Arbeiten nicht nur die Kosten der Anstaltspflege wesentlich verringern, sondern auch den Kranken an ihrer Gesundheit nützen könne, hat sich weiterhin für die Errichtung anderer Epileptikeranstalten sehr nützlich gemacht. Wir können auch mit Freude sagen, daß Deutschland gegenwärtig Musteranstalten dieser Art besitzt, leider noch in viel zu geringer Zahl.

Aber die beste Anstalt führt nicht über das Leid hinweg, das eine so häufige und langdauernde Krankheit den Einzelnen und den Familien bringt. Es ist daher von allergrößtem Werth, daß man sich darüber klar wird, was geschehen kann, um die Ausbildung einer solchen Krankheit zu verhüten, und wenn sie entstanden ist, sie möglichst schnell und sicher zu heilen.

Auch in Laienkreisen ist es bekannt, daß nicht alle Krampfzustände als Epilepsie zu bezeichnen sind. Eine andere Stellung nehmen besonders die Lach- und Weinkrämpfe und die anderen Formen der „nervösen" Krämpfe ein; diese Erscheinungen der Hysterie bedeuten in der That etwas ganz Anderes, sie bilden eine Krankheit für sich, oft mit sehr schweren Krampfzuständen, dürfen aber nicht etwa mit Verstellung und dergleichen in Zusammenhang gebracht werden, wie das Unverstand und Herzlosigkeit der Umgebung nicht selten thun. Der eigentliche *epileptische* Anfall äußert sich darin, daß der Kranke plötzlich zusammenstürzt, mit völlig aufgehobenem Bewußtsein. Häufig gehen dem Anfall bestimmte Vorboten vorauf, sekunden- oder minutenlang, in Gestalt von Kriebeln oder hauchartigen Empfindungen in bestimmten Körpertheilen, seltener in Form leichter Zuckungen ꝛc. Diese Vorboten sind für den Kranken oft sehr werthvoll, weil sie ihm gestatten können, vor dem Eintritt des Anfalles sich hinzulegen und so den Sturz zu vermeiden. Alsbald treten nun zunächst Starre des Körpers und dann zitternde oder schüttelnde Bewegungen der Glieder und des Gesichtes auf; das anfangs blasse Gesicht wird durch die gestörte Athmung bläulich gefärbt, es tritt Schaum vor den Mund, nicht selten durch Zungenbiß blutig gefärbt. Die meisten Kranken kommen nach minutenlanger Dauer dieses Zustandes zur Ruhe, sie schlafen fest ein; Andere erholen sich schnell und merken nur aus verschiedenen Zeichen, was vorgefallen ist.

Aber nicht immer ist das Bild der Krankheit so schwer. Oft kommt es, namentlich in den ersten Jahren oder Monaten der Krankheit, nur zu Anfällen von schnellvorübergehendem Schwinden des Bewußtseins, ohne Zusammenstürzen, nach außen hin vielleicht nur durch starren Blick, kurzes Stocken im Gespräch oder in der Beschäftigung, manchmal auch durch leichtes Gesichtszucken oder Gliederzittern angedeutet, für die Kranken selbst manchmal ganz unbemerkt, öfters unter dem Gefühl einer Ohnmacht- oder Schwindelanwandlung. Diese Erscheinungen von sogenanntem petit mal verdienen eine recht große Beachtung und im Grunde einen viel ernsteren Namen, denn sie sind sehr oft die Einleitung einer schweren Epilepsie, verleiten aber in zahlreichen Fällen durch die Geringfügigkeit der Erscheinungen zu der trügerischen Hoffnung, daß das Leiden unbedeutend sei und von selbst oder doch

Digitized by Google

ohne nachdrückliche Behandlung vorübergehen werde. Alle Aerzte, die sich auf diesem Gebiet größere Erfahrung erworben haben, sehen immer wieder mit Bedauern, wie oft aus dieser irrigen Auffassung heraus der richtige Zeitpunkt für die Heilung des Leidens versäumt wird!

In noch anderen Fällen tritt keine völlige und reine Bewußtlosigkeit im Anfall ein, sondern eine mehr oder weniger erhebliche Störung des Bewußtseins, die sich in traumartigem Umhergehen, zwecklosen, nicht selten sehr gefährlichen Handlungen, Abwehr gegen vermeintliche Gefahren u. s. w. äußert. Dabei können alle körperlichen Erscheinungen der Krankheit fehlen, sodaß dem Laien die Zugehörigkeit des Bildes zur Epilepsie oft nicht ohne Weiteres klar ist. Er ist eben gewöhnt, das Wesentliche der Krankheit in den Krämpfen zu sehen, während thatsächlich das Wesen des Leidens in der anfallweise auftretenden Bewußtlosigkeit oder Bewußtseinstörung liegt. Die geistigen Erscheinungen der Epilepsie können vollkommen die körperlichen Erscheinungen vertreten, aber beide können sich auch in der vielfältigsten Weise mit einander verbinden.

Anfälle und Störungen kommen in manchen Fällen nur alle paar Jahre, in anderen täglich oder gar viele Male an einem Tage. Oft wechseln bessere und schlechtere Zeiten mit einander ab. Bei manchen Kranken treten die Anfälle nur Nachts auf, so daß sie lange unbemerkt bleiben können, wenn sie nicht Zeichen hinterlassen. Mit der Dauer der Krankheit, oft auch schon von vorn herein, kann der Charakter der Kranken einige Besonderheiten annehmen: die Epileptischen sind sehr oft reizbar, eigensinnig, jähzornig, in anderen Fällen tritt allmälig eine geistige Stumpfheit ein. Diese von jeher bekannte Erscheinung ist von Unerfahrenen vielfach auf den Gebrauch der Bromsalze als Arzneimittel gegen Epilepsie geschoben worden, aber sie war, wie gesagt, schon zu Zeiten bekannt, wo man noch gar nicht an die Bromsalze dachte, und sie findet sich mindestens so oft oder vielmehr weit häufiger bei den gar nicht oder mangelhaft behandelten Fällen der Epilepsie.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß jeder Epileptische ohne Schaden beliebig mit Brom behandelt werden könne. Die Epilepsie ist eine so verwickelte und von so wechselnden Verhältnissen abhängige Krankheit, daß jeder einzelne Fall nach besonderen Erwägungen und sorgfältiger Beobachtung seiner Weiterentwickelung behandelt werden muß. In dieser Richtung hat auch der wohlgemeinte Bromsalzversandt aus Bethel bei Bielefeld, der auf briefliche Befragung hin ausgeführt wird, schon viel Schaden gethan, weil darüber die besonderen Erfordernisse des Einzelfalles versäumt wurden, die natürlich nur bei persönlicher Untersuchung des Kranken und seiner ganzen Lebensverhältnisse zu erkennen sind. Es giebt, wie bei allen anderen Krankheiten, so auch bei der Epilepsie kein Mittel, das die Krankheit direct heilte, es giebt immer nur Methoden, die je nach dem Einzelfall ausgeübt und verändert werden müssen. Man kann dabei auch eine Reihe von Arzneimitteln mit sehr großem Vortheil in Gebrauch ziehen, aber darüber zu reden ist hier nicht der Ort, für die öffentliche Belehrung kann es sich immer nur um allgemeine Anweisungen handeln.

Vor Allem muß gesagt werden, daß alle Epileptischen wie überhaupt alle zu Krampfzuständen und zu nervösen Aufregungszuständen Leidenden den Alkohol als ein gefährliches Gift zu meiden haben. Mit unverzeihlichem Leichtsinn geben zahllose Eltern die im Kindesalter überhaupt völlig zu verwerfenden alkoholischen Getränke, Wein und Bier, auch solchen Kindern, die an Epilepsie leiden oder durch Krämpfe in der ersten Kindheit bewiesen haben, daß ihnen eine Anlage zu Krampfkrankheiten anhaftet. Es kann nicht streng genug betont werden, daß das unter keinen Umständen geschehen darf. Zahllose Fälle von Epilepsie schließen sich an die fieberhaften Kinderkrankheiten, Masern, Scharlach ꝛc. an, sicher zum Theil unter dem Einfluß der während dieser Krankheiten unsinniger Weise verabreichten „stärkenden“ Weine und der „zur Blutbildung“ während der Genesungswochen gegebenen Biere. Wann wird sich endlich die Erkenntniß allgemeine Geltung verschafft haben, daß alkoholische Getränke niemals blutbildend, niemals kräftigend, sondern immer nur als vorübergehender, oft schädlicher Reiz wirken!

Ob Kaffee und Thee den Epileptischen schaden können, vernünftige Mäßigkeit vorausgesetzt, halte ich für sehr zweifelhaft, jedenfalls könnte ich trotz reicher Erfahrung dafür keine Belege beibringen. Nach theoretischen Erwägungen wird man noch eher geneigt sein, vor Bouillon, Fleischextract und Fleischsäften zu warnen, deren Extractivstoffe anscheinend eine Reizwirkung auf die Krampfcentren im Gehirn ausüben. Aus demselben Gesichtspunkte muß auch eine überreiche Fleischnahrung für Epileptische als unzweckmäßig bezeichnet werden, ebenso wie für Nervenkranke überhaupt. Ich bin auch auf diese Frage in meinem Büchlein „Gesunde Nerven“ (Berlin, W. Werther's Verlag) genauer eingegangen.

Für die Lebensweise ist von Allem abzusehen, was Aufregungen und geistige Anstrengungen mit sich bringt. Kinder, die während der Schuljahre an Epilepsie erkranken, sollen nicht nur aus Rücksicht auf die Mitschüler, sondern auch ihrer selbst wegen sofort dem Schulunterricht entzogen werden. Es ist dringend zu rathen, daß man sich nicht lange mit halben Maßregeln aufhalte, sondern gleich die besten Hülfen zur Heilung heranzieht. Es liegt sicher an den Versäumnissen der ersten Krankheitszeit, wenn bis vor einigen Jahren in Deutschland die Zahl der Heilungen bei Epilepsie nur 3—5 von 100 Fällen betrug. Schon die verbesserte Anstaltsfürsorge hat den Prozentsatz der Heilungen auf 10—12 gesteigert, und es ist kein Zweifel, daß die neueren Methoden, die erst in den letzten Jahren aufgefunden und noch im Ausbau begriffen sind, bald noch sehr viel bessere Ergebnisse bringen werden. Die Anstalten des Pastors von Bodelschwingh wollten anfangs nicht mehr sein als eine Heimstätte für die von so schwerer Krankheit Getroffenen; in den neueren Staatsanstalten (z. B. in Biesdorf bei Berlin, in Freiburg in Schlesien, in Uchtspringe in der Altmark u. s. w.) ist Alles besonders auf eine in's Einzelne gehende ärztliche Ueberwachung und Behandlung eingerichtet, so daß der Heilzweck durchaus im Vordergrunde steht. Ich habe in den Jahren, wo ich selbst die genannte schlesische Provinzial-Heilanstalt einrichtete und leitete, wahrhaft überraschende Erfolge auch in älteren Fällen gesehen. Ich halte für alle Fälle, wo man nicht das ganze häusliche Leben nach den Erfordernissen der Cur umgestalten oder die Kranken der privaten Fürsorge eines besonders in dieser Beziehung erfahrenen Arztes anvertrauen kann, die Anstaltsbehandlung für die beste Gewähr des glücklichen Erfolges, und rathe, so schwer der Entschluß im einzelnen Falle werden mag, ihn nicht zu lange hinauszuschieben. Die gewonnene Zeit lohnt fast immer die vorübergehende Trennung, und man erspart sich hinterdrein die Vorwürfe, daß man nicht Alles gethan habe, was Erfolg versprechen konnte. Die modernen Anstalten sind ja sämmtlich so eingerichtet, daß die Kranken sich dort wohl fühlen können: Erwachsene finden Gelegenheit zu gesunder Beschäftigung, vorzugsweise in der Gärtnerei und anderen gesunden Arbeiten, Kinder finden Erziehung, Unterricht und Spiele und fühlen sich, so lange sie krank sind, oft unter den Leidensgenossen wohler als in den häuslichen Verhältnissen, wo sie wieder und immer wieder wegen ihres Leidens Manches entbehren müssen, was gesunden Kindern gewährt wird. Die Anstalten mit der großen Summe der dort gesammelten Erfahrung geben auch die besten Winke für die Zukunft der geheilt Entlassenen, was sie thun und treiben, welchen Beruf sie ergreifen, welche Schädlichkeiten sie vermeiden sollen.

Es bleibt noch übrig, einige Worte über die Ursachen

Digitized by Google

der Epilepsie zu sagen. Der Alkohol ist vorhin schon genannt, er spielt aber auch noch in anderer Beziehung hier mit: die häufigste Ursache der bei Kindern auftretenden Epilepsie ist der Alkoholismus der Eltern! Die Kinder von Alkoholisten, von Menschen, die ihre Nerven durch Alkohol geschädigt haben, haben sämmtlich ein reizbares, zu Krampfzuständen neigendes Nervensystem. Natürlich können auch andere Einwirkungen ein durch angeborene oder erworbene Anlage schwaches Nervensystem bis zu diesem Grade erschüttern; dazu gehören Kopfverletzungen, Fieberkrankheiten, heftige Gemüthsbewegungen, Schreck, unzweckmäßige Ernährung, insofern sie Blutarmuth und Schwäche hervorruft, und dergleichen mehr. Nervöse Kinder müssen vor allen solchen Einwirkungen sorgfältig geschützt werden, und wenn sie ihnen doch einmal unterliegen, so soll man sie mit der größten Vorsicht behandeln. Es ist gerade bei Kindern gefährlich, Aeußerungen der Nervosität mit Gewalt unterdrücken zu wollen. Man muß sie vielmehr rechtzeitig als krankhaft erkennen und demgemäß schonend und vernünftig behandeln. Nur auf diese Weise kann man sich gegen spätere Vorwürfe sichern.

Literatur und Kunst.

Literarische Amazonen.

Von Theodor Ebner.

Seit Bebel's hinlänglich bekanntem Buche von der Frau spielt das Weib der Zukunft eine beachtenswerthe Rolle in der modernen Literatur Deutschlands. Und zwar zumeist eine solche, die mit den socialen Bestrebungen der Frauenbewegung nur wenig zu thun hat. Denn die Tendenzen derselben lassen sich discutiren, über die Frage der weiblichen Concurrenz auf allen Gebieten des Wissens und Arbeitens läßt sich debattiren, und kein vernünftiger Mensch wird dieser Frauenbewegung ihre Berechtigung bestreiten wollen. Wenn wir dabei auch manche traditionelle Anschauungen über Bord werfen, wenn wir auch unter dem Drucke von Verhältnissen, die wir nun einmal nicht ändern können, Manches billigen müssen, was uns zuvor unbegreiflich erschien, so bleibt doch in dieser ganzen Culturerscheinung noch so Manches, was uns einfach als ein Gesetz unserer socialen Fortentwickelung erscheinen muß, so daß wir ihm gerne und willig den ihm gebührenden Platz in der Gegenwart und Zukunft einräumen. Dabei natürlich immer eins vorausgesetzt: ein unbefangenes Urtheil und eine gewisse Disciplin in unserem socialen Denken. Anders ist es freilich, wenn sich diese Bestrebungen für die Gleichstellung beider Geschlechter mit einem kühnen Sprung auf das ethische Gebiet hinüberspielen, wenn das moderne Weib auch hier seine redliche Hälfte verlangt, und dieselbe dadurch zu erreichen sucht, daß es sich nach dem bekannten Nietzsche'schen Recepte des Jenseits von Gut und Böse als das Ueberweib aufspielt, das jeder socialen Moral ein Schnippchen schlägt, und mit allerlei voll- und in manchen Ohren recht wohltönenden Phrasen das Recht der Selbstbestimmung, des individuellen Auslebens für sich in Anspruch nimmt. Wegen etwaiger Uebergriffe der Frau auf dem Gebiete moderner Culturarbeit brauchen wir uns keine Sorgen zu machen; die Natur zieht da bekanntlich von selbst ihre Grenzlinien und Mann, und Frau wissen heute beide ganz gut und genau, daß gerade dieses Naturgesetz mit all' seinen Voraussetzungen auch die kühnsten Theorien nicht aus der Welt schaffen können. Bei den ethischen Gesetzen, die unser Leben bestimmen, ist das nicht der Fall. Form und Inhalt derselben wechseln zu oft und zu rasch, und die Geschichte der Ethik selbst lehrt mit unumstößlicher Gewißheit, daß eben dieser rasche Wechsel ihrer Begriffe, das treibende und befruchtende Element in unserem Culturleben ist. Nur darf dieser Wechsel kein unnatürlicher, kein solcher sein, welcher der nun einmal gegebenen Thatsache der organischen und psychischen Differenzirung der Geschlechter einfach einen Faustschlag in's Gesicht giebt. Denn das ist vielleicht noch brutaler, als die nun einmal leider vorhandene Gewohnheit, dem Manne auch die rohen Rechte sinnlicher Leidenschaft weit eher und nachsichtiger zuzugestehen, als dem Weibe. Vor der Ethik hält eine solche Anschauung ja niemals Stand, und es erscheint deßhalb umsoweniger verständlich, wie es gerade jetzt, in einer Zeit, wo unsere sittlichen Begriffe ohnedem so unklar wie möglich geworden sind, Frauen geben kann, die es sich zur Aufgabe ihres literarischen Arbeitens gemacht haben, auch hier den Kampf mit dem Manne aufzunehmen, auch da Frauenrechte zu beanspruchen, wo auch das Weib der Zukunft nur mit Verirrungen und Verkehrtheiten zu rechnen hätte. Dafür freilich scheinen unsere literarischen Amazonen der Gegenwart jedes Verständniß verloren zu haben. Ihre fixe Idee von der sittlichen Emancipation des Weibes hat nachgerade Formen angenommen, die in der That für unser geistiges und sociales Leben eine Gefahr bilden, weil sie den niedrigsten Trieben des Menschen schmeicheln, und ihre Grundsätze durch eine Sophistik aufrecht zu halten suchen, wie man sie raffinirter, aber auch frivoler sich kaum denken kann. Der Gedanke, daß das Weib an der Spitze derer marschire, die den Kampf gegen die Familie auf allen Flanken eröffnen, ist an und für sich schon ein, gelinde gesagt, höchst origineller, und wenn die Sache nicht gar so ernst wäre, so könnte man leicht in Versuchung kommen, einmal gründlich darüber nachzudenken, ob eine Art von Altjungfernliteratur, wie sie uns beispielsweise die bekannte Schriftstellerin Ilse Frapan in ihrem neuesten Roman „Wir Frauen haben kein Vaterland" bietet, ihre Entstehung und ihre familienfeindliche Tendenz nicht einfach der Geschichte von dem Fuchse, dem die Trauben zu hoch hingen, und dem Grolle der „Sitzengebliebenen" gegen die böse Männerwelt, zu verdanken habe. Indessen, das wäre ja nur der unfreiwillige Humor an der Sache; die Frau ohne Heimath und Familie, die nun vermöge der nur ihr eigenen Logik sich als Opfer unserer traurigen Gesellschaftsverhältnisse betrachtet und jedenfalls auch trotz ihrer Seelengröße bemitleidet wissen will, will für sich betrachtet und social wie literarisch gewartet sein: eine Beschäftigung, bei der einem freilich das bischen Humor, das man noch besitzt, vollends ganz abhanden kommen kann.

Soviel ist unumstößlich sicher; unsere literarischen Amazonen blasen von allen Seiten her zur Attacke. Unsere modernen Frauenrechtlerinnen sind ihnen gegenüber nur Waisenkinder, die noch immer von allerhand traditionellen Vorurtheilen befangen sind. Das Evangelium vom Weibe der Zukunft ist ihnen offenbar noch ein siebenfach versiegeltes Buch, und ihre Forderungen und Wünsche sind annoch so zahme und bürgerliche, daß es nachgerade einmal an der Zeit ist, sich mit ihnen hierüber auseinanderzusetzen. Das thut Ilse Frapan in ihrem schon genannten Buche und das thut neben ihr Helena Böhlau, alias Frau al Raschid Bey, die Verfasserin der „Rathsmädelgeschichten", in ihrem neuesten Roman „Halbthier", der erstmals unter dem Titel „Adam und Eva" in der Deutschen Rundschau erschien, während Ilse Frapan ihre neueste Arbeit, die zudem den merkwürdigen Untertitel „Monologe einer Fledermaus" führt, zuerst in der Frankfurter Zeitung veröffentlichte. Man könnte schon an diese Thatsachen mancherlei Betrachtungen anknüpfen, und es wäre wohl hier, wie sonst nur selten, einmal Gelegenheit geboten, über das problematische Institut der neuerdings etliche Mal gekennzeichneten „Waschzettel" unserer Herren

Digitized by Google

Verleger ein offenes Wort zu reden. Man könnte vielleicht auch in einer Zeit, wo die weibliche Hysterie sich ihre eigenen literarischen Gesetze geschaffen hat, wo eine Elsbeth Meyer-Förster das höhere und niedere Dirnenthum mit dem Heiligenschein des Märtyrers schmückt, wo eine Marie Janitschek ihre beinahe unglaublichen Geschichten schreibt, und eine Juliane Dery selig gepriesen wird, weil sie keine Lust und keine sittliche Kraft hatte, ihr zerfahrenes Leben und ihre eigenwillige Phantasie zu ordnen oder zu zähmen — man könnte in einer solchen Zeit vielleicht sich auch einmal ganz ernsthaft daran machen, die Erfahrungen der modernen Gynäkologie durch das Wirken und Schaffen unserer derzeitigen Federheldinnen zu commentiren. Man dürfte dabei freilich den Namen des nun nachgerade literarisch hinlänglich zermarterten Friedrich Nietzsche nicht vergessen, der freilich Alles, nur kein Frauenfreund war, aber doch mit den schönen Worten von „Jenseits von Gut und Böse“ und von der Herrenmoral des Uebermenschen überall da herhalten muß, wo es gilt, irgend einen perversen Sittlichkeitsbegriff zu rechtfertigen, oder wohl gar die Lehre vom menschlichen Herdenthiere in zweckdienliche Beleuchtung zu rücken. Indessen — das sind Dinge, die schon mehr als einmal gesagt und geschrieben worden sind, das sind alles Probleme, deren Lösung sich nicht einmal durch literarische Kraftstückchen nach Art der Frapan-Böhlau'schen Bücher erwarten läßt, da dieselbe doch nur eine Phase in unserer natürlichen Fortentwickelung bilden wird. Daß aber eine solche einmal zur Auflösung der Familie führen wird, und daß das Weib der Zukunft einmal in der That die Verkörperung anarchistischer und socialistischer Ideen sein wird — das zu glauben sind wir, ohne jede Beschämung gestanden, doch zu altväterisch und idealistisch angelegt. Also aber lautet das Evangelium von dem Weibe der Zukunft:

„Wir unverheiratheten Frauen, freie Menschen sind wir. Wir dürfen die Hände regen für Andere. Oh, auf uns muß man rechnen, auf die künftigen Heere von Amazonen des Geistes und der Begeisterung, der Kunst, der Menschenliebe. Wir haben Zeit! Nicht ewig die Kette am Fuße, die sich Familie nennt, nicht ewig die Augen gerichtet auf das Heim und seine Tyrannei.“ — „In den Familien wird nach wie vor Zwang, Druck, Heuchelei, Autoritätsglauben, Bequemlichkeit und Plattheit zu finden sein, — die Ruthe und der Schlafrock. Unter ihnen aber (NB. den Unverheiratheten) wird freies Wort und freie Liebe, frohe Kraft, Wahrheit und Muth eine Stätte finden.“ — „Wenn wir nichts weiter erreichen, als daß wir für unser eigenes Futter sorgen können, dann wären wir taube Blüthen. Nein, dies Bestreben ist nur der Anfang. Der Zweck ist, die Hände frei zu bekommen, um der Menschheit dienen zu können mit allen Kräften.“ — „Ich beschwöre Euch, thut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Nichts Kluges — nichts Vernünftiges — laßt die That der Frau wie eine lang verschüttete, eingeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorsprudeln, thut etwas, das davon zeugt, daß Ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen. Breitet Eure großen Flügel aus wie Glucken. Bereitet dem jungen starken Weib ein Nest. Ein eigenes Nest mitten in der harten frechen Welt. Baut eine uneinnehmbare Veste aus Eurem Willen. Ohne daß ein Funke von Verachtung in Eurem Blicke aufsteigt, laßt in unangetasteter Reinheit das junge Weib ein Kind ihr eigen nennen dürfen... Ein Kind und Arbeit. Gebt ihnen Arbeit, bei der ihnen die Seele weit wird, und ein Kind, das ihnen das Herz froh macht. Seht Ihr — ich gebe Euch den großen Willen — nehmt ihn. — Laßt sie nicht in der Arbeit, nach einem Kinde hungernd, wie ein Raubthier verlangen. — Macht etwas Ganzes aus ihr. — Breitet Eure großen Flügel aus, wie Glucken und laßt ihnen nichts geschehen. — Schützt sie und sie sind geschützt, sagt ihnen, sie sind ehrbar und sie sind ehrbar. — Des Menschen Wille schafft die Welt. Weßhalb dem jungen Weib nicht ein Nest, worin es werden kann, was es werden will, und werden muß, wenn es einmal mit beiden Lungen frei athmen kann, wie ein Geschöpf Gottes und beides hat, ein Kind und Arbeit. Und aus diesem kleinen Nest wird eine neue starke Menschheit kommen, — allen zum Trotz, die eine Menschheit von Sclaven und Hausthieren wollen. — Achtung wird das Weibe unter der Sonne genießen — lachen und jubeln wird's — die ungeheure Gesetzeslast und die Mißachtung hat die Frau mit einem leichten Fußtritt bei Seite geschoben, wie durch ein Wunder und wieder wie durch ein Wunder ist sie nun frei geworden und sieht, daß sie nie gefangen war. Streicht ihr über die verwirrten Augen mit sanften, klugen, wollenden Mutterhänden und breitet die großen Flügel aus wie Glucken.“

Das sind so die Töne des Stil-Componisten Nietzsche. Und wenn diese Worte, die herzloseste und frivolste Verhöhnung der Familie die einen, und die widerlichste Glorificirung des hysterischen Dirnenthums die andern, etwa in einer socialdemokratisch-anarchistischen Apotheose des freien Menschenthums ständen, — dann gut, kein Wort darüber. Aber sie sind zu finden in Büchern von Frauen, deren Namen und Arbeiten bis jetzt auch da Anerkennung und Beachtung fanden, wo man noch ein thatsächlich ästhetisches und social-moralisches Empfinden voraussetzen durfte, und sie stammen von zwei Frauen, deren literarisches Schaffen sich bekanntlich früher auf anderen Bahnen bewegte.

Der Inhalt der beiden Geschichten ist ein sehr einfacher: Ilse Frapan erzählt die Erlebnisse einer Züricher Studentin, die, eine solche ohne Wissen ihres Vaters und mit heimlicher Unterstützung ihrer Mutter geworden, sich später um Förderung ihrer Studien an ihre Vaterstandt Hamburg wendet, von dieser aber abschlägig beschieden wird, und sich nun ohne weitere Umstände in die gerne ausgebreiteten Arme der Socialdemokratie wirft. Denn „Wir Frauen haben kein Vaterland“. Es lohnt sich wohl kaum, näher auf den Roman selbst einzugehen, die Haltlosigkeit ihrer eigenartigen Logik liegt auf der Hand, und wenigstens das Gute ist dabei hervorzuheben, daß sie sich mehr auf das sociale Gebiet beschränkt, um hier mit allerlei Sophismen und kräftig tönenden Phrasen für eine Gleichstellung der Geschlechter zu plaidiren, die sie in die schon citirten Worte von dem Dienst für die Menschheit kleidet. Ganz neu klingen diese Worte ja nicht, und wenn uns Fräulein Frapan auch nur mit einem Worte andeuten wollte, wie sie sich praktisch diesen Dienst für die Menschheit denkt, so wären wir recht dankbar. Unseres Wissens hat, seit die Menschheit existirt, die Culturaufgabe der Frau gerade in dem Schutze und der Heilighaltung der Familie bestanden, und den Glauben, daß dies auch in der Zukunft der Fall sein werde, wird einem thatsächlich sittlich denkenden Menschen Niemand wegdebattiren können.

Zwar wollte ich noch eher riskiren, hierüber mit Ilse Frapan als mit Helene Böhlau zu streiten, deren Roman wohl das Menschenmöglichste in der Schilderung weiblicher Hysterie geleistet, und sich damit auf ein Gebiet begeben hat, auf dem von vornherein jede vernünftige Discussion ausgeschlossen ist. Ihr Roman ist eine Art von Künstler-Roman, der freilich mit dem denkbar brutalsten Knalleffect schließt. Ihre Heldin ist ein ganz junges Ding, ist eine Art jener Demi-vièrges, die den Mann mit allen Mitteln weiblicher Koketterie und Sinnlichkeit heranlocken, und dann, als er hieraus die freilich nicht sehr moralischen Consequenzen zieht, Zeter und Mordjo über die Brutalität der Herren der Schöpfung schreien, ja sogar wie Isolde Frey in dem Böhlau'schen Romane zur Pistole greifen, ihren Galan einfach niederschießen, und an seiner Leiche dann erbauliche Betrachtungen darüber anstellen, daß sie hier stehen als „der Begriff des ewig gedrückten Weibes, des geistberaubten, unentwickelten Geschöpfes, dem Alles geboten werden darf, das Alles hin-

Digitized by Google

nimmt, waffenlos und rechtlos jeder Erniedrigung gegenüber". Und die dann in einem ihrer „heißgeliebten Seelenräusche" „eingebadet, ganz frei und erlöst", gewissermaßen als Testament ihren noch immer unter der Liebe leidenden Mitschwestern die Lehre zugehen lassen: „Zieh' die Liebe in Dir nicht so unselig groß. Siehst Du, wir Frauen neigen dazu, Alles in die Liebe zu legen. Wir haben die Liebe zu einer Art Unthier erzogen, zu einer Bestie! Sie hat unseren Geist gefressen. Wir haben uns von ihr arm und dumm gefüttert". Man weiß nicht, wie man derartige Tiraden, wie man überhaupt ein Buch nennen soll, das in allerlei mehr oder weniger dithyrambischen Ergüssen das Evangelium von dem freien Weibe der Zukunft verkündigt, und als letztes Ziel unserer „Frauenbewegung" klar und deutlich die Idee von der freien Liebe und der zügellosen Leidenschaft predigen möchte. Der Wettkampf der Frau mit dem Manne ist eine sociale Frage, über die sich bekanntlich sehr gut reden läßt, weil sie in vielen Beziehungen ihre volle Berechtigung hat. Der Frau, die um ihre Theilnahme an der Arbeit ringt, wird kein Mensch seine Achtung versagen. Dem hysterischen Weibe aber, das auch die letzte Spur religiösen und moralischen Empfindens über Bord geworfen hat, wie es uns die Damen Frapan und Böhlau schildern, stehen wir mindestens kalt und theilnahmlos gegenüber. Eine solche Wirkung haben diese Bücher gewiß nicht beabsichtigt — aber sie ist eine unbestrittene Thatsache.

Max Schillings.

Von Wilhelm Kleefeld.

„Das Interessante", meint Schopenhauer, „findet sich allein bei Werken der Dichtkunst ein, nicht bei denen der bildenden Künste, der Musik und Architektur." Er hat eben die nachwagner'sche Schule nicht mehr kennen gelernt. Das Interessante, dessen Begriff immer ein Ablenken, Abirren vom einfach Schönen in sich schließt, ist so recht die Schutzpatronin unserer modernen Componisten. Sie wollen mit musikalischen Mitteln nicht musiciren, sondern dichten, malen, Rechenexempel und philosophische Probleme lösen; sie denken so in einer fremden Sprache, die sie erst nachträglich in ihre musikalische Muttersprache übersetzen. Das Tonmotiv, sein rythmischer und melodischer Gehalt, tritt zurück vor seiner symbolischen, malerischen Bedeutung. Die Farbe ist diesen Musikern Alles — sie vergessen, daß ein Bild ohne feste Conturen bei der verwegensten Genialität nur ein Tumult von schreienden Farbenklecksen werden kann, kein Gemälde. Sie sind kühn, maßlos bis zur Selbstvernichtung. Form- und Maßlosigkeit verzeiht man unter Umständen einer starken, kraftvollen Individualität, die, bestürmt von der schönen, wilden Jagd der Leidenschaft, rücksichtslos ihren Reichthum von Gedanken ausschüttet. In diesem Sinne waren Schumann, Wagner und Brahms in ihren besten Jugendwerken maßlos; und in diesem Sinne ist auch Schillings in seiner mit 23 Jahren geschriebenen Oper „Ingwelde" maßlos, maßlos im Sinne des Uebermaßes.

Max Schillings, in Düren geboren, war für die juristische Laufbahn bestimmt. In München, der Wagnerstadt, traf ihn der Strahl der Erleuchtung. Wagner's Geist kam über ihn und löste aus der Tiefe der seelischen Ueberzeugung den Ruf nach Weltallsharmonieen. So ward Schillings Musiker. Schon im Jahre 1891 begann er die Composition der „Ingwelde"; er vollendete zunächst die 1. Scene des dritten Acts, die größte und bedeutungsvollste. Aber erst nach mehreren gründlichen Umarbeitungen des Stoffes, die er mit dem ihm befreundeten Textdichter gemeinsam unternahm, setzte er die Vertonung fort und konnte im Herbst 1893 die Instrumentation abschließen. Die Erstaufführung fand am 13. Nov. 1894 in München statt; das Werk des namenlosen Musikers hatte einen durchschlagenden, auch von den Gegnern der Richtung bestätigten Erfolg. Schillings erwachte am 14. November als berühmter Mann. Der Name des Autors ging von Mund zu Mund; überall bemühte man sich, schnell wenigstens Bruchstücke des Werkes kennen zu lernen. Der geistesverwandte Richard Strauß brachte schon zum ersten Philharmonischen Concert des Winters 1894 das Vorspiel des zweiten Actes nach Berlin und erzielte damit einen gewaltigen, nachhaltigen Eindruck. Im Jahre 1895 wurde ein Orchesterwerk „Seestück" im Kölner Gürzenich mit großem Erfolg eingeführt. Auch ein anderes Instrumentalstück, „Zwiegespräch", fand seinen Weg durch die Concertsäle. Weingartner hatte das eigenartige Werkchen für ein Programm seiner Sinfonieconcerte in der Berliner Hofoper ausgewählt, aber unbegreiflicher Weise nach der sehr lauen Aufnahme in der Generalprobe wieder zurückgezogen. Man war um so mehr erstaunt, daß Weingartner seine Ueberzeugung der des Publicums unterordnete, als er selbst seiner Zeit sich so entrüstet gegen dasselbe auflehnte und, nicht ganz mit Unrecht, über seinen Unverstand und seine Interesselosigkeit klagte. Es ist ja nicht leicht, in der absoluten Musik diesen „Modernen" zu folgen. Auch bei der schwierigsten Vocalmusik wird der Aufmerksamkeit wenigstens durch den Text ein zartes Leitseil gegeben, an dem man mit geringer Mühe über so manche musikalischen Höhen und Tiefen hinüberkommt. Nicht so der reinen Instrumentalmusik gegenüber; da wird es selbst Musikern schwer, den vom Autor beabsichtigten Sinn zu ergründen. Aber läßt sich die Musik nicht auch ohne theoretische Zergliederung genießen? Die Sonaten und Sinfonieen unserer großen Meister haben Tausende und aber Tausende entzückt, die den ästhetischen Schlüssel dazu noch nicht besitzen. Erlabten und erquickten sich doch die Menschen, seit sie existiren, an einem Trunk frischen Wassers, ohne zu ahnen, daß es aus Wasserstoff und Sauerstoff zusammengesetzt sei. Das „Zwiegespräch" (zwischen Fräulein Violine und Ritter Cello) beschäftigt sich zwar mit ernsten oder gar gelehrten Betrachtungen über Ewigkeit, Erlösung und Auferstehung; aber die Stimmung bleibt immer wohlwollend und freundlich, sie will uns mehr fesseln als überzeugen. Jedenfalls steckt tiefe Empfindung und ausgesprochene Musikalicität in dem kleinen Tonstück.

Inzwischen waren auch eine Anzahl Lieder in die Welt hinausgegangen. Bei Fürstner erschien die erste Folge; da ist ein Frühlingslied, ein Wanderlied und ein Spielmannslied. Im „Wanderlied" springen die Vögel munter von Ast zu Ast; sie locken den Jüngling hinaus zu „glühendem, glücklichem Wagen". Weit ist die Bahn; auf weltfernen Irrwegen gleiten die Harmonieen vorüber. Die Melodik, in ihrer rhythmischen Eigenthümlichkeit, ist etwas rauh, wie es die Verse der Gräfin Schwerin veranlassen. Merkwürdige Wortdehnungen fallen hier, wie auch in bescheidenerem Umfang bei dem Liede „Ein Spielmann", auf. Es ist auf den Volkston gestimmt. Was man bei Schillings so Volkston nennt; man darf da nicht an Mendelssohn's „Sonntagsmorgen" oder Lassen'sche Vorbilder denken. Schillings hat seine eigene Welt, er hat auch sein eigenes Volk, das ihm lauscht und das er belauscht. Eine kraftvolle Frische tritt in dem gleichmäßigen $^4/_4$-Takt und der munter fortschreitenden Hauptmelodie hervor; der Mitteltheil zwingt bei kräftiger Stimmentfaltung den Hörer in den berauschenden Bann der treuen, weltbeherrschenden Liebesallmacht. Entzückend, duftig verhaucht der Schluß:

„Zwei braune Augen sah'n ihm nach,
Die ganz voll Thränen waren,
Ihm aber dünkt, er hätt' noch nie
Ein schön'res Leid erfahren!"

Digitized by Google

Ueber H dur und Es dur schwingt sich ein verhallender Seufzer nach der Grundtonart G dur empor. Die meisten Lieder sind in freier Strophenform gehalten. Im „Frühlingsgedränge“ — der Frau seines Gesinnungsfreundes Strauß gewidmet — umranken die drängenden Figuren wie die Blüthenknospen im Lenz den Melodieenstamm. In einer Folge kürzerer Gesänge wird der Genuß durch manche Uebertreibungen getrübt. „Im Entschlafen“ und „Tief glücklich“ zeigen viele hartnäckig wiederkehrende Dissonanzen, die im Orchester weniger hart klängen als auf dem trockenen Clavier. „Waldesstille“ und „Landschaft“ sind schwer sangbar in Folge der häufig eine Octave durchmessenden und überragenden Melodie-Sprünge. Eigenthümlich reizvoll ist die Uebergehung des Leitetons. Doch warum durchspielt das Mondlicht in solch dreifachen Dissonanzen „das Buchengehege“?

Schon in den Liedern zeigt sich der Meister der Stimmungsmalerei, der Psychologie der Musik; aber seine Ueberdurchschnittsgröße wird uns erst recht in dem Opernwerk klar. Zwei scheinbar widersprechende Qualitäten zeichnen die „Ingwelde“ aus, die reife technische Meisterschaft und die jugendlich kühne Urwüchsigkeit und Natürlichkeit. Man fühlt es, die Farben des Gemäldes sind noch feucht. Es liegt nicht der Staub verbriefter und verjährter Classicität, es ruht der frische Reiz frühlingsprächtiger, neuaufgeschossener Jugendkraftblüthen auf den Tönen und Accorden. In unserem modernen Kunstculturkampf kann sich kein Musiker der Macht Wagner's entziehen; auch Schillings macht gar nicht den Versuch, der Gefahr zu entrinnen, er sucht sie auf. Freilich haben wir hier einen Künstler bei dem nicht mehr — wie bei unzähligen Rivalen — die Reminiscenzen, sondern die Consequenzen Wagner'scher Musik zu Tage treten. Schillings geht in allen Punkten über Wagner hinaus, doch nicht immer mit Erfolg. Wie er die Leitmotive ineinander schachelt, zwei, drei, in der Verwandlung des 1. Actes gar 4 Themen im doppelten Contrapunkt über einander thürmt — das greift mehr in das Gebiet der Mathematik als der Musik. Und die folgenschwere Rückwirkung bleibt nicht aus; um die Motive für solche Künste verwerthen zu können, müssen sie von vorn herein zu proteusartiger Verwandlungsfähigkeit ersonnen werden. Selbstverständlich büßen sie dadurch leicht ihr charakteristisches Gepräge, ihre melodisch ausdrucksvolle Physiognomie ein. Die wunderbare Prägnanz, den melodischen Reiz der Wagner'schen Leitmotive wird man hier vergeblich suchen. Auch die Linienführung des Gesanges ist oft gebrochen und zickzackförmig und stellt den Ausführenden undankbare, wirkungslose Aufgaben. Aehnlich geht es mit dem Orchester. Schillings' Instrumentation ist die von Wagner entdeckte Farbenwelt, aber in ihren letzten theoretischen Folgerungen. Die Nibelungen-Effecte kehren in outrirter Häufung und Potenzirung wieder. Das Englisch-Horn, das bisher nur markante Stellen ausmalte, erhält bei ihm die Alltagsgleichberechtigung mit Oboe und Clarinette. Er bringt einen Orgelpunkt auf der großen Trommel zu Beginn des Vorspiels; er läßt die Leiche Klause's mit gestopften Posaunen, seinen Geist mit Sordinen auf den Contrabässen erscheinen. Bei dem Zusammenstoß der Schiffe muthet er den Hörnern gewagte Triller zu. Die Eigenart dieser Gewaltsamkeiten steht meistens nicht im Verhältniß zu ihrer thatsächlichen Wirkung. Die Dehnung der Motive und ihre Anpassung an jede beliebige Taktart, die Wagner mit solcher Meisterschaft durchführt, ist hier vom Uebel; sie entstellt oft die Themen bis zur Unkenntlichkeit und zeigt uns, daß Schillings noch die Fähigkeit abgeht, das Unterscheidende sicher zu treffen.

Das kurze Vorspiel baut sich aus den sieben Motiven auf, die die Oper tragen; das Ingwelde-Motiv erklingt aber erst in der folgenden Scene ungekürzt. Um den Besitz des Weibes streiten zwei seit grauer Zeit feindliche Sippen, die Thorsteinsöhne und die Gladgardmänner. Ingwelde glaubt den Kampf zu enden, indem sie sich mit feierlichem Eid dem vor ihren Augen gefallenen Wikingerkönig Klause angelobt. Durch das plötzliche Wiedererwachen des Scheintodten wird der Conflict neu beschworen. Ingwelde hält ihren Eid; doch lockt sie pflichtvergessen den Gemahl ins Verderben, um dem geliebten Gest anzugehören. Der Bruder Klause's erscheint als Rächer, tödtet Gest und geht mit Ingwelde gemeinsam in den Tod. Am Schlusse eröffnet sich die tröstliche Aussicht, daß so viel Blut nicht umsonst geflossen; der Streit der Völker ist darin ertränkt, ein neuer, friedlicher Culturarbeit gewidmeter Lebensmorgen bricht an:

„Aus den ewigen
Tiefen des Todes
Quillt das freudige
Leben hervor!“

Der Librettist, Graf Sporck, ist ein geborener Dramatiker und warmblütiger Dichter. Schade, daß er, noch mehr als der Componist, im Banne Wagner's steht; der Stoff enthält weit mehr Anklänge als die Musik. Dabei erdrücken die immer neu aus dem Boden wachsenden dramatischen Conflicte und Ueberraschungen sich gegenseitig und schwächen die Gesammtwirkung. Der ganze erste Act ist Kampf, der zweite Liebe. Hier steht der Charakter Bran's, des jungen sonnigen Sängers, neben Ingwelde im Mittelpunkt der Handlung; er ist vom Dichter wie vom Musiker gleich liebevoll behandelt. Der zweite Act ist überhaupt musikalisch der beste, das Beste vom Besten sein in geschlossener Form prächtig gesteigertes Vorspiel. Es strömt die Seele Bran's aus, eine Art schwärmerischen Zwiegesangs des Skalden mit seiner geliebten Harfe. Das Skaldenthema athmet große, weltumspannende Züge; das Horn trägt es in die Weite, träumerisch, waldesprächtig, Flöten umspielen es tändelnd, flüsternd und kosend. Wie wunderbar überzeugend malt die Kunst des Musikers die Umwandlung des sehnsüchtig schmachtenden Träumers zum thatkräftigen Helden! Und wie geistreich läßt der Tonmeister des Phantasten Motive von den Kriegern verzerren und parodiren! Der zweite Act beweist, daß Schillings die geschlossenen Formen sicher beherrscht. Das dritte Vorspiel könnte man „Ingwelde's Seelenqual“ betiteln; acht Mal steigert sich ihr Charaktermotiv, erst gemartert und zerrissen, dann in „leuchtender Liebeskraft“ umglüht, von Freundesarmen der Solo-Violine umschlungen und erwärmt. Eine Tristanische Liebesapotheose ist das breit angelegte Duett zwischen Ingwelde und Gest. Die Scene Bran-Ingwelde ist die dramatischste der ganzen Oper; sie lehrt erkennen, daß nur gemeinsamer Tod die Verbrechen sühnen kann.

„Willkommen, ihr Kinder
des Muths und der Minne,
ihr ewig Vermählten
bei des Meergottes Mahl!“

Hochbedeutend wie das ganze Werk ist auch sein Abschluß. Wer es liebt, dem Zeitgeist in der Musik an den fiebernden Puls zu fühlen, der wird nicht ohne Rührung und Erhebung das Werk genießen.

„Den Namen Schillings muß man sich merken. Er bedeutet nicht den Anfang einer neuen Epoche, sondern das Ende einer alten. Er ist Erbe aller Errungenschaften von Jahrhunderten; aber ich meine, Erben von einer solchen Größe der Gesinnung, von einem solchen Reichthum der Kunst, von einer so gesunden, tapferen Männlichkeit, Naivität, Reinheit wie Schillings, sind die tiefste Huldigung für jene künstlerischen Väter, deren Erbesverwalter sie sind.“

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Flitterwochen.

Von Timm Kröger.

Noch immer bilde ich mir ein, jung zu sein, wenn Peter es auch in Zweifel zieht; ganz unbestritten bin ich jedenfalls jung verheirathet. Die Leute sagen, meine Frau ist hübsch, — Freunde, die mir was Liebes anthun wollen, lassen es nicht dabei; sie erklären: „Hübsch hin, hübsch her, hübsch und niedlich sind viele, hübsch ist auch die neue Kellnerin zum Rathsbrunnen, und doch steinigen wir Jeden, der ihr Gesicht mit den Zügen deiner Frau zusammen an einem Tage nennt". Deine Frau ist ganz was Anderes, als hübsch: Deine Frau ist schön. Und die Allervertrautesten beglückwünschen mich zu der sanften und edlen Gemüthsart meines Weibchens. Sie blicken mich mit aufrichtiger Hochachtung an. Wer so ein Weibchen sein eigen nennen darf, muß nicht nur ein großer, sondern auch ein guter Mann sein. Als mein Freund Peter meine Frau zum ersten Mal sah, da stand Staunen und Verwunderung in so ausgeprägter Fracturschrift auf der breiten Stirn, daß mein Herz im Leibe lachte. Nach Tisch — wir rauchten eine Havanna in meinem Arbeitszimmer — legte er seine beiden großen Hände gewichtig auf meine Schulter.

„Laß mich Deine Augen sehen!" rief er und blickte mit feierlicher Fröhlichkeit hinein. „So strahlt das Gesicht eines Glücklichen" — kam es endlich. Und andächtig ließ er sich in meinen weichen Sessel nieder. Die Cigarre, die er vor dem feierlichen Act auf den Rauchtisch gelegt hatte, nahm er wieder auf und rauchte. Er rauchte dicke zufriedene Wolken vor sich hin.

„Ich strahle wie ein Glücklicher, und Du rauchst wie ein Philosoph," sagte ich lachend und reichte ihm den Aschenbecher. „Die weiße Asche Deines Glimmstengels ist lang geworden und droht Dir auf's Knie zu fallen."

— — — Alle preisen mich glücklich; aber Niemand sagt, daß ich mein Glück verdiene. Daraus mache ich mir aber nichts. Ich lasse die Leute reden und meine Freunde lache ich an. Das heißt, ich lächle, wie es wohlerzogene Männer thun, wenn sie Complimente einheimsen. Ich betheure, daß ich Allen für ihre gute Meinung über meine Frau von Herzen dankbar bin. Und niemals ist eine Versicherung aufrichtiger gewesen. Meinen Peter umarme ich in schwellender Rührung. In mich hinein aber, da lächle ich nicht nur, da lache und frohlocke ich laut. Ich bin nicht ängstlich wegen meiner Würdigkeit. Soll die Sonne nur über Gerechte leuchten: niemals hätte ihr Licht die Welt aus dem Chaos gehoben. Und Tag für Tag bade ich mich in Sonne und Glück.

Früher liebte ich weite Spaziergänge: Stunde auf Stunde im Schweigen des Waldes, durch wilde Bruchwiesen, über die weiten Ebenen hallender Haide. Damit ist es jetzt rein aus. Nun führe ich meine Frau in den Anlagen der Stadt umher, durch die Wagenburg der Kindermädchen, durch den Strom der Bürgersleute, die sich etwas vertreten und ihren Sonntagsrock zeigen wollen, durch das schwarze Meer der Herrensitze, durch den Frühlingsgarten blühender Damenfrühlingshüte. Oder — um bei der Wahrheit zu bleiben — ich werde geführt. Es ist das schon nothwendig, da ich immer nur ganz unbestimmte Vorstellungen davon habe, was mich umgiebt. Nicht allein, daß ich eine beständige Gefahr dem Radsport gegenüber darstelle, ich bin zuweilen außer Stande, einen Handwerker von einem Fabrikanten zu unterscheiden, einen Fabrikanten von einem Rath, einen gewöhnlichen Rath von einem Geheimrath, einen Geheimrath von einem Präsidenten, diesen von der Excellenz ... und so weiter. Ich verwechsele Adler vierter Classe mit solchen dritter Classe, Adler ohne Eichenlaub und Adler mit Eichenlaub. Denn ich denke fort und fort an mein Glück. Wenn ich so in schnöder Mißachtung der natürlichen, durch göttliche Ordnung geheiligten Rangunterschiede dahin schlendere, dann fühle ich wohl einen leichten Druck des auf meiner Rechten ruhenden Handschuhs, der mich veranlaßt (ich halte es für unbewußte Intelligenz), ihm durch eine tastende Bewegung meiner Linken Gewähr dafür zu bieten, daß er noch im Besitze meiner Liebe ist. Dann aber kann mir von der Eigenthümerin des besagten Handschuhs die Belehrung nicht erspart bleiben, daß der kleine Druck, nämlich das Hintasten der Linken ... an und für sich ganz nett, nun aber wenig angebracht sei, weil der kleine Knuff gar kein Liebesknuff, sondern vielmehr ein Denkzettel habe sein sollen. Er habe mir sagen sollen, daß ich zu grüßen habe, wolle ich fürder als anständiger Mensch auf der Promenade passiren. Soeben seien nämlich Directors oder Präsidents oder Raths So und So vorübergegangen. Bei ihrem freundlichen Gruß hätte ich sie mit irren Augen angestarrt, den Hut aber „unentwegt" auf meinem Schädel behalten. Ich bitte dann, noch immer zerstreut, um Entschuldigung, ziehe aber nachträglich meinen Hut im leeren Raum tief herab. Die Staare in den Alleebäumen spotten, meine herzige Frau lacht auch, aber halb und halb ist sie bös. Sie zweifelt daran, ob ich überhaupt zu erziehen sei.

In den letzten Tagen hat sich das häufiger wiederholt. Wieder und wieder halte ich den Druck des Handschuhs für eine Liebeserklärung, wieder grüße ich in die freie Luft hinaus, und wieder erhalte ich von meiner Eheliebsten so eine von den kleinen Scheltreden, die ihr so entzückend stehen und sich von ihren Lippen so klug ausnehmen. Allgemach kommt in mir so eine Art Achtungsgefühl auf vor der Wichtigkeit einer Sache, die ich bisher so burschikos und junggesellenhaft leicht behandelt habe.

„Aber bester Mann," sagte sie gestern, „Du läufst noch Leute um oder richtest sonst ein Unglück an. Allein kann ich Dich nicht ausgehen lassen. Sag, Liebster, wie hast Du Dich früher ohne mich hinausgeholfen?"

„Ich ging auf die Haide und in den Wald."

„Das ist ein Ausweg. Morgen habe ich große Gardinenstopferei — und dann noch allerlei, wobei die Männer nicht zu gebrauchen sind. Da schick' ich Dich auf die Haide."

— — — Weit draußen in einer Grube, dicht bei dem großen Hünengrab, wohnt ein alter Hase, der freilich auch ein Kaninchen sein kann, denn so genau läßt sich so was nicht sagen. Ich will ihn aber bis weiter für einen Hasen halten. Dieser alte Hase hat — mirabile dictu — trotz der Donnerbüchse des gutmüthigen, im Pachtbesitze der Jagd befindlichen Sparcassenverwalters nun schon vier Mal (d. h. wenn er, der Hase, die Wahrheit bekundet) die Welt wieder grün werden sehen. Vor zwei Jahren, als der rauhe Winter war, bin ich mit ihm bekannt geworden. Ich brachte ihm Kohlstengel und Heu mit, und dadurch haben wir uns so weit mit einander angefreundet, als ein Mensch sich mit einem Hasen, der möglicher Weise nur ein Kaninchen ist, anfreunden kann. Obgleich er meinen Schritt schon kennt, so kann es doch wohl vorkommen, daß ich ihn im Schlafe störe und ihn erschrecke. Er springt dann mit großem Getöse auf, bis ich ihm zurufe: He, gut Freund! — oder was mir sonst gerade einfällt, was zur Folge hat, daß er seinen Schreckenslauf mäßigt. Immerhin aber hüpft er einige hundert Meter davon und fängt dann an zu weiden, ohne sich viel um mich zu kümmern. Er ist ein alter Eremit, aber Koketterie und Eitelkeit sind ihm nicht fremd, was ich daraus schließe, daß er mit seinem sauberen Spiegelchen gar anmuthig zu winken versteht, wenn er davon kratzt. Er trägt einen Zwickelbart und hat ungeheure Löffel. Wenn er sie lässig auf den Rücken legt, gewinnt er das Aussehen eines guten Kerls. Redselig ist er nicht. Er unterhält sich mit mir nur aus angemessener Entfernung. Zweihundert Meter vom Leibe — das ist sein Grundsatz. Es ist eine Art optische Telegraphensprache. Rechter Löffel und linker Löffel, rechter Arm und linker Arm. Ich möchte gern das Alphabet mittheilen, fürchte mich aber in Weitläufigkeiten zu verlieren. Uebrigens geht unsere Unterhaltung über die allergewöhnlichsten Redensarten nicht hinaus. Wir können uns aber gut leiden. Alles, was mir nahe steht, versehe ich mit einem Namen. Auch mein alter Hase sollte einen Namen haben. Aber das war leichter gesagt, als gethan. Schnellfuß, Leichtfuß — das erschöpfte nicht Alles, was ich mir bei dem alten Kerl dachte. Und vor allen Dingen: ich wollte ihm mit dem Namen eine Art Talisman gegen die erwähnte Donnerbüchse stiften. Ich wünschte um den Hünenhügel und um die Heimathsgrube einen heiligen Bann zu ziehen, einen Gottesfrieden für ihn zu weihen. So nannte ich ihn Gottfried.

Vor meinem Fenster krächzt ein alter Rabe, der sein Nest dauerhaft und kunstvoll im dichtesten Grün einer Buchenkrone hergestellt hat, so versteckt, daß man es nur im kahlen Winter entdecken kann. Er ist auch ein guter Bekannter von mir, ein Freund, der mir vortreffliche Dienste leistet, führen ihn doch seine Tagesflüge in den Wald und auf die Haide. Mit dem alten Gottfried steht er sich so gut, wie nur die Verhältnisse einer Krähe und einem Kaninchen, das aber doch wohl eher ein Hase ist, erlauben. Ist er gut gelaunt, so erzählt er mir von seinen Reisen. Ich nenne ihn Klaus und das schmeichelt ihm, denn er will mal in einer alten Chronik gelesen haben, daß die Klaus immer kluge Leute gewesen seien.

„Du hör' mal," krächzte er mich heute früh an, „hör' mal," wiederholte er, „Du solltest doch mal wieder auf die Haide gehen. Draußen und im Walde fällt Dein Wegbleiben auf. Der alte Gottfried sorgt sich, ob Du etwa krank oder gar gestorben seiest, und das kleine Federvolk im Walde spricht allerlei. Hör' auf mich! Wenn Du nicht bald einen andern Lebenswandel anfängst, dann kommst Du schließlich noch in schlechten Ruf. Geh' wieder Deine alten Wege; ich rathe Dir als guter Freund, Bekannter und Nachbar."

Meine Frau hat recht, Gottfried hat recht und Klaus hat recht — Alle haben recht. Ich will mal wieder auf die Haide.

— — — Ich nahm Abschied, als gälte es für's Leben. Sie saß mit Nähen beschäftigt in der Fensternische, groß und dunkel, wie immer, lieb und schön, wie immer. Ein gelbes Morgenkleid, das liebkosend ihre biegsame Gestalt umschloß, warf Falten auf den Boden. Ich werde immer eifersüchtig auf den gelben Kattun — ist mir doch, als läge Jemand vor ihr auf den Knieen und betete sie an. Sie hat blauschwarzes Haar. Zahllos sind die Küsse, womit ich diesem wundervollen Haar meine Liebe erklärt habe. Ja, es ist mir in glücklichen Stunden vergönnt gewesen, all' die Fesseln, die die dunkeln Schlangen jetzt so fromm erscheinen ließen, zu lösen. Dann überringelte und überfluthete der schwarze Glanz meine schlanke Herrin. Es ist ein wundervolles Haar. Wenn eine zärtliche Hand über die Wellen streicht, stäuben Goldfunken der Liebe heraus. Wie weich und voll mein Weibchen die reichen Flechten sich um das Haupt zu legen weiß! Die reiche Last beugt ihr den schönen Nacken. Ein feines stolzes Krönchen schmückt den Scheitel. Eigentlich ist es nur ein Kamm, gelblich, goldig, durchscheinend. Seinen Rand aber trägt er wie eine Mauerkrone, und die runden Zapfchen dieser Mauer bilden sich sicherlich ein, auf einer Krone zu sitzen.

Digitized by Google

Was ist das! Wer bist du, schemenhafte Erscheinung zu ihren Häupten? Was hältst du in deiner Hand? — Ist es die Dornenkrone des Dulderthums? Welch' ein wunderlicher Heiliger bin ich doch! Zwar beginnt die Truggestalt vor meinen Augen zu zerfließen, aber noch immer erinnern mich die so voll um ihr Haupt gelagerten Flechten an eine Dornenkrone. Und auf der reinen Stirn meines Weibchens sehe ich den Schattenflug zukünftiger Leiden. Aber sie sollen vergehen, vor meinen Küssen sollen sie vergehen!

— — — Drei Mal hatte ich die Klinke in der Hand, und drei Mal ließ ich sie, um wieder und wieder in ihre Arme zu fliegen. Zum vierten Mal wagte ich — Feigling, der ich war — wagte ich es nicht mehr. Sie drohte nämlich mit der spitzesten Nähnadel, die sie in den Handlungen unserer Stadt hatte auftreiben können.

„Mach' nun, daß Du fort kommst! Klaus lärmt im Baume und erzählt dem ganzen Walde von Deiner närrischen Verliebtheit. Hör'! . . . Und Gottfried — — — Ich will es nun nicht mehr" — drohte sie und stach, als ich doch noch einmal einen Versuch machte, mich zu nähern, damit nach meinem Herzen. „Ist das eine Art und Weise, seiner Frau alle Nähereien in Unordnung zu bringen. Und ich muß noch die Gardinen fertig stopfen, und morgen . . ."

Die letzten Hausſorgen vernahm ich nicht mehr, ich hatte die Thür hinter mir zugemacht und befand mich auf dem Wege nach dem Walde und zu Gottfried.

— — — Als ich in den Wald trat, wurde ich von der Vogelwelt mit großem Hallo empfangen; das Gerücht, daß ich wieder da sei, lief rasch über die Baumkronen. Ich hatte keine zwanzig Schritte unter den Bäumen gemacht, da wurde ich schon von einem ganzen Heer zwitschernder Neugierigen ausgefragt. Man wollte wissen, wo ich so lange gesteckt hätte.

„Kinder," entschuldigte ich mich, „wißt ihr denn gar nicht, daß ich mich verheirathet habe?"

Ein Ah der Verwunderung lief durch die Zweige. „Nein, wie sollten wir das wissen, hast uns ja nichts gesagt. Gratuliren übrigens" — ging es hin und her.

„Er hat sich verheirathet!" wiederholte die Schwarzdrossel Gelbschnabel. „Hm, Hm!"

„Er hat sich verheirathet!" hallte es durch den Wald, schwirrte es durch die Zweige, und einmüthig kehrte es zu mir zurück: „Er hat sich verheirathet!"

„Ja, wenn er sich verheirathet hat, dann ist es freilich ganz was anderes, dann können wir nichts sagen."

Das ganze Federvolk des Waldes hatte für die Gewalt und Macht der ehelichen Liebe viel Verständniß. „Dann that er ganz recht, bei seinem Frauchen zu Hause zu bleiben," bestätigte die Frau Buchfink. Sie hat ein strahlendes Auge und ist offenbar gleichfalls in den Flitterwochen.

Gelbschnabel hatte noch nicht viel dazu gesagt. Er erwog den Fall nachdrücklichst durch gewichtige Hm! Hms! „Wie sieht sie denn aus?" platzte er heraus. Man hatte meinem Gelbschnabel immer Dreistigkeit und Derbheit nachgesagt, wie sich nach dieser Frage herausstellte, nicht ohne Grund Da es aber ein Vogel war und überdies ein guter Bekannter, so nahm ich ihm nichts übel, ich gab sogar Bescheid:

„Schwarze Haare hat sie und rehbraune Augen und ein sanftes Gesicht. Alle sind in sie vernarrt. Wenn sie aber lacht, und sie lacht viel, so sind sie's am meisten in ihren Mund und in die Zähne, weil es so was Entzückendes eben gar nicht giebt. Ja, und wenn sie mich anlacht, so bin ich ganz hin und schließe ihr den Mund mit meinen Küssen. Ach, sie ist zu schön, zu lieb und zu gut," schloß ich seufzend.

„Das ist sie!" sagte einer von den Ehegatten des Buchfinkenpaares. Diesmal war es der Eheherr. „Das ist sie, wenn ich an die Rechte denke. Aber nach Deiner Beschreibung kann es keine Andere sein — — ja, ja, ich muß sie kennen. Wohnt sie nicht an den Wiesen, in dem Haus mit dem kleinen Thurm, und füttert sie uns Vögel nicht immer aus dem Fenster?"

„Das stimmt!" sagte ich. „Sie streut Weißbrod vom Frühstückstisch, Wicken und Weizen außer den Mahlzeiten."

„So, das ist Deine Frau? ja, die kennen wir Alle," schwatzte es durcheinander. „Wir sprechen oft über sie und nennen sie die Geheimräthin. Sie hat so was Vornehmes und Geheimes."

Die Drossel wetzte ihren gelben Schnabel an einem Zweig. „Es wundert mich eigentlich," sagte sie grob, „daß die Dich genommen hat. Die hätte doch ganz andere Partien machen können!" Ich that, als überhörte ich diese ungehörige Bemerkung.

„Weßhalb hast Du sie nicht mitgebracht?" fragte Frau Buchfink.

„Kinder," vertheidigte ich mich, „sie ist zart und kann keine weiten Märsche machen, und bis zum Wald ist es doch über eine Stunde. Und Flügel, wie ihr, hat sie doch nicht."

„Hat keine Flügel, kann nicht fliegen!" bedauerte die ganze Vogelwelt. „Und ist zart, die Arme!"

„Da würde ich gar nicht von ihr gehen," entschied die Buchfinkin. „Es ist eigentlich nicht hübsch von Dir, daß Du sie allein läßt."

„Erlaubt," rief ich, „sie stopft ja Gardinen. Uebrigens leide ich an Heimweh schon den ganzen Weg, und eigentlich komme ich ja nur euretwegen. Habt ihr mich nicht rufen lassen? Habt ihr euch nicht über mein langes Ausbleiben gewundert, habt ihr nicht gesagt, daß mein Ruf leide, daß . . ."

„Das sollen wir gesagt haben?! Wer behauptet das von uns?" Gelbschnabel schrie es und plusterte sich grimmig auf.

„Nun, Klaus Krähe hat das gesagt."

„Das lügt er! — Das soll er uns wahr machen. — Nun wird's Tag! — Das geht über die Federhaube! — Er ist wohl nicht bei Trost! — Er hat wohl geträumt! — So ein Klatschschnabel! Ein Petzer! — Nun, der soll wieder kommen und mit uns vespern wollen!"

Der ganze Wald war empört. Ich empfahl mich und ging schnell, meinen Freund Gottfried zu besuchen.

Aber ich kam nicht bis Gottfried. Ich blieb in den Bruchwiesen stecken. Dort voltigirte eine Himmelsziege in der Luft, ein Tütvogel — auch eine Bekanntschaft von mir, das heißt eine flüchtige, so von der Straße her. Eine Unterhaltung suchte ich nicht mit ihr anzuknüpfen: ich fand sie zu sehr mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Er — natürlich war es ein Männchen — hämmerte und meckerte seiner im Sumpf sitzenden Eheliebsten was vor und machte ihr den Hof. Die Gnädige ließ den Gemahl lange zappeln und hämmern — er war schon ziemlich matt —, als endlich, endlich! der gewährende leise Liebesruf aus dem Gras zu ihm in die Höhe gurrte. Ich sah nur noch, wie der Vogel, einem Stein vergleichbar, herabfiel; dann machte ich Kehrt und befand mich auf dem Nachhausewege.

In meiner Seele war das Bild einer jungen schönen Frau aufgestiegen. Die Gardinen hatte sie zurückgeschoben und die Hände in den Schooß gelegt. Sie dachte, wie lieb es doch wäre, wenn der Gatte unvermuthet von seinem Spaziergang zurückkehre, im Thürrahmen erscheine und in ihre Arme fliege. Diese Arme hingen jetzt lässig und faul am Leibe. Aber, wie wollten diese Arme den losen Tütvogel greifen und an ihre Brust drücken! Viele, viele Male!

Aus der Hauptstadt.

Kaiser und Parlament.

Der Staatssecretär des Auswärtigen Amtes hat einen Erdenrest, zu tragen peinlich, von sich abgestoßen und seine bisher nur hochwohle Geburt in eine hohe verwandelt. Die Weltgeschichte zählt einen Grafen Bülow mehr. Allerdings hat der jüngste glückliche Sproß des wackeren Pommerngeschlechtes keine französischen Heerhaufen vor den Thoren Berlins mit dem Kolben zusammengehauen, wie sein tapferer Blutsverwandter Bülow von Dennewitz that, sondern sich damit begnügt, bei der Versteigerung des spanischen Colonialramsches Meistbietender zu bleiben. Der Zerschmetterer Ney's empfing den Grafentitel, weil er Hauptstadt und Land aus unsagbar fürchterlicher Gefahr gerettet hatte; dem Mann am grünen Tisch der Wilhelmstraße 77 lachte solche Ehrung, weil er die für den Ankauf der Karolinen erforderlichen paar Millionen Mark vom Reichstag bewilligt erhalten hatte. Während die Volksvertretungen allen anderen hervorragenden Kräften des neuen Kurses schwere Niederlagen bereiten, haben sie für Bernhard von Bülow beständig ein liebevolles Lächeln. Längst sind Samoa, Oberrichter Chambers, Maxse und Kautz vergessen, und über die kitzliche Frage, wer das zerbombardirte Eigenthum der samoanischen Reichsangehörigen ersetzt, zerbricht sich kein Gutgesinnter den Kopf. Bernhard von Bülow hat so viel Glück, daß weiland Polykrates im Vergleich mit ihm als ein ausgemachter Pechvogel erscheint. Diesmal profitirte er davon, daß der Reichstag der Regierung seine Geneigtheit zeigen wollte und mußte, ihr in nebensächlichen Dingen so wenig Schwierigkeiten wie möglich zu machen. Alles grobe Geschütz war auf das Zuchthausgesetz gerichtet, und selbst wenn Jemand unpolitisch und unklug genug gewesen wäre, ein harmloses Kaufgeschäft als Staatsaction ersten Ranges zu behandeln, so hätte er in diesen Tagen kein williges Auditorium gefunden. Man begehrte große Schlachten zu sehen, und zu großen Thaten stand der Reichstag gerüstet. Was bedeutete die Handvoll Palmeninseln, die er den Maßgebenden lächelnd in den Schooß warf, gegenüber der vernichtenden Niederlage, die er ihnen auf dem wichtigen socialwirthschaftlichen Kampfgebiete beibrachte? Mit siebzehn Millionen Mark ist die politische Machtvergrößerung des Parlamentes wahrlich nicht zu theuer bezahlt. Wenigstens nicht von seinem Standpunkt aus.

Wer seine Augen dann und wann noch zu dem freilich unmodernen Zwecke benutzt, zu sehen, dem ist es einigermaßen klar, daß die mit neuem Inhalte gefüllte Verfassung nach neuen Formen ringt. Mehr und mehr tritt die ministerielle Macht in den Hintergrund; Kaiser und Reichstag werden die ausschlaggebenden Gewalten. Das Parlament, unter Bismarck eine quantité négligeable — sobald es sich ungehorsam zeigte, wurde es nach Hause geschickt — setzt immer eigensinniger seinen Kopf durch. Gewiß, in neun Fällen von zehn zeigt es eine früher ungewohnte Conciliaz, aber just dies allzu höfliche Entgegenkommen hat einen verteufelten Beigeschmack. Man fühlt sich als Großmacht, und man wirft mit belanglosen Liebenswürdigkeiten um sich, weil Einem das stolze Bewußtsein der Stärke innewohnt. Rasch genug ist die Entwickelung vor sich gegangen. Kaum ein Jahr lang ruhen unter'm Sargdeckel die sterblichen Ueberreste des

Digitized by Google

gewaltigen Dompteurs, vor dessen Blick und Peitsche der Tiger zitterte. Und heute tritt die gefährliche Bestie dem Kronenträger wie ein vollkommen gleichberechtigter Factor, ja bedenklicher noch, wie ein Richter und Berichtiger entgegen. Während ringsum in schwachen Monarchien mit schwachen Monarchen die beschworenen Rechte des Parlamentes, also auch der Parlamentsminderheiten, mißachtet werden, während in Oesterreich der § 14, in Italien das System Pelloux und demnächst in Belgien die Ministerialverordnung an die Stelle des Gesetzes tritt, muß seltsamerweise just die starke Monarchie Deutschland mit ihrem starken Monarchen es ruhig dulden, daß der Reichstag über ausdrückliche und wiederholte Willensäußerungen des Kaisers hastig zur Tagesordnung übergeht. Wäre Wilhelm II. nicht eben Wilhelm II., nicht sein eigener Reichskanzler und die Seele seiner Regierung, dann ließen sich die letzten Geschehnisse zur Noth ertragen. Wie sie sich aber jetzt darstellen, bedeuten sie eine Schädigung des monarchischen Gedankens. Der Parlamentarismus gewinnt langsam das Uebergewicht, und die Minister des Kaisers sind entweder nicht wachsam oder nicht entschlossen genug, dieser Verschiebung der Machtverhältnisse bei Zeiten ein Paroli zu biegen.

„Die schwerste Strafe dem, der sich unterfteht, einen Nebenmenschen, der arbeiten will, an freiwilliger Arbeit zu hindern", hatte der Fürst am 17. Juni 1897 in Bethel bei Bielefeld gesagt, und am 6. September 1898 ward in Oeynhausen das neue Programm ausgebaut. „Das Gesetz naht sich seiner Vollendung und wird den Volksvertretern in diesem Jahre zugehen, worin Jeder, er möge sein, wer er will, und heißen, wie er will, der einen deutschen Arbeiter, der willig wäre, seine Arbeit zu vollführen, daran zu hindern versucht oder gar zu einem Streik anreizt, mit Zuchthaus bestraft werden soll. Die Strafe habe ich damals versprochen, und ich hoffe, daß das Volk in seinen Vertretern zu mir stehen wird."

Dem klaren Wortlaut der kaiserlichen Auslassungen haben Regierung und Reichstag zuwider gehandelt. Es ist an dieser Stelle bereits darauf hingewiesen worden, daß das Ministerium die Zuchthausvorlage fast ein volles Jahr später einbrachte, als der Monarch angekündigt hatte, und daß die Zuchthausvorlage ihren Namen nur sehr mittelbar verdient. Die gesetzgeberischen Gedanken Wilhelm's II. sind arg verwässert worden. Statt seinem Wunsche gemäß jeden Störer eines Arbeitswilligen oder gar jeden Streikanreizer mit Zuchthaus zu bestrafen, hat man diese strenge Sühne auf einen einzigen, wunderlich ausgetüftelten, praktisch gar nicht in Frage kommenden Fall beschränkt. Bei ganz genauer Betrachtung ergiebt sich sogar, daß nicht eigentlich der Reichstag, sondern die Regierung der Träger der Opposition gegen die kaiserlichen Anregungen ist. Denn dem Reichstage sind diese Anregungen rein und unverdünnt überhaupt nicht vorgelegt worden; er verwarf ein Geheimraths-Machwerk, das mit den Reden von Bethel und Oeynhausen nur oberflächlich zusammenhängt. Deßhalb lastet die Verantwortung für das Scheitern der Reform, für die Schlappe, die die Socialpolitik des Kaisers erlitten hat, in erster Linie auf dem Ministerium. In welcher Weise Wilhelm II. sich mit seinen Rathgebern und Dienern auseinandersetzen wird, steht dahin. Gewiß ist, daß der Vorgang neuerdings die Ueberflüssigkeit eines selbstständigen Mittelgliedes zwischen Kaiser und Parlament erhärtet. Zwar hat die politische Geschichte der letzten elf Jahre schon hinreichendes Zeugniß dafür abgelegt, und mit dem Sturze Bismarck's schien es entschieden, daß den Ministern hinfort außer Verwaltung und bureaukratischer Executive lediglich die Pflicht obliegen sollte, die Gedanken und Pläne des Monarchen vor den Kammern zu vertreten. Leider aber machen sich immer wieder Trübungen dieses fest umrissenen Bildes bemerkbar. Immer wieder tritt bei einzelnen Mitgliedern der Regierung ein Ringen nach Selbstständigkeit hervor, das nothwendig zu schweren Zwiespalten und Verwirrungen führen muß.

Darum ist das Rede-Geplänkel zwischen dem Reichstagspräsidenten und Herrn Nieberding, das der vorletzten Sitzung des Hauses einen so sensationellen Anstrich verlieh, als ein Zeichen beginnender Klärung freudig zu begrüßen. Graf Balleſtrem hat die bedeutsame Frage offenbar noch nicht in ihrer Tiefe erfaßt, und seine Centrums-Frohnatur macht ihn zu Compromissen geneigt. Er vermochte sich nicht der Einsicht zu verschließen, daß dem höchsten Leiter der Staatsgeschäfte nun und nimmer die Berechtigung abgesprochen werden darf, sich in directer Rede an Volk und Volksvertretung zu wenden. Er befreite sich innerlich von der liberalistischen constitutionellen Phrase, die nur ein Kartenkönigthum wünscht und die Monarchie zum blutlosen Schemen, zum Aushängeschild parteipolitischer oder ministerieller Sonderbestrebungen herabwürdigen will. Er bekehrte sich bei Zeiten zu den markanten Anschauungen des von ihm so verehrten Bismarck, der sich gern auf den persönlichen Willen seines Herrn berief und der Linken vorwarf, sie beabsichtige den Kaiser immer höher zu stellen, bis er hoch oben in den Wolken verschwinde. Auch Graf Balleſtrem's Ideal ist das starke, höchst persönliche Kaiserthum, das durch den Gekrönten zur Nation spricht und dem die Nation durch ihre Abgeordneten antwortet. Wenn der Reichstagspräsident darum bat, solche Antworten auf die im Reichsanzeiger oder sonstwie beglaubigten Ansprachen des Monarchen zu beschränken, so wirkt das allerdings als Halbheit und Willkürlichkeit, läßt aber doch die im besten Sinne moderne Absicht unumwunden hervortreten, mit der früheren, stark veralteten Auffassung zu brechen, wonach nur die vom Reichskanzler gegengezeichneten Aeußerungen des Kaisers officielle Giltigkeit hätten. Es lag in dieser angeblich verfassungsmäßigen Vorstellung stets etwas wie eine grobe Mißachtung, ja eine Beleidigung des Monarchen. Nur wenn es seinem Ministerpräsidenten, seinem Untergebenen, gefiel, sollten die königlichen Worte Bedeutung haben. Welch' ein Hausmeierthum! Welche vorlaute Keckheit! Verweigerte der Beamte seine Unterschrift, so galt des Fürsten Rede oder Erlaß nicht mehr als die Willensmeinung jedes Privatmannes. Constitutionelle Doctrinäre, heimliche Gegner des monarchischen Gedankens mochten an derlei schattenhaften und gewundenen Theoremen ihre Freude haben; einen willenskräftigen, impulsiven und stolzen Fürsten mußten sie unerträgliche Bevormundung dünken. Wilhelm II. ist ein warmer und aufrichtiger Freund der Verfassung, die er zu schützen versprach und die sich in ihrer Totalität seiner Wesensart so vortrefflich anschmiegt. Nimmermehr aber kann er den abstracten Klügeleien freisinniger Weisheitslehrer gehorchen, die aus den Paragraphen der Charte quetschende Fesseln für den Herrscher schmieden wollen, statt einzugestehen, daß ihm diese weite Ringschule ebenso gut geöffnet sein muß wie dem letzten Bürgersmanne.

Nur ein Augur, dem es leicht fällt, sich das Lächeln zu verbeißen, kann heute noch an der strengen constitutionellen Fiction der vierziger Jahre festhalten. In allen europäischen Verfassungsstaaten wächst zusehends die Macht der Monarchen. Man hat nur nöthig, die Aufzeichnungen englischer Staatsmänner zu studiren, um zu erkennen, in wie hohem Maaße sogar die Constitutionellste der Constitutionellen, die brave und unbegabte Queen, unmittelbar auf ihre politischen Entschlüsse und Handlungen einwirkte. Daß Wilhelm II., frischer und lebendiger als irgend ein regierender Fürst, hervorragend großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte begehrt, versteht sich am Ende von selbst. Und es ist ebenso selbstverständlich, daß er nur geringe Sympathie hat für den ministeriellen Zwischenhandel, der mit seinen Anregungen getrieben wird und der ihrer Unmittelbarkeit wahrhaftig oft genug schadet. Besonders nach den verdrießlichen Erfahrungen der letzten Zeit wird in ihm der Wunsch brennender geworden sein, das, was er zu geben hat, aus erster Hand zu geben. Und die Anordnung des Grafen Balleſtrem, daß kaiserliche Willensmeinungen im Reichstage erörtert werden dürfen, natürlich respectvoll und gentlemanlike, wird gerade ihm große Freude machen. Wer zur Volksseele spricht, der will, daß sie ihm antworte, und ein freimüthiger Geist, dem königliche Vornehmheit eignet, nimmt den Freimuth Anderer dankbar und herzlich auf. Wilhelm II. verlangt durchaus nicht darnach, beständig im Schutze der Verantwortlichkeit einherzugehen, die Fürst Hohenlohe übernimmt. Er greift in die Discussion ein, um sie in seinem Sinne zu lenken, um *seine* Gedanken zu entwickeln, und er wäre mit Recht empört, wenn die Erwählten des Volkes achselzuckend schwiegen oder in constitutioneller Verlegenheit so thäten, als existirten seine Worte und Anregungen gar nicht.

Der directe Verkehr zwischen Kaiser und Parlament ist nur Denen ein Dorn im Auge, die durch ihn Einfluß und Bedeutung zu verlieren fürchten, oder deren antimonarchische Hoffnungen er durchkreuzt. Sie werden sich hinter die Buchstaben der Verfassung verschanzen, werden vielleicht allen Ernstes meinen, den Herrscher vertheidigen zu müssen gegen eine nothwendige Folge seines Herrscherrechtes. Ob sie nun aber wie Herr Nieberding in ehrlicher Entrüstung die abgestandene Wahrheit von vorgestern verkünden, daß der Monarch über den Parteien stehe und daß es in gesitteten Ländern Brauch sei, die Person des Fürsten nicht in die Debatte zu ziehen; ob sie wie die parfümirte Demokratie und der Schlotadel denselben Grundsatz aufstellen, allerdings in minder redlicher Absicht und in geheimer Furcht, der unmittelbaren Berührung zwischen Herrscher und Volk könne ein kraftvolleres Königthum entsprießen, das ihre Nebenregierung völlig und für immer ausschaltet — das ist einerlei, die Entwickelung geht doch ihren Gang. Und der Staatsmann, der sie fördert, statt sich ihr entgegen zu stemmen, wird den Grafen Bülow nicht zu beneiden brauchen. Caliban.

Notizen.

Die physikalischen Erscheinungen und Kräfte. Von Prof. Leo Grummach. (Leipzig, Otto Spamer.) In gemeinverständlicher Sprache, ohne Voraussetzung besonderer mathematischer oder naturwissenschaftlicher Vorbildung und dabei doch nicht ohne wissenschaftliche Strenge erklärt und erörtert der Verfasser hier die Probleme und Errungenschaften der Physik, stets mit Rücksicht auf deren praktische Verwerthung. Selbstverständlich haben auch die Entdeckungen der allerjüngsten Zeit Berücksichtigung gefunden z. B. in der Spectralanalyse die von Ramsay neu entdeckten Elemente der Atmosphäre, das neue Riesenfernrohr der Treptower Sternwarte, das anomale thermische Verhalten gewisser Körper, das Goldschmidt'sche Verfahren zur Gewinnung reiner Metalle, das Zeemann'sche Phänomen, die magnetische Waage, die Marconi'sche Funkentelegraphie, die neuesten X-Strahlenapparate. Die Physik ist ohne Zweifel eine Wissenschaft, der in Zukunft eine immer größere Bedeutung zufallen wird. Um so dankenswerther ist der vorliegende glänzend gelungene Versuch ihrer Popularisirung. Möge das schöne Buch in immer weiteren Kreisen das Interesse und Verständniß unseres Volkes wecken.

Digitized by Google

Klaus Groth, sein Leben und seine Werke. Ein deutsches Volksbuch von H. Siercks. (Kiel, Lipsius & Tischer.) Diese zur Feier des achtzigsten Geburtstages des Dichters erschienene Biographie ist durch dessen mittlerweile erfolgten Tod leider zum Nekrolog geworden. Der Verfasser ist ein engerer Landsmann Groth's, Voll begeisterter Verehrung für die unsterblichen Schöpfungen die ihm von Jugend auf vertraut sind, giebt er uns ein getreues Bild seines Lebens und Wirkens. Eingehend und charakteristisch ist namentlich Groth's Entwickelungsgang geschildert. Wir sehen ihn im Elternhaus und auf der Schule, in der Schreibstube beim Kirchspielvogt, auf dem Seminar und in seiner Thätigkeit als Lehrer; wir begleiten ihn nach Fehmarn, nach Kiel und auf Reisen, durch Tage stillen Glücks und durch Tage schweren Kummers, bis zu seinem trauten Heim am Swanenweg. Ueberall aber zeigt uns der Verfasser alle die Personen, die auf unseren Dichter eingewirkt haben, und schildert uns die Art ihrer Einwirkung. Seine Hauptquelle sind natürlich Groth's in der „Gegenwart" erschienene „Erinnerungen" an Brahms, Kaiser Friedrich III., Liebig, Hebbel, Storm, Geibel, Arndt ꝛc., wobei dem Verfasser aber das ebenfalls an dieser Stelle (Jahrgang 1891) zuerst abgedruckte reizvolle Gedenkblatt an den Minister und General v. Pfuel, den Freund Kleist's, entgangen ist. Wer in dem warmherzigen Buch eine mehr ästhetische Kritik der Dichtungen vermißt, der sei auf Adolf Bartels' Festschrift „Klaus Groth, Zu seinem 80. Geburtstage" (Leipzig, Ed. Avenarius) hingewiesen. Auch Bartels ist ein geborener Dithmarscher und als ausgezeichneter Kenner des Plattdeutschen wohl der kompetenteste Beurtheiler der Groth'schen Lyrik. Besonders dankenswerth ist der Hinweis auf Groth's Bedeutung als hochdeutscher Liedersänger und Sonettist („Hundert Blätter") und die Anregung einer möglichst vollständigen und chronologischen Ausgabe dieser hochdeutschen Dichtungen. Man kann das Büchlein ein Meisterstückchen der Kritik nennen, das nicht nur die Freunde des Dichters, sondern jeden Literaturkenner erfreuen wird.

Durch Asiens Wüsten. Von Sven Hedin. 2 Bände. (Leipzig, F. A. Brockhaus). Als Seitenstück zu dem bekannten Nordpolwerke Nansen's giebt der Verlag hier diese ebenso glänzend ausgestattete als hochinteressante Reiseschilderung des schwedischen Forschers heraus, der die Eiswüsten, Sandwüsten und Steinwüsten Asiens bald zu Fuß, bald zu Pferd, bald auf dem Rücken der Kamele oder tibetanischer Ochsen, bald im russischen Tarantas oder im chinesischen Karren oder Tragstuhl, zum größten Theil auf ganz neuen Wegen durchquert hat. In lebensvoller Schilderung führt er uns zuerst durch die Kirgisensteppen, die Heimath eines freiheitsliebenden Nomadenvolkes; trotz sibirischer Winterkälte und Lawinengefahr steigt der Reisende mit seiner Karawane auf das „Dach der Welt", nach Pamir, dem zwischen England und Rußland vielumstrittenen Lande, von wo aus die Russen die Thore Indiens bedrohen. Schneestürme umtosen ihn, als er vier Mal den Mus-tag-ata zu ersteigen versucht, den mächtigen „Vater der Eisberge", dessen von der Sage verklärter Eisdom sich 10 000 Fuß höher als der Montblanc erhebt und dessen Flanken auf allen Seiten in einen Panzer gefährlicher Gletscher gekleidet sind. Dann bringt der Forscher in die geheimnißvollen Sandwüsten des chinesischen Turkestan. Trotz der grauenhaften Erlebnisse in der Wüste dringt Hedin nochmals, nachdem er seine Ausrüstung ergänzt hatte, in den „menschenmordenden Sand", wie die Eingeborenen diesen Theil der Wüste Gobi nennen. Diesmal ist das Glück ihm hold. Er entdeckt zwei untergegangene, einst volkreiche Städte, die, ein Pompeji der Wüste, seit mehr als 1000 Jahren unter der schützenden Decke des Sandes, der sie verschlang, liegen. In ihnen lebten Menschen von hoher Cultur, Bekenner des Buddhismus in einem Lande, dessen jetzt spärliche Einwohner heute dem Islam fanatisch anhängen; selbst Spuren, die auf christliche Bewohner in alter Zeit schließen lassen, fanden sich. Es folgen idyllische Tage in der großen chinesischen Stadt Kaschgar, vor deren Thoren der deutsche Reisende Adolph von Schlagintweit 1857 meuchlerisch ermordet worden war. Aus den Schilderungen Hedin's ist die Macht, deren sich Rußland auch in diesem Theile Chinas erfreut, deutlich ersichtlich. Eine Erholung für den Reisenden war auch die Zeit, die er als Gast der russischen und englischen Officiere verbrachte, die auf dem Pamir-Plateau gerade zu Vereinbarungen über die künftigen Grenzen des russischen und indischen Reiches zusammengetreten waren. England gab nach, wodurch ein russisch-englischer Krieg vermieden wurde. Dann löst Hedin ein geographisches Räthsel, die Bestimmung der vielumstrittenen Lage des Lop-nor-Sees, wobei Prof. v. Richthofen Recht behält gegen den Russen Prschewalskij. Endlich durchquert seine Karawane das höchste Bergland der Erde, Tibet. Fünfundfünfzig Tage lang mußte sich Hedin durch eine menschenleere Steinwüste durchkämpfen; seine eingeborenen Begleiter meuterten. Dank der rücksichtslosen Energie des Reisenden wurden auch die räuberischen Tibetaner zurückgeschlagen. Endlich gelangt Hedin nach Peking im Besitze reicher wissenschaftlicher Ausbeute. Nehmen doch z. B. seine eigenhändig gezeichneten Karten eine Länge von 111 Meter ein. Die Ergebnisse sind so reich, daß die geographischen Gesellschaften von Berlin, Wien, London, Paris, Stockholm und Kopenhagen dem todesmuthigen Forscher ihre goldene Medaille zuerkannt haben. Die Bescheidenheit, mit der er seine Mühen und Abenteuer erzählt, machen ihn dem Leser lieb. Auch liefert er keine schwerfällige, gelehrte Arbeit, sondern eine leichte und bis zuletzt anregende, fesselnde Lectüre, die zum Theil so spannend wie ein Roman anmuthet.

Als eine schöne und harmonische Gabe zu den Goethe-Feiern dieses Jahres, das am 28. August den 150. Geburtstag des Dichters bringt, kann man das Goethe-Heft des culturgeschichtlichen Werkes von Karl Werckmeister: „Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen" (Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin) betrachten, welches uns die schönsten Goethe-Bildnisse in künstlerischen Reproductionen vor Augen führt. Aus dem bekannten Werke von Hermann Rollet wissen wir, daß leider nur die wenigsten Bildnisse Goethe's von wahrhaft künstlerischem Werthe sind. Auf diese ist hier besondere Rücksicht genommen. Das May'sche Bildniß finden wir zuerst, und zwar wie die andern nach neuer unretouchirter Aufnahme: Goethe dreißigjährig aus den Tagen seiner Weimarer Blüthe. Fast zehn Jahre später fällt das theatralische Bildniß, das Wilhelm Tischbein, sein Freund und Cicerone in der römischen Zeit, gemalt hat, „wie er auf den Ruinen der Campagna sitzt und über das Schicksal der menschlichen Werke nachdenkt". Noch finden wir ihn in der Silhouette von Klauer mit Fritz von Stein, dem Sohne der Geliebten, den er in Wilhelm Meister's Felix so liebenswürdig zeichnet. Das schöne Bild von Lips, im Besitze des Freien deutschen Hochstifts in Frankfurt, zeigt ihn schon als reifen Mann an der Schwelle des neuen Jahrhunderts. Aus diesen späten Jahren finden wir die Marmorbüste Rauch's, Stieler's repräsentatives Kniebild aus der alten Pinakothek in München, das sich König Ludwig malen ließ, und die fesselnde Zeichnung Schwerdtgeburth's mit den großen Augen in den schon greisenhaften Zügen des letzten Lebensjahres. Bettina von Arnim's Entwurf endlich, ausgeführt von Steinhäuser, Goethe in historisch symbolischer Gestalt, „in heroischer Kraft, als einen Dichter, dessen Stimme, wenn er sie erhöbe, allen erdbewohnenden Menschen hörbar würde." Angenehm liest sich auch der Text: Goethe von Hermann Grimm und die Lebensskizze Karl August's von Ottokar Lorenz, zu einem von Kolbe gemalten Bildniß des Fürsten. Diese Lieferung wird dem verdienstvollen Werke, das nun schon 240 authentische Bildnißtafeln mit begleitenden biographischen Aufsätzen von berufener Hand enthält, und dessen Preis im Verhältniß zu dem gebotenen werthvollen Material ein überaus niedriger ist, gewiß viele neue Freunde zu den alten erwerben. Wir kennen kein schöneres und reicheres Porträtwerk unserer großen Geister.

Confession und höheres Schulwesen in Preußen. Von Wilhelm Busch. (Kiel, Lipsius & Tischer). Der wohlunterrichtete Friedenauer Oberlehrer liefert den Nachweis, daß es confessionell ungemischte Schulen in dem Sinne, daß sie nur von Angehörigen einer Confession besucht werden, in Preußen nur in ganz geringer Zahl giebt und erörtert die Frage, ob der von mancher Seite angestrebte confessionelle Charakter unserer höheren Schulen nicht wie bisher in der Zusammensetzung der Lehrercollegien zum Ausdruck kommen müsse oder dürfe. Da ist von besonderem Interesse, daß die von katholischer Seite so oft vorgebrachten Klagen über Imparität im höheren Schulwesen als ganz unberechtigt erwiesen werden. Denn an der Hand eines untrüglichen Materials wird der Nachweis geführt, daß die Katholiken durchaus nicht benachtheiligt sind, sondern im Gegentheil weit mehr Stellen an unseren höheren Schulen mit Katholiken besetzt sind, als ihnen nach der von ihnen gestellten Schülerzahl zukommt. Da schon eine große Anzahl unserer höheren Schulen sowohl nach der Zusammensetzung der Lehrercollegien als auch der der Schüler thatsächlich paritätisch sind, da ferner, wie ebenfalls nachgewiesen wird, im Laufe der Zeit eine Reihe von Anstalten, die früher einen confessionellen Charakter hatten, zu paritätischen umgestaltet worden sind, so wird die Forderung aufgestellt, daß der confessionelle Charakter unserer höheren Schulen, wo er noch besteht, beseitigt und alle höheren Schulen paritätisch werden. An dem christlichen Charakter unserer höheren Schulen hält die Schrift aber mit Entschiedenheit fest. Wie die höhere Schule ihre Aufgabe auch erfüllen kann, wenn sie ihren confessionellen Charakter verliert und die Lehrer ohne Rücksicht auf ihr Bekenntniß angestellt werden, das wird hier eingehend nachgewiesen. Besonders glücklich ist Busch's Polemik gegen die ultramontanen Klopffechter und Hetzcapläne, deren offenbares Endziel einer Katholisirung unserer Schulen kaum noch verschleiert werden kann. Sollte freilich bei uns Centrum noch lange Trumpf bleiben, dann dürfte Busch's Forderung paritätischer Schulen ein zweischneidiges Schwert sein zum Nachtheil der evangelischen Majorität. Die Zukunft dürfte am Ende doch der confessionslosen Schule gehören.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

C. F. Amelangs Verlag in **Leipzig.**
Soeben erschien:

Hans Hoffmann,
Der Harz.

In Großquart-Format, 360 S. stark mit einer Heliogravüre, 16 ganzseitigen Ansichten, 160 Textabbildungen und einer Karte.
In Ganzleinen gebunden: 15 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bismarcks Nachfolger.

Roman
von
Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Bad Reinerz,

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort — 568 Meter — in einem schönen u. geschützten Thale der Grafschaft Glatz, mit **kohlensäurereichen Eisen-Trink- u. Bade-Quellen, Mineral-, Moor-, Douche- u. Dampf-Bädern, Kaltwasser-Proceduren,** ferner eine vorzügliche **Molken-, Milch-** u. **Kefyr-Kur-Anstalt.** Angezeigt bei Krankheiten der **Nerven,** der **Athmungs-** und **Verdauungsorgane,** zur **Verbesserung** der **Ernährung** und der **Constitution,** Beseitigung **rheumatisch-gichtischer** Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Prospecte gratis.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement
auf das
III. Quartal 1899.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 8. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

25 JULY '99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die slawische Gefahr. Von Kurd von Strantz. (Schluß.) — England in Indien. Von Gustaf F. Steffen. — **Literatur und Kunst.** Klaus Groth. Ein Erinnerungsblatt. Von A. P. — Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter. Von Max Eggert. — **Feuilleton.** Auch eine Romfahrt. Von Hermann Wichmann (Rom). — **Aus der Hauptstadt.** Schorle-Morle. Von Prinz Vogelfrei. — Anzeigen.

Der Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Bei Prüfung der Frage, weßhalb das Volk socialistisch wählt, wurde hier neulich die Ansicht vertreten, daß die Ursache dessen darauf zurückzuführen sei, weil man an maßgebender Stelle nicht die einzige, aus dem Studium der römischen Geschichte für unsere Zeit praktische Lehre zu ziehen wisse, die Lehre, daß der gewaltigste Staat, den die Geschichte kennt, untergehen mußte, weil seine Gewalthaber nicht verstanden, seinen Mittelstand zu erhalten. In der römischen Kaiserzeit waren gleiche gesellschaftliche und wirthschaftliche Zustände, wie sie gegenwärtig bei uns sich anbahnen: Großcapital, Großgrundbesitz, Großindustrie, Großhandel auf der einen, das nackte nach Brod und Spielen schreiende Proletariat auf der anderen Seite. Aehnliche führten schon zu den die derzeitige Gesellschaftsordnung gefährdenden Kämpfen der Patrizier und Plebejer. Die Sittenschilderungen eines Sueton und Tacitus, eines Martial, Persius und Juvenal zeigen eine überraschende Aehnlichkeit mit dem, was gegenwärtig sich bei uns vollzieht. Mit allem Glanz ausgestattete Paläste als Wohnstätten der Patrizier, erbärmliche, verfallene, ekelerregende Löcher als Unterkunft der Plebejer; Erstere schwelgten bei überladenen Tafeln im Uebergenusse der raffinirtesten Speisen und Getränke, Letztere vermochten mit Einsetzen ihrer Arbeitskraft kaum die kärglichste Kost für sich und die Ihrigen zu beschaffen. Die Auswanderungen der Plebejer auf den heiligen Berg gleichen den Arbeitsausständen der Gegenwart. Und die Rolle eines Cajus und Tiberius Gracchus als Volkstribunen wird heut von Singer und Bebel gespielt, nur mit der einzigen Ausnahme, daß sie nicht in gleichem Grade vorurtheilsfrei und gerecht die wirkliche Lage würdigen, wie ihre römischen Vorbilder.

An die Spitze seines Programms stellte Karl Marx „das Recht auf Arbeit". Von diesem ausgehend, entwickelte Ferdinand Lassalle die Lehren seines Zukunftsstaates. Er muß mithin als Grundpfeiler der heutigen Socialdemokratie festgehalten werden. Recht auf Arbeit fordert diese deßhalb auch für ihre Anhänger stets dann, wenn es gilt, deren Lage zu verbessern oder ihnen ein verlockendes Bild der nach ihren Plänen umgestalteten Gesellschaftsordnung zu entwerfen. Frei soll der Arbeiter in der Wahl seiner Arbeitsstätte, in der Verwerthung seiner Arbeitskraft, in der Entschließung über Verdingen derselben, in dem Eingehen, Festhalten oder der Lösung eines Arbeitsverhältnisses sein. Und diese Forderung hat ihre volle, sittliche, wirthschaftliche, rechtliche Berechtigung. Aber es darf nicht nur bei dem theoretischen Gedanken stehen geblieben, es muß vielmehr auch die praktische Verwirklichung desselben erstrebt werden. Daß dem so sei, wird aber Niemand behaupten können, welcher in dem gewerblichen Leben steht, dessen Vorgänge aufmerksam verfolgte, sowie vorurtheilsfrei und unbefangen die Ausschreitungen bei den Arbeitskämpfen der letzten Jahre überblickt, welche in der dem jüngst abgelehnten Gesetzentwurfe beigefügten, 107 Seiten umfassenden Denkschrift niedergelegt sind. Im Gegentheil geht daraus die unverantwortlichste Verletzung des Rechtes des Einzelnen auf Arbeit hervor. Die Willensfreiheit des Einzelnen dem Gesammtwillen einer Mehrheit, der Herrschaft der reinen Gewalt zu unterwerfen, erachteten die Führer der Arbeiterbewegung in zahlreichen Fällen als ihre Aufgabe und ihr gutes Recht, sobald es darauf ankam, ihren Plänen den Erfolg zu sichern oder doch dem entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen. Sie bedienten hierzu sich nicht nur der erlaubten, oftmals vielmehr der verbotenen, ja sogar der verwerflichsten Mittel, um zum Ziele zu gelangen, ausgehend von dem Satze: Der Zweck heiligt die Mittel. Der arbeitswillige Fachgenosse wurde ohne Rücksicht darauf, welche Beweggründe ihm das Fortsetzen eines bestehenden oder Eingehen eines neuen Arbeitsverhältnisses begehrenswerth erscheinen ließen und ob vielleicht der mit dem Niederlegen der Arbeit verbundene Ausfall des Arbeitsverdienstes Entbehrung, Noth, Elend über seine darbende Familie brachte oder gar die Ursache zum Erlöschen des matten Lebensfunkens eines theuren Familiengliedes werden konnte, durch Beleidigungen, Drohungen, Gewalthandlungen bestimmt, sich dem Arbeiterausstande anzuschließen. Wer standhaft blieb, der wurde verfehmt und geächtet. Wehe ihm; denn nach Beendigung des Ausstandes und Wiederherstellen geordneter Verhältnisse zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern wurde an ihm Rache in der Weise geübt, daß man den Arbeitgeber zwang, ihn aus dem Arbeitsverhältnisse zu entlassen, und einen anderen Betriebsunternehmer hinderte, ihm Beschäftigung zu geben. Wie einem Geächteten waren ihm sämmtliche Arbeitsstätten verschlossen, Arbeitsgelegenheiten abgeschnitten; er wurde und blieb brodlos gemacht, bis er reumüthig Buße that, Besserung gelobte, kurz, sich dem nachsichtslosen Gebote der Machtgeber blindlings unterwarf. Und diese Zustände hielt man im Einklang stehend mit dem Rechte auf Arbeit.

Digitized by Google

Die arbeitswilligen, mit ihrem Loose zufriedenen Arbeiter und ebenso die Arbeitgeber waren anderer Meinung. Sie erblickten hierin eine Verletzung des Rechtes auf Arbeit. Gleich ihnen sah die Regierung darin eine Störung des Friedens, der Ordnung, Ruhe und Sicherheit des Gemeinwesens und der einzelnen Staatsbürger. Sie meinte, nicht ruhig zusehen zu dürfen, wie der Classenhaß genährt, die gewerbliche Thätigkeit gefährdet, der Nationalwohlstand geschädigt und der ruhige Staatsbürger in seinen Rechten verletzt werde. Einen wirksamen Schutz der Bedrängten gegen Vergewaltigung zu schaffen, wozu die heutige Gesetzgebung versagt, war die abgelehnte Gesetzesvorlage bestimmt. Schon in der Gewerbevorlage vom 6. Juli 1890 war das gleiche Ziel in das Auge gefaßt und zwar durch eine verschärfte Fassung des § 153 der Gewerbeordnung. Auch damals begegnete die Absicht der Reichsregierung einem starken Widerspruche innerhalb des Reichstages. Um das Zustandekommen des Arbeiterschutzgesetzes vom 1. Juni 1891 nicht aufzuhalten, wurde deßhalb in der dritten Lesung desselben am 6. Mai 1891 dieser Theil der Vorlage unter dem ausdrücklichen Vorbehalte ihres Wiedereinbringens in veränderter Form zurückgezogen. Inzwischen ereignete Vorgänge gröblichster Art auf diesem Gebiete forderten eine strenge Abhülfe. Wer sich die Strafthaten vergegenwärtigt, welche am 21. Januar d. J. durch das Schwurgericht des Landgerichts Berlin II und am 3. Februar d. J. seitens des Schwurgerichtes zu Dresden die gerichtliche Sühne fanden, dort, weil ein jugendlicher Arbeiter am 13. September v. J. zu Spandau vorsätzlich einen Schuppen in Brand setzte, welcher herangezogenen italienischen Arbeitern als Schlafraum diente, um, wie er cynisch bekundete, die Italiener auszuräuchern, hier, weil am 6. Juli v. J. zu Löbtau ausständige Bauarbeiter sich zu Ausschreitungen hinreißen ließen, welche die Merkmale des Landfriedensbruches erfüllten, der wird sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß hierin strafwürdige Handlungen zu finden sind, welche, die Grenzen des Vereinigungsrechtes überschreitend, mit diesem gar nichts gemeinsam haben. Dergleichen Vorgänge haben sich aber auch seit Bekanntwerden solcher Straffolgen wiederholt. In einem Vororte Berlins kam es seitens der zu einem Richtschmause vereinigten Bauarbeiter zu Ausschreitungen gegen die auf einem Nebenbau beschäftigten Fachgenossen, weil sie Ueberstunden machten, sowie am 1. Mai d. J. in Berlin seitens Maifeiernder gegen werkthätige Steinsetzer, welche beide schwere Körperverletzungen im Gefolge hatten. In diesen letztgedachten Fällen handelte es sich aber gar nicht um Erzielung günstigerer Lohn- und Arbeitsbedingungen, vielmehr lediglich um eine Kraftprobe. Denn in dem ersteren Falle war die Vornahme einer Accordarbeit, im letzteren die von der Arbeiterschaft beschlossene Maifeier Ursache der thätlichen Angriffe. In beiden versagte deßhalb der ang. § 153 seine Anwendbarkeit, weil er sich lediglich auf Verabredungen einer Vereinigung im Sinne des vorangehenden § 152 beschränkt. Hier wie bei so vielen anderen ähnlich gestalteten Vorgängen kam mithin in Frage, ob die Merkmale einer durch das Strafgesetzbuch strafbedrohten Zuwiderhandlung erfüllt wurden. Der Thatbestand des § 241 setzt die Bedrohung mit einem Verbrechen, ebenso die Nöthigung des § 240 voraus, durch welche die Willensentschließung des Bedrohten beeinflußt wird, während zur Erpressung des § 253 die Erzielung eines Vermögensvortheils für sich oder einen Anderen gehört. Sowohl die Beleidigung der §§ 185 ff., wie auch die Körperverletzung der §§ 223, 223a sind nur auf Antrag des Verletzten verfolgbar, welcher aus Furcht vor späteren Nachtheilen überwiegend aber nicht gestellt wird. Unter Hausfriedensbruch § 123, Zusammenrottung, Landfriedensbruch §§ 124 ff. lassen sich wegen Fehlens einzelner Merkmale die Strafthaten auch nur sehr selten unterordnen. Und deßhalb folgt zur Zeit in zahlreichen Fällen die Sühne nicht der Schuld. Seitens der Führer der Arbeiterbewegung wird geltend gemacht, daß sie das Verschulden derartiger Gewalthandlungen nicht auf sich nehmen könnten, weil die unmittelbaren Thäter ihrer Organisation gar nicht angehörten. Dies soll zugegeben werden; aber ebenso unstreitig ist es, daß die aus Mißverstehen der planmäßig geschürten Aufregung solchergestalt Verirrten, obschon sie als Opfer der Aufstachelungen und Irrlehren gelten können, Strafe wegen Störung der öffentlichen Ordnung unmittelbar verdienen, eine solche aber auch diejenigen treffen muß, welche ihren Geist verirrten und wenigstens mittelbar die Uebelthat heraufbeschworen haben.

Ungestraft dürfen derartige Gewaltthaten nicht bleiben, und ebenso kann der Rechtsstaat nicht dulden, daß friedfertige, arbeitswillige, werkthätige Staatsbürger dazu vergewaltigt werden, ihr Arbeitsverhältniß zu lösen und zu feiern, während Arbeitsgelegenheit genug vorhanden ist, infolgedessen sich aber ein bereites Arbeitsverdienst entgehen zu lassen, sowie sich und die Ihrigen der Entbehrung und Noth auszusetzen. Nicht mehr als einen Schutz hiergegen, also gegen das willkürliche, planlose Heraufbeschwören derart ungesunder gesellschaftlicher und gewerblicher Zustände faßte der abgelehnte Entwurf in das Auge. Er strafbedroht im § 1 denjenigen, wer es unternimmt, durch körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Theilnahme an Vereinigungen oder Verabredungen, die eine Einwirkung auf Arbeits- oder Lohnverhältnisse bezwecken, zu bestimmen oder von der Theilnahme an solchen Vereinigungen oder Verabredungen abzuhalten. Demselben wird (§ 2) gleichgestellt, wer es unternimmt, durch solche Handlungen zur Herbeiführung oder Förderung einer Arbeiteraussperrung Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitnehmern zu bestimmen oder an der Annahme oder Heranziehung solcher zu hindern; zur Herbeiführung oder Förderung eines Arbeiterausstandes Arbeitnehmer zur Niederlegung der Arbeit zu bestimmen oder an der Annahme oder Aufsuchung von Arbeit zu hindern; bei einer Arbeiteraussperrung oder einem Arbeiterausstande die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Nachgiebigkeit gegen die dabei vertretenen Forderungen zu bestimmen. Dem körperlichen Zwange im gesetzlichen Sinne wird (§ 4) die Beschädigung oder Vorenthaltung von Arbeitsgeräth, Arbeitsmaterial, Arbeitserzeugnissen oder Kleidungsstücken, der Drohung die planmäßige Ueberwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitstätten, Wegen, Straßen, Plätzen, Bahnhöfen, Wasserstraßen, Hafen- oder sonstigen Verkehrsanlagen gleichgeachtet. Eine Verrufserklärung oder Drohung liegt nicht vor, wenn der Thäter eine Handlung vornimmt, zu der er berechtigt ist, insbesondere, wenn er befugter Weise ein Arbeits- oder Dienstverhältniß ablehnt, beendigt oder kündigt, die Arbeit einstellt, eine Arbeitseinstellung oder Aussperrung fortsetzt, oder wenn er die Vornahme einer solchen Handlung in Aussicht stellt. Gegen keine dieser Rechtsregeln wird sich etwas seitens derjenigen einwenden lassen, welchen das Recht auf ehrliche Arbeit, die Sicherheit der Staatsbürger, der Nationalwohlstand am Herzen liegt, und welche ruhig prüfen, sorgfältig sondiren, parteilos urtheilen. Durchweg ist nur Gefängniß als Strafübel angedroht, allerdings in der Weise, daß für den Rädelsführer stets das Mindestmaaß und das Höchstmaaß der Strafe dem unmittelbaren Uebelthäter gegenüber geschärft wird. Auf Zuchthausstrafe ist nur zu erkennen, wenn in Folge des Arbeiterausstandes oder der Arbeiteraussperrung eine Gefährdung der Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaates eingetreten oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder das Eigenthum herbeigeführt worden, so daß die Vorlage ganz zu Unrecht als Zuchthausvorlage bezeichnet wurde. Was sie brachte, ist theilweise schon jetzt bei uns, aber durchweg sinnentsprechend in anderen Culturstaaten rechtens. Seit länger als 20 Jahren steht in England die Conspiracy and Protection of Property Act in Geltung, ohne daß sie in dem Mutterstaate der Coalitionsfreiheit Anlaß zu Klagen über Beschränkungen der Rechte des Arbeiters

Digitized by Google

geboten hätte. Durch §§ 2, 3 des österreichischen Gesetzes vom 7. April 1870 betr. Verabredungen von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern zur Erzwingung von Arbeitsbedingungen ꝛc., durch Art. 166, 167 des italienischen Strafgesetzbuches vom 30. Juni 1889, durch Art. 310 des Code pénal belge, durch §§ 23, 24 des schwedischen Strafgesetzes, durch § 145 des Züricher Strafgesetzbuches in Verbindung mit §§ 27—29 der Allgemeinen Polizeiverordnung vom 5. April 1894 endlich § 127 des Solothurner Strafgesetzbuches werden die gleichen Strafhandlungen in sinnentsprechender Weise getroffen. Unter Berücksichtigung dieser thatsächlichen und rechtlichen Verhältnisse erscheint allerdings ein gesetzgeberisches Vorgehen im Principe gerechtfertigt, und konnte es sich höchstens darum handeln, ob die aufgestellten Rechtsregeln in ihrer Fassung, sowie die angedrohten Strafen in ihrer Höhe einer Abänderung benöthigt waren, was zu prüfen und festzustellen einer seitens des Reichstages einzusetzenden Commission voraussichtlich in einer alle Classen der Staatsbürger befriedigenden Weise gelungen wäre. Allein der Reichstag hat am 22. Juni den Antrag auf Commissionsberathung abgelehnt, nachdem in den viertägigen Verhandlungen der ersten Lesung schwerwiegende Bedenken gegen ein gesetzgeberisches Vorgehen nach dieser Richtung hin geltend gemacht wurden. Damit dürfte das Geschick der Vorlage endgültig entschieden sein. Demungeachtet erscheint es aber angebracht, daß Für und Wider dahin abzielender Maßnahmen zu klären, um über die Zweckmäßigkeit oder Verderblichkeit solcher den weiteren Kreisen ein eigenes Urtheil, frei von parteiischen Leidenschaften zu gestatten.

Die slawische Gefahr.

Von Kurd von Strantz.

(Schluß.)

Ist man sich im Reiche endlich der Polengefahr bewußt geworden und begegnet ihr mit kräftigen Abwehrmitteln, so schaut es desto trauriger im deutschen Nachbarstaate aus. Die Heeres- und oberste Amtssprache ist in Cisleithanien freilich noch deutsch; aber schon Ungarn hat sich auf Kosten der Mehrheit seiner Bewohner zum Nationalstaat magyarischer Zunge ausgebildet. Deutschland in seiner neuen Gestaltung fand Transleithanien bereits als selbstständige Reichshälfte vor. Es ist dies der Beginn des Zerfalls des Habsburger Reiches, denn schon glauben die Magyaren an ihr eigenes Bestimmungsrecht und reden von der Personalunion mit Oesterreich, indem sie unter üblicher Geschichtsfälschung einfach die Thatsache unterschlagen, daß der deutsche Kaiser und Erzherzog von Oesterreich ihr Land allmälig den Türken entrissen und somit Ungarn kraft Kriegsrechtes besitzt. Aber schon in der Hofburg hat man diesen klaren Anspruch aufgegeben und unsere Diplomatie hat sich leider auch damit abgefunden, Ungarn als selbstständiges Staatsgebilde anzuerkennen, wodurch 2 Millionen Deutsche der asiatischen Willkür eines Pferdehirtenstammes preisgegeben sind. Diese deutsche Behandlung dankt Ungarn Andrassy's Deutschfreundlichkeit, die leider nicht von seinen Volksgenossen getheilt wird. Nun die Zustände der anderen Reichshälfte lassen vielleicht auch das amtliche Deutschland zu einer gegentheiligen Auffassung der Sachlage kommen, da die Magyaren selbst ein Uebergreifen des österreichischen Föderalismus über die Leitha und somit die Beseitigung des den anderen Stämmen nur aufgedrungenen und rechtswidrigen ungarischen Nationalstaates fürchten. Oesterreich hat trotz seiner starken slawischen Beimischung bisher stets als deutsches Land gegolten und ist seit Jahrhunderten deutsch regiert worden. Kam mit Galizien ein rein slawisches Land zum Erzhaus, so wurde doch die wilde Bukowina sofort deutsch verwaltet. Auch in Oesterreich hat eine schwache Politik, wie in Preußen, das gegenwärtige Uebel verschuldet. Obwohl Galizien mehr Ruthenen und Juden als Polen zählt, auch Krakau eine deutsche Stadt mit deutschem Bürgerrechte war, so blieb doch die polnische Neuerwerbung ein slawischer Pfahl im deutschen Fleische des Gesammtstaates. Mit einem gewissen Rechte sagten sich die anderen Slawen Oesterreichs, Tschechen, Mähren und Slowaken, daß ihnen eine gleiche Stellung nunmehr auch billig sei. Die freiheitliche Verwaltung seit 1848 hatte freilich die stumpfen slawischen Stämme mündig gemacht, aber nicht das führende Deutschthum verfassungsmäßig gegen die Ansprüche einer slawischen Mehrheit geschützt. Mit Hülfe des vaterlandslosen Clerikalismus ist das Slawenthum in Oesterreich überall siegreich vorgedrungen, wenn es seinen Erfolg auch hauptsächlich der Mitwirkung des deutschen Adels und der Geistlichkeit dankt, die die Kirche über ihr deutsches Vaterland in schmählicher Gesinnungslosigkeit stellen. Der sarmatische Uebermuth hat freilich auch die sonst so zerissenen deutschen Gegner, selbst kirchlicher Richtung, geeint und schließlich die verfassungsmäßigen Grundlagen des Staates erschüttert. Das formelle Recht steht indessen auf slawischer Seite, aber selbst die slawenfreundliche Regierung wagt diesen äußeren Vortheil nicht auszunutzen, da die Vergewaltigung der führenden deutschen Minderheit in ihren berechtigten Forderungen sonst so deutlich ans Tageslicht tritt. Diese Verschärfung des langen Kampfes des Slawenthumes wider die deutsche, geschichtlich geheiligte Vormundschaft hat endlich auch dem amtlichen Deutschland, wenn auch nicht die Augen geöffnet — dazu waren die Vorgänge zu klar verständlich —, so doch eine andere Stellungnahme aufgenöthigt. Die deutsche Reichsregierung mußte naturgemäß gerade wegen des bestehenden Bündnisses mit Oesterreich darauf bedacht sein, jeden Anschein einer Einmischung in das innere Leben des verbündeten Landes zu vermeiden, selbst wenn das eigene Volksthum das Opfer der inneren Politik Oesterreichs wurde. Freilich hatte diese Rücksichtnahme auch seine Grenzen, die nunmehr von der anderen Seite überschritten sind. Schon Bismarck hatte kurz nach seinem Rücktritt der Anschauung Ausdruck gegeben, daß der Bestand Oesterreichs durch die Slawenpolitik bedroht und der leitende Adel zur Regierung unfähig wäre. Nur mit Unterstützung der klerikal-feudalen Staatsmänner konnte das Slawenthum seine bisherigen Erfolge erringen und die Folgen dieser verhängnißvollen Geschäftsführung liegen jetzt klar zu Tage. Das deutsch-österreichische Bündniß beruhte auf der deutschen Grundlage beider einst im deutschen Bunde geeinten Staaten und verliert jetzt diese wichtigste Voraussetzung seines Abschlusses. Lediglich zur Vertheidigung gegen französisch-russische Angriffe ist es geschaffen, also gegen jede deutschfeindliche Handlung des europäischen Festlandes. War Ungarn gewissermaßen schon im Bunde ein unsicherer Kantonist, der nur durch seinen Russenhaß an Deutschland gekettet wurde, so sind die österreichischen Slawen offen franzosen- und russenfreundlich und stehen im bewußten Gegensatze zum Deutschthum, dessen geborener Vertreter das Deutsche Reich ist. Das jüngste, ziemlich kindische Verbrüderungsfest in Prag hat sorglos die auch offen zur Schau getragene Gemeinschaft des Slawenthums Osteuropas deutlich bewiesen. Der Charakter des Bündnisses ist verändert und auch unsere Diplomatie kann sich nicht verhehlen, daß der Werth der Verbindung fast hinfällig geworden ist. Die Rückendeckung gegen Rußland bei einem französischen Ueberfall einem slawischen Oesterreich zu überlassen, darf Deutschlang nicht zugemuthet werden. Jetzt ist auch der Augenblick gegeben, wo die deutsche Zurückhaltung aufhören muß. Es hat auch den Anschein, als ob nunmehr von Berlin aus freundschaftliche Rathschläge nach Wien, wenn auch vielleicht nicht amtlich, ergangen sind.

Digitized by Google

Im deutschen Oesterreich bedeutet die slawische Frage einfach die Daseinsfrage. Löst sich der Staat diesseits der Leitha in einzelne selbstständige Länder mit fast überwiegendem slawischen Gepräge auf, so ist dieses Staatsbündel kein Bundesgenosse für Deutschland mehr, sondern ein Spielball Ungarns und schließlich der slavischen Großmacht, Rußlands. Die habsburgische Monarchie würde sich dann ebenbürtig den kleinen, halbwilden Balkanstaaten anreihen und die Theilung der österreichischen Beute nur eine Frage der Zeit sein. Der Gedanke des Anschlusses der deutschen Lande Oesterreichs würde sich wider den Willen des Deutschen Reiches vollziehen und zwar nicht zu Gunsten der Slawen; denn Böhmen darf nicht in russische Hände fallen, noch ein unabhängiges Königreich werden. Die Wünsche der äußersten deutschen Linken würden schnell verwirklicht und der Tscheche für seine deutschen Sünden gründlich gestraft werden. Diese Lösung der slawischen Frage Oesterreichs kann aber Deutschland kaum erwünscht sein. Eine deutsche Herrschaft im Donaureiche, freilich auch in der ungarischen Hälfte ist viel werthvoller für das Deutschthum und das deutsche Reich, als der Zerfall der benachbarten Monarchie und deren Auftheilung, wobei leicht auch deutscher Volksboden unwiederbringlich verloren gehen kann. Indessen muß denn auch rechtzeitig eine Umkehr zur deutschen Politik in Oesterreich eintreten, sonst dürften auch wir Vorsorge für den Fall der Theilung zu treffen genöthigt sein. Die Slawisirung Böhmens und seiner Nebenlande Mähren und Schlesien können wir als Grenznachbarn nicht dulden und müssen Partei für unsere Volksgenossen ergreifen, woran uns jetzt nur der völkerrechtliche Vertrag mit dem noch officiell deutschen Oesterreich verhindert. Fällt diese Schranke, dann ist eine aktive deutsche Politik schon mit Rücksicht auf das französisch-russische Bündniß geboten, da uns die Rückendeckung im Osten fehlt. Wir sind also stark an den gegenwärtigen inneren Wirren an der Donau betheiligt und werden kaum noch müssige Zuschauer bleiben dürfen, falls sich nicht in letzter Stunde die österreichische Regierung von ihrer verderblichen bisherigen Politik abwendet, die staatsrechtlich bereits den Staat in eine arge Lage gebracht hat und nationale Verwickelungen über die Reichsgrenzen hinaus mit Sicherheit nach sich ziehen wird. Diese Erkenntniß scheint auch in Ischl bei den Ministerzusammenkünften unter Vorsitz des Kaisers aufgedämmert zu sein, weßhalb der ministerielle Vertreter des deutschgesinnten Großgrundbesitzes bisher im Cabinet Thun verblieben war und sich an den Berathungen weiter betheiligt hatte. Sein späterer Rücktritt hat daher auch die Sachlage nur verschärft. In Deutschland müssen wir nach diesen betrübenden Erfahrungen auf der Hut bleiben und den Zusammenhang der gemeinsamen slawischen Gefahr mit unserer Polenfrage nicht mehr vergessen. Der große Entscheidungskampf zwischen Germanenthum und Slawenthum, zwischen der altüberlieferten germanischen Gesittung ganz Westeuropas und der asiatischen Rohheit des slawischen Osteuropas, spukt nicht in der Einbildung chauvinistischer Geister beider Volksstimmen, sondern muß mit tödtlicher Gewißheit herannahen. Schon tritt der Slawe in der deutschen Ostmark als Würger auf, wie auch bereits im Deutschen Reiche längst erloschene slawische Regungen sich erneuern und mehren. Gelingt dem Hause Habsburg die Niederhaltung der den Bestand des Staates bedrohenden Kräfte, falls es überhaupt noch den ernstlichen Willen hat, so muß die deutsche Grundlage des ganzen Donaureiches verfassungsmäßig dauernd festgelegt werden. Schreitet jedoch die Verslawung, beziehentlich Magyarisirung weiter, so zerfällt der altehrwürdige Bau der Habsburgischen Hausmacht und Deutschland muß seine Söhne auf der Wahlstatt retten, denn mehr als 10 Millionen Kerndeutsche sind sonst hoffnungslos dem slawischen Hasse preisgegeben, dem der magyarische Uebermuth nicht nachsteht. Leider wird durch diesen nur aufgeschobenen Völkerstreit die Abrechnung mit dem französischen Erbfeind nicht ausgeschlossen, da der Ausgleich des letzten Krieges nur ein unvollständiger war und seitdem Frankreich auf seinem eigenen Gebiet in den sogenannten französischen, aber urniederdeutschen Niederlanden und ferner in Belgien, sowie der Schweiz reißende Fortschritte in der Verwälschung macht. Der Krieg nach zwei Seiten, der die Sorge unseres Generalstabes und unseres Auswärtigen Amtes bildet, ist also auch national begründet. Es wird nur darauf ankommen zu verhindern, daß der Kampf gleichzeitig entbrennt. Die Slawenpolitik Oesterreichs bedeutet unzweifelhaft eine Verschärfung der Sachlage, da ja gerade das deutsche Oesterreich dazu bestimmt ist, den russischen Einfall auch auf die österreichische Grenze zu lenken und somit die Kraft des Gegners zu zersplittern. Auch wenn die Bündnißtreue Oesterreichs auf festeren Füßen stände, als sie gegenwärtig selbst beim besten, nicht anzuzweifelnden Willen der verantwortlichen Regierung steht, so würde doch Rußland sich den Vortheil nicht entgehen lassen, die Fahne des slawischen Volkskrieges, wie einst im Orient das Christenbanner, zu entfalten und Tschechen, Slowaken und seine nächsten Stammverwandten, die Ruthenen, durch geheime Sendlinge aufzuwiegeln. Ob selbst die Polen dem Versprechen der Wiederaufrichtung ihres Reiches widerstehen könnten und dem Hause Oesterreich, welchem sie die beinahe vollständige Unabhängigkeit Galiziens danken, die Unterthanentreue halten, erscheint uns sehr fraglich. Hierzu kommt noch der erschwerende Umstand, daß anscheinend selbst an allerhöchster Stelle die bisherige Slawenpolitik nicht mißfällt; sonst würde nicht der vertraute Jugendfreund des Kaisers, Taaffe, dieselbe sofort nach seinem Amtsantritt zielbewußt eröffnet haben.

Verlassen wir das deutsche Einflußgebiet, das die erste Gruppe unserer Betrachtung gebildet hat, so betreten wir den Boden des östlichen und des südöstlichen Europas, um den Spuren deutschen Lebens nachzugehen. Die Balkanstaaten haben freilich rein national nur eine untergeordnetere Bedeutung für das Deutschthum, da die Beziehungen Deutschlands und Oesterreichs mehr wirthschaftlicher Art sind. Indessen beweisen schon die nicht unbeträchtlichen deutschen Ansiedelungen in der Dobrudscha auch die Wichtigkeit des Südostens Europas für unser Volksthum. Hauptsächlich sind aber der deutsche Kaufmann und Techniker die Vertreter unseres Volkes, ein Umstand, der hoffentlich auch sonst auf dem Erdenrund unser nationales Interesse erregen wird, ohne jedoch eine Lebensfrage für das Deutschthum in nationaler Hinsicht zu bilden. Die Beziehung zu den unabhängig gewordenen Gliedern der Türkei in Europa ist auch anderer Natur. Bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts hat Oesterreich eine deutsche Vorherrschaft in jenen Gegenden als Vertreter der abendländischen Christenheit ausgeübt, während im asiatischen Theil der Türkei an der Mittelmeerküste die Franzosen die europäische Vormacht darstellten, denen dann später die Engländer an die Seite traten. Trotz des unglücklichen Krimkrieges hat dank Oesterreichs innerer Schwäche Rußland dessen Rolle in der europäischen Türkei übernommen und zwar mit steigendem Erfolg, über den auch die augenblickliche Bedachtsamkeit der russischen Politik auf dem Balkan nicht täuschen kann. Die Verschlagenheit der sarmatischen äußern Staatskunst ist bisher auf ihrem Arbeitsfeld unerreicht geblieben. Nur Bismarck hat ihr gelegentlich erfolgreich die Spitze geboten. Oesterreich ist in's Hintertreffen gerathen und gebietet zur Zeit in keinem Balkanstaat über irgend einen nennenswerthen Einfluß. Serbien ist ein höchst unsicherer Gefolgsmann. Nur Milan's schmähliche Geldnoth kettet das Land manchmal an Oesterreichs allzu gefällige Bankleute. Man hat die ausgesprochene slawische Politik Oesterreichs auch mit seinem südostslawischen Interesse erklärt und entschuldigt. Es will demnach als slawischer Mitbewerber Rußlands um die Gunst der einer Anlehnung bedürftigen kleinen Slawenstaaten auftreten. Daran würde es aber schon seine ungarische

Digitized by Google

Reichshälfte hindern, welche sich entschieden antislawisch und noch mehr antirumänisch geberdet. Das dünkelhafte Ungarn ist aber gegegwärtig der einzige feste Punkt im Getriebe der verfahrenen österreichischen Staatskunst. Nur ein deutsches Oesterreich kann Rußland den Rang als Beschützer der kleinen Slawenländer ablaufen, da die Gefahr der russischen Einverleibung eine große und stets lebendige ist, wie die Wegnahme Bessarabiens zeigt. An eine Verdeutschung Osteuropas oder auch nur an eine österreichische Aufsaugung dieser Landstriche denkt Niemand. Bosnien und die Herzegowina sind schon ein harter Brocken für den Kaiserstaat, der kaum seine eignen Glieder mehr regieren kann. Ein slawisches Oesterreich setzt sich indessen dem Verdachte aus, die russischen Aneignungsgelüste, die nur aufgeschoben sind, bei günstiger Gelegenheit nachzuahmen und dadurch die Selbstständigkeit der Balkanstaaten zu bedrohen. Rumänien ist wallachisch und muß am meisten die slawische Umgarnung fürchten. Diese Thatsache giebt auch der ungarischen Regierung einen Wink, den magyarischen Chauvinismus zu zügeln, da sonst die äußere Politik der Gesammtmonarchie leicht Schaden leiden könnte. Die gewaltsame Bedrückung der ungarischen Rumänen gleich deren deutschen Bundesgenossen hat fraglos die Rumänen in letzter Zeit in's russische Lager getrieben und verschafft mühelos dem Zarenreiche das Uebergewicht in Bukarest. Nur der deutsche König Rumäniens hat den offenen Bruch mit dem westlichen Nachbarlande verhindert, was sich die Magyaren und Slawen dortselbst merken mögen. Bei dem wirthschaftlichen Aufschwung der Balkanländer und deren allmäliger Entwicklung hat Deutschland aber ein lebhaftes Interesse daran, daß deutsche Unternehmungen den Südosten erschließen und deutscher Arbeitskraft der ergiebige Markt gesichert bleibt. England und Frankreich haben seit langer Zeit dort Fuß gefaßt. Oesterreichs schwaches Capital lag in französischem Schlepptau. Die Ackerbaucolonien der Dobrudscha ermächtigen uns andererseits zu dem nationalen Verlangen, in Rumänien überhaupt unser Volksthum zu stärken und zum Schutze dieser Siedlungen slawischen Einfluß abzuwehren, wenn er auch aus Oesterreich kommen sollte. Die Unabhängigkeit Bulgariens, Rumäniens und Serbiens beruht auf dem Gegensatz der erobernden russischen Politik und der lediglich schützenden Staatskunst der deutschen Mächte, welche auch eine vorzeitige Auftheilung der Türkei verhindert haben. Ein slawisches Oesterreich mit einem Slawen und Wallachen gleich bedrängenden magyarischen Chauvinismus schließt aber den Sieg Rußlands in sich, da Deutschland allein kaum ein solches Interesse an den ehemals türkischen Länderfetzen hat. Nur im Kriegsfall würde gegen Rußland die active Freundschaft des europäischen Südostens als kleines Ableitungsmittel von bescheidenem Werthe sein. Also selbst auf südslawischem Boden, wo deutsches Volksthum fast gar nicht in Frage kommt, droht eine slawische Gefahr in Folge der österreichischen Wandlung aus einer deutschen Ostmark zu einem slawisch-magyarischen Staatenbündel. Wir dürfen uns der Erkenntniß dieser unaufhaltsamen Folgen nicht verschließen und daher bald zu unserm Theile daran arbeiten, eine Wendung in diesen Zuständen herbeizuführen, soweit uns ein Eingriff zusteht. Nicht kleinliche diplomatische Rücksichten, sondern allein der nationale Gesichtspunkt darf den Umfang unserer Einmischung bestimmen. Die Form ist Sache der handwerksmäßigen Diplomatie. Es handelt sich auch um Oesterreichs eignes Wohl.

Rußland ist der slawische Jungbrunnen, aus welchem die nach Glaubensbekenntniß und Charakter so verschieden gearteten Stämme ihre Kraft schöpfen und welcher die versiegenden slawischen Rinnsale des Westens von Neuem speist. Thatsächlich sind Polen, Südslawen und Tschechen himmelweit ihrer Veranlagung nach von den selbst in drei Stämme zerfallenden Russen verschieden. Selbst Klein-, Roth- und Weißrussen bilden getrennte Völkerschaften, deren Unterscheidungsmerkmale beträchtlicher, als ihre gemeinsamen Eigenschaften sind. Trotzdem ist das heilige Rußland die große Slawenmutter geworden, wie zahlreich auch Tataren und andere Mongolenstämme im Lande vertreten sind. Rußland bedeutet auch eine Macht, deren Kraft in der Zukunft noch größer sein wird. Ein unermeßliches Gebiet, groß genug, die doppelte Bevölkerung bei verständiger Bodenbearbeitung aufzunehmen, ein Naturvolk voll unerschöpflicher Lebenskraft und die Bodenschätze aller Breiten. In diesem weiten Lande sind aber auch vier Millionen Deutsche zerstreut, theils in zusammenhängenden Niederlassungen, wie an der Ostsee, in Polen, an der Wolga und am schwarzen Meer, theils im Heer, in der Verwaltung und im Handel vertreten. Einst bildeten letztere Elemente das gesittete Bindemittel der höheren Stände des Reiches und deutsche Bildung und Sprache beherrschten das russische Leben. Das Altrussenthum hat inzwischen den deutschen Lehrmeister wieder zum russischen Knecht gemacht und nur allzuwillig ist dieser abhängige Theil des Deutschthums vom eigenen Volk abgefallen; jedenfalls findet das eigene Volksthum keine Stütze mehr an ihm. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der Handel der drei größten Gewerbestädte, Moskau, Odessa und Petersburg ganz in deutscher Hand ist. Die russische Bedrückung der Balten ist bekannt, weniger schon die Bedrängung der starken deutschen Ansiedelungen in Polen, wo man den deutschen Fabrikherren und Werkmeistern den Aufenthalt zu verbieten oder wenigstens zu verleiden sucht. An der Wolga und am schwarzen Meer, wie auch im ehemaligen rumänischen Bessarabien, wüthet ebenfalls der blinde Deutschenhaß mit erbärmlichen Verwaltungsmitteln. Ganze deutsche Dorfschaften mit eigener Gemeindeverfassung werden russificirt. Die feierlichen kaiserlichen Verheißungen zum Schutz der angesiedelten Deutschen, den Musterbauern Südrußlands werden schon lange nicht mehr gehalten. Abgesehen von den Ostseeprovinzen handelt es sich bei den russischen Deutschen um Einwanderer, welche erst in den letzten zwei Jahrhunderten Deutschland verlassen haben, auch zum Theil in Beziehung mit dem Heimathlande geblieben sind. Sollen wir diese zahlreichen Söhne aufgeben, weil seit kaum dreißig Jahren die Russen ihrer deutschen Erzieher überdrüssig geworden sind und ihnen ihr minderwerthiges Volksthum aufdrücken wollen? Das Riesenreich kann freilich mit Leichtigkeit diese Schaar verschlingen; aber vier Millionen Deutsche wiegen viel für unser Volksthum und ihr Verlust stärkt den slawischen Widersacher. Trotz der widersprechendsten Elemente und aller nationalen Gegensätze im Innern tritt der russische Coloß fest geschlossen nach Außen hin auf und ballt sich immer mehr zusammen, wie die ungemessene Ausdehnung in Asien zeigt. Die germanische Welt hat bisher allein einer gleichen Steigerung nach Westen die Bahn versperrt. Freilich sind schon Finnland und die herrlicheren Gestade der Ostsee dem Germanenthum entrissen, und werden bald dem Russenthum selbst verfallen, wenn nicht noch Hülfe in letzter Stunde eintritt. Indessen diese Hoffnung ruht auf schwachen Füßen, wenn wir nicht zu der Ueberzeugung kommen, daß die Aufsaugung des russischen Deutschthums unser eigenes Fleisch und Blut berührt und wir werden um unserer Selbsterhaltung willen diesen Vorgang verhindern müssen. Das Mittel wird freilich nur ein gewaltsames sein können, denn auf freundnachbarliche Mahnung wird das selbstbewußte, franzosenfreundliche Rußland nicht hören, nachdem selbst ein Bismarck die deutschen Ostseeprovinzen aufgegeben hatte. Wir haben in Rußland zwei deutsche Lebenskreise demnach zu unterscheiden, zunächst das deutsche Culturgebiet, welches das gesammte europäische Rußland umfaßt, und dann die gedachten geschlossenen deutschen Colonien, von denen freilich gerade die Ostseeprovinzen in ihrem socialen Unterbau die deutsche Grundlage der niederen Stände vermissen lassen. Es fehlt hier der deutsche Bauer und Handwerker. Das deutsche Culturgebiet erscheint uns völlig verloren, wie stark auch die

Digitized by Google

Ströme deutschen Blutes sind, welche für Rußlands Gesittung und gegenwärtige Entwickelung geflossen sind. Ob sich die deutschen Culturbringer in ihrer Eigenart erhalten, ist auch sehr zweifelhaft. Schon jetzt sind viele deutsche Beamten- und Officiersgeschlechter völlig verrusst, zumal wenn sie zur orthodoxen Kirche freiwillig oder gezwungenermaßen übergetreten sind. Die Pflege der deutschen Sprache, welche sonst auch in jedem gebildeten russischen Hause gesprochen wurde, hat selbst in deutschen Familien sehr abgenommen. Den über das ganze Land zerstreuten Deutschen fehlt ein Mittelpunkt und eine Anlehnung. Zu ihrer nationalen Rettung müßten sie sich zusammen schaaren, da sie nicht mit jüdischer Zähigkeit oder polnischem Fanatismus auch in der Fremde an ihrem Volksthum festhalten. Gerade Rußland bietet das Beispiel einer bereits vor Jahrhunderten abgeschlossenen Russificirung germanischer Stämme, wie wir bereits Eingangs erwähnt haben. Wer ahnt jetzt noch, das um's Jahr 1000 in Moskau deutsch gesprochen und die urkundlich überlieferten Namen der Häuptlinge germanisch waren? Die Gefahr einer zweiten, vielleicht noch umfassenderen Verslawung liegt daher sicherlich nahe. Die fernen Siedlungen in Südrußland bis zur Krim und im Kaukasus werden sich an Ort und Stelle in ihrer Vereinzelung kaum halten lassen, wenn nicht von Petersburg aus selbst der Russificirung der unteren Verwaltung entgegengearbeitet würde, woran aber gar nicht zu denken ist. Die zahlreichen Deutschen in den leitenden Stellungen sind entweder zu vaterlandslos, um für ihr eigenes Volksthum einzustehen, oder sie fürchten den Deutschenhaß, der auch ihre eigene Lage bedrohen könnte. Also von der Selbsthülfe des Deutschthums in Rußland ist nicht viel zu hoffen, wenn auch die zunächst gefährdeten Stellen eine größere Widerstandskraft als bisher an den Tag legen müssen, soll ihnen die Hülfe des größeren Deutschlands nicht mangeln. Nur die schwächste Stelle hat bisher am kräftigsten die russischen Uebergriffe abzuwehren versucht. Es sind dies die baltischen Provinzen, denen aber ein deutscher Grundstock fehlt. Adel und Bürgerschaft haben wenigstens die allzu raschen Fortschritte der Russificirung aufzuhalten gesucht und auch im deutschen Reiche einen patriotischen Widerhall für ihre Bestrebungen gefunden. Freilich war auch ihre staatsrechtliche Lage günstiger, die sich auf völkerrechtliche Verträge mit der russischen Krone stützt. Aber in dem spärlich bevölkerten Lande ist ein dauernder Widerstand nur unter der Voraussetzung möglich, daß thatsächlich deutsche Bauern und Handwerker den bisher allein vorhandenen höheren Ständen an die Seite treten und den Führern ein brauchbares Heer geben. Rußland selbst enthält diesen Ersatz in den südrussischen Siedlungen. Die Ostseeprovinzen sind dann sehr wohl durch Anschluß an das deutsche Mutterland vertheidigungsfähig, wie auch die starke deutsche Bevölkerung Polens der Heimath nahe benachbart ist. Diese Völkerverschiebung wird sich freilich nur als Folge einer siegreichen kriegerischen Verwickelung verwirklichen lassen. Aber gerade in Rußland sind solche kleine Völkerwanderungen auch in der Gegenwart keine neue Erscheinung. Indessen besteht zur Zeit die slawische Gefahr für die zahlreichen deutschen Volkskreise Rußlands, deren Vernichtung einen Rückschlag auch auf das Mutterland, abgesehen von dem millionenreichen Verlust deutschen Blutes, in folgenschwerster Weise ausüben muß, unverändert fort: das siegreiche Rußland wird die ganze slawische Welt zum Kampfe gegen das verhaßte Germanenthum von Schweden bis Siebenbürgen entflammen und die größere Völkermenge steht dann auf seiner Seite. Auch das Polenthum wird sich diesem Eroberungsdrange nicht entziehen und die Füße des russischen Bedrängers lieber küssen, als mit dem Westen gemeinsame Sache machen. Diese nothwendige Entwickelung ist kein Gespensterwahn, sondern eine greifbare Wirklichkeit, die ohne deutsche Vorbeugungsmaßregeln in absehbarer Zeit in's Leben treten muß. Ostasien hält Rußland nicht dauernd in Schach. Der Ingrimm gegen den faulen Westen bildet außerdem einen Theil des politischen Glaubensbekenntnisses des sonst so stumpfen russischen Volkes, mit dessen Instincten gerade die Regierung eines absoluten Staates rechnen muß. Der als Herrscher unfähige Alexander III. war trotzdem eine größere Macht, als alle seine Vorgänger, weil er sich eins wußte mit dem Volke in seinem blinden Deutschenhaß. Diese Thatsache hat auch die Stärke der russischen Politik gebildet und Rußland an Deutschlands Stelle zum Gebieter Europas gemacht. Vielleicht hätte Bismarck diesen Rollenwechsel noch verhindern können; jedenfalls haben es seine Nachfolger nicht verstanden.

Die Größe der slawischen Gefahr liegt für das Reich und das größere Deutschland in der Umklammerung des eigenen Volksthums im eigenen Lande und außerhalb seiner Grenzen, wo ein weites deutsches Cultur- und Wirthschaftsgebiet mit einem Schlage vernichtet werden kann. Schon hat die Abbröckelung deutschen Volksbodens begonnen und weder in Oesterreich-Ungarn, noch in Rußland ist ein Ende dieser deutschfeindlichen Bewegung abzusehen. In beiden Ländern sind bei den gegenwärtigen Verhältnissen die Deutschen kaum im Stande, der slawischen Fluth zu widerstehen, die wir selbst mit Mühe in Preußen eindämmen müssen. Es ist eine eigenartige Schicksalsfügung, daß gerade seit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches der slawische Angriff ein drohender und zum Theil schon erfolgreicher geworden ist. Dürfen wir aber dulden, daß dieser Zeitabschnitt dereinst die Aufgabe eines großen Theiles unseres Volkes bedeuten wird? Dann muß Bismarcks Ausspruch falsch gewesen sein, daß wir Deutschen nichts auf der Welt außer Gott fürchten.

England in Indien.

Von Gustaf F. Steffen.*)

Die englische Herrschaft über Indien hat ihre heroische Zeit gehabt, in der sie der Welt großartige Schauspiele von militärischer und administrativer Thatkraft und Genialität bot. Englische Generale und Statthalter haben mit ihren ungeheuren, unglaublich verwickelten Aufgaben in Indien für die unklaren Interessen des Vaterlandes mit unbegrenzter, auch in der schlimmsten Gefahr nie versagender Hingebung gekämpft, die sie zu Helden in der Geschichte treuer Pflichterfüllung stempelt. Und obwohl jetzt die stürmischen Tage der Eroberung längst vorüber sind, fehlt es doch auch heute keinen Augenblick an dunkeln Verwickelungen und lauernden Gefahren bei der Aufgabe, das Kaiserthum Indien für Rechnung Englands zu regieren. Die heldenhafte Stimmung aber ist bei der erobernden Rasse verklungen. Sie behandelt ihre wunderbare Daseinsaufgabe in dem sagenhaften Riesenreiche und die damit verknüpften Gefahren und Beschwerden als eine Werktagsarbeit, die für Gedanken und Stimmung keinen Stoff liefert. Man sitzt mit prosaischem Muthe auf „dem indischen Pulverfasse", einem Muthe, dem recht viel von der Dummdreistigkeit eines phantasielosen Routiniers innewohnt. Im Uebrigen läßt man es sich theils angelegen sein, das Land mit jungen englischen „Administratoren" höheren und niederen Ranges zu überschwemmen, die nach kurzer, reichlich entlohnter Dienstzeit mit hohen, lebenslän-

*) Die Verlagsbuchhandlung von Hobbing & Büchle in Stuttgart stellt uns die ersten Bogen eines demnächst erscheinenden Werkes von Gustaf F. Steffen „England als Weltmacht und Culturstaat" zur Verfügung. Der Verfasser — unseres Wissens ein Schwede von Geburt, aber seit Langem in London ansässig — ist unseren Lesern durch seine früheren Schriften „Aus dem modernen England" und „Streifzüge durch Großbritannien" bereits bestens empfohlen.

Digitized by Google

lichen Pensionen nach der Heimath zurückkehren, theils vertieft man sich in die große Aufgabe, den indischen Staat allen modernen Formen commercieller und industrieller Ausbeutung dienstbar zu machen. Wenn die Engländer davon reden, das schon mit einer hohen, uralten Civilisation versehene Indien zu „civilisiren", so findet man, daß sie damit: es zu bureaukratisiren und zu commercialisiren sagen wollen.

Unter den englischen Autoritäten herrschen zwei Ansichten darüber, wie der Einfluß des englischen Systems, das Land zu regieren, finanziell zu behandeln und wirthschaftlich zu revolutioniren, auf die Landwirthsclasse Indiens einwirkt. Nach der einen Theorie erzielt der indische Bodenbauer dadurch unerhörten Nutzen, nach der anderen ruinirt es ihn und macht ihn mit jedem Jahrzehnt weniger widerstandskräftig gegen die Krisen, die dadurch verursacht werden, daß die Unregelmäßigkeiten des Klimas seine Ernten dann und wann mit Vernichtung bedrohen.

Das Regierungssystem der Engländer ermuntert Handel und Industrie, bürdet aber den armen Landbauern eine stetig zunehmende Steuerlast auf. Vergleicht man die von Engländern unmittelbar verwalteten Gebiete mit denen, die noch von eingebornen, wenn auch tributpflichtigen Herrschern regiert werden, so findet man — sagen verschiedene beachtenswerthe anglo-indische Autoritäten —, daß die Bauern in den ersten ärmer, in den zweiten wohlhabender werden. Auch Bewunderer des englischen Regierungssystems erkennen an, daß dies darauf beruht, daß die von einheimischen Herrschern regierten Provinzen alles in allem keinen so hohen Tribut an die Engländer zu entrichten haben, wie jene, die die Engländer zu hohem Preise selbst zu verwalten belieben. Andere Leute sehen das als ein Unrecht gegen die armen, von der englischen Verwaltung bedrückten indischen Landbauern an und wollen diese Verwaltung in Indien auf die Ueberwachung der einheimischen Regenten und deren Beamten beschränkt wissen. Dann bliebe aber der „indische Dienst" für die Söhne der englischen Mittelclasse nicht länger mehr so fabelhaft lohnend — und das wäre ein schweres „Aber" vom englischen Gesichtspunkte aus gesehen.

Die von den Engländern erbauten Eisenbahnen und Canäle sind vielleicht an sich wirthschaftlich ganz vortrefflich, da sie keine rein strategischen Anlagen im militärischen Interesse der Eroberer darstellen; die englische Regierung beansprucht jedoch für Rechnung ihrer Ingenieure und Beamten so hohe Löhne und läßt diese nach kurzer Dienstzeit sich mit so hoher, von den Hindus bezahlter Pension nach England zurückziehen, daß die ganze Sache, vom hinduischen Standpunkt betrachtet, ruinirend wird. Die zum Theil aus Engländern bestehende und von solchen ausschließlich befehligte indische Armee kann zwar in gewissem Maße auch für die Hindus dadurch nützlich werden, daß sie den Landfrieden zwischen den vielen kleinen und großen Staaten der Halbinsel aufrecht erhält, sie verschlingt aber jährlich ungeheure Summen an Unterhaltung, Sold und an Pensionen. Das indische Staatswesen verausgabt zur Zeit jährlich etwa 60 Millionen Pfund Sterling, wovon mehr als 17 Millionen (340 Mill. Mark) an England überwiesen werden. In der Hauptsache ist dies ein besonderer Ersatz für die Dienste, die die Engländer in wohlverstandenem eigenen Interesse schon dem indischen Staate geleistet haben (einschließlich der Zinsen für die indische Staatsschuld, wovon zwei Drittel oder 108 Millionen Pfund in englischen Händen sind). Einen kleinen Theil verwendet man für die Unterhaltung des indischen Regierungsdepartements in London und andere Regierungsbureaus und Anstalten daselbst, die irgendwie mit der Theilnahme von Engländern an der indischen Regierungsthätigkeit oder an der Ausbildung solcher für diese Thätigkeit zu schaffen haben. Ein parlamentarisches Comité ist schon seit einigen Jahren mit Untersuchungen darüber beschäftigt, in welchem Umfange das indische Staatsbudget mit Ausgaben belastet sei, die eigentlich von England allein oder vom britischen Weltreiche als Ganzem bestritten werden müßten. Inzwischen lassen die sparsamen Engländer jedoch die Hindus nicht allein die kostspieligen, durch englische Uebergriffe hervorgerufenen und in rein britischem Machtinteresse geführten Grenzkriege oben im Himalaya bezahlen, sondern lassen sie auch mit Geld und mit Truppen am Sudan-Feldzuge in Egypten theilnehmen!

Selbst vorausgesetzt, daß die Hindus trotz augenfälliger wirthschaftlicher, politischer und moralischer Nachtheile einen rein culturellen Nettogewinnst dadurch erreichen, daß sie sich des Privilegs des friedensichernden, abendländisch aufgeklärten Despotismus der Engländer erfreuen, so ist doch nicht ausgeschlossen, das englische Geldgier sie für diese Wohlthat über Gebühr zu bezahlen zwingt. Man darf eben nicht vergessen, daß die Engländer nie dauernd in Indien wohnen, sondern daß eine Generation nach der andern dort nur so lange verweilt, als es gesellschaftlich und wirthschaftlich vortheilhaft erscheint — infolgedessen die Einkünfte der Civilbeamten, Militärs, Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute zum großen Theil den Charakter eines gewaltigen Tributs tragen, der schließlich aus dem Lande strömen und sich in England ansammeln muß. Im Grunde hassen die allermeisten englischen Civil- und Militärbeamten, ebenso wie die rein wirthschaftlichen Speculanten, das ganze Indien und den Aufenthalt daselbst. Sie empfinden in der Regel kein tieferes Interesse für Land und Volk, lassen das Schöne und Merkwürdige in der indischen Civilisation nicht auf sich einwirken, sondern begnügen sich damit, sich als Ueberlegene zu fühlen und Alles zu verachten, was ihnen selbst nicht bis in's Kleinste gleicht. Man trifft wohl im Allgemeinen auf das redliche Bestreben, gerecht, wenn auch streng zu sein, der „Anglo-Indier" scheint aber nicht zu ahnen, daß zur wirklichen Gerechtigkeit auch ein Theil Zuneigung gehört und daß sogenannte Gerechtigkeit ohne wohlwollende Einsicht oft zu nichts Anderem, als zu einfältiger, herzloser Pedanterie wird.

Englische Juristen sind da als Richter bestellt und handhaben indisches Recht mit anerkannt und unausweichlich mangelhafter Einsicht in dieses, und mit vollständigem Mangel an jeder Sympathie für dessen, von moderner, europäischer Rechtsauffassung stark abweichenden Geist. Sie halten es für ganz natürlich, ihren tiefen Widerwillen gegen indische Gesetze, Sitten und Gebräuche ebenso unverhüllt an den Tag zu legen, wie den gegen indische Menschen. Im Uebrigen ist es mit der Unparteilichkeit dieser Richter auch nicht immer besonders wohl bestellt. Die indische Civilverwaltung ist nämlich so praktisch eingerichtet, daß Steuereintreiber, Polizeimeister, öffentlicher Ankläger und Richter einer Provinz oft in ein und derselben Person vereinigt sind. Man hört wohl von „gerichtlichen Scandalen" infolge dieser unmöglichen Vereinigung einander widersprechender Pflichten; die anglo-indische Beamtenschaft thut aber Alles, das Parlament an der Durchführung einer Reform zu hindern, die die werthvolle Richtermacht des englischen Steuererhebers über die, die er mit Steuern belegt, abschaffen würde.

Die Controle des Parlaments über die indische Verwaltung wird wohl richtig gleich Null geschätzt. Minister sind ja oft hülflos gegenüber einer Bureaukratie, die sie unter den Augen haben; um wie viel mehr dann, wenn eine Beamtenschaft controlirt und reformirt werden soll, welche mehrere tausend Meilen entfernt in einem Lande ist, von dessen merkwürdigen Verhältnissen man keine Specialkenntniß hat und über das die Beamtenschaft selbst die Angaben zu berichten verpflichtet ist, die für ihre gute oder schlechte Verwaltung zeugen sollen. Uebrigens haben die indischen Beamten eine unfehlbare Zauberformel, um die vom elementarsten Rechtsgefühl dictirten Reformvorschläge zu nichte zu machen — nämlich: „Die Sicherheit unserer Herrschaft in Indien würde dadurch leiden". Nicht unwahrscheinlich ist

Digitized by Google

es, daß diese „Sicherheit" beständig untergraben wird, nämlich durch den ungeschminkten Rassenhochmuth der Engländer.

Die Römer, mit deren Regierungssystem die Engländer das ihrige zu vergleichen lieben, ließen begabte Männer aus den unterjochten Völkern willig zu hohen Aemtern in den verschiedenen Zweigen des Staatsdienstes aufsteigen; einige von Rom's kraftvollsten Provinz-Gouverneuren gehörten Völkern an, die erst unlängst unterworfen und dem Römerreiche einverleibt waren, und mancher Kaiser war kein Römer, nicht einmal ein Italiener, sondern ein militärisch-politischer Emporkömmling aus den Grenzmarken des Reiches. Die englischen Herrscher in Indien dagegen, die sich gern rühmen, „die Hindus zu erziehen," schließen diese mit ängstlicher Beharrlichkeit von allen höheren und verantwortungsreicheren Aemtern in der Landesverwaltung aus. Nur in den wenigen, von einheimischen Herrschern regierten Vasallenstaaten ist es den Hindus möglich, sich in persönlicher Thätigkeit auf dem Felde des öffentlichen Lebens zu üben. Und diese engherzige Politik ist nur die letzte Consequenz einer auf allen Lebensgebieten und in allen englischen Gesellschaftsclassen in Indien unablässig gezeigten Geringschätzung des Menschenwerthes auch der ethnologisch höchsten und civilisirtesten Hindus. Der Engländer kann es niemals unterlassen, unterjochte fremde Völker (oder Fremdlinge überhaupt) in deren Selbstachtung dadurch zu verwunden, daß er ihren Menschenwerth unter-, und seinen eignen selbstgefällig überschätzt; er kann deßhalb auch nie ihre Zuneigung gewinnen und ihrer Treue sicher sein, wieviel Bewunderung er jenen vielleicht zuweilen durch seine Thatkraft, seinen Muth und seine nutzbringende Arbeit auch abnöthigen mag. Der typische Anglo-Indier bekennt auch diesen hochwichtigen Fehler als Eroberer, indem er prahlerisch erklärt, „Indien mit dem Schwerte gewonnen zu haben und es mit dem Schwerte festhalten zu wollen". Unzweifelhaft wird ihm das so lange glücken, als Indien „mit dem Schwerte festgehalten werden" ... kann.

Mehr als ein zuverlässiger Beobachter hat darauf hingewiesen, daß Rußlands Erobertaktik in Asien der englischen in höchst wesentlichen Zügen ganz entgegengesetzt und sehr überlegen ist. Vom Generalgouverneur bis zum Bauern und Arbeiter behandelt der Russe die von seiner Nation unterworfenen Asiaten als Mitmenschen und nicht als niedriger stehende Wesen. Alle sind dem Weißen Zaren Gehorsam schuldig; die asiatischen Würdenträger brauchen aber nicht zu befürchten, systematisch abgedankt zu werden, um lauter europäischen Emporkömmlingen Platz zu machen, und der russische Lieutenant, Regierungsschreiber oder Contorist träumt nicht, wie sein englischer College in Indien, davon, eine Art Uebermensch oder Halbgott gegen Jeden, wenn auch noch so gebildeten, talentvollen und seelisch vornehmen „schwarzen Mann" zu spielen, mit dem er in Berührung kommt.

Unter solchen Verhältnissen ist es eine eigenthümlich interessante, doch schwer zu beantwortende Frage, in wieweit der abendländische Typus von Seelenveredlung, religiösem und moralischem Gefühl, von ästhetischer Auffassung und wissenschaftlichem Denken wirklich einen tieferen Eindruck auf die höheren indischen Gesellschaftsclassen gemacht hat. Sind sie, trotz des in der Regel so unsympathischen Auftretens der englischen Reformbringer, doch ein wenig zu der Einsicht gekommen, daß ihre eigene Cultur, wie ehrwürdig durch deren Alter und wie trefflich angepaßt sie ihrem orientalischen Seelentypus auch sein mag, doch in allgemein menschlichen Punkten der europäischen nachstehe? Und wenn es eine solche Einsicht — abgesehen von dem Eifer einzelner Streber, die dadurch persönliche Vortheile zu erzielen hoffen, daß sie sich mit den Eroberern auf guten Fuß stellen und deren Absichten fördern — wirklich giebt, wie viel wirklichen Willen, in Uebereinstimmung damit zu handeln, wird man dort wohl finden? Zeigt Indien eine fortschreitende geistige Entwickelung mit aus Europa entlehnten Zügen, und würde diese nach Aufhebung der politischen Oberherrschaft der Europäer auch noch in derselben Richtung fortschreiten? Oder würden die Hindus in einem solchen Falle mit allen wirthschaftlichen, politischen und juristischen Einrichtungen und den bescheidenen culturellen Experimenten der Engländer tabula rasa machen und zu ihrem rein orientalischen Regime zurückkehren? Würde Indien, vom abendländischen Gesichtspunkte aus beurtheilt, sich wohl unwürdig zeigen, sein eigenes Geschick zu leiten?

Indien zeigt eine so außerordentlich bunte Mischung von gänzlich verschiedenen Menschenrassen, Civilisationsstufen, Religionen, staatlichen Einrichtungen, Sprachen und Naturverhältnissen, daß es der Gipfel der Ungereimtheit wäre, die Möglichkeit einer klaren, für Abendländer „befriedigenden" Antwort auf solche Fragen vorauszusetzen. Die Sachlage könnte dadurch beleuchtet werden, daß wir uns Europa in der Lage Indiens, von einem asiatischen Eroberer unterjocht vorstellen. Nehmen wir weiter an, daß ein indischer, den Europäern an allumfassender Menschenliebe weit überlegener Philosoph darüber nachsänne, ob Europa freigegeben werden solle, und daß er als Preis für die zu gewährende Freiheit die Ueberzeugung verlangte, daß Europas zwanzig verschiedene Nationen mit einander Frieden halten würden, nachdem sie ihres, den Frieden erzwingenden asiatischen Herrschers ledig geworden wären! Im Grunde wäre es ja weit billiger, so etwas von ganz Europa als von ganz Indien zu erwarten. Unser Welttheil hat ja nur etwa um ein Fünftel mehr Bewohner, als jenes einzige orientalische Mosaikreich; doch obwohl unsere außerordentlich aufgeklärten, civilisirten und rasch fortschreitenden europäischen Völker alle der arischen Rasse, alle der christlichen Religion angehören und fast alle ungefähr auf gleicher nationaler Civilisationsstufe stehen, ist es ihnen doch bisher unmöglich gewesen, den Frieden dauernd aufrecht zu erhalten, und sie befinden sich in socialen und geistigen Entwickelungskrisen, deren glückliche Lösung noch keineswegs gesichert erscheint. Wie können wir Europäer da vernünftiger Weise verlangen, daß das orientalische Indien erst unsere noch unverwirklichten abendländischen Ideale politischen und socialen Friedens, religiöser Duldsamkeit und culturellen Fortschreitens erfüllen soll, um seiner Unabhängigkeit von übermüthiger und geldgieriger Fremdlingsherrschaft würdig zu sein?

Thatsächlich ist, wie ein hervorragender anglo-indischer Beamter unlängst geäußert hat, „kein fremder Beobachter im Stande, zuverlässiges und erschöpfendes Material über die allgemeine Richtung der Ideenströmung in Indien im Laufe der letzten vierzig Jahre (d. h. nach dem großen Aufstande von 1857/58) zu sammeln". Die Europäer aber, die durch Erfahrung und Sympathie competent erscheinen, das höhere, geistige Leben vorzüglich unter den indischen Eingebornen arischer Abkunft zu beurtheilen, versichern, daß „man es als Axiom betrachten könne, daß nichts von wirklichem, innerem Werthe, womit der Hindu einmal in Berührung gekommen sei, irgend einmal wieder völlig verloren gehe. Die freie, beschauliche Seele des Hindus, die für uns werkthätig lärmende, hastende Abendländer gar so still und behutsam arbeitet, sichtet und prüft alle Ideen, nimmt aber nur auf, was tiefere Verwandtschaft mit ihrem eigenen Lebensprocesse hat, und weist mit unfehlbarem Instinct Alles zurück, was sie als im Streit wider die Daseinsbedingungen, denen sie unterworfen ist, empfindet."

Wir — die Europäer im Allgemeinen und die Engländer ganz besonders — vergessen wohl allzu oft, daß auch unsere Cultur eine unreife Localcultur und keineswegs geeignet ist, die uralte Localcultur eines anderen Erdengebiets zu verdrängen. Jeder Typus der Bildung kann gewiß nur gewinnen, wenn er sich allgemein-menschlich werthvolle Bestandtheile anderer Bildungstypen aneignet, den gesunden Zustand dürfte es aber doch bezeichnen, wenn alle ihre wohl ausgeprägten localen Sonderzüge behalten. Der Schade, den die Engländer Indien und schließlich auch ihrer eigenen

Digitized by Google

Herrschaft daselbst zufügen, entspringt dem angeborenen Unvermögen, einzusehen, daß auch englische Ideen eine örtliche Beschränkung und auch indische etwas allgemein-menschlichen Werth haben. Inwiefern die mit großer Einsicht und Sachverständniß betriebenen Forschungen mancher englischen Gelehrten über die Literatur und die sociale Geschichte der Hindus zur wesentlichen Aenderung dieses Verhältnisses beitragen werden, dürfte jetzt noch schwierig zu entscheiden sein.

Literatur und Kunst.

Klaus Groth.

Ein Erinnerungsblatt.

Meine erste Erinnerung an Klaus Groth datirt etwa zwei Jahrzehnte zurück. — Es war an einem schwülen Sommertage, als Theodor Horstmann, der bekannte Recitator, auf der Durchreise zu Klaus Groth in mein elterliches Haus kam. Am Abend während eines aufziehenden Gewitters las Horstmann uns bei offenem Fenster mit lauter, mehr und mehr anwachsender Stimme sein Gedicht „De Floth" vor. Ich sehe noch den scharfgeschnittenen Kopf mit den voll herabhängenden schwarzen Locken, die auf uns Kinder begreiflicherweise tiefen Eindruck machten, sich gegen das Stahlblau des Himmels abheben. Das ungewohnte Temperament und das „Sich-ganz-hingeben" packte uns Kinder. Wir sahen mit Schaudern die Fluth höher und höher steigen:

„Un jümmer höger — Wagg an Wagg
As Tünns int Trünneln, Slagg an Slagg,
Un Slött un Pallschen gegen Rügg,
Un Schum un Solt bet int Gesich."

Dann mit laut erhobener, dröhnender Stimme:

„Dat is verbi! Dat is de Floth!
Dar's nix to hoepen, as de Dod." — —

Mit dem Worte „Floth" flammte ein greller Blitz auf, gleichzeitig prasselte ein Donner herunter, der das Haus erzittern ließ, ein zweiter folgte, und ein dritter, jedesmal wie eine gewaltige Begleitung bei den Höhepunkten jeder Strophe einsetzend. Seitdem lese ich das Gedicht nie, ohne das Rollen des Donners und die ihn noch übertönende Stimme Horstmann's in den Ohren klingen zu hören. — Am nächsten Tage sandte uns Horstmann aus Kiel ein kleines Album mit Bildern, in dem außer einem plattdeutschen Gedichte Horstmann's Klaus Groth eigenhändig zu unserem Jubel „Matten Has" als Gruß an „de lütten nüdlichen Gören" geschrieben hatte.

Ein oder zwei Jahre später, in Eckernförde, wohin wir durch die blühende Landschaft Schwansen unsere gewohnte Sonntagswanderung gemacht hatten, lernten wir „endlich" unseren Dichter von „Lütt Matten de Has" und dem stets mit gleichem Jubel begrüßten „Ick sprung noch inne Kinnerbüx" persönlich kennen und schlossen mit ihm auf der tiefblauen Föhrde schnell eine Freundschaft, die nach Kinderart glühend und schwärmerisch war — und was mich angeht, auch geblieben ist. Im Laufe der nächsten Jahre galt ein schon lange vorher herbeigesehnter Ausflug regelmäßig Kiel und hier unserem Freunde. Das Bild dieser Besuche ist, vom ersten Tage an bis zum letzten Besuch in diesem Jahre, immer dasselbe geblieben. Entweder fanden wir seine große, hagere Gestalt auf seine „Poort" gelehnt, oder er wanderte, die Arme auf den Rücken gelegt, langsam vor der „Cajüte", seinem reizenden, behaglichen Arbeitsstübchen im Erdgeschoß, umher. Lora, dieser klügste aller Papageien, mit dem sein Herr stets vertraulich Zwiesprache zu halten pflegte, saß nachdenklich auf seiner Stange und knurrte seinen Aerger vor sich hin über die Vögel, die dann und wann über sein Revier hinwegflogen.

Nach der Begrüßung, bei der Groth's große, freundliche Augen aufleuchteten und einen ungemein liebenswürdigen, ja geradezu zärtlichen Ausdruck annahmen, wurde zuerst die schöne Blutbuche bewundert, die auf dem köstlich frischen Rasen stand, und hier und da in das Nest einer Drossel oder eines Rothkehlchens gelugt. Mit gleicher Regelmäßigkeit wurde sodann eine Flasche schweren rothen Weines, den Groth mit Vorliebe zu trinken pflegte, von einem Schränkchen geholt, und wenn dann die Unterhaltung in das alte, behagliche Fahrwasser gerathen, dann sprudelten die in ihrer Frische so köstlichen Bemerkungen und Anekdoten hervor. Leider ist Vieles im Laufe der Zeit meinem Gedächtniß entschwunden. Das, was ich nachstehend zu berichten vermag, entstammt zum größten Theil dem Sommer 1895, wo ich während eines längeren Aufenthaltes in Kiel ein kleines Relief von Groth machte.

Er hatte eine ungemein lebhafte und fesselnde Art des Erzählens. So sprach er nie in indirecter Rede, sondern führte die Personen, von denen er erzählte, stets redend ein. Dabei nahm seine ganze Haltung und Stimme etwas von dem Charakter der redenden Person an, wenngleich er die Stimmhöhe nur unmerklich wechselte. Während des Erzählens waren die Brauen hoch gezogen, und die auffallend langen, schlanken und feinen Hände erhöhten durch lebhafte Geberden die Dramatik der Erzählung, die beim Wechsel der redenden Personen mit „sä ick" und „seggt he" eingeleitet wurde. Lora wurde auch bei dieser Gelegenheit in's Gespräch gezogen und gab seine Theilnahme durch ein behagliches Knurren und leises „Schnacken" zu erkennen. Bezeichnend für dieses köstliche Verhältniß ist folgender kleiner Vorfall:

Eines Morgens, als ich vor dem Modellirbrett saß, kam eine Dame, die sich in nicht gerade geistreichen Phrasen über Kunst erging und mich mit thörichten Fragen in einige Verlegenheit brachte. Groth saß ganz still dabei. Als sie fort war, sagte er ganz trocken: „Na Lore, wat hett se seggt? Gar nix hett se seggt! Ja, was die Leute sich denken, was Kunst ausüben ist! Wir wissen, was es ist, — arbeiten ist es! Da kam auch 'mal so Eine zu mir, — ja — und redete von Stimmung und solchem Unsinn. Kennen Sie meinen Orgeldreier? fragte ich sie. — Ja, gewiß. — Wissen Sie, in was für einer Stimmung ich den gemacht habe? Ich hatte die fürchterlichsten Gesichtsschmerzen und lag auf dem Fußboden, weil ich nicht ruhig sitzen konnte, aber ich hatte das Gedicht im Kopf und mußte es machen. So lag ich da mit den rasendsten Schmerzen und schrieb. So entstand das Gedicht."

Im Anschluß daran erzählte er mir dann die Entstehung einiger anderer Gedichte: „Min Jehann, das lag mir lange Zeit im Sinn, ich wollte die Sehnsucht nach der Jugend schildern. Ich machte eine ganze Reihe von Gedichten, aber es wurde immer etwas ganz Anderes (ich habe leider vergessen, welche Gedichte es waren). An einem heißen Sommermittag ging ich im Garten spazieren. Da wußte ich auf einmal, jetzt hatte ich es, ich wußte, es mußte etwas werden. Ich griff ein Stück Papier und einen Bleistift aus der Tasche, stellte mich an ein offenes Fenster, ich hatte keine Zeit, durch die offene Thür in's Haus zu gehen, und schrieb und schrieb, bis das Gedicht fertig war. Als ich dann hineinging, um es abzuschreiben, fühlte ich etwas über meine Kniee krabbeln. Ich glaubte, es seien wohl Ameisen an der Stelle gewesen, wo ich gestanden — ja — und als ich nachsah, waren es Schweißtropfen, die in die Stiefel liefen. — Ja, das ist nu Dichten, und die Leute denken, es ist nichts als Vergnügen, — nein, eine Arbeit ist's!"

Als wir vom Dichten auf die Dichter kamen, sprach er

Digitized by Google

u. A. von Theodor Fontane, mit dem er sich nicht recht hatte verstehen können: „Er besuchte mich und wir gehen zusammen an den Hafen spazieren. Ich denke, er soll sich recht über die Natur freuen, aber er fängt an zu fragen, — über Uniformen. Ich sage: Ich kenne keine Uniformen und will auch keine kennen. Dann fragt er nach den Schiffen, nach den Zeichen, nach Allem. Ich wußte nichts, und er sprach sein Erstaunen aus. Ja, sag' ich, kennen Sie alle Blumen? Kennen Sie alle Vögel? — Nein. — Ja, das brauche ich als Dichter, das Andere brauche ich nicht. — Da fragte er nicht weiter."

Ein andermal sprachen wir von dem Bokelmann'schen Bild in der Nationalgalerie und er erzählte: „Ich wollte mit meinem Freunde Th. gerade eine Reise machen, da hielt ein Wagen vor der Thür. Ein Mann mit hektisch gerötheten Gesicht sprang heraus und gab seine Karte ab, darauf stand: „Bokelmann, Maler, Ehrenmitglied der Wiener Akademie ꝛc." Ich kannte den Mann nicht, aber ließ ihn vor. Er kam herein und sagte: Sie müssen mir sitzen, ich will Sie für die Nationalgalerie malen. — Mich für die Nationalgalerie? — Ja, da gehören Sie hin, sagte er ganz ernst. — Ich — segg ick — das wußte ich gar nicht, daß ich irgendwo hingehöre. — Ja, haben Sie Zeit? — Nee, sag' ich, ich will gerade verreisen. — Haben Sie nicht eine Stunde Zeit? — O ja, noch etwas mehr. — Na, dann können wir gleich anfangen, ich habe Alles mitgebracht. — Er holte aus dem Wagen Staffelei und Alles herbei, wir suchten das Zimmer auf, das am meisten Licht hatte, und dann sagte er: Nun stellen Sie sich mal hin! — Na, da ging's los. Nach einer Stunde kam Th. und sagte in seiner trockenen Weise nur: Ja, das ist er! — Bokelmann reiste gleich ab und wir auch. Im nächsten Jahre schrieb er mir: Die Skizze gefällt mir nicht, Sie müssen mir sitzen. Ich habe gemerkt, daß Sie auch am Halse leiden, gehen Sie mit mir nach Ems und sitzen Sie mir. — Ich ging zu ihm nach Düsseldorf und saß ihm geduldig. Der Mann malte mit einer Liebe — — —. Da hab' ich denn auch was von der Malerei gelernt. Ich fragte, und er beantwortete Alles. An meinen Stiefeln malte er mehrere Tage. Lieber Freund, sag' ich, da kann mein Schuster Hansen mir ja schneller ein paar neue machen. — Ja, sagte Bokelmann, man muß aber auch sehen, daß es Ihre Stiefel sind. — Ja, das war ein begabter Mann! — Er stammte aus der Gegend von Bremen, sein Vater war Lehrer auf dem Lande. Nur im Winter kamen ein paar Kinder zum Unterricht für die Confirmation; „sonst", erzählte Bokelmann, „waren wir allein. Als Knabe schon zeichnete ich Alles, was ich sah, und ich sagte meinem Vater, ich will Maler werden. — Nee, sä de, min Jung, das sind brodlose Künste. Du sollst Kaufmann werden, versprich mir, daß Du nicht mehr zeichnen willst. Ich versprach es und wurde Kaufmann und hielt getreu mein Versprechen. So stand ich drei Jahre hinter dem Ladentisch und drehte Tüten und verkaufte Syrup. Dann starb mein Vater. Ich kam als Commis in eine Hartgummifabrik. Da mußte ich den ganzen Tag auf dem halbdunkeln Boden sitzen und aufpassen, wie verpackt wurde; etwas Anderes hatte ich nicht zu thun. Da hatte ich nun eines Tages einen Bleistift in der Hand, und ich mußte zeichnen, was ich sah: den Boden, die Leute, und so zeichnete ich jetzt immer den ganzen Tag. Eines Tages kam der erste Buchhalter, um meine Bücher nachzusehen. Da lag in dem einen eine von meinen Zeichnungen. Wer hat das gemacht? fragte er. Ich hatte das Gefühl, ich stände vor meinem Vater, und sagte ganz kleinlaut: Ich hab's gethan! — Woher haben Sie das, haben Sie noch mehr? — Ich zeigte. — Sie müssen Maler werden. Gehen Sie nach München! — Ich war sprachlos, aber ich ging; ich hatte etwas Vermögen." Ein Jahr ist er dort gewesen, dann malte er ein Porträt, das man ihm für eine größere Summe abkaufen wollte, dann die „Testamentseröffnung". Da stand in der Ausstellung ein Kind aus seiner Heimath davor und sagte: Sieh' mal, das ist Tante U., und das ist der, und das ist der! — Das mußt Du nicht immer sagen, Kind! sagte ein Herr. — Aber sie sind es ja doch! — Es waren auch alles Porträts. — Jedes Bild verkaufte er von der Staffelei weg für große Preise. Ich war später einmal vier Wochen bei ihm und hab' ihn sehr lieb gewonnen als Freund, — ja — das war ein Mann!"

Zum 70. Geburtstage bekam Groth etwa 200 Telegramme, die alle gebunden aufbewahrt sind. „Kommt da der Postbote", erzählte er, „und bringt wieder einen ganzen Haufen, und das Eine, sagt er, möchte ich dem Herrn Professor selbst geben. Ich mache die Depesche auf, gebe sie meinem Sohn und sag': „Kiek mal," segg ik, „das ist 'mal nett von Willem! — ich hab' einen Schwager, der Wilhelm heißt." — „Was?" seggt he, „Du bist wohl dwallerig, Papa, die ist ja vom Kaiser!" —

Das Erste, wenn ich kam, war an jedem Morgen, daß er mir ein Glas Wein einschenkte: „Trink, Kind, das thut gut!" An einem Tage ging es ihm nicht gut, und ich wollte gleich wieder fortgehen. „Nein, Kind, bleib nur hier. Meine Zeit absitzen muß ich doch, ob Du hier bist oder nicht, und in Gesellschaft ist's mir lieber, als allein." Wir unterhielten uns sehr lebhaft, und als ich fortging, meinte er, es habe ihm gut gethan, daß ich dagewesen sei. An jenem Tage erzählte er u. A. von Geibel. Groth neckte ihn gern: „Du, sag' mal, Emanuel," sagte er eines Tages, „wie kommt es, daß Du noch nicht mehr Auflagen erlebt hast? Bodenstedt's Mirza Schaffy hat ja nun wohl die 100. Auflage erlebt." — „Das kommt (mit Pathos), mein lieber Klaus, das will ich Dir sagen, weil Bodenstedt ebensowenig Poesie hat, wie das Publicum, das ihn liest." — Bodenstedt war eines Tages bei der Taufe des Schiffes „Klaus Groth" dabei gewesen und hatte geredet:

„Bei einer solchen Gelegenheit
Kommt man nicht in Verlegenheit,
Drum öffn' ich Herz und Mund weit,
Und trink' auf Klaus Groth's Gesundheit."

„Das soll nun Poesie sein!" sagte Groth, „so 'n Unsinn! Seine Reisebeschreibung, das ist ein gutes Buch, dahin passen diese Reimereien! O, diese Spruchdichter! Ist das 'ne Sorte! Goethe, das ist der Einzige, der Mann hat Alles gewußt, kann man beinahe sagen. Der Westöstliche Divan, in dem steht der ganze Mirza Schaffy schon drin. — Da kommen denn auch noch diese Pastoren und Lehrer und reden und denken, sie wissen was davon, aber gar nichts wissen sie davon! Das sag' ich ihnen denn auch: Ich weiß nichts, aber Ihr, Ihr wißt erst recht nichts. — Bei den weisen Pastoren, da fällt mir der Pastor S. ein, ein Kerl, der konnte nicht durch die Thür, so dick war er. Ich war auf Fehmarn, ich war Schulmeister gewesen. Das haben mich die Leute da nachfühlen lassen, daß ich hätte Ohrfeigen austheilen mögen. — — Ja, — ich bearbeitete meinen Quickborn, aber ich sagte keinem Menschen etwas davon. Den ersten Theil schickte ich Gervinus zur Durchsicht, und der schrieb mir: „Sie brauchen mich nicht. Die Sachen werden sein wie eine Oase in der Wüste." Den Brief schrieb ich ab, schickte ihn mit den Sachen an die Verleger und fand auch bald einen. Dieser Pastor S. nun hatte mich zuweilen besucht, aber mich ganz von oben herab behandelt. Ich war ja nur Schulmeister gewesen. Da schickte ich ihm den Brief mit den Sachen. In einer halben Stunde war er bei mir: Ist das der berühmte Gervinus? — Kennen Sie einen anderen? — Nein. — Ich auch nicht. — Dann sind Sie in einem Monat ein berühmter Mann. — Wahrscheinlich. — Und davon hab' ich gar nichts gemerkt! — Adieu. — Adieu. — Und das sagt der Esel auch noch; fünf Jahre mit mir verkehrt und nichts gemerkt! Ich hab' ihn nie wieder gesehen. — Ja, Kind, ich schimpfe heute. Ich habe Leibschmerzen, sonst bin ich milder.

Digitized by Google

Aber Grund hab' ich eigentlich. Scheußlich haben die Leute mich behandelt, — nichts konnte ich, — nichts — ja, manchmal dachte ich, pack' nur ein, Du bist ja doch zu nichts nütze!"

Ein andermal empfing Groth mich scheltend: „Hat mir da so ein adeliges Frauenzimmer ihre Gedichte geschickt. — Kriegt sie gleich wieder! Und was für 'n Unsinn! Hat natürlich nichts zu thun; sollte arbeiten! — Und sieh bloß 'mal, was 'ne Handschrift, muß alles Anders herum sein, als bei anderen Leuten. Und so 'n Format! — Soll ich auch noch Laufereien davon haben? — Das Couvert kehr' ich um, das kriegt sie wieder." — Er erzählte dann von seiner Jugend, und mir ist besonders in Erinnerung geblieben, wie er Weihnachtslieder lernen sollte, und als sein Vater ihm für jedes einen Schilling versprach, lernte er achtzehn in vier Tagen. —

Mit meinem Relief beeilte ich mich nicht sonderlich. Ich änderte wiederholt daran und machte es mit allem Behagen fertig. Ob das zu seinem Besten gewesen, ist mir allerdings sehr fraglich, aber die behaglichen Stunden waren mir so lieb, daß ich sie gern in die Länge zog. Kurz bevor ich mit der Arbeit fertig war, traf ich eines Tages bei Groth auch mit Hermann Allers zusammen. Die beiden waren herzlich befreundet, und Groth besuchte im Winter darauf Allers auf Capri. Als ich in dieser Zeit in Kiel bei seiner Haushälterin fragte, wie es dem Herrn Professor in Italien gefalle, hieß es, er habe nur geschrieben, man solle ihm sofort einen Sack mit Buchweizengrütze schicken. — — Das war Alles. Und es gefiel ihm gar nicht! Er war nicht mehr jung genug, um Heimath und die alte Umgebung entbehren zu können. Ganz abgemagert und scheltend kam er zurück. So sah ich ihn auf der Rückreise in München, wo er bei Freunden, die ihn auf's Beste pflegten, sich für die lange Reise erholen sollte. Er war aber erst der Alte wieder, als er in Kiel in seiner alten behaglichen Cajüte wie früher saß, die obere Hälfte der Thür offen; als er wieder die Drossel in seinem Garten singen hörte und die gewohnten Gesichter um sich sah.

Zum 80. Geburtstag fuhr ich nach Kiel. — Im Garten traf ich eine ganze Reihe von Besuchern, die jedoch alle wieder umkehren mußten, da das Geburtstagskind nicht wohl war. Nur die Deputationen könnten empfangen werden, hieß es. Trotzdem gelang es mir, auf den vertrauten Wegen mich einzuschleichen, und da stand ich zwischen schwarzbefrackten Herren, welche die drei nebeneinander liegenden Zimmer anfüllten. Im letzten Zimmer, Alles überragend, sah ich die hohe Gestalt des Dichters. Stehend ließ er all' die Reden, von denen nur dann und wann ein abgerissenes Wort zu uns herüberklang, über sich ergehen, wenn es ihm auch recht schwer zu werden schien. Einmal flog sein Auge etwas müde über die — meist ziemlich fremden — Gesichter, und das liebe, gütige Aufleuchten des Blickes begrüßte mich. Mit seinen dithmarscher Landsleuten, die ihm die Grüße seiner Vaterstadt Heide überbrachten, kam endlich auch die Reihe an mich, ihm die Hand zu drücken.

Am nächsten Tage besuchte ich ihn vor meiner Abreise noch einmal — es sollte das letzte Mal sein. — Er saß, wie immer, allein in der Cajüte, inmitten von Blumen, Büchern, Bildern und Briefen. „Ich habe gerade an Dich gedacht, Kind!" rief er mir entgegen, „es ist gut, daß ich Dich noch mal in Ruhe sehe. Es war mir eine wirkliche Freude, als ich gestern Dein Gesicht unter all' den Menschen sah." Dann mußte ich Alles sehen, was ihm Freude gemacht hatte, und bald dies, bald jenes herbeiholen. Eine Radirung von Brahms, im Halbprofil, fast silhouettenhaft, hatte ihn besonders erfreut. Ich suchte darnach und ergriff statt dessen eine neue Photographie von ihm selbst. „Nein, Kind, das nicht," sagte er lächelnd, „Klaus Groth den habe ich nun satt!" Wir tranken noch fröhlich mit einander auf den 90. Geburtstag, noch einmal nahm er, wie er es zu thun pflegte, meine Hand in seine beiden schlanken Hände, und damit schied ich von ihm.

Ein Brief, in dem er mir unmittelbar vor seinem Tode noch einmal für eine kleine Büste dankte, die ich ihm zum Geburtstage gebracht, zeigte noch die ganze Frische und Jugendlichkeit der Empfindung, mit der er sich bis in die letzten Tage über das Kleinste zu freuen vermochte, und die Erinnerung an diese lebenswarme, frische Empfindungskraft und jugendliche Lebensauffassung, mit der er aus dem Leben geschieden, ist es, die den Schmerz über seinen Verlust einem jeden seiner Freunde mildern wird. A. P.

Ein altgriechischer Sang von Herrn Eugen Richter.

Von Max Eggert.

Nachdem erst unlängst der Lyriker Bakchylides wieder das Licht der Welt erblickte, sind neuerdings eine ganze Reihe bedeutungsvoller griechischer Schriftwerke, welche ein helles Licht über ihre Zeit verbreiten, aus den Grabstätten und Trümmerhaufen Egyptens hervorgezogen worden. Ein ziemlich unsicherer Dr. H. Chalkeus behauptet nun ebenfalls, zwei altgriechische Epen aufgefunden zu haben. Er schreibt darüber: „Zurückgekehrt von einer Reise in den Orient beschloß auch ich das Büchlein zu entrollen, das ich aufzufinden vermochte. Fundort und Erwerb können auch bei dieser Gelegenheit ebenso wenig offenbart werden, wie bei den hervorragendsten egyptischen Funden die bis jetzt veröffentlicht sind. Wer etwas von Aufgrabungen weiß, begreift die Gründe. Doch die Hauptsache ist, daß diese Werke der modernen Menschheit wieder zugänglich werden, und die sicherste Beglaubigung liegt in den Texten selbst." Und er erzählt weiter, daß der Fund so vorzüglich schön und lückenlos erhalten war, daß die Niederschrift in den jetzt gebräuchlichen Buchstaben des griechischen Alphabetes nicht die geringste Schwierigkeit bereitete. „Der Dichter scheint eine ziemlich große Rolle hinterlassen zu haben. Da ich aber wenig neugierig bin, so habe ich nur das Ende der Rolle entrollt. Vielleicht befinden sich am vorderen Ende der Rolle noch mehr „Schilderungen"; vielleicht hat der Dichter aber diesen Raum nur als Titelblatt benutzt, und darauf seinen Namen genannt. Wir wollen das auf sich beruhen lassen, oder vielleicht zu passender Zeit die Entrollung fortsetzen. Unzeitige Neugierde ist immer der Feind der echten Forschung gewesen, und ich möchte mich des Fehlers in diesem Falle nicht schuldig machen." Immerhin giebt der gelehrte Forscher seinen Fund jetzt der Oeffentlichkeit preis. Zuerst das altgriechische Original der „Ophioktoneia" und „Eugenias", dann seine deutsche Uebersetzung, beides in zwei Broschuren des Verlages von Carl Stracke in Hagen i. W. Die Sprache ist im Wesentlichen die alt-epische, Homerische, doch finden sich hier noch mehr Anklänge an die äolische Mundart, als in der Iliade oder der Odyssee. Jedenfalls muß der Dichter in recht alter Zeit gelebt haben; oder auch, er war ein Aeolier aus den nördlichen Stämmen, die unmerklich in die der Epiroten übergingen. Die Erwähnung von Kleon zwingt uns, den Dichter in die Zeit nach dem peloponnesischen Kriege zu versetzen. Mancher Leser, meint der gelehrte Mann, wird sogar moderne Anklänge finden wollen. „Solche Beurtheiler aber können wir leicht durch eine schärfere Kritik widerlegen. Man wird Tabak und Cigarren erwähnt finden; denn es scheint sicher, daß ζιγάρη nur diese Bedeutung haben kann. Aber man lasse nur die alten Vorurtheile fahren. So nennt man bis auf den heutigen Tag den flandrischen König Gambrinus als Erfinder des Bieres; und doch haben die Egypter schon Jahrtausende vor Christi Geburt das Bier gebraut, und die Brauer von Pelusium waren schon damals ebenso berühmt wie die heutigen Münchener Brauer. So findet man auch Tabakspfeifen in den ältesten ‚mound-buildings' in Nordamerika, die Jahr-

Digitized by Google

tausende zurückreichen. Und man hat längst erkannt, daß verschiedene Tabaksarten schon in uralten Zeiten in China und anderswo angebaut wurden. Auch kann man kaum staunen, daß dieselben Namen dafür noch jetzt in Gebrauch sind. Weiß man denn nicht, daß viele allgemein gebrauchte Erzeugnisse seit den ältesten Zeiten bei den verschiedensten Völkern denselben Namen haben?" Beide epische Vorgänge spielen bei dem sonst unbekannten Volk der Gigéer oder Giger (*Γιγῆες*). Auch dieser Name weist uns auf den nördlicheren Theil der Balkan-Halbinsel. „Noch heutigen Tages heißen die nördlichen Albanesen Geger, zum Unterschied von den südlichen, den Schkipetaren. Und die Wiener, die doch dem Schauplatz des Gedichtes so viel näher leben als wir Reichsdeutschen, kennen noch aus der Ueberlieferung das Volk der Gigerl. In gelehrten Zeitschriften, irre ich nicht z. B. in den Fliegenden Blättern, werden diese mit vielen Symbolen halb kannibalischer Menschen abgebildet, jedenfalls der wilden Menschen, die in Verunstaltungen des Körpers und sinnlosem Aufputz Unglaubliches leisten. So die an Raubthiere erinnernden unbeschnittenen Fingernägel, der gewaltige Krückstock, die Schnabelschuhe, der bienenkorbähnliche Cylinder. Da dürfen wir nun auch wohl in den Namen der bei ihnen auftretenden Helden höchst alterthümliche Formen erwarten, welche noch deutlicher die Verwandtschaft der einzelnen arischen Stämme verrathen." Der König, von dem das Doppelepos handelt, heißt dort Bilemos, sein „Berather" Bisomarx, sein Feldherr Molkes. Wie leicht erweisen sich diese Namen als alt-griechisch, oder vielmehr als alt-arisch! Baal, Bel u. s. w. (auch in der griechischen Grußformel *βάλε* = walte Gott) heißt der Herr; also in der Superlativform Bil-emos ein „hervorragender Herrscher, ein idealer Herrscher", wie *βασιλεύτατος*. Sein Berather Biso-marx ist der auf die Bisonte oder Wisente, das ist auf das wilde und bösartige Rindvieh, das in alten Zeiten so oft die Fruchtfelder verwüstete, immer sein Auge richtende („merkende"), natürlich, um es abzuwehren. „Molkes" stammt von *μαλακός*, und bedeutet also den „weich oder mürbe machenden", was sich auf die feindlichen Heere bezieht. Doch genug von diesen Proben! Nach dieser zuverlässigen kritischen Grundlage können wir nun in wenigen Zügen den Inhalt der beiden Gedichte andeuten.

Die Ophioktoneia ist offenbar ein Scherz über ein Abenteuer mit einer ganz unschädlichen Schlange, wie etwa der Schlingnatter, die Jemand für die giftige Kreuzotter oder gar Viper hielt. In dem zweiten Gedichte soll die Wirksamkeit eines Demagogen geschildert werden. Wer gemeint sei, wissen wir nicht; denn sein Name Ithyner ist sicher ein frei geschaffener, um das vorwärtsstürzende Wesen des Mannes auszudrücken. Denn *ἰθύς* heißt „gerade drauf los"; *ἰθύνειν* „gerade darauf los stürzen oder richten". Nichts wäre verkehrter, als den Namen durch „Richter" zu übersetzen. Soll damit ein Mann von gesundem Urtheil bezeichnet werden, so müßte *κριτής* der griechische Name sein; sollte es den Handhaber des Gesetzes bedeuten, so wäre das *δικαστής*. Aber weder von gesundem Urtheil, noch von Kenntniß des eigentlichen Wesens der Gesetze zeugen die Reden dieses Ithynter. So wählt Dr. Chalkeus für die Uebersetzung lieber das Wort „Strecker". Dieser „Strecker" des Epos sagt z. B. mit der größten Unfehlbarkeit die schwerste Demüthigung seines Vaterlandes voraus. Es tritt das Umgekehrte ein, vielleicht ein Aufschwung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und eine Machtentfaltung, wie kein anderes Volk sie bisher erlebte. Und der Redner-Prophet? Er hat wieder vollkommen Recht behalten: wer in den Schlingen seiner Sophistik ist, der sollte glauben, daß er, der politische Reiseonkel, seine Nation aus dem tiefsten Verfalle gerettet habe. „Seine Anhänger, denen jedes geschichtliche Verständniß fehlt, erblicken die ganze Welt nur in dem farbigen Glas, das ihnen von den Kunstbrillen-Lieferern der eigenen Partei in Zeitungen und Reden geboten wird. Würden die Leute einmal mit natürlichen Augen sehen lernen: sie würden bald gewahr werden, daß Welt und Leben, Staat und Gesellschaft in ihrer ungeheuren Mannigfaltigkeit sich nicht durch ein einziges doctrinäres System ummodeln lassen, aber nicht einmal auf den Namen der Doctrinäre dürfen diese Redekünstler Anspruch erheben. Ihr Ziel ist vielmehr kein anderes, als den großen Männern Schwierigkeiten zu bereiten; und so verbinden sie sich bald mit dieser, bald mit jener Partei, den aller-widersprechendsten, nur wo sie jenes erreichen, und zugleich die eigene Person in ein möglichst helles — aber so bald verlöschendes — Licht setzen können. So sehen wir zuerst, wie Strecker der Große gegen den König Bilelmos und seinen Berather Bisomarx hetzt, weil sie sich in den Hader der Danen und Holsten mischen und Geld und Soldaten opfern wollen. Er warnt also:

„Siehe die Holsten wirst du geben den Danen zur Speise
und der Albinger Land, die starken Gigéer beraubend.
Drum so urtheil' ich: man soll keinen Pfifferling geben
Dem rathgebenden Mann. Du bist uns Allen verächtlich."

Und als dann im folgenden Gesang die bösen Prossen gegen der Austrer König ziehen, da zeigt Strecker den Schild der Gorgo von Olmütz und ruft wieder sein ceterum censeo:

„Drum so geb' ich nicht einen Heller dem nichtigen Bismarx."
So sprach er wohlgesinnt, doch folgten sie nicht seiner Rede.

Natürlich abermals zu seinem Schaden, denn der Volksprophet behält ja immer Recht, wie er behauptet.

Schlachtgetümmel brach los, das Gefilde erdröhnte von Waffen,
und in den Krieg sie strebten: jetzt aber sie büßten es Alles.
Denn die Sensenmänner seh' ich und die Brut aus dem Schmutze,
auch die starken Züge der mäusefangenden Männer,
wie gekommen sie sind nach Berlin und der lieblichen Sprea.
Ja, gefangen wanderten sie, die kriegerischen Männer,
unter der Götter Schutz und untadeliger Obhut der Prossen.
Viele treffliche Männer auch haben zu Stein geschaffen
Künstler emsig bemüht: die gedachten der Gorgo von Olmütz.
Ganz von Stein steht da Bisomarx, von Stein Held Molkes,
ja die Säule sogar der gewaltigen Siegesgöttin.
Wandere dahin: du erkennst in vielen der prossischen Städte
Helden von Stein und Erz: sie sind ein dauerndes Schreckniß
allen die nicht folgen dem Wort des großen Propheten.

Aber der alte Grieche weiß uns von Strecker noch andere Thaten zu singen.

Denn es war einmal bei den Gigéern gewaltiger Hader:
oft in den Hallen der Städte versammelten sich ihre Schaaren,
und der Worte Streit entstand aus heftigem Zorne.
Von dem Tabak kam der Groll: denn der böse Bismarx
wollte diesen benutzen als Quelle für Steuer und Zölle.
Da erfaßte Schmerz die Seele des großen Giganten,
Des gewaltigen Streck, und er flehte zu allen Göttern,
ihm ein großes Zeichen herab zu senden vom Himmel,
das mit Staunen erfüllte brodessende Menschen hienieden
alle zusammt. Und sie, die ewig lebenden Götter
sandten als Reitthier ihm den luftdurchfahrenden Glimmer,
welcher schnell ihn trug durch die Luft in jegliche Gegend.
Wann sich versammelten nun in den Hallen berathende Männer,
schnell erschien da der Held, getragen von Wolken und Winden.
Oft ermahnte er auch die Gigéer mit wuchtigen Worten:
Höret mich, o Gigéer, ihr Raucher vortrefflichen Knasters,
und die ihr die Rollen des Tabaks kaut mit den Zähnen,
oder die Nasen stopft mit dem Staub des rühmlichen Krautes!
Aus all' diesem Stoff will wieder Reichthum und Wohlstand
schöpfen der Mann, der da ist der unbesonnenste aller.
Der Cigarren will er berauben die Männer der Arbeit,
von dem Munde ziehen die Rollen des braunen Tabakes
und den duftenden Staub des Knasters nehmen den Nasen.
Wer wird ferner noch opfern den Göttern die Rauchhekatomben,
duftend so schön, und wer den braunen Saft des Tabakes,
die Trankopfer des Mundes, in sprudelnder Fülle ergießen?
Wird noch ferner niesen die Nase, den Göttern zur Freude?
Und mit diesem Zoll will Geräthe des Kriegs er beschaffen,
und ein großes Heer für den Krieg aufziehn und ernähren:
drum will plündern er die Raucher und gänzlich berauben.
Also erhebt euch nun, und verweigert jegliche Summe
dem geldgierigen Marx, wonach er immer verlanget.
Ich aber bin des großen Zeus selbsteigener Verkünder,
Strecker der Große, den man den Wohlgeborenen nennet.

Digitized by Google

Man mag in dem Epos auf griechisch oder deutsch weiter lesen, wie Strecker nach einander die speckspendenden Schweine, die sensenbewehrten Polacken, die übergebirgischen Priester, die Wucherer-Zunft u. s. w. gegen Bismarx in Schutz nimmt. Zuletzt wird Strecker der Große von den Musen gekrönt und lieblich tönt ihr Lobgesang:

Ehrengabe sei dies dem ruhmgedunsenen Redner,
der stets pries der Polacken Geschlecht und stets die Cigarren,
mit der Rede Schwall einführte die Gottheit des Schnapses,
doch Bismarkischer Kraft nur Schmach und Höhnen bereitet.
Auch für ewige Zeit wirst im Lande des Hades du tragen
dieses Angebinde der Reden die immer du schwatztest.

Der altgriechische Scherz ist mit Geist, Witz und viel Gelehrsamkeit verfaßt, und Eugen Richter wird wohl über sein äolisches Spiegelbild, den großen Strecker, am meisten lachen. Uebrigens ist es nicht der erste Versuch einer philologischen Satire. Wir erinnern nur an das prächtige Büchlein der Siebzigerjahre: „Reise des Cheirisophos nach Boötien", worin ein anonymer Philosoph mitten im Triumphzug des Darwinismus die Zuchtwahl, die Entstehung der Arten u. s. w. lächerlich machte. Und damals gehörte dazu mehr Muth als heute.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch eine Romfahrt.

Von Hermann Wichmann (Rom).

Storno heißt mein Romfilger. Emilio Perosi ist sein eigentlicher Name; warum er Storno genannt wird, weiß er selber nicht. Er ist seines Zeichens Führer in Tosi, einem toscanischen Dorfe nahe dem Kloster Vallombrosa, hoch auf dem Bergrücken des Prato Magno im Appenin. Trotz seines Alters von 58 Jahren ist Storno überaus kraftvoll und ausdauernd. Wer je den borgheſischen Fechter gesehen hat, dieses anatomische Kunstwerk, das nur Muskeln und Knochen aufweist, der kann sich einen Begriff von dem Körper dieses Bergführers machen. Gegen jede Strapaze, gegen jede Erkältung ist Storno gefeit; oft hat er sich nach langen Bergtouren, wenn er kein Unterkommen mehr fand, in kalten Nächten, nur von seinem Mantel umhüllt, unter einen Baum geworfen und fast bis zum Sonnenaufgang geschlafen. Am folgenden Tage war er dann frisch wie zuvor.

Mich und meine Familie verbindet mit ihm ein zwanzigjähriges Zusammenleben in Vallombrosa während der Sommermonate. Wir verbringen diese Jahreszeit wegen der Hitze, die in italienischen Städten herrscht, immer in dieser hohen Region und in reiner Luft. Meine Anhänglichkeit an Storno schreibt sich von den Diensten her, die er meiner in Vallombrosa verschiedenen Tochter bei ihrer Krankheit geleistet und von den wochenlangen Ausflügen in die Casentiner-Berge und Apenninen mit meinen Söhnen, deren Schutz ich ihm wegen seiner Zuverlässigkeit ohne Gefahr überlassen durfte.

Und nun beabsichtigte also dieser Sohn der Berge eine Pilgerfahrt nach Rom, wie dergleichen Wanderungen zum heiligen Vater bekanntlich häufig stattfinden. Schon zu Anfang des Jahres war ich von seinem Plan in Kenntniß gesetzt worden und zwar durch ihn selbst. Vergeblich suchte ich ihn davon abzubringen, denn mir ahnte nichts Gutes. Aber Storno war die Hartnäckigkeit selbst. Um zwei Uhr Nachts macht er sich also auf die Beine, lief sieben Stunden nach San Giovanni und setzt sich an dieser Station in den Bummelzug, um Abends nach Neun in Rom einzutreffen. Hier das erste Mißgeschick. Am Bahnhofe wurde ihm sein Säckchen getrockneter Pilze abgenommen unter dem Vorwande, daß auch giftige darunter sein könnten. Storno, der von Kindheit an Pilze, Erdbeeren und andere Waldfrüchte gesammelt, verstand das natürlich viel besser als die Beamten des Stadtzolls, bringt doch seine Heimath fast nur gerade diese Früchte hervor. Nun, er tröstete sich ziemlich rasch über seinen Verlust, nahm einen kleinen Jungen als Führer mit und erschien an unserem Horizonte. Er wollte ohne Weiteres in die Wohnung dringen und versicherte dem Hausmädchen an der Thür, er sei ein galantuomo. Aber in Rom sind alle Ehrenmänner, und erst, als er sich als Storno zu erkennen gab und verlangte, daß mir dieser Name angemeldet werde, erhielt er Einlaß.

Wir saßen gerade bei dem einfachen Nachtessen, und da Storno noch nicht gespeist hatte, auch nicht mehr viel übrig war, ließen wir eiligst im Hause gemachte Nudeln kochen, Schinken und Käse holen, setzten ihm einen guten römischen Wein vor, und so war er froh, sich ordentlich satt essen zu können. Wir dachten nun, es sei ihm irgend eine Herberge empfohlen worden, aber das war ein Irrthum. Storno wollte sich nicht so bald von uns trennen. Also wurde ihm ein Bett zurecht gemacht, von dem er meinte, daß es für seine geringen Ansprüche ein wahres Hochzeitsbett sei, so weich und schön hätte er es in Tosi nicht. Unsere beiden Dienstmädchen aber kamen aus dem Kichern nicht heraus, weil er in seinem toscanischen Dialecte Witze machte. Seine groteske Bergtracht, der große rothe Fuchspelz und unbändig breite Hut trugen dazu bei, seine Reden und Geberden noch komischer erscheinen zu lassen. Vor dem Schlafengehen wurde noch folgende Verabredung getroffen: Storno kann drei Tage und drei Nächte unser Gast sein, erstes und zweites Frühstück, dann Abends das pranzo einnehmen und zu jeder Zeit sich nach Belieben in der Küche aufhalten.

Damit erklärte er sich einverstanden, doch schon am anderen Morgen, als ich noch im Bette lag, schien er sich eines Besseren besonnen zu haben. „Ich will," sagte er zu meiner Frau, „lieber gleich Addio sagen, denn ich habe viel für meine Interessen in Rom zu thun. Sagen Sie dem Professore meinen Gruß, und auf Wiedersehen in Vallombrosa!" Zwar wurde ihm zu Gemüth geführt, daß es unrecht von ihm sei, nicht persönlich Abschied von mir zu nehmen, indessen möge er nach Belieben verfahren; bei unserer Abmachung bliebe es unter allen Umständen: drei Tage Essen und drei Nächte Quartier. Er sei immer willkommen, vorausgesetzt, daß er nicht etwa bei einem anderen Bekannten sich behaglicher fühlen sollte. Damit machte er sich auf den Weg für seine Interessen.

Und Storno hatte wirklich viele Bekannte in Rom. Hatten doch die Vallombrosa besuchenden Römer, Engländer und Amerikaner alle zu ihm gesagt: „Wenn Sie einmal nach Rom kommen, so besuchen Sie uns doch auch." Das heißt so viel wie: wir sagen Ihnen guten Tag und geben Ihnen ein Glas Wein. Storno aber hatte die Sache so aufgefaßt, daß Alle nur darauf warteten, ihn in Rom gastlich aufzunehmen und fürstlich zu beschenken. Erzählte er doch später unseren Dienstmädchen, als sich die Verhältnisse anders gestalteten, wie sehr er sich getäuscht habe. „Wißt Ihr, Kinder, wenigstens so 25 Franken von jedem Freunde hätte ich schon erwartet!" Und so lief er nun also den Tag nach seiner Ankunft zu allen Bekanntschaften, die er in Vallombrosa gemacht hatte. Dabei war er in Begleitung eines Burschen, den er für einen Franken engagirt hatte, damit er den natürlich des Weges Unkundigen überall hinführe. Er hatte sich Jahre lang eine Menge Visitenkarten der Sommergäste von Vallombrosa gesammelt; jetzt sollten deren Namensinhaber herhalten. Aber, wer wüßte nicht, wie es mit so freundlichen Einladungen zu gehen pflegt! Von den vornehmsten Herrschaften wurde er gar nicht erst empfangen; Andere gaben ihm, nur um ihn los zu werden, ein paar Geldstücke, noch Andere sagten ihm „Guten Tag", bedankten sich, daß er sie nicht vergessen habe, und ließen ihn unbeschenkt weiter ziehen. So nahmen also die sogenannten Interessen des armen Storno einen kläglichen Verlauf.

Auf allen Straßen und Plätzen war er zu sehen, immer auf der Suche nach seinen „guten Freunden". Ich selbst traf ihn nach Tisch auf dem Corso, wo er bei dem herrlichen December-Frühlingswetter im Sturmschritt, mit seinem dicken Pelz bekleidet, nach der Porta del Popolo zustrebte, an seiner Seite den Führer; zu uns war Storno zum zweiten Frühstück nicht gekommen. Lieber hatte er in einer Weinschenke eine Kleinigkeit zu sich genommen, denn seine Interessensphäre lagen offenbar zu weit von unserer Wohnung ab, als daß er zur richtigen Stunde hätte eintreffen können. Als ich ihn sah, war er sehr enttäuscht und mißmuthig. Rom sei eine überaus häßliche, langweilige Stadt, seine Bewohner höchst unangenehm, und Volk und Stadt wären nicht im Entferntesten mit Florenz und den Florentinern zu vergleichen. Er kündigte mir an, daß er Abends zwar zum Essen erscheinen werde, dann aber wolle er vor Mitternacht nach Rignano fahren, das von Tosi und Vallombrosa nur so weit entfernt liege, um auf dem Marsche gemüthlich eine Cigarre ausrauchen zu können.

„Das wäre eine saubere Pilgerfahrt," hielt ich ihm vor. „In Rom gewesen und nicht mal San Pietro gesehen!"

„Nein, nein," rief er aus und sträubte sich mit Händen und Füßen, „je schneller weg aus Rom, desto besser. Dente cavato non duole più (Ausgezogener Zahn schmerzt nicht mehr)," sagte er, und das sollte heißen, sei er erst fort aus Rom, so höre für ihn aller Aerger auf. Und noch ein doppelsinniges Sprüchwort citirte er: „Più marche si gira, più marcheggiani si trovano." (Je mehr Meilensteine, desto mehr Lumpen trifft man.)

Also Abends, es war kaum dunkel geworden, fand er sich wieder bei uns ein, überaus niedergeschlagen. „Meine Frau hat Recht behalten," stöhnte er, „sie hatte mir von der ganzen Schwindelfahrt abgerathen. O wäre ich erst wieder in Tosi!"

Indessen, mit ganz leeren Taschen kam er doch nicht von seinen Pilgerfahrten durch die ewige Stadt zurück; gegen zwanzig Francs hatte er auf seinen Besuchen eincassirt, wozu ich nach meinen Kräften einen Beitrag zulegte. Wenn aber der Mensch Hunderte erhofft und muß mit einer so kleinen Summe abziehen, so ist dies eine bittere Pille. Auch mit uns war er nicht zufrieden, denn er hatte gehofft, ich und meine Frau würden ihm um den Hals fallen und ihm wenigstens vierzehn Tage lang seinen römischen Aufenthalt bezahlen und versüßen. Wenn auch nicht uns gegenüber, so doch zu unseren Dienstleuten äußerte er sich in diesem Sinne deutlich genug, wobei er in der Küche als Abendbrod einen halben Lammbraten, Kartoffeln, Salat, dann Butter, Käse

Digitized by Google

und Wein mit größtem Behagen vertilgte. Ich bedeutete ihm noch einmal, er solle doch Rom nicht verlassen, ohne das größte Wunder der Welt, Sankt Peter, gesehen zu haben. Umsoweniger, als er den ganzen Tag umhergerannt war und der Tag vorher gleichfalls sehr anstrengend für ihn gewesen, und jetzt wollte er schon wieder die Nacht durch fahren und eine weite Wanderung unternehmen.

„Gut," entgegnete er, „ich werde also erst morgen früh reisen, aber nicht wegen San Pietro, denn den habe ich gesehen."

„Wie so?" fragte ich, „Du bist ja doch in keiner Kirche gewesen."

„Das gerade nicht, aber ich war auf einem Platze mit einer Menge zerbrochener Säulen; nur eine war ganz, auf der höchsten stand eine Figur, und der Führer sagte mir, es sei Sankt Peter. Hab' ich ihn also nicht gesehen?"

Ich lachte laut auf: Storno war offenbar auch auf das Forum Trajanum gestoßen, wo bekanntlich auf der antiken Säule jetzt die bronzene Statue des heiligen Petrus steht.

So verabschiedete ich mich denn von meinem Sohn der Berge. Bald schnarchte er in seinem „letto di nozze", daß unser alter Palazzo dröhnte. Am folgenden Morgen trank er noch behaglich seinen Kaffee und zog dann um halb zehn Uhr wieder pelzumhüllt ab. Meine Frau begleitete ihn noch bis an die Hausthür.

„Signora," flüsterte er ihr zu, „entschuldigen Sie, aber meine Frau wäre wohl sehr böse, wenn ich ohne ein Geschenk von Ihnen wieder heimkäme." Was blieb also der Hausfrau übrig, als noch ein buntes seidenes Tuch für seine Eheliebste herauszusuchen.

Er dankte und wiederholte, er sei nur froh, wenigstens mit heiler Haut davon zu kommen. „O dieses Rom!" rief er aus. „Und erst diese Römer!"

Er trollte sich also, glücklich, am Ende seiner Leiden angelangt zu sein. Und auch wir glaubten, der gute Storno habe gemüthlich seinen Waggon gefunden, sei ruhig zurückgereist, in Pontassieve abgestiegen und in die Arme seiner besseren Hälfte geeilt, um von den Widerwärtigkeiten seiner Pilgerfahrt auszuruhen. Weit gefehlt! Der Biedere wurde noch unfreiwillig in Rom zurückgehalten. Die Polizei am Bahnhof fand eine überaus curiose Aehnlichkeit mit einem Individuum heraus, das man von Sicilien her als Anarchisten signalisirt hatte. Brauner Pelz, breiter Calabreserhut, ein Maal über dem rechten Auge, graugrüne tückische Augen, hager, und mit langem Bergstock versehen. Alles stimmte. Und eben als Storno in einen Wagen dritter Classe einsteigen wollte, fing ihn der mißtrauische Carabiniere ab und brachte ihn in Begleitung zweier Kameraden schnurstracks nach der Quästur. Dort hatte er auf Befragen, wo er die Nacht zugebracht habe, angegeben, daß dies bei einem Deutschen Namens Wikamanno gewesen sei. Man wollte ihm nicht glauben und sperrte ihn vorläufig ein. Immerhin hatte man nachträglich den Einfall, sich doch auch nach dem deutschen Spießgesellen zu erkundigen. Man fand aber einen stillen Bürger, der seit Jahrzehnten in Rom wohnt, pünktlich seine Steuern bezahlt und kein Wässerchen trübt. Und er bestätigte, Storno beherbergt zu haben. Immerhin — man kann nicht wissen ... Also wurde ich auf die Quästur berufen, wo ich mich meinem Freunde Storno gegenüber fand, der mir als seinem Retter in der Noth um den Hals fiel. Ich legitimirte mich bald. Aus alter Gewohnheit führe ich nämlich zwei verschieden gedruckte Visitenkarten in der Tasche, die eine einfach mit meinem Namen, die andere für den Fall, daß ich, sozusagen, officielle Besuche zu machen habe, mit meinen Titeln. Letztere wies ich denn vor, und der „professore" und noch mehr der „cavaliere" bewirkten mit einem Schlage eine Wandlung der Gemüther. Nachdem ich über alles Storno Betreffende genaue Auskunft gegeben hatte, wurde die Untersuchung abgebrochen und der arme Kerl sofort in Freiheit gesetzt. Ja, man bat ihm wegen der ihm zugefügten Unbill mit italienischer Höflichkeit um Entschuldigung und bewilligte ihm sogar eine kleine Entschädigung, da seine Casse durch das bereits gelöste Billet arg zusammengeschmolzen war. Ueberdies war der Bummelzug nach Toscana längst abgefahren. Storno mußte also bis zum Abend auf den zunächst abgehenden Zug warten. Er blieb gegen billige Bezahlung zum Mittagessen und bis zur Abfahrt bei dem Portier im Quästurgebäude, um so lieber als dieser eine hübsche Frau besaß, mit der mein Storno, wie ich nachher erfuhr, noch den Niedlichen gespielt haben soll. So verklärte also die Liebe zuletzt noch die Schrecken seiner Romfahrt ...

Endlich schlug die Stunde der Erlösung, gewiß nicht für unsern Storno allein, sondern wohl für Alle, die mit ihm zu thun gehabt hatten. Von nun an scheint Alles glatt von statten gegangen zu sein, erhielt ich doch durch die dritte Hand Nachricht von seiner glücklichen Ankunft in Tosi, wo er eine furchtbare Schilderung seiner Qualen gemacht haben soll. Auch von ihm selbst empfing ich neulich eine Postkarte, deren Hieroglyphen ich nicht ohne Mühe entzifferte.

„Liebster Freund" (Storno liebt die Superlative) „wann kommen Sie wieder zu uns? Beeilen Sie sich, denn sonst sehen wir uns so bald nicht wieder. Ihr Rom kann mir nämlich gestohlen werden, Rom und alle Römer, ohne Ausnahme. Vergessen Sie aber nicht, meiner Frau was Schönes mitzubringen."

Aus der Hauptstadt.

Schorle-Morle.

Im bergwerkberühmten Kattowitz hängt, wie die Zeitungen melden, in einer Wirthschaft folgendes Placat: „Bei vorkommenden Schlägereien bitte ich nicht die Biergläser zu benutzen. Hinter'm Ofen liegen die Knüppel. Hochachtungsvoll der Wirth."

Die Haager Friedensconferenz hat das vortrefflich eingerichtete Local bereits für ihre nächste Tagung gemiethet.

*

Nach den Enthüllungen Memminger's über die Schatulle der alten Fürstin von Bückeburg soll hinfort in deutschen Kirchen die anzügliche sechste Bitte aus dem Vaterunser: „Und vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern" nicht mehr gesprochen werden.

*

Vor einiger Zeit hat man die Oden eines weniger bekannten griechischen Dichters, des Bakchylides, von den Mumien egyptischer Könige abgewickelt. In unseren Tagen benutzt man die Werke schlechter oder unberühmter Poeten mit Vorliebe zum Einpacken von Wurst und Käse. Da waren also die Alten denn doch erheblich idealer veranlagt, und im Vergleich mit den heutigen Zuständen muß es damals eine Lust gewesen sein, Lauff zu heißen.

*

Die Eisenbahn-Direction Berlin hat ihre Beamten neuerdings darauf aufmerksam gemacht, daß den Angestellten sowohl die Annahme von Trinkgeldern wie die Sammlungen zu Ehrengaben an Vorgesetzte verboten seien.

Etliche freisinnige Hauptstadtväter schwebten in Furcht, daß die Große Berliner Straßenbahn-Gesellschaft dem bösen Beispiele folgen und ebenfalls von Trinkgeldern und Ehrengaben nichts mehr werde wissen wollen. Glücklicherweise besannen sie sich rechtzeitig darauf, daß die für sie von der Straßenbahn aufgebrachten Gelder jede andere Bezeichnung, nur nicht den Titel einer Ehrengabe verdienten, und gingen darauf am 1. Juli ruhig zur Casse der Gesellschaft, um die üblichen halbjährlichen Trinkgelder, Dividenden und Tantièmen abzuheben.

*

Die Kunst, Majestätsbeleidigungen zu construiren. Ein Hülfs- und Nachschlagebuch für Denuncianten und Solche, die es werden wollen. (Preis 50 Pfennige. In Partien billiger. Für Bedürftige und Leute mit geistigem Armuthszeugnisse kostenlos.)

Durch dies Buch wird einem täglich stärker hervortretenden, unleugbarem Bedürfnisse in der denkbar glücklichsten Weise abgeholfen. Der Verfasser weist in einer glänzend geschriebenen Vordenunciation zunächst darauf hin, daß die vielberufene, sociale Frage an sich schon eine Majestätsbeleidigung ist, da es in einem wirklich gut regierten Staate keine sociale Frage geben kann. Der Vorwurf aber, ein Land sei nicht gut regiert, kennzeichnet sich ohne Weiteres als Verbrechen gegen die Majestät. Würden diese Criminalthaten rücksichtsloser verfolgt und strenger bestraft, so verringerte sich fraglos ihre Zahl, und auch die sociale Frage fiele alsbald fort.

Nachdem der Verfasser diese gleichsam ideale Seite der Angelegenheit mit überzeugender Logik und in blumenreicher Sprache behandelt hat, wendet er sich zu den mehr realen Vortheilen, die das eifrige Forschen nach Majestätsbeleidigungen für den Denuncianten haben muß. Er zeigt, wie man sich an hartherzigen Gläubigern, Brodherren, hochnasigen Flurnachbarn ꝛc. in billiger und angenehmer Weise rächen kann, indem man sie wegen Majestätsbeleidigung anzeigt. Verfasser giebt eine Reihe von übersichtlichen Anleitungen und behauptet, mit Hülfe allerliebster Fallen und Provocationen bereits an 150 Personen männlichen wie weiblichen Geschlechts wegen Majestätsbeleidigung in's Gefängniß gebracht zu haben, darunter die sechzehn Schuhmacher- und vierund-

Digitized by Google

zwanzig Schneidermeister, die in den letzten beiden Jahren für ihn arbeiten, sowie etliche zwölf Geliebte, denen er zwar ihre Sparcassenbücher abnahm, deren Kinder er aber nicht alimentiren wollte. Von einer soeben eingereichten raffinirten Denunciation gegen seinen derzeitigen Bureauvorstand erhofft Verfasser besonders gut klingende Vortheile. Ebenso verspricht er sich viel von einem durch ihn in die Wege geleiteten Verfahren gegen seinen einzigen Bruder, der dem Wortlaute des Gesetzes zufolge nach rechtskräftiger Verurtheilung wegen Majestätsbeleidigung von den Eltern bekanntlich enterbt werden kann.

Da das Buch mit besonderer Berücksichtigung der Zuchthausvorlage geschrieben worden ist, verdient es die aufmerksame Beachtung aller Arbeitswilligen; doch wird es auch auf der Fondsbörse mit Nutzen gelesen werden.

*

Die Nachrichten über den schlechten Gesundheitszustand des Erbprinzen Danilo von Montenegro und seine niedergedrückte Stimmung bestätigen sich nicht. Der Erbprinz ist vielmehr Dank der guten ärztlichen Behandlung augenblicklich von geradezu quecksilberner Munterkeit.

*

In den maßgebenden liberalen Berliner Blättern häufen sich in letzter Zeit auffallend die pikanten Anzeigen.

Diese Zeitungen haben zwar nicht mehr die Massen, dafür aber die Masseusen hinter sich.

*

Die zur begeisterten Verherrlichung der Berliner Stadtverwaltung bestellten Journale weisen mit einigem Stolze darauf hin, daß in diesen Tagen wieder mehrere subalterne Magistratsbeamte ihr fünfundzwanzigstes Dienstjahr zurückgelegt haben.

Das ist aber auch das Einzige, was sie in dieser Zeit, Dank der Großmuth des Berliner Magistrates, zurücklegen konnten.

*

Ein ahnungsvoller Engel.

Hausknecht: Wann soll ich Ew. Gnaden morgen wecken?

Die Excellenz auf Urlaub: Nicht nöthig, mein Bester! Wenn ich abreisen will, wache ich regelmäßig zur richtigen Stunde von selbst auf!

Hausknecht (in Bewunderung): Sapperment — da ist ja an Ew. Gnaden ein prächtiger Hausknecht verloren gegangen!

*

Der Kampf um die Canalvorlage und die krampfhafte Opposition der Conservativen hat die seit langem auf den Nullpunkt herabgedrückten freisinnigen Hoffnungen, daß doch noch einmal ein Ministerium aus ihren Reihen gebildet werde, neu belebt. Selbstverständlich ist, wenn die Berliner Linke zur Macht kommen will, ihre Einigkeit das Haupterforderniß. Es haben sich denn auch etliche hervorragende Preßorgane der Partei dazu entschlossen, die früher so beliebt gewesenen Ermahnungen zur Einigkeit in Leitartikelform wieder aufzunehmen, und man darf hoffen, daß diese Aufsätze jetzt wieder eine ständige Rubrik in den davon befallenen Blättern bilden werden.

Aber der richtige Fortschritt muß mit der Zeit fortschreiten. Selbst wenn in einem Blatte solche Artikel nur zehn bis zwölfmal jährlich erscheinen, verursachen sie dem betreffenden Verleger große Satz- und Redactionskosten, die der arme Kerl nachher an Heirathsannoncen mit Mühe und Noth wieder einbringen muß. Um nun die Interessen der Partei mit denen der freisinnigen Verleger zu versöhnen, erbieten wir uns vom 1. August d. J. ab

Artikel über die Einigung aller liberalen Parteien, mit siegesfreudigen Ausblicken in die Zukunft, auf Bleiplatten

zu liefern. Es werden im Ganzen zwölf verschiedene Plattenartikel (siehe Verzeichniß) hergestellt, für jeden Monat einer; sobald das Jahr herum ist, fängt die Geschichte von vorn wieder an. Kein Leser wird das merken, und wer es merkt, liebt seine Zeitung wegen ihrer ehernen Consequenz noch inniger als bisher. Der Verlag aber erspart das hohe Gehalt für den Redacteur, der früher regelmäßig die Einigungs-Artikel zu schreiben hatte, und die nicht unbeträchtlichen, unnütz zum Fenster hinausgeworfenen Satzkosten.

Aus unserer Preisliste führen wir an:

Nr. 1. August. Hochsommer-Einigungs-Artikel mit Citat aus Wilhelm Tell („sagte doch schon der alte Attinghausen ꝛc. ꝛc.") mit schwungvoller Prophezeihung und geistvollem Scherz gegen den Kuhhändler Miquel . . . . . 75 Pfennige die Platte.

Nr. 1a. Derselbe Artikel mit zwei Citaten und der Ueberzeugung, daß die Macht der Reaction gebrochen wird, sobald die Regierung nur den Muth hat, Neuwahlen auszuschreiben, die Platte . 85 Pfennig.

Nr. 3. September. Herbst-Einigungs-Artikel, mit sechs poetischen Bildern und einem namentlichen Verzeichnisse der ältesten Greise Deutschlands (d. h. sämmtlicher Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei), die Platte . . . . . 80 Pf.

Nr. 3a. Derselbe Artikel, aber mit Gedicht von Albert Träger, die Platte nur . . . . . 40 Pf.

Nr. 5. November. Anti-Herbert Bismarck-Einigungs-Artikel, mit den Clichees aller Charakterköpfe der Freisinnigen Vereinigung, die für das Ministerium Barth-Rickert-Pachnicke in Frage kommen, die Platte . . . . . 65 Pf.

Nr. 12. Juni. Düster gefärbter Sonnenwende-Einigungs-Artikel. Bedauert die Thatsache, daß sich die drei Mann umfassende Freisinnige Vereinigung abermals gespalten hat, wodurch der Tod des dritten herbeigeführt worden ist, der bei der Theilung in zwei Hälften ging. Mit Citat, Siegeszuversicht und heiliger Ueberzeugung, ganz wie Nr. 1a, die Platte . . . . . 10 Pf.

Bei Entnahme von zwei Platten die Hälfte. Nutzen thut es ja doch nichts.

*

Damit sein Talent nicht verkümmert.

Gefängnißdirector: Sie haben nunmehr die Ihnen wegen schwerer Urkundenfälschung zudictirte Strafe abgesessen. Was gedenken Sie jetzt anzufangen? Kann ich Ihnen irgendwie behülflich sein?

Der Sträfling: Wenn Ew. Gnaden an's Reichstagsbureau schreiben möchten — die Reden des Herrn Präsidenten druckfertig zu machen, das getraut' ich mir schon!

*

„Miserabel schlecht geht mein Bankgeschäft! Das ist nun schon das elfte Jahr, wo ich zusetzen muß!"

„Na, warum giebst Du es dann nicht auf?"

„Ja — wovon soll ich denn leben?"

*

„Wissen Sie schon — Bankier X. hat einen Orden und den Commerzienrathstitel zur Belohnung erhalten!"

„Zur Belohnung wofür!"

„Weil er sein Geschäft aufgegeben hat!"

Prinz Vogelfrei.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
¼ Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lefler-Ury, Doepler, Pecht, Ruehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 15. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

I. U. Lib. 4 AUG.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner. Ein Mahnruf. Von St. — Spieltrieb und Spartrieb. Von M. Heinrich Strack. — Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen. Von Dr. jur. J. Behrend. — **Literatur und Kunst.** Die Grenzpfähle. Von Martin Greif. — Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist? Von Sp. Wukadinović (Prag). — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin. — **Aus der Hauptstadt.** Sommertheater. — Anzeigen.

Die nationale Aufgabe der Deutschamerikaner.

Ein Mahnruf.

Unlängst hat sich an dieser Stelle ein Deutschamerikaner über die europäische Aufgabe seiner alten Heimath ausgesprochen. Seine sonst so patriotisch empfundene und politisch durchdachte Erörterung verwechselt freilich das Deutschthum mit dem Germanenthum und wirft die Nordgermanen der skandinavischen Dänen, Norweger und Schweden mit einzelnen Gliedern der Westgermanen, d. h. uns Deutschen selbst zusammen. Die Niederdeutschen Belgiens und Hollands sind Fleisch von unserem Fleische und stammesgleich mit den reichsdeutschen Niederrheinern (Rheinfranken) und den Friesen und nicht mit den Skandinaviern zu vergleichen. Daher ist das längst erwünschte Einschreiten gegen das Dänenthum in Nordschleswig keine Gewaltthat des Polizeibüttels, sondern eine nationale Pflicht des Deutschthums gewesen. Der Deutschamerikaner ist vom vaterlandslosen Freisinn leider irre geführt. Doch haben selbst dessen Parteigenossen, soweit sie unterrichtet waren, gegen das würdelose Gebahren der Kieler Zeitung offen Stellung genommen. Außerdem wird in Nordschleswig kein Dänisch als Volkssprache geredet, sondern eine deutsche Mundart, die wohl dem jütischen Plattdänisch ähnelt, aber nicht dem Hochdänisch, das die dänischen Hetzer wider die alte Volksübung einschmuggeln wollen. Freilich ist der Gedanke einer Annäherung an unsere nordgermanischen Vettern nicht zu verwerfen und herrscht in Schweden bereits eine ausgesprochene Deutschenliebe an Stelle der früheren Franzosenfreundschaft. Aber hier liegt ein politischer Anlaß zu Grunde. Wie Deutschland die baltischen Provinzen als alte Glieder seines Volksthums ansieht, so fühlt sich Schweden mit Recht in Finnland durch die fortschreitende Verrussung vergewaltigt. Der normannische Zweig der Skandinavier, die Norweger und Dänen, die eines Stammes sind, wie ihre Sprache zeigt, sind dagegen französisch gesinnt. Erst der deutsche Sieg über Frankreich und Rußland wird sie auf unsere Seite zwingen. Indessen theilen wir die allgemeine Anschauung des Eingangs gedachten Aufsatzes, dessen Grundgedanke unserem Volksempfinden entspricht. In den Alldeutschen Blättern hat daher auch eine anregende Besprechung stattgefunden, die den Ausführungen des überseeischen Landsmannes volle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Schließlich möchten wir nur einen leider vielverbreiteten Irrthum des Verfassers berichtigen, als ob das Wallonenthum Belgiens und die sogenannte französische Westschweiz nicht deutsch wären. Nicht nur diese Landstriche sind erst französirt, sondern das Gleiche gilt vom französischen Hochburgund, der Franche Comté und den französischen Niederlanden bis zur Somme.

Doch der europäische Schauplatz interessirt uns hier nicht, vielmehr die undeutsche Auffassung des Amerikanerthums deutscher Herkunft. Der Deutschamerikaner betrachtet England und die Union als die gleichartigen großen angelsächsischen Reiche, vergißt also, daß mehr als zwanzig Millionen Nordamerikaner reines deutsches Blut in ihren Adern haben und daher nicht als nicht vorhanden anzusehen sind. Er schreibt wörtlich von sich: „Selbst daß er sich bewußt ist, mit seinen Nachkommen in das angelsächsische Wesen aufzugehen, kann ihn nicht mit dem Gedanken befreunden, daß es in hundert Jahren in der Welt nur noch Russen und Angelsachsen als Gebieter geben soll.“ Das Deutschthum Nordamerikas beträgt ein Drittel der weißen Bevölkerung; eine solche Minderheit läßt sich nicht ohne Weiteres vergewaltigen. Die englische Mehrheit besteht zu einem beträchtlichen Theile aus minderwerthigen Iren, die nicht Angelsachsen, sondern Kelten sind, mögen sie auch eine angelsächsisch-normannische Beimischung haben. Außerdem ist ein starker Procentsatz noch germanischen Geblütes, wie die ältesten Einwanderer, die Holländer, und die neuen Ankömmlinge mit erheblicher Kopfzahl, die Norweger. Das romanische Element des Südens, die Franzosen in Louisiana und die Spanier in Süd-Carolina, Florida, Texas, Californien und Nordmexiko sind keineswegs englisch gesinnt, noch im Angelsachsenthum aufgegangen. Die schwächste Widerstandskraft haben freilich die Deutschen trotz ihres zahlenmäßigen Uebergewichts, besonders in älterer Zeit, bewiesen, wo bloß die nationale Selbstentwürdigung der deutschen Vertreter der englischen Sprache zum Siege verholfen hat, da sonst das Deutsche als Staatssprache vom Congreß angenommen worden wäre, wie es die Amtssprache Pennsylvaniens gewesen ist.

National ist die große Republik der neuen Welt keineswegs ein englisches Staatswesen, sondern das englische Gepräge ist das Werk einer rücksichtslosen, aber gar nicht besonders starken Mehrheit, die sich sogar auf das nicht englische irische Element stützen muß, um das englische Aeußere der zahlreichen Minderheit aufzudrängen. New-York ist nächst Berlin die größte deutsche Stadt, da es eine Million Deutscher beherbergt. Aber nirgends ist das Deutschthum würdeloser und national gleichgültiger als in der thatsächlichen

Digitized by Google

Hauptstadt der Union. Die Jingohetze hat wohl das Deutschthum des Westens, aber nicht des Ostens, der viel deutscher als das Neuland an den Seeen und jenseits des Felsengebirges ist, zu thatkräftiger Abwehr erweckt. In New-York segelt das Deutschthum, besonders der reichsten und gesellschaftlich wichtigsten Schicht, munter im englischen Fahrwasser, weil es sich in der englischen Vermummung feiner als im deutschen Gewande dünkt. Freilich beweist es durch diese kindliche und feige Fremdenliebe am deutlichsten seine deutsche Abstammung, da dieser Erbfehler auch in der alten Welt noch unser bezeichnendstes Merkmal ist. Das Erwachen der deutschen Volksseele in Nordamerika berechtigt uns aber zu der Erwartung, daß die Deutschamerikaner sich des nationalen Unterschiedes vom Engländerthum bewußt werden und bleiben. Bisher hat sich das ziemlich gemischte Angelsachsenthum als das wahre Amerikanerthum aufgespielt und die Gefolgschaft der anderen Volksstämme als selbstverständlich angenommen. Die Hetze gegen das Deutsche Reich hat unser Volksthum in der Union mit Recht verletzt und ihm wenigstens theilweise die Augen geöffnet. Zahlenmäßig müßten im Congreß ein Drittel Deutsche sitzen; ein Drittel der sonstigen Volksvertreter und Gouverneure, wie der Gerichte und Schulen deutsch sein. Im überwiegend deutschen Staate Illinois mit seiner gleichfalls wesentlich deutschen Hauptstadt hat es wohl einen deutschen Gouverneur Altgeld gegeben, der sich jedoch kaum als Deutscher fühlte. Die Staatssprache ist auch in diesem Lande ruhig die englische der Minderheit geblieben. Der reichste Mann Chicagos, Pullmann, hat gänzlich vergessen, daß sein Vater ein hessischer Schäfer gewesen ist. Es ist daher höchste Zeit, daß das nationale Gewissen unserer Landsleute geschärft wird, damit sie nicht als der übliche Völkerdünger auch dem Angelsachsenthum dienen, das mit dem Slaventhum unser grimmigster Gegner trotz der germanischen Blutsgemeinschaft ist. Wir dürfen daher nicht dulden, daß die national zerrissene Union gemeinsame Sache mit England macht, um unsere Weltmachtstellung zu untergraben. Unsere Reichspolitik hat daher verständnißvoll das Hauptgewicht auf die Trennung der beiden englischen Staaten in den Samoawirren gelegt und sich gegen Amerika nachgiebiger und versöhnlicher gezeigt, als es dem rohen Friedensbruch gegenüber zu entsprechen schien. Der Schachzug ist muthmaßlich gelungen. Wir können auch einem Lande, das mehr als zwanzig Millionen Deutsche in sich schließt, nicht feindlich begegnen, solange sich das Deutschthum dortselbst nicht mit Bewußtsein aufgegeben hat. Einem englisch gesinnten Amerika werden wir auch rücksichtslos unsere Macht zeigen, und wir sind keine Spanier, sondern das waffengewaltigste Volk der Welt. Unsere Flotte ist trotz ihrer Kleinheit jedenfalls der amerikanischen ebenbürtig und durch Manneszucht ihr sicherlich überlegen, zumal im Ernstfall schwerlich deutsche Matrosen sich zur Ergänzung der Besatzung amerikanischer Kriegsschiffe finden werden, wie im spanisch-amerikanischen Kriege die Hälfte der Mannschaft Deutsche waren. Nur bei dieser Erwägung läßt sich unser Entgegenkommen erklären, da wir bloß der amerikanischen Einfuhr die Grenzen zu sperren brauchten, um eine böse wirthschaftliche Krise über die Union heraufzubeschwören, während bei uns lediglich die Kinderspielwaarenindustrie verloren wäre, da unsere sonstigen Ausfuhrgewerbe schon mit so unmäßigen amerikanischen Zöllen belegt sind, daß sie prohibitiv wirken. Der deutsche Zucker richtet sich schon auf den Verlust des amerikanischen Absatzes ein. Trotz des doch nicht andauernden Aufschwunges unserer Industrie geht unsere Ausfuhr immer mehr zurück und kann daher des amerikanischen Marktes entbehren, der seinerseits mit seinen landwirthschaftlichen Erzeugnissen auf uns nächst England angewiesen ist. Unsere wirthschaftliche Abhängigkeit von Nordamerika ist daher sehr gelockert und in absehbarer Zeit sicherlich fast beseitigt, wenn auch zu unserem Schaden, der jedoch viel größer auf amerikanischer Seite ist.

Den Deutschamerikanern liegt demgemäß national- wie wirthschaftspolitisch die Aufgabe ob, durch Betonung und Aufrechterhaltung ihres eigenen Volksthums die Beziehungen zu ihrem alten Mutterlande zu festigen und zu verstärken, indem sie zugleich die Zumuthung abweisen, die Union als lediglich englische Republik zu gestalten. Nur mit irischer Hülfe können die Yankees eine englische Herrschaft ausüben, und diese ungebildeten Kelten, die nur als Stimmvieh gelten, sind unsichere Cantonisten, die leicht gegen das Engländerthum gewonnen werden können. Aus diesem nationalpolitischen Grunde müssen die Deutschen ihre Abneigung gegen den rothköpfigen Paddy unterdrücken und dessen große Volkszahl gegen die Yankees ausspielen. Das Deutschthum im Bunde mit den Iren, den übrigen germanischen und romanischen Volkstheilen gewinnt dadurch sofort die Mehrheit, was im Lande des absoluten Stimmrechts Alles bedeutet. In Chicago hat sich schon ein Umschwung in dieser Richtung vollzogen. Die Iren machen aus ihrem Abscheu gegen die englische gelbe Presse auf amerikanischem Boden kein Hehl. Eine besonnene Politik zwingt das Deutschthum, diese Stimmung zu benutzen und sich die ihm gebührende Stellung im amerikanischen Staatsleben zu erringen. Bedingung ist als Kennzeichen des eigenen selbstständigen Volksthums die Herrschaft der deutschen Sprache im Amts- wie im Privatverkehr. Ein Mehrheitsbeschluß genügt in der Union. Zugeständnisse an die verbündeten anderen Volksstämme dürfen sich dann nicht auf nationalem Gebiete bewegen. Der Kampf muß daher vor Allem der englischen Sprache gelten, deren Uebergewicht im Staats- und Verkehrsleben gebrochen werden muß. Schon jetzt besteht keine Spracheinheit. Alle die bunten Volkssplitter der Republik reden ihre Muttersprache; nur der Deutsche radebrecht daneben und oft genug fast ausschließlich die häßlich verstümmelte englische Mundart, die leider nicht mehr das schöne niederdeutsche Angelsächsisch ist, die herrliche Sprache des Beowulf.

Bei dieser Sachlage ist es selbstverständlich, daß der Deutschamerikaner jede Stärkung des Deutschthums im neuen Erdtheil nur mit Genugthuung begrüßen muß. Die deutschen Siedlungen in Südamerika bilden naturgemäß einen Zuwachs des deutschen Volksthums und damit dessen Kräftigung in der Union selbst. Die berühmte und anmaßende Monroelehre haben die Yankees selbst aufgegeben, indem sie aus dem Rahmen einer amerikanischen Binnenpolitik heraustraten und eine angreiferische Weltpolitik führten, deren Folgen noch nicht abzusehen sind. Vorläufig sind aber die Antillen- und Philippinenbrocken noch nicht verdaut und liegen den Siegern mit den allzu billigen Lorbeeren schwer im Magen. Der Blaine'sche Panamerikanismus hat in den spanischen Südstaaten trotz ihrer elenden Regierungen einen kläglichen Schiffbruch gelitten. Der europäische Wettbewerb war in Südamerika nicht zu beseitigen. Nicht einmal das benachbarte Mexiko hat das Liebeswerben erhört, vielmehr entwächst das früher so verrottete Land dank der Geschicklichkeit seines tüchtigen Präsidenten immer mehr der aufgedrungenen Vormundschaft der Schwesterrepublik. Nur mit den centralamerikanischen Raubstaaten ist noch ein näheres Zusammengehen geglückt, so daß vielleicht der Durchstich und die Verbindung beider Weltmeere unter nordamerikanischer Flagge dem König Dollar gelingt. Frankreichs Thatkraft ist leider durch innere Wirren gelähmt, so daß die Fertigstellung des Panamakanals freilich fraglich erscheint.

Trotz dieser politisch und wirthschaftlich klaren Sachlage glaubt aber unser Landsmann jenseits des großen Wassers, daß das Deutsche Reich sich fürchte, die deutschen Siedlungen in Südamerika unter seine Oberhoheit zu stellen, um nicht die waffengewaltige Union zu reizen. Es ist richtig, daß das Reich beim Zusammenbruch des brasilianischen Kaiserreiches, wie leider öfters in seiner Colonialpolitik, die Gelegenheit versäumt hat, den Trennungsgelüsten der Südstaaten mit starker deutscher Bevölkerung Vorschub zu leisten und die

Digitized by Google

vier südlichen Bundesgebiete unter deutschen Schutz zu stellen. Zu spät wurde das Heydt'sche Verbot aufgehoben. Die Wiederaufnahme der südamerikanischen Besiedelung im großen Maaßstabe unter besonderer gesetzlicher Regelung beweist jedoch wohl am besten, daß das deutsche Volk keineswegs auf den Gedanken verzichtet, nach entsprechender Entwickelung dieser erst in den Anfängen stehenden Colonisation das Werk auch unabhängig von den Eingriffen der brasilianischen Mißwirthschaft zu stellen. Der Reichsadler wird in späterer Zeit sicherlich seine Fittiche über die Siedler deutscher Zunge schützend ausbreiten, mögen auch die Jingos in Nordamerika Zeter schreien. Pflicht der Deutschamerikaner ist es aber, mit dem Gewichte ihres politischen Einflusses diese deutsche Bewegung vor den Umtrieben der Yankees zu sichern und offen ihr Einverständniß und ihre Genugthuung darüber auszudrücken, daß der deutsche Aar diese deutschen Volksinseln auf dem südlichen Erdtheil der neuen Welt in seinen Fängen hält. Sollte sich der republikanische Deutsche der Union vor seiner heimathlichen Monarchie fürchten? Das Gerede von den Tyrannen und der von der finsteren Reaction bedrohten Völkerfreiheit schreckt doch nur noch politische Thoren. Weitgehende Selbstverwaltung ohne Assessorismus und Militarismus ist den brasilianischen Siedlungen sicher. Dazu haben wir selbst zu schlechte Erfahrungen mit diesem System der Bevormundung gemacht. Das englische Beispiel des self-government werden wir gern und zu unserem eigenen Vortheil benutzen. St.

Spieltrieb und Spartrieb.

Von M. Heinrich Strack.

Der größte Feind der Sparsamkeit ist die Spielsucht und schon darum hat es viel Verlockendes, die Spielsucht durch die Sparsamkeit zu bezwingen. Um nun einerseits die Spieler allmälig vom Spiele zu entwöhnen und andererseits die Beharrlichkeit des Sparens, seine beständige Uebung und damit gewissermaßen eine Trainirung zur Wirthschaftlichkeit zu erzielen, ist es nothwendig, den von Haus aus etwas schläfrigen Spartrieb zu beflügeln. Der beste Weg hierzu scheint die Verbindung des Spielens mit seinem socialen Widerpart: dem Sparen. An Vorschlägen, diesen Gedanken praktisch auszugestalten, hat es bisher nicht gefehlt, wohl aber an seiner Begründung vom Standpunkte der national-ökonomischen Theorie. Besonders in Oesterreich, dem neben Italien classischen Lande der Staatslotterie, hat man sich eifrig und vielfach mit Reformen befaßt, die aber nie über das Versuchsstadium hinausgekommen sind. Auch ein interessantes Buch über die öffentlichen Glücksspiele von Dr. Rudolf Sieghart (Wien, Manz) nimmt vornehmlich auf österreichische Verhältnisse Bezug. Sieghart schildert ausführlichst Vergangenheit und Gegenwart der öffentlichen Glücksspiele, zeigt ihre bewegenden Kräfte und welch' festen Halt sie in den herrschenden gesellschaftlichen Zuständen haben, endlich Wesen und Schicksale der verschiedenen Reformvorschläge. Wir erfahren, daß schon um die Mitte dieses Jahrhunderts im Schooße der Wiener Hofkammer der Plan auftauchte, das Zahlenlotto durch eine Rentenlotterie zu ersetzen. Etwa um dieselbe Zeit (1849) überreichte ein Baron Julius Sourdeau, wie er in einem „Lotterie-Sparcassen" betitelten kleinen Aufsatze erzählt, dem Minister v. Bruck auf dessen Wunsch eine Denkschrift über die Abschaffung des Zahlenlottos. An dessen Stelle sollten Sparcasse-Collecturen treten, die auf den Namen ausgestellte Loose zu 1, 2, 5, 10, 20 fl. auszugeben hätten. Für eine Million Loose zu 1 fl. erhielte die Casse eine Million Gulden. Aus den Zinsen von 50 000 fl. hätte sie beiläufig 10 000 Gewinnste zu 5 fl. zu vertheilen, während das Capital den Einlegern erhalten bliebe. Bei den Loosen zu 2, 5, 10 fl. u. s. w. würde sich auch entsprechend der Gewinnst steigern. Sourdeau erzählt, der Gedanke habe bei Bruck, Kübeck und auch beim Finanzminister v. Krauß Anklang gefunden. Nur habe Krauß erklärt, er könne die sichere jährliche Einnahme von 4 Millionen aus dem Zahlenlotto nicht missen. — Sieghart meint, die großen Mängel dieses Planes seien offenkundig. Es reizt viel zu wenig zum Sparen und viel zu sehr zum Spiele. „Die bloße Erhaltung des Capitals ohne Zinsengenuß ist eine zu schwache Triebkraft zum Sparen und die Ausgabe so zahlreicher kleiner Loose würde die Spiellust im Allgemeinen nur beflügeln. Abgesehen davon enthält der Vorschlag nichts über die Deckung der Verwaltungskosten."

Einen ernsteren Plan legte der spätere Präsident der Anglo-österreichischen Bank, Guido Elbogen, im Jahre 1865 dem österreichischen Abgeordnetenhause vor, das diesen Plan der Regierung zur Berücksichtigung empfahl. Elbogen schlug damals für Oesterreich die seither erfolgte Nachahmung der englischen Staatssparcassen (Post Office Savings Banks) vor. Als Uebergangseinrichtung vom Lottospiele zu den Staatssparcassen wären jedoch „Lottosparcassen" mit folgenden Aufgaben einzuführen: 1. Annahme von Einlagen bis zu den kleinsten Beträgen zum Zwecke der Anhäufung und Verzinsung mit 3 vom Hundert ohne Theilnahme am Spiele. 2. Annahme von Beträgen, deren Hinterleger sich damit am Spiele betheiligen wollen und daher mit der niedrigeren Verzinsung von 2% vorlieb nehmen müssen, weil der Unterschied von 1% zur Bezahlung von Gewinnsten verwendet würde. Zu diesem Zwecke wäre den Lottosparcassen ein Spielplan beizugeben, mit der Bestimmung, den Uebergang vom Spielen zum Sparen anzubahnen. Elbogen nimmt an, die Einlagen in diesen Sparcassen würden nach 3 Jahren 70 Millionen Gulden betragen, ohne diese Schätzung stichhaltig zu begründen. Mittelst dieser Hypothese rechnet er dann aus, daß schon nach etwa 8 Jahren der staatliche Zinsengewinn aus den Sparcassen den damals veranschlagten Einnahmen aus dem Lotto gleichgekommen wäre.

Einen verwandten Zweck verfolgt ein im Jahre 1869 erschienenes Schriftchen: „Eine Prämiensparbank und eine Centralsparcasse des Norddeutschen Bundes" von G. A. B. Schierenberg. Er schlägt vor, Antheilscheine von 10 und 20 Thalern im Gesammtbetrage von 10 Millionen Thalern auszugeben. Für diese 10 Millionen sollten $4^1/_2$procentige königlich-preußische Staatsschuldscheine gekauft werden, die damals zu 94% notirt wurden. Der 6procentige Ueberschuß (638000 Thlr.) sollte einen Reservefond bilden, dessen Zinsen die Verwaltungskosten zu decken hätten. Von den Zinsen des Hauptfonds sollte $^1/_3$ = 150000 Thlr. zu 100 jährlich auszulosenden Sparprämien verwendet und in Beträgen von 1000 bis 30000 Thlr. an die Inhaber der Antheilscheine ausgezahlt werden. Von den übrigbleibenden 3% Zinsen (= 300000 Thlr.) sollten alljährlich Staatspapiere angekauft, und so das Grundcapital durch Zinseszins vermehrt werden. Wenn das Grundcapital (nach 44 Jahren) auf das Fünffache oder (nach 56—58 Jahren) auf das Zehnfache des ursprünglichen Betrages angewachsen wäre, sollte es unter die Inhaber der Antheilscheine vertheilt werden und der Inhaber für einen 10 Thalerschein einen solchen über 50 oder 100 Thlr. erhalten. Schierenberg hoffte von diesem Plane eine Verdrängung der Lotterieanlehen. Das inzwischen eingetretene Sinken des Zinsfußes zieht er kaum in Betracht. Sein Plan hat vom socialen Standpunkte keinen wesentlichen Vorzug vor den von ihm bekämpften Lotterieanlehen, er fördert in keiner Weise das beharrliche Sparen, er nimmt nur auf die Anlegung in Staatspapieren, nicht zum Besten örtlicher Creditbedürfnisse Rücksicht. Die Einlage soll zu einem Zeitpunkte zurückgezahlt werden, der sehr ferne liegt und vom Inhaber nicht beeinflußt werden kann. Ernstlich kann dieser Plan wohl nicht in Betracht kommen.

Digitized by Google

Der Zeitfolge nach ist ein in Italien unternommener praktischer Versuch zu verzeichnen, das Spielen in eine Beziehung zum Sparen zu setzen. Ein Gesetz vom 19. Juli 1880 bestimmte nämlich: Gewinne der Staatslotterie unter 1000 Liren werden auf Wunsch des Gewinners mittelst Postsparcassebüchern ausgezahlt. Die Zinsen laufen vom Tage, an dem das Buch begehrt wurde. Da erfahrungsgemäß die Mehrzahl der Gewinne im Zahlenlotto 1000 Lire nicht übersteigt, so hoffte man dadurch die Spieler zum Sparen heranzuziehen. Allein dieser Versuch hatte keinen nennenswerthen Erfolg und konnte ihn auch nicht haben, weil die Verbindung des Spielens und Sparens in dieser Art verfehlt ist. Nachdem soeben der Spieler mit seinem Gewinne erfahren hat, welch goldenen Boden für ihn das Spiel habe, soll er plötzlich einsehen, daß das Spiel verderblich und nur die Sparsamkeit seiner Wohlfahrt förderlich sei! Abgesehen davon wird gewiß zahlreichen Spielern diese gesetzliche Ermächtigung unbekannt sein.

Einen etwas phantastischen Vorschlag machte im Jahre 1886 der Italiener Alfredo Codacci-Pisanelli. Er will die schädlichen Wirkungen des Lottospiels dadurch neutralisiren, daß jeder Spieler dazu verhalten werden soll, mit diesem Acte der Verschwendung zugleich einen Act der Voraussicht zu setzen. Mit dem Einsatze in's Lotto sollte gleichzeitig ein ebenso hoher oder höherer Betrag für Capitalbildungszwecke — „als Pension oder Versicherung" — erlegt werden. Allmälig müßte das Geltungsgebiet des Spiels durch Verminderung der Ziehungen, Herabsetzung der Gewinnwahrscheinlichkeit u. s. w. eingeschränkt, dagegen das der Ersparung erweitert werden. Als Uebergangsstadium will Codacci eine Classenlotterie nach holländischer Art einführen. Diese Grundsätze deutet er nur kurz an, über die Möglichkeit ihrer praktischen Durchführung hüllt er sich in Schweigen.

Von neueren Vorschlägen, den Spieltrieb auf den Spartrieb abzulenken, werden von Sieghart noch zwei erwähnt. Der eine, von Dr. Anton Reitler, hat die Schaffung eines durch Verloosung aufzutheilenden Prämienfonds für Postsparcasseeinlagen zum Gegenstande. Reitler berichtet über seinen Vorschlag, wie folgt: „Zu Ende des Jahres 1896 war in der österreichischen Postsparcasse für 1 174 902 Einleger ein Betrag von rund 50 Millionen Gulden eingelegt. Von dieser Armee von Sparern bestand mehr als ein Achtel aus Kindern, an 30% aus Studenten und Schülern, an 180 000 waren gewerbliche und Handlungsgehilfen, 170 000 Arbeiter, Tagelöhner und Dienstboten. Von je 1000 Einwohnern waren 48 Personen im Besitze eines Postsparcassebüchels. Nun sagt aber die Berufsstatistik nach den Ergebnissen der Volkszählung vom Jahre 1890, daß von 13 559 287 berufsthätigen Personen, welche Oesterreich im Jahre 1890 zählte, 3 842 640 Selbstständige, 539 177 Angestellte, 8 084 814 Arbeiter und 1 102 656 Tagelöhner waren. 1000 Berufsthätige kamen auf 1761 Einwohner und von diesen 1000 Berufsthätigen waren 283 Selbstständige, 40 Angestellte, 596 Arbeiter und 81 Tagelöhner. Dagegen entfielen im Jahre 1896 auf je 1761 Einwohner nur 84 Besitzer von Postsparcassabücheln und von diesen waren nur ungefähr 44 Berufsthätige. Diese Ziffern zeigen, in welchen Grenzen sich die Postsparcassa noch zu entwickeln vermag; aber sie kann heute für die weitere, ausgiebige Heranziehung von Sparern nichts thun, sie besitzt heute keine Mittel, den Sparsinn anzuregen; hier setzt die vorgeschlagene Reform ein, sie will ohne wesentliche Arbeitsvermehrung oder ohne wesentliche finanzielle Belastung eine große Steigerung des Postsparcassenverkehrs herbeiführen.

Von den Sparern verfügten am Schluße des Jahres 1896 rund 30% über ein einen Gulden nicht übersteigendes Guthaben, 16,5% hatten Guthaben zu 1 fl. bis 3 fl., 6,3% von 3 fl. bis 5 fl., 9,04% von 5 fl. bis 10 fl. Die kleinen Sparer mit Einlagen von 50 Kr. bis 10 fl. bilden daher mit rund 62% aller Einlagen den Hauptstock der Postsparcassenclientel, ihre Einlagen freilich repräsentiren mit rund 1,4 Millionen Gulden nur 2,9% der Gesammtguthaben. Für die Sparer, welche nicht mehr als 10 fl. einlegen, deren Zinsen somit nach einem Jahre 3 kr. bis 30 kr. jährlich betragen, ist das Zinsenerträgniß ein derart geringfügiges, daß sie es wohl ohne Weiteres für die Möglichkeit einer Prämie opfern würden, einer Prämie, die selbst mit dem niedrigsten vorhergesehenen Satze für die Mehrzahl der kleinen Sparer einen respectablen, nicht zu unterschätzenden Betrag zu bedeuten hätte. Ich schlug demnach vor, daß von jedem Sparcassabüchelguthaben ein Betrag bis 10 fl. für den Sparer unverzinst bleiben soll, richtiger, daß von den Zinsen eines jeden Büchels ein Betrag bis zu 30 kr. dem neuen Prämienfonds zufließe. Im Jahre 1896 hatten 630 763 Personen in ebenso viel Sparcassabücheln bei der Postsparcasse in Beträgen von 1 fl. bis 10 fl. ein Gesammtguthaben von 1 391 654 fl.; hierzu kamen 396 706 Personen mit ebenso viel Sparcassabücheln, deren Einlagen über 10 fl. betrugen, so daß ein Zinsenbetrag von rund 120 000 fl. den auf diese Weise entstandenen Prämienfonds des Jahres 1896 bilden würde. Die größeren Prämien würden im vorhinein vor der Ziehung festgesetzt werden, während die Zahl der kleinsten Prämien zu 10 fl. je nach der Höhe des zur Verfügung stehenden Prämienfonds veränderlich wäre und noch im Laufe der Ziehung eine wesentliche Vermehrung erfahren würde. So lange der Jahres-Prämienfonds 150 000 fl. nicht überschritte, könnte etwa eine Prämie mit 30 000 fl., eine Prämie mit 10 000 fl., 20 Prämien zu 1000 fl., 20 Prämien zu 500 fl., 100 Prämien zu 100 fl. und mindestens 4000 Prämien zu 10 fl. festgesetzt werden. Prämienberechtigt wäre jedes am 31. December des Prämienziehungsjahres aufrecht bestehende Postsparcassabüchel, auf das ein Mindestbetrag von einem Gulden durch mindestens drei Monate eingelegt ist; maßgebend wäre der Stand vom 31. December, die Ziehung selbst müßte selbstverständlich einige Zeit später, nach erfolgtem Jahresabschluß aller Conti, erfolgen. Ein prämienberechtigtes Postsparcassabüchel, dessen Loosnummer in der Prämienziehung gehoben würde, erhielte für je drei Kreuzer Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ der auf seine Loosnummer entfallenden Prämie. Hätte die gezogene Loosnummer darnach nicht auf die ganze Prämie, sondern nur entsprechend der Höhe der Prämienfondszinsen des zugehörigen Büchels bloß auf einen Theil der Prämie Anspruch, so fiele der Rest dieser Prämie in den Prämienfonds zurück, so daß sich dieser im Laufe der Ziehung zu Gunsten der Zahl der kleinsten Treffer zu 10 fl. vergrößern würde. Daß der Gewinnst je nach der Höhe der Prämienfondszinsen $^1/_{10}$ bis $^{10}/_{10}$ der Prämie zu betragen hätte, wäre für die kleinen Sparer der mächtigste Anreiz, ihre Einlagen durch unabläßiges Sparen bis zur Höhe des Betrages von 10 fl. zu bringen, bis zu jenem Betrage also, der im Falle eines Gewinnes den Anspruch auf die ganzen $^{10}/_{10}$ der Prämie gäbe. Die Art der Ziehung würde keine Schwierigkeiten bieten; da jede der bestehenden acht Sprachausgaben der Postsparcassabüchel ihre besondere Nummernreihe hat, so würde die Ziehung nicht nach den Büchelnummern erfolgen können, sondern nach besonderen „Prämiennummern", die zugleich mit den Zinsengutschriftsanzeigen den prämienberechtigten Einlegern jährlich mitgetheilt würden. Unter Zugrundelegung der Ziffern des Jahres 1896 würde sich eine Mindestzahl von 4140 Prämien ergeben, die mit Rücksicht auf die große Zahl der Einlagen unter 10 fl. und auf den geschilderten Zuwachs an kleinsten Prämien im Verlaufe der Ziehung auf rund 6000 steigen würde, so daß bei einer Einlegerzahl von 1,174 Millionen bereits auf jeden Hundertfünfundneunzigsten eine Prämie entfiele."*)

*) Aehnliche Zwecke, jedoch ohne Verloosung, verfolgen die Prämiensparcassen, die den Sparern entweder in der schwierigen Zeit des Sparbeginnes oder nach einer Zeit längerer Bewährung eine Belohnung zu-

Digitized by Google

Der Hauptmangel dieses Vorschlags liegt in der Zinslosigkeit der Einlagen bis zu 10 fl. Dagegen wendet sich auch mit Recht die Erledigung, die der Vorschlag durch das Postcassenamt fand. „Es ist nicht zu verkennen", heißt es daselbst, „daß die Gewährung von Prämien auf die Einlagebücheln der Postsparcasse einen großen Anreiz bilden würde, sich dieses Instituts bei Veranlagung der Ersparnisse zu bedienen, daß in Folge dessen eine bedeutende Steigerung der Zahl der Einleger zu gewärtigen wäre, und daß auch, wenn die Prämien von einer gewissen Höhe und längeren Dauer des Guthabens abhängig wären, die meisten Einleger bestrebt sein würden, ihre Einlagen auf diese Höhe zu bringen und auf derselben zu erhalten. Es würde also nebst der Erhöhung der Zahl der Einleger und der eingelegten Beträge voraussichtlich auch eine Verminderung der Kündigungen und Saldirungen Platz greifen und damit eine größere Stabilität der Guthaben erzielt werden, was nicht nur im Interesse der Sparer, sondern auch des Amtes höchst wünschenswerth wäre . . . Durch die Aufhebung der Verzinsung für alle Guthaben bis 10 fl. würden gerade die zahlreichen kleineren Einleger, welche nicht in der Lage waren, mehr als 10 fl. zu ersparen, am meisten getroffen, da sie ihre ganzen Zinsen dem Spiele opfern müßten, welche, wenn auch im Einzelnen nur geringfügig, doch einen Anreiz zum Sparen bilden und nach einigen Jahren zu einem Betrage heranwachsen, der nicht mehr als nichtssagend bezeichnet werden kann, wenn er auch nicht im Stande ist, eine Besserung in der wirthschaftlichen Lage des Sparers herbeizuführen."

Der zweite Vorschlag ist das vor einigen Jahren von August Scherl in Berlin angeregte, in mehrfacher Richtung bemerkenswerthe Sparsystem. Dieses System will das Sparen kleinerer Beträge erleichtern und regeln, indem die Einlagen, statt sie zu den Annahmestellen der Sparcassen bringen zu müssen, wöchentlich in Beträgen von je 50 Pf., 1 Mk., 2 Mk., bis höchstens 4 Mk. bei den Sparern gegen Sicherstellung abgeholt werden. Wie Scherl in seiner Brochure: Das Ministerium Eulenburg und das Scherl'sche Sparsystem erzählt, erhielt er nach fast vierjähriger Prüfung seines Vorschlages am 5. April 1894 den Bescheid, daß diesem eine weitere Folge nicht gegeben werden könne, so lange die Durchführung seines Sparsystems auf die Verbindung mit einem Lotterieunternehmen gegründet sei. In der That hat das Ministerium des Innern versucht, den grundlegenden Gedanken des Scherl'schen Planes ohne die Lotterie bei den Sparcassen zu verwirklichen. Am 10. October 1897 hat nämlich der Deutsche Reichsanzeiger das folgende Rundschreiben dieses Ministeriums an die Oberpräsidenten veröffentlicht: „Vor einiger Zeit ist auf die Nothwendigkeit hingewiesen worden, die breiten Schichten der Bevölkerung dadurch mehr an regelmäßiges Sparen zu gewöhnen, daß die Spargelegenheit dem Sparer entgegengehe, indem etwa folgendes Verfahren einzuschlagen sei: Kleinere Sparbeträge in der Höhe von 50 Pfennigen, 1, 2 oder 4 Mark werden durch Sparcassenboten allwöchentlich bei den Sparern abgeholt. Die Cassenboten quittiren über den Empfang der Sparbeträge durch Sparmarken, welche von den Sparern in besondere, 52 Felder enthaltende „Sparmarkenbücher" eingeklebt werden. Nach Schluß des Sammeljahres werden die während desselben eingezahlten Spareinlagen mit $1^7/_{10}\,\%$ von der Sparcasse verzinst und die Sparmarkenbücher in Sparcassenbücher umgetauscht, auf welche dann in der bisher üblichen Weise weitere Spareinlagen eingezahlt oder zurückgenommen werden können. Die Durchführung dieser Vorschläge, welche wenigstens in den Städten ohne größere Schwierigkeiten möglich sein wird, erscheint im Interesse der Gewöhnung namentlich der minder bemittelten Volksclassen an regelmäßiges Sparen durchaus wünschenswerth und würde voraussichtlich auf die Hebung des Sparcassenwesens förderlich einwirken." Das preußische Ministerium brachte nun bei den öffentlichen Sparcassen die Schaffung ähnlicher Einrichtungen in Anregung, aber nur einige wenige Sparcassen haben den Erlaß anzuwenden versucht. Der Erfolg war sehr ungünstig, was um so leichter vorauszusehen war, als das Ministerium die Verbindung des Sparsystems mit der Lotterie gelöst und dadurch den stärksten Antrieb zum Sparen beseitigt hat. Hervorragende Männer der Theorie und Praxis wie Adolf Wagner, Wilhelm Roscher, dessen Sohn, der Ober-Regierungsrath Karl Roscher, und Georg Evert haben sich in anerkennender Weise für den Plan ausgesprochen und dessen Verwirklichung warm empfohlen. Gleichwohl ruft der Vorschlag manche ernste Bedenken wach. „Zunächst," urtheilt Sieghart, „sprechen dagegen alle Erwägungen, die grundsätzlich und im Allgemeinen dem Privatbetriebe solcher Unternehmungen entgegenstehen, worunter die Gefahr, daß eine solche Einrichtung trotz aller Vorsichtsmaßregeln und oft gegen den Willen des Urhebers in den Dienst von Privaten oder Parteiinteressen gestellt werden könne, nicht die unwichtigste sei. Das Fundament der ganzen Einrichtung ist der Abholungsdienst, und so richtig auch theoretisch der Gedanke sein mag, durch das Abholen die einmal für Sparzwecke bestimmten Beträge dafür auch möglichst zu sichern, so würde die Verwirklichung dieses Gedankens auf große Schwierigkeiten stoßen. Auf die größten aber gerade dort, wo die Förderung der Planmäßigkeit der Wirthschaft, der Nachhaltigkeit des Sparens und der Capitalbildung am wichtigsten ist, nämlich beim kleinen Gewerbestande, beim Bauernstande und bei den lohnarbeitenden Classen. All' diese Schichten haben bei ihren schwankenden Einkommensverhältnissen — man denke nur an Krisen und längere Arbeitslosigkeit — nicht freies Einkommen genug, um sich mit Aussicht auf Erfolg einem regelmäßigen Sparzwange zu unterwerfen. Dazu kommt noch die technische Schwierigkeit, diese Leute immer anzutreffen, und so die Wiederholung von Gängen, Mahnungen u. s. w. zu vermeiden. Besonders aber in ländlichen Verhältnissen wie überhaupt bei dünner Bevölkerung würde der Abholungsdienst entweder völlig versagen oder, falls man ihn doch durchführen wollte, die Verwaltungskosten in's Maßlose steigern und damit das ganze Unternehmen gefährden."

Mag nun also der Scherl'sche Vorschlag in culturell vorgeschrittenen, gleichmäßig dicht bevölkerten Gegenden vielleicht ausführbar sein, so empfiehlt er sich gewiß nicht für Länder, wo es sich zunächst darum handelt, die Bevölkerung allmälig vom Glückspielwesen zu heilen. Dazu ist aber das Scherl'sche System nicht geeignet. Denn es verbindet mit dem Zwange zum Sparen das Spiel, während ein Staat, der das Lotto aufheben will, zunächst mit dem freiwilligen Spiele den Zwang zum Sparen verknüpfen muß. Eine einmalige Ziehung im Jahre, wie dies Scherl vorschlägt, sowie die Nöthigung, 208 Mk. Spareinlagen zu machen, um ein Loos zum Einsatze von 1,80 Mk. zu erwerben, sind viel zu geringe Reizmittel, um die Spieler mit Erfolg vom Spiele zu entwöhnen. Aber auch wer nicht spielen, sondern in erster Linie sparen will, kommt bei diesem Systeme in Folge der geringen Verzinsung der Einlagen ($1{,}7\,\%$) und der Einbuße an Zinsen während der sechswöchentlichen zinslosen Respectfrist eines jeden Sammeljahres nicht auf seine Rechnung.

Sieghart versucht nun selbst, die Grundlinien einer staatlichen Einrichtung zu zeichnen, die auf dem Gedanken einer organischen Verbindung zwischen dem Spieltrieb und dem Sparetrieb beruht. Natürlich hat er dabei zunächst österreichische Verhältnisse im Auge. Als Grundsatz hätte zu gelten, daß der eingelegte Capitalsbetrag sowie ein Theil der normalen Verzinsung den Einlegern unter allen Umständen erhalten bleiben müßte.

kommen lassen. So die an 20 Orten bestehenden Prämiencassen des Aachener Vereines zur Beförderung der Arbeitsamkeit, der 1834 für die handarbeitenden Classen begründet wurde, und die nach dem Aachener Muster im Jahre 1855 in Brünn errichtete „Prämiencasse für sparsame Arbeiter und Dienstboten."

Digitized by Google

Jedermann hätte das Recht, bei den Postämtern, den Lottocollecteuren, die für diese Einrichtung fortbestehen könnten, gegen Aushändigung eines Postsparcassabüchels mit fortlaufenden Nummern Einlagen von 30 kr. an zu machen. Von dem der Einlage folgenden Monate beginnt bereits die Verzinsung und wenn 2 fl. angesammelt sind, die Theilnahme an der Verloosung. Die Einsätze müßten jedoch mindestens einen vollen Monat in der Sparcasse liegen, um an der nächsten Ziehung theilnehmen zu können, da sonst die Gefahr bestünde, daß sie unmittelbar vor der Ziehung eingelegt und gleich nachher wieder herausgenommen würden. Bei dem jetzigen Zinsfuße erzielt der Staat vier vom Hundert der eingelegten Beträge. Von diesen Zinsen wären zunächst die Verwaltungskosten zu decken, für die bei der Anlehnung des Unternehmens an die bewährte Einrichtung der Postsparcasse — sie hätte die Oberleitung des Ganzen — ein halbes Procent wohl hinreichen würde. Von den verbleibenden $3^1/_2\,\%$ wären $2\,\%$ den Einlegern gutzuschreiben, der Rest, also $1^1/_2\,\%$, unter sämmtliche Theilnehmer als Prämien zu verloosen. Jeden Monat würde eine Prämienziehung vorgenommen. Damit jeder Sparer im Verhältnisse zu seiner Sparthätigkeit an der Gewinnverloosung theilnehme, wären die Prämien grundsätzlich mit einem Vielfachen der Einlage festzusetzen. In dieser Bestimmung liegt auch ein Sporn zu größerer Sparsamkeit. Die Höhe des Vielfachen wäre verschieden. Eine gewisse Zahl von Nummern hätte etwa das 10fache, eine andere das 25fache, wieder eine andere das 50fache der Einlage als Prämie zu erhalten. Jedoch wären Einlagenbeträge über 100 fl. bei der Berechnung des Gewinnes nur mit 100 fl. in Ansatz zu bringen, so daß der größte Gewinn 5000 fl. nicht übersteigen kann. Die Ziehung wäre solange fortzusetzen, bis durch die gezogenen Treffer der für diese Ziehung ausgesetzte Gesammtbetrag der Gewinnste erschöpft ist.

Die Verwirklichung des von Sieghart vorgeschlagenen Planes dürfte sich besonders nach der Aufhebung des Zahlenlottos als Uebergangsmaßregel, als Mittel zur allmäligen Entwöhnung der Bevölkerung vom Lottospiele, empfehlen. Vielleicht wird eine solche Zinsenlotterie in der schon so lange wogenden Gährung der Lottofrage der lösende Gedanke sein, der bei rationeller Ausgestaltung thatsächlich eine Umwerthung des Spieltriebs zum Spartriebe herbeiführen könnte. Ein Ziel, auf's Innigste zu wünschen.

Das ärztliche Recht zu körperlichen Eingriffen.

Von Dr. jur. J. Behrend.

„Wenn der Pflug der Gesetzgebung ein Rechtsgebiet noch nicht bestrichen hat," sagte Prof. L. Oppenheim 1892 in seiner Antrittsrede, „und eine Frage von diesem jungfräulichen Boden her dem Juristen vorgelegt wird, so ist seine Aufgabe eine außerordentlich schwierige. Denn es fehlt in solchem Falle der objective Maaßstab des Gesetzes. Was Recht ist, sagt hier dem Juristen nicht das Gesetz. Er muß sich das Recht erst suchen, nach welchem er urtheilen soll... Die Schwierigkeit dieser Aufgabe kann sich nirgends mehr zeigen als auf dem Gebiet, auf welches ich Ihre Aufmerksamkeit hinlenken möchte, dem Gebiet des ärztlichen Rechtes zu körperlichen Eingriffen an Menschen. Daß hier in gewaltigem Strome Rechtsleben vorhanden ist, zeigt ein Blick auf unsere Spitäler, wo tagtäglich an Hunderttausenden von Menschen Operationen und andere körperliche Eingriffe vorgenommen werden, welche zum Theil die Patienten dem Tod überliefern, ohne daß man in der Regel die betreffenden Aerzte strafrechtlich zur Verantwortung zieht. Daß andererseits dieses Rechtsleben in seinem Wesen ergründet werden muß, zeigt ein Blick in unsere Gerichtssäle, wo häufig Aerzte wegen ihrer körperlichen Eingriffe an Menschen sich zu verantworten haben, sei es, daß es sich um sogenannte Kunstfehler oder um Anklagen nach anderen Richtungen hin handelt."

An der durch dieses Citat gekennzeichneten Rechtslage hat sich bis zum heutigen Tage noch nicht das Geringste geändert. Weder ist irgend ein gesetzgeberischer Act zu notiren, noch haben die Verurtheilungen der Aerzte und die durch sie hervorgerufenen Polemiken aufgehört: sind doch erst kürzlich die Breslauer Syphilisimpfversuche und das Urtheil eines sächsischen Gerichtes über die Zulässigkeit der Castration in allen Blättern besprochen worden. Ja nicht einmal eine wissenschaftliche Untersuchung über das ärztliche Recht zu Eingriffen ist seit Oppenheim wieder erschienen. Mit um so größerem Rechte darf daher wohl an dieser Stelle die Aufmerksamkeit aller betheiligten Kreise auf ein vor Kurzem herausgegebenes Buch gelenkt werden, das bei aller Anerkennung der Leistung Oppenheim's einen wesentlichen Fortschritt über diesen hinaus bezeichnet und berufen scheint, die überaus wünschenswerthe Klärung der Ansichten herbeizuführen. Es ist dies „Medicin und Recht. Medicinisch-juristisches Handbuch bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsklagen, in Sachen des ärztlichen Berufsgeheimnisses und des Operationsrechtes ꝛc." von Wilhelm Rudeck, Dr. med. (Jena, Hermann Costenoble). Den Hauptinhalt des für einen Arzt mit seltener juristischer Kenntniß geschriebenen Werkes bildet allerdings die Darstellung des Ehescheidungsrechtes, die in ihrer Eigenart auch nicht entfernt ein Seitenstück in den bekannten Lehrbüchern über gerichtliche Medicin findet (die letzteren kennen das Thema kaum) und dem Studium, vor Allem auch dem Laien in jedem praktischen Falle dringend empfohlen werden kann. Daneben sind jedoch noch eine Fülle anderer hochinteressanter Fragen behandelt, wie das Berufsgeheimniß der Medicinalpersonen, die Vaterschaft in strittigen Geburtsverhältnissen, die rechtlichen Folgen der Syphilis für die Ehe u. s. w., darunter auch unser Thema, und es sei gestattet, die Differenzpunkte zwischen Rudeck und Oppenheim hier kurz zu skizziren.

Bezüglich des obersten Grundsatzes, daß Niemand, wenn er volljährig und geistesgesund ist, sich Eingriffen zwecks Heilung gegen seinen Willen zu unterziehen braucht, und bezüglich deren Ausnahmen besteht zwischen beiden Autoren volle Uebereinstimmung. Auch führt Rudeck noch einige bestätigende interessante Entscheidungen oberster Gerichte an. Dagegen schränkt Rudeck den Satz „Was die Art der Mittel angeht, welche zu Eingriffen verwendet werden dürfen, so gilt als Regel der Grundsatz, daß jedes zweckentsprechende Mittel berechtigt ist" viel weiter ein als Oppenheim. Letzterer verwarf nur die unsittlichen Mittel und die körperliche Züchtigung, während Rudeck außerdem noch auf die Besonderheit der Castration und der Freiheitsberaubung hinweist. So sagt Rudeck: „Auch wenn der Kranke im Allgemeinen zum operativen Eingriff seine Einwilligung gegeben hat, wird heute von den besonnenen Aerzten die Regel anerkannt, daß keine Castration vorgenommen wird, ohne dem Kranken eindringliche Vorstellungen über die seelischen Folgezustände und die fernere Unfruchtbarkeit gemacht zu haben, und wenn es sich um eine verheirathete Person handelt, verlangt man zugleich die Einwilligung des anderen Ehegatten. Man geht heute mit Recht so weit, wenn irgend möglich, die Verschneidung ganz zu vermeiden und durch andere Eingriffe zu ersetzen. Denn die geschlechtliche Verstümmelung kann die schwersten Zustände seelischen Gedrücktseins und geistiger Krankheit hervorrufen. Ein beredter Beweis hierfür ist das tragische Schicksal des Chirurgen Delpech. Derselbe hatte einem Kranken wegen Krampfaderbruchs das Gefäßpacket nach alter Manier zwischen umschlungenen Nähten eingeklemmt, und als Folgen waren Schwund der Hoden und geschlechtliche Unfähigkeit eingetreten. Der so Operirte ermordete den unglücklichen Arzt aus Rache. — In den

Digitized by Google

siebziger und achtziger Jahren dieses Jahrhunderts war eine ganz ungerechtfertigte und unverzeihliche Sucht Mode geworden, bei allen möglichen Frauenleiden die Eierstöcke und Eileiter zu entfernen. Es gab übereifrige Operateure, welche bei verhältnißmäßig unwesentlichen nervösen Beschwerden Mädchen und Frauen für immer unfruchtbar machten. So erzählt Kisch folgenden unbegreiflichen Fall: Vor einigen Jahren consultirte mich eine 26jährige schöne Frau von blühend gesundem Aussehen. Sie hatte als junges Mädchen allmonatlich an intensivem Erbrechen und verschiedenen spasmodischen Beschwerden gelitten. Damals kam gerade die Castration gegen nervöse Zufälle in Schwang, die betreffende Patientin wurde castrirt, das Erbrechen hörte mit den Menses auf, die nervösen Beschwerden aber blieben zurück, wurden zeitweise noch intensiver. Seitdem hat sich die junge Dame mit einem Herrn aus den höheren Gesellschaftskreisen verheirathet, und nun, seit vier Jahren in selbstverständlich unfruchtbarer Ehe lebend, wollte sie meinen Rath hören, ob es ihr doch nicht ermöglicht werden könnte, ein Kind zu bekommen. — Nun, heute hat allerdings die Messerfreudigkeit der Frauenärzte und ihre Sucht, zu verschneiden, ganz bedeutend nachgelassen; aber die Gefahr einer leichtsinnigen Castrirung besteht immer noch. Doch dürfte heute ein Fall wie der von Kisch erzählte vom Strafrichter gesühnt werden." Die letztere Prophezeiung Rudeck's hat, nebenbei gesagt, inzwischen eine glänzende Bestätigung durch das schon erwähnte sächsische Urtheil erhalten. Weiter verneint derselbe Autor die Frage, ob im Laufe einer Baucheröffnung eine Castration gemacht werden dürfe an Stelle einer anderen in Aussicht gestellten und wirklich beabsichtigten Operation, und erwähnt den Fall Cullingsworth. Derselbe hatte bei einer an Eierstockgeschwulst leidenden Kranken, die ihre Zustimmung zur Entfernung des kranken Eierstockes gegeben, gegen die Herausnahme beider Eierstöcke aber Verwahrung eingelegt hatte, dennoch beide entfernt, weil auch der zweite tief erkrankt befunden wurde. Es kam zur Klage, doch zog man sie wieder zurück.

Sehr interessant ist die von Rudeck aufgeworfene Frage, ob dem Arzt das Mittel der Freiheitsberaubung zusteht, um einen Kranken zu heilen. Denn es kommt tausendfach vor, daß Aerzte ihre Kranken gegen deren ausdrücklichen Wunsch nicht entlassen. Eine besondere Rolle spielt dies in der Entziehungskur bei Morphiumsüchtigen. Der Morphiumsüchtige kommt in die Anstalt und verlangt vom Arzte, der Entziehungskur unterworfen zu werden, obwohl er weiß, was ihm bevorsteht. Die Kur beginnt. Aber mit der Entziehung des Morphiums setzt ein solcher Sturm von Erscheinungen ein, daß die Patienten meist sofortige Abreise verlangen, die rohesten Auftritte hervorrufen, mit Anzeige bei der Staatsanwaltschaft, mit Veröffentlichung drohen. Läßt sich der Arzt nicht beirren, dann allein vermag er die Kur zu beenden und den Kranken zu heilen. Und er hat das Recht dazu. Denn durch die Abstinenzwirkungen verliert der Morphiumsüchtige sein klares Urtheil über das ihm Nothwendige und Nützliche; er wird unzurechnungsfähig, Wünsche und Willen werden unter dem Eindruck körperlicher Leiden auf falsche Bahnen gelenkt. „Die Behauptung," heißt es in einem von Rudeck citirten Ausspruch Erlenmeyer's, „daß durch die gegen den Willen des Kranken beendete Entziehungskur der strafbare Fall einer Freiheitsberaubung geschaffen wurde, ist mir ganz unverständlich. Dasselbe Verhältniß liegt doch bei der Behandlung vieler innerer und chirurgischer Krankheiten vor, und dort fällt es Niemandem ein, von Freiheitsberaubung zu sprechen. Der Typhuskranke verlangt während der Delirien stürmisch seine Entlassung; darf dem entsprochen werden und ist es eine Freiheitsberaubung, wenn er mit Gewalt im Spital zurückgehalten wird? Der Schwerverletzte giebt seine Einwilligung zur Amputation, aber in dem durch Chloroform künstlich erzeugten Delirium widerruft er plötzlich die gegebene Einwilligung, obgleich die Weichtheile vielleicht schon durchschnitten. Darf der Arzt die Operation etwa unterbrechen, und ist es eine Freiheitsberaubung, wenn er durch ihre Beendigung den Kranken widerwillig auf Wochen an das Bett fesselt? Aehnliche Beispiele bietet die Praxis jeden Tag, und in den ausgewählten stehen sich Typhus-, Chloroform- und Morphiumdelirium treffend gegenüber."

Bezüglich der Eingriffe zur Linderung von Krankheiten und zur Correctur entstellender Mängel befinden sich Oppenheim und Rudeck in völliger Uebereinstimmung. Dies gilt auch im Ganzen für die geburtshülflichen Operationen. Doch macht hier Rudeck noch darauf aufmerksam, daß der Arzt vielfach gesetzlich verpflichtet ist, sofort den Kaiserschnitt vorzunehmen, wenn eine Hochschwangere vor oder während der Niederkunft stirbt, ohne ihr Kind geboren zu haben. Es ist dies der einzige Fall, wo ein Arzt berechtigt und verpflichtet ist, eine eingreifende Operation ohne Einwilligung, ja sogar gegen den Wunsch der Angehörigen und ohne Aufforderung eines Gerichtes vorzunehmen. Fast ganz ablehnend stehen Rudeck und Oppenheim den medicinischen Experimenten an Gesunden und Kranken gegenüber. Insbesondere verwerfen sie die Versuche an Irren und die künstliche Erzeugung und Uebertragung von Krankheiten — mit einer einzigen Ausnahme. Es werden nämlich auch Krankheiten eingeimpft, um Leiden zu beseitigen. So hatte man die Erfahrung gemacht, daß bisweilen durch das Auftreten von Gesichtsrose bösartige Geschwülste und fressende Flechten aufgesaugt wurden und verschwanden. Daraufhin hat man versucht, die Gesichts- oder Wundrose planmäßig zur Heilung verzweifelter Gewächse zu verwenden, ein Verfahren, dessen Gefährlichkeit zwar sehr groß ist, dessen Berechtigung aber nicht bestritten werden kann.

Im Ganzen sind also die von juristischer Seite vor sieben Jahren gezogenen Grundlinien des ärztlichen Rechtes zu körperlichen Eingriffen nicht verrückt worden. Nur ihre Präcisirung und Ausführung im Einzelnen hat allerdings wesentliche Aenderungen durch die medicinische Kritik erfahren. Und dieses Resultat erscheint als eine glückliche Gewähr für die Zukunft. Hoffen wir, daß Rudeck's inhaltreiche Arbeit ein neuer Anstoß zu der allseits befriedigenden Lösung der wichtigen Frage werde!

Literatur und Kunst.

Die Grenzpfähle.

Von Martin Greif.*)

Was kümmert's die eilende Wolke,
Die über die Länder zieht,
Ob der Grenze von einem Volke
Sie droben vorüber flieht.

Allein nur der Mensch im Wandern,
Er macht vor den Pfählen Halt,
Die Ein Reich scheiden vom andern
Mit schicksalsvoller Gewalt.

*) Der Münchener Lyriker und Dramatiker hat unlängst seinen 60. Geburtstag gefeiert. Während die bayrische Hofbühne eine Vorstellung der gewaltigen Tragödie „Heinrich der Löwe" veranstaltete und die zahlreichen Freunde und Verehrer sich um den Dichter schaarten, hat der Jubilar selbst die schönste Festgabe gestiftet: sein neues Drama „General York", das soeben bei Amelang in Leipzig erscheint. Da hier nicht im Stile der Hohenzollerndichter die Halbheit Friedrich Wilhelm's III. byzantinisch verdeckt wird, so wird Greif wohl auch mit diesem Drama schwerlich in Berlin auf die Bühne kommen. Der Dichter getröstet sich dessen und schreibt inzwischen seine „Lebenserinnerungen" nieder. Die „Gegenwart", zu deren ältesten Mitarbeitern Greif gehört, wird demnächst ein Capitel daraus veröffentlichen: „Mein Eintritt in die Literatur", worin, wie er uns schreibt, „ein eigenthümliches Licht auf unsere literarische Verhältnisse fällt und doch noch nicht meine eigentlichen, noch fortwährenden Kämpfe geschildert werden". Die Redaction.

Digitized by Google

Wann hüben das Volk im Frieden,
Herrscht drüben im anderen Krieg,
Was diesem zum Heil beschieden,
Gilt jenem als fremder Sieg.

Doch wehe, wenn gar sich befehden,
Vom Hasse der Zwietracht blind,
Die einerlei Sprache reden,
Weil Eines Blutes sie sind.

Hilf Gott, daß die so Getrennten
Sich schaaren zu Einem Reich:
Was gleich ist den Elementen,
Ist's nicht den Menschen auch gleich?

Zwei Jugendlustspiele von Heinrich v. Kleist?

Von Sp. Wukadinović (Prag).

Vor etwas mehr als Jahresfrist versetzte eine Zeitungsnachricht die literarische Welt in eine begreifliche Spannung. Der Kieler Professor Eugen Wolff hatte, — so hieß es da, — seinen Hörern die Mittheilung gemacht, daß es ihm gelungen sei, zwei bisher unbekannte Jugendlustspiele Heinrich von Kleist's aufzufinden. Das bedeutete für die Kleistforschung keine Kleinigkeit. Denn es giebt vielleicht in der ganzen neueren Literatur keinen zweiten, dessen dichterische Anfänge in so räthselhaftem Dunkel liegen, als eben Kleist, der als ein Siecher nach Würzburg gewandert war und als ein von der Muse Geweihter zurückkehrte, und der auch dann noch, als es für ihn feststand, daß er zum Dichter erkoren sei, über seine poetische Thätigkeit sich in keusches Schweigen hüllte. Hier eröffneten sich also neue Perspectiven für die Erforschung seines dichterischen Werdens. Und auch das große Publicum, bei dem das Interesse für Kleist in erfreulicher Zunahme begriffen ist, war neugierig zu erfahren, wie denn die Erstlingsfrüchte eines so seltsamen Geistes ausgesehen haben mochten.

Um so größer war die Enttäuschung, als diese beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" bald darauf wirklich erschienen (Oldenburg, Schulze). Da war nichts, was an den späteren Kleist auch nur im Entferntesten erinnert hätte. Sprache und Stil zeigten seines Geistes auch nicht einen Hauch, und die Technik dieser beiden Schablonenstücke war so schülerhaft, — kurz, ein Mensch von einigem Stilgefühl mußte sich gegen die Zumuthung aufbäumen, daß derselbe Dichter, der 1803 als erstes uns bekanntes Werk die „Familie Schroffenstein" veröffentlichte und zu eben dieser Zeit bereits am „Zerbrochenen Krug" arbeitete, ein Jahr vorher solche Intriguenlustspiele vom reinsten Wasser sollte geschrieben haben. Dazu kam noch, daß diese beiden Lustspiele keineswegs als Kleistisch fest beglaubigt waren. Es handelte sich nicht etwa um ein Manuskript, das von irgend einem Zeitgenossen des Dichters pietätvoll der Nachwelt erhalten worden war und nun der Allgemeinheit nicht mehr vorenthalten werden sollte, sondern diese zwei Lustspiele waren schon 1802 im Geßner'schen Verlage zu Bern und Zürich gedruckt, wodurch Wolff durch verschiedene Umstände zu der Vermuthung gedrängt wurde, daß der auf dem Titelblatte nicht genannte Autor Heinrich von Kleist sei. Ich erhob daher gegen diese Vermuthung sofort meine gegründeten Bedenken*), und alle Aufsätze, die sich seither mit diesem Gegenstande beschäftigt haben, stimmen mit mir darin überein, daß Kleist unmöglich der Verfasser dieses anonymen Büchleins sein könne. Mit dieser Feststellung warf sich aber von selbst die Frage nach dem thatsächlichen Verfasser auf, und auch dieser ließ sich ermitteln. Es geht nämlich aus dem Briefwechsel Wieland's mit seinem Sohne Ludwig unzweifelhaft hervor, daß dieser im Jahre 1802 im Verlage Geßner's zwei Lustspiele anonym erscheinen ließ, und da der Band mit den beiden Lustspielen nachweislich die einzige poetische Publication ist, die der Leipziger Meßcatalog für das Jahr 1802 aus dem Geßner'schen Verlage anführt, glaubte ich nicht fehl zu gehen, wenn ich diese Lustspiele mit denen des jungen Wieland identificirte.

Doch möchte ich mich mit dieser an sich schon schwerwiegenden Thatsache nicht begnügen. In einem so wichtigen Falle, wie es der vorliegende ist, kann man nicht genug sicher gehen. Und gerade hier giebt es ein sehr naheliegendes Mittel, um die Probe auf die Richtigkeit des eben angeführten Schlusses zu machen: die Vergleichung der beiden fraglichen Lustspiele mit den bekannten Schriften Ludwig Wieland's. Dieses Mittel soll im Folgenden angewendet werden.

Ich habe mir hierbei nach zwei Seiten hin Beschränkungen auferlegt, indem ich erstens überall nur die wichtigsten Beispiele anführe und zweitens für die Vergleichung nur die zeitlich enganschließenden Schriften Ludwig Wieland's heranziehe, glaube mir aber dieses in anderen Fällen vielleicht nicht ganz unanfechtbare abgekürzte Verfahren umsomehr erlauben zu können, als das von mir beigebrachte Material vollkommen genügt, um die Autorschaft Wieland's außer allen Zweifel zu stellen. Für die Vergleichung mit den beiden Lustspielen kommen also in erster Linie folgende Werke Wieland's in Betracht: der 1803 in Leipzig erschienene erste Band der „Erzählungen und Dialogen", in dem zwei Dialoge*) und die Erzählung „Das Fest der Liebe" enthalten sind, und ein Band „Lustspiele", mit den beiden Stücken „Ambrosius Schlinge" und „Die Bettlerhochzeit", zwar erst 1805 veröffentlicht, aber, wie aus mehreren ungedruckten, mir von Bernhard Seuffert gütigst zur Verfügung gestellten Briefen hervorgeht, wohl schon Ende 1803 abgeschlossen. „Ambrosius Schlinge" wurde überdieß, laut einer Mittheilung Wustmann's an Seuffert, am 7. Juni 1803 in Leipzig zum erstenmale aufgeführt. Seuffert macht mich auch auf Berührungen in den beiden Lustspielen mit den häuslichen Verhältnissen Wieland's aufmerksam. So sei es gewiß mehr als Zufall, daß dort zumeist Namen von Geschwistern Ludwig Wieland's vorkommen: Sophie, Charlotte, Amalie, Julie, Ludwig, Karl, Wilhelm. Eduard heißt der damals freilich noch ganz kleine Sohn von Heinrich und Charlotte Geßner. Ueber den Verkehr in des alten Wieland Hause schreibt Seuffert: „Die mir bekannten Briefe der Töchter Wieland's erlauben zwar nicht, ihre Charaktere als Originale zu den Lustspielen zu greifen, dazu sind sie zu wenig zahlreich und zu lückenhaft; aber daß die Wieland'schen Töchter lustige Geschöpfe waren, umliebt wurden, harmlos liebelten und gegenseitig intrigant im Guten spielten, und daß der Alte sie sehr gerne verheirathen wollte, stimmt. Und warum soll Macdonald nicht darunter gewesen sein (als Williams), da der alte Vater sehr für ihn schwärmte (S. Böttiger, Lit. Zustände und Zeitgenossen 2, 173f., auch 1, 239; 2, 163, 167). All' das wußte Louis, aber nicht Kleist."

Im Folgenden sollen nun diese beiden Lustspiele „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" in Bezug auf Sprache, Stil und Motive untersucht werden, wobei ich besonders jene auffälligen Erscheinungen und auch jene Beispiele heranziehen will, die von Wolff für Kleist in Anspruch genommen wurden.

Schon in der Sprache der beiden Lustspiele hat Wolff einen Beweis für die Autorschaft Kleist's zu finden geglaubt.

*) Allgem. Zeitung 1898 Beilage Nr. 145.

*) Diese Dialoge wurden von Knebel dem alten Wieland zugeschrieben (vgl. Goethejahrbuch 10, 124), stammen aber nachweislich von Ludwig (vgl. u. A. Gruber, Wieland 4, 343).

Digitized by Google

Er läßt Alles bei Seite, was „unser Dichter mit manchen Zeitgenossen gemeinsam hat", und wendet sich direct den sprachlichen Eigenthümlichkeiten der beiden Stücke zu, die nach seiner Meinung einzig und allein auf Kleist hinweisen. Aber alles das, was Wolff anführt, findet sich in den als solchen bekannten Schriften des jungen Wieland in reicher Fülle vor. So das Durcheinanderwerfen der starken und schwachen Declination (die Symptomen, der Männerscheue, die Trümmern; vgl. bei Wieland: die Trümmern, der Lärmen, Männerscheue, Scheue, Liebesscheue. — Kleist kennt, so viel ich ersehen kann, die Form „Scheue" überhaupt nicht), die Verdumpfung des i zu ü in verdrüßlich, kützlich (vgl. bei Wieland: kützeln; bei Kleist nicht belegt), die Apocopirung des schwachen Präteritums und des starken Imperativs (sah', sieh', geh'; vgl. bei Wieland: hör' auf, geh', dacht' ich, macht' ich), ferner die Verwendung des einfachen Zeitwortes statt des zusammengesetzten (kühlen statt abkühlen, sparen statt aufsparen, nehmen statt annehmen; vgl. auch bei Wieland: hielt statt verhielt, nahm statt benahm). Als „besonders glückliche Sprachschöpfung" begrüßt Wolff den activen Gebrauch von Zusammensetzungen mit inactiven Zeitwörtern (sich herausscherzen, herausspotten; vgl. bei Wieland: hinabwalzen, sich herausbetteln, sich herausfressen). Wie man also sieht, lassen sich alle diese für Kleist reclamirten sprachlichen Besonderheiten nicht nur auch bei Ludwig Wieland belegen, sondern dieser stimmt in einzelnen Formen mit den beiden Lustspielen überein, die Kleist ganz fremd sind. Es liegt mir aber nichts ferner, als aus dieser Uebereinstimmung schon Schlüsse auf die Verfasserschaft Wieland's ziehen zu wollen, wie mir denn überhaupt die Methode, wie Wolff aus der Sprache auf den Autor schließt, etwas oberflächlich erscheint. Das Resultat der von Wolff gesuchten Uebereinstimmungen ist für den vorliegenden Fall höchstens das: Der Verfasser der beiden Lustspiele kann auch L. Wieland sein. Aber ebensogut können sich die von Wolff vermerkten Eigenthümlichkeiten alle bei einem anderen Dichter vorfinden. Auch mit Dialectformen und Idiotismen wird man bei einem Schriftsteller des beginnenden 19. Jahrhunderts nicht viel anfangen können. Von wirklicher Beweiskraft werden nur solche Bestandtheile des Wortschatzes, seien es einzelne Wörter, seien es ganze Redewendungen, sein können, die von dem Gebrauche der Schriftsprache auffällig abweichen, aber nicht einem, wenn auch noch so eng umschriebenen Dialectgebiete angehören, sondern das charakteristische Eigenthum eines bestimmten Schriftstellers sind oder doch, selbst wenn sie auch anderswo belegt sind, direct auf seine Spur zu führen vermögen. Solcher charakteristischer Ausdrücke glaube ich, nach Ausscheidung alles nur halbwegs fraglichen, zwei gefunden zu haben, und zwar S. 61: *streuet nur den Andern Staub in die Augen*, und S. 99: Die Menschen fangen an, mich zu *belangweiligen*. Beide Ausdrücke sind in den Schriften des jungen Wieland belegt (Dialogen S. 82, Fest der Liebe S. 14), Kleist sind sie vollkommen fremd. Die auffallende Redensart „Staub (statt des gewöhnlichen Sand) in die Augen streuen" kann ich überhaupt nirgends sonst finden, als eben beim jungen Wieland und bei dem Verfasser der beiden anonym erschienenen Lustspiele. Auch der Ausdruck „belangweiligen" (statt langweilen) ist so selten, daß Grimm und Adelung ihn nicht kennen. Nur der alte Lampe, und von neueren Lexikographen Sanders, führen ihn an. Beide kennen aber nur einen einzigen Beleg dafür — und zwar aus den Schriften des Vaters Wieland! Nun wissen wir auch ganz genau, woher der Sohn dieses ungewöhnliche Wort hat: es war eine Art Familienwort, das sich vom Vater auf den Sohn vererbt hatte. Es ist übrigens möglich, daß die hier angeführten, gewiß nicht alltäglichen Ausdrücke sich auch bei anderen Schriftstellern finden lassen werden, daß sie aber Beide bei einem und demselben vorkommen, scheint mir hier mehr als ein zufälliges Zusammentreffen.

Nicht viel anders steht es mit dem, was Wolff aus den stilistischen Eigenthümlichkeiten der beiden Lustspiele für die Verfasserschaft Kleist's folgert. Auch hier zeigt es sich, daß diese „speciell Kleistischen" Eigenthümlichkeiten allesammt auch bei Ludwig Wieland nachzuweisen sind, ja daß Wieland in einzelnen Fällen herangezogen werden kann, wo Kleist versagt. Da fallen zunächst die zahlreich eingestreuten französischen Wörter und die vielen französischen Redewendungen auf. Wolff begründet sie mit Kleist's geläufiger Kenntniß des Französischen, hält sie dagegen bei Ludwig Wieland, der ja „die Franzosen nicht leiden kann", für ausgeschlossen. Aber schon ein flüchtiger Blick in die Schriften des jungen Wieland belehrt uns, daß er französische Ausdrücke sehr gern gebraucht, und daß er eine ganz besondere Vorliebe für Gallicismen hat, — eine Vorliebe, die sich in seinen späteren Prosaschriften noch steigert. Es lohnt sich nicht, lange Verzeichnisse zum Beweise dieser Thatsache anzulegen. Daß er „seine Schilderungen mit erotischen und moralischen Gallicismen überfüllt hat", bemerkten übrigens schon seine Zeitgenossen (vgl. Neue Leipziger Literaturzeitung 1806 1, 137). Wieland's Dialog ist ferner reich an Pointen und Bildern. Der Sohn und Nachahmer des alten Wieland ist, wenn man so sagen darf, ein Meister des Flirt. Sophiens Bemerkung zu Eduard (in „Coquetterie und Liebe"): „Wir werfen uns nur leere Worte zu" ist für den Dialog Wieland's überhaupt charakteristisch. Aehnlich heißt es auch in der „Bettlerhochzeit": „Was sind denn Worte? Wollt Ihr mich mit meinen eigenen Worten fangen?" Und im „Fest der Liebe" wird ausgemacht, daß die Gesellschaft sich „witzige Fragen und kurzweilige Antworten wie Bälle zuwerfen" solle. Große Scheingefechte sind seine Dialoge, in denen das Thema Mann und Weib den ständigen Mittelpunkt bildet und die einzelnen Personen sich zu Vertretern ihres ganzen Geschlechts aufwerfen, dessen Standpunkt sie nachdrücklich vertreten. Daher die so häufige Ansprache: „Ihr Männer, Ihr Frauen", die in den beiden Lustspielen ebenso beliebt ist wie in den bekannten Werken Wieland's. Daher auch das so auffällige Ueberwiegen von Bildern aus dem Militär- und Gerichtsleben. Besonders die ersteren findet Wolff bei einem eben aus dem Dienst geschiedenen Officier erklärlich. Ich begnüge mich damit, statt einer langen Reihe von einzelnen Ausdrücken, wie sie bei Wieland in Menge vorkommen, eine zusammenhängende Stelle aus dem „Fest der Liebe" zu geben, aus der man gleich ein Bild von der Art des Dialoges bei Wieland gewinnt: „O, Sie thun Alles, das Urtheil leicht zu machen!" — „In Liebessachen sollte gar Niemand richten, denn wir sind da alle Partei." „Doch giebt es Freibeuter, wider die man gemeine Sache machen sollte." — „Halten Sie uns wirklich für so gefährlich? Unsere Fehde ist die offene, unser Angriff unverdeckt, und maskiren wir uns, so geschieht es mehr, die Niederlage unserer schönen Feinde in ihren eigenen Augen zu entschuldigen ... „Geduld! Gegen einen Feind wie Sie muß man sich besonders verwahren. Ehe ich Ihnen gestatte, mir nur von Liebe vorzusprechen, verlange ich die Erfüllung eines Präliminar-Artikels ... Allenfalls verzeihe ich Ihnen einen leichten Angriff auf Wilhelminen" u. s. w. Derartige Stellen ließen sich noch viele herausgreifen. Kleist aber verwendet gerade diese Art von Bildern gar nicht, wie die sorgfältige Zusammenstellung bei Minde-Pouet (Heinrich v. Kleist. Seine Sprache und sein Stil. Weimar 1897) beweist. Aus dem antithetischen Charakter des Wieland'schen Dialoges erklärt sich endlich auch das häufige Vorkommen von Antithesen (z. B. Du bist langsamer als je — und Sie ungeduldiger als gewöhnlich; nie war er so allerliebst unartig — ich wette darauf, wenn er artiger wäre, Du fändest ihn unausstehlich). Auch in den zur Vergleichung herangezogenen Werken Wieland's finden sie sich häufig (z. B. Eure Antworten sind kurz und spitz — und Eure Fragen lang und stumpf; es ist mir ganz

Digitized by Google

wunderbar — nun, gewiß nicht sonderbarer als mir). Wolff findet sie Kleistisch, bringt aber keinen Beleg aus Kleist. Noch eine Eigenthümlichkeit der beiden Lustspiele möchte ich erwähnen, die bei Kleist ganz ausgeschlossen ist, bei Wieland dagegen auch sonst öfters vorkommt, — ich meine den schon damals nicht mehr ganz neuen Witz der Verdrehung von Fremdwörtern. In „Coquetterie und Liebe" sagt z. B. Nanntchen: „Mamsell Sophiens Name soll transpirant brennen, oder wie es heißt." In der „Bettlerhochzeit" meint der alte Bettler Penny: „Ja, ja, sonst war ich pragmatisch, wie mein Sohn ganz richtig bemerkt", um auszudrücken, daß er früher an Podagra gelitten habe, und fordert seinen Sohn, den Bräutigam Arthur auf, seiner Braut doch „etwas Odiöses, Insultantes" zu sagen, während er natürlich das Gegentheil im Sinne hat.

Doch ich habe schon in meinem früheren Aufsatze auf die geringe Zuverlässigkeit derartiger stilistischer Beobachtungen hingewiesen und bin natürlich auch jetzt weit entfernt, aus ihnen so weitgehende Schlüsse für Wieland abzuleiten, wie Wolff dies für Kleist gethan hat, obwohl ich hierzu, wie man sieht, weit mehr Berechtigung hätte. Als dienendes Glied dem Ganzen eingefügt, leisten sie aber gute Dienste. Größeren Nachdruck möchte ich dagegen auf die Momente legen, aus denen sich auf die Individualität des Verfassers Schlüsse ziehen lassen, und da fallen zunächst die Motive und Gedanken, die in die Gespräche der einzelnen Personen eingestreut sind, in's Gewicht. Wir haben gehört, daß das Thema dieser Gespräche in den beiden Lustspielen und in den bekannten Werken Wieland's das Gleiche ist. Immer drehen sie sich um Liebe, Ehe, überhaupt um das Verhältniß zwischen Mann und Weib. Definitionen aller Art des Begriffes Liebe finden sich hier wie dort in Menge. Die verschiedenen Arten der Liebe in den verschiedenen Zeiten menschlicher Cultur werden eingehend miteinander verglichen. So wird im „Liebhabertheater" die Liebe „aus den guten, alten Ritterzeiten" als die „romantische" der „neumodischen, sentimentalen" gegenübergestellt. In „Coquetterie und Liebe" preist Eduard die reine Liebe aus der „Zeit der Unschuld", während heute alles anders geworden sei, und ein andermal spricht er von der „Zeit der romantischen Liebe", die nun vorüber sei. Genau so wird in dem ersten der beiden Dialoge gezeigt, wie die Liebe aus dem „Anfang des mittleren Zeitalters" sich nach und nach zu der von heutzutage verbildete, und in der „Bettlerhochzeit" wird geradezu eine Geschichte der Liebe von den Schäferzeiten bis auf die Gegenwart entworfen. Doch macht sich Wieland über die Bestrebungen, in der „Kunst zu lieben" theoretisch Unterricht zu ertheilen, wie sie etwa Mansos schon in den Xenien hart mitgenommenes Buch „Die Kunst zu lieben" vertritt, weidlich lustig. „Freilich kriegen sie [die Weiber] auch ordentlich wissenschaftlichen Unterricht in der Kunst zu lieben. Unsere beliebtesten Romane sind gleichsam eine hohe Schule der Liebe", sagt Roderigo im „Liebhabertheater". In der „Bettlerhochzeit" heißt es (S. 209): „Lassen wir diese frostigen Winterblumen alten verliebten Gecken, die nach der Schule lieben." Im „Fest der Liebe" äußert Anselmo (S. 12) die Besorgniß, es möchte einer oder der andere „eine Kunst zu lieben, oder gar eine Metaphysik der Liebe zusammensetzen", und verkauft als Wunderarzt (S. 166) „die Kunst, wie man in Spanien thut lieben". Auch allgemeine Sentenzen über die Liebe finden sich häufig. In „Coquetterie und Liebe" bemerkt z. B. Eduard: „Furcht setzt schon Neigung voraus". Etwas breiter formulirt findet sich derselbe Gedanke im „Fest der Liebe" (S. 41): „O, es ist nur zu wahr, daß wer sich fürchtet zu lieben, schon liebt!" Die Ansichten über die Ehe sind in den beiden anonymen Stücken dieselben wie in den übrigen Werken Wielands. Als Hauptgrundsatz gilt ihm, daß die beiden Ehegenossen ihrem Charakter nach nicht zu ungleichartig sein dürfen. So begründet Sophie den Korb, den sie Williams ertheilt, mit folgenden Worten: „Wir taugen nicht für einander; unsere ganze Art, zu fühlen und zu sein, ist verschieden, ja entgegengesetzt". In der „Bettlerhochzeit" (S. 239) giebt Robin seiner Tochter den Rath: „Laß deinen künftigen Mann dir weder zu ähnlich noch zu ungleich sein, denn das letzte erzeugt Feindseligkeit und Widerspruch." Und im „Fest der Liebe" meint einer der Gäste, sein Verhältniß zu einer gewissen Dame sei „zu ungleichartig", um ihn binden zu können (S. 84). Ueberhaupt räumt Wieland dem Weibe in der Ehe wie im Leben die zweite Stelle ein. Deshalb zieme es dem Weibe auch nicht, seine Liebe zu gestehen: „Dem Manne ziemt Geständniß seiner Wahl . . . , das Weib ergiebt sich nur dem Liebenden", sagt Sophie in „Coquetterie und Liebe" zu Eduard (S. 77), und dem Grafen Schall gegenüber äußert sie sich (S. 67): „Einem Weib ist es nicht erlaubt, dem innern Aufruhr des Gemüths durch Worte Luft zu machen; unsere Meinungen, unsere stillen Wünsche müssen wir in unserer Brust verschließen." An einer Stelle der „Dialoge" heißt es: „Was dem Manne gebührt, steht darum dem Weibe noch nicht wohl an" (S. 44), und bei einer anderen Gelegenheit klagt Constanze (S. 70), es sei hart, „zu fühlen, was man nicht gestehen darf." Allerdings sei dies früher ganz anders gewesen als jetzt, wo „die Eitelkeit und die Mode die Welt regieren" (Coquetterie und Liebe, S. 78). Und ähnlich sagt Alessandro in dem einen der beiden Dialoge (S. 71): „Die Convenienz, die Mode haben dieses unnatürliche Gebot erschaffen." Auch an Klagen über die Rücksichtslosigkeit der Männer fehlt es nicht von weiblicher Seite. So sagt Sophie (Coquetterie und Liebe, S. 102): „Zu Euerm Eigenthum möchtet Ihr uns machen, der Listige und Gewandte verbirgt das so lange hinter schönen Worten und demüthigen Gebärden, bis er seinen Zweck erreicht hat." Desgleichen beschwert sich im „Fest der Liebe" Wilhelmine (S. 149): „Die Männer haben weder Sinn für eine gänzliche Hingebung, noch verdienen sie sie durch Großmuth, nichts gewinnt sie, nichts füllt sie aus, nur unsere Schwachheit gefällt ihnen, unedel lauern sie ihr auf und bestrafen uns dann für ihre eigene Schuld." Und in dem zweiten der beiden Dialoge beklagt sich Constanze (S. 82): „Wir werden von Euch mehr als Sachen denn als Wesen Euersgleichen angesehen, und Ihr erkennt nur unsere Persönlichkeit, um sie zu vernichten." In „Coquetterie und Liebe" macht Graf Schall Sophie folgendes Compliment (S. 67): „Nur wenige besitzen eine so glückliche Gemüthsruhe wie Sie, schöne Sophie. Frei vom Sturm der Leidenschaften, die uns andere arme Sterbliche zerwühlen, pflücken Sie überall nur Blumen . . ." Damit vergleiche man die Aeußerung Bettina's: „Das Gemüth des Weibes ist selten getrübt und stürmisch, oder die leichten Wellen glätten sich doch bald wieder" (Dialogen S. 25), und Constanzens Frage: „Wird unser reiner, frommer Sinn nicht durch Eure finsteren Zweifel und Grübeleien und durch den Sturmwind Eurer Leidenschaften getrübt und beunruhigt werden?" (ebd. S. 88.)

Ich könnte noch ganze Seiten von derartigen Parallelstellen citiren, könnte insbesondere noch darauf hinweisen, wie die Liebeserklärungen von Eduard und Williams sich später fast wörtlich wiederfinden, wie Ludwig Wieland's Ansichten über den Adel, über Schauspieler, Schriftsteller, Gelehrte mit den in den beiden Lustspielen darüber vorgebrachten Urtheilen sich vollständig decken, aber das scheint mir unnöthig. Denn schon aus der von mir gebotenen Auswahl geht wohl ohne Zweifel hervor, was ich beweisen will: daß wir als Träger einer so übereinstimmenden Lebensanschauung, wie sie in den beiden Lustspielen und in den Schriften Ludwig Wieland's gleicherweise zum Ausdrucke kommt, nicht zwei verschiedene Persönlichkeiten, sondern nur eine, — eben Ludwig Wieland — annehmen dürfen.

Wenden wir uns nun den Motiven zu, aus denen die Handlung der beiden Lustspiele zusammengesetzt ist, und vergleichen wir sie mit den Motiven, die Ludwig Wieland in

Digitized by Google

seinen beiden Lustspielen „Ambrosius Schlinge“ und „Die Bettlerhochzeit“, sowie in der Erzählung „Das Fest der Liebe“ verwendet. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ein Mensch von der geringen dichterischen Begabung des jungen Wieland über einen sehr großen Schatz von solchen Motiven verfügt habe. Im Gegentheil, wir werden eher annehmen müssen, daß er schon in seinen poetischen Erstlingswerken sich so ziemlich verausgabt haben wird. Ein Blick auf die beiden strittigen Lustspiele bestätigt diese Annahme. Es giebt nicht ein einziges wichtigeres, und fast gar kein Nebenmotiv in diesen Stücken, das sich in späteren Schöpfungen Ludwig Wieland's nicht wiederholte. Auch hier werden einige markante Beispiele genügen, um diese Thatsache als zweifellos festzustellen. So besteht z. B. die Handlung der Bettlerhochzeit aus lauter Einzelheiten, die in anderem Zusammenhange früher zum Aufbaue der Handlung in den beiden anonymen Lustspielen verwerthet worden waren. Zwei junge reiche Leute aus der guten Gesellschaft, Harry und Edgar, begeben sich dort, als Bettler verkleidet, in das Haus des „Bettlerkönigs“ Robin, der dieses Gewerbe nur mehr aus Passion betreibt, da er ja bereits einen sorgfältig verwahrten Schatz zusammengespart hat. Ebenso benützen im „Liebhabertheater“ Karl und Emma die schwache Seite des Barons Eichthal, seine Passion für Theatervorstellungen im Hause, um sich in der Verkleidung von Schauspielern bei ihm Zutritt zu verschaffen. Beide treten mit angenommenen Namen auf, die erst zum Schlusse als solche entdeckt werden, wie denn übrigens auch im „Ambrosius Schlinge“ der Name des Titelhelden sich schließlich als ein falscher herausstellt. Beide Stücke spitzen sich auf eine große Erkennungsscene am Schlusse zu, in der an den Tag kommt, daß der eine der beiden unter falscher Flagge Eingedrungenen der Sohn des nichts ahnenden Gastgebers ist. Den Mittelpunkt der „Bettlerhochzeit“ bildet eine lang ausgesponnene Entführungsgeschichte. Edgar, der impulsivere von den beiden Freunden, hat den ganzen Plan ausgeheckt, während der sanfte, sentimentale Harry sich nur ungern für dieses unredliche Spiel gebrauchen läßt und mancher energischen Aufforderung des Freundes bedarf. Genau ebenso steht das Verhältnis zwischen Roderigo und Felix im Gegenspiel des „Liebhabertheaters“. Die Entführung selbst — an und für sich ein Lieblingsmotiv Wieland's — findet sich bereits Zug um Zug in „Coquetterie und Liebe“ vorgezeichnet, wo Williams die widerspenstige Charlotte durch dieses radicale Mittel in seine Gewalt bekommen will. Der Entführungsplan ist in beiden Stücken höchst einfach. Das betreffende Opfer soll durch vorgespiegelte Liebesbetheuerungen in den rückwärts hart an der Straße befindlichen Garten gelockt werden, auf ein verabredetes Zeichen springen dann plötzlich „zwei maskirte Kerls“ hervor, die die sich Sträubende möglichst unauffällig und schnell fortzuschaffen haben. In „Coquetterie und Liebe“ mißlingt das Attentat, in der „Bettlerhochzeit“ kehrt das vermißte Paar gleich wieder ganz freiwillig zurück. Noch auffälliger ist die Uebereinstimmung dieses Motives zwischen „Coquetterie und Liebe“ und „Ambrosius Schlinge“, wo in beiden Stücken der Anstifter der Entführung zum Schluß der Dupirte ist. Der kurzsichtige Alte, der auch da noch nicht sieht, wo die anderen handelnden Personen bereits klar sehen, und der sich besonders über die Herzensneigungen seiner jüngeren Familienglieder wohl unterrichtet glaubt, während er gerade da nichts als Fehlschlüsse macht, diese conventionelle Figur kehrt in allen vier Stücken wieder. Besonders der alte Bettler Robin und Onkel Cornelius in „Coquetterie und Liebe“ können ihre Verwandtschaft nicht verleugnen. Beide spielen eine ziemlich klägliche Rolle. Sie wissen sehr wohl, daß ihre Töchter, beziehungsweise Nichten, vielumworben sind und suchen die Wichtigkeit ihrer Person recht nachdrücklich zu betonen. In beiden Stücken wenden sich die verschiedenen Bewerber an den Alten um Unterstützung, und er sagt sie jedem scrupellos zu. Beide befinden sich dabei über die Absichten der Mädchen auf falscher Fährte, lassen sich aber um keinen Preis eines Besseren belehren. „Ich kenne das,“ erwiderte der alte Robin auf derartige Vorstellungen, während Cornelius sie mit einem schmunzelnden: „Mich führt ihr nicht an“ kurz abschneidet. Beide reden und hören gern davon, wie „gefährlich“ sie in ihrer Jugend gewesen seien. In allen hier herangezogenen Dichtungen des jungen Wieland bildet ferner, wie in den beiden anonymen Stücken, ein gastfreies Haus den Schauplatz der Handlung. Gewöhnlich kommt noch eine besondere Veranlassung hinzu, welche die Gäste versammelt. So im „Liebhabertheater“ die geplante Aufführung, in „Coquetterie und Liebe“ der Geburtstag Sophie's, in der „Bettlerhochzeit“ die Hochzeit Tony's, im „Fest der Liebe“ das Frühlingsfest. Die Gastfreiheit und Gutmüthigkeit der Gastgeber wird aber oft mißbraucht. Ambrosius Schlinge ist das Prototyp eines Schmarotzers, der Graf Schall in „Coquetterie und Liebe“ ein — allerdings sehr aristokratischer — Ambrosius Schlinge. Beide werden zum Schlusse entlarvt, und zwar ist wieder der Vorgang hierbei ein ganz gleicher. In „Coquetterie und Liebe“ ist der Schauplatz der Entlarvung „ein Saal mit Zimmern im Hintergrund, zu beiden Seiten sind Cabinete“, im Ambrosius Schlinge „ein Saal in Vinzent's Hause, mit zwei Cabineten, zu beiden Seiten“. In eines der beiden Cabinete wird nun der Uebelthäter unter einem listigen Vorwand versteckt und beim Heraustreten gehen ihm dann die Augen über seine wahre Lage auf. Wir bemerken also hier dieselbe Armuth an Erfindung neuer Situationen wie in den Entführungsscenen. Auch der tolle absonderliche Williams, dieser „echte Sohn des Spleen“, entspricht genau dem Bilde, das Wieland sonst von den Engländern entwirft. „Britannien ist das Land, wo das Meiste vorgeht, wo täglich die abenteuerlichsten und tollsten Dinge geschehen ... Schon der Todtengräber im Hamlet meint, in England wären sie alle etwas toll“. So äußert sich Albert in dem einen der beiden Dialoge, und Eugenie bricht das Gespräch, das er auf die Engländerinnen gebracht hatte, mit den Worten ab: „Lassen wir die englischen Damen, sie machen mir Spleen“. Auch der athletische Schwede Gustavson im „Fest der Liebe“ hat einige Züge von Williams erhalten, besonders dessen Vorliebe für den Sport. Er bittet die von ihm verehrte Ottilie mit ihm in seinem neuen Phaeton auszufahren, „er wolle zwei neue rasche Engländer zum ersten Male probiren“, und in „Coquetterie und Liebe“ fordert Charlotte Williams auf, mit ihr auszureiten. „Ich will Ihren Wettrenner probiren“. In eben dieser Novelle tritt auch ein Marquis auf, von dem es heißt: „Er hatte einige Sonderbarkeiten an sich, die man ihm zu gute hielt, weil er eben aus England kam.“ Williams trägt Sophien's Farbe, ebenso trägt im „Fest der Liebe“ jeder Herr „die Farbe seiner Dame“. Kleist, den Wolf hier heranzieht, trägt dagegen nur ein Band, das ihm seine Braut um den linken Arm gewunden hat. In der genannten Erzählung liebt der schüchterne Thalheim die muthwillige Julie, „oder wie sie lieber hörte, Juliette“. Auch die Baronesse Eichthal im „Liebhabertheater“ will nicht mit ihrem gewöhnlichen Namen Brigitte gerufen werden und bittet ihren Bruder: „Nenne mich doch bei meinen andern, Isabelle oder Marie“. Thalheim schreibt „dicke Bände voll Elegien und Nachtgedanken“, Charlotte („Coquetterie und Liebe“) erzählt von einem ihrer Verehrer: „Wenn ich traurig bin, so schreibt er Nachtgedanken“. Als Thalheim von seiner Julie abgewiesen wird, macht er eine Reise, weil er „vergessen lernen“ will. Diese Abreise wegen verschmähter Liebe spielt im „Fest der Liebe“ überhaupt eine große Rolle. Von den drei Verehrern Wilhelmine's reist der eine „plötzlich ab, und ließ nichts mehr von sich hören“, der zweite kommt in Reisekleidern um Abschied zu nehmen. „Erst um Mitternacht wollte er abreisen, und wünschte mich vorher zu sprechen“. Auch Eduard Felseck in „Coquetterie und Liebe“ will abreisen, da er sich von

Digitized by Google

Sophie einen Korb geholt hat. Gegen Mitternacht erscheint er in Reisekleidern: „Ich will sie noch einmal sehen, und dann zu Schiff". Und auf Sophien's Frage, was ihn denn zu dieser Reise zwinge, ist seine Antwort: „Nur vergessen lernen will ich". Er will nach der neuen Welt, die auch das allerdings unfreiwillige Reiseziel des Ambrosius Schlinge ist. Ein Maskenfest beschließt den Abend in „Coquetterie und Liebe" wie im „Fest der Liebe". Dort ist die muntere Charlotte die Urheberin, weil sie sich davon das Beste für die Ausführung ihrer muthwilligen Pläne hofft. Das gleiche Motiv bewegt auch den Doctor Anselmo, eine Maskerade vorzuschlagen. Dieser Vorschlag „gefiel zuerst den Damen, denn alle Weiber lieben von Natur Verkleidungen". Charlotte erscheint dann mitten im besten Gange als Zigeunerin, Anselmo „phantastisch gekleidet" als Wunderdoctor. Beide lassen ihre Laune und ihren Witz an den neugierigen Gästen aus. Charlotte „verläßt dann den Saal und kommt in ihrer vorigen Kleidung wieder", Anselmo „war klug genug, sich zeitig mit seinem Kram zurückzuziehen, und kam in ehrlicher Pantalonstracht wieder herein". — Daß von all' diesen Motiven, deren Zahl ich leicht hätte vermehren können, sich bei Kleist auch nicht eine Spur findet, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen.*)

Nun kann es wohl keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Verfasser des „Ambrosius Schlinge", der „Bettlerhochzeit" und der „Erzählungen und Dialogen" und der Autor der beiden anonymen Lustspiele eine und dieselbe Person sind. Was aus den Briefen von Vater Wieland und dessen Sohne ganz deutlich hervorging, das ergiebt sich nun mit zuverlässiger Sicherheit: „Das Liebhabertheater" und „Coquetterie und Liebe" sind Werke Ludwig Wieland's. Sprache, Stil, Gedankeninhalt und Motive der Handlung haben sie als solche unwiderleglich gekennzeichnet. Nur ein sehr wesentliches Moment, das diese beiden Lustspiele charakterisirt, wurde bis jetzt von mir nicht berührt, ein Moment, das auch für die Beweisführung Wolff's die Hauptgrundlage bildet. Wolff weist nämlich darauf hin, daß uns in Eduard Felseck „schlechtweg der ganze Heinrich von Kleist" entgegentrete. Besonders die Aeußerung Sophies über sein Benehmen: „Und was ist das anders als Hochmuth, der entweder Alles oder nichts besitzen will, und auch da ungestüm fordert, wo man nur durch Hingebung und Bescheidenheit am meisten gewinnt," ist schlagend, umsomehr, als sie sich fast wörtlich mit der Charakteristik Kleist's durch Tieck berührt, der in der Einleitung zu seiner Kleistausgabe (S. XIV) sagt: „Er... wollte immer mit Gewalt und in kurzer Zeit, mit Trotz, das erzwingen, was nur Geduld, Ausdauer und Resignation auch dem ausgezeichneten Geiste gewähren können." Ich bin in dem Auffinden Kleistischer Charakterzüge noch weiter gegangen als Wolff und habe besonders nachgewiesen, daß im „Liebhabertheater" der Dichter Kleist auf's Korn genommen sei. Dieses Stück ist voll von Anspielungen auf die Schroffensteiner und macht sich vor Allem über den „neuen Dichter" und die Verlegung der Handlung seines Dramas nach dem fernen Spanien lustig, wie dies ja Wieland's sarkastischer Art nahe lag. Wolff aber traut dem jungen Wieland diese Ergründung von Kleist's geheimsten Regungen nicht zu und blieb auch in seiner Entgegnung auf meine Ausführungen*) fest dabei, nur Kleist selbst könne ein so getreues Bild von sich entworfen haben, wie es vor Allem in der Gestalt Eduard Felseck's zum Ausdrucke kommt. Wenn es nun gelänge nachzuweisen, daß Ludwig Wieland seinen Freund Kleist auch in anderen Schriften charakterisirt hat, und zwar womöglich mit denselben Mitteln und Worten wie in den beiden Lustspielen, dann wäre die Kette meiner Beweisführung geschlossen, und das Bild der Persönlichkeit Wieland's, wie es uns aus diesen beiden Stücken entgegentritt, würde sich Zug für Zug mit dem Bilde decken, das wir uns aus den späteren Schriften von diesem Dichter entwerfen können. Dieser Beweis ist nicht schwer. Auf eine ausgedehnte literarische Satire, wie sie das „Liebhabertheater" durchzieht, werden wir uns freilich ein zweites Mal nicht gefaßt machen dürfen. Dennoch glaube ich eine boshafte Anspielung auf die „Familie Schroffenstein" auch in einem späteren Werke Wielands, dem „Fest der Liebe", wiederzufinden. Dort tritt der Doctor Anselmo beim Maskenfeste als Wunderarzt auf und verkauft allerlei hübsche Sachen, darunter: „Die Kunst, wie man in Spanien thut lieben, Alles in Bildern und Reimen mühsam beschrieben, 'S kommt von einem ganz neuen Dichter, Drum nehmt vorlieb und schneid't keine Gesichter." Um so reicher sind die Züge zur Charakteristik des Menschen Kleist verstreut. Fast jeder Liebhaber ist bei Ludwig Wieland ein Stück Eduard Felseck. In der „Bettlerhochzeit" wirft z. B. Harry seiner Geliebten vor, daß sie „viel zu spröde, viel zu wenig unterwürfig" sei, und sie klagt: „Stolzer Mensch, der Du nie um Liebe betteln kannst." Auch an Eduard tadelt Sophie seinen „Stolz gegen Weiber". Aber es bleibt nicht bei solchen allgemeinen Zügen. Im „Fest der Liebe" scheint Louis seinem Freundschaftsbunde mit Kleist und Geßner ein Denkmal gesetzt zu haben. Eine junge Wittwe Namens Wilhelmine erzählt hier von drei Freunden, die in ihr Leben bedeutsam eingriffen. Mit dem einen von ihnen, Sylva, ist wohl Heinrich Geßner gemeint, doch vermag ich nicht anzugeben, ob die hier vorgebrachte Schilderung seiner Person und seines Wesens mit etwa vorhandenen Schilderungen Geßner's übereinstimmt. Sehr gut gelungen ist dagegen Wieland's Selbstportrait, wenn man es mit den von mir im früheren Aufsatze mitgetheilten Aeußerungen des Vaters über den Sohn vergleicht. „Paulin's Physiognomie," heißt es da, „war mehr verborgen, zusammengehalten und besonnen, doch hatte er einen spöttischen, etwas komischen Zug im Gesicht, der ihn verrieth und ihm gar nicht wohlstand, wenn er Empfindungen ausdrücken wollte." Am ausführlichsten aber verweilt Wieland bei dem Dritten, in dem ich Kleistische Züge zu finden glaube. Wohl mit Bezug auf den „Robert Guiskard", an dem Kleist gerade damals mit Aufgebot aller Kräfte arbeitete, nennt er ihn Robert. „In Roberts Gesicht konnte man nichts lesen, als suchende Unruhe und Leidenschaftlichkeit, seine Züge waren immer gespannt, sein Körper in steter Bewegung, und sein ganzes Wesen in solch' ewigem Wechsel, daß ich ihn lange Zeit wie ein Räthsel anstaunte... Robert, von dem Beide mir viel Wunderliches erzählt hatten, war mir gleich bei seiner ersten Erscheinung sehr aufgefallen. Er schien etwas verlegen und sprach doch sehr dreist, seine Manieren waren höflich, ja galant, und doch bekümmerte er sich um Niemand. In seinen Urtheilen war er kühn, schneidend, immer die Extreme berührend; von den gleichgültigsten Dingen sprach er mit großem Eifer, und die wichtigsten Angelegenheiten schienen ihm nur zum Scherz da zu sein, dagegen konnte ihn ein einziges Wort, ein Ton, ein Nichts in Feuer und Flamme setzen, er ward dann wider seine Gewohnheit bereit, Alles regte sich an ihm und dehnte sich aus und vergrößerte sich und bekam einen heroischen Ausdruck, den man gar nicht in ihm gesucht hätte." Alles das stimmt auffallend mit dem überein, was wir aus

*) Nur auf einen ganz äußerlichen, aber, wie mir scheint, nicht unwichtigen Umstand, möchte ich hier noch aufmerksam machen, nämlich auf die Scenenangaben am Schlusse des Personenverzeichnisses der beiden Lustspiele. Im „Liebhabertheater" heißt es: „Die Scene ist zu Eichthal, auf dem Gute des Barons", in „Coquetterie und Liebe": „Die Scene spielt in Cornelius' Hause". Ganz ebenso lautet es in den beiden späteren Lustspielen Ludwig Wieland's: „Die Scene ist ein Saal, in Vinzent's Hause" und „die Scene spielt in der Gegend von London". Kleist dagegen leitet seine Anweisungen nie mit diesen Worten ein. Bei ihm heißt es: Das Stück spielt in ... (Fam. Schroffenstein), oder: Die Handlung spielt in ... (Zerbr. Krug, Käthchen), oder schlechtweg: Scene: (Penthesilea), oder die Bemerkung fehlt gänzlich (Guiskard, Hermannsschlacht, Prinz von Homburg).

*) Allgemeine Zeitung 1898, Beil. Nr. 152.

Digitized by Google

dem Munde Anderer über Kleist wissen. Ich will hier nur Einiges davon anführen. So sagt die Rahel (Gallerie von Bildnissen 2, 91): „Seine Augen geben mir keine Sicherheit.“ Der alte Wieland berichtet über ihn und seinen Verkehr zu Osmannstädt: „Desto zurückhaltender war Kleist, und etwas Räthselhaftes, Geheimnißvolles, das tiefer in ihm zu liegen schien, als daß ich es für Affectation halten konnte, hielt mich in den ersten zwei Monaten unserer Bekanntschaft in einer Entfernung, die mir penibel war.“ „Eine seltsame Art der Zerstreuung, wenn man mit ihm sprach,“ fiel ihm an seinem Gaste auf, „so daß z. B. ein einziges Wort eine ganze Reihe von Ideen in seinem Gehirn wie ein Glockenspiel anzuziehen schien, worauf er von dem, was man ihm sagte, nichts vernahm und also auch jede Antwort schuldig blieb.“ Bei Tische murmelte er häufig etwas zwischen den Zähnen und hatte dabei die Miene eines Menschen, „der sich allein glaubt oder mit seinen Gedanken an einem anderen Orte und mit ganz anderen Gegenständen beschäftigt ist.“ Auch in des jungen Wieland Novelle wird von Robert erzählt, er sei „ganz in Gedanken verloren und wie abwesend“ gewesen. Zschokke fühlte sich ihm „wegen seines gemüthlichen, zuweilen schwärmerischen, träumerischen Wesens“ verwandt. Daß er „leicht verlegen ward“, bestätigt Bülow (Kleist's Leben und Briefe S. 74). Und Tieck schreibt über ihn (Hinterl. Schriften S. XXVIII): „Er schien ernst und schweigsam, keine Spur von vordringender Eitelkeit, aber viele Merkmale eines würdigen Stolzes in seinem Betragen.“ Jeder Zweifel aber, ob hier eine beabsichtigte Schilderung Kleist's vorliegt, oder ob wir es nur mit einem seltsamen Spiele des Zufalls zu thun haben, muß schwinden, wenn man den Schluß der erwähnten Erzählung Wilhelminens liest: „Robert war jetzt allein übrig, er hatte nur noch mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen, die durch die bloße Zeit immer schwächer werden mußten, nur sein Ungestüm und der Trotz, mit dem er Alles oder nichts begehrte, war ihm noch im Wege. Vielleicht hätte er endlich gesiegt, und wir wären glücklich geworden, aber seine Verhältnisse, seine Bestimmung riefen ihn anderswohin, er schrieb mir noch einmal sehr freundschaftlich und dann nicht mehr.“ Hier haben wir Zug für Zug die Liebestragödie Kleist's vor uns. Wilhelmine, wie die Erzählerin, hieß seine Braut. Von der Schweiz aus war es zwischen ihnen zum Bruche gekommen, und Kleist hatte daher, als Ludwig Wieland ihn kennen lernte, thatsächlich „mit Erinnerungen und Andenken zu kämpfen“. Den Freunden aber wird er sein Herz ausgeschüttet haben. Denn nur so kann man sich Ludwigs genaue Kenntniß der Einzelheiten erklären. Kleist hatte seiner Braut den Plan, nach der Schweiz zu ziehen, als einen Schritt dargestellt, zu dem ihn „zugleich Neigung und Nothwendigkeit“ führe, als den Schritt, der allein seinen „inneren Forderungen“ entspreche. Und als Wilhelmine trotz alledem nicht darauf einging, schrieb er ihr aus seiner neuen Heimath noch einmal sehr freundschaftlich — und dann nicht mehr. Zu all' diesen frappirenden Uebereinstimmungen tritt dann noch die wörtliche Berührung in der Charakteristik Eduard Felseck's und Roberts. Zu beiden Gestalten kann nur Einer Modell gestanden haben, — Heinrich von Kleist. Vollends die letzten Worte Wilhelminens aber, die über die weiteren Schicksale der drei Freunde berichten, kann man nur verstehen, wenn man das über Robert Gesagte auf Kleist bezieht. Es heißt dort: „Erst neulich hörte ich wieder etwas von den drei Freunden. Sylva (Geßner) hat sich verheirathet, Paulin (Wieland) streift in der Welt herum, und Robert (Kleist) ist ganz vom Ehrgeiz verschlungen.“ Wurden ja doch diese Zeilen fast zu der gleichen Zeit geschrieben, als Kleist, am Guiskard sich mühend, seiner Braut schrieb: „Ihr Frauen versteht in der Regel ein Wort in der deutschen Sprache nicht, es heißt: Ehrgeiz,“ und als er Ulriken gegenüber in die rührende Klage ausbrach: „Ach, es ist unverantwortlich, den Ehrgeiz in uns zu erwecken, einer Furie zum Raube sind wir dahingegeben.“ —

Es ist nur ein Glück, daß die Erzählung „Das Fest der Liebe“ als das Werk des jungen Wieland feststeht, denn sonst hätte sie Wolff gewiß auch noch auf Kleist's Rechnung gesetzt. Demselben Wieland aber, der hier die geheimste Herzensgeschichte seines Freundes der Oeffentlichkeit preisgegeben und dessen intimste Charakterzüge für die Gestaltung Roberts verwerthet hat, demselben Wieland wird man wohl nun auch die im Vergleiche hierzu nur in den Hauptzügen nach Kleist modellirte Figur Eduard Felseck's zutrauen dürfen. Und wenn wir uns zum Schlusse erinnern, daß zwei Lustspiele für Ludwig Wieland im Jahre 1802 sicher feststehen, von denen wir überdies aus den Briefen seines Vaters bestimmt wissen, daß sie bei Geßner anonym erschienen sind, wenn wir uns ferner vor Augen halten, daß Sprache, Stil und Gedanken dieser beiden Stücke direct auf Ludwig Wieland hinweisen, und daß fast sämmtliche in ihnen verwendeten Motive in seinen späteren Schriften wieder begegnen, — dann muß für jeden, der sehen will, die Thatsache unleugbar feststehen: die von Eugen Wolff herausgegebenen Lustspiele haben zu ihrem Verfasser nicht Heinrich von Kleist, sondern Ludwig Wieland.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wsjewolod Garschin.

Leise und einförmig sang die Taschenuhr auf dem Schreibtisch ihre zwei Noten. Sogar einem feinen Ohre wäre es fast unmöglich gewesen, den Unterschied zwischen beiden Tönen herauszuhören; dem am Tische sitzenden bleichen Herrn jedoch erschien es wie ein vollständiger Gesang.

„Dies Lied ist melancholisch und trostlos,“ sagte der bleiche Mann, „alle Zeit singt sie es, und singt es wie mir zur Lehre so erstaunlich einförmig. Vor drei, vier, zehn Jahren tickte die Uhr wie jetzt und wird nach zehn Jahren auch gerade so ticken ... genau ebenso!“

Der bleiche Mann warf einen trüben Blick auf die Uhr, wandte die Augen aber gleich wieder ab und dorthin, wohin er, ohne etwas zu sehen, früher geblickt hatte.

„Bei diesem Takt ihres Doppelschlages ist mein ganzes Leben vergangen mit all' seinen scheinbaren Mannigfaltigkeiten: Trübsal und Wonne, Verzweiflung und Entzücken, Liebe und Haß. Erst in dieser Nacht, wo Alles schläft in dieser großen Stadt, in diesem großen Hause, wo kein Ton, außer dem Schlage des Herzens und dem Ticken der Uhr zu vernehmen ist, jetzt erst sehe ich, daß alle Trübsal, alle Freuden, alles Entzücken, daß Alles im Leben nur körperlose Schemen waren. Den Einen jagte ich nach, ohne zu wissen, weßhalb, vor den Anderen floh ich, ohne zu wissen warum. Damals wußte ich nicht, daß es im Leben nur ein wirklich Bestehendes giebt: die Zeit ... die Zeit, die unerbittlich gleichmäßig und unaufhaltsam dahinfliegende Zeit, welche nur ein Lied kennt, jenes Lied, das ich jetzt so qualvoll deutlich vernehme.“

Das waren seine Gedanken, die Uhr aber tickte und tickte und wiederholte unaufhörlich das ewige Lied von der Zeit. So Vieles rief ihm dieses Lied in die Erinnerung zurück.

„Seltsam! Ich weiß, oft ist irgend ein besonderer Duft, ein Gegenstand von ungewöhnlicher Form, ein lautes Musikstück, das ein vollständiges Bild von Längsterlebtem im Gedächtniß zurückruft. So erinnere ich mich: es starb mir Jemand; ein italienischer Drehorgelmann war vor dem geöffneten Fenster stehen geblieben, und im selben Augenblick, da der Sterbende seine letzten zusammenhängenden Worte hervorbrachte und zurückfallend im Todeskampfe röchelte, ertönte die zum Ueberdruß oft gespielte Melodie aus ‚Martha‘.

Digitized by Google

Jägerin, schlau im Sinn, zielet mit den Blicken.
Weiß in Eil' Pfeil auf Pfeil aus dem Aug' zu schicken ...

Seit jenen Zeiten aber, immer wenn diese Melodie mein Ohr trifft — und bis zum heutigen Tage geschah es oft genug — erscheint vor meinen Augen sogleich ein zerknittertes Kissen und ein blasses Antlitz darauf. Kaum sehe ich aber ein Begräbniß, so höre ich vor meinem Ohr eine kleine Drehorgel spielen:

Jägerin, schlau im Sinn, zielet mit den Blicken ...

Pfui, wie häßlich! Ja, woran hatte ich aber eben gedacht? Das war's — ganz recht: warum die Uhr, an deren Klang ich doch eigentlich gewöhnt bin, mich an so Vieles erinnert? Bei diesen Erinnerungen verzerrt sich mein Gesicht, ballt sich meine Faust und schlägt zornig auf den Tisch ... Und siehe, der Schlag übertönt das Lied der Uhr; einen Augenblick höre ich nichts von ihm, aber nur einen Augenblick, dann ertönt es auf's Neue keck, eigensinnig, unaufhörlich: Tiktak, denk' nur, denk' nur, Tiktak! ... Ja, ja, ich denke schon daran, — habe gar nicht erst nöthig nachzudenken. Mein ganzes Leben — klar liegt es vor mir. Man könnte seine Freude daran haben!" Laut rief er dies aus und doch mit gepreßter Stimme, denn es drückte ihm die Kehle zu. Er glaubte sein ganzes Leben vor sich zu sehen; eine Reihe häßlicher, düsterer Bilder, wo er die handelnde Persönlichkeit war. Er erinnerte sich aller dunklen Flecken seines Lebens, wühlte die Tiefen seiner Seele auf, fand keinen einzigen Lichtpunkt und war überzeugt, daß nichts als Unlauteres in ihm übrig bleibe, gar nichts weiter.

„Nicht nur nichts ist übrig geblieben, niemals ist überhaupt Anderes darin gewesen," verbesserte er sich. Und eine schwache Stimme aus irgend einem Winkel seiner Seele flüsterte ihm schüchtern zu: „Unsinn, war wirklich nichts darin?"

Er hörte nicht darauf, oder gab sich wenigstens vor sich selbst den Anschein, als ob er nicht auf sie hörte, und fuhr dann fort sich abzuquälen. „Alles habe ich in meinem Gedächtniß durchstöbert, und mir scheint, ich habe Recht: nichts bleibt, mich aufzuhalten, nichts, wohin ich meinen Fuß setzen könnte, um den ersten Schritt vorwärts zu thun. Wohin denn vorwärts? ich weiß nicht, nur fort aus dem verdammten Kreise! Kein Halt im Vergangenen, nichts als Lüge und Trug! Ja ich log und betrog mich auch selbst ohne Bedenken. So betrügt der Betrüger Andere, indem er sich für einen reichen Mann ausgiebt und von seinen Reichthümern erzählt, die er irgendwo besitze, ohne sie erlangen zu können, die aber vorhanden seien, — und daraufhin borgt er links und rechts Geld. Mein ganzes Leben lang habe ich mich in Schulden gestürzt. Jetzt ist der Verfalltag da, und ich, bin bankerott, wissentlich, betrügerisch bankerott."

Mit einer Art seltsamer Wollust durchdachte er diese Worte. Er brüstete sich gewissermaßen damit. Er merkte nicht, daß er gerade jetzt, indem er sein ganzes Leben Lug und Trug nannte und sich in den Koth zog, die schlimmste Lüge von der Welt beging: die Lüge gegen sich selbst. Denn in Wirklichkeit schätzte er sich durchaus nicht so niedrig ein. Hätte ihm Jemand auch nur den zehnten Theil gesagt, wessen er sich selbst an diesem langen Abende fälschlich anklagte, auf sein Antlitz wäre die Röthe des Zornes, doch nicht der Scham über die Wahrheit des Vorwurfs getreten. Auch hätte er dem Beleidiger zu antworten gewußt, der seinen Stolz so verletzte, seinen Stolz, den er jetzt anscheinend so unbarmherzig selbst mit Füßen trat.

Er selbst? Er war in einen Zustand geraten, daß er nicht einmal mehr sagen konnte: ich selbst. In seiner Seele wurden gewisse Stimmen laut: sie sprachen Verschiedenes, aber welche davon ihm ausschließlich angehörte, sein eigenes Ich, vermochte er nicht zu fassen. Die erste Stimme seines Innern, die deutlichste, quälte ihn sogar mit schönen Phrasen. Eine andere undeutliche, aber zudringliche und beharrliche Stimme übertäubte die erste bisweilen. „Quäle Dich nicht zu Tode," sagte sie, „wozu? betrüge lieber bis zu Ende, täusche sie Alle. Mache aus Dir für Andere was Anderes als Du bist, so wird es Dir wohlgehen." Es gab noch eine dritte Stimme, die von früher, die schüchterne, kaum hörbar. Schließlich verlor er die Geduld. „Täusche Alle," rief er aus. „Mache aus Dir was Anderes als Du bist ... Ja, habe ich mich nicht mein ganzes Leben lang bemüht, es zu thun? Habe ich nicht getäuscht, nicht die Rolle eines Possenreißers gespielt? Und ist etwa Gutes daraus hervorgegangen? Nein, und daß ich jetzt Gesichter schneide wie ein Schauspieler und selbst das nicht bin, was ich in Wirklichkeit bin. Weiß ich denn auch, wer ich in Wirklichkeit bin? Allzu sehr habe ich mich verwickelt, um es zu wissen. Doch gleichviel, ich fühle, daß ich hier schon einige Stunden nacheinander Gesichter schneide und mir die erbärmlichsten Dinge sage, die ich selbst nicht glaube, sie mir sogar jetzt sage: vor dem Tode! ... Aber auch wirklich vor dem Tode! Ja, ja, ja!" rief er laut, indem er jedesmal boshaft mit der Faust den Tischrand schlug. „Endlich kann man sich aus diesem Wirrwarr davon machen. Der Knoten ist so geknüpft, daß man ihn nicht zu lösen vermag: also zerhauen wir ihn. Wozu die Seelenqual noch in die Länge ziehen, wenn es nun einmal beschlossene Sache ist? Wozu noch von acht Uhr Abends bis jetzt wie eine Bildsäule hier sitzen?!"

Und eilig zog er aus der Seitentasche seines Pelzes einen Revolver. Er hatte in der That von acht Uhr Abends bis drei Uhr Nachts auf einer Stelle gesessen. Um sieben Uhr hatte er seine Wohnung verlassen, einen Schlitten gemiethet, sich zusammengekrümmt hineingesetzt und war nach dem anderen Ende der Stadt gefahren. Dort wohnte sein alter Freund, ein Arzt, welcher heute, wie er wußte, mit seiner Frau zusammen in's Theater gehen wollte. Er wußte, daß er sie nicht zu Haus treffen werde, und fuhr auch gar nicht zu dem Zwecke hin, sie zu besuchen. Als Freund des Hauses werde man ihn sicher eintreten lassen, und das war Alles, was nöthig war.

„Ja, gewiß wird man mich einlassen, ich werde sagen, daß ich nothwendig einen Brief zu schreiben habe. Wenn es nur dem Hausmädchen nicht einfällt, sich im Cabinet zu mir hinzustellen ... Fahr schneller, Alterchen!" rief er dem Miethkutscher zu.

Dieser war ein kleines Männchen mit einem vom Alter gekrümmten Rücken; sein magerer Hals war von einer farbigen Schärpe umwickelt, die unter dem breiten Rockkragen hervorschaute; seine gelbgrauen Locken sahen unter der großen runden Mütze hervor. Er schnalzte, zog die Zügel an, schnalzte wieder und sagte mit gebrochener Stimme: „Wir werden Euer Gnaden schon hinbringen, zweifeln Sie nicht ... Na, na, Du Racker! Welch' ein Pferd, mit Verlaub!" Er gab dem Pferde die Peitsche, worauf es mit einer leichten Bewegung des Schweifes antwortete. „Ich bin ja froh, es allen Kunden recht zu machen, aber ein Pferd hat mir mein Fuhrherr gegeben ... na, so'n Pferd! Die Herrschaften werden böse, aber was ist da zu thun?! Mein Herr aber sagt: Du bist Großvater, also alt, so nimm denn auch ein altes Thier. Ihr seid Altersgenossen, sagt er. Unsere jungen Kutscher aber lachen. Sie lachen hell auf; was kümmert es sie? Man weiß ja, — verstehen sie denn was davon?"

„Verstehen sie nichts?" fragte der Herr, der gerade daran dachte, wie er wohl das Hausmädchen abhalten könne, mit ihm in das Zimmer zu treten.

„Die Jungen verstehen nichts, Euer Gnaden, verstehen rein gar nichts; woher sollten sie auch etwas verstehen?! Dumm sind sie, die Jungen. Bei uns auf dem Fuhrhofe bin ich Alter allein. Darf man denn einen alten Mann beleidigen? Achtzig Jahre lebe ich auf der Welt, sie aber lachen mich höhnisch an. Dreiundzwanzig Jahre lang war ich Soldat ... Dumm sind sie, alle Welt weiß es ... Na, Alter, Du willst wohl gar nicht mehr weiter?!" Er gab dem Pferde wieder die Peitsche, aber es schien den Schlag gar nicht zu merken. „Was ist mit ihm anzufangen?" fuhr der Kutscher fort; „der Klepper muß auch schon an einundzwanzig Jahre haben. Da sieh, du wedelst mit dem Schweife!" ...

Auf dem erleuchteten Zifferblatt einer Uhr, die in einem der Fenster eines großen Gebäudes angebracht war, wies der Zeiger auf halb acht. Sie müssen schon ausgefahren sein, dachte der Passagier vom Doctor und seiner Frau. „Vielleicht aber noch nicht ... Meinetwegen,

Digitized by Google

Großväterchen, brauchst Du nicht so zu jagen! Fahre nur langsamer: ich habe keine Eile."

„Keine Eile, lieber Herr?" sagte der Alte erfreut. „Lieber etwas langsamer . . . Na, Alter, das soll Dir wohl gefallen!" Eine Weile fuhren sie schweigend weiter. Dann wurde der Alte dreister. „Nur das Eine möchte ich wissen, Herr," begann er plötzlich, indem er sich nach seinem Passagier umdrehte und dabei sein runzliges Gesicht mit dem dünnen grauen Bart und den rothen Augenlidern zeigte, „wie kann so'n Unglück über den Menschen kommen? Es war ein Miethkutscher bei uns, Iwan nannten sie ihn, ein Bursche von fünfundzwanzig oder weniger. Und kein Mensch weiß warum, kurz, der Bursche legte Hand an sich."

„Wer?" fragte leise und heiser der Fahrgast.

„Ja, der Iwan, Iwan Sideroff. Unter uns Miethkutschern lebte er. Lustig war er und arbeitsam, gerade heraus sag' ich's. Aber was für'n Mensch! Eines Montags hatten wir zu Abend gegessen und legten uns schlafen. Iwan aber, legte sich ungegessen nieder. Der Kopf zerspringt mir, sagte er. Und so schlafen wir, er aber war in der Nacht aufgestanden und fort. Niemand hatte es gesehen. Des Morgens gingen wir anspannen; da hing er im Pferdestall an einem Nagel. Das Pferdegeschirr hatte er vom Nagel genommen und daneben gelegt — den Strick daran festgemacht . . . Ach Du lieber Gott! Das gab mir damals einen Stich in's Herz. Und was für eine Ursache kann es geben, daß ein Miethkutscher sich aufhängt? Wie ist das möglich, daß ein Miethkutscher sich erhängt! Wie, sonderbar und wunderbar!"

„Weiß ich's denn?" fragte der Passagier hustend und hüllte sich mit zitternden Händen fester in seinen Pelz.

„Auf derlei Gedanken kommt ein Miethkutscher ja gar nicht. Die Arbeit ist schwer und hart; Morgens, ohne Licht, ohne Sonne, heißt's anspannen und hinaus! Bei Sturm und Kälte, wie Jeder weiß. Dann bleibt ihm nur übrig, sich im Wirthshause etwas zu erwärmen und seine Einnahme womöglich bis auf einen halben Rubel zu bringen, und dann nach Haus und schlafen! Da ist das Nachdenken schwierig. Euresgleichen dagegen, Herr, na Sie wissen ja schon, Euch steigt so Manches in den Kopf beim Faulenzen — auch vom Essen kommt's!"

„Von was für Essen?"

„Vom guten Tisch, mein' ich. Dann steht der Herr auf, zieht den Schlafrock an, trinkt Thee und geht im Zimmer auf und ab. Ringsum aber lauert Sünde. Hab' es auch gesehen, kenne das. Bei uns im Regimente, in Tenginsk, im Kaukasus diente ich damals — ein Herr Leutnant Fürst Wichljaeff; zu ihm kam ich als Officiersbursche" . . .

„Halt, halt!" rief der Fahrgast. „Hier an die Laterne! Hier gehe ich zu Fuß."

„Wie es Ihnen beliebt . . . also zu Fuß. Ich danke Euer Gnaden." Der Kutscher kehrte um und verschwand im Schneegestöber, der Herr ging aber gesenkten Blickes weiter. (Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Sommertheater.

„Die versunkene Glocke". Musikdrama von Heinrich Zöllner. (Theater des Westens). — „Die Wahrsagerin". Schwank von Josef Jarno und Gustav Rickelt. (Neues Theater). — „Berlin lacht". Heitere Revue aus dem Berliner Leben von Julius Freund. Musik von J. Einödshofer. (Metropoltheater).

Der nun schon seit Jahren landesübliche Regensommer scheint besonders den Opernunternehmungen günstig. Die Hofbühne, die mit dem unglaublichen Machwerke „Mudarra" des auch in Frankreichs weitesten Kreisen unbekannten Parisers Fernand Le Borne noch einen heilloseren Durchfall erlebte, als mit Kienzl's Don Quixote und Chabrier's Briséis, hatte knapp vor Thorschluß einen gewissermaßen exoterischen Erfolg mit Max Schilling's Ingwelde, die das sonderbare, aber dankenswerthe Gastspiel der Schweriner Oper unter Hermann Zumpe's Leitung nach Berlin brachte. Dagegen ist Max Hofpauer's Oper des Westens an ihren Mißerfolgen (Beer's Streik der Schmiede, Lohse's Prinz wider Willen, Giordano's André Chénier, Löwengard's Vierzehn Nothhelfern, Brüll's Husar) noch immer nicht gestorben, nicht einmal die elenden Aufführungen bewährter älterer Opern (Johann von Paris, Dinorah, Wildschütz) beschleunigten den Auflösungsproceß dieses unglücklichen „Kunsttempels". Ueber das stillose, unsichere Ensemble, die mittelmäßigen Gesangskräfte und das unzulängliche Orchester sah man höchstens dann hinweg, wenn etwa ein fremder Star gastirte, z. B. die italienisch singende Prevosti oder der bayerische Hofopernsänger Theodor Bertram mit seinem frischquellenden Organ und besten schauspielerischen Münchener Stil oder der noch immer treffliche Rothmühl. Zum Ueberfluß hat sich nun auch im Schillertheater eine Sommeroper aufgethan unter der Direction Morwitz. Die Vorstellungen stehen künstlerisch auf dem Niveau der dramatischen Darbietungen des Schillertheaters, also unter der Kritik. Ohne Zweifel wirkt da der Einfluß des genius loci mit.

Gewissermaßen ein Ereigniß ist Zöllner's Oper „Die versunkene Glocke" im Theater des Westens. Prof. Zöllner, der fast ein Jahrzehnt einen New Yorker Gesangverein dirigirte, hat von Amerika eine verhängnißvolle Vorliebe für das Sensationelle mitgebracht. Schon sein „Faust", der in München, Köln und Hamburg aufgeführt wurde", war das Werk einer schrullenhafte Effecthascherei. Und nun diese Vertonung von Hauptmann's Drama, bis auf etwa die Hälfte genau nach dem Text des Dichters! Die zum Theil stimmungsvollen, zum guten Theil aber auch abstrusen und mittelmäßigen Blankverse widerstehen nun einmal der musikalischen Interpretation. Die vielfach dunkle psychologische Entwickelung der Charaktere und Handlung nicht minder. Was Zöllner für sein Werk mitbringt, ist wenig genug, denn seine musikalische Erfindung ist schwach und dürr, was sich besonders auf den dramatischen Höhepunkten zeigt, wo die Effecte gehäuft werden, aber hinter allem Lärm nichts steckt. Daß Zöllner ein guter Musiker und ehrlicher Künstler ist, erkennt man zumal an seiner Orchesterbehandlung, die nicht nur geschickt und fleißig, sondern auch fein und vornehm ist. Als Wagnerianer operirt er stark mit Leitmotiven, die jedoch vielfach unplastisch und trivial sind. Will man Zöllner's Bedeutung gerecht werden, so halte man sich an die romantischen Partien. Das Volksthümliche, Märchenhafte ist seiner Tonsprache adäquat. Wer die Lieder und Themen Rautendeleins, des Waldschrats und Nickelmanns, vor Allem aber den Gesang der tanzenden Elfen componirt hat, darf schon auf alle Sensationsmache verzichten. Die Darstellung blieb dem Werk alles schuldig.

Auch im Neuen Theater ist ein Sommerdirector eingezogen: Herr Jarno, der uns zugleich als Dichter und Schauspieler kommt. Die Posse ist zu thöricht und confus, um erzählt zu werden oder eine ernsthafte Kritik zu verdienen, aber sie enthält als echtes Schauspielerstück dankbare Rollen für einen männlichen und einen weiblichen Komiker. Diese fanden sich nun für die drei Sommermonate in Hr. Thielscher, der in seinem Adolf-Ernst-Stil einen Berliner Butterhändler giebt, und in Frl. Hansi Niese, der „reschen" Wiener Dichtersbraut, die von dem besagten Butterhändler 20 000 Mark erpreßt, weil er das für 500 Mark gekaufte Stück ihres Bräutigams unter seinem eigenen Namen aufführen läßt und einen Riesenerfolg damit erzielt. Die übrigen Scherze des liederlich zusammengeschriebenen Stückes sind ebenso wählerisch und neu. Fräulein Niese, das „goldene Wiener Herz", ist eine treffliche Schauspielerin, ihr Humor echt, ihr Gemüth sonnig. Sie verklärt den ganzen Schmarren und giebt ihm erst Sinn und Witz. Wie sie die blutige „Ballade von der Plunzen (Blutwurst) und der Leberwurst" vorträgt, das ist ein Meisterstückchen parodistischer Laune. Endlich wieder eine würdige Nachfolgerin der Gallmeyer, ohne deren Genialität, aber auch ohne ihre Frechheit.

Im Metropoltheater, das nächsten Winter dem angestammten Nonachergenre anheimfällt, wird vor den Sommergästen aus der Provinz „Berlin lacht" gegeben, eine Nachahmung der Pariser Revuen mit dem herkömmlichen compère, der sich die künstlerischen und localen Ereignisse der verflossenen Saison vorspielen läßt. Der unbestätigte Bürgermeister Kirschner, Schwester Carola, die Puppen der Siegesallee, Fuhrmann Henschel, Cleo de Mérode, das Panopticum, Reichspost und Packetfahrt, Cecil Rhodes, die Hochbahn, die Kunstausstellungen, Cyrano von Bergerac mit immer wachsender Nase, bekannte Gassenhauer, alte Walzer auf neu geändert, Couplets, Märsche, Aufzüge — Alles ist da, nur der Humor ist leider ausgeblieben.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Zur Frage der Lohnermittelung,

Eine methodologisch-kritische Untersuchung

von

Dr. Franz Eulenburg,

Privatdocent für Nationalökonomie und Statistik an der Universität Leipzig.

Preis: 3 Mark.

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
G. Haeckel
G. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise **von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 22. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur deutschen Bankpolitik. Von L. B. Hackert. — Alte und neue Weltanschauung. Von Professor Troels-Lund. — Die Sehorgane augenloser Thiere. Von F. G. Fritzsche. — **Literatur und Kunst.** Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist. Von Leopold Waitz. — Der Streit um die Teutoburger Schlacht. Von K. A. Möller. — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wsjewolod Garschin. (Fortsetzung.) — Notizen. — Anzeigen.

Zur deutschen Bankpolitik.

Von L. B. Hackert.

Der Kampf um die Reichsbank, der im verflossenen Winter und Frühling in den Commissionen und im Plenum des Reichstags ausgefochten wurde und mit einer stark modificirten Annahme der Regierungsvorlage schloß, hat überall im Lande und auch über seine Grenzen hinaus viel Staub aufgeworfen. Die Ansichten darüber, ob die Reichsbank ihre Aufgaben erfüllt hat oder nicht, waren bei dieser Debatte getheilt. Aber wie war die Zusammensetzung dieser zwei abweichend denkenden Gruppen? Auf der einen Seite die agrarischen Parteien, bei deren Mißgefühl gegen die Reichsbank, wie Bamberger nicht mit Unrecht bemerkt, ein guter Theil Aerger über die äußeren Vortheile steckt, welche eine Legion von Emporkömmlingen in den letzten Jahrzehnten davongetragen, während ein ahnenstolzer Landadel im Nacheifer um erhöhten Glanz und Genuß des Lebens seinen väterlichen Besitz mit Schulden belastet hat. Auf der anderen Seite alle zur Beurtheilung derartiger Fragen wohl berufenen Organe: die Handelskammern und als berufenste und sachverständigste Körperschaft: der deutsche Handelstag; dieser erklärte einstimmig, daß „die gegenwärtige Organisation der Reichsbank sich trefflich bewährt hat“ und sprach ebenso einstimmig der Leitung der Reichsbank Dank und Anerkennung aus für die vorzügliche Weise, in welcher dieselbe die Geschäfte der Reichsbank geführt hat. Was allein schon die Regelung des Geldumlaufs betrifft, die währungspolitische Thätigkeit der Reichsbank mit inbegriffen, so hat die Reichsbank auf diesem Gebiete allerdings mehr geleistet, als man bei ihrer Begründung von ihr billigerweise erwarten durfte; die Thatsache, daß die deutsche Goldwährung, und mit ihr der deutsche Credit, trotz aller Angriffe unerschüttert dasteht, ist zum nicht geringen Theile der Reichsbank zugute zu schreiben. Die Reichsbank ist es, die heute die Saldirung der deutschen Goldbilanz besorgt, und die den fortschreitenden monetären Bedarf durch Prägung von Reichsgoldmünzen befriedigt. Sie hat seit ihrem Bestehen bis zum Schlusse des Jahres 1898 insgesammt für 2405966000 Mark Gold in Barren und fremden Münzen angekauft; die Prägung von Reichsgoldmünzen erfolgt fast ausschließlich auf ihre Kosten. Für die zehn Jahre 1888 bis 1897 belaufen sich diese Prägungen auf netto 1146 Millionen Mark. Wie erheblich dieser Betrag ist, ergiebt ein Vergleich mit Frankreich, wo innerhalb desselben Zeitraumes nur 404 Millionen Mark zur Ausprägung kamen. Der deutsche Geldumlauf ist mit Gold gesättigt, wie außer dem englischen kein zweiter. Auch muß hier der Thatsache gedacht werden, daß vom deutschen Thalerumlauf dauernd circa 170 bis 180 Millionen Mark in den Gewölben der Reichsbank ruhen. Indem die Reichsbank den Verkehr um diese Summe minderwerthigen Silbers entlastete, ohne aber thatsächlich (nicht formell!) diesen Betrag fiduciären Geldes als specielle Notendeckung oder zur Noteneinlösung zu gebrauchen, hat sie sich um das deutsche Geldwesen ein nicht leicht zu überschätzendes Verdienst erworben.

In gleicher Weise hat sich die Thätigkeit der Reichsbank auf dem zweiten ihrer Sorge überlassenen Gebiete bewährt, auf dem der Erleichterung der Zahlungsausgleichungen. Der deutsche Giroverkehr betrug im Jahre 1876: $16_{,7}$ Milliarden Mark, im Jahre 1898: $120_{,8}$ Milliarden Mark. Und während im Jahre 1876 auf eine Mark jährlich 240 Mark Umsatz im Giroverkehr kamen, stieg die Umsatzintensität im Jahre 1898 auf 484 Mark. Die durch den Giroverkehr bewirkte Ersparniß an baarem Gelde betrug 1876: 10 Milliarden Mark, im Jahre 1898: 98 Milliarden Mark. In den durch die Reichsbank an zehn großen Handelsplätzen eingerichteten Clearingshäusern haben im Jahre 1898 125 Bankfirmen ohne Vermittelung von Baargeld oder Noten gegenseitige Forderungen im Betrage von $27_{,9}$ Milliarden ausgeglichen.

Wie die Reichsbank für die Nutzbarmachung verfügbarer Capitalien sorgte, dies ist am besten aus den nachfolgenden Zahlen zu ersehen: Es betrug im Durchschnitt des Jahres in Millionen Mark: das Wechselportefeuille 1876: $402_{,9}$, 1898: $713_{,8}$; die Lombardanlage 1876: $50_{,9}$, 1898: $96_{,4}$. Wenn heute, ohne von der Wahrheit abzuweichen, gesagt werden kann, daß in Deutschland jedes wirthschaftlich berechtigte Creditbedürfniß seine Befriedigung findet, so ist dies nicht zumindest ein Verdienst der Reichsbank.

Wir entnehmen diese Zahlen einer sehr zu empfehlenden kritischen Studie, die ein bekannter Fachmann, Herr Julius Landmann, unter dem Titel „Zur Abänderung des deutschen Bankgesetzes“ in Kiel bei Lipsius & Tischer erscheinen läßt. Dieselbe giebt einen Ueberblick über die bisherige Thätigkeit der Reichsbank, eine Antwort auf die Frage, inwiefern die Reichsbank ihren Aufgaben gerecht wurde, inwiefern die derzeitigen Bestimmungen des Bankgesetzes sich hindernd und unzulänglich erwiesen und inwiefern Reformen erforderlich waren; sie beurtheilt nachher die verschiedenen

Digitized by Google

Anforderungen, die von agrarischer, kleingewerblicher und bimetallistischer Seite an die Reichsbank herantreten, um endlich die einzelnen Neubestimmungen des Gesetzes auf ihren Werth und ihre voraussichtlichen Wirkungen zu prüfen. Besonders eifrig wendet sich Landmann gegen die agrarische Behauptung, daß die Reichsbank in erster Linie den großen Geldinstituten diene. Die mit der Reichsbank in Verbindung stehenden Banken und Bankiers machen aber nur $3,_{9}$ % der Gesammtsumme der Creditberechtigten aus; dieser Procentsatz erscheint durchaus angemessen, wenn man sich die Stellung der Banken und Bankiers als Creditvermittler vergegenwärtigt. Nach einer Mittheilung des Reichsbankpräsidenten Koch in der Reichstagssitzung vom 26. März 1895 entfallen $11,_{33}$ % aller mit der Reichsbank im Discontoverkehr stehenden Personen und Firmen auf landwirthschaftliche Kreise; in den vier östlichen Provinzen steigt dieser Antheil der landwirthschaftlichen Betriebe bis auf $31,_{8}$ %, in manchen Gegenden, so z. B. bei der Reichsbankstelle in Tilsit, erreicht er 40 %. 6414 selbstständige Landwirthe stehen mit der Reichsbank in direktem Verkehr, und von den Mitgliedern der 700 Genossenschaften, die zu der Reichsbank in Creditbeziehungen stehen, entfällt nahezu die Hälfte auf Landwirthe oder Besitzer landwirthschaftlicher Betriebe. Diese Zahlen stammen aus dem Jahre 1895; daß seit damals die Entwickelung sich immer mehr zu Gunsten des landwirthschaftlichen Credites vollzog, dies leugnen sogar die Agrarier nicht.

Das Grundcapital der Reichsbank beträgt derzeit 120 Millionen Mark, dazu kommt noch der Reservefonds von 30 Millionen Mark. Der Vorschlag der Regierungsvorlage ging nun dahin, das Grundcapital um 30 Millionen Mark zu erhöhen und gleichzeitig eine allmälige Erhöhung des Reservefonds bis auf zwei Fünftel des verstärkten Grundcapitals — mithin bis auf 60 Millionen Mark — zu verordnen. Diese Verstärkung der eigenen Mittel der Reichsbank wäre auch, wie von der zur Beurtheilung dieser Frage competentesten Seite, vom Präsidenten des Reichsbank-Directoriums, erklärt wurde, vollständig genügend gewesen. Nichtsdestoweniger sind ebenso während der drei Lesungen des Gesetzes im Plenum, wie auch innerhalb der Commission, Stimmen laut geworden, die eine wesentlich stärkere Erhöhung des Grundcapitals verlangten. Obwohl diesen Bestrebungen die anerkanntermaßen unrichtige Vorstellung zu Grunde liegt, eine Erhöhung des Grundcapitals sei geradezu mit einer Vermehrung des werbenden Mittel identisch, von der man eine Verbilligung des Credites erwarten zu dürfen glaubt, so errangen sie doch in der Commission den Sieg. Ueber den Regierungsvorschlag hinaus und in directem Widerspruche mit der Reichsbankleitung, beschloß die Commission eine Erhöhung des Grundcapitals um 60 Millionen Mark, wovon 30 Millionen bis zum 31. December 1900, die zweite Hälfte bis zum 31. December 1905 aufgebracht werden soll. Dieser Commissionsvorschlag ist auch nach der dritten Lesung im Reichstag angenommen worden, obwohl der Reichsbankpräsident zu wiederholten Malen und in der unzweideutigsten Weise erklärte, daß die in der Regierungsvorlage vorgeschlagene Erhöhung des Grundcapitals um 30 Millionen Mark vollständig genügt, daß die Reichsbank aber keine genügende Verwendung haben könnte für ein um 60 Millionen Mark erhöhtes Grundcapital, insbesondere, da nun, nach Wiedereröffnung des Reservefonds, auch dieser in stets steigendem Grade den Umfang der werbenden Mittel erweitern wird. Diese Mittel wollen dann aber auch angelegt werden, was zu Zeiten großer Geldflüssigkeit nicht gar so leicht ist, und so wird dann an die Reichsbank die Versuchung herantreten, in den Anforderungen, die sie an ihr Discontomaterial stellt, etwas nachzulassen, um dadurch den Umfang des Portefeuilles, freilich auf Kosten seiner Güte; zu erweitern, oder aber sie wird Effecten kaufen, resp. das Effecten-Lombardgeschäft übermäßig ausdehnen. Nun räumt Landmann allerdings ein, daß vorsichtige Lombardirung guter Papiere eine sichere Anlage ist, aber um die Sicherheit allein handelt es sich hier nicht. „Bei der Anlage einer Notenbank kommt es auf die Liquidität ebenso viel an als auf die Sicherheit; und die Liquidität der Anlage müßte darunter leiden, wenn Effecten einen zu großen Raum in den Beständen der Reichsbank einnähmen.“ Gewiß ein durchaus zutreffender Einwurf. Aber Landmann ist auch mit der vom Reichstag beliebten Vertheilung und Limitirung der künftigen Dividenden gar nicht einverstanden. Setzt man die Ergebnisse des Geschäftsbetriebes in den Jahren 1891—1898 der Berechnung der zukünftigen Erträge der Reichsbank zu Grunde, was aber jedenfalls zu optimistisch ist, so darf man in der Zukunft auf eine Durchschnittsdividende von $4,_{93}$ % des Nennwerthes, resp. $3,_{79}$ % des Emissionskurses rechnen. Aber die reale Rentabilität der Reichsbankantheilscheine ist noch kleiner; für den Fall nämlich einer Verstaatlichung der Reichsbank würden die Antheilseigner nicht den bezahlen Preis von 130 % des Nennwerthes ihrer Antheile, sondern nur etwa 120 % (Nennwerth plus Hälfte des Reservefonds) erhalten. Dieser eventuell eintretende Capitalverlust kommt nach den Regeln der Rentenrechnung einem jährlichen Abzuge von der Dividende in der Höhe von $0,_{66}$ % gleich, es stellt sich hiernach also die reale Rentabilität der Antheilscheine auf $3,_{13}$ %. Hingegen hat die frühere Preußische Bank Dividenden bis zu 20 %, die Bank von Frankreich 29 %, die Bank von England 11 %, die Niederländische Bank 25 % vertheilt. Vergleicht man mit diesen Dividenden die armseligen $3,_{13}$ %, die die Reichsbank ihren Antheilseignern bietet, so muß man geradezu staunen, wie denn da noch von „Liebesgaben an das Großcapital“ gesprochen werden kann. Und Landmann schreibt mit Recht: „Es darf doch nicht vergessen werden, daß die Antheilscheine der Reichsbank ein Papier von schwankender Rentabilität sind, denen ein Risicomoment innewohnt, daß sich demnach also das in ihnen angelegte Capital höher verzinsen sollte, als das in festverzinslichen Papieren locirte. Es ist zu befürchten, daß sich diese Politik schon in allernächster Zeit rächen wird, im Augenblicke, wo man dazu schreitet, die zweiten 30 Millionen Mark zu begeben, was bis zum 31. December 1905 geschehen soll; ob sich dann auch in entsprechender Menge und entsprechender Qualität Zeichner finden werden? Denn es wäre keine Uebertreibung zu sagen, daß in Folge der Neuregelung des Vertheilungsmodus die Antheilscheine der Reichsbank so ziemlich das ärgste Papier unter den in Betracht kommenden deutschen Bankeffecten geworden sind. Ein Papier, das sich mit $3,_{79}$ resp. $3,_{13}$ % p. a. verzinst, dessen Dividende nach unten hin bis auf $2,_{84}$ % sinken kann, nach oben aber, wenn auch nicht formell, so doch thatsächlich, mit etwa 6 resp. $5,_{34}$ % limitirt ist, ein Papier, das in sich die Gefahr eines Capitalverlustes trägt, dessen Besitzer auf die Leitung der Geschäfte so gut wie gar keinen Einfluß ausüben können, ein solches Papier wird sich wohl keiner übergroßen Sympathieen erfreuen.“

Sehr zu beklagen ist ferner die particularistische Verschlechterung der Bankvorlage. Das Privatinteresse der einzelnen Notenbanken siegte über die Interessen der Reichswährung, und so wurde die Regierungsvorlage dahin abgeändert, daß es den Privatnotenbanken nur dann verboten sein soll, unter dem öffentlich bekannt gemachten Procentsatze der Reichsbank zu discontiren, sobald dieser 4 % erreicht oder übersteigt; im Uebrigen dürfen sie, wenn die Reichsbankrate unter 4 % steht, sich in ihren Sätzen von dieser um $^1/_4$ % nach unten hin entfernen, resp. falls die Reichsbank selbst zum Privatsatze discontirt, diesen um $^1/_8$ % unterbieten. „Es ist sonnenklar,“ schreibt Landmann, „daß die Privatnotenbanken nun, wie bisher, die Möglichkeit haben, der Reichsbank eine im Interesse des deutschen Geldwesens durchaus unerwünschte Concurrenz zu machen; und außerdem wurde der in der Regierungsvorlage enthaltene Schritt vorwärts in der Vereinheit-

Digitized by Google

lichung des deutschen Bankwesens, die doch das Ziel der deutschen Bankpolitik sein sollte, nun rückgängig gemacht, als Opfer der Engherzigkeit und der Sonderinteressen."

Was endlich die Verstaatlichung der Reichsbank anbetrifft, so vermag sich auch J. Landmann nicht dafür zu erwärmen. Zieht er die finanzpolitische Seite der Frage in Betracht, so muß er zu dem Ergebniß gelangen, daß der eventuelle Gewinn, den eine Verstaatlichung der Reichsbank für die Reichskasse zur Folge hätte, in gar keinem Verhältniß stünde zu den Schwierigkeiten und zu dem Risico, die mit einer derartigen Action verbunden wären. Im Durchschnitte der acht Jahre 1891—1898 betrug der durchschnittliche Reingewinn der Reichsbank pro Jahr 16080994 Mark, wovon, nach den Bestimmungen des § 14 des Bankgesetzes, 7326036 Mark der Reichscasse zufielen, während 8754958 Mark zur Vertheilung an die Antheilseigner gelangten. Angenommen, daß die Reichsbank nach einer eventuellen Verstaatlichung ebenso günstige Resultate erzielen würde, was aber keineswegs wahrscheinlich ist, dann würde dieser Betrag von brutto etwa 7 Millionen Mark den jährlichen finanziellen Mehrgewinn des Reiches darstellen. Da aber die Regierung die Antheilscheine zum Nennwerthe erwerben (120 Millionen Mark) und die Hälfte des Reservefonds (15 Millionen Mark) an die bisherigen Antheilseigner ausschütten müßte, da ferner bei der derzeitigen Anspannung des Credites ein Ausschütten des Reservefonds kaum statthaft wäre, so läßt sich eine Verstaatlichung der Reichsbank nicht anders denken, als erst nach Aufbringung von 135 Millionen Mark im Wege einer Reichsanleihe. Den günstigsten Fall angenommen, daß es gelingen würde, $3^1/_2$ %ige Schuldverschreibungen al pari zu begeben, was nach den letzten Erfahrungen nicht sehr wahrscheinlich ist, so würde deren Verzinsung jährlich 4725000 Mark erfordern; diesem Betrage stünde gegenüber der Gewinn von etwa 7 Millionen Mark — es würde also der reale Gewinn des Reiches etwas über $2^1/_4$ Millionen Mark betragen. Es ist dabei zu bedenken, daß die derzeit hochgehende wirthschaftliche Conjunctur in einer, vielleicht nicht mehr allzu fernen Zukunft gewiß umschlagen muß, was nicht ohne Einfluß auf den Gewinn der Reichsbank verbleiben kann. Es kann wohl kaum zwei Antworten auf die Frage geben, ob dieser kleine Gewinn, der in den circa $1^1/_2$ Milliarden Mark betragenden Einnahmen des Reichsbudgets fast völlig verschwindet, groß genug ist, um die vielen Schattenseiten aufzuwiegen, die eine Verstaatlichung der Reichsbank im Gefolge hätte. Landmann gedenkt dabei der Gefahr, die sich immer als Begleiterscheinung einer allzu starken Abhängigkeit der Centralbank vom Parlamente einstellt; „es ist hier gar nicht nöthig, gleich an die italienischen Erfahrungen zu denken, da Erscheinungen dieser Art, Angesichts der Zusammensetzung des Reichstags, in Deutschland unmöglich wären, aber es dürfte wohl kaum von Nutzen für die Reichsbank sein, wenn ihre ganze Geschäftsthätigkeit, jeder Schritt, jede Erhöhung des Discontosatzes, im Reichstag des Breiten discutirt werden sollte. Dafür sei der Gefahren gedacht, die eine Verschmelzung von Staats- und Bankvermögen zu Folge haben könnte; der Umstand, daß eine Privatbank im Kriegsfall unter dem völkerrechtlichen Schutze steht, während eine Staatsbank, im Falle einer feindlichen Invasion, ganz schutzlos ausgeliefert wäre, soll hier außer Betracht gelassen werden; „es ist", sagt der Abgeordnete Arendt, „nicht deutsche Art, für den Fall eines unglücklichen Krieges Gesetze zu machen", und da mag er Recht haben, — wenn der Himmel einfällt, sind alle Spatzen todt. Aber es ist auch gar nicht nöthig, den Fall eines unglücklichen Krieges anzunehmen, eine Staatsbank kommt auch in Friedenszeiten oft in Gefahr, ihre Noten nach und nach in Staatspapiergeld verwandelt zu sehen, dies lehren die Erfahrungen in Oesterreich, in Italien, in Rußland. Und Landmann erinnert hier daran, daß sogar der preußische Staat, der in seiner Bankpolitik seit jeher die solidesten Principien befolgte, der Versuchung nicht widerstehen konnte, mit den Mitteln der (staatlichen) „Königlichen Bank" das Retablissement des süd- und ostpreußischen Grundbesitzes durchzuführen und zu diesem Zwecke der Bank circa 10 Millionen Thaler zu entziehen, was dann zur Folge hatte, daß diese bis zum Jahre 1846 mit einer Unterbilanz von über 7 Millionen Thalern arbeitete. Auf alle Fälle glauben wir nicht, daß es rathsam wäre, unter dem Zickzackkurs die Reichsfinanzverwaltung noch mehr am Ertrage der Reichsbank zu interessiren. Wir haben es ja bei der preußischen Eisenbahnpolitik, die jeder Verkehrserleichterung und Tarifreform abhold ist, erleben müssen, daß die fiscalischen Gesichtspunkte bei uns gar leicht ausschließlich dominiren.

Alte und neue Weltanschauung.

Von Professor Troels-Lund.*)

Das 16. Jahrhundert war ein abschließender Punkt in der Entwickelung der Menschheit. Jahrtausende alte Gedanken flammte hier mit erneuter Kraft auf, leuchteten, nachdem sie alle durchdrungen hatten, jetzt zum letzten Male. Teufelsglaube und Sterndeutung setzten alle in Aufruhr, indem sie als zwei gewaltige Ungeheuer der Vergangenheit vom Boden aufschossen und sich im Kampfe erhoben. Der Schuß, welcher sie fällte, schloß eine lange und merkwürdige Periode in der Entwickelung der Menschheit und weihte die neue ein, an deren Schwelle wir stehen.

Warum mußte die Lebensbeleuchtung des 16. Jahrhunderts aufhören? Was gab den Anstoß zu dem geistigen Durchbruch, von dem wir mit Recht den Sturz des uralten Gedankenganges, den Anfang einer neuen Hauptperiode datiren? Wenn unsere ursprüngliche Behauptung Stich hält, muß der tiefste Grund in einer neuen Ansicht von den Himmelsverhältnissen, in einer neuen Ansicht von Licht und Dunkel, von dem Abstande zwischen Himmel und Erde zu suchen sein. Man hat diese neue Ansicht in Kopernikus' großer Entdeckung, daß die Erde sich um die Sonne dreht, zu finden geglaubt. Und Kopernikus' Lehre enthielt den Ansatz eines Einspruches gegen den alten Gedankengang. Es rührte sich in ihr eine andere Art Leben als in ihrer Umgebung. Aber sie war sich selbst des Unterschiedes nicht voll bewußt, geschweige im Stande, sich ganz geltend zu machen. Hier war dasselbe Mißverhältniß vorhanden wie bei der Vogelbrut, welche, zum Leben erwacht und zu freier Bewegung bestimmt, sich noch in dem engen Gefängnisse des Eies befindet. Kopernikus' Systems entspricht in seiner Entstehung im 16. Jahrhundert dem Uebergangszustand, in dem der Menschengeist, zu neuem Verständnisse, einer höheren Art des Lebens geweckt, sein Gefängniß zu ahnen anfing, aber noch nicht die Schaale des Welteneies zu durchbrechen vermochte.

Der deutlichste Ausdruck für dieses Unvermögen ist der Fortbestand der Sterndeutung. Tycho Brahe und Kepler bezeichnen gegenüber der Kopernikanischen Welterklärung den Zweifel und den noch sicherer begründeten Beweis, aber beide

*) Aus dem in deutscher Uebersetzung bei B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden Buche des scandinavischen Historikers Troels-Lund: „Himmelsbild und Weltanschauung", das im Norden großes Aufsehen erregt hat und wohl auch bei uns viel bemerkt werden wird. Das Buch will in der Darstellung des Verhältnisses zwischen Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten den treibenden Gedanken in der Entwickelung des menschlichen Geistes zeigen und giebt so eine Geschichte des menschlichen Denkens vom Morgen der Zeiten bis heute. Ein maßgebender Kritiker, Georg Brandes, urtheilt über das schöne Buch: „Man wird lange nach einem merkwürdigeren, originaleren und anziehenderen historischen Werke suchen können, das in dieser Weise genialen Blick, warmes Fühlen und vortreffliche Darstellung vereinigt." Die Red.

Digitized by Google

waren gleichwohl — eifrige Sterndeuter. Und mit Recht. Denn wenn Gottes Wille sich mechanisch im Weltenuhrwerk nach unten fortpflanzt, von dem äußersten ungeheuren Triebrade an bis hinab zu einer schlichten Krebsscheere oder der Säftevertheilung in einem neugeborenen Hündchen, so war — mochte der Gang des Rades so oder so gehen — in Ermangelung wirklicher Zeiger der tactmäßige Gang von Gottes Willen am deutlichsten in den äußersten großen Zahnrädern zu beobachten. Es war verhältnißmäßig gleichgiltig, ob die Erde hier oder dort in dem Räderwerk saß. Das Entscheidende war, daß Alles in innerer Verbindung stand. Alles bildete eine Einheit. Wie scheinbar wild auch die Spreu flog und das Mehl stob, während das Leben im Kreise herum mahlte, Alles zusammen war die geschlossene Weltenmühle, die ging und ging, während Gottes Wille über das Triebrad brauste.

Kopernikus' Lehre wurde der erste Ausdruck dafür, daß die Mühle ein Gefängniß sei. Gerade dadurch, daß man von einem anderen Mühlwerk sprach als dem früher angenommenen, führte der Gedanke auf das Mühlwerk selbst hin und machte schließlich darauf aufmerksam, daß das Leben, die Welt nur ein Mühlwerk war. Gab es da außerhalb der Mühle gar nichts? Wer war der Befreier des Menschengeistes? Der war es, der zuerst den Gedanken aussprach, daß der Fixsternhimmel, die achte Sphäre, nicht die Grenze der Welt bildete. Es gab überhaupt gar keine Wölbung, gar keinen Fixsternhimmel, denn das Alles war nur Raum und Kugeln, Raum und wieder Kugeln; denn die Welt ist nicht endlich, sondern unendlich.

Niemals ist Jemand mit mehr Fug verurtheilt worden als Giordano Bruno, als er im Jahre 1600 zum Tode verurtheilt wurde. Nachdem man ihn sieben Jahre im Gefängniß gehalten und vergebens versucht hatte, ihn zu überzeugen, übergab die römische Kirche ihn endlich der weltlichen Gewalt, mit der freundlichen Zumuthung, „ihn milde und ohne Blutvergießen zu behandeln". In der Sprache des damaligen Rechtsganges hieß das, daß man ihn lebend verbrannt zu sehen wünsche. Am 17. Februar 1600 bestieg er ruhigen Muthes im Vertrauen auf die Wahrheit seiner Ueberzeugung den Scheiterhaufen auf dem Campo di fiore in Rom. Als der Scheiterhaufen erloschen war, wurde die Asche des Verbrannten in den Tiber geworfen, damit jede Spur von ihm vertilgt würde. Die Strafe war hart, aber vom Standpunkt der Richter durchaus gerecht. Denn Giordano Bruno war ein gefährlicher Wegweiser. Wenn man ihm folgte, so würden alle die großen Gedanken der Zeit, nicht nur Teufelslehre und Sterndeutung, sondern auch die Dreieinigkeit, ja die Kirche selbst entgleisen und den Abhang hinab in die schwarze Tiefe stürzen. Denn alle diese Gedanken wurden zu Kleinigkeiten und verschwanden im Verhältnisse zu dem neuen, schwindelnden von einer unendlichen Welt, einem unendlichen Gotte. Mit Fug beraubte da das Bestehende seinen ärgsten Widersacher des Lebens.

Aber das Wunderbare an jenem Scheiterhaufen vom 17. Februar 1600 war, daß, obschon der Blick, der sich vertrauensvoll zum Himmel kehrte, im Tode brach, obschon die Hand, welche neue Wege gewiesen hatte, zu Asche verwandelt in die Wasser des Tiber verstreut wurde, doch nicht das Neue, sondern das Alte auf ihm in Lohe aufging. Unsichtbar entzündeten Giordano Bruno's Gedanken die alten Vorhänge. Und ohne daß einer der Anwesenden es ahnte, war es die alte Weltauffassung, welche an diesem Tage zum Tode verurtheilt wurde, waren es Jahrtausende alte Vorstellungen, deren Gang zum Scheiterhaufen begann. Langsam, aber sicher. Denn der neue Gedanke, der so groß und kühn war, daß nicht einmal Kepler sich zu ihm zu erheben vermochte, hat sich von da an verbreitet. In unserer Zeit wird er schonungslos über Jedermann ausgestreut, sproßt er auf in dem jungen Kindergemüth. Jeder von uns erinnert sich jener schrecklichen Stunde, da er sich uns zum ersten Male aufdrängte, da die gemüthliche Vorstellung von der Himmelswölbung zerbrach, und der Gedanke an den unendlichen Raum, die unendliche Welt uns zu Boden riß. Von der Stunde an waren wir gezeichnet. Selbst wenn wir im Laufe der Zeit den Schmerz vergessen konnten, war der Durchbruch geschehen, und wir waren an einen Gedanken gefesselt, welchen wir nie mehr loslassen konnten, und welcher uns nicht mehr losläßt. Denn man kann nicht mehr zurückkehren. Die alte Periode in der Entwickelung des Menschengeistes ist abgeschlossen. Eine neue und unbekannte hat angefangen. Wir stehen an ihrer Schwelle. Dreihundert Jahre scheinen eine lange Zeit für uns, aber es ist nur wenig, wo es sich um die gewaltigen Zeiträume der menschlichen Entwickelung handelt. Der Vorhang ist hinter uns gefallen. Mit geblendetem Blicke starren wir vorwärts.

Wenn aber so die alten Gedanken zusammenbrachen, welches sind da die neuen Gedanken der Zeit, welche daran gehen, jene abzulösen? So weit es überhaupt schon jetzt möglich ist, sich eine Ansicht über das besondere Gepräge der neuen Zeit zu bilden, so scheint dieses bis jetzt zuerst und zumeist von dem einen Grundgedanken bestimmt: Die Welt ist unendlich. Hiermit ist eine neue Antwort auf die Frage nach dem Abstande zwischen Himmel und Erde, nach dem Verhältnisse zwischen Tag und Nacht, Licht und Dunkel gegeben. Ist die Welt unendlich, so will dies mit anderen Worten sagen, daß der Abstand von der Erde nach oben, nach außen, nach unten auch unendlich ist. Es giebt überhaupt keinen Himmel. Was wir Himmel nennen, ist nur das blaue Bild, welches sich in unserem Auge als Eindruck des unendlichen Raumes bildet. Die Erde ist nur ein winzig kleiner Theil der Welt, eine verschwindende Flocke, und jeder Einzelne von uns wieder ein unendlich kleines verschwindendes Wesen auf der kleinen Erde. Die erste Wirkung dieses Gedankens ist ein erstarrendes Gefühl von Kälte, welches aus dem unendlich großen Raume hereinströmt, ein Schaudern, sich so schrecklich klein zu fühlen. Hier giebt es keine Gnade. In dem hohen Kältegrade des unendlichen Raumes, gleichgiltig gegen das irdische Leben, umschließt uns diese Empfindung, erfriert unser früheres Gefühl von unserer selbstständigen Bedeutung, unser Kinderglaube, daß Alles nur auf uns sieht, sich um uns dreht. Durch das Thor dieser Demüthigung müssen Alle hindurch.

Der Menschengeist würde jedoch nicht er selbst sein, wenn er sich damit begnügte, sich gegenüber dem Neuen und Großen nur scheu zu verbergen. Vorwitzig und keck hat er auch den Kopf herausgestreckt, um sich umzusehen. Und innerhalb der neuen Periode hat er angefangen, sich auf zwei Wegen zurecht zu finden. Der allzu schwere Druck der unendlichen Welt über uns läßt sich in's Gleichgewicht bringen durch einen entsprechenden Druck von unten aus einer anderen, unendlichen Welt. Die Einzahl liegt genau in der Mitte zwischen den unendlich großen Zahlen und den unendlich kleinen Brüchen. Aehnlich mußte es dem Menschen gelingen zu schwimmen, das Gleichgewicht zu gewinnen, wenn darunter eine Welt des unendlich Kleinen entdeckt werden konnte. Hat es uns erschreckt mit dem Fernrohr hinauf unter die zahllosen Kugeln zu sehen, wohlan, so richte zur Abwechslung das Mikroskop auf die Erde und auf dich selbst!

Auf diesem Wege hat der Menschengeist seine erste Form der Befreiung erreicht. Das unendlich Kleine hat in unserem Jahrhundert eine Rolle gespielt wie nie zuvor. Auf der Voraussetzung von dem unendlich Kleinen und seiner entscheidenden Bedeutung beruht die ganze heutige Lebensansicht. Was ist nach der Erklärung unserer Zeit Gesundheit anders als die unermüdliche Wirksamkeit der zahllosen Blutkörper? Was ist Krankheit und Ansteckung anders als die Wirkung der unzähligen Bacterien und Bacillen? Das Leben selbst, das unserer Kugel wie das des einzelnen Menschen, ist in

Digitized by Google

sich nur die Summe der zahllosen, unendlich kleinen Uebergänge. Denn kein äußerer gewaltsamer Wille hat nach unserer Auffassung zu Zeiten ungeduldig eingegriffen und die Steinchen aufgestellt und das Spiel zusammengeworfen. Still und halb unmerklich, durch zahllose geduldige Tröpfchen unendlich kleiner Uebergänge hat sich unsere Kugel entwickelt, ihr Leben gelebt von dem ersten lockeren Nebelballe an bis zu der festen Form, in welcher sie jetzt rollt, von der Sonne gelöst, nach Norden und Süden hin eisbedeckt, in der Mitte mit blinkendem Meere und dazwischen weit ausgedehnten Länder mit Wäldern und Menschengewimmel. Durch die unendlich kleinen Uebergänge hat sich auf der Erde das Leben wieder in eine Unzahl Formen gespalten, stark verschiedene, stammverwandte. Durch die unendlich kleinen Uebergänge entwickelt sich jeder einzelne Mensch aus der Keimzelle des Mutterleibes; indem er sich heraufentwickelt durch die Pflanzen- und Thierformen des fötalen Zustandes, gelangt er endlich — immer nur durch kleine Uebergänge — zu der Selbstbewußtsein genannten Gedankenklarheit, die durchsichtig auf ihrem Hintergrunde das Leben wiederspiegelt. Denn Alles fließt, jeder Augenblick bebt vor Veränderung, das Leben selbst ist Wachsthum und Entwickelung.

In dem Gedanken an die Entwickelung hat der Menschengeist in der jetzt begonnenen Periode seine andere und höhere Form der Befreiung erreicht. Auf dem Wege des unendlich Kleinen ist man dazu gekommen, sich selbst als Einer anzusehen und zu fühlen, hat man das Gleichgewicht gewonnen und einen festen Platz für die Füße gefunden. In dem Begriffe der Entwickelung wagt man hervorzugucken nach außen und aufwärts auf die unendliche Welt, den unendlichen Gott.

Alle jenen große Fragen, welche zu ihrer Zeit als mächtige Wolken über den Mittelmeer-Ländern lagerten: Sterndeutung, Teufelslehre, Dreieinigkeits-Glaube und Gottes Menschenwerdung, haben jetzt angefangen, sich zu heben, und haben an Schwere verloren. Nur eine Frage bleibt noch lebenskräftig bestehen, hat sich zu größerer Macht ausgewachsen, nicht zum Wenigsten durch die größere Annäherung der Völker in unserem Jahrhundert, das ist die Frage der Menschheit als großer Brüderschaft. Die tiefste Antwort des Alterthums war, wie bekannt: Es ist die höchste Aufgabe des Menschen, sich selbst als Opfer hinzugeben. Die Epikureer nannten diese Selbsthingabe Freundschaft, die Stoiker Pflichterfüllung. Jesus von Nazareth bestimmte sie als Nächstenliebe, geweckt durch Gottes Liebe zu uns. Die Antwort der Neuzeit, daß das große Mitleid die vorwärtstreibende Kraft der Entwickelung ist, ist derselbe Gedanke. Nur schließt die Gegenwart umgekehrt als Jesus. Er lehrte: Gott liebt uns als Vater, darum sollen wir einander als Brüder lieben. Die Gegenwart sagt: Das höchste, beste Gefühl, das wir in uns selbst entdecken können, ist das Mitleid mit Anderen, die Liebe zu Anderen. Laß uns also diesem Gefühle folgen, welches die höchste Norm unseres Wesens zu sein scheint.

Hier bleibt die Gegenwart wie mit einem Ruck stehen in der Erkenntniß und sagt: Weiter wissen wir nichts und können nichts wissen. Denn der Mensch ist endlich, Gott ist unendlich. Aber verstohlen blickt das Menschenherz aufwärts und träumt: Ist Liebe das Höchste im menschlichen Wesen, das einzige Gefühl, welches sich warm und selbstleuchtend über die irdischen Verhältnisse zu erheben vermag, mag sie da nicht der Schößling eines höhern Daseins sein, des nächsten nach dem der Pflanze, des Thieres, des Menschen? Die Liebe fordert keinen Lohn, sie ist sich selbst genug. Aber ob die Vernunft in der Entwickelung im Stande ist, von Geschlecht zu Geschlecht Blüthen anzusetzen und in Liebeshandlungen zu erglühen? Muß nicht Liebe selbst von Liebe stammen? — Es sind nur Träume, Hirngespinnste, Sommerfäden des Bewußtseins. Aber während sie neue Kraft in das Gemüth gießen, sprechen sie Worte des Segens über das große Unbekannte der Zukunft.

Das sind, soweit man jetzt schon unterscheiden kann, die Hauptzüge in der Lebensanschauung der neuen Periode, welche daran ist, die der Vergangenheit abzulösen. Zurückzukehren ist nicht länger möglich. Sicherlich werden aber Jahrhunderte vergehen, ja wohl Jahrtausende, ehe die neue Auffassung zur Klarheit gelangt ist, ehe sie alles zu voller Entfaltung gebracht hat, was sie in ihrem Schooße trägt. Nicht nur jetzt im Anfange, wo das Neue sich noch am Alten bricht, wird die Beleuchtung des Lebens oft recht bunt zusammengesetzt sein. Auch die Zukunft eröffnet in dieser Hinsicht Möglichkeiten, welche wir nicht überschauen können.

Ist die jetzt in's Leben getretene Deutung die letzte und höchste Antwort der Menschheit auf das Lebentsräthsel? Muß man sagen, daß dies im Wesentlichen durch die neuen Anschauungsweisen gelöst ist: Entwickelung, unendliche Welt, unendlicher Gott? Die Begeisterten hoffen es. Aber die großen Fragen selbst: Tag und Nacht, Licht und Dunkel, Abstand zwischen Himmel und Erde weisen immer noch hinaus über ferne, ferne zukünftige Bahnen. Nüchtern betrachtet stehen wir jetzt erst am Anfange der Antwort. Es ist wieder einmal gelungen, eine neue wahrscheinlichere Antwort auf das Wie? des Verhältnisses zu finden, aber wir sind noch nicht zu dem Warum? der Sache gelangt.

Denn das hat noch kein Mensch beantworten können: Warum ist das Dasein, wie es ist? Warum leiden wir Schmerz? Buddha, Sokrates, Jesus, Giordano Bruno haben nicht einen Zipfel dieses Schleiers zu lüften vermocht. Für die Gedanken der Gegenwart liegt das Verhältniß ebenso unerklärt wie vordem. Vergebens verschleiern wir die Sachlage, indem wir von Entwickelung und von Streben des Endlichen nach dem Unendlichen hin sprechen. Aber warum giebt es den Abstand? Warum soll die Erde eine Nachtseite haben, der Mensch dem Schlafe, der Schlaffheit, der Krankheit, dem Tode unterworfen sein? Die Ausdrücke Entwickelung, Endliches, Unendliches erklären nicht das Bitterste in dieser Beziehung. Warum eine Entwickelung, welche sich nur spät und schmerzhaft ihrem Ziele nähert? Warum gerinnt das Unendliche stets in endlichen Welten und Einzelwesen? Jeder menschliche Versuch, darauf zu antworten ist bisher, von welcher Seite der Aufflug auch versucht worden ist, mit durchbohrten Flügeln und blutend wieder aus der Höhe heruntergestürzt. Ist das Dasein und sein Schmerz ein Werk des Zufalls? — Noch räthselhafter als der Zufall selbst. — Ist es eine Wirkung der Vernunft? — Unfaßbar. — Ist es von Liebe hervorgerufen? — Ewige Liebe, wie kannst du dazu das Herz haben!

Es ist möglich, daß die Menschheit niemals zu einer befriedigenden Antwort auf ihre Fragen gelangen soll. Vielleicht ist es ihr Loos, als Blutkörper im Adernetz der alten, immer noch jungen Erde immer eine Haut zwischen sich und Licht und Luft zu haben. Die Erde selbst bringt es ja auch nur dazu, beständig um das Feuer zu kreisen, von dem sie stammt. Aber sicher wird die Menschheit ununterbrochen nach Antwort auf die Fragen streben, welche das Dasein selbst ihr stellt. Dieses beständige Streben wird ihren Lebenslauf zeichnen. Und von den wechselnden Antworten wird die wechselnde Lebensbeleuchtung abhängen.

Mit dieser langen Wanderung vor Augen fällt ein neues Licht über den Lebenszug, wie er sich jung, keck und bunt am Morgengrauen des zwanzigsten Jahrhunderts vorwärts schlängelt. Die Lüftung des Unendlichen hat den Blick der Vordersten erfrischt; das Brausen des großen Unbekannten summt vorn. Jetzt wie zuvor verstehen nur die Wenigsten einander, so wenig als sich selbst. Aber während der Blick gespannt vorwärts dem zueilt, was ihnen entgegen braust, tönt noch vertrauensvoll der alte Feldruf durch die Reihen, wenn auch in verschiedenen Deutungen: „So bleiben denn die drei, Glaube, Hoffnung und Liebe, aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Digitized by Google

Die Sehorgane augenloser Thiere.

Von F. G. Fritzsche.

Die naturwissenschaftliche Forschung hat erkannt, daß die lichtempfindenden Organe vieler Thierarten ganz anders beschaffen sind, ja auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit dem Auge des Menschen zu haben scheinen. Zunächst fällt es uns auf, daß eine große Anzahl vollständig augenloser Thiere sehr lichtempfindlich ist. Hierher gehört z. B. der bekannte Olm der Adelsberger Grotte. Ebenso der Lanzettfisch (Amphioxus lanzeolatus), der eine Zeit lang viele Gemüther dadurch beunruhigte, daß er in einigen Forscherkreisen als Ahnherr des Menschen galt. Auch unser Regenwurm ist lichtempfindlich, obgleich an seinem ganzen Körper sich kein einziges Auge nachweisen läßt. Gegen alle diese Angaben könnte man vielleicht einwenden, daß die soeben erwähnten Thiere nicht das Licht, sondern die Wärme der Strahlen empfinden. Um diesem Einwande zu begegnen, läßt man bei den Versuchen das Licht durch einen Glasbecher fallen, der mit Alaunlösung gefüllt ist, da man durch sehr empfindliche Wärmemessungen festgestellt hat, daß derartige Lösungen den Strahlen vollständig die Wärme entziehen und nur das Licht hindurch lassen. Man kann durch diese Versuche es als nachgewiesen ansehen, daß Olm, Lanzettfisch und Regenwurm wirklich durch Lichtstrahlen erregt werden, obgleich sie keine Augen besitzen. Eine Erklärung dieses „Sehens ohne Augen" geben die Darlegungen von Hesse in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie 1898. Es gelang nämlich nachzuweisen, daß bei verschiedenen Würmern, Schnecken und Muscheln sich an lichtempfindlichen Körpertheilen in der Haut kleine Knötchen finden, die von Farbstoff umgeben werden. Diese Knötchen sind bei einigen Thieren sehr zahlreich und sitzen dann an den verschiedensten Körpertheilen (Kennel). Bei genauerer Untersuchung mit dem Mikroskope entdeckt man, daß diese Knötchen die Endigungen von Nerven bilden und in ihrer ganzen Beschaffenheit an jene Nervenendigungen erinnern, welche bei höheren Thierarten die Lichtempfindlichkeit der Augen bedingen. Diese sogenannten Sehstäbchen der Augen höherer Thierarten übertragen ja bekanntlich die Lichtempfindungen auf den Sehnerven, welcher wiederum diese Empfindungen zum Gehirn leitet. Die erwähnten Nervenknötchen sind bei einigen Würmern und Schnecken nach außen hin offen und von Farbstoff umgeben. Sie zeigen eine Art Becherform und führen daher den Namen „Pigmentbecher" (Pigment = Farbstoff). Die Becher sind bei einigen Thieren mit einer gallertigen Masse gefüllt, bei anderen, z. B. bei der Schnecke Patella, fehlt diese Gallertmasse (Glaskörper), und der Becher ist vollständig leer. Der Bechergrund wird von einer Fortsetzung der Körperhaut gebildet, in welcher die Sehstäbchen nebeneinander liegen. Dieser „Pigmentbecher" der Schnecke Patella verdient gewiß noch lange nicht den Namen Auge. Die Empfindungen desselben können nur gemischte sein, wie der bekannte Rigaer Naturforscher und Arzt Dr. Otto Thilo in seiner schönen Abhandlung „Die Augen der Thiere" (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei-A.-G.) nachweist, — denn die Endigungen der Nerven, die „Sehstäbchen", liegen doch recht ungeschützt da, und alle Reize, die von außen her kommen, müssen unmittelbar auf dieselben einwirken. „Aetzende Stoffe, Wärme, Kälte, Druck, Licht 2c. müssen recht gemischte Empfindungen im Nervensystem des Thieres hervorrufen. Die Einwirkung eines Theiles all dieser Reize finden wir daher an den lichtempfindenden Organen höherer Thierarten durch besondere Schutzvorrichtungen ausgeschlossen. Schon die gallertige Masse, der sogenannte „Glaskörper", welcher den Becher vieler Würmer und Schnecken erfüllt, entzieht den eindringenden Sonnenstrahlen ihre Wärme, in ähnlicher Weise, wie es bei den obenerwähnten Belichtungsversuchen der augenlosen Thiere durch eine Alaunlösung bewirkt wurde. In Folge dessen können durch den „Glaskörper" nur Lichtstrahlen zu den Sehstäbchen gelangen, keine Wärmestrahlen. Bei noch höher entwickelten lichtempfindlichen Organen findet man die Oeffnung des Bechers bedeutend verengt und von der Körperhaut verschlossen. Wenn die Oeffnung zu einem kleinen Loche verengt ist, so können Lichtstrahlen, welche durch dieses Loch dringen, auf dem Hintergrunde des Loches ein umgekehrtes Bild entwerfen."

Eingehender sind diese Verhältnisse am Sehorgane des Tintenfisches (Nautilus) untersucht. Dieses bildet gleichfalls eine nach außen hin offene Blase, welche vom Seewasser erfüllt ist. Der Ausgang der Blase kann bis zum kleinen Loche (1 mm Durchmesser) verengt werden. Diese Verhältnisse konnte man am Tintenfisch Nautilus ziemlich bequem erforschen, da seine Sehorgane die Größe eines Rinderauges erreichen. Gewiß kann man derartige Organe als Augen bezeichnen, denn auf ihrem Hintergrunde wird ein bestimmtes Bild entworfen, aber dieses Bild wird nach Dr. Thilo recht lichtschwach ausfallen, und gewiß ist der Gesichtskreis des Tintenfisches Nautilus sehr beschränkt. Diesen Uebelständen wird abgeholfen bei vielen Würmern und Schnecken dadurch, daß im Vordergrunde des Auges eine Linse entsteht. Diese entwickelt sich nach Schreiner bei den Würmern und Schnecken aus dem vorderen Theile des Glaskörpers; sie ist zunächst nichts Anderes, als eine Stelle des Glaskörpers, die allmälig immer härter wird. Dr. Thilo hält es für sehr wahrscheinlich, daß diese Verhärtung nach Art einer Schwiele durch äußere Einflüsse sich bildet, um das Innere des Auges vor Verletzungen zu schützen. Erst allmälig sehen wir die Linse bei den niederen Thieren ihre große Bedeutung für das Sehvermögen des Auges erlangen.

Höher entwickelt, als das Auge des Nautilus ist das des Tintenfisches Sepia. Es ist durch eine „Hornhaut" nach außen geschlossen. Vor der Linse liegt eine derbe Haut, in deren Mitte sich das „Sehloch" befindet. Dr. Thilo erinnert an die „Blenden" der photographischen Apparate, die in der Mitte mit Oeffnungen von verschiedenem Durchmesser versehen sind, damit die Lichtstärke gesteigert oder abgeschwächt werden kann. Auch das Sehloch der Sepia kann verengt oder erweitert werden. Hierzu dienen kräftige Muskelfasern in der Haut, welche das Sehloch umschließen; diese Haut führt den Namen Regenbogenhaut, da sie reichlich mit Farbstoff versehen ist. Bei den Tintenfischen dient sie wohl auch zugleich als Schutz gegen den Druck von außen her; denn feste Knorpel sind in dieselbe eingelagert. Auch die Linse der Sepia soll nach Prof. Rud. Leuckart zum Theil als Schutzorgan des Auges dienen. Uebrigens kann die Sepia ihre Linse durch Muskeln hin und her schieben, also verstellen, wie ein Fernrohr, wenn man es für verschiedene Entfernungen einstellt. Leuckart meint sogar, diese Verstellbarkeit (Accomodation) müsse recht bedeutend sein.

Dr. Thilo weist mehrfach darauf hin, daß die bisher besprochenen Augen eine große Aehnlichkeit mit unseren künstlichen, optischen Apparaten zeigen. In Folge dieser Aehnlichkeit kann man sich vorstellen, wie auf dem Hintergrunde der erwähnten Augen ein Bild entworfen wird. Viel größere Schwierigkeiten bereitet es, zu verstehen, wie auf dem Hintergrunde der Insecten- und Krebsaugen ein Bild entsteht; denn diese Augen gleichen nicht im geringsten unseren optischen Apparaten. Während nämlich auf dem Hintergrunde des Menschenauges ein umgekehrtes Bild von einer Linse entworfen wird, entsteht auf dem Hintergrunde der Krebs- und Insectenaugen ein „aufrechtes Bild", und Hunderte von Linsen entwerfen das Bild. Dieses aufrechte Bild dem Menschenauge sichtbar zu machen, gelang dem berühmten Wiener Physiologen Sigmund Exner. Er durchschnitt das Auge des Krebses Limulus, klebte das abgeschnittene vordere Stück des Auges mit einem Wassertropfen auf ein Glasplättchen und legte das Glasplättchen unter ein Mikroskop. Stellte er nun das Rohr des Mikroskopes wagerecht, so konnte er durch das Fenster

Digitized by Google

seines Arbeitszimmers eine fernliegende Kirche sehen oder richtiger, er sah mit dem Mikroskop das Bild einer Kirche, welches von den Krystallkegeln des Krebsauges entworfen wurde; denn mit einem Mikroskope kann man ja bekanntlich keine Häuser sehen. Das Mikroskop zeigt nur kleine in der Nähe befindliche Gegenstände. Exner gelang es sogar, dieses Bild mit Hülfe des Mikroskopes zu photographiren und so Allen sichtbar zu machen. Er hat es gewiß sehr passend als Titelblatt seinem berühmten Werke über Facettaugen vorgesetzt. Es zeigt uns im Vordergrunde das Bogenfenster seines Arbeitszimmers, auf dessen Glasscheibe eine Zahl aus schwarzem Papier geklebt ist. Im Hintergrunde sieht man die fernliegende Kirche.

Exner hat auch das Leuchten der Insectenaugen erklärt. Er hat nachgewiesen, daß dieses Leuchten von Strahlen herrührt, welche von außen her auf das Auge fallen und zurückgeworfen werden. Das Auge der Leuchtkäfer ist ebenso wenig „selbstleuchtend" wie die Augen der Katzen oder Eulen, die man ja früher ganz allgemein als Lichtquellen betrachtete, obgleich doch schon Aristoteles darauf hingewiesen hat, daß sie kein Licht erzeugen, sondern nur auffallendes Licht zurückwerfen. Trotzdem giebt es aber auch Thiere, von deren Augen man sagen kann: „Es giebt sich selber Licht und Glanz." Diese Thiere sind kleine Krebse, welche in Meerestiefen leben, die nie von Lichtstrahlen erhellt werden. Genauer bekannt wurden sie durch die Tiefseeforschungen der englischen Challengerexpedition, welche sie mit verschließbaren Netzen aus sehr großen Tiefen zog. Die Leuchtkrebse sind durchsichtig und daher bequem mit dem Mikroskop zu untersuchen. Sie haben etwa 1—2 cm Länge und erinnern ihrer Form nach an unsere Flußkrebse. Die Gattung Nematoscelis hat acht Leuchtorgane, zwei sitzen jederzeit am Brustkorbe und vier sitzen am Bauche in der Mittellinie des Körpers zwischen den Beinen. Auch an den unteren Flächen der Augen befinden sich Leuchtorgane. Bewegt der Krebs seine Augen hin und her, so leuchten sie blitzartig auf. Das blitzartige Aufleuchten hat der Breslauer Zoologe Carl Chun an lebend gefangenen Krebsen beobachtet und so die Leuchtorgane der Augen entdeckt. Die Leuchtorgane, welche am Rumpfe sitzen, bestehen aus einem Leuchtkörper, einem Scheinwerfer und einer Linse. In die Leuchtkörper verlaufen die Leuchtnerven. Die Leuchtorgane der Augen besitzen keine Linse. Sie bestehen also nur aus einem Scheinwerfer und einem Leuchtkörper, in welchem sich die Leuchtnerven vertheilen, so daß solche Leuchtorgane an unsere elektrischen Lampen mit ihrem Leitdrähten erinnern. Die Linse der Leuchtorgane des Rumpfes verleiteten einige Forscher, sie für Augen zu halten. Doch sind wohl Krebse mit acht Augen etwas höchst Ungewöhnliches, auch haben Chun und Andere jetzt wohl ganz sicher festgestellt, daß die angeblichen Augen Leuchtorgane sind.

Besonders auffallend sind die Augen der Leuchtkrebse. Schon durch ihre Größe fallen sie auf. Bei einigen Thieren sind sie kugelig, bei anderen eiförmig, ja, wir finden sogar sanduhrförmige Augen, so daß bei flüchtiger Betrachtung jedes Auge aus zwei Augen zusammengesetzt erscheint. Chun hat nachgewiesen, daß allerdings zwei verschiedene Augenformen sich in einem Auge hier vereinigt finden. Der obere Theil des sanduhrförmigen Auges hat den Bau eines Auges, welches für die Dunkelheit bestimmt ist (Dunkelauge, Nachtauge.) Der untere Theil dagegen ist ein „Tagauge". Es müssen also Krebse mit sanduhrförmigen Augen in Gewässern leben, die zur Oberfläche hin dunkel, zum Grunde hin erleuchtet sind. Auf den ersten Blick erscheint es, als wenn solche Gewässer gar nicht vorhanden wären; denn wir sind gewöhnt, die Oberfläche des Wassers hell und den Grund dunkel zu finden. Chun hat nun nachgewiesen, daß für viele Leuchtkrebse die Verhältnisse umgekehrt liegen. Die Gattung Stylocheiron mit den sanduhrförmigen Augen wurde nur aus sehr großen Tiefen mit geschlossenen Netzen gewunden (600 bis 1000 m). In diese Tiefe dringt kein Lichtstrahl. Man kann daher sagen, daß ein großer Theil der Leuchtkrebse in vollständiger Dunkelheit lebt (600 — 1000 m), ein anderer Theil Tiefen bewohnt, in denen ohne besondere Beleuchtung kaum etwas sichtbar ist. Solch eine Beleuchtung schaffen sie sich, indem sie mit ihren Leuchtorganen gleichsam wie mit „Blendlaternen" ihre Umgebung erhellen. Diese Blendlaternen sind zwischen den Beinen angebracht, die ja auch als Greifwerkzeuge dienen. Die Thätigkeit dieser Greifwerkzeuge können die Leuchtkrebse bequem mit dem unteren Theile ihrer Augen beobachten, daher ist denn auch dieser untere Theil für grelles Licht eingerichtet, also ein „Lichtauge". Der obere Theil des Lichtauges ist hingegen, wie Chun sagt, das vollkommenste „Dunkelauge", von dem wir bisher Kenntniß haben. Bei der geringen Zahl seiner dreißig bis sechzig Facettglieder und bei den weiten Zwischenräumen derselben, kennen sie wohl schwerlich ein deutliches Bild entwerfen. Solch ein Auge kann jedenfalls nur phosphorescirende Gegenstände wahrnehmen, d. h. Organismen, welche gleichfalls leuchten. Derartige Wesen giebt es aber massenhaft in den Meerestiefen. Man denke nur an die verschiedenen niederen Organismen und an die leuchtenden Tiefseefische, welche sie als Schmarotzer aufsuchen oder als Feinde fliehen können. Wir finden bei den Leuchtkrebsen, je nach der Tiefe des Wassers, in dem sie leben, verschiedene Arten von Augen. Euphausia hat Lichtaugen, Nematoscelis und Stylocheiron Lichtaugen und Dunkelaugen zugleich, so daß man von ihnen sagen kann, jedes Auge derselben ist auf der oberen Hälfte „tagblind", auf der unteren „nachtblind". Bei Stylocheiron, welches weniger Leuchtorgane als andere Krebsarten hat, ist wohl überhaupt die Sehschärfe nicht sehr bedeutend. Als Ersatz hierfür verfügt dieses Thier über gewaltige Fühler, welche es ihm gestatten, tastend seinen Weg zu suchen. Einige Tiefseefische sind vollständig blind, Andere besitzen wiederum große eulenartige Augen. Diese Gegensätze wären unerklärlich, wenn nicht die Tiefseefische mit Eulenaugen über Leuchtorgane verfügen würden; denn offenbar, bemerkt Dr. Thilo sehr hübsch, „können sie nur dann ihren Weg durch's Leben finden, wenn sie gehörig ihr eigenes Licht leuchten lassen."

Literatur und Kunst.

Ein preußischer Oberpräsidialrath als Buddhist.

Von Leopold Waitz.

Es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß während aus Europa die Missionäre nach Süd- und Ostasien ziehen, um Hindus und Buddhisten zum Christenthum zu bekehren, europäische Gelehrte daheim Vedânta und Buddhismus zum Gegenstand ihrer Studien machen und Darstellungen derselben liefern, welche unverkennbar aus einem selbständigen und positiven Interesse an diesen alten und ehrwürdigen Meditationen des tiefsinnigsten und religiösesten unter den Völkern der Erde hervorgegangen sind, und nicht etwa aus dem Wunsche, den schlagfertigen Streitern des Jahve Waffen zum Kampf für dessen „Offenbarung" und gegen das „blinde Heidenthum" darzureichen. „Und wenn ich mich selbst fragte" — sagt Max Müller (Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung), „aus welcher Literatur wir hier in Europa, die wir beinahe ausschließlich von den Gedanken der Griechen und Römer und einer semitischen Race, der jüdischen, gezehrt haben, dasjenige Correktiv herleiten können, dessen wir am Meisten bedürfen, um unser inneres Leben vollkommener, umfassender, universeller, in Wahrheit menschlicher zu machen; zu einem Leben nicht nur für diese Welt, nein

Digitized by Google

zu einem verklärten und ewigen Leben zu gestalten: — ich würde auf Indien weisen." Das heißt, in gemäßigter Weise ausgedrückt, nahezu dasselbe, was Schopenhauer in seinen Paralipomena derber ausgesprochen hat, indem er den Missionären, welche sich um das Bekanntwerden der brahmanischen und buddhistischen Schriften verdient gemacht, die Reime widmet:

Als Lehrer geht Ihr hin,
Als Schüler kommt Ihr wieder;
Von dem umschlei'rten Sinn
Fiel dort die Decke nieder.

und dann fortfährt: „Wir dürfen daher hoffen, daß einst auch Europa von aller jüdischen Mythologie gereinigt sein wird. Das Jahrhundert ist vielleicht herangerückt, in welchem die aus Asien stammenden Völker Japhetischen Sprachstammes auch die heiligen Religionen der Heimath wieder erhalten werden, denn sie sind nach langer Verirrung für dieselben wieder reif geworden." Auch der anonyme Uebersetzer des buddhistischen Kanons „Das Dhammapada" (1885) drückte sich in seiner Vorrede ähnlich aus: „Ich bin der Meinung: daß es sehr fraglich ist, ob die Lebensansicht, welche die frühesten Buddhisten zur Weltflüchtigkeit bestimmte, von der wahren nach der Seite hin weiter abliegt, als die verwickelten Concurrenzen, die unwürdigen gesellschaftlichen Kämpfe, die eifrige gierige Rastlosigkeit dieses unseres Babels nach der andern." Dieser Uebersetzer trat dann später aus seiner Anonymität heraus, indem er 1891 unter seinem Namen Theodor Schultze, Oberpräsidialrath a. D. ein Werk veröffentlichte unter den Titeln: „Das Christenthum Christi und die Religion der Liebe; ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion" und „Das rollende Rad des Lebens und der feste Ruhestand (d. h. Samsara und Nirwana). Später erschienen beide Bändchen in einem Buche vereinigt unter dem Gesammttitel: „Vedanta und Buddhismus als Fermente für eine künftige Regeneration des religiösen Bewußtseins innerhalb des europäischen Culturkreises". (Leipzig, Wilhelm Friedrich). Es konnte nicht ausbleiben, daß sich nach dem Erscheinen dieses Werkes starker Widerspruch gegen seine Verherrlichung des Buddhismus auf Kosten des Christenthums geltend machte. Als einer der ersten Gegner erörterte Max Schneidewin die Anschauungsweise Schultze's unter dem Titel „Die Chancen des buddhistischen Glaubens für Europa" und gelangte zu dem Schlusse, daß dem Buddhismus keine günstigen Aussichten blühen. Auch der Pfarrer J. Schiller protestirte in einem polemischen Aufsatz: „Sollen wir Buddhisten werden?" Bald kamen sogar Proteste aus dem Lager der Indologen. Leopold v. Schröder, damals Professor des Sanskrit an der Universität Dorpat, veröffentlichte zwei Vorträge: „Buddhismus und Christenthum: was sie gemein haben und was sie unterscheidet". In diesen Vorträgen sagt er u. A.: „Außerhalb des Christenthums aber, in der großen Menge Derjenigen, welche mit Christenthum und Wunderglauben für immer abgeschlossen haben, träumen gar Viele von einer Zukunftsreligion, die ihre hervorragenden charakteristischen Züge gewöhnlich dem Buddhismus entliehen hat. Ja, eine Art moderner Buddhismus beginnt sich zu entwickeln, der bereits seine begeisterten Apostel hat, wie Th. Schultze und Karl Eugen Neumann, der mitten in der christlichen Welt buddhistische Gemeinden sich bilden läßt und in christlichen Kreisen schon vielfach ernstliche Sorgen und Befürchtungen rege gemacht hat." Schultze veröffentlichte eine Erwiderung, in welcher er u. A. Folgendes ausführte: „Wenn es mir auch nicht in den Sinn gekommen ist, als ein buddhistischer Missionär wirken zu wollen, so bin ich doch allerdings der Meinung, daß wenn man dem Buddhismus und dem Christenthum mit gleicher Unbefangenheit gegenübersteht, wenn man beide als Thatsachen der menschlichen Culturgeschichte betrachtet und nach dem Werthe fragt, den die eine und die andere dieser Religionen für das Wohl der Menschheit gehabt haben, man den Buddhismus weit höher schätzen muß, als das Christenthum; und ich hoffe, daß diese Ansicht sich in den christlichen Ländern bei deren nur noch nominell christlichen Bewohnern mehr und mehr Geltung verschaffen wird. Einen höheren praktischen Werth hat er aber ferner meiner Meinung nach nur deßhalb gehabt, weil er einen höheren theoretischen Werth besitzt, weil in ihm die metaphysischen Fragen viel reiner und tiefer aufgefaßt sind, als im Christenthum und er einer befriedigenden Lösung derselben weit näher kommt, als dieses."

Wer war nun dieser sonderbare Heilige in Gestalt eines ehemaligen königlich preußischen Ober-Präsidialraths? Erst jetzt, nach seinem Ableben, erfahren wir es aus einer enkomiastischen Schrift des bekannten Frankfurter Philosophen und Dichters des Epos „Laskaris": Dr. Arthur Pfungst, die unter dem Titel: „Ein deutscher Buddhist (Ober-Präsidialrath Theodor Schultze)" soeben in Stuttgart bei E. Hauff (Fr. Frommanns Verlag) erschienen ist. Pfungst, einer der Wenigen, die Th. Schultze nahegestanden, hat sich hier die Aufgabe gesetzt, dessen Lebensgang und Wirken zu schildern, einestheils um eine Freundespflicht zu erfüllen, andererseits um der Wissenschaft einen Dienst zu leisten, welche sich mit wachsendem Interesse den eigenartigen religiösen Problemen zuzuwenden beginnt, deren Lösung Schultze in unermüdlicher Gedankenarbeit erstrebt hat. „Schultze war ein Selbstdenker, der den religiösen Nöthen der Gegenwart ohne jedes Vorurtheil gegenüberstand und mit bewundernswerther Energie den Versuch unternahm, eine Brücke zwischen der indischen Gedankenwelt und dem Abendlande zu schlagen. Er ist als Erster nicht davor zurückgeschreckt, sich als Anhänger der buddhistischen Weltanschauung zu bekennen." Und so versucht Pfungst als gründlicher Kenner des Buddhismus uns in Schultze's Schriften einzuführen und darzulegen, wie dieser hohe preußische Beamte dazu gelangen konnte, sich dem Buddhismus zuzuwenden.

Theodor Schultze war am 22. Juni 1824 zu Oldenburg in Holstein geboren, woselbst sein Vater Apotheker war. Seine Mutter war eine Frau von besonders stark entwickeltem Pflichtgefühl. Er war ein frühreifer Knabe und las schon mit 12 Jahren fließend Homer und Horaz. Später bezog er das Gymnasium zu Lübeck, das er in seinem achtzehnten Jahre verließ. Seine glänzende Begabung für Mathematik erzeugte das lebhafte Verlangen in ihm, dieses Fach zu studieren. Auf dringenden Wunsch seines Vaters ließ er sich jedoch dazu bewegen, in Kiel und Berlin Jura zu studieren. Er betrieb das Studium als Autodidakt. Während der zehn Semester, die damals das Studium erforderte, hat er nur elf Collegien, darunter ein mathemathisches, belegt — das Minimum, um nicht relegirt zu werden. Theoretische Collegien betrachtete er als gänzlich überflüssig. Als Student litt er häufig Noth trotz größter Sparsamkeit. Im Jahre 1848 trat er als Auskultant am Schleswigschen Landesgericht ein. 1857 wurde er Etatsrath und avancirte 1863 zum Rath der holsteinischen Regierung. Der deutsch-dänische Krieg brachte eine einschneidende Veränderung in Schultze's so glänzend begonnene Carrière. Nachdem Preußen die Herzogthümer besetzt hatte, blieb er provisorisch in der Verwaltung beschäftigt. Aber sein von der Mutter ererbtes Pflichtgefühl ließ es nicht zu, daß er sich dabei beruhigte, unter einem neuen Gebieter weiter Beamter zu bleiben, bevor er von dem Könige, dem er den Eid der Treue geleistet hatte, seines Eides entbunden war. Er fuhr darum am 1. Juli 1864 zum König Christian IX. von Dänemark und ließ sich von diesem persönlich seines Eides entbinden. Von allen Beamten hatte sich ihm nur noch ein einziger angeschlossen, der zudem noch später Preußen gegenüber pater peccavi sagte. Bei der preußischen Regierung erregte sein Schritt die höchste Entrüstung, als er bekannt wurde, und vier Tage später war der Mann, der sich vor seinem Gewissen

Digitized by Google

für verpflichtet hielt, von seinem gegebenen Eide entbunden zu werden, ehe er einem anderen Landesherrn Treue gelobte, aus dem preußischen Staatsdienste entlassen. Diese Entlassung bildet wahrlich kein Ruhmesblatt in der Geschichte der preußischen Verwaltung, schreibt Pfungst mit Recht. „Vom moralischen Standpunkte aus betrachtet war sie geradezu verwerflich, weil sie eine Strafe auf eine Handlungsweise setzte, die jeder anständige Mensch als selbstverständlich betrachten muß. Vom dynastischen Standpunkte aus ist sie überhaupt unbegreiflich — denn darüber kann es doch keine Meinungsverschiedenheiten geben, daß jeder König wünschen muß Beamte zu haben, die ihren Eid auch als etwas Bindendes auffassen! Wie muß diese jammervolle Erfahrung auf Schultze's edles Gemüth gewirkt haben, der sich plötzlich aus seiner Beamten-Laufbahn herausgeschleudert sah, weil er das Verbrechen begangen hatte, seinem Gewissen zu gehorchen und seinen Eid zu halten." Er ging hierauf nach Oldenburg, wo er Geheimer Hofrath wurde, und dort verfaßte er in Gemeinschaft mit Professor Pernice ein großes juristisches Werk über die Schleswig-Holsteinische Successionsfrage. Auf Grund dieser Schrift zahlte Preußen dem oldenburgischen Hause eine Million Thaler zur Abfindung. Nachdem diese Angelegenheit ihre Erledigung gefunden hatte, weigerte sich Schultze, länger am oldenburgischen Hofe zu verbleiben, wo es für ihn keinen geeigneten Wirkungskreis mehr gab. Er trat auf's Neue in die Preußische Verwaltung ein und wurde 1866 Regierungsrath in Kiel. Im Jahre 1868 wurde er nach Potsdam versetzt; 1874 bemühte sich Bismarck, ihn in's Ministerium zu bekommen, aber Schultze lehnte ab, weil „Bismarck keine Männer um sich dulde". Im Jahre 1881 wurde er Oberpräsidialrath und ließ sich 1888 wegen andauernder Krankheit pensioniren. Von 1888 bis zu seinem Tode, also etwa zehn Jahre lang, lebte Schultze ganz seiner litterarischen Thätigkeit und seinen vielseitigen Studien. Zunehmende körperliche Leiden, vor allem auch ein Augenübel hinderten ihn in seinen letzten Lebensjahren häufig am Arbeiten, doch hat er bis zu seinem Ableben niemals seine Studien und sein literarisches Wirken unterbrochen. Am 6. April 1898 ist Theodor Schultze in Potsdam gestorben. Nach dem Berichte des Arztes, der ihn in seiner letzten Krankheit behandelt hat, (eines seiner Verwandten) starb er an Krebs der Speiseröhre. In dem Berichte heißt es: „Der Verstorbene ist in den Tod gegangen mit der Seelenruhe, die er im Leben sonst bethätigte. Er fürchtete nicht den Tod. Nach seiner eigenen Aussage sehnte er ihn herbei. Die Natur seines Leidens ist ihm vermuthlich unbekannt geblieben. Als er nichts mehr schlucken konnte außer Kaffee und Thee, verweigerte er jeden Versuch, das Leben durch künstliche Ernähruug zu verlängern. Vierzehn Tage dauerte es, bis er dem Hungertode erlag. Ich als Arzt habe schon Manchen den Tod erwarten sehen, aber zwei Dinge sind mir hier aufgefallen: Erstens die Ablehnung jedes Versuches, die Lebensspanne etwas zu verlängern; das ist mir bisher noch nicht vorgekommen. Ferner, daß ihn der sichere nahe Hungertod nicht zu einer Aenderung in seinen täglichen Verrichtungen bewog. So lange es möglich war, ging er täglich spazieren; bis etwa zehn Tage vor seinem Tode machte er sein Bett selber, putzte seine Lampe, erschien bis drei Tage vor seinem Ende zu den gemeinsamen Mahlzeiten und forderte die Anderen auf, zu essen. In seinem Testamente verbat er sich Ankündigung des Leichenbegängnisses, Anwesenheit eines Priesters, Setzen eines Grabsteines und das Anlegen von Trauerkleidung."

Zur weiteren Charakterisirung von Schultze's eigenartiger Persönlichkeit, führt Pfungst u. A. noch die folgenden Einzelheiten an: In den letzten 17 Jahren seiner Beamtenthätigkeit kannte er keinen Sonntag; Tag für Tag ging er zum Bureau. Alsdann machte er einen Spaziergang, an welchen sich Privatstudium anschloß. Verkehr pflegte er fast keinen. Gesellschaften besuchte er überhaupt nie. Schon als Jüngling war er allen Festlichkeiten abhold. Aus dem Jahre 1855 ist noch ein Brief von ihm erhalten, in welchem er über ein Hoffest bei der Königin-Wittwe berichtet, zu dem er geladen war. Er schrieb damals, daß die Dame nicht vielen Dank geerntet hätte, wenn ihr alle Geladenen so wenig Dank wüßten wie er. Auf äußere Ehren legte er überhaupt keinen Werth. Er besaß eine ganze Reihe von Orden, worunter auch sehr hohe; sie erschienen ihm stets als etwas, was ein Weiser über sich ergehen läßt im Leben, wie so vieles Andere! Daß ein solcher Mann nicht „Carrière" machte — um diesen schönen Ausdruck zu gebrauchen — kann man sich leicht vorstellen. Er lebte ganz in seiner eigenen Welt. Seine Lebensbedürfnisse waren höchst bescheidene. Im dritten Jahrzehnt seines Lebens beschäftigte er sich viel mit deutscher Literatur, namentlich auch mit Goethe, von dessen Werken er vor Allem den zweiten Theil des Faust ungemein hoch schätzte. Später stand er der Literatur weniger theilnahmsvoll gegenüber und wandte sich mehr mathematischen und physikalischen Studien zu, für die er stets große Neigung gehabt hatte. Aehnlich wie Goethe und Schopenhauer wurde er von der Farbenlehre mächtig angezogen, über die er viele Jahre lang experimentelle Untersuchungen machte, deren Resultate er in einer noch ungedruckten Arbeit niedergelegt hat. Ferner beschäftigte er sich mit theoretischer Astronomie; zehn Jahre lang mikroskopirte er; mit fabelhafter Geduld machte er Präparate von Diatomeen, feinste Schliffe von Knochen und Zähnen und dergl. mehr. Er berechnete Hohlspiegel für einen jetzt verstorbenen Herrn von Schlicht, die dieser aus Liebhaberei zu schleifen pflegte. Von diesen Hohlspiegeln befinden sich einige auf der Potsdamer Sternwarte. Etwa im Alter von 55 Jahren fing er an, sich mit philosophischen Studien zu beschäftigen, und in den Jahren 1882—83, also im Alter von etwa 58 Jahren, wandte er sich dem Studium der indischen Philosophie-Systeme und Religionen zu, um ihm nicht mehr untreu zu werden. Schriftstellerisch (eben als Uebersetzer) ist er erst im 60. Lebensjahre hervorgetreten. Der genannte polemische Aufsatz gegen die Vorträge L. v. Schroeders ist das Letzte, was Schultze über das Verhältniß von Christenthum und Buddhismus veröffentlicht hat. Was er sagen wollte, hatte er in seinem Hauptwerk niedergelegt, und damit ließ er es sich genügen. Nie hat er Verlangen darnach getragen, das große Publicum für seine Ideen zu gewinnen. Er war auch in dieser Hinsicht ganz vom indischen Geiste erfüllt und jener Smriti-Vers, den er besonders hoch hielt, sprach aus, was er in der Tiefe seines Gemüthes selbst empfand.

„Wen Niemand kennt als hoch- noch tiefgeboren,
Niemand als hochgelahrt noch ungelahrt,
Niemand als bösen Wandels, guten Wandels,
Der ist ein Brahmana von rechter Art!
Verborg'ner Pflichterfüllung ganz ergeben,
In Unbekanntheit bring' er hin sein Leben;
Als wär' er blind und taub und ohne Sinn —
So ziehe durch die Welt der Weise hin!"

Arthur Pfungst, der die noch unveröffentlichten Arbeiten aus dem Nachlasse des Potsdamer Buddhisten herauszugeben verspricht, analysirt sehr ausführlich dessen Hauptwerk. Wir verweisen unsere Leser daher auf seine in jeder Beziehung hochinteressante Schrift mit der lichtvollen Darstellung des Buddhismus. Besonders interessant ist Schultzen's Kritik des Christenthums. Er analysirt zumal den Begriff des Wortes „Liebe" unerbittlich und weist nach, daß die Bezeichnung des Urchristenthums als Religion der Liebe auf unrichtigen Voraussetzungen beruht. Für uns ist hier von besonderem Interesse, daß die Auffassung der Upanishads von der „Liebe" für viel richtiger erklärt wird als Alles, was im neuen Testamente darüber gesagt ist. Um seine Behauptung zu stützen, citirt Schultze die berühmte Stelle der Brihadaranyaka, an welcher Yâjnavalkya zu seiner Gattin Maitreyî spricht:

Digitized by Google

„Nicht aus Liebe zum Gatten ist, o Beste, uns der Gatte lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Gatte lieb. Nicht aus Liebe zur Gattin ist, o Beste, uns die Gattin lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns die Gattin lieb. Nicht aus Liebe zu den Söhnen sind, o Beste, uns die Söhne lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Söhne lieb. Nicht aus Liebe zum Reichthum ist, o Beste, uns der Reichthum lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Reichthum lieb. Nicht aus Liebe zum Priesterstand ist, o Beste, uns der Priesterstand lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Priesterstand lieb. Nicht aus Liebe zum Kriegerstand ist, o Beste, uns der Kriegerstand lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns der Kriegerstand lieb. Nicht aus Liebe zu den Stätten sind, o Beste, uns die Stätten lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Stätten lieb. Nicht aus Liebe zu den Göttern sind, o Beste, uns die Götter lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Götter lieb. Nicht aus Liebe zu den Wesen sind, o Beste, uns die Wesen lieb, sondern aus Liebe zum Selbst sind uns die Wesen lieb. Nicht aus Liebe zu Allem ist, o Beste, uns Alles lieb, sondern aus Liebe zum Selbst ist uns Alles lieb. Das Selbst muß, o Beste, gesehen, gehört, gedacht und mit Aufmerksamkeit verfolgt werden. Durch das Sehen, Hören, Denken und Erkennen des Selbst ist, o Beste, Alles gekannt.“ Auf Grund dieser Stelle constatirt Schultze, daß sich die indischen Waldphilosophen schon lange vor der Entstehung des Christenthums der Thatsache bewußt gewesen, daß die Liebe durchweg als Motiv und Zweck eine Beziehung auf das Selbst des Liebenden enthält. Ferner untersucht Schultze, was das Christenthum für den europäischen Culturkreis geleistet hat und kommt u. A. zu folgenden Resultaten: Das was man den Sieg des Christenthums über das Heidenthum auf dem Gebiete des altrömischen Reiches zu nennen pflegt, könnte man ebenso gut als Sieg des Heidenthums über das Christenthum bezeichnen, weil es in einer christlichen Uebertünchung des Polytheismus und einer philosophischen Uebertünchung des Christenthums bestehe. Das Christenthum habe es so wenig wie die Philosophie verstanden, den sittlichen Verfall der alten Welt aufzuhalten, wie vor Allem die sittlichen Zustände des 6. und 7. Jahrhunderts sowohl im fränkischen, als auch im byzantinischen Reiche beweisen — wobei sich Schultze u. A. auf die fränkische Geschichte des Bischofs Gregor von Tours stützt und die Ansicht ausspricht, daß man eine Religion nicht sehr hoch als Culturfactor schätzen dürfe, wenn 500 bis 600 Jahre nach ihrer Entstehung und 300 Jahre nach ihrer Erhebung zur Staatsreligion auf dem von ihr beherrschten Gebiete derartige Zustände entstehen konnten. Des Weiteren wendet sich Schultze gegen die besonders häufig auftretende Behauptung, daß dem Christenthum zwei Verdienste zuzurechnen seien: nämlich, daß es die Sclaverei beseitigt und den Frauen zu der ihnen gebührenden Stellung den Männern gegenüber verholfen habe. Er bestreitet, daß das Neue Testament für diese Verdienste einen Beweis erbringe. Die Abschaffung der Sclaverei findet er durch eine Umwandlung ökonomischer und rechtlicher Verhältnisse bedingt und nicht durch eine Humanisirung des Charakters der europäischen Nationen in Folge der Einführung des Christenthums. Er schließt dies u. A. aus der Thatsache, daß nach der Entdeckuug Amerikas dort unter der Herrschaft des Christenthums die rein persönliche Unfreiheit in schlimmerer Gestalt wieder aufkam, als sie das Alterthum gekannt hatte, und stellt die Behauptung auf, daß Leibeigenschaft und Negersclaverei auch in neuerer und neuester Zeit nicht durch den Einfluß des Christenthums beseitigt worden sind, sondern durch die steigende Macht einer von dessen Glaubenslehren unabhängigen Humanität. Hieran anschließend weist der Verfasser ferner nach, daß in Bezug auf die Stellung der Frau im Neuen Testament ein Fortschritt gegen die vorchristliche Zeit nicht zu erkennen sei.

Es muß aber schließlich darauf aufmerksam gemacht werden, daß Schultze sich höchst vorsichtig darüber ausgesprochen hat, wie weit wir in Europa wohl mit der Annahme von Gedanken der indischen Philosophie- und Religionssysteme gehen könnten. Es ist deßhalb von ganz besonderer Wichtigkeit, seine Stellungnahme genau zu präcisiren, weil seine Publication vielfach so aufgefaßt worden war, als ob er den Völkern des europäischen Culturkreises schlechthin den Rath ertheilt hätte, Buddhisten zu werden, d. h. den Buddhismus mit allen seinen ihm anhaftenden religiösen Vorstellungen einfach nach Europa zu verpflanzen. Es erschien wichtig, von Schultze selbst eine ausführliche Darlegung seines Standpunktes in dieser Frage zu erhalten. Arthur Pfungst ertheilt denn auch die empfangene Antwort des Potsdamer Buddhisten mit. Schultze schreibt ihm u. A.: „Meine Meinung ist, daß wir uns wohl den eigentlichen Kern der buddhistischen Welt- und Lebensanschauung — wie er in der Predigt von Benares, den vier großen Wahrheiten und dem achtfachen edlen Pfad, kurz und bündig ausgesprochen ist — aneignen können, nicht aber auch gewisse konkrete Vorstellungen, die mit jenem Kern von Anfang an verwachsen waren, und durch die ganze Geschichte des Buddhismus hin verwachsen geblieben sind, so daß sie noch heut zu Tage in den buddhistischen Ländern Asiens als absolut wesentliche Theile desselben angesehen werden. Dazu gehören namentlich die Nützlichkeit oder Nothwendigkeit des religiösen Medicantenthums, die phantastische Weltvorstellung mit ihren 26 Himmeln und 108 (oder wie viel sonst) Höllen, die einem Sammasambuddha zugeschriebenen übermenschlichen Fähigkeiten und das periodische Wiedererscheinen solcher Persönlichkeiten in der Menschenwelt, das Fruchttragen der guten und der bösen Thaten des Menschen, d. h. der Glaube, daß glückliche oder unglückliche Ereignisse und Lebensbedingungen, die ihn selbst später (oder ein anderes nach seinem Tode geborenes mit Empfindung begabtes Wesen) treffen mögen, mit jenen Thaten in einem causalen Zusammenhange stehen (Karma); die periodischen Weltuntergänge und das Wiederentstehen der Welt durch das übriggebliebene Karma der untergegangenen Geschöpfe u. a. m. — Was insbesondere das Karma anbetrifft, so fallen allerdings auch nach unserer Anschauung die menschlichen Handlungen in den allgemeinen Causalzusammenhang des natürlichen Geschehens hinein, und die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Nachwirkungen der eigenen Handlungen später einmal deren Urheber so oder so treffen. Daß aber diese Möglichkeit sich in ihrer Verwirklichung dergestalt den Postulaten des moralischen Gerechtigkeitsgefühl anpassen sollte, wie für das buddhistische Karma nothwendig wäre, können wir nach unserer Kenntniß der natürlichen Causalzusammenhänge doch schlechthin nicht glauben. Bloß an die Wiedergeburt als solche und an deren Bedingtheit durch die in dem sterbenden Individuum noch fortdauernde Lebenslust, könnten wir — wenn uns damit gedient wäre — gerne so lange glauben, als es unserer exacten Naturwissenschaft noch nicht gelungen ist, das bewegende Princip des individuellen Lebensprocesses nachzuweisen, und mit der bloßen Verfehmung des Wortes „Lebenskraft“ ist das noch lange nicht gethan. Endlich das Nirwana ist ja nichts Anderes, als unser Begriff des Metaphysischen oder Transcendenten und jeder nüchterne Kopf muß sich sagen, daß wir davon nichts wissen und nichts wissen können aus dem einfachen Grunde, weil das Außerbewußte nicht zugleich Innerbewußt sein kann. Glauben aber müssen wir daran, wenn uns nicht die Existenz unseres eigenen Bewußtseins zu einem unlösbaren Räthsel werden soll, und wir nicht mit dem Satze des Widerspruchs in Conflict gerathen wollen. Das Nirwana als logisch nothwendige Hypothese kann uns auch die exacte Naturwissenschaft nicht rauben.“

Digitized by Google

Der Streit um die Teutoburger Schlacht.

Von K. A. Möller.

Zwei Jahrhunderte haben sich vergeblich an der Lösung des Räthsels, wo das Schlachtfeld im Teutoburger Walde zu suchen ist, abgemüht. Besonders als das Standbild Hermanns auf der Grotenburg bei Detmold eingeweiht wurde, bewegte die Frage: ragt das Denkmal wirklich über der Todesstätte der römischen Legionen? viele Herzen, und eine zahlreiche Literatur gab Zeugniß davon. Nun ist beinahe ein Vierteljahrhundert seit jener Feier vergangen; aber keine der zahlreichen Vermuthungen und Erklärungen, die das Licht der Welt erblickten, hat sich mit siegender Gewalt aus dem Wirrwarr emporgerungen; doch findet neuerdings allmälig eine Sichtung der mannigfaltigen Hypothesen statt und eine Ausmerzung derjenigen, deren Irrthümlichkeit, ja Widersinnigkeit allzusehr an der Oberfläche liegt. Manche Annahme, die noch vor Kurzem im Schwange war, ist schon „eliminirt" worden, mochte sie auch von noch so gewichtigen Autoritäten gestützt und getragen sein. Selbst die Mommsen'sche Münzentheorie, die auf Grund der merkwürdigen Münzsammlung des Schloßherrn zu Barenau — am nördlichen Abhange des Wiehengebirges — das Schlachtfeld an diese Stätte zwischen bewaldeten Bergen und weiten Sumpfstrecken verlegte, ist heute schon bei Seite geschoben, und wer tiefer in diese schwierige Materie eindringt, der wird sich dem Eindrucke nicht verschließen können, daß sich die Geister wieder langsam dem Lippischen Walde, dem Detmolder Theile, als dem wahren saltus Teutoburgiensis zuwenden. Nur ein Abschnitt des ganzen Gebirgsstranges, des Osning, macht ihm noch den Rang streitig und behauptet, die Reste der römischen Legionen zu bergen, das sind die Tecklenburger Höhen bei Osnabrück und Iburg, und mit rücksichtsloser Entschlossenheit streitet der Urheber dieser Hypothese, Gymnasialdirektor Prof. Knoke, den letzten Kampf für dieses sein Schlachtfeld und für diesen seinen Teutoburger Wald. Ihn bekämpft mit Geschick und Ueberzeugungskraft der Professor und Landwehrhauptmann A. Wilms, der soeben wieder eine neue, sehr lesenswerthe Schrift „Die Schlacht im Teutoburger Walde" (Leipzig, Freund & Wittig) erscheinen läßt. Sehen wir uns seine Beweisführung zu Gunsten von Detmold etwas näher an.

Das Quellenmaterial, das uns aus dem Alterthum überkommen, ist eben höchst mangelhaft, trüb, ungleichartig. Der Reiteroberst des Tiberius, Velleius Paterculus, ein Zeitgenosse der Schlacht, speist uns mit einigen dürftigen Brocken ab und vertröstet uns auf einen ausführlichen Bericht, von dem wir nicht einmal wissen, ob er überhaupt geschrieben wurde. Den Rhetor Florus dagegen interessirt nur die juristische Seite der Römerherrschaft unter Varus und das Schicksal seiner Fachgenossen. Er schildert den Widerwillen der Germanen gegen das römische Recht, gegen seine Vertreter und Büttel, des Varus hochmüthiges Gebahren und seine sträfliche Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit, den Ueberfall der Gerichtssitzung, die überraschende Eroberung des Lagers, die Vernichtung der römischen Legionen, den Selbstmord des Feldherrn und die Aeußerungen germanischer Wuth und Rachsucht, vornehmlich gegen die römischen Advocaten. Die zwar ausführlichere, aber an festen Anhaltspunkten arme Beschreibung des griechischen Historikers Cassius Dion beginnt mit der heuchlerischen Demuth der Germanen und der leichtfertigen Vertrauensseligkeit des Varus unter Hindeutungen auf die planvolle Vorbereitung der Empörung durch Arminius und Segimer. Auf schwierigem und widrigem Marsche erfolgt der Ueberfall. Die Legionen schlagen unter großem Verluste im Waldgebirge ein Lager auf, verbrennen ihr Gepäck und suchen noch vor Sonnenaufgang im nächtlichen Marsche die feindlichen Linien zu durchbrechen, um die Freiheit der Ebene zu gewinnen. Die aufgehende Sonne beleuchtet die Zerschmetterung des Römerheeres. Die wenigen Ortsbestimmungen sind bei Allen zu allgemein gehalten. Diese Unterlassungssünde wird einigermaßen gutgemacht durch Tacitus, der uns den späteren Besuch des Germanicus auf dem Todesfelde im Jahre 15 berichtet, aber auch seine geographischen Angaben sind unsicher. Die dürftigen Ueberlieferungen wurden mit aller Energie durch natürliche und gekünstelte Auslegung ausgenutzt und häufig mit rücksichtsloser Kritik verändert; von der Etymologie erwartete man neue Resultate durch Deutung der Ortsnamen, aber diese Hoffnung trog; was ferner des Landmanns glückliche Pflugschaar oder der Zufall dem dunkelen Schooße der Erde entriß an Münzen und anderen Gegenständen, das hat bis jetzt leider eine zwingende Beziehung auf die Varusschlacht vermissen lassen, und ebensowenig hat die gewaltig anschwellende Zahl der Moorbrücken in Norddeutschland den Weg auf das Todesfeld der Legionen zu weisen vermocht. Vergeblich war endlich der Versuch, die Tiefen der germanischen Göttersage aufzureißen und die geheimnißvollen Gesänge der Edden auf dieses Ereigniß zu deuten. Durch all' dieses Beiwerk ist die Frage nicht lichtvoller oder klarer geworden, sondern verdunkelter, verwickelter fast unentwirrbar. Es bleibt nichts übrig, als zu unseren Quellen zurückzukehren und an ihrer Hand das Gelände von Hannover bis zum Rheine zu durchwandern. Das Bindeglied zwischen diesen beiden Factoren aber ist das militärische Verständniß, d. h. die Fähigkeit, moderne und antike Kämpfe aus dem Gelände heraus zu verstehen und militärische Phantastereien, an denen die Geschichte gerade dieser Frage so unendlich reich ist, zu trennen von militärischen Möglichkeiten. Prof. Wilms, dem auch die militärische Vorbildung zur Lösung dieser Frage eignet, führt daher alle seine Gegner der Reihe nach ab. Er löst das Räthsel, das den Forschern Veranlassung zu den verzwicktesten Verrenkungen und Dehnungen gegeben hat, auf so einfache und natürliche Weise, daß nur seine Einfachheit und Selbstverständlichkeit der Lösung hinderlich gewesen zu sein scheint. Das erste Lager des Varus kann nach ihm nur das Sommerlager gewesen sein, und dies kann nur unter dem harmonischen Beifalle unserer Quellen aus militärischen Gründen — am Flusse, an Straßen, am Fuße der Volksburg — und aus politischen — am Centralpunkte des Verkehrs (Gerichtsstätte), am Vereinigungspunkte mehrerer Völkerschaften, vielleicht am religiösen Mittelpunkte (Externsteine) — das heutige Detmold gewesen sein. Darum ist auch von diesem Varuslager nichts übrig geblieben, während sonst Wallreste von theilweise bewunderungswürdiger Höhe sich erhalten haben. Von dort aus verfolgte das Römerheer die Todesbahn über Hiddesen in das Thal zwischen der Grotenburg, dem Beilstein, dem Ahornberge, Zedling oder kahlem Eheberge, dessen tiefste Stellen der sumpfige Hiddeser Bent, der Krebsteich und der Donoperteich einnehmen. Hier haben wir ein Gelände, dessen Unheimlichkeit und Gefährlichkeit vom militärischen Standpunkte sofort in die Augen fällt, hier finden wir heute noch einen wirklichen Sumpf, nicht nur grüne, duftende Wiesen, die sich widerstandslos und stillschweigend den Vorwurf der Versumpftheit in ihrer urgermanischen Jugend gefallen lassen müßten.

Dieses Dauerlager des römischen Heeres an einem verkehrsreichen Punkte (Detmold) mußte natürlich für die Westgermanen und insbesondere für die Cherusker große Bedeutung gewinnen. „An dasselbe klammerte sich der Verkehr, eine Stadt wuchs an seinen Wällen empor, und mancherlei Beziehungen knüpften sich an zwischen den Fremden und Germanen. Die Fügsamkeit dieser war eine Folge der gewaltigen militärischen Demonstrationen des Tiberius, die sich bis zur Elbe erstreckt hatten, und seiner vorsichtigen, klugen Politik, mit der er die Fehdelust der Stämme durch Verhetzung steigerte, ohne ihre nationalen Sonderheiten anzutasten. Das war die Methode, auf die er sich später als Kaiser gelegentlich der Abberufung des Germanicus mit verstecktem Vorwurfe gegen diesen bezog. Von einer solchen Kunst zu

Digitized by Google

Theilen und zu Herrschen, den trotzigen, wilden Sinn der Germanen durch allmälige Gewöhnung in ein wirkliches Unterthanenverhältniß überzuleiten, hatte Varus keine Ahnung; den asiatischen Despotismus brachte er aus Syrien mit; sein Hochmut und die Leidenschaftlichkeit, die grausame Menschenverachtung, mit der er unter ihnen nach römischem Rechte, mit römischen Advocaten und den Beilen römischer Büttel schaltete, weckten ihre Freiheitsliebe und Waffenfreudigkeit, sie empfanden die tiefe Schmach, daß ihre Schwerter rosteten und ihre Rosse unthätig standen. Der sicher sehr kostspielige Unterhalt dieser herrischen Gäste steigerte die Unzufriedenheit und den Groll über die nationale Schande. Die Vornehmen sehnten sich nach ihrer früheren Machtstellung zurück, und die breite Masse zog bald den alten Zustand der neuen Herrschaft vor." Der Plan des Arminius ging dahin, die Römer zu trennen, in einen Hinterhalt zu locken und zu vernichten, bevor sie das Gebirge überschritten hätten; in der Ebene südlich des Osning war ihnen nicht mehr beizukommen. Seit den Tagen der Cimbern und Teutonen war es den Germanen nicht mehr gelungen, die Römer in offener Feldschlacht zu besiegen. Selbst der Sieg über Lollius war die Folge einer Ueberrumpelung. Nicht, wenn Varus zu friedlicher Heimkehr nach dem Rheine aufbrach, war den Germanen die Gelegenheit zum erfolgreichen Losschlagen geboten, sondern wenn er zum Kriege ausrückte, denn erst dann waren sie in der Lage, unter dem Deckmantel der Pflicht und der Freundschaft ihren Heerbann aufzubieten und an das Sommerlager heranzuziehen. Jede andere unbegründete Ansammlung waffenfähiger Männer hätte die Einzelbesatzungen der Bezirke und den Varus kopfscheu gemacht und ein Mißtrauen erweckt, an das die Verrätherei eines Segestes nicht vergeblich gepocht hätte. Darum mußte sich ein deutscher Stamm fern von Varus empören. Es lag im Interesse der Verschworenen, im Augenblicke des Ueberfalls ein möglichst schwaches Römerheer sich gegenüber zu haben, und daher mußte die Absonderung möglichst zahlreicher Detachements veranlaßt werden. Diesem Zwecke diente die Demuth und Fügsamkeit der Cherusker, laut priesen sie das Glück der Römerherrschaft; sie heuchelten eine solche Unselbständigkeit und Untüchtigkeit, daß sie um den militärischen Schutz römischer Besatzungen baten und Mannschaften zur Bedeckung der Transporte. Was Arminius bezweckte, gelang ihm in allen Stücken. Die Vertrauensseligkeit des Varus war so groß, daß er, allen Warnungen unzugänglich, nicht einmal dem offenbaren Verrathe des Segestes und seiner doch gewiß überzeugungskräftigen Aufforderung, ihn und den Arminius zu verhaften, Gehör schenkte. Für einen zweiten Verrath war keine Zeit; am nächsten Tage erfolgte der Aufbruch.

Es ist nicht unwahrscheinlich, ja es ist sicher, daß der Abmarsch sich verzögerte, daß diese Verzögerung wiederum von den Verschworenen beabsichtigt worden ist. Mancherlei Gründe sprechen für diese Vermuthung. Die Zeit drängte die Römer nicht, am wenigsten die zum Wohlleben und zum Müßiggange neigende Schwerfälligkeit des Feldherrn. Die bundesgenössischen Contingente waren noch nicht zur Stelle, und es hatte keinen Zweck, einen allzugroßen Vorsprung vor ihnen zu gewinnen. Sturm und Regen, die treuen Verbündeten der Germanen, werden, wie während des Marsches, wohl schon in der Morgenfrühe getobt und einen Aufschub befürwortet haben, und obendrein kamen nun noch die Germanen mit ihren erdichteten Klagen, oder wurden gar vor sein Tribunal citirt und forderten vor seinem Weggange endgiltige Entscheidungen. „Da kann der Aufbruch aus dem Sommerlager erst im Laufe des Tages erfolgt sein, denn Varus war noch geraume Zeit mit richterlichen Entscheidungen beschäftigt. Was ist nun selbstverständlicher, als daß zur Zeit des beginnenden Ausmarsches, während die Heeresabtheilungen sammt ihrem Troße sich aus dem Thore herausschlängelten und dem Waldgebirge zustrebten, die übrigen Truppen unbeschäftigt und ihre Zeit erwartend, also gleichsam „dienstfrei" umherstanden? Draußen aber umwogten das abziehende Heer die Massen der Germanen, die theils der Befehl des Römers als Wehrmänner zum Feldzuge, theils persönliches Interesse, Neugierde, Freude über das Scheiden der herrischen Quälgeister zusammengerufen hatte. Aus der drohenden Ansammlung und auffälligen Stimmung der Germanen müssen die römischen Officiere die Gefahr erkannt haben; ihnen konnte es jetzt nur darauf ankommen, dem verhängnißvollen Gelände zu entrinnen; die rücksichtslose Bestrafung eines Germanen konnte jetzt zum Funken werden, der die Explosion hervorrief, und diesen Funken scheute man."

Auf diese Weise legt Wilms bei seiner Vorgeschichte der Schlacht die Quellen sinnvoll und ohne Zwang aus, auf die naturgemäßeste Weise. Hatte die Spitze des Heeres die Stelle erreicht, wo sich an der Grotte der Weg nach Hiddesen abzweigt, oder war sie schon bis zur Biegung gegenüber dem Teutehof und der Sophienanstalt, d. h. etwas über 2 km vorgerückt, so hatte ungefähr die Hälfte der Truppen oder mehr das Lager verlassen. Die Marschcolonne der drei Legionen sammt ihrem Trosse, dem militärischen, mag nach Hauptmann Wilms ungefähr die Länge von drei deutschen Regimentern in Marschformation gehabt haben. „Ein marschirendes Infanterieregiment mit Bagage ist nach dem Reglement 1532 m lang, d. i. im gewöhnlichen Marschtempo von 12 Minuten auf den Kilometer circa 18 Minuten. Eine größere Masse des Trosses wurde vielleicht zum Theil wieder wett gemacht durch eine breitere Marschformation." Daß Weiber und Kinder zwischen den Soldaten einhergetrabt sind und zur Lockerung der Colonne beigetragen haben, erzählt Dion, und wenn nach ihm schon vor dem Ausbruche des Kampfes die Nothwendigkeit vorlag, den Weg auszubessern und Brücken wieder herzustellen, so werden sicherlich die Germanen der vom Regen angeschwollenen Knochenbache und dem Sturme bei der Beschädigung des Weges und der Uebergänge und beim Umstürzen der Bäume ihren Beistand nicht versagt haben. Das rief dann wieder Stockungen und Stauungen im Marsche hervor und steigerte das Mißbehagen. Jetzt muß der Angriff auf das Lager erfolgt sein. Das Lager ist nach Florus erobert worden, und zwar geht seine Eroberung dem offenen Kampfe voraus. Das eroberte Lager versperrte den Ausgang des Thales; die durch das Thor und über die Wälle hinausgejagten Feinde wurden in furchtbarer Hast in das enge Thal der Knochenbache hineingepreßt, zwischen die Höhen des Schützenhauses und des Schanzenberges auf dem linken Ufer und des Büchenberges, des Papenberges und Königsberges auf dem rechten, wo wohl die vorderste Legion inzwischen schon in den Kampf verwickelt war. „Die Verwirrung in diesem auf engstem Gelände zusammengepreßten, durch den Troß und die Fülle unmilitärischer Elemente in jeder freien Bewegung behinderten Massen muß eine furchtbare gewesen sein. Die Hauptstraße über das Gebirge war gewiß auf alle mögliche Weise ungangbar gemacht; ein Rückwärts gab es nicht, und nur ein Weg blieb übrig, über den Sattel von Hiddesen in das Thal am Nordabhange der Grotenburg, der aber doch auch die Möglichkeit bot, die Ebene jenseits der Berge zu erreichen. Dort, wo sich die Wege trennen, öffnet sich das Thal ein wenig; hier konnte doch die Ordnung und Zucht einigermaßen wieder hergestellt werden, aber die Leiden und Mühen waren damit nicht überwunden, denn aus dem Dickicht der Wälder tauchten die Germanen bald hier, bald dort in stets überlegener Zahl gegen die Seitendeckungen der Colonne auf bekannten Pfaden hervor. Daß die Römer sich überhaupt aus dem engen Thale auf einen Punkt im Waldgebirge (oder auf eine waldige Höhe) emporgerungen haben, wo es wenigstens möglich war, ein Lager aufzuschlagen, ist kein geringer Beweis ihrer Kriegstüchtigkeit. Unter solchen Umständen einen langen gewöhnlichen Tagemarsch zurückzulegen, war eine militärische

Digitized by Google

Unmöglichkeit; dem widerspricht aber auch die Ueberlieferung. Cassius Dion sagt: ‚Dort an Ort und Stelle lagerten sie sich, nachdem sie einen einigermaßen geeigneten Punkt gewonnen hatten', und wenn wir sie bis auf den Sattel von Hiddesen oder bis zum Heinebache ziehen lassen, so haben wir ihnen gegenüber einem so wilden und so erbitterten Feinde Tapferkeit und Arbeit genug zugemuthet. Soweit aber mußten sie kommen, oder sie waren verloren."

Die Mehrzahl der Wagen und des Gepäcks wurde in der Nacht verbrannt. Unter Zurücklassung eines anderen Theiles nebst einer entsprechenden Bedeckung und wahrscheinlich der Reiterei brach Varus am nächsten Tage in besserer Ordnung und geschlossenerem Zuge auf, so daß er auf eine Lichtung vordrang. „Jedoch auch diese Strecke wurde nicht ohne Blutvergießen zurückgelegt. Von dort geriethen sie wieder in den Wald. Dabei mußten sie sich gegen die auf sie einstürmenden Feinde vertheidigen, aber gerade dadurch erlitten sie starke Verluste; denn in dem engen Gelände drängten sie sich zusammen, damit Reiter und Legionssoldaten geschlossen gegen die Feinde anrennen könnten, aber sie behinderten sich vielfach gegenseitig, vielfach wurden sie auch durch die Bäume behindert; denn da brach ihnen während des Marsches der Tag an. Nun setzten auch Regen und Wind wieder ein; so konnten sie weder vorschreiten noch festen Fuß fassen, auch die Möglichkeit, die Waffen zu gebrauchen, wurde ihnen genommen . . ." An diesen Worten des Dion haben die modernen Herausgeber und Erklärer Anstoß genommen, und zwar nur aus dem Grunde, weil sie diese Teutoburger Frage nicht in ihrem ganzen Umfange kannten, weil sie das Sommerlager an der Weser annahmen und darum Spuren eines mehrtägigen Marsches darin suchen und finden zu müssen glaubten. Mit dieser Annahme räumt Wilms wohl endgiltig auf.

Und dann kam die Niedermetzelung der Römer. Also in einem Aufbruche vor Sonnenaufgang suchte Varus das Heil, aber ohne Erfolg. Die Germanen waren wach. Anfangs zwar rückte er in einigermaßen größerer Ordnung vor; doch die Schwierigkeiten häuften sich; gegenüber der in den vorigen Kämpfen gewaltig zusammengeschmolzenen Zahl der Römer schwollen die Massen der Germanen immer mehr an. Die Legionen wurden umzingelt und niedergemacht. Der anbrechende Tag beleuchtete das entsetzliche Bild der Vernichtung. In dem Nachtlager war ein Theil des Gepäckes und eine Besatzung unter der Leitung des Lagerpräfecten Ceionius und Eggius, deren Velleius Erwähnung thut, zurückgeblieben. „Der Grund dieser Maßregel des Varus ist einleuchtend. Sollte der Durchbruch nicht gelingen, so dachte er sich dorthin zurückziehen zu können, ein neuer Beweis der Nothwendigkeit für die Germanen, sich beim Beginn des Ueberfalles zuerst des Sommerlagers zu bemächtigen. Auch die Reiterei befand sich noch dort und hatte das Nachtgefecht nicht mitgemacht; im Dunkel und Dickicht des Waldes war mit jenen Schwadronen nichts anzufangen. Im Lager waren sie keineswegs überflüssig; sie konnten als Vertheidiger auf den Wällen die Besatzung verstärken und, wie so oft, bei einem Ausfalle gute Dienste leisten." An dieses Lager rückten die Germanen, der Erschlagenen Köpfe auf Stangen tragend und mit dem halbverkohlten Leichname des Varus ihren Spott treibend, siegestrunken heran und forderten Ergebung. L. Eggius sprach sich für die Vertheidigung aus, Ceionius empfahl die Uebergabe und drang durch, da die Schlacht den bei weitem größten Theil des Heeres verzehrt hatte. Sein Leben rettete er aber nicht, denn auch so fiel er der Rache der Germanen zum Opfer. Die Reiterei hatte sich unter Vala Numonius zu retten gesucht und dadurch den Muth der Infanterie gebrochen; das ersehnte Ziel erreichte sie nicht, auch sie wurde vernichtet. Nichts Grausigeres gab es, als jenes Morden zwischen Wald und Sumpf. Den Schluß des denkwürdigen Sieges bildeten alle die Ausbrüche rasender Wuth und brennender Rache, auf die unsere Quellen hindeuten. Alle festen Punkte, die die Römer im Lande inne hatten, wurden genommen bis auf einen Alisо (Haltern?)

Wir glauben nicht, daß Wilms Gegner — auch Knoke nicht — dieser wohlbegründeten Hypothese etwas Einleuchtenderes werden entgegensetzen können. So ungefügig und unvereinbar auch anfangs die Quellen erschienen, so leicht und willig schmiegen sie sich harmonisch aneinander, sobald wir mit Wilms das unhaltbare Sommerlager an der Weser aufgeben. „Detmold als Ort des Sommerlagers", schließt Wilms, „entspricht allen militärischen und politischen Anforderungen, löst die schwierige Frage, wie Germanicus zuerst auf das erste Varuslager stoßen konnte, gestattet uns bei den quellengemäßen zwei Lagern zu verharren und führt den Todesweg in ein Gelände, in ein schluchtenreiches Waldgebirge, in dem es zwischen Wäldern und Sümpfen kein Entrinnen gab. Das Denkmal auf der Grotenburg steht am rechten Platze."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wssjewolod Garschin.

(Fortsetzung.)

Zehn Minuten später stieg der Todescandidat die herrschaftliche Treppe eines Hauses bis in die dritte Etage hinauf und klingelte an einer mit grünem Tuche beschlagenen Thüre, woran sich eine blankgeputzte Kupferplatte befand. Endlos schienen ihm die wenigen Minuten, bis man die Thür öffnete. Dumpfe Selbstvergessenheit hatte ihn befallen; Alles war ihm entschwunden: die quälende Vergangenheit wie das Geschwätz des Alten, das ihn gezwungen hatte, zu Fuße weiter zu gehen, — selbst die Absicht, in der er hier erschien, war ihm entschwunden. Vor seinen Augen stand nur die grüne Thür mit den schwarzen Wollbändern, die mit bronzenen Nägeln befestigt waren. Für ihn gab es in der ganzen Welt nichts weiter.

„Ach, Alexei Petrowitsch!" Das Hausmädchen mit einem Licht in der Hand war es, das die Thüre öffnete. „Eben ist meine Herrschaft ausgefahren; sie sind gerade die Treppe hinunter. Wie kommt es nur, daß Sie ihnen nicht begegnet sind?"

„Sie sind ausgefahren? Wie verdrießlich!" log er mit so seltsamer Stimme, daß sich in den Zügen der ihm in die Augen blickenden Dienerin ein gewisses Erstaunen ausdrückte. „Und ich sollte sie doch so nothwendig sprechen. Na, hören Sie, Duniascha, ich muß nur auf eine Minute im Zimmer an den Herrn . . . Ist's möglich?" fragte er mit schüchterner Stimme. „Nur ein paar Zeilen . . . eine dringende Angelegenheit" . . .

Mit überredend bittendem Ausdruck in den Augen blickte er sie an, ohne von der Stelle zu weichen. Duniascha gerieth in Verwirrung. „Ja, warum denn nicht, Alexei Petrowitsch . . . habe ich denn jemals . . . es ist doch nicht zum ersten Male!" sagte sie gekränkt. „Kommen Sie."

Er trat also ein. Jetzt galt es sie fortzuschicken. Wohin schickt man sie nur? Sie muthmaßt, vermuthet ganz gewiß etwas, hat es sogar jetzt schon errathen. Aber nein, Duniascha hatte durchaus nichts errathen, sondern war nur über das seltsame Aussehen und Betragen des Besuchers erstaunt. Sie war ganz allein in der Wohnung und eigentlich erfreut, mit einem lebenden Wesen, wenn auch nur auf fünf Minuten, zusammen zu sein. Nachdem sie das Licht auf den Tisch gestellt, blieb sie an der Thüre stehen. Geh' hinaus, geh' um Gottes Willen, bat sie Alexei Petrowitsch in Gedanken. Er setzte sich an den Tisch, ergriff ein Blatt Papier und begann nachzusinnen, was er zu

Digitized by Google

schreiben habe, indem er den Blick Duniascha's auf sich fühlte, welche, wie ihm schien, seine Gedanken las.

„Peter Nikolajewitsch," schrieb er, nach jedem Worte einhaltend; „ich war bei Dir in einer sehr wichtigen Angelegenheit, welche . . . welche, welche" . . . flüsterte er: — sie aber stand da und blieb stehen. „Duniascha! bringen Sie mir, bitte, ein Glas Wasser," sagte er plötzlich laut und kurz.

„Gern, Alexei Petrowitsch." Sie drehte sich und ging. Da erhob er sich vom Stuhl und ging auf den Fußspitzen schnell zum Divan, über dem des Arztes Revolver und Säbel hingen, welche ihm im Feldzuge gegen die Türken gedient hatten. Leicht und rasch schnallte er die Lederklappe auf, riß den Revolver heraus, steckte ihn in die Seitentasche seines Pelzes und nahm aus einem Täschchen des Futterals noch einige Patronen dazu. Schon nach fünf Minuten war das von Duniascha gebrachte Glas Wasser ausgetrunken, der nicht zu Ende geschriebene Brief gesiegelt, und Alexei Petrowitsch fuhr nach Hause. „Es muß ein Ende nehmen, ein Ende!" brauste es ihm durch den Kopf. Doch nicht gleich nach seiner Rückkehr machte er ein Ende. Nachdem er in's Zimmer getreten und eingeschlossen war, warf er sich, unausgekleidet, in einen Lehnstuhl, betrachtete eine Photographie, ein Buch, die Zeichnung der Tapete, hörte auf das Ticken der vor ihm auf dem Tische liegenden Uhr und versank in Gedanken. Und so blieb er sitzen, ohne mit einer Muskel zu zucken, bis in die tiefe Nacht, bis zu der Minute, wo der Leser ihn kennen lernte.

Erst wollte der Revolver lange nicht aus der engen Tasche heraus; dann, als er schon auf dem Tische lag, zeigte es sich, daß alle Patronen, außer einer, durch einen kleinen Schlitz in's Pelzfutter hineingefallen waren. Alexei Petrowitsch nahm also den Pelz und ergriff ein Messer, um die Tasche aufzutrennen und die Patronen herauszuholen, besann sich aber eines Andern, verzog seine trockenen Lippen zu einem schiefen Lächeln und hielt ein.

„Warum sich bemühen? auch an einer ist's genug," sagte er sich. „O ja, auch an einem dieser winzigen Dingerchen ist's genug, um Alles und auf immer verschwinden zu lassen. Die ganze Welt verschwindet: keine Reue mehr, kein verwundeter Stolz, keine Gewissensbisse mehr, keine Menschen, die uns hassen, aber sich für gut und schlicht ausgeben, Menschen, die man durchschaut und verachtet und denen gegenüber man sich dennoch freundlich gesinnt und wohlwollend stellt; nichts von alledem. Keinen Trug mehr wider sich selbst und wider Andere, nur noch Wahrheit wird es geben, die ewige Wahrheit des Nichtseins."

Er hörte seine Stimme; schon dachte er nicht bloß, sondern sprach laut. Das aber, was er sprach, erschien ihm widerwärtig.

„Immer dasselbe . . . Man stirbt, man giebt sich den Tod, aber ohne lange Reden geht es nicht ab. Vor wem schauspielert man eigentlich? Vor sich selbst. Ach, genug damit, genug, genug" . . . wiederholte er mit müder, sinkender Stimme und machte sich mit zitternden Händen am Verschluß des Revolvers zu schaffen. Endlich gehorchte der Mechanismus; die mit Fett eingeschmierte Patrone ließ sich glatt in die Oeffnung der Trommel schieben, und der Hahn spielte fast von selbst. Nichts konnte seinen Tod mehr hindern: der Officiersrevolver war ein Meisterstück, die Thüre war verschlossen, Niemand konnte herein.

„Wohlan denn, Alexei Petrowitsch!" sagte er und preßte krampfhaft den Kolben. Und der Brief? fuhr ihm plötzlich durch den Kopf. „Kann man denn sterben, ohne auch nur eine Zeile zurückzulassen? Warum, für wen? Es ist ja doch Alles vorüber, nichts bleibt; was kümmert's mich . . . Ja, ja, so ist's. Dennoch will ich schreiben. Warum sollte man sich nicht ein einziges Mal, durch nichts, hauptsächlich auch nicht durch sich selbst beeinflußt, vollkommen frei aussprechen? Die seltene, ja einzige Gelegenheit hierzu ist ja gegeben."

Er legte den Revolver weg, nahm aus einem Fach ein Heft Briefbogen, wechselte mehrere Federn, die nicht schrieben, sondern brachen und das Papier zerrissen, besudelte einige Blätter und schrieb endlich: Petersburg, 28. November. Darauf flog seine Feder ganz von selbst über das Papier, Worte und Phrasen darauf zurücklassend, die er selbst kaum verstand. Er schrieb, daß er ruhig sterbe, weil er nichts zu beklagen habe; das Leben sei durch und durch Lüge; die Menschen, die er geliebt habe — wenn er überhaupt irgend Jemand geliebt und sich nicht nur verliebt gestellt habe — seien nicht im Stande, ihn im Leben zurückzuhalten, weil sie für ihn allen Reiz, alles Interesse verloren hätten, nun er sie einmal verstanden habe. Auch sich selbst habe er verstanden, habe begriffen, daß auch in ihm, außer der Lüge, nichts existirte und daß, wenn er irgend etwas Gutes gethan, es nur aus Eitelkeit geschehen sei; daß er Unrechtes und das Böse nicht aus Mangel an schlechten Eigenschaften, sondern nur aus kleinmüthiger Furcht vor den Menschen unterlassen habe; daß er sich gleichwohl nicht für schlechter halte als „Ihr, die Ihr zurückbleibt, um bis an das Ende Eurer Tage zu lügen," und daß er keinerlei Verzeihung von den Menschen erbitte, sondern mit Verachtung gegen sie wie gegen sich selbst in den Tod gehe. Am Schlusse des Briefes entriß sich ihm die unsinnig bittere Phrase: „Lebt wohl, Menschen! lebt wohl, Ihr blutgierigen, Gesichter schneidenden Affen!"

Er hatte nur noch den Brief zu unterschreiben. Doch als er ihn beendigt hatte, fühlte er, daß ihm heiß war; das Blut war ihm zu Kopfe gestiegen und begann an seine erhitzten Schläfen zu klopfen. Und indem er des Revolvers wie des Umstandes vergaß, daß er, indem er sich des Lebens entledige, zugleich auch der Hitze entrinne, stand er auf, trat an's Fenster und öffnete es. Ein nebliger Frost wehte ihm entgegen. Es hatte aufgehört zu schneien, der Himmel war rein. Auf der anderen Seite der Straße schimmerte ein blendend weißer, mit Reif überzuckerter Garten im Mondschein. Einige Sterne glitzerten am weiten Himmel; einer von ihnen war heller als die anderen und funkelte in röthlichem Glanze.

„Arktur," flüsterte Alexei Petrowitsch. „Wieviel Jahre mögen es sein, daß ich diesen Arktur nicht mehr sah? Noch im Gymnasium, als ich studirte" . . .

Er konnte die Augen nicht mehr von dem Stern abwenden. Jemand ging rasch über die Straße und stampfte mit seinen frierenden Füßen auf die Fließen des Bürgersteigs, im leichten Paletot zusammenschauernd vor Kälte. Knirschend rollten die Räder einer Kutsche über den gefrorenen Schnee. Ein Miethschlitten fuhr mit einem dicken Herren vorüber. Alexei aber stand noch immer wie erstarrt da.

„Es muß aber doch geschehen!" sagte er sich endlich.

Er ging an den Tisch. Vom Fenster zum Tisch waren es im Ganzen fünf Schritt, doch schien es ihm, daß er sehr lange dazu brauchte. Als er schon den Revolver ergriffen hatte, erklang durch das geöffnete Fenster, entfernt aber deutlich, der zitternde volle Ton einer Glocke.

„Eine Glocke!" sagte er erstaunt und setzte sich in den Lehnstuhl, den Revolver wieder auf den Tisch legend. „Eine Glocke!" wiederholte er. „Warum die Glocke? Läutet man etwa zur Messe? Zum Gebet? . . . Eine Kirche . . . erstickende Hitze . . . Wachskerzen. Ein alter Pope, der Vater Michael, verrichtet mit kläglich zitternder Stimme die heilige Handlung; der Vorsänger singt im Baß. Ich möchte schlafen: durch das Fenster dämmert die Morgenröthe. Mein Vater, der neben mir steht, schlägt mit gesenktem Haupt eilfertig Kreuz um Kreuz; der Haufen Bauern und Weiber hinter uns macht unaufhörlich tiefe Kniebeugen . . . Wie lange das her ist! . . . So lange, daß es kaum glaubhaft scheint, daß es einmal Wirklichkeit war, daß ich selbst es irgend einmal gesehen und es nicht irgendwo las oder von irgend Jemand hörte. Nein, nein, das Alles ist wirklich geschehen und damals war es besser. Und nicht allein besser, sondern auch schön war es. Wenn es jetzt noch so wäre, brauchte ich keinen Revolver."

„Mach' ein Ende!" flüsterte ihm ein Etwas zu. Er warf einen Blick auf den Revolver und streckte die Hand nach ihm aus, zog sie aber gleich wieder zurück. „Bist Du feige?" flüsterte der Gedanke.

„Nein, nicht feige, das nicht. Was ist denn Schreckliches dabei! Die Glocke aber — wozu?"

Er sah nach der Uhr.

Digitized by Google

„Zur Frühmesse muß es sein. Die Leute gehen in die Kirche! vielen wird es leichter dabei. So sagt man wenigstens. Uebrigens erinnere ich mich, daß es auch mir leichter davon geworden. Damals war ich ein Knabe. Später verlor sich das wieder! Von gar nichts mehr wollte mir leichter werden. Wirklich, so ist's in Wahrheit . . . In Wahrheit! In solcher Minute hat sich die Wahrheit gefunden!"

Und die Minute schien gekommen. Langsam drehte er den Kopf und warf wieder einen Blick auf den Revolver. Er war von großem Kaliber, System Schmitt & Wesson, wie die Militärverwaltung sie liefert. Er lag auf dem Tische, mit dem Kolben ihm zugewandt, so daß ihm das abgenutzte Holz mit dem Ringe für die Schnur, ein Stück der Patronentrommel mit dem gespannten Hahn und das Ende des nach der Wand gerichteten Laufes sichtbar war.

„Hier ist der Tod! Jetzt gilt's zuzugreifen . . .!"

(Schluß folgt.)

Notizen.

Nach ihrem einbändigen Shakespeare und Schiller giebt die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart nun auch einen Goethe in einem Band heraus. Der greise Heinrich Düntzer hat die Herausgabe übernommen, die Auswahl getroffen und eine biographische Einleitung dazu geschrieben. Es ist ein Band von 1304 Seiten Lexikon-Octav. Zu den Gedichten, die fast vollständig aufgenommen sind, gesellen sich der West-östliche Diwan, die Sprüche und Xenien, die Epen „Hermann und Dorothea" und „Reineke Fuchs"; leider fehlt die Achilleis. Dagegen sind die Dramen sämmtlich vorhanden, an die sich die Prosaschriften anschließen: Werther, Wilhelm Meister, Wahlverwandtschaften, Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Novelle und Aus meinem Leben (Wahrheit und Dichtung). Die Auswahl ist also minder reichhaltig, als die der bekannten Prochaska'schen Ausgabe, die in einem nur wenig schwereren Bande die sämmtlichen lyrischen, epischen und dramatischen Werke und von den Prosaschriften außerdem noch die Italienische Reise, die Campagne in Frankreich, die Belagerung von Mainz, Winkelmann und einige ästhetische Schriften enthält, was wir Alles ungern vermissen. Dafür druckt Prochaska die Verse ohne Alinea hintereinander ab, nur mit Trennungsstrichen, was vielen Lesern lästig sein mag. Auch ist diese neue Stuttgarter Ausgabe schöner ausgestattet, besonders der Einband besser, und unbeschadet der nur kleinen Lettern hebt sich der Druck klar und scharf von dem guten Papier ab.

Eine stark judenfreundliche Gedichtsammlung: „Für Israel! Mahn-, Weck- und Trostrufe" aus dem Verlage von Schuster und Löffler in Berlin läßt Adolf Teichert erscheinen, wobei er an die Antisemiten manchen geharnischten Vers richtet. Empfehlenswerther ist des Verfassers — seines Zeichens Oberlehrer in Küstrin — neuerliche Veröffentlichung, die unter dem Titel „Neue Gedichte" bei E. Pierson in Dresden erschienen ist. Die Tendenz waltet freilich auch vor, dieweil der streitbare Verfasser sich auch hier gern in die Kämpfe unserer Tage mischt und sociale wie politische Zeitfragen lyrisch zu behandeln versucht. Er bringt dafür nicht nur ein schönes Pathos mit, das stets von dem Brustton starker, glühender Ueberzeugung erfüllt ist, sondern auch einen hohen Sinn für alles Gute und Bedeutende. Zumal sein fortwährendes Eintreten für wahre Humanität, sein Eifern gegen die Unduldsamen, seine Bewunderung für Rousseau und den jüngstverstorbenen Egidy giebt den Versen eine scharf ausgeprägte Physiognomie. Weniger gefallen uns die Zeitgedichte, die sich wie versificirte Leitartikel lesen, offenbar auch für den Abdruck in Tagesblätter berechnet waren und in der Buchform etwas verblaßt und veraltet erscheinen. Das grauliche „Nach einem Eisenbahnunglück" könnte in einer zweiten Auflage füglich wegfallen, ebenso „Allons enfants de l'Europe", das einige prosaische Wendungen enthält; auch „der G'ringste" ist nicht hübsch. Solche Härten fallen um so mehr auf, als Teichert sonst so ziemlich alle Dichtungsarten und Formen mit großer Gewandtheit beherrscht. Seine epischen Dichtungen haben den rechten Balladenklang, seine Visionen die gewollte mystische Stimmung; die Octave beherrscht er so sicher wie das Sonett, und auch das schlichte Lied gelingt ihm fast immer. Denn nach der Forderung des „West-östlichen Diwan" läßt Teichert nicht nur die Drommete schmettern, sondern will, daß die Liebe „vor allen Dingen unser Thema" sei. Einige dieser Lieder behandeln einen schönen, zarten Gedanken und zeichnen sich durch Innigkeit und Melodie aus, so daß sie sich für die Composition eignen. Endlich sei auch der poetischen Reiseblätter aus Italien, von Paris und aus der Schweiz lobend gedacht, wie der zum Theil sehr ausfallenden Distichen, wo die Byzantiner, die Aerzte, die Modedamen und Nietzsche arg gezaust werden.

Ostasiatische Wanderungen. Skizzen und Erinnerungen aus Indien, China, Japan und Korea. Von Ernst Oppert (Stuttgart, 1899). Der Verfasser des ersten ausführlichen deutschen Werkes über Korea veröffentlicht in diesem neuen Buch eine Sammlung von Skizzen und Erinnerungen aus seinem fast 20jährigen Aufenthalt in Ostasien, die bei der genauen Kenntniß desselben von den einschlägigen Verhältnissen gerade jetzt, wo die Aufmerksamkeit der ganzen civilisirten Welt auf die Entwickelung der „ostasiatischen Frage" gerichtet ist, von um so besonderem Werth für alle jene Kreise sein dürften, die sich für frühere und zukünftige Vorgänge im fernen Osten interessiren. Sie geben auch nicht die flüchtigen und oberflächlichen Eindrücke mancher Reiseschilderungen wieder, sondern sind auf langjährige persönliche Erfahrungen und Erlebnisse begründet.

Bei Albert Langen in München sind wieder zwei originell ausgestattete Bändchen guter französischer Belletristik erschienen. In Marcel Prévost's „Camilla" wird ein echt französisches Problem behandelt. Die Heldin wird als unwissendes, ungeschütztes Kind das Opfer eines gewissenlosen Verführers, rettet sich aber noch rechtzeitig in die Arme eines liebenden und geliebten Mannes. Als dieser dann durch einen Zufall erfährt, daß die Frau, die er, selbst noch unbefleckt, für das reinste Geschöpf hielt, mit schwerer Schuld beladen in die Ehe trat, so opfert er zuletzt doch lieber Selbstgefühl und Mannesstolz und kehrt zu der schon Gemiedenen zurück. Aus geradezu dramatischen Scenen, die nach dem Theater schreien, baut sich die Handlung auf, ohne daß es dabei an den mannigfaltigsten Schilderungen und komischen Figuren aus der französischen Stadt- und Landbevölkerung fehlt. Literarisch noch werthvoller ist Guy de Maupassant's „Zur See", das in deutscher Sprache zum ersten Mal erscheint. Das Buch ist aus Maupassant's letzter Zeit, und man meint schon hier und da einen schwarzen Schatten über seine Seiten huschen zu sehen. Maupassant schildert eine Tour auf dem Mittelländischen Meer, die er nur in Begleitung zweier Matrosen auf seiner Yacht Bel-ami machte. Auf die See hinaus floh der arme Leidende vor den Menschen, deren Leben und Streben, Hassen und Lieben, Hasten und Treiben ihm zum Ekel geworden war. Und in künstlerischem Contrast zeigt er uns sein doch immer noch sehnendes Herz und die große blaue Fluth. Sehr hübsch sind besonders die mehr feuilletonistisch gehaltenen Blätter über Monaco mit ihrer plastischen Menschenschilderung und ihrem behäbigen Humor. Sogar ein guter Operettenstoff ist da verborgen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

C. F. Amelangs Verlag in **Leipzig.**
Soeben erschien:

Hans Hoffmann,
Der Harz.

In Großquart-Format, 360 S. stark mit einer Heliogravüre, 16 ganzseitigen Ansichten, 160 Textabbildungen und einer Karte.
In Ganzleinen gebunden: 15 Mark.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

---

*Soennecken's Schreibfedern * Anerkannt vorzüglichste Qualität und Konstruktion*

1 Auswahl (15) Federn 30 Pf

1 Gros Nr 012 M 2.50
1/4 Gros 70 Pf

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 29. Juli 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

U Lib. 13 AUG. '99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Boerenstaaten und die Reichspolitik. Von Kurd von Strantz. — Panama- und Nicaragua-Canal. Von Franz Eißenhardt. — **Literatur und Kunst.** Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater. Von Karl Schönstedt. — Die Renaissance der Gothik. Von Erich Haenel. — **Feuilleton.** Eine Abrechnung. Von Wssjewolod Garschin. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt.** Der Parlamentarismus, wie er ist. Von Caliban. — Notizen. — Anzeigen.

Die Boerenstaaten und die Reichspolitik.

Von Kurd von Strantz.

In Deutschland stehen sich in südafrikanischen Angelegenheiten zwei Parteien schroff gegenüber. Das internationale Jobberthum, die Großbankenwelt und der noch nicht genügend vaterländisch erzogene Handel wettern gegen die goldgierigen, rückständigen und in ihrer Gesittung beschränkten Niederdeutschen im Süden des dunkeln Erdtheiles und verhehlen den angreiferischen Engländern in der Dulderrolle der unterdrückten Gewerbetreibenden ihre Zuneigung nicht. Sie sehen in den Boeren lediglich Holländer, die uns in Europa trotz der Blutsgemeinschaft und, obwohl sie nur entfremdete Söhne des deutschen Reiches sind, feindlich genug gegenüber stehen und sich jedenfalls ihres Deutschthums herzlich wenig bewußt sind. Von nationalem Verständniß sind diese Anschauungen sicherlich nicht beeinflußt, sondern sie befinden sich unter dem Banne reiner Geschäftsinteressen. Indessen läßt sich nicht leugnen, daß auch solche handelspolitischen Erwägungen berechtigt sind, soweit sie nicht der reine Eigennutz und unverhohlene Gewinnsucht bestimmen. Wenn beim Telegramm des Kaisers an den Präsidenten der südafrikanischen Republik ein Director der größten deutschen Bank ohne Anflug von nationalem Stolze in einer Hamburger Versammlung darüber jammerte, daß das arme England darüber sehr erbost wäre und nun der deutsche Handel darunter leiden würde, so war dieses Gebahren nicht sehr selbstbewußt und verrieth kaum die Selbstständigkeit und Macht des deutschen Handels. Schaute man hinter die Coulissen, so erfuhr man, daß die Großbanken Deutschlands erheblich an Goldgrubenspeculationen betheiligt waren und den Coursrückgang fürchteten, zumal manche Unternehmen thatsächlich schwindelhaft waren. Dieses Geschrei des Händlerthumes war also nicht ernst zu nehmen. Indessen erheischte freilich das in südafrikanischen Werthen angelegte deutsche Capital eine gewisse amtliche Berücksichtigung und mußte jedenfalls des Schutzes des Reiches sicher sein. Internationale Geldinteressen durften die deutsche Politik nicht berühren, jedoch konnten wirkliche deutsche Unternehmungen durch die Haltung unserer maßgebenden Kreise nicht gefährdet werden. Schlimm war es, daß die deutschen Capitalisten ersichtlich im englischen Fahrwasser segelten und ihre Vermögensanlagen stets mit ausschließlich englischen Interessen verquickt waren. Selbstständige deutsche Unternehmer waren sehr zum Schaden unseres Volksthums überhaupt nicht zu finden. Die größten deutschen Unternehmer waren ihrem Wohnort und ihrer Gesinnung nach völlige Engländer, wenn sie auch noch die Reichsangehörigkeit besaßen. Der Hamburger Beit war unter diesen als geistiger Urheber des Jameson'schen Freibeuterzuges sehr böse bloßgestellt worden. Die Handelswelt Berlins und Hamburgs als der führenden Plätze bekundete daher eine Haltung, wie sie den Zeiten der deutschen Erniedrigung und Zerrissenheit vor der Reichsgründung nur allzudeutlich entsprach. Der nationale Unwillen ob dieser allzu eigennützigen Aengstlichkeit aus Furcht vor internationalen Verwickelungen wurde in Folge dessen in scharfer Abwehr solcher Berufung auf den Geldbeutel bei nicht immer einwandfreien Handelsunternehmungen überall laut, und der nationale Stolz fühlte sich durch das kaiserliche Telegramm gehoben.

Den vielleicht übervorsichtigen Handelsherren und noch mehr den gewerbsmäßigen Börsenjobbern stand der patriotisch empfindliche Theil des Volkes gegenüber, der in den Boeren nur ein Glied des eigenen Volksthums sah. Thatsächlich sind die Boeren auch lediglich Niederdeutsche, die sich aus allen Gegenden von der Maas bis über die Elbe hinaus zusammensetzen und keineswegs allein Holländer sind. Nur die Sprache ist schriftmäßig die holländische. Daß katholische Missionsblätter diesen deutschen Volksstamm als französische Hugenotten wegen der geringen Beimischung solcher welscher Einwanderer hinstellen, zeugt von ihrem schwachen nationalen Verständniß und religiösen Fanatismus auch in Sachen, die mit dem Bekenntniß nichts zu thun haben. Eine halbe Million Niederdeutsche, die sogar die Mehrheit im englischen Cap-Parlament haben, sind gewiß keine Kleinigkeit im nationalen Leben unseres Volkes. So stark ist aber die niederdeutsche Bevölkerung Südafrikas, wozu noch 50000 Deutsche treten, denen bloß 100000 Engländer und andere Volkssplitter gegenüberstehen. Auf eigenem britischen Boden sind also die Angelsachsen in der Minderheit und abhängig von den Beschlüssen der Selbstverwaltung, die sie sonst als die Grundlagen der englischen Freiheit preisen. Mit Hülfe des englischen Pfundes und schamloser Wahlbeeinflussung unter thätiger Mitwirkung der Londoner Regierung versuchen sie bisher vergeblich eine parlamentarische Fälschung des selfgovernements herbeizuführen. Auf Grund dieser Thatsachen ist die Vorliebe nationaler Kreise Deutschlands für die Boeren nicht verwunderlich, und noch findet jede Vergewaltigung des Boerenthums einen lebhaften Widerhall in der nationalen

Digitized by Google

deutschen Presse, soweit sie nicht zugleich Börseninteressen vertritt, wie die Kölnische Wetterfahne am Rhein. Beinahe wider Erwarten hat sich die Lage der capländischen boerischen Mehrheit selbst gebessert, indem sie wieder die parlamentarische Mehrheit errungen haben und zwei ihrer Führer, Schreiner und Hofmeyr, im Ministerium sitzen. Rhodes' Verherrlichung in London und seine übertriebene Ehrung in Berlin haben den Sieg der Afrikanderpartei auch bei den Stichwahlen gesichert. Dagegen hat der plötzliche Umschwung der deutschen Politik die boerischen Gefühle der Dankbarkeit und der Achtung vor Deutschland, das dem räuberischen Albion zur rechten Zeit in die Zügel gefallen war, erheblich herabgestimmt und das Selbstbewußtsein dieser Niederdeutschen, auch ohne fremde Hülfe mit den Engländern fertig zu werden, gewaltig gesteigert. Beide Umstände sind für uns durchaus unerfreulich. Die Meinung, daß unverantwortliche persönliche Einflüsse auf eine hohe Stelle im Reiche eine vom deutschen Volke nicht getheilte Engländerfreundschaft nicht nur in afrikanischen Dingen gezeitigt haben, fand nicht nur im Transvaal, sondern auch bei uns Glauben, der eine Stütze in gewissen nichtamtlichen Vorgängen auch fraglos für sich in Anspruch nehmen konnte. Daß aber die Leitung unserer auswärtigen Politik, die mit verdeckten Karten spielen muß, von solchen unzulässigen Einwirkungen doch sicherlich nicht abhängig ist, leuchtete der öffentlichen Meinung umso weniger ein, als der Schein gegen eine zielbewußte, von Schwankungen freie Politik sprach. Naturgemäß griff in Deutschland eine weitgehende Mißstimmung Platz, da man mit Recht die Boerenfeindschaft der Großbanken für verdächtig hielt, und auch der Abkehr nationaler Blätter, wie der Kreuzzeitung, nicht recht traute. Man fürchtete höhere Einflüsterungen, zumal die Brutalität Albions und die versteckte Drohung mit roher Gewalt außer Frage stehen. Diesen beiden Strömungen befindet sich das Auswärtige Amt gegenüber. Nach Bismarck's eigenem Zeugniß ist aber für unsere Colonialpolitik und in deren nationaler Richtung die öffentliche Meinung stets treibend und häufig ausschlaggebend gewesen. Das internationale Jobberthum kann eine solche Beachtung nicht verdienen, auch wenn es mit seinem Gelde in den Spalten sonst führender Zeitungen sein unlauteres Wesen treibt.

Zur Beurtheilung unseres politisch gebotenen Verhaltens müssen wir auf die Anfänge unserer praktischen Colonialbewegung zurückgehen, als Bismarck mit geschickter Hand das gegenwärtige südwestafrikanische Schutzgebiet dem britischen Einfluß entriß und die Mitte der ostafrikanischen Küste dem Reichsadler vorbehielt. In Südafrika war die Grenzbestimmung unserer unmittelbaren Herrschaft nicht wichtig, werthvoll dagegen die Ausdehnung unseres Einflußgebietes bis zum Orangefreistaat. Unser südlicher Grenzfluß bildete zugleich die ununterbrochene Verbindung mit den Boerenstaaten. Das englische Capland war durch diesen deutschen Keil vom afrikanischen Norden geschieden, der Zambesi in unserer Hand nebst einer ausdrücklich und vertragsmäßig bedungenen Heerstraße. Die Neuschöpfung des britischen Caplands, Zambeson oder Rhodesia, d. h. die Betschuana-, Maschona- und Matabeleländer, war nur unter unserer Hoheit möglich. Die Goldstadt Sembabye, die jetzt Karl Peters mit einer englischen Expedition aufsucht, lag in unserem Bereich. Nördlich stieß das Einflußgebiet an die portugiesische Besitzung in Ostafrika, die uns somit ganz als reife Frucht in den Schooß fallen mußte. Der Zanzibarvertrag gab diese weiten Landstriche in unglaublicher Verblendung und Kurzsichtigkeit auf. Die uns Deutschen so gefährliche Wirksamkeit von Rhodes und seiner vielleicht noch schlimmeren englischen Helfershelfer, die sicher in London saßen, konnte nun beginnen. Ein großes, wenn auch noch unfertiges Reich erstand unter den Pranken des englischen Löwen in Südafrika. Der deutschen Thatkraft wäre vielleicht diese Aufgabe nicht gelungen, zumal unser Großcapital für eigene Unternehmungen nur selten zu haben ist, freilich schließlich auch in englische Colonien geht, wo stets etwas zu holen ist. Der kühne Wagemuth der Engländer fehlt unserem Volke der Denker und Träumer, der Soldaten und Bureaukraten, die wir ja leider alle selbst nur zu sehr sind, ohne zu ahnen, wie unvergleichlich nützlicher und auch national werthvoller der praktische Geschäftssinn unserer Stammesvettern ist, der keineswegs bei aller Erwerbssucht eines gewissen Idealismus entbehrt. Der ungekrönte König von Südafrika ist als Mensch ein sittlich höchst bedenkliches Wesen, der als Premierminister des Caplandes den Schmuggel mit Waffen und Branntwein durch den Auswurf der englischen Menschheit, was schon etwas sagen will, nach unseren südafrikanischen Schutzgebiet treiben ließ, ohne der gewöhnlichsten Anstandspflicht als höchster Beamter der Kroncolonie zu gedenken. Seine rücksichtslose Thatkraft ist aber nur zu bewundern und hat daher ihre Wirkung auf das englische Volk im Mutterland selbst nicht verfehlt. Diesem Gegner stand das arme Deutsche Reich mit einem unfähigen Reichskanzler und einem national unempfindlichen Großcapital hülflos gegenüber. Nur in den zähen Niederdeutschen seines eigenen Wirkungskreises fand er seine Meister. Er wurde sammt seinem Anhang aus der Mehrheit des Cap-Parlamentes verdrängt. Während wir selbst durch einen politischen und nationalen Selbstmord unsere Stellung in Südafrika verloren gaben und uns in rührender Bescheidenheit auf die Sandbüchse von Angra Pequena beschränkten, machte dieser Verrath höherer alldeutscher Interessen die Boeren zu Siegern über ihre kampflustigen und beutegierigen englischen Widersacher. Damit war auch das deutsche Prestige in Südafrika verschwunden, das wohl ein Bismarck auch bei ziemlicher Zurückhaltung gegenüber dem boerischen Liebeswerben bisher aufrecht erhalten hatte. Die Boerenstaaten und Portugal hatten zu des Altreichskanzlers Zeit vergeblich um ein Schutz- und Trutzbündniß gegen England gefleht. Freilich behielt sich Bismarck die Entscheidung bei passender Gelegenheit vor und vielleicht hätte er den erbetenen Schritt bei der drohenden Haltung der Engländer doch noch gethan. Caprivi zerriß das lose Band, um ja nicht des treulosen Albions Freundschaft zu verscherzen. Die Deutschfreundlichkeit der Boeren erlitt daher sehr berechtigter Weise einen harten Stoß. Der deutsche Stamm wurde nicht nur scheel, sondern mit Mitleid und Verachtung angesehen. Caprivi's Sturz und der freche englische Freibeuterzug änderten die Sachlage. Aber leider gelang es der englischen Diplomatie im Verein mit unerwünschten weiblichen Einflüssen und persönlicher Vorliebe für das englische Wesen an hoher Stelle die Folgen dieser wohlüberlegten kaiserlichen Kundgebung, die auch die Billigung der verantwortlichen Rathgeber gefunden hatte, fast aufzuheben oder doch völlig abzuschwächen. Freilich kam diesmal England mit offener Hand. Die deusche Colonialverwaltung muß aus wirthschaftlichen Gründen unser Ostafrika als größtes Schutzgebiet mit bequemer Verbindung und regem arabisch-indischen Handel am meisten schützen. Daher liegt ihr auch dessen Entwickelung besonders am Herzen. Die Auftheilung des portugiesischen Ostafrikas kann nur eine Frage der Zeit sein. England hatte sich bereits für diesen Fall den Süden im Wege des Verkaufsrechts gesichert, großartig ließ es nun Deutschland den Norden für sich in Anspruch nehmen, da die Ausschüttung der lusitanischen Erbschaft nur noch künstlich aufgeschoben wird und bald zu erwarten ist. Sicherlich war ein Abkommen mit Großbritanien von Vortheil für das Reich, da sonst leicht das britische Gold unter nachdrücklicher Hülfe einer Flottenentfaltung den Anfall dieses portugiesischen Besitzes an den südlichen englischen Nachbarn herbeiführen konnte. Durch die geographische Theilung fällt aber die Delagoabucht mit Lourenço Marques unter das englische Machtgebiet, und den Boeren ist dadurch dauernd der Zugang zum Meere versperrt. Naturgemäß kann diese

Digitized by Google

Thatsache die Vorliebe der holländischen Siedler für Deutschland nicht vermehren. Das Reich hat hierdurch eine offene Abschwenkung von Transval vollzogen, nachdem es zum Schutz der Delagoabucht bereits beim Jameson'schen Einfalle deutsche Matrosen in Lourenço Marques gelandet hatte. Der portugiesische Küstenstreifen, der dem boerischen Swasilande vorgelagert ist, war damals durch diese deutliche Kundgebung als unberührbares Gebiet für England erklärt worden, während er jetzt vertragsmäßig als gute Beute desselben Landes beim bevorstehenden Zusammenbruch der portugiesischen Herrschaft zu betrachten ist.

Die heutige auswärtige Politik des Reiches hat mit diesem ziemlich verwickelten Thatbestand zu rechnen. Man kann die einzelnen Abschnitte unseres Vorgehens nicht frei von schweren Fehlern und Versäumnissen sprechen, muß auch einen entschiedenen Mangel Folgerichtigkeit anerkennen. Freilich giebt es in der Politik keine unabänderlich-feststehenden Grundsätze. Abgesehen von dem groben Ungeschick des ausgesprochen colonialfeindlichen Grafen v. Caprivi waren thatsächlich auch Umstände für die deutsche Politik gegeben, die eine Aenderung der bisherigen Richtschnur erklärlich finden lassen. Die inzwischen eingetretene kühle Behandlung Transvals muß jedoch schon einer erneuten Nachprüfung zu dessen Gunsten weichen, da wir anläßlich der Samoawirren die Deutschfeindlichkeit aller englischen Kreise am eigenen Leibe zu spüren genugsam Gelegenheit hatten. Zum Vortheil unserer Politik kann man wohl von England Zugeständnisse sich erwirken, aber niemals, bei ersichtlichen Beweisen seiner Feindseligkeit gegen uns, zur Befestigung seiner behaupteten Vorherrschaft in Südafrika weiter Partei wider die Boeren ergreifen. Zank und Herrschaftsgelüste sind die Kennzeichen der englischen Politik auf der Erde. Ist sie ohnmächtig, so sät sie Zwist unter die Betheiligten; fühlt sie sich stark, so unterdrückt sie die scheinbar schwächeren Gegner. Die Selbsterhaltung zwingt uns daher, alle nothgedrungenen oder freiwilligen Widersacher des britischen Löwen zu unterstützen und sie gegebenen Falls um uns zu sammeln. Nur bei Frankreich liegt das Verhältniß anders. Der Wasgenwaldnachbar will unsere noch immer geschmälerten Rechte auf unsere Westmarken, das alte Lotharingien, nicht anerkennen. Wir können daher bei der Entscheidung zwischen ihm und England nicht auf seiner Seite stehen, sondern müssen uns neutral verhalten. Vorläufig ist ein Ausgleich zwischen dem Erbfeind und uns nicht zu erwarten, vielmehr spricht Alles für einen zwar aufgeschobenen, aber nicht aufzuhaltenden Austrag in einem erneuten Waffengange, wo wir für unser staatliches Dasein kämpfen werden. Anders steht es mit den übrigen englischen Gegnern, die unsere natürlichen Bundesgenossen sind.

England will offenkundig den südafrikanischen Boeren-Staaten den Garaus machen: Chamberlain mit plumper Gewalt, die schon einmal auf dem Schlachtfelde kläglich gescheitert ist, Salisbury mit feinen Mitteln, wozu auch der parlamentarische Sieg über die neue boerische Mehrheit im Cap-Parlament gehört. Da der Sieg zur Zeit nicht zu erwarten ist, so zieht Salisbury jetzt arglistig mildere Saiten auf, ohne darum die Streitkräfte in Natal zu vermindern. Vielmehr treffen ständig neue Truppenverstärkungen dort unten ein, und die Boeren sind mit Recht auf ihrer Hut. Es steht fest, daß nach der Absicht der Vertragschließenden der § 4 der Londoner Abmachungen 1884 die volle Abhängigkeit der südafrikanischen Republik nicht antasten sollte, und nur britische Verschlagenheit der Bestimmung über die auswärtigen Beziehungen des Freistaates eine vieldeutige Fassung gegeben hat, um daraus später eine Schlinge zu machen. England bot hierdurch bloß seine guten Dienste im diplomatischen Verkehr an. Jetzt wird aus diesem harmlosen Abkommen wider besseres Wissen die Beschränkung der Selbstständigkeit Transvals abgeleitet. Zu diesem fadenscheinigen Vorwande, der allerseits als solcher längst erkannt ist, ist nun ein zweiter scheinbar besser begründeter getreten. Aber auch diesem ist bereits durch die eigne Entschließung des Präsidenten Krüger und des Volksrathes die Spitze abgebrochen. Mit Fug und Recht konnten sich die Ausländer über wirthschaftliche Belästigungen und fiscalische Ausbeutung beschweren. Hauptsächlich kam das Dynamit-Monopol in Betracht, dessen Wegfall bereits zugestanden ist. Die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ist eigentlich nicht Sache der Fremden, und kein Staat duldet deren Einmischung. Die englischen Einwanderer wollten daher auch das Bürgerrecht des Freistaates erwerben. Auffällig erscheint es, daß stolze Engländer bescheidene Angehörige des Transvals werden wollen. Hier steckt auch der Pferdefuß. Nach englischem Staatsrecht verliert der Engländer überhaupt nicht die Unterthanenschaft Ihrer britischen Majestät, es sei denn, daß er förmlich aus dem Staatsverband entlassen wird. Der boerische Staatsangehörige englischer Abstammung bleibt also unter Umständen zugleich weiter Engländer. Wie bequem kann dann Albion seine Söhne auch dort unter seine Fittiche nehmen, wenn sie offen die Vernichtung ihrer Adoptiv-Heimath planen. Auch sonst wird England seine Kinder nicht verlassen. Indessen auch hierin will der Freistaat nachgeben, indem er die Aufnahme-Bedingungen erleichterte, die nicht ohne Gefahr für die Boeren-Republik sind. Aufrichtige Staatsbürger wird er an den Engländern nicht gewinnen. Freilich könnten auch wir Deutsche ein Interesse daran haben, daß das ausschließlich holländische Gepräge dieses niederdeutschen Gemeinwesens durch weiteres deutsches Blut aus dem Reiche geändert werde. Der Boere fühlt sich zu Unrecht als afrikanischer Holländer. Er bezieht seine fähigsten Beamten aus den nördlichen Niederlanden, ahmt deren Staats-Einrichtungen nach und behandelt auch seine deutschen Stammesbrüder als Muffs, wie unser holländischer Nachbar. Ja er fürchtet sogar thörichterweise das große deutsche Mutterland und schreibt ihm Angliederungsgelüste zu! Als ob das Transval auf die Dauer ohne den mächtigen deutschen Reichsschutz bestehen könnte! Rettungslos wird es trotz aller Tapferkeit die Beute des großen britischen Nachbarn. Der Freiheitsstolz des Boeren ist sehr schön, und und wir wollen ihm sicherlich nicht zu nahe treten. Aber den lächerlichen holländischen Sondersinn muß er sich abgewöhnen, so echt deutsch auch diese Eigenschaft ist. Diese Zersplitterung der deutschen Stämme hat ja unser nationales Unglück seit einem Jahrtausend verschuldet und darf sich auf afrikanischem Boden nicht fortsetzen. Wir verlangen kein Aufgehen im Reiche Seitens der halben Million Niederdeutscher in Süd-Afrika, aber das rückhaltlose Bekenntniß ihrer Zugehörigkeit zur großen Heimath. Die Engländer wissen genau, daß sie ohne unsere Zustimmung die Boeren-Staaten nicht überwältigen können. Sie ahnen auch, daß der boerische Volkstheil im Capland eine stete Bedrohung der englischen Herrschaft in Süd-Afrika überhaupt bildet. Wir können es offen aussprechen, daß das letzte Ziel der deutschen Reichspolitik nur die Entfernung Englands aus dem Capland sein kann. Nur auf diese Weise wird Ruhe in Süd-Afrika werden und auch unser nationales Interesse gewahrt, da ohne Anlehnung an das Reich die Unabhängigkeit der Boeren-Staaten nicht aufrecht zu erhalten ist. Die Zeit der kleinen Staatswesen ist vorbei, und auch das europäische Holland kann sein staatliches Dasein nur durch engen Anschluß an sein Mutterland retten. Treitschke hat schon vor Jahren erklärt, daß wir die Mündungen unseres größten Stromes nicht dauernd in fremder, schwacher Hand lassen können. Die Bundes-Verfassung des Reiches gestattet aber auch den künftigen Gliedern deutschen Stammes die volle Wahrung ihres Sonderbestandes, wenn sie nur nach Außen als treue Genossen des größeren Reiches erscheinen. Dieser holländische Sondergeist, der von Europa kurzsichtig geschürt wird, verhindert das offene Schutz-

Digitized by Google

bündniß der Boeren-Staaten mit dem Mutterland. In dieser Beziehung ist daher die Zurückhaltung der deutschen Politik trotz der damaligen kaiserlichen Kundgebung völlig berechtigt. Ein uns feindliches oder mindestens gleichgiltiges Staats-Gebilde können wir trotz aller Abneigungen gegen das gewaltthätige England nicht schirmen, wenn wir nicht die Gewähr haben, daß es in seiner auswärtigen Politik den verderblichen deutschen Sondergeist fahren läßt und uns als den gebornen Beschützer seiner staatlichen Freiheit unter des Reiches Oberhoheit anerkennt. Die volle staatliche Selbstständigkeit können die Boeren nicht mehr beanspruchen. Sonst ist auch ihr Kampf gegen England aussichtslos. Geld und Truppen hat England in Hülle und Fülle, nur die Furcht vor deutscher Einmischung hielt das englische Schwert in der Scheide, wie peinlich ihm auch die sicherlich tapfere Gegenwehr der niederländischen Boeren sein wird.

Für unsere Politik erwächst nun die ernste Mahnung aus dieser Sachlage, daß wir uns durch persönliche Verstimmungen und englische Lockstimmen nicht von dem nationalen Standpunkte abbringen lassen dürfen: daß wir national verpflichtet sind, den südafrikanischen Niederdeutschen unseren Schutz angedeihen zu lassen und das deutsche Element dort unten auf alle Weise zu stärken. Wir müssen unseren Capitalisten verbieten, mit England gemeinsame Sache zu machen, oder ihnen unseren Schutz entziehen. Der deutsche Aar schirmt jetzt die deutschen Interessen kräftiger, als der englische Löwe, da die Zeiten vorbei sind, wo wir um englischen Beistand für unsere Kaufleute betteln mußten. Die britische Flotte braucht uns nicht zu schrecken; der Entscheidungskampf wird auf südafrikanischer Erde ausgefochten, mögen deutsche Waffen dort mitspielen oder nicht. Zum Soldatenspiel haben wir doch auch nicht 1000 deutsche Reiter im benachbarten Schutzgebiet. Unser sonst mit Recht verlästerter Militarismus in den Colonien muß doch einen praktischen Nutzen haben. Daher ist auch national der dürre Küstenstreifen Südwestafrikas unser werthvollster Besitz, was wir Bismarck nicht vergessen wollen. Das Steppenland des britischen und boerischen Südafrika ist übrigens nicht besser, als unser Schutzgebiet und trotzdem ernährt es eine stetig wachsende Bevölkerung von kraftstrotzender Gesundheit. Der Reichthum an edlen Erzen ist kaum ein Vortheil für das Land selbst, da den wirklichen Nutzen fremde Capitalisten ziehen. Der Abschaum der Menschheit und Abenteurer aller Art finden sich unerfreulicher Weise auf den Diamantenfeldern und in den Goldgruben ein. Der Staatssäckel leidet darunter freilich keinen Schaden, und den Boerenstaaten fließen die Mittel zu ihrer Kriegsrüstung lediglich aus den Bergwerksabgaben zu. Der nationale Werth für unser Volksthum liegt aber in dem anbaufähigen Lande. Die Bodenschätze sind von zweifelhaftem Werthe und von anderer Art als z. B. unser heimischer Bergbau. Kaliforniens Entwickelung haben auch endgültig die Goldfunde nicht bestimmt, deren Zeit fast vorbei ist. Freilich wird auch der südafrikanische Bergbau in ehrbare Bahnen einlenken und dann eine werthvolle Zugabe zum Reichthum des Landes bilden. Das Goldfieber erst hat die erwerbsdürstigen Engländer nach Südafrika gezogen, das sonst unmerklich deutsch geworden wäre. Jetzt müssen wir uns auf ernsten Kampf gefaßt machen, dessen Kosten in erster Reihe die Boeren tragen werden. Aber wir dürfen aus unseren Ansprüchen und unserer Stammesgemeinschaft kein Hehl machen, sondern im Ernstfall thatkräftig eingreifen, um nicht England das Blachfeld zu überlassen oder lebensunfähige holländische Staatswesen zum Schaden der nationalen und wirthschaftlichen Entwickelung dort weiter vereinzelt und vereinsamt bestehen zu lassen, deren sonstige Erhaltung unsere vornehmste Pflicht ist. Wir reden gern vom größeren Deutschland, aber unsere Thaten entsprechen nicht dieser Losung. Der amtliche Verkehr darf freilich nicht den Boden der Wirklichkeit verlassen und muß mit gegebenen Verhältnissen rechnen. Daher haben wir trotz aller Mißhelligkeiten auch bisher mit England Freundschaft gehalten. Es ist aber doch die Frage, ob uns nicht der tückische Verrath auf Samoa eine erwünschte Handhabe gewährt, unsere südafrikanische Politik trotz des letzten Abkommens mehr in nationale Wege zu leiten und bloße wirthschaftliche Erwägungen zur Erschließung Ostafrikas zurückzustellen. Die bisherigen wirthschaftlichen Rücksichten und internationalen Bedenken waren durchaus beachtlich. Aber neue Verhältnisse und allmälige Machtverschiebungen erfordern auch eine veränderte Haltung. Das offene Begehren einer britischen Vorherrschaft in Südafrika können wir nie bewilligen und die dadurch bedingte Boerenfreundschaft bietet uns die Gelegenheit auch national die Südspitze des Erdtheils für uns zu gewinnen.

Die deutsche Besiedelung ist eine Lebensfrage für's Reich, da sonst nur Südbrasilien und die La Platastaaten uns eine gleiche Möglichkeit gewähren. Wir müssen daher auch mit allen Kräften eine deutsche Einwanderung nach Südafrika fördern. Auch selbstständige Kaufleute und sonstige Handelsbeflissene sind willkommen, sofern sie nicht englische Interessenpolitik für ihre etwaigen Londoner Brodherren treiben. Deutsches Capital müßte in beträchtlicherem Umfange und auf selbstständiger Grundlage im Lande angelegt werden. Eine Colonisation unseres eigenen benachbarten Schutzgebietes muß damit in größerem Maaßstabe Hand in Hand gehen. Die Mannschaften der Schutztruppe sollten auch mit Baarmitteln zur Uebernahme von Viehländereien ausgestattet werden, um sie sämmtlich im Lande zu halten. Die paar mit Unterstützung der deutschen Colonialgesellschaften hinausgesandten Dienstmädchen bilden einen zu geringen Stamm für deutsche Hausfrauen. Die allzu große Aengstlichkeit vor wirthschaftlichen und sittlichen Gefahren im deutschen Neulande haben bisher eine werkthätigere Ausnutzung dieser Gelegenheit zur Bildung des Hausstandes verhindert. Staatssecretäre a. D. und sonstige hohe Beamte mit fehlender Erfahrung auf diesem Gebiete sind auch nicht die richtigen Leiter solcher Bewegungen. Keine bureaukratische Prüfung, sondern freie Ueberfahrt nebst einem Zehrgroschen für die auswanderungslustigen Mädchen sind genügend, um den deutschen Soldaten einen Hausstand zu verschaffen und sie dann an die neue Heimath zu binden. Die Regierung thut Alles, was in ihren Kräften steht. Nur etwas weniger Schablone und mehr Unternehmungslust wäre zu wünschen, was freilich hauptsächlich auch für die dortigen Colonialgesellschaften gilt. Schlimm war es, daß bei der Abneigung der deutschen Geldleute das englische Capital stark betheiligt ist. Die deutschen wirklich finanziell Betheiligten bieten keine Gewähr dafür, daß sie nationales Verständniß besitzen. Nur der Geldbeutel will auf seine Rechnung kommen. Wirklich patriotischen Leuten dieser Richtung fehlen ja leider häufig die Mittel und der kühne Wagemuth, die eigene Existenz einzusetzen. Wir können in Südafrika nur von unseren Volksfeinden, den lieben englischen Stammesvettern, lernen. Erst eine Masseneinwanderung, dann kleine Putsche und schließlich offene Vergewaltigung, so gewinnt man die Herrschaft. Wir bewundern doch sonst immer an falschem Platze die englische Thatkraft. Handeln wir einfach nach dieser Vorschrift, und der Erfolg wird uns nicht mangeln. Auch der heuchlerische Engländer pflegt seinem brutalen Thun ein ehrsames Mäntelchen umzuhängen. Unsere Diplomatie wird um die Mittel und Wege doch wohl nicht verlegen sein. Nur der Erfolg entscheidet im politischen Kampfe, und ihn vorzubereiten und zu erringen, ist im Völkerleben sogar die höchste Pflicht des Staatsmannes. Dies ist die neue überseeische Aufgabe Deutschlands, dessen Zukunft nach dem Wort aus hohem Munde auf dem Wasser liegt.

Digitized by Google

Panama- und Nicaragua-Canal.

Von Franz Eißenhardt.

Die Wichtigkeit dieser beiden Wasserstraßen in strategischer wie tactischer Hinsicht hat der amerikanisch-spanische Krieg von 1898 gezeigt und zeigt weiter der amerikanisch-philippinische Krieg heute und für vorläufig nicht absehbare Zeit. Ein großer Theil der Schiffe des Admiral George Dewey in den Philippinen gehört der amerikanischen Atlantik-Flotte an, sie, sowie auch Truppentransport-Schiffe haben zum Theil ihren Weg um Cap Horn, zum Theil über Gibraltar-Suez nehmen müssen. Bitter, wie den Mangel eines Kabels durch den Stillen Ocean, empfindet man in den Vereinigten Staaten den eines Canals, welcher, durch Mittelamerika gehend, den Weg zum Kriegsschauplatz erheblich abkürzen würde. Aus diesem Grunde mit ist es erklärlich, daß man sich neuerdings in den Staaten für den Nicaragua-Canal begeistert und die Alarmtrommel zu rühren beginnt. In weiten europäischen Kreisen ist die Meinung verbreitet, dieses Unternehmen sei weit vorgeschritten, da es doch amerikanischem Capitel ein Leichtes wäre, ihn herzustellen, während man das Panama-Unternehmen nach dem großen Krach mit tiefem Mißtrauen betrachtet. Vom Nicaragua ist allerdings seit vielen Jahren die Rede gewesen, ja, der „North-Atlantic-Pilot" brachte im Juli 1895 einen Artikel, nach welchem das Hydrographische Amt zu Washington auf Wunsch der Handelskammer zu San Francisco Karten hergestellt habe, welche die Abkürzung der Routen von England nach Hongkong-Yokohama-San Francisco zeigen; das Blatt bringt auch die Zahlen, die sich bei Benutzung des Canals ergeben würden. Sie sind hier gleichgiltig, denn wie sich aus den folgenden Ausführungen ergeben wird, ist von einem „Bau" des Nicaragua-Canals noch nicht zu reden, geschweige von seiner Eröffnung. Man hat sich, wie so oft, auch hier wieder einmal von amerikanischer Bramarbasirerei täuschen lassen, denn thatsächlich steht es um den Canal, der zudem in Amerika selbst viele Gegner hat, äußerst kläglich. Nach „Scientific-American" 1899 sind von der großen 170 Meilen (engl.) langen Trace $^{8}/_{4}$ Meilen, nämlich 1220 Meter ausgehoben und auf eine Wassertiefe von 5 Metern gebracht; weitere 30 Meilen hat man von Baumstämmen gesäubert. Gearbeitet wird nur mit fünf Baggern und außer einem Maschinenschuppen in Graytown sind Baulichkeiten und Unterkunftsräume nicht vorhanden; ja sogar über die Trace ist man sich noch nicht einmal klar.

Sehen wir dagegen den Panama an! Man hat an ihm weitergebaut, trotz des Panama-Skandals, der noch immer nicht zu Ende zu sein scheint. Da am 1. October 1894 das gesammte Rieseninventar der Gesellschaft, wovon die Maschinen, Dampfer und das Eisenbahnmaterial allein 30 Millionen Werth repräsentirten, contractmäßig an die Regierung von Columbien als Eigenthum fiel, falls am genannten Datum die Arbeiten nicht wieder aufgenommen sein sollten, so sandte man Ingenieure an den Canal, die den Stand der Dinge untersuchen sollten. Da die Arbeiten seit fast fünf Jahren eingestellt waren, hegte man keine allzugroßen Hoffnungen auf ein günstiges Ergebniß. Es stellte sich jedoch heraus, daß die Dinge lange nicht so schlimm standen, wie man befürchtet hatte, daß der Chagres-Fluß nur auf fünf Kilometer, der Canaltrace folgend, sie verschlammt hatte, um dann in den Rio Mindi abzufließen, und daß gerade die gefürchtete tropische Vegetation als conservirendes Element sich erwiesen hatte, ein leicht zu beseitigendes Hinderniß. Die Schleusen waren sämmtlich, abgesehen von der Bewachsung, im alten Zustande, die Wasserdurchbrüche waren unbedeutend. Das Material war gesammelt. Von sechzehn Baggern waren zehn so gut wie neu, davon zwei Seebagger, zwei Typ Suez-Canal. Die Fahrzeuge waren ebenfalls an verschiedenen Stellen gesammelt, selbst Locomotiven waren brauchbar; nur das Wagenmaterial war zerfallen. Ueberhaupt hatten sich alle metallenen Theile gut gehalten. Der neuen Canalgesellschaft stand damals allerdings nur ein Capital von 240 Millionen Mark zur Verfügung. Das war 1894.

Es würde zu weit führen, hier den Fortgang der Arbeiten zu verfolgen. Man fand Capital und solche Leute, die sich sagten, daß trotz aller Schwindeleien und colossalen Unterschlagungen immerhin sehr Bedeutendes an Arbeit geleistet sein mußte und die sich mit Recht daran erinnerten, daß der Bau des Suez-Canals, der heute seinen Actionären seit drei Jahrzehnten eine Goldgrube ist, auch nicht, nach dem Anschlag fertig wurde. Man baute also, und heute nach etwa vier Jahren, ist der Stand der Arbeiten folgender, wobei amerikanischen Ausführungen, nicht etwa französischen, gefolgt wird und gleich voraus bemerkt sein soll, daß die Kosten bis zur Eröffnung — bei hohen Anschlägen — auf rund 100 Millionen Dollar geschätzt sind, gegen 150 Millionen Dollar — bei niedrigen Kostenanschlägen — des Nicaragua.

Schon 1895/96 wurden zu den vorhandenen 1800 Arbeitern auf Jamaica und den anderen westindischen Inseln 2000 weitere angeworben, und man wollte den Stand auf 6000 bringen. Allerdings schätzte der Correspondent der „Times", Mr. Colquehoun, die Gesammtkosten auf 200 Millionen Dollar und meinte, die Flüsse Chagres und Culebra würden unüberwindliche Hindernisse bieten. In letzterer Annahme hat er sich schon heute geirrt, denn die Flüsse sind derartig in Dämmen eingefangen, daß sie dem Canal durch Ueberschwemmungen keinen Schaden mehr zufügen können. Auch das Culebramassiv ist durch Tunnelbauten und Durchstiche heute überwunden, wie denn überhaupt auf Schwierigkeiten technischer Art kaum mehr gerechnet wird. Von der 46 Meilen langen Canaltrace — gegen 170 des Nicaragua — sind 18 Meilen vollendet, auf die vorgeschriebene Breite und auf neun Meter Wassertiefe gebracht. Weitere 15 Meilen haben die normale Breite bei 5 bis 9 Meter Wassertiefe. Maschinen sind genügend vorhanden, und Unterkunft für 15000 Mann (?) ist gleichfalls da. Das einst so gefürchtete Klima hat sich in Folge von Abgrabungen gebessert, auch sind weitgehende sanitäre Vorkehrungen gegen Witterungseinflüsse getroffen. — Sonstige gute Eigenschaften sind die vorhandenen Häfen an den Enden, die Limon-Bai und der Hafen von Panama, welche beide als Endpunkte der seit über 40 Jahren im Betrieb befindlichen Panama-Eisenbahn, seit derselben Zeit in Benutzung sind, endlich, nicht zum Wenigsten beachtenswerth, die doppelgleisige Eisenbahn selbst, die den Canal auf seiner ganzen Länge begleitet.

Beim Nicaragua-Canal muß eine Straße erst geschaffen werden, desgleichen sind Hafenanlagen bei Briton und Graytown anzulegen und zwar das Alles mit gewaltigen Kosten. Die zweispurige Eisenbahn allein berechnet General Hoins vom Walker Board auf 100000 Dollar für die Meile und 166 Meilen sind zu bauen, da nur 9 Meilen eine Eisenbahn von Graytown aus dem Canal folgt, — macht für die Eisenbahn allein 16,1 Millionen Dollar, dazu die Hafenbauten mit rund 15 Millionen — macht 31,1 Millionen Dollar. Von dem mangelhaften Material haben wir schon gesprochen. Wenn man diese Angaben nebeneinander sieht, kann man sich die Baulust der Amerikaner umsoweniger erklären, als naturgemäß ein Canal dem anderen Concurrenz machen wird, und weil die Zufahrt von Europa für beide fast gleich ist, naturgemäß die kürzere Tour gewählt werden wird, also der Panama, der höchstens in 15 Stunden zu durchfahren ist, während man auf dem Nicaragua die dreifache Zeit mindestens gebraucht. Bei der Eigenart des amerikanischen Charakters in solchen Dingen giebt es verschiedene Erklärungen. Nationale Eitelkeit, da der Panama ein französisches Unternehmen ist; — Hoffnung, an dem Unternehmen durch Speculation nach Panama-Muster Geld zu verdienen, endlich politische Beweggründe. Was letzteren

Digitized by Google

Punkt anbelangt, so muß man in Rechnung ziehen, daß vor Inangriffnahme des Panama ausdrücklich gefordert wurde, der Canal müsse für neutral erklärt werden. Kriegs- und Handelsschiffen jederzeit offen bleiben, unter gemeinsamem Protectorat stehen und kein Staat dürfe Befestigungen anlegen. Diesen Abmachungen sind auch die Vereinigten Staaten beigetreten. Jedenfalls ist es ohne einen dieser drei Gründe nicht recht zu fassen, weßhalb Bruder Jonathan mindestens 150 Millionen Dollars für ein Unternehmen opfern will, welches, im besten Falle, ein mindestens gleichwerthiges Concurrenzunternehmen bereits vorfindet oder in allernächster Zeit erhält. Möglich, daß ihm seine Eroberungen in kurzer Zeit so viel zu thun geben, daß seine Dollars bedenklich schwinden, und bei den winzigen Anfängen ist es dann nicht schlimm, zurückzutreten. Während man den Panama sogleich auf der ganzen Strecke angriff, tippt er nur zögernd an einem Punkte an, was sonst nicht seine Art zu sein pflegt. In jedem Falle aber steht es um den Panama nicht so schlimm, wie man gemeinhin glaubt, und ohne Frage ist er nach seiner Vollendung diejenige Wasserstraße zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean, welche das Concurrenzunternehmen an Werth übertrifft. Diese Fertigstellung scheint aber gesichert, wenn man, sanguinisch, auch die Zeit noch allgemein zu kurz annimmt. An Rentabilität wird es der Gesellschaft, welche schließlich den fertigen Panama in Besitz hat, ganz sicher nicht fehlen, denn der Staat mit seinen Kriegs- und der Kaufmann mit seinen Handelsschiffen fragen nicht danach, ob das Unternehmen reell durchgeführt ist, oder viele Male verfracht war.

Literatur und Kunst.

Eine Ehrenrettung von Goethe's Vater.

Von Karl Schönstedt.

Während aller Glanz auf Frau Aja und ihren großen Sohn fällt, liegt ein kalter Schatten auf dem Charakterbilde seines Erzeugers. Fast alle literarischen und menschlichen Urtheile über den Kaiserlichen Rath Johann Kaspar Goethe lauten ungünstig. Schon die Mitlebenden, die Freunde des großen Dichters haben hart über ihn abgesprochen, ja der eigene Sohn ist ihm selten ganz gerecht geworden. Es ist also kein unnützes Beginnen, seine Ehrenrettung zu versuchen. Den absprechenden Lewes, Viehoff, Düntzer, Heinemann treten neuerdings entschiedene Lobredner gegenüber. Erst der treffliche Otto Volger, der jüngst Verstorbene, und nun auch eine warm empfindende und kluge Wiener Dame, Felicie Ewart.*) Sie sucht namentlich geschickt nachzuweisen, daß der alte Goethe seinen Sohn sehr planvoll und streng erzogen habe. Greifen wir gleich einen Punkt dieses Erziehungswerkes heraus, der dem Alten besonders den Namen eines nüchternen Pedanten eingetragen hat. Uneingeschränkt darf man behaupten, daß, wenn Goethe's Dichtung eine Wahrheit der Situationsschilderung und Classencharakteristik, eine Natürlichkeit der Gestaltenschöpfung und plastischen Vollendung des Individuellen in die Welt gebracht hat, wie sie vorher nicht da waren, so war dies darum möglich, weil Goethe durch seinen Vater zu den Systemen des Menschendaseins, den Lagen und Schichten der Gesellschaft in ein ungleich vielseitigeres, praktischeres, wirkliches Verhältniß gesetzt wurde, als irgend einer seiner Vorgänger und Nebenbuhler. Vielleicht wird man einwenden, daß nur Bequemlichkeit und Egoismus den alten Goethe dazu trieben, seinem Sohne frühzeitig einen Theil der geschäftlichen Lasten zu übertragen. Wer aber jemals versucht hat, aus Erziehungsrücksichten jüngere, unerfahrene Hände in das eigene Arbeitsgebiet eingreifen zu lassen, der weiß, daß dieses Unternehmen einen hohen Grad von Geduld und Selbstentäußerung beansprucht, und daß es daher andere Beweggründe gewesen sein müssen, welche den Ausschlag gaben. Ja, es scheint F. Ewart bei unbefangener Würdigung der Thatsachen unmöglich, diesen Theil der Erziehung des jungen Goethe nicht als ein zielbewußtes, wohlüberlegtes Vorgehen aufzufassen. „Ist man überhaupt geneigt, einen erziehenden Einfluß von außen anzuerkennen, dann muß man die größte Dankbarkeit dem Kaiserlichen Rath gegenüber empfinden, denn er hat seinem Sohn eine Ausbildung gegeben, reicher und tiefer, als sie Fürstensöhnen zu Theil wird." Fast ohne Vorgang in bürgerlichen Kreisen steht z. B. die gründliche Einführung des fünfzehnjährigen Jünglings in das politische Getriebe Deutschlands. Hier ein Beispiel!

Der erste Liebesroman mit Gretchen war in vollem Gange. In Frankfurt aber rüstete man zur Kaiserkrönung und Alles bereitete sich auf eine Periode des Schauens und Genießens vor; auch die Gesellschaft junger Leute, in welche der Knabe gerathen war, benutzte die Freiheit einer allgemeinen Feststimmung, um mehr als sonst beisammen zu sein und sich der Zucht des väterlichen Hauses zu entziehen. Aber obwohl der Vater Goethe keine Ahnung von den etwas krummen Wegen hatte, auf denen sein Sohn damals wandelte, durchkreuzte er öfters die Pläne Wolfgang's und hielt ihn fest, indem er sich bemühte, ihm den Gang der Weltgeschichte klarzulegen. So lebt Wolfgang ein reiches Leben in diesen bewegten Monaten, er hat kein Interesse, als das Aeußere der Gegenstände zu beobachten, kein Geschäft, als das ihm von seinem Vater aufgetragene, wodurch ihm freilich der innere Gang der Dinge verständlich wurde. In dem Verhältnisse Goethe's zu dem Sohn der Frau von Stein begegnet man ähnlichen Momenten; und da es einer Künstlernatur entspricht, die Triebfeder ihrer Handlungen bloßzulegen, so findet sich die erzieherische Absicht klar ausgesprochen. Man könnte die darauf bezüglichen Worte ungezwungen als Text für die Methode des Vaters benützen.

Aber es muß einmal gesagt sein: der geniale Sohn war mit Recht das Sorgenkind des Hauses und verdiente alle Strenge. Während der Kaiserliche Rath sein ganzes Augenmerk darauf gerichtet hatte, dem Knaben das seltene Schauspiel einer Kaiserkrönung nach allen Seiten hin nutzbar zu machen, erlitt sein Vaterstolz eine bittere Enttäuschung. Die Gesellschaft, in der sich Wolfgang damals ohne sein Wissen bewegte, hatte durch das unehrenhafte Vorgehen einiger ihrer Mitglieder die Aufmerksamkeit der Stadtoberen auf sich gelenkt. Man hatte der Obrigkeit die Anzeige von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen gemacht, und in diese unsauberen Geschichten erschien der Name des jungen Goethe auf unbegreifliche Weise verflochten. Der strenge, rechtliche Sinn des Kaiserlichen Rathes ward durch diese Mittheilung auf das Aeußerste betroffen und empört. Die Mutter, immer geneigt, vermittelnd einzugreifen und sich in dieser Angelegenheit nicht ganz schuldlos fühlend, — hatte sie doch dem Vater die späten Stunden der Heimkehr, die von Wolfgang außer Haus verbrachte Nacht zu verheimlichen gewußt — bewog ihn durch ihre Bitten, die Angelegenheit von einem Dritten untersuchen und des Sohnes Antheil an den peinlichen Geschichten feststellen zu lassen, ehe er selbst mit ihm sprach. Bald genug stellte sich seine Schuldlosigkeit heraus, aber dabei kam auch sein Verhältniß mit Gretchen zur Sprache, und er wurde unsanft aus seiner Jugendschwärmerei gerissen. Seine Verzweiflung war heftig und thränenreich; er schloß sich in sein Zimmer ein und wollte von Welt und Menschen eine Zeit lang nichts wissen; auch das Anerbieten des Vaters, die Reichsinsignien mit ihm zu beschauen, wies er von sich. „Der kleine Zug

*) Goethe's Vater. Eine Studie. Hamburg, Leopold Voß.

Digitized by Google

bezeugt den ausgezeichneten Tact des Kaiserlichen Rathes. Sobald er sich von der Unschuld seines Sohnes überzeugt hatte, trachtete er vor Allem darnach, ihn in der öffentlichen Meinung zu rehabilitiren. Ein Gang durch die Stadt, zu den Schaustellungen im Römer, mußte den Verständigen beweisen, daß er keine Ursache hatte, sich seines Sohnes zu schämen." Doch waren die Aufregungen der letzten Tage für Wolfgang zu viel gewesen; er vermochte Niemanden als Mutter und Schwester um sich zu ertragen, und verfiel in eine fieberhafte Krankheit, die seinem leidenschaftlichen Toben ein Ziel setzte. In dieser schwierigen Periode zeigte sich die liebevolle Geduld, die weise Fürsorge des Vaters auf's Neue.

Aber auch später machte der junge Feuergeist dem Alten viel Kummer. Früh schon hatte der Kaiserliche Rath seinem Sohne den Lebensplan auseinander gesetzt, der ihm als der beste und richtigste vorschwebte, und seinerseits Alles gethan, was den Knaben würdig dafür vorbereiten konnte. Das Studium der Jurisprudenz schien ihm geeignet, den Weg zu den höchsten Würden im Staat zu ebnen; und wohl mußte der Mann, dessen Sinn stets auf das Reale gerichtet war, der sich aber selbst durch eine seltsame Verkettung von Umständen außerhalb der treibenden Factoren im öffentlichen Leben gesetzt hatte, den Stand des Rechtsgelehrten für seinen Sohn anstreben. Juridische und politische Kenntnisse sollten ihn befähigen für sich und Andere zu wirken, die gesellschaftlichen Stufen zu erklimmen, die in eine höhere Lebensstellung führen. Sicherlich hat der Kaiserliche Rath die Uebereilung sein Leben lang schwer empfunden und gebüßt, die ihn selbst vom öffentlichen Wirken für immer ausschloß. „Die Befangenheit des Abkömmlings einer bescheidenen Handwerkerfamilie hatte sich mit dem selbstbewußten Stolz des unterrichteten, weitgereisten Doctor juris noch nicht in's Gleichgewicht gesetzt, und als Rest war jene krankhafte Empfindlichkeit zurückgeblieben, welche die üblichen Gepflogenheiten einer Wahl nicht ertragen, und sich nicht eingestehen wollte, daß eigenes Verdienst allein, niemals und nirgends den Platz in einer Körperschaft sichern würde. Der Mangel an Lebensklugheit im Verkehr, der sich bei dem Uebertritt der meisten Menschen aus einer Sphäre in die andere fühlbar macht, hat den Kaiserlichen Rath in seine Sonderstellung gedrängt, und es besteht auch nicht der geringste Zweifel, daß er sich dieses Fehlers gar wohl bewußt war, und Alles daran setzte, um ihn bei der Erziehung seines Sohnes zu vermeiden. Es ist ihm so gut gelungen, daß gerade dieser, der aus den bitteren Lebenserfahrungen den reichsten Gewinn zog, am wenigsten Nachsicht mit den väterlichen Eigenthümlichkeiten besaß, eine Erscheinung, die sich bei gut erzogenen Kindern täglich wiederholt. Denn nichts schätzt der junge Mensch weniger, als was ihm ohne eigene bewußte Anstrengung, gleichsam als etwas Selbstverständliches zu Theil geworden ist; nirgends übersieht er leichter die Arbeit und Sorge, als wenn sie dazu gedient haben, ihm die Steine aus dem Weg zu räumen." Aber was hilft der schönste Studienplan, was alle Liebe und Strenge gegenüber der überschäumenden Jugendlust! Wolfgang's Rückkehr aus Leipzig, das er krank und elend verlassen mußte, nachdem ein Blutsturz (?) ihn danieder geworfen hatte, schien ein Zusammenbruch aller Hoffnungen. Man braucht nur Goethe's Briefwechsel jener Zeit zu durchblättern, um die wahre Natur seiner Krankheit zu errathen. „Einen Schiffbrüchigen" nennt er sich selbst, und der Kaiserliche Rath hatte den Schmerz und die Enttäuschung zu tragen, statt eines gesunden, leistungsfähigen Sohnes, der die Universitätszeit ausgenutzt hatte, einen geschwächten, lebensüberdrüssigen, mit sich und der Welt im Streite liegenden Jüngling wiederzusehen. Mochte er auch seinen Verdruß darüber zu verhehlen suchen, der damals besonders reizbare Jüngling wird ihn sicherlich empfunden haben, und der Contrast zwischen seiner Mißbilligung und der hätschelnden Sorgfalt der Frauen für ihren geliebten Kranken trat schärfer als je in das Bewußtsein aller Betheiligten. Viel trug auch die hysterische Schwester Cornelie dazu bei, die Stimmung gegen den Vater zu verschärfen. Mit leidenschaftlicher, eifersüchtiger Liebe hing sie an dem Bruder, hegte jede seiner Launen, bewunderte seine Absonderlichkeiten, kurz, that Alles, um die Spannung zwischen den Männern zu steigern. Die Darlegung dieser unbehaglichen Verhältnisse nimmt in der Selbstbiographie Goethe's einen ziemlich breiten Raum ein; sie schildert Wolfgang seine Zeit mit alchymistischen Spielereien hinbringend, im regen Verkehr mit dem mystisch angehauchten Fräulein von Klettenberg. Seine Krankheit wird mit Geheimmitteln behandelt, die, weil ihre Anwendung durch einen im Kreise der Gläubigen hochangesehenen Arzt mit einer plötzlichen Besserung zusammenfällt, das Vertrauen zu dem „unerklärlichen, schlaublickenden, freundlich sprechenden, übrigens abstrusen Mann" auf's Höchste steigert.

Durch Fräulein von Klettenberg angeregt, vertieft sich der junge Goethe in Welling's Opus mago-cabalisticum, stellt einen Windofen in seinem Zimmer auf, und versucht es immer und immer Liquor silicum herzustellen. Nach und nach fängt er wieder an zu zeichnen und zu radiren, zieht sich aber bei der Verwendung von Säuren (?) eine Kehlkopferkrankung zu, die ihn abermals an's Krankenlager fesselt. Endlich ist er doch so weit hergestellt, daß der Wunsch in ihm rege wird, das väterliche Haus von Neuem zu verlassen. „Mit dem Vater selbst konnte ich kein angenehmes Verhältniß anknüpfen; ich konnte ihm nicht ganz verzeihen, daß er bei den Recidiven (!) meiner Krankheit und bei dem langsamen Genesen, mehr Ungeduld als billig sehen lassen, ja daß er, anstatt durch Nachsicht mich zu trösten, sich oft auf grausame Weise über das, was in keines Menschen Hand lag (?), geäußert, als wenn es nur vom Willen abhinge."

F. Ewart ist ferner der Meinung, daß J. K. Goethe auch Cornelien gegenüber stets als liebender, sorglicher Vater gehandelt; mag sein, daß seine Erziehungsmethode auf der schwermüthigen Natur des Mädchens härter lastete, als es in seiner Absicht gelegen war. Daß Cornelie auch mit der fröhlichen, leichtlebigen Mutter in keinem innigen Verhältniß stand, wird von allen Berichterstattern gleichmäßig versichert; es giebt eben Menschen, die auf keinem Boden zu gedeihen scheinen, ohne daß man deßhalb ihrer Umgebung daraus einen Vorwurf machen könnte.

Der Aufenthalt des Jünglings im väterlichen Hause nach seinen ersten Universitätsjahren dauerte nicht ein halbes Jahr, wie es die Selbstbiographie angiebt, sondern nach den Erhebungen von Viehoff anderthalb Jahre, nämlich vom September 1768 bis zum Frühjahr 1770. Eine Zeit, die nach allen Ueberlieferungen bloß der Herstellung seiner Gesundheit und dem dilettantenhaften Betrieb verschiedener Wissenszweige gewidmet war. Die Ungeduld des sechzigjährigen Vaters erscheint durch diesen Umstand durchaus erklärlich. Auch das Verhältniß zu Käthchen Schönkopf in Leipzig, darnach angethan, die Spannkraft und Stimmung Wolfgang's dauernd zu beeinflussen, konnte dem Vater unmöglich verborgen bleiben. Die Briefe, die der Jüngling aus Frankfurt an sie schrieb, geben Einblick in sein zerrissenes Gemüth; sein leidenschaftliches Naturell immer stärker hervortretend, läßt den Wunsch des Vaters nur zu begreiflich erscheinen, durch die Rückkehr zu einem mit Studien ausgefüllten Leben dem ungesunden Dahindämmern zwischen physischen und psychischen Leiden und Heilmethoden ein Ende zu machen. Daß auch die alchymistischen und kabbalistischen Spielereien, dereinst im Colorit des Faust verwerthet, zur Unsterblichkeit gelangen würden, konnte der Herr Rath nicht voraussehen; für einen Studenten der Jurisprudenz war es zum Mindesten eine zeitraubende Beschäftigung, und jeder andere Vater hätte ebenso darauf dringen müssen, die angefangenen Studien fortzusetzen, die Universität von Neuem zu beziehen.

Also der väterliche Mentor mahnte immer wieder an

Digitized by Google

die Erfüllung des einmal Begonnenen, den Abschluß der juridischen Studien. Beim Abschied hatte Wolfgang dem Vater versprechen müssen, eine Dissertation zu schreiben; da er aber durch andere Interessen abgezogen, sich in keine Materie wirklich vertieft hatte, so fehlten ihm die nöthigen Grundlagen zu einer gelehrten Abhandlung. Seine Freunde in Straßburg riethen ihm, bloß über einzelne Thesen zu disputiren, und er schrieb in dieser Angelegenheit seinem Vater und hoffte ihn auch auf diese Weise zu befriedigen. Der Kaiserliche Rath aber „verlangte ein ordentliches Werk", das Wolfgang, wie er meinte, sehr wohl anfertigen könnte, wenn er nur wollte und sich die gehörige Zeit dazu nehme. So gedrängt, bequemte sich der Jüngling, an die trockene Arbeit zu gehen und verfaßte eine Disputation in lateinischer Sprache. „Eine reinliche Abschrift wurde dem Vater sogleich zugeschickt, welcher zwar nicht billigte, daß keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei. Doch versprach er sich von der Bekanntmachung dieses Werkchens eine vorzügliche Wirkung." Freilich war er später, als diese Dissertation nicht gedruckt und sein Sohn auf Grund einiger Thesen am 6. August 1771 nur als Licentiat nicht als Doctor promovirt wurde, von Neuem unzufrieden. Nicht der Wunsch, bei den Frankfurter Bürgern damit Ehre einzulegen, gewiß nur die Enttäuschung, seinen Liebling mit einem zweiten Grad vorlieb nehmen zu sehen, wo er leicht den ersten hätte erringen können, verstimmte ihn. Aber er hob das Manuscript sorgfältig auf und hoffte auf die Zukunft.

Zwei Interessen sind es, die fortan die Seele des alternden Mannes erfüllen. Der allmälig erwachende Dichterberuf seines Sohnes, dem der Vater zwar aufmerksam und theilnahmsvoll, aber nicht kritiklos gegenüber steht, und die Verfolgung der eingeschlagenen juristischen Laufbahn. Man hat den Kaiserlichen Rath oft und hart getadelt, daß er dem stürmischen Drängen des jungen Goethe immer wieder seine Forderungen nach bürgerlicher Arbeit, nach einem geordneten Lebensweg entgegen hielt. Das verletzte Selbstgefühl des Jünglings, den der Zweifel an der Größe seines Talentes an der wundesten Stelle trifft, die schier unerträglich scheinende Bevormundung in Bezug auf Zeit und Geldverwendung, sie haben jene Aeußerungen des Unwillens hervorgerufen, welche sich in den Briefen des jungen Goethe zerstreut finden und deren subjective Berechtigung auch F. Ewart zugeben will. Und doch hat der Kaiserliche Rath auch in dieser Zeit seine weise Voraussicht, seine liebevolle Sorge für den Sohn niemals verleugnet. Trotz aller Conflicte, deren Spuren uns erhalten sind, hat er dem jugendlichen Feuergeist gegenüber eine Selbstbeschränkung, eine Bescheidenheit und Güte gezeigt, die um so höher anzuschlagen sind, je größer der Altersunterschied zwischen den Beiden, je schroffer der Contrast ihrer damaligen Weltanschauungen gewesen sein mochte. Wie liebevoll und hingebend nimmt sich z. B. der Alte der advocatorischen Kanzlei seines Sohnes an! Mit Hülfe eines Schreibers bewältigt er die trockene Geschäftsarbeit, befriedigt die Clienten, fertigt die Schriftstücke aus, zufrieden, wenn er durch solche Nachhülfe dem jungen Advocaten alles Handwerksmäßige des Berufes vom Leibe halten, ihm die Freiheit des dichterischen Schaffens ermöglichen kann. Sein Sohn soll vom Elend einer Literatenexistenz frei bleiben, die Muse nicht zur Magd erniedrigen müssen.

Auch daß Wolfgang's Umgang mit Karl August nicht des Alten Beifall fand, ist wohl erklärlich. Betrachtet man die vorliegenden Thatsachen, so hat man in erster Linie mit der Abneigung des stets unabhängig gewesenen Mannes gegen jeden Fürstendienst zu rechnen. Zwei Mal hatte er es versucht, durch eine Reise Gedanken und Wege seines Sohnes von Weimar abzulenken, es war umsonst gewesen. Als aber die Einladung nach Weimar angenommen, und der Aufenthalt am Hofe sich immer mehr und mehr verlängerte, als zuerst leise, dann immer lauter die Kunde der tollen Geniestreiche in die Welt drang, in denen sich der junge Fürst und sein Freund gefielen, da wurde das Gemüth des Vaters immer trüber und sorgenvoller. Dazu hatte er sein halbes Leben gesorgt und gearbeitet, damit im Wirbel des Hoflebens die herrlichen Anlagen Gefahr liefen, zu verkümmern? Alles worauf er im Leben Werth legte, schien in Frage gestellt zu sein. Wolfgang hatte in Frankfurt Schulden hinterlassen, die dem Vater zur Begleichung vorgelegt wurden; seine Forderungen aus Weimar wurden immer dringender; der Beruf, für den er ihn mit solcher Sorgfalt und Geduld vorbereitet hatte, war aufgegeben, keine festen Pflichten, keine Schranken hielten und stützten den Bürgerssohn auf dem ungewohnten, glatten Boden. Ist es dem fast Siebzigjährigen so sehr zu verargen, fragt F. Ewart mit Recht, wenn er in diesen Monaten von bitterem Groll und Schmerz erfüllt, all' dies ruhelose Treiben als den Zusammenbruch seiner liebsten Hoffnungen ansieht, wobei die Geldverluste, die er zu tragen hatte, sicherlich den geringsten Theil seines Kummers ausmachten. Daß der greise Kaiserliche Rath zuletzt mehr vom pathologischen Standpunkt aus beurtheilt werden muß, hebt seine Ehrenretterin gebührend hervor. „Die medicinischen Anschauungen des vorigen Jahrhunderts waren in Bezug auf Störungen der psychischen Functionen nicht zu der heutigen Höhe gediehen. Man sperrte die Irren ein, man strafte sie wohl auch als Verbrecher, weil man den physischen Grund ihrer Verworrenheit nicht erkannte. Kein Wunder also, daß der langsame Verfall der Geisteskräfte bei dem Kaiserlichen Rath lange nicht als eine nothwendige Folge seiner Erkrankung, sondern als höchst unerfreuliche Charaktereigenthümlichkeit aufgefaßt wurde. Nach den heute geltenden Ansichten darf er vom Jahre 1777 nicht mehr als ganz zurechnungsfähiger Mensch betrachtet, seine Schrullen und Launen müssen mit einem anderen Maaße gemessen werden, als dies Hausfreunde und Zeitgenossen, vielleicht sogar der eigene Sohn gethan haben. Einzelne Eigenschaften und Interessen, die den eigentlichen Lebensinhalt ausmachen, pflegen bei solchen Erkrankungen wie Inseln in dem sich mehr und mehr ausbreitenden Chaos erhalten zu bleiben. Beim Kaiserlichen Rath überdauert die Liebe zu seinen Kindern, das Bedürfniß nach Wissen und Belehrung, wenigstens die ersten Jahre seines Siechthums." Und schließlich sollte Vater Goethe in seiner Antipathie gegen die Weimarer Hofluft vielfach Recht behalten. Der große Dichter hat dort viel Zeit und Geist vertrödelt, Allotria getrieben, seine Ministerschaft war im Grunde auch nur ein Schritt vom Wege seiner eigentlichen Bestimmung, als Theaterleiter mußte er einem gelehrigen Hunde weichen, und das Verhältniß zu Karl August wurde zuletzt kühl, ja eisig. Und der Herzog ist es denn auch, der dem Vater Wolfgang's einen geradezu ekelhaften Nachruf widmete. Er schrieb an Merk im längst obsolet gewordenen Kraftgenieстil: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen. Die bösen Zungen geben Ihnen Schuld, daß Sie wohl gar bei diesem Unglück im Stande wären zu behaupten, daß dieser Abmarsch wohl der einzige gescheute Streich wäre, den der Alte je gemacht hätte." Auch Hirzel erwähnt in seinen „Zwölf Briefen von Goethe's Eltern" diese Aeußerung und fügt die wohlthuende Bemerkung hinzu: „Mit dieser auch sonst verbreiteten abschätzigen Meinung über Goethe's Vater, stehen die mündlichen Traditionen, die sich über ihn in Frankfurt erhalten haben, in entschiedenem Widerspruch."

Goethe aber, als nun selbst altgewordener Dichter, beurtheilte zuletzt seinen Vater richtiger: „er war ein tüchtiger Kerl". Auch Volger schrieb schon 1882 in seiner Ehrenrettung sehr schön: „Je tiefer wir eingehen, je mehr finden wir in dem Wesen des Sohnes nur die erweiterte Wiederholung des väterlichen Wesens wieder, überzeugen wir uns, daß der Sohn des Vaters Leben in schönerer Vollendung nachgelebt hat — größtentheils ohne dies selber zu erkennen — fühlen

Digitized by Google

wir uns hingerissen, dem Vater den schuldigen Dank zu zollen für Alles, was der Sohn ihm verdankte." Und hierzu F. Ewart's Schlußwort: „Die festen, unerschütterlichen Grundlagen einer thätigen, geordneten Existenz, die Goethe den unermeßlichen Vortheil einer ewig befruchtenden Wechselwirkung zwischen Handeln und Dichten gegeben haben, er hat sie von seinem Vater übernommen und nach seinen Bedürfnissen weiter gebildet. Der Kaiserliche Rath hat ihn zum universalen Menschen erzogen, ohne den der universale Dichter nicht möglich gewesen wäre, und darin liegt sein großes, nicht genügend anerkanntes Verdienst um die deutsche Nation und die Gebildeten aller Zeiten." Möchte doch Johann Kaspar Goethe künftig immer so gerechte Richter finden!

Die Renaissance der Gothik.

Von Erich Haenel.*)

Vergegenwärtigen wir uns, in welcher Weise das persönliche Empfinden des Beschauers von dem gothischen Dom aus der Blüthezeit des Stiles berührt wurde. Schon das Portal mit seiner nach innen sich abstufenden Wölbung mit der Darstellung der Heilsgeschichten und den Bildern von Heiligen und Märtyrern bereitete den Gläubigen auf die Mysterien des Innern vor. Und wenn er die Pforte durchschritten hatte, that sich die ganze umfassende Macht des verkörperten Gottesreiches vor ihm auf, und schon beim ersten Aufblick strahlte ihm von fern aus dem Chor in dem geheimnißvollen Schimmer der bunten Fenster, dem Halbdunkel der von Kerzen durchglühten, von Weihrauchwolken umhüllten Wölbung der wunderbare Ausdruck einer erhabenen Machtfülle entgegen. Die Reihe der Pfeiler bot in ihrem gemessenen Wechsel dem suchenden Auge keinen Punkt, wo es mit Befriedigung hätte verweilen können, aber sie wies den Weg zu der Stätte des Allerheiligsten selbst. Noch einmal weitete sich der Raum; rechts und links in den Armen des Kreuzschiffes schaarte sich die Gemeinde, in strahlender Lichtfülle öffnete das Gotteshaus gleichsam seine beiden Arme, um alle seine Kinder an sein Herz zu ziehen. Aber erst wenn sich die Tiefe des Chores vor dem Andächtigen aufthat, erst wenn er in der Betrachtung der mannigfaltigen Lichterscheinungen, die aus dem Kranz der Kapellen zusammenströmen, das Gefühl für die mechanische Gebundenheit der ihn umgebenden Materie verlor, wenn sein Blick das Gewirr der allenthalben sich verschlingenden Rippen und Grate vergebens zu enträthseln suchte, konnte er in inbrünstiger Andacht sich ganz der erhabenen Offenbarung göttlicher Größe, der umfassenden Versinnlichung eines strengen gesetzmäßigen Zusammenhaltes im Ganzen hingeben. Der aufstrebende Drang der Pfeiler hob ihn empor und in dem Zusammenschließen aller Glieder, der großen und kleinen im Scheitel der Decke ward ihm der Glaube neu, daß eine ewige Harmonie, ein fester Wille alle Erscheinungen, alle Wege und Wünsche des Daseins in seiner Hand habe. Aber nicht in starrer Geschlossenheit, die keine Vervollständigung mehr zuläßt, erstand dies gewaltige Bild, sondern aus allen Theilen quoll in den buntesten Formen ein stetes Wachsen und Werden, ein kraftvolles Streben nach Größe und Einheit empor, und gab dem ganzen ungeheuren Organismus das unverkennbare Gepräge starken inneren Lebens. So gingen in dem Gotteshaus gothischen Stils Erregung und Beruhigung, constructive Nothwendigkeit und phantastisches Ausweiten der Form wundersam Hand in Hand. Längenausdehnung und Höhendimension verbanden sich zu einer Gesammtwirkung, die Verstand und Phantasie in gleicher Weise gefangen nahm. Wenn die kühle Berechnung der unerschütterlichen Gesetzmäßigkeit dieses Gebildes ihre Bewunderung nicht versagen konnte, so verlor sich die gläubige Naivität mit ehrfurchtsvollem Entzücken in den Tiefen des unermeßlichen Raumes.

Den gläubigen Christen mahnte die geduldige Unterordnung aller constructiven Glieder unter die Herrschaft der hochstrebenden Wölbung an das System des Gottesreiches selbst mit seiner allumfassenden, jedes Einzelwesen in dem einen Geiste sich unterwerfenden und wieder emporhebenden Wundermacht. Gern mochte der geistige Arbeiter des Mittelalters, der an die scharfsinnige und analytisch-consequente Thätigkeit der scholastischen Deduction gewöhnt war, mit kundigem Auge verfolgen, wie sich die gothische Kathedrale auf complicirtem, aber für den Wissenden doch leicht übersehbarem Grundriß, dem scharfgegliederten Bau der scholastischen Doctrin gleich, erhob. Und dem von mystischen Lehren Beeinflußten wieder, der mit einer Art Pantheismus, einem stillen Unendlichkeitssehnen in der Systemlosigkeit das Princip seiner Ideenrichtung suchen mußte, bot die im Dunkel verschwimmende Tiefe des Raumes, der durch die mannigfaltigste Verschiebung und Verkürzung der überschneidenden Linien und Flächen hervorgerufene perspectivische Eindruck des Unermeßbaren, Allumfassenden und so Unfaßbaren ein weites Feld zu selbstvergessener, verzehrender Andacht. So wuchs der mittelalterliche Mensch mit dem Kunstwerk zusammen, das die Sprache seines Inneren so wunderbar verstand, so wuchs der Bau seiner Hände selbst unmittelbar aus dem heraus, was die ureigene Entwickelung einer Religion, einer Epoche zum Ausdruck brachte.

So lange die Entwickelung der geistigen Zustände in den Bahnen fortschritt, die in den gekennzeichneten Bewegungen eingeschlagen waren, konnte auch das künstlerische System sich consequent in gleichmäßigem, jener Entwickelung parallelem Fortschritt weiterbilden. Es trat aber ein Zeitpunkt ein, wo die Keime, die in dem gothischen System vorhanden waren, emporschossen, und der alte Stamm so ganz von ihnen umschlossen wurde, bis er selbst, verjüngt, wieder neues Leben bekam.

Das wichtigste Moment in dem Wesen der Gothik, in ihrer strengsten Durchbildung liegt darin, daß sie in der Ausbildung der Höhe bis zu einem Punkte, wo diese Dimension als optisch unermeßbar ästhetisch zu einem irrationalen Factor wird — obwohl sie natürlich in der That fest begrenzt ist — durch die Anweisung auf die Unendlichkeit, die Berührung mit dem Unabsehbaren gleichsam ihren Werken den Charakter des Erhabenen, Ueberwältigenden giebt, wie ihn kein anderer Stil in dem Maße erreicht hat. Das Operiren mit der Höhendimension beherrscht ja überhaupt das ganze formale und tektonische System der Gothik. Der Spitzbogen selbst, ihr Lebenselement, ist nur der Versuch, zwei Senkrechte zu vereinigen, die von ihrem Verticalcharakter nur ebenso viel aufgeben, als es ihrer Aufgabe nach als Umschließung einer Fläche nach den Seiten und nach der Höhe hin erforderlich ist. Im Rundbogen entstand eine Einheit der so zusammengefügten Glieder, wenn kein trennendes Horizontalelement den Zusammenstoß der Verticallinien mit der Kreishälfte markirte. Zwar selbst kein wahrer Vertreter der Horizontalen, konnte er doch im Zusammenhang der ganzen Figur als ein solcher gelten, indem er ohne Absatz die beiden Verticalen miteinander verband. Der Spitzbogen dagegen enthält immer eine Zweiheit, eine Compromißbildung mit deutlichem Verticalcharakter. So erweist er sich auch, wenn er in dreidimensionaler Verwendung, als Spitzbogengewölbe, auftritt. Hier wachsen die Wände in die Höhe, aber sie dienen nur als Bestimmungsformen der Horizontaldimensionen, die Verticalaxe bleibt scheinbar unbegrenzt. Noch einen Schritt weiter

*) Aus der in Paul Neff's Verlag in Stuttgart erscheinenden Monographie: „Spätgothik und Renaissance, ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Architektur".

Digitized by Google

in dieser Auffassung, und wir gelangen zu der Theorie: die Gothik hat eine Dimension gleichsam aus ihrem Compositionsschema herausgeworfen, indem sie ihr das Maaß der menschlichen Beherrschung entzog und es den Bestimmungsmomenten der Breite und Tiefe allein überließ, im Verlauf ihres eigenen Wachsthums der Schwesterdimension dieses Maaß zuzuertheilen. In diesem Zusammenhang werden die Profilirungen der Pfeiler immer straffer und schärfer, die Capitelle verschwinden, und die Rippen erscheinen nur noch als die Bestandtheile, in die bei dem natürlichen Auflösungsproceß der Pfeiler seine Verticalkraft verstreut. Schild- und Gurtbögen als zwei entgegengesetzte Constructionstheile verschwinden; die Wand, die zwischen den Begrenzungspfeilern des Raumes ausgespannt ist, gleichwie die Gewölbkappen aus secundären, nicht in dem Stilprincip mit enthaltenen, praktischen Rücksichten, fällt fast ganz der Fensteröffnung zum Opfer. In dieser herrscht im Kleinen dieselbe Tendenz wie bei dem Bau-Ganzen, nur auf die Fläche projicirt. Schon die Laibungen lösen sich, in ihrem Drang nach oben, in scharfe, selbstständig auftretende Grate und Rippen auf. Das Stabwerk folgt dem Zug des umschließenden Gewändes, schlingt sich vielleicht auf halbem Wege noch einmal zusammen, um mit erneuter Kraft emporzuschießen, und verliert sich endlich, unfähig, sein Ziel zu erreichen, in phantastischen Windungen und Figuren, die, frei von Anlehnungen an die Formen der lebendigen Natur, nur der Raumwissenschaft ihre Gestalt verdanken. Wollen die Aesthetiker der Architektur ein Bauwerk nur dann als solches gelten lassen, wenn es durch feste Dachconstruction die klare Gegenüberstellung von Kraft und Last, tragenden und getragenen Theilen aufweist, so können sie hier zuerst die Haltbarkeit dieser These erproben. Denn man kann hier, will man in dieser Betrachtungsweise consequent bleiben, nicht mehr sagen: die Pfeiler tragen das Gewölbe, — womit dann obige Forderung erfüllt wäre — sondern die Gewölbklappen schließen nur die Oeffnungen, die nothwendiger Weise zwischen den Pfeilern und den anderen Repräsentanten des aufstrebenden Dranges, den Rippen, entstehen, zwischen natürlicher Verticalfläche und abgeleiteter Horizontalebene vermittelnd, gerade so wie die Wände die Zwischenräume der den Raum nach den Seiten abgrenzenden Glieder in absoluter Verticaleinheit ausfüllen. Der constructiven Zusammensetzung nach sind natürlich die Pfeiler die Träger des Gewölbes, (die Kappen können ja nicht frei in der Luft schweben), der Geist des Stils aber weist diese aus dem System heraus, und sie können als eine praktisch begründete, also secundäre Folgeerscheinung des architektonischen Princips nicht in ein solch' ebenbürtiges Verhältniß zu den Repräsentanten dieses Princips, den Pfeilern, treten, wie es der Ausdruck „Kraft und Last" bezeichnet.

Wenn vollends die Rippen durch charakteristische Bemalung von dem Grund des Gewölbes abgesetzt wurden, wie das vielfach geschah, und zwar demselben Ton genähert wie die Pfeiler, so betonte man damit deutlich die organische Zusammengehörigkeit dieser Theile, und das einfarbige Gewölbe blieb etwas Fremdes, Hinzugefügtes. Erhielt es aber gar einen hellblauen Ton, im Gegensatz zu den dunkeln, bräunlichen Pfeilern, dann war das Princip entgiltig festgelegt: der Himmel selbst schaute in das Haus herein, das Dach war entmaterialisirt, die Wände, die Pfeiler allein blieben bestehen. So ging die farbige Ausstattung mit dem architektonischen Aufbau Hand in Hand; das fertige Bauwerk vermochte sie ebenso wenig zu missen wie den Schein der seitlich einströmenden Lichtstrahlen. Wenn die Sonne um die Pfeiler spielte, dann verflüchtigte sich immer mehr das körperliche Beruhen der Glieder zu wesenloser Bewegung, die im Drang nach oben von der Materie kaum noch beschwert zu sein schien. Dieser Charakter der Gothik spricht sich um so klarer aus, je weiter diese Entmaterialisirung gediehen ist, je mehr der äußere Ausdruck als Vertreter einer inneren Erregung über das Körperlich-Greifbare, Feste, das Plastische die Oberhand gewonnen hat.

In diesem System, das der einen Dimension des Raumes ihre Bestimmung gleichsam selbst überläßt, ruht auch schon der nothwendige Keim einer inneren Umgestaltung. Der psychologische Vorgang, der diesem ganzen Entwickelungsproceß zu Grunde liegt, läßt sich wohl am besten bezeichnen als das Bedürfniß einer Rückkehr zum Menschlich-Natürlichen im Gegensatz zu der transcendentalen Verstiegenheit; es war die Reaction des gesunden Empfindens auf die abnorm gesteigerte Sensibilität. Der Wunsch nach normaler Orientirung in der wahrnehmbaren Welt beherrschte die gesammte geistige Thätigkeit, er kam auch in dem architektonischen Schaffen immer mehr zur Geltung. Trug der Flug einer freien alles Ueberirdische erstrebenden Phantasie über die leichten Flächen der Decke hinweg, so verlangte ein klares, nüchtern erwägendes Bewußtsein die Festlegung dieser Raumgrenze um so energischer. Es konnte den auf dem Boden ruhiger Logik sich bewegenden Geist nicht befriedigen, wenn der Raum, in dem sein geheimstes Fühlen Ausdruck finden sollte, nicht sich von der Außenwelt mit scharfen Grenzen absonderte. Das Gegeneinanderneigen der Wandflächen im Spitzbogengewölbe mußte besonders dann, wenn die religiöse Stimmung nicht mehr das objective Erfassen der umgebenden Welt trübte, beunruhigend wirken. Die Empfindung der durch die fortwährende Kraftanstrengung und Spannung hervorgerufenen tektonischen Unsicherheit all' der leicht geschwungenen und gebogenen Glieder trat in dem Profanbau, wo sich die Höhe naturgemäß in absehbaren Grenzen hielt, um so stärker auf, je dichter sich das Gewölbe über dem Haupte des Bewohners zusammenschloß. Gleichwie jede Strömung der horizontalen Grundfläche auf das menschliche Körpergefühl beunruhigend wirkt, so fühlt sich auch das empfindende Subject in einer Behausung nicht wohl, die einen ruhigen Abschluß nach oben vermissen läßt. Als solcher ist das Tonnengewölbe, die Ausdehnung des Rundbogens in die Fläche, wohl erträglich, denn es ist von einem Maaße beherrscht, sein Mittelpunkt ist leicht zu finden, und es gewährt in seinem gleichmäßigen Flusse dem Blick keinen Punkt, wo er zur Trennung der Seitentheile einsetzen könnte. Es ist die vollkommenste, klarste Verbindung zweier Verticalflächen. In demselben Sinn ist auch die Kalotte, die Kuppel eine vollendete und wohlthuende Form des Raumabschlusses, letztere noch durch Analogie mit dem Himmelsgewölbe psychologisch, und in der Folge auch ethisch dem Menschen nahestehend. Das Spitzbogengewölbe ist viel persönlicher, gleichsam von einer immerwährenden, inneren Bewegung beunruhigt. Das Auge gleitet an den Wänden empor und haftet in seinem Scheitel, wo die Stein gewordene Gebärde ihre höchste Concentration findet; es kehrt aber nicht beruhigt und befriedigt wieder zum Erdboden zurück, sondern reißt sich stets nur mit einer gewissen Anstrengung los, enttäuscht über den plötzlichen Abbruch des so kühn unternommenen Fluges nach oben. Wenn gar die Decke von einem Netz durcheinanderschießender und dicht verschlungener Rippen überzogen ist, wird die Verwirrung vollständig, ein harmonisches Ausleben im Raume fast undenkbar.

Das Bewußtsein, daß in diese Formen die neue Weltanschauung sich nicht einleben könnte, trieb die Künstler dazu, das alte System zu dehnen und zu strecken, um auf irgend eine Weise auch dem veränderten Raumgefühl Luft zu machen. Dem kam die gediegene Kenntniß aller technischen Dinge zu Hülfe. Man setzte aber nicht da ein, wo allein der Bann hätte ganz gesprengt werden können, bei dem Princip der Wölbung selbst, sondern vermochte nur schrittweise der alten Art die neuen Formen abzugewinnen. Die Wände rücken weit auseinander, der Bogen der Wölbung wird flacher und energieloser, nähert sich immer mehr der horizontalen Fläche. In der Empore wagt man schon, eine reine Horizontalebene als gleichsam provisorischen oberen Abschluß der Wände ein-

Digitized by Google

zuführen, aber sie bleibt an ihrem Ursprungsort haften, und nur unsere Phantasie ergänzt sie zur vollen Fläche. Sie bedeutet einen wichtigen Fortschritt in dem Streben nach scharfer, selbstständiger Raumbedeckung. In der Unterdrückung des ziellosen Verticaltriebes verfällt man stellenweise in das andere Extrem, der Decke einen Drang nach unten zuzuweisen: die Rippen lösen sich von der Fläche los und hängen in phantastischen Verschlingungen herab. Mochte man aus technischen Gründen genöthigt sein, das flache Gewölbe in möglichst viel kleine Kappen zu zerlegen, oder mochte gar die Rippe nur noch als ein ornamentales Glied angesehen werden, das man der Decke anlegte: in beiden Fällen wurde das Stern- oder Netzgewölbe das Resultat. Seine Grundfläche setzte sich zwar noch nicht als eigener Bestandtheil von den Wänden ab, brachte aber ihren gegensätzlichen Charakter immer reiner zum Ausdruck. Mit den Formen, für die noch kein Ersatz gefunden war, ging man dem veränderten Raumideal so weit nach als es nur irgend möglich war. Die Renaissance fand für die künstlerische Idee auch die organische Form. Auf der einen Seite nahm sie das Tonnengewölbe und die Kuppel auf — Motive, die der romanische Stil enthalten hatte und über die das gothische System hinausgewachsen war —, durchdrang sie aber so intensiv mit ihrer jungen Lebenskraft, daß sie als etwas völlig Neues dem alten Schema gegenübertraten. Auf der anderen Seite aber, und das scheint mir hier für die Entwickelung der Raumidee noch wichtiger, führte sie die gerade Decke wieder in die monumentale Architektur ein. Sie konnte das leicht, denn die antiken Bauglieder, die sie sich aneignete, vor Allem der Pilaster, waren für eine derartige räumliche Ausdrucksweise geschaffen. Und hier liegt die Wurzel der Bedeutung, die sie für die Profankunst hatte: sie componirte Wohnräume, deren Umschließungsflächen nach Tiefe, Breite und Höhe sich nicht nur als ebenbürtige Theile zusammenfügten, sondern auch durch ein bestimmtes harmonisches Verhältniß, das allerdings mehr dem natürlichen künstlerischen Feinsinn als logischer Berechnung entsprang, das ästhetische Empfinden des Bewohners befriedigten. Wir können beobachten, daß sich in der Spätgothik zum Theil gleichfalls schon das Bestreben regte, durch consequente Anwendung eines Grundmaaßes eine künstlerische Einheit in den Bau zu bringen; und die Erfolge dieser Bemühungen waren durchaus nicht gering. Ein so wunderbar selbstverständliches und wirkungsvolles Gesetz wie es die Renaissance in der stetigen Proportion besaß, war allerdings nur eben in dem System der Renaissance möglich; es ist in dem Erbe der Antike, das sie antrat, der größte Schatz.

Wenn wir versuchen, die Ausprägung des neuen Geistes in künstlerischer Form, wie sie in Italien zum Durchbruch kam, der Entwickelung auf deutschem Boden gegenüberzustellen, so dürfen wir Eines vor allem nicht vergessen: in Italien war die Einheit des nationalen Geistes, des Lebens und der Begeisterung da, trotz aller politischen Spaltungen und particularen Sonderbildungen. Der Sturmwind der neuen Zeit brauste über das ganze Land; über den Wappen von Venedig und Mailand, Florenz und Rom wehte das Banner der Nation. Und dieser nationale Zug fehlte in den deutschen Landen. Der Norden und der Süden und die vielen kleinen Territorien und Städte traten sich nicht nur politisch als Einzelgebilde gegenüber, sondern auch ihr Fühlen und Denken ging in verschiedene Bahnen. Ihr künstlerisches Schaffen lag in den Banden des großen gothischen Stils. In Italien hatte die Gothik nie in dem Volksempfinden Wurzel schlagen können: „es ist eine gährende, nirgends ganz harmonische Uebergangsepoche" (Burckhardt). Das Neue, das kommen mußte, hatte leichten Kampf. Bei uns trat ihm eine in Jahrhunderten gefestigte Tradition entgegen, die sich rühmen konnte, einst den künstlerisch höchsten Ausdruck für ein geistiges und sittliches Ideal des Volkes gefunden zu haben. Diese Ideale waren zwar immer verblaßt und was sie im Räumlichen versichtbarte, trug jetzt andere Züge, aber die positive Geltung war doch noch eine ganz andere als in Italien. Das ist das Eine: eine Renaissance aus sich selbst heraus wäre für die deutsche Baukunst etwas Ungeheures gewesen. Die Wiederentdeckung der Natur, die für den Aufschwung der Malerei und Plastik maßgebend wurde, konnte für die Kunst von keiner Bedeutung sein, die ihrem Wesen nach aus der Natur nur das Mittel nahm, dessen sie zu einem idealen Zwecke bedurfte; hier konnte die Architektur nur auf Abwege gerathen. Das heißt: insofern konnte auch hier das Vorbild der Natur als bestimmend gelten, als die Rückkehr zum menschlichen Maaßstab, wie ihn Brunellesco mit der Einführung des Säulenorganismus zur Geltung brachte, ihre Entwickelung beeinflußte, freilich mehr im plastischen als im rein architektonischen Sinne. Dies in demselben Zusammenhang, der in Italien den freien Mann aus einem aristokratischen Gemeinleben heraus, das körperliche Individuum zum Träger des Aufschwungs machte, während der normale Bürger des Nordens, der im demokratischen System aufwuchs, mehr als seelische Persönlichkeit mit starker innerlicher Durchbildung und fortwährendem Antheil des Gemüthes der neuen Zeit voranschritt.

Das Grundelement der Epoche, hier wie da, war der wiedererwachte Individualismus. Die Persönlichkeit trat in das künstlerische Schaffen ein, und wie sie den Gestaltungen der Fläche und des Körpers ihren Stempel aufdrückte, so griff sie auch mit fester Hand in die des Raumes ein. Das architektonische System der Zeit konnte sie nicht befriedigen. Ein festes Dach sollte sich über ihrem Haupte ausspannen, wenn sie sich einmal aus der freien Welt in die engen Grenzen eines architektonischen Raumes begab. So entwickelte sich der spätgothische Stil, noch immer in den ererbten Formen, aber selbstständig und, wie sein Schöpfer, persönlich. Die Decke wird flacher, nähert sich der Horizontalen, die Wände rücken auseinander, die Pfeiler werden schlank, die Fenster breit, das Ganze wird deutlich als Einheit charakterisiert. Vor Allem aber strebte das Individuum danach, sich selbst ein Haus zu schaffen, wo sein Eigendasein eine Stätte fand, wo sein künstlerisches Fühlen und sein praktisches Bedürfen befriedigt wurde. Hier besonders waren ruhige Linien, gerade Flächen nothwendig, um das Gefühl der Sicherheit und doch der Freiheit rege zu erhalten. Und da versagte die Gothik: mit ihrem System von Verticalgliedern konnte sie den Eindruck der festen Abgeschlossenheit nie erzielen und die Spitzbogenwölbung, ihr Lebenskern, war psychologisch und praktisch unmöglich. Die geschlossene Kraftanspannung, mit der die Glieder des gothischen Gewölbes emporschießen, verbot mit Entschiedenheit eine Wiederholung dieses Prozesses; das Gefühl verlangte zum Mindesten, daß die gewaltsame Bewegung im Scheitel zur Ruhe gelange. So muß der Stockwerkbau im Gewölbschema als ein Unding erscheinen, abgesehen davon, daß auch technisch, aus Gründen der Raumökonomie, das Aufsetzen einer Fläche auf den Rücken des Spitzbogengewölbes die größten Schwierigkeiten bietet. Daher ist es gekommen, daß das Spitzbogengewölbe im Großen nur da angewandt worden ist, wo nicht das Individuum in seinem alltäglichen Dasein, sondern eine abstracte Idee oder eine unpersönliche Mehrheit den Inhalt des Raumes bilden sollte: in Kirchen, Hallen und Repräsentationssälen. Da, wo es in die Wohnräume hineingezogen ist, wird der Charakter des Zimmers als Stätte des persönlichen Gebrauchs vernichtet. Denn in der Profanarchitektur, wo mehr als auf jedem anderen Gebiete die Entwickelung von innen nach außen vor sich gehen muß, konnte noch viel weniger als im Kirchenbau die äußere Erscheinung den Organismus des Innern wiederspiegeln. Und so ist auch, trotz seiner ungeheueren constructiven Vorzüge, das Spitzbogengewölbe völlig aus der weltlichen Baukunst verschwunden. Arnold von Westfalen war der Letzte, der den Versuch wagte, es diesen Zwecken dienstbar zu machen; wer einmal die Zimmer der Albrechtsburg, besonders die des zweiten Stockwerks, durchschritten hat, wird

Digitized by Google

die Unfruchtbarkeit und Unerträglichkeit dieses Systems, das hier im Einzelnen genial durchgearbeitet ist, selbst empfunden haben.

Man mußte beim Wohnbau dazu kommen, im Kampfe mit der tyrannischen Höhendominante sich in's Breite auszudehnen, im Verzicht auf plastische Geschlossenheit dem Malerischen Thür und Thor zu öffnen. Hier wurde die Renaissance eine wahrhafte Erlösung; sie erst brachte dem Individuum den persönlichen Ausdruck im Räumlichen, der ihm allein entsprach. Daß die Gothik des Privatbaus nicht auf denselben Gesetzen der Raumbildung beruhen konnte wie die des Sakral- und Monumentalbaues, ist einer der ersten Gründe für den Niedergang des ganzen Stils. Der Mensch der neuen Zeit brauchte vor Allem ein charakteristisches und zweckmäßiges Wohnhaus. Dazu fand er in der Gothik keine Mittel. Sie konnte ihm keine geben, weil sie ihrem innersten Wesen nach nur für Werke idealen Zweckes geschaffen war. Die Profanarchitektur brauchte Flächen, die Gothik gab ihr nur Linien, nur Glieder. In der Renaissance lag die natürliche Kraft, den praktischen Zwecken und dem einfachen künstlerischen Empfinden völlig entsprechende Raumgebilde zu bieten. Daher erklärt sich auch noch heute ihr großer Einfluß auf die Profanarchitektur, besonders die zum persönlichen Gebrauch bestimmten Wohnbauten.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Abrechnung.

Von Wsjewolod Garschin.

(Schluß.)

Auf der Straße war es still: niemand ging mehr vorüber. Und durch diese Stille erklang aus der Ferne ein zweiter Glockenschlag; die Tonwellen drangen durch das geöffnete Fenster und schlugen an sein Ohr. Sie redeten in einer ihm fremden Zunge, aber von Hohem, Hehrem, Feierlichem. Schlag auf Schlag ertönte, und als die Glocke zum letzten Mal erklang und ihr Ton zitternd in der Ferne verhallte, da war es ihm, als ob er etwas verloren hätte.

Die Glocke that ihre Wirkung: sie erinnerte einen verirrten Menschen, daß es außer seiner eigenen engen Welt, die ihn auf das Aeußerste gequält und bis zum Selbstmorde gebracht, noch ein Anderes gebe. Unaufhaltsamen Wogen gleich stürzten die Erinnerungen auf ihn ein, in Bruchstücken, ohne Zusammenhang, und alle wie ganz neu für ihn. Vieles hatte er schon in dieser Nacht durchdacht und sich in die Erinnerung zurückgerufen, er hatte sich eingebildet, daß er sein ganzes Leben überblickt und klar und deutlich sich selbst darin gesehen habe. Jetzt erst fühlte er, daß in ihm noch eine andere Seite war, von der ihm die schüchterne Stimme seines Herzens gesprochen hatte.

„Erinnerst Du Dich Deiner als kleines Kind, als Du mit dem Vater auf dem kleinen weltvergessenen Landgute lebtest? Er war ein unglücklicher Mensch, Dein Vater, und liebte Dich über Alles in der Welt. Erinnerst Du Dich, wie ihr Beide an langen Winterabenden da saßet, er über Rechnungen, Du über Deinem Buche? Das Talglicht brannte mit rother Flamme und wurde nach und nach trübe, bis Du die Lichtscheere nahmst und die Schnuppe abschnittest. Das war Deine Arbeit, und Du erfülltest sie mit soviel Ernst, daß der Vater jedes Mal die Augen vom großen Wirthschaftsbuch erhob und Dir mit seinem altgewohnten schmerzlich freundlichem Lächeln zusah. Eure Augen begegneten sich.

‚Sieh, Papa, wieviel ich schon gelesen habe,' sagtest Du und zeigtest die durchgelesenen Seiten, indem Du sie mit den Fingern zusammen drücktest.

‚Lies, lies, lieber Junge!' antwortete der Vater zufrieden und vertiefte sich von Neuem in seine Rechnungen. Er erlaubte Dir Alles zu lesen, weil er dachte, daß in der Seele seines lieben Knaben nur das Gute haften bliebe. Und Du lasest und lasest, ohne das Gelesene mit Deinem Verstand urtheilend zu erfassen, und nahmst Alles nur auf Deine kindliche Art in Dich auf. Ja, damals war Alles so, wie es erschien. Das Rothe war auch an sich roth und nicht nur rothe Strahlen zurückwerfend. Damals gab es für die erhaltenen Eindrücke noch keine fertigen Formen, worin der Mensch alles Empfundene gießt, ohne darum zu sorgen, ob die Form auch tauglich sei und nicht etwa Risse zeige. Und wenn Du jemand liebtest, so wußtest Du, daß Du ihn liebtest; daran war kein Zweifel."

Ein hübsches, spöttisches Gesicht sah jetzt dem Sinnenden in die Augen und verschwand wieder.

„Und sie? habe ich sie auch geliebt? Es ist nicht zu leugnen, wir haben genug mit Gefühlen gespielt. Und doch habe ich damals wohl offenherzig gesprochen und gedacht . . . Was waren das für Qualen! Und als das Glück da war, erwies es sich durchaus nicht als ein Glück und hätte ich damals der Zeit befehlen können: „verweile doch, es ist so schön," so würde ich mich noch bedacht haben, ob ich befehlen solle oder nicht. Später aber und zwar bald nachher, wäre es nöthig gewesen, die Zeit zur Eile anzutreiben . . . Doch, hinweg jetzt mit diesen Gedanken! An das, was war, will ich denken, nicht aber an das, was zu sein schien."

Dessen gab es freilich nur wenig: die Kindheit allein. Und aus ihr gerade waren nur unzusammenhängende Flocken in seinem Gedächtniß zurückgeblieben, welche er gierig zu sammeln begann. Er besann sich auf das kleine Häuschen, das Schlafzimmer, wo er dem Vater gegenüber schlief. Er besann sich auf den rothen Teppich, der über Vaters Bett aufgehängt war. Jeden Abend beim Einschlafen blickte er nach diesem Teppich und fand aus seinem wunderlichen Muster immer neue Gestalten heraus: Blumen, wilde Thiere, Vögel, menschliche Gesichter. Er besann sich auf den Geruch des Strohs, womit man des Morgens heizte. Nikolaus, der Bursche, hatte schon das ganze Vorzimmer voll Stroh geschleppt und steckte ganze Arme voll davon in den Ofen. Es brannte lustig und hell und rauchte mit einem angenehmen, etwas scharfen Geruch. Er wäre damals bereit gewesen, eine ganze Stunde lang vor dem Ofen zu sitzen, doch der Vater rief ihn herbei zum Thee, worauf der Unterricht begann. Er besann sich, wie er die Decimalbrüche nicht begreifen konnte, wie der Vater sich ereiferte und sich alle Mühe gab, sie ihm zu erklären.

„Mir scheint, er selbst hatte sie damals nicht los," dachte Alexei jetzt. Darauf kam die biblische Geschichte an die Reihe. Diese liebte Klein-Alex mehr. Wunderbare, riesige, phantastische Bilder. Kain, dann die Geschichte von Joseph, die Könige, Krieger. Wie die Raben dem Propheten Elias Brod zutragen. Auch ein Bildchen war dabei: Elias mit einem großen Buch auf einem Steine, zwei Vögel aber mit etwas Rundem im Schnabel flogen zu ihm.

„Papa, sieh' mal, dem Elias tragen die Raben Brod zu, uns aber schleppt der unsere Alles fort."

Ein zahmer Rabe mit rothbemaltem Schnabel und Füßen hüpfte in der That auf der Sophalehne her und bemühte sich mit ausgestrecktem Halse, ein glänzendes Bronzerähmchen von der Wand zu ziehen. In diesem Rahmen steckte das Miniaturporträt in Aquarell eines jungen Mannes mit an den Schläfen glattgekämmten Haaren, in dunkelgrüner Uniform mit Epauletten, hohem rothen Kragen und einem kleinen Kreuz im Knopfloche. Das war Papa vor fünfundzwanzig Jahren . . . Und der Rabe und das Porträt schwebten vorüber und verschwanden.

„Ferner, na, was denn gleich? Sterne, eine Höhle, eine Krippe. Ich erinnere mich, daß diese Krippe ein ganz neues Wort für mich war, obgleich mir schon früher die im Pferdestall und auf dem Viehhofe bekannt war. Diese Krippe aber erschien mir als etwas ganz Besonderes."

Digitized by Google

Das neue Testament lernte er damals nicht wie das alte aus einem dicken Buche mit Bilderchen. Der Vater selbst erzählte seinem Alex von Jesus Christus und las oft ganze Seiten aus dem Evangelium vor. „Und wer Dich schlägt auf einen Backen, dem biete auch den anderen dar. Verstehest Du, Alex?“ Und der Vater begann eine lange Erklärung, auf welche der Knabe nicht hörte. Plötzlich unterbrach er seinen Lehrer.

„Erinnerst Du Dich, Papa, als Onkel Demetrius Iwanitsch kam? Siehst Du, damals war es gerade so: er schlug seinen Thomas in's Gesicht, der aber blieb stehen, und Onkel Demetrius Iwanitsch schlug ihn auf die andere Seite; Thomas blieb immer noch stehen. Er that mir leid, und ich fing an zu weinen.“

Und Alexei seufzte jetzt. „Ja, damals fing ich an zu weinen,“ sagte er, stand vom Lehnstuhl auf und begann im Zimmer auf- und abzugehen. „Damals fing ich an zu weinen!“ Bei dem Gedanken an die Thränen des sechsjährigen Knaben, an jene Zeit, da er darüber weinen konnte, daß man in seiner Gegenwart einen schutzlosen Diener schlug, wurde ihm weh um's Herz.

Immer noch drang die kalte Luft durch das Fenster und ergoß sich wie eine Dampfwolke in's Zimmer, wo es bereits kalt wurde. Die auf dem Schreibtische stehende große Lampe brannte hell, erleuchtete aber nur die Oberfläche des Tisches und einen Theil der Decke oben, wo sie einen zitternden runden Lichtfleck bildete; alles Uebrige im Zimmer lag im Halbdunkel. Darin war ein Bücherschrank, ein großes Sopha, noch einige andere Möbel, ein Spiegel an der Wand mit dem Gegenbilde des hellen Schreibtisches und seine aus einer Ecke in die andere, acht Schritt vor und acht Schritt zurück, sich unruhig hin- und her bewegende eigene Gestalt, die jedes Mal auch im Spiegel vorüber strich. Bisweilen blieb er am Fenster stehen; der kalte Nebel ergoß sich ihm über das erhitzte Haupt, den entblößten Hals und die Brust. Er zitterte und wurde doch nicht abgekühlt. Er fuhr fort, seinen bruchstückartigen, unzusammenhängenden Erinnerungen nachzusinnen, rief sich hundert kleine Umstände in's Gedächtniß zurück, verwirrte sich darin und konnte nicht fassen, daß in ihnen gerade allgemein Gültiges enthalten war. Nur das Eine wußte er, daß er bis zum zwölften Jahre, wo ihn der Vater in's Gymnasium geschickt, ein ganz anderes, inneres und auch besseres Leben gelebt hatte.

„Was ist's wohl, was Dich so zu dem halbbewußten Leben der Kindheit zurückzieht? Wer war denn das Gute in jenen Jahren? Ein einzelnes Kind und ein einzelner erwachsener Mann, ein „schlichter“ Mensch, wie Du ihn bei seinem Tode nanntest. Du hattest Recht, er war ein schlichter Mensch. Rasch und leicht brach ihn das Leben, nachdem es alles Gute in ihm, das er sich in seiner Jugend angeeignet, vernichtet hatte; doch auch nichts Schlechtes hatte es in ihn hineingetragen. Kraftlos verbrachte er sein Leben hin, in ohnmächtiger Liebe, die er fast ganz Dir zuwandte . . . .“

Alexei Petrowitsch dachte an seinen Vater und fühlte zum ersten Male nach vielen Jahren, daß er ihn in all' seiner Schlichtheit geliebt habe. Gern hätte er sich jetzt, wenn auch nur auf eine Minute, in seine Kindheit zurückversetzt, auf das Land, in das kleine Häuschen, und sich an jenen vergessenen Menschen angeschmiegt, einfach, nach Kinderart angeschmiegt. Die Lust an jener reinen, einfachen Liebe, welche nur Kinder und höchstens ganz reine unentweihte Naturen unter den Erwachsenen kennen, war ihm wieder gekommen.

„Ist es denn unmöglich, dieses Glück zurückzurufen und sich bewußt zu werden, daß man die Wahrheit denkt und spricht? Wieviel Jahre ist es her, daß ich dieses Glück nicht empfunden habe! Man spricht eifrig, scheinbar aufrichtig, im Herzen aber sitzt immer ein bohrender Wurm. Dieser Wurm ist der Gedanke: lieber Freund, lügst Du aber auch nicht? Denkst Du wirklich das, was Du sagst?“

In Alexei Petrowitsch's Kopfe bildete sich noch eine anscheinend ganz unsinnige Phrase: Denkst Du auch wirklich das, was Du jetzt denkst?“

Sie war unsinnig, doch begriff er sie.

„Ja, damals dachte ich das, was ich dachte. Ich liebte meinen Vater und wußte, daß ich ihn liebte. Ach, gäbe es doch nur ein wirkliches, unverfälschtes Gefühl, das in meinem Innern nicht stürbe! Es giebt ja doch eine Welt! Die Glocke erinnerte mich an sie. Als sie ertönte, erinnerte ich mich der Kirche, der Menge, der vielen Menschen, erinnerte mich des wirklichen Lebens. Dahin muß man aus sich heraus gehen, dort gilt's zu lieben! Und so zu lieben, wie Kinder lieben. Wie Kinder . . . Das sagt Alles.“

Er trat an den Tisch, schob ein Fach heraus und begann darin zu wühlen. In der Ecke lag ein dunkelgrünes Büchlein, das er einst auf der Ausstellung wegen seiner merkwürdigen Wohlfeilheit gekauft hatte. Freudig griff er danach. Rasch begannen die Blättchen mit den zwei engen Spalten kleinsten Druckes durch seine Finger zu laufen, bekannte Worte und Sätze wurden in seinem Gedächtnisse wachgerufen. Er fing auf der ersten Seite zu lesen an, las Alles durcheinander, indem er sogar den Satz vergaß, wegen dessen er das Buch hervorgesucht hatte. Dieser war ihm längst bekannt und längst vergessen. Als er darauf stieß, war er betroffen von der Größe ihres in neun Worten ausgedrückten Inhalts:

„Wenn Ihr Euch nicht bekehrt und wie Kinder werdet . . .“

Es schien ihm, daß er jetzt Alles begriff.

„Weiß ich denn, was diese Worte bedeuten? Sich bekehren und wie Kinder werden! . . Das heißt, sich nicht in Allem voranzustellen; aus dem Herzen diesen widerlichen Götzen herauszureißen, diese Mißgeburt mit großem Bauche, dieses abscheuliche Ich, welches wie ein Wurm an der Seele nagt und immer neues Futter will. Woher soll ich es denn nehmen? Du hast ja Alles schon verzehrt. Alle Zeit, alle Kräfte waren Deinem Dienste geweiht. Bald habe ich Dich genährt, bald Dich angebetet; obgleich ich Dich haßte, habe ich Dich dennoch angebetet und Dir alles Gute, was mir gegeben war, zum Opfer gebracht. So weit ist es durch diese Anbetung gekommen! So weit, so weit . . .!“

Er wiederholte diese Worte, indem er noch im Zimmer auf- und abging. Doch schon wurde sein Gang kraftlos, er schwankte wie ein Betrunkener, ließ den Kopf auf seine vom Schluchzen erzitternde Brust sinken und wischte sein thränenfeuchtes Gesicht nicht ab. Seine Füße versagten den Dienst, er setzte sich, drückte sich in die Sophaecke, legte die Arme auf die Lehne und seinen heißen Kopf darauf. Dann weinte er wie ein Kind. Lange dauerte dieser Verfall der Kräfte, doch litt er schon nicht mehr an der bisherigen Qual. Die künstliche Erbitterung milderte sich; seine Thränen erleichterten ihn, er schämte sich ihrer nicht! wer immer in dieser Minute eingetreten wäre, vor Keinem würde er diese Thränen, die den Haß von ihm nahmen, zurückgehalten haben. Er fühlte jetzt, daß noch nicht Alles von den Götzen verschlungen war, dem er so viele Jahre gehuldigt, daß noch Liebe und Selbstverleugnung übrig blieb, daß es sich schon deßhalb noch zu leben lohne, um diesen Rest aufzubrauchen. Wohin, wofür, — das wußte er nicht; was soll er in dieser Minute aber auch wissen, wohin er sein schuldiges Haupt zu tragen habe. Er erinnerte sich an Elend und Leiden, wie es ihm im Leben vor Augen getreten war, wirkliches irdisches Elend, vor dem all' seine erlittenen Qualen bedeutungslos wurden, und er begriff, daß er diesem Elend nachzugehen, seinen Theil daran zu nehmen habe, um dann erst den Frieden in seiner Seele dämmern zu sehen.

„Schrecklich! so kann ich hinfort nicht mehr für eigene Gefahr und Rechnung leben; muß mich vielmehr an das allgemeine Leben binden, mich quälen und freuen, hassen und lieben, nicht um des eigenen, Alles verschlingenden, elenden Ichswegen, sondern um der allgemeinen Wahrheiten willen, die nun einmal bestehen, wie ich dagegen auch tobe, und die zum Herzen sprechen, ungeachtet aller Anstrengungen, sie zu unterdrücken. „Ja, ja!“ wiederholte er in schrecklicher Erregung: „dies Alles ist in dem grünen Buche gesagt, in Wahrheit und für alle Zeiten gesagt: Es gilt, sich zu bekehren, das eigene Ich von sich zu werfen, zu tödten! . . .“

Digitized by Google

„Welchen Nutzen aber hast Du davon, Du Thor?“ flüsterte ihm eine Stimme zu.

Die andere jedoch, vorher schüchtern und kaum hörbar, donnerte als Antwort: „Schweig! Welchen Nutzen hat er, wenn er sich selbst zerfleischt?“

Alexei Petrowitsch sprang auf die Füße und richtete sich in seiner vollen Größe auf. Klarheit war über ihn gekommen und mit dieser Klarheit auch die Begeisterung. Noch nie, weder über irdische Erfolge, noch über weibliche Liebe, hatte er solches Entzücken empfunden. Diese Begeisterung entsprang seinem Herzen, rang sich empor, strömte in einer heißen, breiten Welle aus, ergoß sich durch alle Glieder und durchwärmte und belebte auf einen Augenblick das erstarrte unglückliche Wesen. Feierlich erklangen tausend Glocken. Blendend loderte die Sonne auf, erleuchtete die ganze Welt und verschwand.

Die in der langen Nacht ausgebrannte Lampe flackerte immer trüber und erlosch endlich. Doch im Zimmer war es schon nicht mehr dunkel: der Tag war angebrochen. Sein ruhiges, graues Licht verbreitete sich allmälig im Zimmer und beleuchtete die geladene Waffe und den auf dem Tische liegenden Brief mit seinen sinnlosen Verwünschungen, — inmitten des Zimmers aber einen Todten mit friedlichem, glücklichem Ausdrucke auf dem blassen Antlitz.

Aus der Hauptstadt.

Der Parlamentarismus, wie er ist.

Jene berühmten Geheimnißvollen, die man die Einsichtigen nennt und die Gutgesinnten und auf deren Unterstützung jede Partei schon deßhalb pocht, weil von ihnen kein Dementi zu befürchten steht; also jene höchst wahrscheinlich gar nicht existirenden Herrschaften werden gewiß mit Vergnügen anerkennen, daß unter anderen Errungenschaften des Jahrhunderts auch der Parlamentarismus hinreichend reformbedürftig ist. Ja, man kann sagen, daß er sich bereits in voller Reform befindet. Es wäre auch seltsam, wenn eine so betagte Einrichtung scharfblickenden Beobachtern im Laufe der Zeit nicht allerhand kleine Mängel verrathen hätte, die dringend nach Abhülfe schreien, und wenn hervorragende, zufällig gerade portefeuille- und beschäftigungslose Politiker diesem Schrei ihr Ohr verschlossen hätten. Unser aus England importirter Parlamentarismus — Lord Castlereagh sagte, der Continent werde nie reif dafür werden — hat zudem ganz offenbar just in diesen Tagen das erste Stadium seiner Entwickelung vollendet, einer Entwickelung, die sich ungezwungen mit dem beliebten circulus vitiosus vergleichen läßt. Etwas Neues will werden, und es muß werden. Wir stehen mit unseren Parlamenten jetzt wieder da, wo der selige Jacobinerconvent unseligen Angedenkens stand, als sein Berg die Gironde terrorisirte und durch einen kühnen Handstreich die Majorität an sich riß. Wir sehen in Rom, in Brüssel, in Wien, eigentlich auch in Paris die Mehrheit von der Minderheit überwältigt oder doch wenigstens in ihrer gesetzgeberischen Arbeit lahm gelegt, sehen, wie eine Handvoll phrygischer Mützen die wimmelnden Cylinderhüte brutalisirt und den ersten Grundsatz des parlamentarischen Regimentes mit stolzem Sapieha-Rufe vernichtet. Nachdem die Völker Europas, einschließlich der serbischen und bulgarischen Nation, ein ganzes Säkulum hindurch daran geglaubt haben, daß die Mehrheit kein Unsinn sei, vielmehr die Herrschaft zu führen habe, kehren sie jetzt zu den jacobinischen Heilslehren zurück. Und wahrlich, es ist die letzte Stunde. Der Parlamentarismus ist alt und grau geworden, siech bis in die Knochen. Wie weiland König David schleppt er seine greisen Tage hin, morsch, kalt und kraftlos, zwar noch mit der Krone auf dem wackelnden Haupte, insgeheim aber ein Spott der Gassenbuben. Schlingt nicht zu rechter Zeit eine dralle Dirne, eine vollblütig verwegene Idee den warmen Arm um seinen Hals und verjüngt ihn durch ihre eigene Frische und Unmittelbarkeit, dann muß er elend verathmen. Doch Gottlob, diese revolutionäre originelle Idee ist auf dem Anmarsche. Sie rettet den Parlamentarismus, indem sie ihn scheinbar vernichtet. Sie verkehrt ihn in's Gegentheil, stülpt ihn um, wie eine Qualle sich umstülpt, und schenkt ihm dadurch fünfzig Jahre neuen Lebens.

Der Parlamentarismus hat seinen alten Credit so ziemlich eingebüßt. Nur die naiven Gemüther, die Hunnen und Barbaren aus dem vierten und fünften Stande, schwärmen noch nach Kinderart für ihn, weil sie ihn nicht begreifen Gerade sie aber stellen auch für den Aufgeklärten die eigentliche Gefahr der parlamentarischen Regierungsform dar. Ihre Masse sichert ihnen die Mehrheit, und die Mehrheit entscheidet. So will es zum Mindesten die gäng und gäbe Doctrin. Indessen kann man es der Bourgeoisie und den für sie arbeitenden maßgebenden Kreisen nicht verdenken, daß ihnen unter diesen Umständen alle Freude an ihrem ehemaligen Lieblingskinde verloren gegangen ist. Schon anno 1848, als es das köstliche Gut der Constitution zu erringen galt, zog eine große Zahl vaterländisch und vornehm gesinnter Bürgersleute die Strohsäcke und Kellerecken den Barrikaden vor. Ihre Enkel nun gar würden unter keinen Umständen auch nur einen Dachziegel für das Danaërgeschenk des Parlamentarismus schleudern. Sie beklatschen vielmehr mit unverhohlener Genugthuung, wenn auch in Heimlichkeit, die krampfhaften Anstrengungen opfermuthiger Staatsmänner, den Scorpion zu tödten, der das politische Leben vergiftet, und nichts wünschen sie sehnlicher, als daß der Scorpion seiner Naturgeschichte Ehre mache und den Stachel gegen sich selbst kehre. Die Beispiele und Beweise dafür häufen sich. Kein Zweifel kann daran bestehen, daß dem preußischen Herrenhaus, seiner Erbweisheit ungeachtet, all' und jede Berechtigung fehlt, die Beschlüsse des Reichstages zu kritisiren, und daß es nothwendig zur Vernichtung des Parlamentarismus führen muß, wenn die gesetzgebenden Körperschaften ihre fest abgegrenzten Competenzen in dieser Weise überschreiten. Dessenungeachtet fiel es dem Reichstags-Präsidium so wenig ein, den Uebergriff in irgend welcher Form zurückzuweisen, wie es mit Ernst daran ging, die Fälschung der Ballestrem'schen Auslassungen zu verfolgen und aufzuklären. Selbst die obersten Spitzen der parlamentarischen Hierarchie wagen nur scheuen Leisetritt, weil sie den Boden unter sich schwanken fühlen und das Verderben nicht beschleunigen möchten. Ein Sturm braust über die Kammern Europas hin und zerbricht die alten Tafeln; an die Stelle der Mehrheiten, die bisher die Völkergeschicke lenkten, treten die Minderheiten, zur ausgeprägt schroffen Aristokratie schrumpft die Demokratie zusammen. Und das Wunderbare, das Tragikomische an dieser Wandlung ist, daß sie heraufgeführt wird von dem Heerbann der Tiefe. Die erregten Proletarier und ihre Vertreter, die Unterdrückten und Gequälten, sie Alle, deren nächste Zukunft schon die Majorität und damit die Herrschaft bringen muß, sie sprengen die Brücke zu ihrem Ziel in die Luft.

Ueberall das gleiche lächerlich traurige und beunruhigende Bild. Nachdem in den Novembertagen 1897 die Opposition den Wiener Reichsrath zerstört und mit Pultdeckeln, Tintenfässern und Kindertrompeten den Grafen Badeni geradezu aufgefordert hatte, der Gewalt Gewalt entgegenzusetzen, war es der österreichischen Regierung ein Leichtes, die ohnehin schwindsüchtige Verfassung zu sistiren und den schwer verhaßten, unmöglichen Ausgleich mit Ungarn durchzuführen. Die Anwendung des § 14, wie sie Herr Thun betreibt, ist ungefähr die frechste und an sich auch dümmste Farce, auf die ein Staatsmann verfallen konnte, aber seine Widersacher drückten ihm diese Waffe in die Hand und zeigten sich dadurch nicht viel weiser als er selbst. Thun strangulirte die Wiener Charte mit dem Stricke, den einst der heuchlerische Liberalismus in der Hoffnung gedreht hatte, damit jeder Zeit unbequeme Gegner und Gegenströmungen aus dem Wege räumen zu können. Es war nicht klug von der Opposition, durch klipp und klare Gesetzwidrigkeiten dem Minister erwünschten Anlaß zu Repressalien auf demselben Gebiete zu geben.

Digitized by Google

Der Ausgleich, der Oesterreichs Interessen mit plumpen Fäusten in's Gesicht schlägt, wäre im Parlament nun und nimmer zur Annahme gelangt; jede Partei, die dem eigenen Lande dies Schandgesetz zugemuthet hätte, wäre selbst bei den Bratspieß-Phäaken aus der Liste der Lebendigen gestrichen, für alle Ewigkeit gebrandmarkt worden. Zieht man das Facit des erbitterten Feldzuges der österreichischen Opposition, so ergiebt sich, daß sie für ihren verächtlichen Feind, den Taaffeaffen und Coriandoligreis Thun gearbeitet, der parlamentarischen Idee dagegen unermeßlich Schaden gethan hat. Man mag dem übermüthig geistvollen Dr. Lecher und dem unerschrockenen Wolf noch so reichen und fröhlichen Beifall zollen — die Thatsache bleibt bestehen, daß ihre Obstruction den alten Parlamentarismus zertrümmert und zu allermeist dem revolutionären Gedanken von der Herrschaft der Minderheit Bahn gebrochen hat. Wenn die Wiener Industrie-Arbeiter jetzt auf die Straße steigen und eine Wahlreform verhindern wollen, die von den zuständigen Volksvertretungen mit erheblicher Majorität beschlossen worden ist, so wandeln sie in den Fußstapfen der November-Opposition. Daß die Tyrannis des Pöbels im natürlichen Rückschlag immer von der Ochlokratie oder dem Absolutismus abgelöst wird, wissen sie nicht, so wenig wie sie wissen, daß der um seine Emancipation ringende vierte Stand in dem Augenblick verloren und dauernder Sclaverei überantwortet ist, wo er den einzigen Weg verläßt, der ihn sicher zum Siege führt: den der pedantisch strengen Gesetzlichkeit.

Rom und Brüssel sind nur Nachäffungen des Wiener Beispiels. In beiden Städten haben sich die unleugbar in der Minderheit befindlichen Parteien dazu hinreißen lassen, aus eigener Machtvollkommenheit den Parlamentarismus abzuschaffen. Sachlich ist es gleichgiltig, welche Gründe sie bei ihrem Vorgehen leiteten, und sachlich ist es auch gleichgiltig, ob sie ein moralisches Recht auf Widerstand gegen die thatsächlich unbilligen Gesetzentwürfe der Mehrheit hatten. Es bleibt das Factum bestehen, daß die sich wider den Parlamentarismus auflehnten, die seiner am lebhaftesten bedürfen und die einst am lebhaftesten nach ihm schrien. Wer eine Revolution wagt, ohne die Macht zur siegreichen Revolution zu haben, ist ein schlechter Politiker. Er beschwört muthwillig den Gegenschlag herauf, der ihm seine mühselig erkämpften Grundrechte, seinen letzten staatsbürgerlichen Besitz rauben wird. Und er hat nicht einmal das Recht, sich über den Raub zu beklagen. Das Brennus-Wort gilt heute wie ehedem, besonders aber den Friedensbrechern gegenüber.

Wir feiern in kurzer Zeit Goethe's 150. Geburtstag, doch vom Verständniß Goethe'schen Geistes sind wir weiter entfernt als vor hundert Jahren. Quieta non movere, das Wort des weisen Sachsenwäldlers stimmt wunderbar fein zusammen mit dem unerschütterlichen Glauben an die ruhige, organische Entwickelung, die der Ewige von Weimar lehrte. Weil man den Parlamentarismus in seinem stillen Wuchse störte und Feigen vom Dornbusch erwartete, hat man ihn zertrümmert oder doch schwer discreditirt. Die Gassen-Rohheiten von Wien, Brüssel und Rom üben ihre unheilvolle Wirkung aus auch auf den Parlamentarismus der Länder, die Alles thun, das zarte Gewächs bei sich zu acclimatisiren. Nicht von unbeugsamen Königswillen und nicht von herrschsüchtigen Staatsmännern droht dem constitutionellen Gedanken Gefahr, sondern just von Denen, die nie Aufhebens genug von ihrem constitutionellen Denken machen können. Sie läuten das Zügenglöcklein des Parlamentarismus; die Minderheit hat immer Recht, jubelt es aus ihrem Reformprogramm. Eine unangenehme Ueberraschung wird ihnen aus ihrem Thun nur insofern erwachsen, als sie eines schönen Morgens bemerken werden, daß die von ihnen propagirte, vorbereitete und durchgesetzte Idee der Minderheitsherrschaft unglücklicherweise nicht ihnen, sondern ihren erbarmungslosen Feinden zu Statten kommt.

Caliban.

Notizen.

Die deutsche Handelspolitik des 19. Jahrhunderts von Prof. M. Biermer (Greifswald, L. Bamberg). In knapper und klarer Darstellung verfolgt der Verfasser den Weg der deutschen Handelspolitik. Nach dem Sturz der Fremdherrschaft entsprach die wirthschaftliche Lage des deutschen Volkes und die Zerfahrenheit auf dem Gebiete der Zollpolitik durchaus dem trostlosen Zustande des übrigen politischen Lebens; von einer deutschen Handelspolitik konnte erst dann die Rede sein, als mit der Begründung des Zollvereins die ersten Schritte zur wirthschaftlichen Einigung der Nation geschahen. Das Jahr 1862 verhalf dem Freihandel durch den Abschluß des Handelsvertrages mit Frankreich zu einem Siege, der ihm nicht gelungen wäre, wenn nicht politische Erwägungen, zumal der Gegensatz gegen das schutzzöllnerische Oesterreich, mitgewirkt hätten. Auch erinnert der Verfasser daran, daß damals der ostelbische Großgrundbesitz, der in England einen wichtigen Absatzmarkt hatte, mit leidenschaftlicher Entschiedenheit für die Beseitigung aller Zollschranken eintrat, eine Thatsache, die einer gewissen Komik nicht entbehrt, wenn man denselben adeligen Namen, die damals unter den freihändlerischen Programmen standen, heute unter den Wortführern der agrarischen Schutzzollpolitik begegnet. Auch dem harten Urtheil des Verfassers über unsere Bureaukratie pflichten wir bei, von der er bei Betrachtung des Handelsvertrags mit Frankreich 1862 und der Handelsverträge von 1891/92 mit Oesterreich-Ungarn, Belgien, der Schweiz und Italien sagt, „daß sich hier ihre bedenkliche Allwissenheit in unerfreulichstem Lichte gezeigt habe. Ohne jede Enquête, ohne Rücksprachen mit irgend einer Handelskammer, ja ohne ernstliche Fühlungnahme mit einer anderen deutschen Regierung wurden von einigen preußischen Geheimräthen Zugeständnisse gemacht, die weit über das zur Zeit gegebene Ziel hinausgingen.“ Daß es die Reichsregierung heute anders macht, erkennt der Verfasser im Hinblick auf die Bildung des „Wirthschaftlichen Ausschusses“ freudig an, und wir sind mit ihm der Meinung, daß „hierbei die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes auf ihrer Seite steht.“ Schutzzoll und Freihandel sind für Biermer, wie er selbst einleitend bemerkt, keine principiellen Fragen, sondern Mittel der staatspolitischen und volkswirthschaftlichen Therapie, die man bald in größeren, bald in kleineren Dosen verabreichen muß. Der Verfasser hegt das Vertrauen, daß die Erneuerung der Handelsverträge zum Vortheil des deutschen Wirthschaftslebens ausschlage; die Behauptung, daß dadurch der Ruin unserer ackerbautreibenden Stände herbeigeführt werde, ist ihm eine Gespenstermalerei, der er ein sehr wesentliches Zukunftsbild entgegenhält: daß eine maaßlose agrarische Schutzzollpolitik die nothwendige Anpassung der deutschen Landwirthschaft an die neuen Verhältnisse künstlich verzögern und mit einer Proletarisirung der kleinbäuerlichen Bevölkerung enden werde. Die treffliche Schrift kann warm empfohlen werden.

Erinnerungen eines Japaners. Schilderung der Entwickelung Japans vor und seit der Eröffnung bis auf die Neuzeit. Von J. Heco (Tokio). Nach dessen Originalaufzeichnungen übersetzt, bearbeitet und mit einer Einleitung von Ernst Oppert (Stuttgart, 1899). Die „Erinnerungen“ eines Japaners, das erste derartige auf dem deutschen Büchermarkte erscheinende Werk, sind nicht allein dadurch sehr werthvoll, daß sie uns an der Hand eines Eingeborenen in das Familien- und geistige Leben des alten Japan einführen, wie es kein Fremder zu schildern vermag, sie entwerfen auch zum ersten Mal aus authentischen Quellen Schilderungen der spannenden politischen Entwickelung des Inselreichs bis auf die Neuzeit, die bei dem großen Interesse, welche die Vorgänge im fernen Osten gerade jetzt erregen, wohl geeignet sind, ihnen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie weiteren Kreisen zu empfehlen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Siebente Auflage.
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Onken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 5. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Ende des ungarischen Nationalstaates. Von Willy Erhardt. — Technische Hochschule und Universität. Von Prof. A. Riedler. — Aegyptische Thontafelfunde. Von Hans Petersen. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner und sein „Pogner". Von Georg Thiele. — Arbeitslieder. Von J. M. Erler. — **Feuilleton.** Männertreue. Von Alfred von Hedenstjerna. — Notizen. — Anzeigen.

Das Ende des ungarischen Nationalstaates.

Von Willy Erhardt.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Deutschen den Magyaren aufrichtige Sympathien entgegenbrachten, wo sie als Vorkämpfer der Volksfreiheit, des Liberalismus erschienen. „Und wenn ich einen Ungarn seh', wird mir mein deutsches Wams zu enge." Solche Gesinnung ist heute gründlich in's Gegentheil verkehrt, wenn es auch noch einige unwissende Schwätzer in deutschen Landen giebt, die in liberalen Phrasen schwelgend den Sinn für nationale Ehre und für die Wirklichkeit der Dinge verloren oder nie besessen haben. Besonders jetzt, wo die Regierung des Herrn v. Szell den um ihr Volksthum kämpfenden Deutsch-Oesterreichern in den Rücken fällt und durch Sanctionirung des Nothparagraphen 14 das absolutistische Regiment in Cisleithanien und dessen völlige Slavisirung ermöglicht. Daß sie damit selbst den Ast absägen, auf dem sie sitzen, und das Slaventhum im eigenen Lande stärken und großziehen, sehen die Herren Magyaren nicht ein. Und doch kann nur die hochmüthige Selbstverblendung die Augen schließen vor der Unmöglichkeit, aus Ungarn einen magyarischen Einheitsstaat zu machen. Die Magyaren haben unter dem Banner des historischen Rechtes gegen den Absolutismus um die Centralisation des Wiener Hofes gekämpft und gesiegt, doch schon erheben die Nationalitäten dasselbe Banner gegen die Unterdrückung ihrer Sprachen. Und allezeit sind die Ideen, die aus tiefgefühlten Bedürfnissen der Völker ihre Kraft schöpfen, siegreich geblieben gegen die brutale Gewalt. Die „magyarische Staatsidee" aber, d. i. die Herrschaft der magyarischen Minderheit, beruht nur auf dem Ausschluß der Mehrheit des Landes aus dem hohen Rath der Gesetzgebung. Schon pocht das allgemeine Stimmrecht an die Pforten des ungarischen Reichstags. Man kann ihm den Einlaß verweigern — aber ohne Zugeständnisse läßt es sich nicht mehr lange aufhalten, und jede Erweiterung des Wahlrechts, jede Besserung des heutigen Wahlunrechts kommt den nichtmagyarischen Nationalitäten zu Gute. Es fällt den Magyaren ohne Zweifel schwer, dem Ideal der Magyarisirung und der Unabhängigkeit, d. h. dem Nationalstaat, zu entsagen, aber sie werden sich sehr bald doch dazu verstehen müssen.

„Die Zustände in Ungarn" — so schreibt ein slavischer Politiker — „sind trostlos. Von einer europäischen Verwaltung, von einer europäischen Justiz ist nicht zu reden. Auch die persönliche Freiheit ist gefährdet. Wenn ich nicht durch Grundbesitz festgehalten wäre, würde ich am liebsten auswandern." Die beste Illustration zu solchen Klagen bildet der scandalöse Proceß gegen die rumänischen Unterzeichner des Memorandums. Die Angeklagten durften mit Recht erklären, daß es sich nicht um ein Gericht, sondern um eine einfache Execution, um eine Gewaltthat handle. Eine magyarische Pester Zeitung sprach dabei ihr Bedauern aus, daß die ausgezeichnete Institution des Pfählens außer Gebrauch gekommen sei. „Wie gründlich könnte man sonst die walachische Frage lösen, und welch' herzerhebender Anblick wäre es, die Köpfe der berüchtigten Hetzer auf der Spitze des nationaldreifarbigen Pfahles zu sehen!" Um den Wahnwitz solcher Auslassungen zu erkennen, braucht man doch nur auf die Vertheilung der Völker und Sprachen in Ungarn einen Blick zu werfen. Die Magyaren nehmen in geschlossenen Massen die Mitte des Landes ein, die große Tiefebene zu beiden Seiten der Theiß und der Donau, dann die südöstliche Ecke Siebenbürgens, das Land der Szekler; sie besitzen in 24 ungarischen und vier siebenbürgischen Comitaten die Mehrheit. Das ist der kleinere Theil des Landes (rund 120000 Quadratkilometer), in der größeren Hälfte des Landes (160000 Quadratkilometer) stellen die Magyaren insgesammt nur ein Viertel der Bevölkerung dar, theilweise so, daß die Comitate Bruchstücke des geschlossenen magyarischen Sprachgebietes mit anderen Bevölkerungstheilen zusammenknüpfen, theilweise, besonders im Osten, als Sprachinseln. Den Nordwesten des Landes beherrschen die Slowaken, die allein in neun Comitaten die Mehrheit bilden; in ihrem Kerngebiet finden sich (1890) nur 36000 Magyaren unter 914000 Einwohnern, nicht einmal vier vom Hundert. In drei weiteren Comitaten der westlichen Grenze bilden die Deutschen und Slaven zusammen die Mehrheit. Der Nordosten Ungarns ist von Ruthenen bewohnt, mit den Slowaken, Deutschen Rumänen haben sie in sechs Comitaten die Mehrheit. Der gesammte Osten und Südosten Siebenbürgen und der Banat, abgesehen von der Sprachinsel der Szekler, hat nur vereinzelte magyarische Sprachinseln. In 18 Comitaten, auf einer Fläche von 88650 Quadratkilometern haben die Rumänen die absolute Mehrheit (2370000 = 57,55 Procent nach der letzten den Magyaren günstigen Zählung). Dieses Verhältniß erscheint noch günstiger, wenn man die vom geschlossenen magyarischen Sprachgebiet hereinragenden Stücke von drei Comitaten, weil sie nur scheinbar eine Mischung darstellen, ausscheidet. Das rumänische Sprachgebiet bildet ein zusammenhängendes

Digitized by Google

Ganzes, ein großer Vortheil gegenüber der Zersplitterung des deutschen Elementes in Ungarn. In elf Comitaten haben die Rumänen eine Majorität von 72 Procent der Bevölkerung, die Magyaren nur 16 Procent in Gestalt von einzelnen Sprachinseln; in sechs Comitaten mit 33000 Quadratkilometern und 1454000 Einwohnern stehen nur 79000 Magyaren den 959000 Rumänen gegenüber, unter dem Rest sind fast 300000 Deutsche. Man vergleiche nun damit das Verhältniß der 700000 Deutschen und 1054000 Polen in der preußischen Provinz Posen (29000 Quadratkilometer), auf deren „Germanisirung" die Magyaren so gern zu ihrer Vertheidigung Bezug nehmen!

Auch die ethnographische Lage ist den Magyaren ungünstig. Mit Ausnahme der Deutschen grenzen all' die Nationen, welche der ungarischen Krone unterthan sind, unmittelbar an ihre auswärts wohnenden Stammesbrüder. Die „Walachen" im Banat und in Siebenbürgen berühren sich mit den Rumänen im Königreich und in der Bukowina; die Serben und Serbo-Kroaten unterhalten einen unterbrochenen Verkehr mit ihren angrenzenden Brüdern jenseits der Donau und der Save, die Slovaken in Oberungarn berühren sich mit ihren mährischen Stammesbrüdern und die Ruthenen im Nordosten grenzen unmittelbar an die galizischen Ruthenen. Im Westen berührt sich sogar eine Gruppe der Deutschen Ungarns (die freilich in keinem Zusammenhang steht mit den übrigen Deutschen der Stephanskrone) mit den Deutschen in Niederösterreich und Steiermark. Und in der Mitte all' dieser Völkerschaften, die fast 70% der Gesammtbewohner Ungarns repräsentiren, lagert die magyarische Minorität als die herrschende Rasse. Sie ist bloß 6 Millionen stark, hat keine Stammesgenossen in Europa und ihre Zeugungskraft ist gering, sie vermehrt sich seit Jahrzehnten nur noch durch Magyarisirung fremder Elemente. Und darum werden in Ungarn Alle vergewaltigt, die nicht magyarischen Stammes sind, darum werden alle Nationen in dem Bereiche der Stephanskrone nur als fetter Völkerdüngen angesehen für das Gedeihen der magyarischen Rasse.

Allerdings hat die Magyarisirung Erfolge gebracht, — aber mit Recht entgegnet eine Vertheidigungsschrift aus dem rumänischen Lager, daß selbst bei einem noch rascheren Tempo des nationalen Umwandlungsprocesses es doch nur die unterwerthigen Bestandtheile seien, die als Renegaten den „staatsbildenden" magyarischen Stamm der Zahl nach vergrößern, diese Vergrößerung bedeute aber noch keineswegs eine Verstärkung. Es gilt das vor Allem von den magyarisirten Juden, deren „Patriotismus" doch allzu deutlich den Stempel der Berechnung, des Eigennutzes trägt. Man hat auch ursprünglich gar nicht an die „Assimilirung" der Juden gedacht, der innere Gegensatz der christlichen Magyaren und der Juden ist noch heute ebenso scharf geblieben, wie früher, er hat sich eher noch verschärft. Anders lautet freilich die amtliche Auffassung: „Die magyarische Nationalität", so verkündete 1896 das Jubiläumswerk des ungarischen Handelsministers, „stellte sich nie auf den engen Standpunkt der Stammesabgeschlossenheit, sondern nahm die Besseren der fremden Stämme stets mit Freuden in seine Mitte auf. Die Auslese aus den verschiedenen Volksstämmen schuf eine starke, an hervorragenden Eigenschaften reiche und allen Stürmen Trotz bietende Nation." Zu dieser „Auslese" gehören vor Allem die Juden. „Während der verflossenen fünfzig Jahre sind mehr als die Hälfte der Juden aus deutschsprechenden Ungarn Magyaren geworden und unterscheiden sich nur noch durch ihre Religion." Diese 450000 magyarisirten Juden stellen die eifrigsten Parteigänger der Magyarisirung; das jüdische Element erkauft durch das bereitwillige Eingehen auf diese fixe Idee der Magyaren einen förmlichen Freibrief für andere Dinge. Der jüdische Einfluß ist in Ungarn riesengroß emporgewachsen. Der Aufschwung des heutigen Ungarn in so mancher Hinsicht, insbesondere aber der Glanz von Pest-Ofen, ist in der Hauptsache der Rührigkeit der Juden zuzuschreiben, aber selbstverständlich ist der Gewinn davon in die Tasche jüdischer Geldmänner geflossen. Vor Allem ist auch der Grundbesitz so tief verschuldet, daß die Zinsen der Hypotheken und die Steuern über die Hälfte des Bodenertrags verzehren. Der Kern des magyarischen Stammes, der kleine und mittlere grundbesitzende Adel und die Bauernschaft des Tieflandes geräth immer mehr in Abhängigkeit von den jüdischen Capitalisten. Ein Gut um das andere geht aus dem Besitz des magyarischen Adels in die Hände der Gläubiger über; einestheils greift die Zersplitterung des Bodens, anderntheils die Auffaugung durch den Großgrundbesitz um sich. Daraus erklärt sich theilweise das Wachsthum der Städte des ungarischen Tieflandes und ebenso die Schaffung immer neuer Beamtenstellen für den verarmenden Kleinadel. Hat doch heute Ungarn zehn Mal so viel Beamte, als in der verlästerten Zeit des Absolutismus mit seiner Schreibstubenherrschaft.

Die Wortführer der Magyarisirung betrachten die Juden nicht nur als ihre besten Helfer bei der Zersetzung der anderen Nationalitäten, sie erwarten von deren Verschmelzung mit den Magyaren auch die Uebertragung der jüdischen Vorzüge der Richtigkeit und Findigkeit, des Fleißes und der Sparsamkeit, auf die erhoffte Mischrasse der Judäomagyaren. Vor der Hand wird das Urtheil richtig sein, das ein juristischer Mitarbeiter der Kronstädter Zeitung im Sommer 1897 aussprach: „das Magyarenthum, das bis zum Jahre 1848 nur aus Adeligen und Hörigen bestand, hat noch keine Mittelclasse, kein Bürgerthum, wie es in anderen Ländern als Ablagerung einer geschichtlichen Culturentwickelung sich gebildet hat. Was in Ungarn heute als magyarische Mittelclasse gilt, ist ein haltloses, von Streberthum erfülltes, von semitischem Geist und Cynismus durchseuchtes Gemenge von Elementen, auf das das griechische Wort zutrifft, alles ist im Fluß begriffen." Diese Verschmelzungen zu beschleunigen, war auch ein wichtiger Gesichtspunkt bei der sog. kirchenpolitischen Reform des Jahres 1894, bei der Einführung der bürgerlichen Eheschließung. Der berühmte Baron Hirsch hat damals eine Stiftung von einer halben Million Gulden gemacht zum Zweck der „Einschmelzung der Juden in das Magyarenthum." Nur diese Ueberläuferin der Juden in's magyarische Lager hat das heute als mißlungen zu erachtende Experiment eines ungarischen Nationalstaates möglich gemacht.

Die Magyaren pflegen sich damit zu brüsten, daß die große Masse des ungarischen Deutschthums sich in die bestehenden Verhältnisse fügt, und sie sündigen darauf, daß ihre jetzige Machtstellung unter dem Schutze des Dualismus und des Bündnisses zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reiche steht. Nach Außen deutschfreundlich, im Innern deutschfeindlich — das ist so lange gegangen, warum sollte es denn nicht weitergehen? „Das Deutschthum im eigentlichen Ungarn," schreibt Dr. Guntram Schulheiß in München, der unermüdliche Kämpfer für das gute Recht der Deutschen in Ungarn, „das Deutschthum ist heute am wenigsten in der Lage, an diesem politischen Kampf für die Herstellung gesunder und gerechter Verhältnisse in den Vorderreihen Theil zu nehmen, seitdem die rücksichtslose Vergewaltigung des Unterrichtswesens seinen Söhnen die Möglichkeit geraubt hat, sich in ihrer Muttersprache für einen geistigen Beruf auszubilden. Die Schmach einer Fremdherrschaft lastet auf keinem Volksstamm Ungarns so drückend, wie auf dem tüchtigsten und fleißigsten, der Ungarn gegeben hat, was heute dort an Cultur vorhanden ist. Auf die Dauer kann es den Magyaren nicht gelingen, das ungarische Deutschthum in geistiger Knechtschaft zu halten, aus seinem emporstrebenden Nachwuchs sich den „Volkesdünger" zu holen, dessen sie bedürfen, um die geistige Arbeit leisten zu können, die sie durch die Gründung eines magyarischen Staates auf sich genommen haben. Auf die Dauer wird sich der Deutsche nicht gefallen lassen, zum Dank für seine Verdienste um Ungarn bei fest-

Digitized by Google

lichen Anlässen als „Hundsfott" angejohlt zu werden. So vielfach das deutsche Nationalgefühl der ungarischen Deutschen „in der Zerstreuung" eingeschlummert ist, so wird doch immer lauter auch an ihr Ohr der Zuruf klingen, der heute über die weite Welt hin erklingt: Gedenke, daß du ein Deutscher bist."

Wie wir Deutsche den Magyaren gegenüber zu stehen haben, zeigen die nachstehenden Worte aus dem Brief eines in Ungarn lebenden Reichsdeutschen. „Wenn man bedenkt, daß die Herren Magyaren in den 30er Jahren, die der angeblich tausendjährige „magyarische" Staat besteht, den geduldigen Deutschen von ihren früheren 1200 Schulen über 600 genommen d. h. magyarisirt haben, wenn man beobachtet, mit welcher Rücksichtslosigkeit im Widerspruch mit dem sogen. Nationalitätengesetz, nach dem alle Sprachen des Landes gleichberechtigt sein sollten, in Schule und Kirche, in Verwaltung und Rechtspflege nur das Magyarische zuläßt, wenn man Tag für Tag erleben muß, wie dies Pack uns Deutsche, denen es sein bischen Cultur verdankt, behandelt und deutschen Hundsfott, deutsche Wanze u. s. w. nennt, da reißt schließlich auch der längste Geduldfaden. Der einzige Trost, daß das Vergnügen nicht mehr lange währen wird, und ich freue mich jetzt schon auf die groteskeste Komödie, die die Weltgeschichte je gesehen hat, wenn die „allein staatsbildende Nation", wie die Magyaren sich bescheiden nennen, zu der Erkenntniß gebracht werden wird, daß sie mit ihren sechs Millionen nicht mehr sind als Andere." In ähnlicher Weise äußerte sich eine siebenbürgisch-sächsische Stimme anläßlich der Verhandlungen des ungarischen Abgeordnetenhauses über die Schwurgerichte: „Das erwachende Bewußtsein aller Völker Ungarns wird stark genug sein, um mit einem System aufzuräumen, das nur Unfrieden sät, das auf die Dauer mit dem Bestande der Monarchie unvereinbar ist, dies Verhängniß heraufbeschwören müßte. Hoffentlich sieht bald eine bessere Zeit, in der die Volksrechte wieder geachtet werden, mit Bedauern auf die Irrthümer der Gegenwart zurück. Möge dann dem siebenbürgisch-sächsischen Volke vergönnt sein, sich zu sagen: ich habe auch mein Theil an dem Anbruch der besseren Tage."

„Wenn," schreibt der Siebenbürger Sachse Dr. Emil Neugeboren in Hermannstadt, „wenn der ungarische Reichstag ein Gesetz nach dem anderen macht, dessen Haupt- oder Nebenziel verhüllt oder unverhüllt darin besteht, der culturellen Entwickelung der Nichtmagyaren Luft und Licht zu entziehen, ihnen an hundert Orten den Pfahl des Magyarismus in's Fleisch zu treiben, wobei über ihre Proteste, soweit man sie überhaupt an die Oeffentlichkeit gelangen läßt, kaltblütig zur Tagesordnung übergegangen wird, so kann man das schwer anders nennen, als eine gewaltthätige Ausnützung des günstigen Umstandes, daß die Legislative mit verschwindenen Ausnahmen aus Magyaren besteht. Dieser Umstand selber wird zwar nicht geradezu durch Anwendung von Gewalt erreicht, obwohl die berüchtigte Stampfener Wahl (im December 1895) auch hierfür ein Beispiel giebt, aber — um von der famosen ungarischen „Wahlkreisgeometrie" zu schweigen — die ganz ungeheuerliche Wahlbestechung und die durch die Oeffentlichkeit der Wahl möglich gemachte, einer völligen Knebelung des Volkswillens gleichkommende terroristische Beeinflussung der Wähler lassen sich doch auch nicht recht zu den „sanften Mitteln" rechnen. Nicht erst das allgemeine Wahlrecht, für das sich zu erwärmen die Siebenbürger Sachsen nicht die mindeste Ursache haben, sondern schon geheime und reine Wahlen würden ganz andere Ergebnisse zu Gunsten der Nichtmagyaren ergeben. Ein Regierungsblatt, der „Pesti Napló," hat das vor einigen Jahren offenherzig zugestanden, indem es dem Grafen Apponyi zu verstehen gab, die Reinheit der Wahlen sei eine zwar ideal gedachte, aber vom Standpunkte der magyarischen Hegemonie unpraktische Forderung.

Noch illusorischer werden alle Nationalitätenrechte dort, wo in den weltlichen oder geistigen Corporationen, die sie in Anspruch nehmen können, die Nichtmagyaren nicht in überwiegender Mehrheit vorhanden sind, etwa wie die Siebenbürger Sachsen in ihrer Kirche und ihren politischen Gemeinden. Ein lehrreiches Beispiel bietet die ungarländische evangelische Kirche, der „deutsche Glaube", der ebenfalls zur Magyarisirung mißbraucht wird. Diese evangelische Kirche vereinigt rund 450 000 Slovaken, 220 000 Deutsche und 310 000 Magyaren in sich, die Letzteren machen also etwa $^1/_8$ der Gesammtzahl aus. Trotzdem konnte schon 1882 Superintendent Szeberenyi in einem Senioratsausschreiben sich damit brüsten, daß im ganzen Kirchendistrict die Kirchenmatrikel ausschließlich in magyarischer Sprache geführt und in vielen Gemeinden jetzt magyarisch gepredigt werde, wo es früher nicht geschah; daß zahlreiche Schulen in nichtmagyarischen Gemeinden errichtet werden, und daß die Amtssprache zwischen Superintendent und den Senioraten ausschließlich die magyarische sei. Am 16. August 1882 faßte der Theißer Districtualconvent den Beschluß, daß „Diejenigen, welche Gegner der nationalmagyarischen Bestrebungen seien, amtsunfähig sein sollen" und „ihre Kinder in der Schule an keinerlei Wohlthaten der Kirche und Lehranstalten theilnehmen können". 1891 giebt der Bischofstellvertreter des Montandistrictes der Hoffnung Ausdruck, daß in Schemnitz bald auch im Gottesdienste das deutsche Wort verstummen werde, 1885 beschließt der Generalconvent, seine Protokolle ausschließlich in magyarischer Sprache zu führen und zu drucken. 1887 beschließt der Kirchendistrict jenseits der Donau, in seinen deutschsprachigen Volksschulen Geographie und Rechnen in magyarischer Sprache zu lehren. Seit 1895 gebraucht der District diesseits der Donau ausschließlich die magyarische Sprache in seinen Verhandlungen. Alle Proteste der Slovaken gegen diese Vergewaltigungen sind natürlich auf „panslavistische Agitationen" zurückzuführen. Nicht minder deutlich spricht auch der Umstand, daß die (ungefähr) 120 000 Deutschen der Hauptstadt keine einzige öffentliche Schule mit deutscher Unterrichtssprache haben, wie überhaupt die Zahl der deutschen Volksschulen in 30 Jahren um die Hälfte vermindert worden ist. Der Magistrat derselben Stadt hat — das sei ganz nebenbei bemerkt — im Mai 1893 den Beschluß gefaßt, daß auf dem städtischen Friedhofe nur solche Grabsteine aufgestellt werden dürfen, die mindestens auch eine magyarische Inschrift tragen, ein Ukas, der an Rohheit seinesgleichen schwerlich finden wird! Von anderen Narrenstreichen, wie dem Verbot reichsdeutscher Blätter, der Wahl des Französischen als wissenschaftlicher Vermittelungssprache, der Magyarisirung der Familien- und Ortsnamen ꝛc., schweigen wir lieber. Wenn ein anscheinend echter Magyare sich auszeichnet, so können wir meist annehmen, daß hinter dem Barnay, Sparvady, Nemenyi, Doczi, Munkacsi ꝛc. ein deutscher Schindler, Hirsch, Neumann, Dux, Lieb sich versteckt. Und was die Ortsnamen anbelangt, so hat das Reichskursbuch unter dem Druck der öffentlichen Meinung die überall bekannten deutschen Namen bereits wieder neben die unaussprechlichen halbtürkischen der magyarischen Geheimsprache gesetzt. Es kann die Letzteren, die kein Culturmensch in Europa kennt, in Zukunft ruhig ganz weglassen.

Die Magyaren feierten lärmend das tausendste Jahr ihres europäischen Daseins und sie gaben dieser Feier den Anstrich, als ob alle Völker des Landes hinter ihnen ständen, als ob sie alle glücklich wären, Magyaren zu sein und zu heißen. Das ist eine politische Lüge. Die im Besitze der staatlichen Macht sind, die alle Kräfte des Landes für ein Werk anzuspannen in der Lage sind, sie besitzen weder die Liebe, noch das Vertrauen der 9 Millionen Andersprachigen, welche sie beherrschen, und sie sind heute so einsam in ihrem Reiche wie vor tausend Jahren. Nur staatskluge Einsicht, nur Achtung vor den bestehenden Gesetzen, nur Duldsamkeit gegen die anderen ungarländischen Völker kann die Herrschaft der Magyaren in Ungarn für die Zukunft

Digitized by Google

sichern, kann diese Herrschaft zu einem Culturfactor erheben. Denn das ist sie bis heute nicht, trotz des blendenden Schimmers, der von Ofen-Pest ausgeht. Die Magyaren sind eine politische, aber keine culturelle Macht in Europa, denn sie sind nicht befähigt, die ihnen anvertrauten Völker geistig zu befruchten, sie zu bilden, zu erziehen, und es ist den modernen Magyaren auch die Erkenntniß verloren gegangen: daß die Gerechtigkeit die höchste und männlichste aller Tugenden ist. Selbst ein begeisterter Ungar, der Pester Journalist Hugo Ganz, hat die Befürchtung ausgesprochen und begründet, daß der ungarische Nationalstaat auf die Dauer nicht wird bestehen können. „Das nächste Jahrhundert gehört der Demokratie; seine erste Forderung ist das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abstimmung. An dem Tage, da diese Forderung erfüllt ist, wird der ungarische Nationalstaat todt und begraben sein. Er existirt ja auch jetzt nur von Gesetzes Gnaden, nicht aus eigener nationaler Kraft. Die Magyaren sind noch immer eine Minorität in ihrem eigenen Staate und sie haben die Kraft nicht, die Majorität zu assimiliren oder auf die Dauer unter ihrer Hegemonie zu beugen. Nicht einmal die gesammte Intelligenz der Nationalitäten läßt sich in den Dienst der magyarischen Staatsidee ziehen. Die Rumänen studiren in Bukarest, die Serben in Belgrad, die Slovaken in Prag, die Siebenbürger Sachsen in Deutschland. Sie alle hassen den ungarischen Staat und den ungarischen Stamm, dessen Hegemonie sie nicht anerkennen wollen. Sie werden nie ihren Frieden mit diesem Staate machen und am Tage der Einführung des allgemeinen Stimmrechts als Gegner des ungarischen Staates in das ungarische Parlament einziehen. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes aber ist nur eine Frage der Zeit, um so mehr, als die Mächtigen dieser Erde, die Clericalen, in ihm ein Mittel erblicken, die Herrschaft der anticlericalen magyarischen Gutsbesitzerclasse zu brechen. Schon hat die clericale Volkspartei die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes in ihr Programm aufgenommen." Die Magyaren müssen das thörichte Streben nach einer politischen Quadratur des Cirkels, nach der Magyarisirung von zehn Millionen durch sieben Millionen eben aufgeben und ein für allemal mit der eminent staatsfeindlichen und staatzerstörenden fixen Idee des Nationalstaates gründlich brechen, so schmerzhaft ihnen dies sein mag. Wenn die gegenwärtige Offensive einmal aufgegeben ist, so wird der magyarische Stamm zu einer Defensive seines wirklichen nationalen Bestandes und einer in bescheideneren Grenzen sich haltenden Hegemonie noch immer stark genug sein. Dann erst, wenn in einem föderalistischen Staate die anderen Nationalitäten, vor Allem die Sachsen und Schwaben, die ihrer Volkszahl entsprechende Vertretung und den ihnen gebührenden Einfluß gewonnen haben, dann wird auch das deutsche Reich und Volk dem Staate Ungarn wieder die alte Sympathie zuwenden. Dann wird auch der Dreibund, unter dessen Schutz die Magyaren ihre selbstmörderische Nationalitätenhetze betrieben haben, wieder erneuert und auf ein festeres Fundament gestellt werden können, so daß dem kleinen, zerklüfteten und vom Slaventhum bedrohten Ungarn eine schöne Zukunft blühen wird. Denn das mag man sich in Pest gesagt sein lassen: für einen chauvinistischen Magyarenstaat ist zwischen den nationalen Kolossen künftig ebenso wenig Platz, wie für ein deutschfeindliches Tschechien. Da beiden einst nur die Wahl bleibt zwischen russischer Satrapie oder deutschem Schutzstaat, so wird man gut thun, bei Zeiten wieder einzulenken und sich die reichsdeutschen Sympathien nicht für immer zu verscherzen.

Technische Hochschule und Universität.

Von Prof. A. Riedler.*)

In Universitätskreisen wurde öffentlich und an hervorragendster Stelle der grundsätzliche Unterschied aufgestellt, daß der Universität die wissenschaftliche Forschung gebühre, den technischen Hochschulen aber die Rolle von aufblühenden Fachschulen zufalle. Wenn diese Auffassung zutrifft, so werde ich der Erste sein, der die damit ausgesprochene Kritik unserer technischen Hochschulen dankbar anerkennt, und ich werde das Wort dafür erheben, daß wir uns aus dieser Rolle emporarbeiten; trifft sie aber nicht zu, so muß sie richtiggestellt und abgewehrt werden.

Der Begriff einer Fachschule ist nicht feststehend. Jedenfalls müßten sich ihre Kennzeichen äußerlich bemerkbar machen durch das Ueberwiegen von Fachgegenständen zum Schaden der allgemein bildenden und innerlich durch die Art des Wissenschaftsbetriebs. Zunächst die Außenseite: da bieten Vorlesungsverzeichnisse und Prüfungsgegenstände Anhaltspunkte für die Einschätzung. Danach wäre die am engsten begrenzte Fachschule die für Rechtsgelahrtheit an den Universitäten. Sie umfaßt keine allgemein bildende Disciplin, pflegt nichts von mathematischer und naturwissenschaftlicher Bildung, sondern umfaßt und verlangt nur Fachgegenstände. Aber auch die uns am nächsten stehende vielseitigere Facultät für Heilkunde ist eine Fachschule strengster Art. Selbst die Naturwissenschaften sind auf das unmittelbar Fachliche gerichtet. Unter den Lehrgegenständen fehlt z. B. die Mechanik, ohne welche volles Verständniß von Naturvorgängen, auch der physiologischen, unmöglich ist; es fehlen graphische und analytische Mathemathik, sowie jede Disciplin zur Uebung der Raumvorstellung und im zeichnerischen Ausdruck hierfür, und überall herrscht die Beschränkung auf das besondere Fach. Nicht das bloße Vorhandensein einer Vorlesung entscheidet, sondern die Thatsache, ob und wie von ihr Gebrauch gemacht wird. Deßhalb muß noch besonders erwähnt werden, daß auch die vielseitige philosophische Facultät im Wesentlichen nur eine Specialfachschule für Lehrerausbildung ist, daß das Sonderstudium dort nach Fachrichtungen vollständig getrennt ist, daß die philologische Richtung mit der naturwissenschaftlichen oder mathematischen in keinem Zusammenhange steht.

Die technischen Hochschulen können niemals solche Beschränkung auf die Fachwissenschaften anstreben; sie werden trotz der großen Schwierigkeit und Fülle der Fachwissenschaften immer eine weitgehende allgemeine Bildung zu vermitteln suchen. Noch sind unsere Wünsche in dieser Richtung nicht vollständig erfüllt, aber schon das Vorhandene hebt unsere Abtheilungen weit über den Rahmen von Fachschulen hinaus. So legen wir besonderen Werth auf die Ausbildung aller unserer Studirenden in den grundlegenden Naturwissenschaften, insbesondere in Mechanik, Statik und Dynamik, sowie in höherer Mathematik und den verschiedenen Zweigen der Geometrie, also in allgemein bildenden Disciplinen, die zu den höchststehenden Bildungsmitteln gehören, die jedoch im Universitätsbereiche mit Ausnahme der Specialfächer für die Lehrerausbildung gar keine Rolle spielen, die somit der überwiegenden Mehrheit der an den Universitäten Gebildeten völlig fremd bleiben. Wir verlangen von allen Studirenden gründlichste Uebung im zeichnerischen Ausdruck für die Raumvorstellung und Beherrschung nicht nur der analytischen sondern auch der graphischen Methoden, die für den gegenwärtigen Wissenschaftsbetrieb unentbehrlich sind und wahr-

*) Der Verfasser, dessen auch im Reichstag erörterte Reformbestrebungen auf dem Gebiete des technischen Hochschulunterrichts an dieser Stelle wiederholt gewürdigt wurden, stellt uns den Wortlaut seiner jüngst zum Antritt des Rectorats der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin gehaltenen Rede zur Verfügung. Wir entnehmen daraus die allgemein interessanten Ausführungen über die wissenschaftlichen Bestrebungen unserer technischen Hochschulen. D. Red.

Digitized by Google

scheinlich für das medicinische Studium ebenso große Bedeutung haben wie für uns. In der Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen an der Kgl. Technischen Hochschule zu Berlin z. B. sind im ersten Studienjahre 78% der Vorlesungen allgemein wissenschaftlicher Natur, im zweiten Studienjahre noch 50% und erst im dritten Jahre überwiegen die Fachvorlesungen mit 75%. In dieser Abtheilung pflegen wir insbesondere Physik, Mechanik, Wärmemechanik und Elektromechanik, in größter Vertiefung, außerdem Volkswirthschaftslehre, Volkswirthschaftspolitik, Finanzwissenschaft, Hygiene und moderne Sprachen, und wir bedauern lebhaft, daß unsere Kräfte und Mittel in dieser Hinsicht so knapp bemessen sind, daß wir nicht ausgiebiger von den allgemeinen Bildungsmitteln Gebrauch machen können.

Die äußeren Kennzeichen einer bloßen Fachschule sind daher auf unserer Seite nicht vorhanden. Untersuchen wir nun den Wissenschaftsbetrieb.

In Universitätskreisen ist das Vorurtheil weit verbreitet, wir fänden die Ergebnisse der Wissenschaft fertig vor und brauchten sie nur mühelos für eine mehr oder weniger selbstverständliche Anwendung zurechtzurichten. Allerdings finden wir viel wissenschaftliches Rüstzeug fertig vor, aber die allgemeine wissenschaftliche Erkenntniß versagt bei der ersten Berührung mit der vielgestaltigen Wirklichkeit, so daß wir ungeheuere Lücken ausfüllen müssen, indem wir selbst wissenschaftliche Forschung treiben. Die überlieferte Einsicht genügt nicht, weil wir auch in verwickelten Fällen wissenschaftlich durchdringen müssen, wo uns keine Abstractionen gestattet sind, sondern wo wir die Bedingungen so verwickelt hinnehmen müssen, wie sie gestellt sind. Deßhalb müssen wir unsere Studirenden planmäßig zu wissenschaftlicher Forschung anleiten, denn nur auf dem Forschungswege sind Leistungen in unsern Fachwissenschaften möglich. Große Gebiete der Naturerkenntniß haben auf diesem Forschungswege durch unsere Fachgenossen neuen Inhalt und neue Grundlagen erhalten: so die ganze Festigkeits- und Elasticitätslehre, die Hydraulik; andere Gebiete haben durch sie große wissenschaftliche Erweiterung erfahren, wie die Wärmemechanik, Elektromechanik, Statik und Dynamik. Auf unserem Boden sind wissenschaftliche Methoden ausgebildet worden, wovon u. A. wichtige Zweige der Geometrie und die graphischen Methoden Zeugniß ablegen.

Auf technischen Gebieten läßt sich nur das, was auf der Oberfläche liegt, mit den überlieferten wissenschaftlichen Hülfsmitteln ohne Weiteres ermitteln und beherrschen; das ist aber längst abgebaut. Wer bei der jetzigen Entwickelung der Technik irgend Nennenswerthes leisten will, muß in die Tiefe steigen, mit dem ganzen wissenschaftlichen Rüstzeug arbeiten, die Natur wissenschaftlich befragen und ihre Antworten richtig verstehen, muß die gewonnene wissenschaftliche Einsicht richtig anwenden, das heißt: in richtige Beziehung zur vielgestaltigen Wirklichkeit bringen; dann erst ist wissenschaftliche Beherrschung erreicht, die allein zum Können und verantwortlich richtigen Schaffen befähigt. Unsere Arbeit bedarf der strengen Wissenschaftlichkeit, und sie muß immer verantwortlich geleistet werden, weil die Natur selbst sie unfehlbar richtet. Diese Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Forschungsarbeit für unsere ganze Thätigkeit hat dazu geführt, daß beispielsweise die Abtheilung für Maschinen-Ingenieurwesen eine große Erweiterung ihrer Laboratorien erfahren hat. Sie muß, um in Materialienkunde, Maschinenlehre, Wärmemechanik uud Elektromechanik überhaupt wissenschaftliches Verständniß zu ermöglichen, durch Laboratoriums-Uebungen richtige Beobachtung und Schlußfolgerung und wissenschaftliche Forschung lehren. Um die Bedeutung unserer wissenschaftlichen Thätigkeit gegenüber der abstract wissenschaftlich arbeitenden Richtung zu kennzeichnen, mögen einige Thatsachen berührt werden.

Seit mehr als zwei Jahrtausenden sind die Eigenschaften des Wasserdampfes bekannt, seit zwei Jahrhunderten sind sie in der Hauptsache, seit einem Jahrhundert nach abstracter Auffassung in allen Einzelheiten wissenschaftlich festgelegt, aber erst seit einigen Jahrzehnten verstehen wir, sie in vollkommenen Dampfmaschinen richtig auszunutzen. Erreicht wurde dies durch eine gewaltige Ingenieurarbeit, welche neue wissenschaftliche Einsicht schaffen mußte und darauf fußend die vollkommene Anwendung zu Stande brachte. Aehnlich liegt es auf dem ganzen Gebiete der Umsetzung der Energie. Ein Beispiel, das auch in Universitätskreisen gewürdigt werden dürfte, ist die Nernst-Lampe. Wissenschaftlich lag Alles klar, als Nernst an die Ausführung seiner Idee ging. Da aber begannen die Schwierigkeiten, und viele Mitarbeiter standen entmuthigt von der Lösung der Aufgabe ab, bis sie endlich einer hervorragenden Mitarbeiterschaft gelang. Nernst selbst hat dies voll anerkannt und es in einem Vortrage vor Fachleuten ausgesprochen, er sei erstaunt gewesen, zu sehen, welche Geistesarbeit die Ausbildung der ursprünglichen Idee erforderte. Welche Arbeit auf solchem Wege, selbst nur bis zu einer brauchbaren Gestaltung liegt, kann nur der ermessen, der ihn wenigstens einmal selbst gegangen ist. Dieser mühevolle Weg ist bei allen unseren technischen Aufgaben die Regel. Die Ausgestaltung des wissenschaftlichen Gedankens, zunächst zur lebensfähigen, brauchbaren Form und dann zu immer größerer technischer Vollkommenheit ist unsere laufende Aufgabe, die aber nur durch wissenschaftliche Arbeit gelöst werden kann.

Es ist ferner ein Irrthum, anzunehmen, daß unserem Wissenschaftsbetriebe irgend eine der Universitätseinrichtungen, etwa die Seminare, fremd geblieben sei. Der Unterricht an den technischen Hochschulen war nie ein anderer als ein seminaristischer und kann gar kein anderer sein. Dieser seminaristische Unterricht wird bei uns in den Uebungen in einem Umfang betrieben, der der Universität unbekannt ist. Die juristische Facultät beginnt erst jetzt, vor der Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches, infolge Anregung von außen her, Uebungen einzuführen. Mit der bloßen wissenschaftlichen Einsicht, mit dem Verständniß allein ist auf unseren Gebieten nichts gethan, das Können ist entscheidend. Das kann nur durch Anwendung der wissenschaftlichen Erkenntniß, wie sie in unseren seminaristischen Uebungen gelehrt wird, erlangt werden. Deßhalb findet der Einpauker, trotz der bestehenden Prüfungseinrichtungen, bei uns keinen Boden. Weil wir wissenschaftliche Wege gehen, haben wir es erlebt, daß alles Unwissenschaftliche, Empirische bei uns ausgestorben ist, daß aber auch alles einseitig Doctrinäre, Alles, was sich von der Vielheit gegebener Bedingungen und den Schwierigkeiten der Wirklichkeit loslöst, auf dem absterbenden Aste sitzt, und daß auch die technisch schaffende Welt, die Praxis selbst, längst wissenschaftlich zu arbeiten gelernt hat. Dies ist unser Stolz, die Frucht und der Lohn unserer wissenschaftlichen Bemühungen. Also auch die Art des Wissenschaftsbetriebes läßt eine Minderwerthigkeit unserer Bestrebungen nicht erkennen. Nirgends ist eine Begründung der Annahme zu finden, daß die wissenschaftliche Forschung der Universität vorbehalten, uns dagegen der Fachschulcharakter eigen sei.

Es sind vielmehr vielversprechende Anfänge vorhanden, daß die Universität unsere Leistungen und unsere Eigenart zu erkennen und damit zu schätzen beginnt. Von den 2425 Studierenden der Technischen Hochschule zu Berlin, welche die Universität Berlin in ihrer amtlichen Statistik über das Winterhalbjahr 1898/99 als „Hörberechtigte“ anführt, hören in Wirklichkeit nur 17 Vorlesungen an der Universität, obwohl bei uns keine Vorrechte zu holen sind. Unsere Hochschule hingegen hat auf 96 Universitätsstudierende Anziehungskraft ausgeübt. Zwei altberühmte Universitäten haben Ingenieure als Professoren berufen, haben neue, nämlich unsere Wissenschaftsbetriebe eingeführt, die, wenn richtig gepflegt, alte Ueberlieferungen auch an den Universitäten verdrängen werden. Es sind aber nur Theile unseres Wissen-

Digitized by Google

schaftsbetriebes, welche so auf die Universität umgestaltend einwirken. Große wissenschaftliche Erfolge wird die Universität mit solchen Bruchstücken technischer Bildung ohne Zusammenhang mit den übrigen technischen Wissenschaften nicht erringen können. Es ist aber bezeichnend, daß das neue Institut Physikalisch-technisches Universitäts-Institut heißt, daß Wärmetechnik und Elektrotechnik betrieben werden und neuestens auch Technologie, allerdings nur für Juristen, hinzugekommen ist. Immerhin werden selbst solche vereinsamte Einzelgebiete unseres Wissenschaftsbetriebes schon manche ehrwürdige, bisher hochgepriesene Universitätseinrichtung verdrängen und einen Bruch mit den bisher geheiligten Traditionen der Universitäten herbeiführen müssen.

Indem Nernst die Wissenschaft nicht bloß um ihrer selbst willen betrieb, sondern an die deutsche Industrie herantrat und mit ihrer Hülfe seine Idee ausgestaltete, bewies er, daß er die Wissenschaft in ihren vielfältigen Beziehungen zum Leben richtig erfaßt hat und leistete er der Wissenschaft selbst einen Dienst. Sein großer Vorgänger Weber ließ es beim ersten unvollkommenen Schritte bewenden und so ist es gekommen, daß seine Idee, um in brauchbarer Gestalt zu uns zu kommen, den Umweg über das Ausland machen mußte, das nunmehr selbst das deutsche wissenschaftliche Verdienst bestreitet. Bei der Enthüllung des Gauß-Weber-Denkmals in Göttingen ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Naturwissenschaften sich nicht mehr allein auf die reine um ihrer selbst willen betriebene Wissenschaft beschränken dürften, sondern Anwendung und Verwerthung suchen müßten. Das ist ein vollständiger Bruch mit der Ueberlieferung und das Einlenken in die vielgestaltige wissenschaftliche Thätigkeit, die unser Arbeitsfeld ist. Wir können diese Richtungsänderung nur mit Genugthuung begrüßen. Die Universitäten sind es, die große Lücken auszufüllen haben; sie werden anerkennen müssen, daß die technischen Wissenschaften der kommenden Zeit ihr Gepräge geben werden, und daß sich Wissenschaft und Forschung nicht enge, überlieferte Grenzen vorschreiben lassen.

Unser Schaffen steht mit der Gestaltung der Lebensbedingungen des Einzelnen und aller menschlichen Gemeinschaften, mit der Erhaltung des physischen, geistigen und wirthschaftlichen Lebens aller Schichten des Volkbs im engsten, untrennbaren Zusammenhang. Unser Antheil an der Erhaltung und Verbesserung des physischen Lebens liegt auf dem Gebiete der Hygiene, auf dem die Technik durch Wasserleitungen und Canalisationen und gesundheitliche Verbesserung aller Wohn- und Arbeitsstätten lange vor den medicinischen Wissenschaften große Erfolge errungen, menschenwürdigere Verhältnisse in allen Ländern geschaffen hat. Ohne die großartige Mitarbeit der Technik hätte die Heilkunde ihre eigenen Erfolge auf diesem Gebiete nicht erringen können. Als Leiter der organisirten technischen Arbeit stehen wir mitten im Volke und haben auf sein geistiges Leben mehr Einfluß als etwa die Universität, indem sie durch volksthümliche Vorlesungen in's Volk zu dringen sucht. Unser größtes Arbeitsfeld ist das wirthschaftliche Leben, die Vereinigung von Wissenschaft und Leben. Den innigen Zusammenhang unserer Arbeit mit dem Schicksal der Einzelnen, der nationalen Arbeit und den höchsten Aufgaben des Staates und der Politik verkennen, heißt unsere ganze Zeit und die großen Aufgaben der Zukunft verkennen.

Aegyptische Thontafelfunde.

Von Hans Petersen.

Schon um das Jahr 1820 war es in Europa bekannt, daß in Mittelägypten, am östlichen Nilufer der Strecke Minieh-Siut, die Ruinen einer großen altägyptischen Stadt liegen. Die preußische Forschungsexpedition von 1842—1845 fand hier, etwa 80 Kilometer südlich von Minieh, ein ausgedehntes Trümmerfeld vor, das bei dem Dorfe Schech Kandil beginnt und ein landwärts von Felsen umgebenes Thal füllt, welches nach dem Fellachenweiler El-Amarna benannt ist. Aus den zahlreichen Grotten der das Thal schließenden Felswände kam Licht über die Bedeutung des Platzes. Hier lagen die Gräber der vornehmeren Bewohner, mit Inschriften und eigenthümlichen Abbildungen versehen. Da zeigte sich, daß man auf der Stätte von Chut-Aten stand, der Residenz des Königs Amenophis IV., welche dieser um 1380 v. Chr. eigens erbauen ließ und die bald nach seinem frühen Tode wieder zerstört wurde. Vor etwa zehn Jahren gruben nun einige Fellachen unweit des Trümmerfeldes nach Mergel und stießen dabei auf eine Anzahl vermorschter Holzkisten, mit Thontafeln angefüllt, die auf beiden Seiten eng bekritzelt waren. Um noch mehr solcher marktgängigen Alterthümer zu haben, zerschlugen die Finder die besonders großen Exemplare unter den Tafeln je nachdem in zwei oder vier Theile, manchmal zu schmerzlichem Schaden der nachherigen Entzifferungsarbeit. Doch sehr bald wurde die Sache ruchbar, die Regierung griff ohne Verzug ein, und so wurde fast der ganze Fund noch rechtzeitig geborgen, der Zerstreuung der einzelnen Tafeln und Bruchstücke vorgebeugt. Etwa 80 der besterhaltenen Amarnatafeln nahmen sogleich ihren Weg nach London in's Britische Museum; einige sechzig wurden dem Museum von Bulak (Kairo) überlassen; über 180 Nummern, darunter freilich auch kleine Fragmente, doch in der Mehrzahl inhaltlich wichtige Urkunden bietend, wurden für das Berliner Museum erworben. Im Privatbesitz sind nur wenige Tafeln des Fundes verblieben.

Obgleich einige Alabasterplatten mit den hieroglyphischen Namen der Könige Amenophis IV. und seines Vaters Amenophis' III. beim Amarna-Fund zu Tage gekommen waren, die offenbar als Verschlußstücke der Kisten gedient hatten, obgleich ferner einige Tafeln Vermerke in rother Tinte und hieratischer Schrift aufwiesen, erkannte man doch sofort, daß alle in babylonischer Keilschrift abgefaßt waren. Die Lesung der jeweiligen Anfangszeilen ergab, daß der Fund einen Theil des ägyptischen Staatsarchives aus den Zeiten der beiden Amenophis bildete. Mit Ausnahme einiger Tafeln, welche mythologischen Inhaltes und in Babylonien geschrieben waren, sowie zweier Verzeichnisse von Gegenständen, lagen lauter Briefe vor. Die Mehrzahl rührte von ägyptischen Beamten aus Syrien und Kanaan her, in der Regel an die Adresse ihres Königs gerichtet. Daneben fanden sich Schreiben asiatischer Könige an den ägyptischen Herrscher in größerer Menge und Länge, endlich noch einige Schriftstücke aus der Kanzlei des „Pharao" selbst, wobei aber zu bemerken ist, daß diese Bezeichnung für die ägyptischen Könige, dem Alten Testament so geläufig, hier anscheinend nirgends vorkommt. Der bekannte Orientalist Carl Niebuhr — recte Carl Krug, Redacteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — schreibt im zweiten Heft der von der Vorderasiatischen Gesellschaft herausgegebenen gemeinverständlichen Darstellungen „Der alte Orient" (Leipzig, J. C. Hinrichs): „Interessant ist die Art, in welcher die Schwierigkeiten der Keilschrift und der den allermeisten Absendern nicht völlig geläufigen semitisch-babylonischen Sprache jeweilig bewältigt wurden. Schon die gelehrten Schreiber des königlichen „Sonnenhauses" in Aegypten haben unverkennbar ihre liebe Noth damit gehabt. Vielfach kommt es auch vor, daß hinter einem babylonischen Worte noch das entsprechende kanaanäische erscheint, natürlich ebenfalls in Keilzeichen, aber mit einem Merkmal versehen, durch das diese Uebersetzung als solche angezeigt wird. Die babylonischen Königsbriefe endlich nehmen Rücksicht auf den ägyptischen Empfänger, indem sie durchgängig Lautzeichen verwenden, so daß sie leicht durchbuchstabirt werden konnten, während ein dem Vorleser ungeläufiges Begriffszeichen Stocken verursacht hätte."

Digitized by Google

Die beiden Pharaonen der Amarnazeit gehören der 18. ägyptischen Dynastie an, welche um 1560 v. Chr. das Land von einer langen Fremdherrschaft asiatischer Eindringlinge, der Schasu, befreit hatte. Bald griff das neue Herrscherhaus selbst nach Asien hinüber. König Thutmosis III. (1503—1449) eroberte im Laufe vieler und gewiß wechselvoller Kriegszüge Syrien bis zur Bucht von Iskanderun, nach der afrikanischen Seite hin dehnte er die Grenzen des Reiches bis zur Mündung des Atbara in den Nil aus, sodaß der größte Theil Nubiens ihm ebenfalls gehorchte. Unsere Thontafeln legen dafür Zeugniß ab, indem sie zweimal an die Tage des starken „Manachbiria" — so lautete der gebräuchliche Vorname von Thutmosis — mit Nachdruck erinnern. Denn seit der Thronbesteigung von Amenophis III. hörte die Kriegslust am Hofe zu Theben auf. Die beiden berühmten „Memnons"-Kolosse, ihn selbst darstellend, und zahlreiche andere Bauten sind geeignet, uns ein Bild von dem veränderten Wesen zu geben, welches mit Amenophis III. sich geltend machte. Aber sein Sohn Amenophis IV. war weit entfernt, etwa die Spuren der kriegerischen Ahnen wieder aufzunehmen. Niebuhr nennt ihn mit körperlichen Mängeln behaftet, und so begann dieser Sonnensohn eine Reform des ägyptischen Götterdienstes, die offenbar auf eine Art von Monotheismus abzielte, und zwar zu Gunsten der Sonnenscheibe, also des Symbols, unter welchem der Gott Ra zu Heliopolis am Delta verehrt wurde. Er reizte dadurch den Widerstand der mächtigen Priesterschaft des Gottes Amon in Theben und da der König seine Hofhaltung bald aus Theben verlegte und in der noch ganz unfertigen, eben erst zu erbauen befohlenen neuen Stadt bei El-Amarna schon seinen Sitz nahm, so glaubt Niebuhr an einen Mißerfolg. Desto energischer brach die officielle Welt mit der alten Religion. Der König änderte seinen Thronnamen Amenophis in „Chu-en-Aten" (d. h. Abglanz der Sonnenscheibe) um, auch seine noch unmündigen Töchter bekamen Namen, die mit Aten zusammengesetzt waren, während die Großen des Reiches und die Hofgesellschaft den etwa vorkommenden Amon aus den ihrigen streichen und dafür den des mit Aten mehr oder weniger identischen Ra einsetzen mußten. Auch die neue Residenzstadt erhielt ihren angemessenen Namen „Chut-Aten" (Sonnenhorizont) und wurde feierlich eingeweiht, lange bevor sie halbwegs fertig dastand. Die Wittwe Amenophis' III., die Königin-Mutter Teje, kam gelegentlich zum Besuch herbei und ward mit allen Ehren eingeholt, also hat sie den Anschauungen ihres Sohnes jedenfalls zeitgemäße Reverenz erwiesen. In wiefern die Lehre vom Aten einen Fortschritt dargestellt hat, ist nur aus dem Inhalt einiger Hymnen zu schließen, die an Grabwänden erhalten blieben, und dieser Inhalt ist nach Carl Niebuhr „nicht gerade verblüffend". Bei alledem erfreuen sich die asiatischen Länder unter ägyptischer Hoheit der Selbstverwaltung. Sie zeigt freilich ihre Schattenseiten in jeder Hinsicht, sodaß zahlreiche Briefe mit großer Regelmäßigkeit in die Bitte auslaufen, der König möge selbst eingreifen oder wenigstens Beamte nebst Truppen senden. Das geschieht zuweilen, aber nur selten hat eine solche Intervention, welche auch gewöhnlich mit ungenügenden Kräften unternommen wird, Beruhigung zur Folge. „Die einheimischen Fürsten, Grafen und Stadtschultheißen," schreibt Carl Niebuhr, „bekriegen einander rastlos, bilden Sonderbünde oder stehen gar in heimlichem Einverständniß mit Nachbarstaaten, das sie dann mit eiserner Stirn abzuleugnen wissen. Vielleicht lassen sich diese trostlosen Verhältnisse auf zwei specielle Haupturſachen zurückführen: die Tributfrage und die Einwanderung von Beduinenstämmen. Soviel zu sehen ist, versteht der König keinen Spaß, sobald der Tribut überfällig wird. Auch die triftigste Entschuldigung — Verlust von Ortschaften, Kriegsnoth, Fehlernte — begegnet großem Mißtrauen, dessen allgemeine Berechtigung keinem Zweifel unterliegt, das aber doch im Einzelfalle leicht zu Härten führte. Die normalen Abgaben sind fest bestimmt, ebenso die eintretenden Lieferungen für passierende königliche Truppen und die zu stellenden Mannschaften im Bedarfsfalle. Allein die Begleitgeschenke, welche nicht nur für die hohen Beamten am Hofe, sondern auch für den König selbst mit dreingehen — Sclavinnen beispielsweise — vertheuern die Leistung ungemein; eine persönliche Citation nach Aegypten aber galt weniger reichen Gauherren beinahe als sicherer Ruin. Daß sie sich dann sperren würden, war so klar, daß eine derartige Aufforderung hie und da nur im Hintergrunde, mehr als Drohung auftaucht. Wenn jedoch ein Paar Gräflein in Palästina oder Syrien ihr Malter Korn ihre drei Ochsen oder zwanzig Schafe zurückhielten oder mit dem Zuschlag an Bakschisch so gespart hatten, daß dieser Tribut unterwegs dafür angegriffen wurde und aus den Buchungen verschwand — sollten deßhalb kostspielige Maßnahmen getroffen werden? Dann übertrug man einfach den getreuen Nachbarn die Execution und der kleine Krieg war fertig. Sind doch sogar die Mandate directer königlicher Sendboten bei Gelegenheit angezweifelt worden; es war also kaum zu verlangen, daß eine an Gleichstehende übertragene Vollmacht sonderliche Achtung fand. Beide Parteien empfingen Zuzug, der lachende Dritte griff im passenden Moment zu, es bildeten sich verschiedene, oft entlegene Herde der Zwietracht, und zuletzt konnten selbst die herbeigeeilten königlichen Commissare nicht sagen, ob die Execution vollzogen sei oder nicht. Denn den anfänglich für schuldig Betrachteten war im Ueberfluß Gut vernichtet oder entrissen, aber der Raub selbst durch zahllose Hände gegangen, er hatte sich verkrümelt, und der Beamte konnte fragen von Beerseba bis Dan oder noch weiter. Aus einer Beschwerde war zudem ein Dutzend geworden, bis der Oberherr mit Gewalt zu seinem Rechte kam, ohne daß Friede blieb." Die Tafeln sind voll von diesen durcheinander gewirrten Streitigkeiten, welche genauer zu verfolgen nicht immer möglich ist. Hierzu gesellen sich die Einwanderungen beduinischer Stämme. Im Norden dringen die Sutu-Nomaden, im Süden die Habiri vor und schmälern den ägyptischen Besitz. „Man sieht ein, daß diese weitere Bedrängniß ganz geeignet war, dem Fasse den Boden auszuschlagen, denn sie traf natürlich wiederum die tributpflichtigen Gemeinwesen und Dynasten. Zwar fehlt es der Regierung des Pharao nicht eigentlich an Wachsamkeit, und mit Nachrichten wird sie recht gut, sogar zu gut bedient. Dem Könige und seinen Räthen blieb aber Angesichts der ewigen Klagen und Widerklagen, der Bitten um Hülfe und der meist unglaubwürdigen Versicherungen ewiger Treue kaum ein Anderes übrig, als entweder einen militärischen Spaziergang im Großen anzuordnen oder sich skeptisch zu verhalten und nur auf den Tribut zu sehen." Das Bewußtsein der Fürsten und Beamten in Syrien-Kanaan, daß der Sonnensohn hoch und Aegypten weit sei, führte bald zu Thaten offener Mißachtung des Suzeräns. Gesandte fremder Staaten werden beim Durchzug durch Aegypten beraubt, Karawanen geplündert, Geschenke des Pharao unterschlagen. Immer aber fließen Briefe an ihn von Ergebenheitsfloskeln über.

Die Thontafeln sind aber nicht nur für die altägyptische Geschichte und Geographie werthvoll, wie Carl Niebuhr's Untersuchungen lehren, auf die wir unsere Leser nochmals verweisen. Auch culturgeschichtlich bieten sie uns viel allgemein Interessantes. Wir können nur Weniges hier kurz berühren. Charakteristisch ist z. B. die immer wiederkehrende Bitte um Gold. Die nubischen Minen waren nämlich damals ergiebig. So fehlt in den Mittheilungen des Beherrschers der Babylonier nicht die Anregung, daß er jenes gelbe Metall wünsche, und zwar bald als Gegengeschenk für werthvolle Gaben von seiner Seite, bald als Tempelspende oder Morgengabe. Ein Hauptmittel, sich mit dem Nachbar auf gutem Fuße zu erhalten, sind Verschwägerungen mit ihm, und die orientalische Polygamie erlaubte in dieser Hinsicht

Digitized by Google

alles Mögliche. Merkwürdiger Weise stellt sich aber heraus, daß die am Nil für den König beanspruchte göttliche Verehrung bereits im diplomatischen Verkehr kleine Schwierigkeiten verursucht. Natürlich fällt es dem „Sonnensohne“ nicht ein, von seinen Herren Brüdern etwas der Anbetung Aehnliches zu verlangen — das war eine für die Unterthanen reservirte Erkenntniß — aber er hat doch den größten Widerwillen gegen eine Hingabe seiner Töchter in das Ausland. Niebuhr hebt hervor, daß gerade in der 18. Dynastie der Bruder oftmals die Schwester heirathet, was später von den Ptolemäern in affectierter Form nachgeahmt wird, und zwar weil der königliche Stamm eigentlich ein göttlicher und daher für diese Welt im Grunde viel zu vornehm war. Dieser schmeichelhaften Fiction entsprechend, konnte also ein Pharao, außer mit seiner leiblichen Schwester gar keine wahrhaft ebenbürtige Verbindung schließen. Bei Nimmuria traf das allerdings nicht zu, dafür aber hat dieser Uebermensch sein eigenes göttliches Bild *selbst* angebetet! So darf es denn nicht Wunder nehmen, daß er seine Sprößlinge wie Offenbarungen betrachtet und sich sperrt, sie wegzugeben. Der Babylonier Kadaschman-Bel scheint diese kleine Schwäche richtig zu würdigen; ohne Zweifel boten die sterblichen Götter am Nil damals allen vorderasiatischen Höfen ein reiches Thema zur spöttischen Unterhaltung. Er antwortete also auf eine Bemerkung Nimmuria's, daß nie eine Königstochter von Aegypten weggegeben worden sei, mit köstlicher Trockenheit: „Warum das? Du bist doch König und kannst nach Belieben handeln. Wenn Du sie auch giebst, wer wollte dagegen etwas sagen? Ich schrieb (übrigens schon): ‚Schicke wenigstens irgend ein schönes Weib. Wer sollte behaupten, sie sei keine Königstochter?‘ Thust Du aber auch das nicht, so bist Du eben nicht auf (unsere) Brüderschaft und Freundschaft bedacht.“ Er werde nun ebenfalls die Hand seiner Töchter weigern und die gleichen Ausflüchte benützen. Schließlich kamen aber diese Verhandlungen dennoch zum erwünschten Abschluß, und die Geschenke flossen von beiden Seiten für eine Weile wieder reichlicher.

Aus dem Lande Alaschja, das wohl an der kilikischen Küste zu suchen ist, schreibt ein König, der weder seinen eigenen Namen noch den des ägyptischen Herrschers jemals nennt, kleine Briefe, vorwiegend geschäftlichen Inhaltes. Gold reizt ihn nicht; er ist bescheiden und verlangt Silber für Kupfer, Oel, Kleiderstoffe und Gegenstände des Kunsthandwerks für Bauholz. Gerade deßhalb sind die Tafeln aus Alaschja reich an kleinen Mittheilungen über handelspolitische Dinge und Fragen des damaligen Völkerrechtes. Besonderes Interesse hat heute der Umstand gewonnen, daß in einem dieser Alaschjabriefe die erste historische Erwähnung der Pest vorkommt. „Jetzt, mein Herr Bruder, habe ich Dir 500 Talente Kupfer geschickt als Geschenk ... Daß es zu wenig ist, lasse Dein Herz nicht betrüben. Denn in meinem Lande hat „die Hand des Nergal“ (d. h. des Pestgottes) alle Beamten getödtet und Kupfer kann nicht erzeugt werden darum ... Und, mein Herr Bruder, nimm es auch nicht zu Herzen, daß Dein Gesandter drei Jahre in meinem Lande blieb. Ist doch die Hand des Nergal darin, und in meinem Hause starb mir die junge Gattin.“

Kurze Zeit vor seinem Tode hatte Nimmuria noch eine Tochter Tuschratta's, die Taduchipa, geheirathet, deren langes Mitgiftverzeichniß sich zu El-Amarna ebenfalls vorfand. Auf die Nachricht, daß der greise neue Schwiegersohn diese Welt verlassen habe — auf deren Eintreffen er ja schon gefaßt war — schickt Tuschratta sofort die Gesandten Pirizzi und Bubri „zum Wehklagen“ an Napchuria. Gleich hernach tritt er mit der Forderung hervor, Napchuria möge ihm doch die „goldenen Bilder“ (Statuetten) senden, welche Nimmuria versprochen habe. Und Napchuria verliert kein Wort, sondern schickt durch den Gesandten Hamaschi — die hölzernen Modelle. So meint er als guter Sohn und kluger Mann seines Vaters Wort ohne Unkosten eingelöst zu haben. Aber Tuschratta ist nicht abzuschütteln. Er sendet Geschenke und sein letztes Schreiben (über 200 lange Zeilen) nähert sich schon einem Ultimatum. Schon droht Napchuria, allen mitanesischen Unterthanen sein Land zu verschließen, und da kein späteres Actenstück vorliegt, so sind die Beziehungen wohl gelöst worden. Ob man einen sehr zerstörten Brief aus Gebal nach Aegypten, worin der Ausmarsch des Königs von Mitani mit bewaffneter Macht gemeldet wird, hier heranziehen darf, bleibt Niebuhr zweifelhaft.

Vier Fünftel des Fundes, wenn die Zahl der Briefe allein in Betracht gezogen wird, erweisen sich als Berichte und sonstige Mittheilungen von ägyptischen Statthaltern, Truppenbefehlshabern, Stadtobersten und anderen Beamten in Vorderasien. Gerade hier zeigt sich, welch' eine unvergleichliche Fundgrube für unsere historische und sittengeschichtliche Erkenntniß mit dem Archive von Amarna erschlossen worden ist. Reguläre Kriegszüge zwischen den Statthaltern sind an der Tagesordnung. Wie wenig die kleinen Gaufürsten im Guten oder Bösen von ihrem Oberherrn erwarten, zeigen krasse Beispiele, die man bei Niebuhr nachlesen mag. In besonders lebhaftem Verkehr mit Aegypten befinden sich naturgemäß die Präfecten der Hafenstädte Kanaans. Die klügeren Herren darunter haben entdeckt, daß es den König amüsirt und befriedigt, wenn ihm gleichzeitig allerlei Schiffer- und Botenposten von nah und fern mitgetheilt werden. Am weitesten in dieser Beziehung hat es Abimilki von Tyrus gebracht, namentlich das Denunciren versteht er nebenbei wunderschön. Wir verdanken diesem Wackern ein wahres Kabinetstück der Briefsammlung: den wohlstilisirten Jubelhymnus eines Strebers vor 3300 Jahren. Uebrigens weist Niebuhr darauf hin, daß die dabei verwendeten Redeblüthen sich vielfach mit denen der hebräischen Psalmistik decken. Die Bibelkritik hat aus den Tafeln überhaupt mancherlei zu lernen. Nach der üblichen Eingangsformel seines Schreibens geht Abimilki nun folgendermaßen in's Zeug: „Mein Herr König ist der Gott Sonne, der sich alle Tage über dem Erdkreise erhebt, nach dem Willen seines wohlthätigen Vaters, des himmlischen Sonnengottes (Aten). Seine Worte spenden Leben und Wohlfahrt, allen Ländern giebt seine Macht Ruhe. Wie der (phönizische) Gott Ramman, so donnert er vom Himmel herab, und das Erdreich zittert davor. Siehe, dein Knecht schreibt, sobald er Botschaft für den König hat, die gut ist. Und die Furcht des Herrn, meines Königs, kam über das ganze Land, bis der Gesandte gute Botschaft des Königs, meines Herrn, verkündet hatte.“ So geht es noch eine Weile fort; am Schlusse aber besinnt sich der höfliche Mann auf seine Angeberwürde und fügt schnell hinzu: „Zimrida, der Präfect von Sidon, sendet übrigens alle Tage Bericht an Aziru, den Sohn des Abd-Aschera. Jedes Wort, das aus Aegypten kommt, hinterbringt er ihm. Ich aber theile es dem Könige als nützlichen Wink mit.“

Mag man die religiöse Reform des Königs Napchuria ihrem Wesen nach noch so günstig beurtheilen: sie hat das Ansehen des Nilstaates in Asien durchaus nicht fördern helfen. Die allergewaltigsten Schläge konnten auf die Dauer doch nicht verhindern, daß die Habiri nach kurzer Zeit immer wiederkamen; ihr Bedürfniß nach Wohnsitzen war eben größer als die Furcht, und außerdem war es dem Pharao gleichgiltig, ob ihm ein Habiru oder ein Kanaanäer in Palästina zinste, sobald die Eindringlinge sich zur Anerkennung seiner Rechte bequemen wollten. Napchurias besonderer Fehler lag offenbar in seiner Parteilichkeit für seine Beamten, welche Atenbekenner geworden waren, und diese scheinen das königliche Vertrauen um so rücksichtsloser ausgebeutet zu haben, je weniger sie an eine Dauer der Reformbewegung glaubten. Sogar seine Schöpfung bei El-Amarna hat Napchuria wahrscheinlich nicht mehr vollendet gesehen, denn er starb schon

Digitized by Google

1370. Die Reform folgte ihm nach, und die siegreichen Verteidiger des Amon konnten jene verhaßte Sonnenscheibenstadt wieder dem Boden gleichmachen. Sie müssen eben im Anzuge gewesen sein, als ein königlicher Archivar den glücklichen Gedanken hatte, unsere Thontafelschätze an sicherem Orte in der Erde zu bergen und so für eine späte Nachwelt zu retten.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner und sein „Pogner".

Von Georg Thiele.

Zu der Zeit seines Exils, welche Richard Wagner mit seiner ersten Gattin Minna, geb. Planer, in Zürich verlebte, lernte er dort den Kaufmann, Rentier und Kunstfreund Otto Wesendonck kennen, mit dessen Hause ihn alsbald eine innige, und bis an's Ende seiner Tage dauernde Freundschaft verband. Wesendonck, ein 1815 in Bonn geborener Rheinländer und — irren wir nicht — ein Vetter des Deutschamerikaners Hugo Wesendonck, der vor einiger Zeit seine Erinnerungen an das Frankfurter Parlament in der „Gegenwart" erzählt hat, war als mehrfacher Millionär von New-York nach der Schweiz übergesiedelt, um sich dort anzukaufen. Bei allem Freiheitsinn war er ein guter Preuße geblieben und wurde ein Verehrer Bismarck's. Seine Gattin Mathilde geb. Luckemeyer, um 14 Jahre jünger und ihm 1848 angetraut, hatte künstlerische Neigungen und dichterisches Talent. Die „Fünf Lieder für eine Frauenstimme", die Wagner componirte und herausgab, hat sie gedichtet; auch ein Drama „Gudrun" erschien von ihr. In ihrem Hause brachte man Wagner nicht nur ein ungewöhnliches Verständniß für seine Bestrebungen entgegen, sondern er fand dort vielfache Anregung, andererseits aber auch Ruhe und Sammlung zu weiterem Schaffen. Dem Wagnerfreunde waren diese Beziehungen, sowie auch die reiche materielle Förderung, die der Meister jederzeit bei dem freigebigen Deutschamerikaner gefunden, längst bekannt, und man erwartete früher oder später die Veröffentlichung interessanter Briefschätze als bleibende Zeugen dieses Freundschaftsbundes. Nun sind diese Briefe Wagner's an Otto und Mathilde Wesendonck auch wirklich im Druck erschienen, im Verlag der Allgemeinen Musikzeitung in Charlottenburg und zum Besten der Bayreuther Stipendienstiftung. Der bekannte Wagnerianer Albert Heintz hat die Herausgabe übernommen und im Ganzen mit Geschmack und Tact durchgeführt, wenn auch nicht ohne Aengstlichkeit, wie die zahlreichen Auslassungen und nur fragmentarisch mitgetheilten Briefe beweisen. Einer späteren Zeit, die keine Rücksicht auf die annoch Lebenden zu nehmen braucht, wird also die vollständige und definitive Ausgabe vorbehalten bleiben.

Die Briefe Wagner's gehen von 1852 bis 1870 und zeigen uns den um sein Ideal gegen eine ganze Welt kämpfenden Genius, seine Hoffnungen und Enttäuschungen bis zum endlichen Triumph. Für die Biographie des Meisters sind sie unschätzbar, denn wichtige Perioden werden durch sie erhellt. So die Fahrt mit Minna nach der südlichen Schweiz und die unselige Concertreise nach London 1855, die Wagner recht eigentlich auf Anrathen der Züricher Freunde und von ihnen mit Empfehlungsbriefen und — Geld versehen, unternahm. Hier äußert sich Wagner sehr bitter über die Engländer und ihr musikalisches Verständniß. Da schreibt er einmal: „Es mag wohl wahr sein, daß dem Publicum letzthin meine Musik gefallen hat; ich erfahre das auch jetzt noch bestätigt: schön! aber damit ist die Sache zu Ende. Ganz ebenso wie meine Musik, gefällt den Leuten auch das Langweiligste, und ganz ebenso wie meine Aufführungen, applaudirt man Tags darauf auch Aufführungen der niederträchtigsten Art. Somit hätte ich mich allerdings auf die Höhe der erbärmlichsten hiesigen Musikmacherei geschwungen und stünde mit den anderen hiesigen Helden auf gleicher Linie: das wäre etwas! Nun käme es aber nur darauf an, daß ich von diesem gewonnenen Standpunkte aus ganz dasselbe thäte, was die Andern thun, um Vortheil von ihrer Anerkennung zu ziehen; ja ich wüßte es besser thun können als Jene, wenn ich etwas davon haben wollte. Sehen Sie, Liebster, da kommt nun aber der Punkt, wo ich nichts tauge. Ich müßte mich endlich, unter kräftiger Anleitung und inspirirender Unterweisung auch darin fügen können, mit Lumpen ein Lump zu sein: oh, was lernt der Mensch nicht, wenn er ein Ziel, einen Zweck vor Augen hat, den er durchaus und nothwendig erreichen muß! Aber, das ist nun eben das Schlimme, daß ich mit dem besten Willen keinen Zweck auftreiben kann, den ich dadurch zu erreichen hätte. Meine Zwecke, liebster Onkel, liegen wo ganz anders und himmelweit von alle dem ab, was man hier erreichen kann! Ich dachte, Sie wüßten das. — Lassen wir das gut sein! Ich bin hier, und werde bis zum achten Concerte aushalten: — weiter erwarten Sie doch wohl nichts von mir??" Und ein andermal fährt er fort: „Liebster Freund, geben Sie es auf, mich „unabhängig" machen zu wollen; ich werde zeitlebens — namentlich im Sinne der Engländer — ein Lump bleiben, und muß somit nur wünschen, es hinge auch Niemand von mir ab; denn wer an mir hängt, kommt nicht leicht vom Flecke. Es ist nun einmal so! Vielleicht aber gebe ich bald einmal die Kunst ganz auf; dann ist Alles gut. Nur diese hält mich für Zeiten noch aber in Täuschungen fest, die für mich nur schlimme Folgen haben können. Periodenweise stimmt sie mich sehr leichtsinnig, und Sie wissen, daß Leichtsinn Niemand gut thut, am allerwenigsten Demjenigen, der ihm sich hingab. Aber gewiß — nur Weniges noch — und ich bin einmal im Stande diesen Quell aller Unvernunft meines Daseins gründlich zu verstopfen. Anlaß genug hätte ich dazu; die Schmerzen, die mir selbst meine Kunst bereitet, wiegen übermäßig die seltenen Entzückungen auf, die sie mir hervorbringt. Es braucht noch Weniges, ja, ein Einziges: und ich gebe auch dieses Spiel auf: — dann wird sich's wahrscheinlich machen, wenn auch auf andere Weise, als Manche glauben könnten. — Wäre ich allein nur Musiker, so war auch Alles ganz in der Ordnung: so bin ich aber zum Unglück noch etwas Anderes, und dies macht, daß ich so schwer in dieser Welt unterzubringen bin, so daß es an tausend Irrungen dabei nicht fehlen kann. Es ist eine liebe Noth mit mir: aber soviel ist gewiß, — zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, sondern zum Schaffen, und daß ich das ungestört kann, dafür hätte nun eigentlich die Welt zu sorgen, die man bekanntlich aber nicht zwingen kann, sondern die ganz nur thut, wozu sie Lust und Laune hat, ungefähr wie ich es einzig auch nur thun möchte. So sind wir denn — die Welt und ich — zwei Starrköpfe gegeneinander, von denen natürlich der mit dem dünneren Schädel eingeschlagen werden muß, wovon ich wahrscheinlich oft meine nervösen Kopfschmerzen habe."

Zum Glück halten diese trüben Stimmungen nicht lange vor; ein Sonnenstrahl, und mit unglaublicher Schnellkraft erhebt sich der Genius wieder. Und vor Allem ist es die Freundschaft, die ihn aufrichtet, unterstützt, seinem Schaffen die Wege ebnet. Gewiß, Wagner hatte eine Welt von Feinden gegen sich, aber auch eine Schaar unvergleichlicher Freunde. Liszt, Bülow, die beiden Ritter, Tausig, Weisheimer, Draeseke und wie sie alle heißen, — was war das für eine tapfere, opferbereite Leibgarde! Aber schließlich waren es doch Musiker, die für den Meister und seine Kunst, aber auch für sich kämpften, dieweil Wagner's Sieg auch ihr eigenes Streben fördern sollte. Wie anders die selbstlosen Züricher Freunde, die aus reiner Freundschaft und Kunstbegeisterung mit vollen Händen spendeten

Digitized by Google

und keinen Lohn erwarteten. Man lese nur Wagner's Gegenvorschlag: „Sie wollen mir nun entre nous nach Kräften Musikalien-Verleger und Fürsten ersetzen? Ach Gott, wenn ich in Ihrer Lage wäre und es vermöchte, würde ich gewiß ganz dasselbe thun, denn Geben ist seliger als Nehmen; das ist so recht meine Art, der ich von dem Geben (in meiner Weise) eigentlich ganz von Kräften gekommen bin. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Käme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und aller Rückhaltslosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugthuung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen?" Da Breitkopf & Härtel die Verlagsübernahme des noch unvollendeten „Nibelungenringes" ablehnten, so sprang Wesendonck abermals in die Bresche. Hier zeigte sich Wagner als ganz guter Geschäftsmann, indem er die Bühnenrechte sich reservirte und sogar seinen Tod und die Nichtvollendung in Berechnung zog. Er schreibt darüber: „Hielten Sie mich wirklich für einen so gar schlechten Geschäftsmann, daß ich in diesen Punkten unbedachtsam verfahren könnte? Sehen Sie, so verdrießt Sie es, wenn man Sie nur als Geschäftsmann anredet, und mir thun Sie Unrecht, wenn sie Geschäftssinn mir gar nicht zutrauen. Glauben Sie mir, auch ich kann rechnen: leider habe ich aber immer nur so Verdrießliches zusammenzurechnen, daß es mir nicht hoch angerechnet werden muß, wenn ich mich einmal verrechne. Geben Sie mir so Angenehmes zu berechnen, wie das bei Ihnen denn doch ab und zu vorgekommen sein muß, so sollten Sie sich über meine Pünktlichkeit verwundern." Dann der Rückschlag: „Fast verzweifle ich aber, ob mir zu helfen sei! Mein Leben ist ein Meer von Widersprüchen, aus dem ich wohl nur mit meinem Tode aufzutauchen hoffen darf. Was thaten Sie nicht Alles schon für mich, um mir zu helfen und meiner Lage Ruhe zu geben! und immer stellt sich Alles wieder als ungenügend heraus. Besondere Bedürfnisse, eigenthümliche Rücksichten, die ich in meiner nächsten Häuslichkeit zu nehmen habe, unerwartete Störungen u. s. w. erschweren mir, nach jedem Versuche hierfür eine sichere Norm zu gewinnen für ein Auskommen." Aber der unermüdliche Mäcen übertrifft sich selbst: im Frühling 1857 kauft er ein neben seiner Villa gelegenes Landhäuschen und bietet es dem Meister als Asyl an. Man kann sich des Heimathlosen Freude denken. „Wie mit einem Zauberschlage ist plötzlich Alles um mich her anders: alles Schwanken hat ein Ende: ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, und kann nun getrost allen Wechselfällen meiner künstlerischen Laufbahn, Anstrengungen und Mühen, entgegensehen; denn ich weiß, wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde: im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schooße der rührendsten treuesten Freundschaft und Liebe. O Kinder! Ihr sollt dafür mit mir zufrieden sein — gewiß, das sollt Ihr! Denn für dieses Leben gehöre ich Euch, und meine Erfolge ja meine Heiterkeit und Productivität sollen mich freuen, ich will sie pflegen und lieben, um Euch damit Freude zu machen!"

Ende April 1857 bezog Wagner das Landhaus „am grünen Hügel" und wohnte mit Minna anderthalb Jahre darin. „Als diese im Spätsommer 1858 krank geworden und nach Sachsen übergesiedelt war, um in größter Stille dort zu leben und sich zu erholen, ging Richard zur Arbeit an „Tristan und Isolde" nach Venedig, später nach Luzern." So berichtet Heintz. Etwas weniger lakonisch äußert sich Frau Eliza Wille, eine andere hilfreiche Freundin des Meisters, wenn sie vom „Neid der Götter" munkelt. Eine Erklärung findet sich erst in Präger's „Wagner, wie ich ihn kannte", wo es heißt: „Ich befürchtete einen Ausbruch der Eifersucht bei Minna und verließ Zürich mit bangem Vorgefühl". Und als Präger von Paris aus Wagner warnte, erhielt er von diesem eine Depesche: „Der Teufel ist los hier, ich komme zu Dir nach Paris". Aber Wagner kam nicht, sondern schrieb bald darauf: „Gottlob! Alles ist so ziemlich wieder im Geleise, und für's Erste giebt's Ruhe — aber die Bösartigkeit der Leute!!" Die Folgen dieses häuslichen Zwistes, sagt Präger weiter, wurden später von der feindlichen Presse in nicht homöopathischen Dosen dem an Scandalsucht leidenden Theil des Publicums eingegeben und die schändlichsten Verleumdungen machten sich Platz in der öffentlichen Meinung; er führt als Gegenbeweis nur das Factum an, daß er später Herrn Wesendonck in Paris bei Wagner antraf, als der Tannhäuser dort aufgeführt wurde. Das ist Alles ganz richtig, und die Thatsache bleibt bestehen, daß Wagner und das Züricher Ehepaar freundschaftlich verbunden blieben, wenn sie auch nie wieder nachbarlich zusammenlebten.

Im Jahre 1859 machte Wesendonck dem von allen Subsistenzmitteln entblößten Meister das freundschaftliche Anerbieten eines Darlehns. Im Briefe vom 24. August 1859 lehnt Wagner dies dankend ab. Am 28. August aber meldet er den Abbruch der wieder nicht zum Ziele gelangten Verlagsverhandlungen mit Breitkopf & Härtel in Leipzig, und schlägt nun dem Freunde vor: „ein Geschäft mit ihm zu machen". Dieser solle ihm den vollständigen (noch zu vollendenden) „Ring des Nibelungen" abkaufen, wobei dem Autor nur die durch theatralische Aufführungen zu erzielenden Einnahmen — nicht die Erträgnisse des Musikalienverlages — verbleiben sollten. Dieser Vertrag kam zwischen beiden Freunden zu Stande, und Wesendonck zahlte an Wagner nach und nach die ganze vereinbarte Summe aus. Man würde jedoch irren, wenn man wähnte, daß der Freund die an Wagner gegebenen Summen als ein zurückzahlbares Darlehn betrachtete; denn er wußte, wie leicht der Meister sich der Täuschung hingab, die Schuld einst abzahlen zu können. Nur um dessen Selbstgefühl zu schonen und ihm das drückende Bewußtsein einer Schuld zu benehmen, willigte er ein, dem gemeinsamen Uebereinkommen die erwähnte Form zu geben. Und nun Wagner's erschütterndes Bekenntniß: „Alles leide ich und ertrage es endlich unter der Macht des Wunsches, einmal wieder Ruhe und Sicherheit in dieser Räuberwelt um mich zu haben, um — alles Elend vergessend — wieder einmal arbeiten zu können! Glauben Sie mir, ich habe keinen Wunsch mehr, wie diesen: ich bin in diesen Tagen wieder lebhaft zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich auch der Aufführung des „Tristan" und Allem entsagen kann, wenn ich nur weiß, daß ich ungestört weiter schaffen kann! Jetzt stemme ich mich, um wieder Luft für meinen letzten Akt des „Siegfried" zu bekommen: athme ich erst diese wieder, dann ist mir Alles gleich. Denn das sehe ich: ganz bin ich nur was ich bin, wenn ich schaffe. Die eigentliche Aufführung meiner Werke gehört einer geläuterten Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muß! Meine verwandtesten Kunstfreunde haben eben nur Staunen für meine neuen Arbeiten; zur Hoffnung fühlt sich Jeder, der unserem öffentlichen Kunstleben näher steht, zu schwach. Ich begegne da nur Mitleid und Wehmuth! Und sie haben so recht! Nichts lehrt mich mehr, wie furchtbar ich Alles um mich her übersprungen habe, als wenn ich — von mir ab — genau und scharf auf die blicke, die zwischen mir und eben jener Welt stehen. — Laßt mich nun still vollends ausarbeiten: oh, hätte ich nichts, nichts sonst auf dieser Erde mehr zu schaffen! Ruhe! Ruhe! daß das innere Licht sanft und hell leuchten kann, das unter dem Hauche dieses nothreichen Lebens so wild flackert und — bald verlöschen muß. Laßt mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfing, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten (beglänzten?) Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends hätte ich sie

Digitized by Google

empfangen können. Laßt mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst! Aber nichts, nichts verlangt sonst von mir, und freut Euch nicht, wenn mir „Erfolge“ winken: sie sind furchtbar erkauft.“

Als Wagner, gegen Ende 1861, von Wien aus die damals in Venedig sich aufhaltenden Freunde besuchte und seine traurigen Verhältnisse mit ihnen besprach, erinnerte ihn Frau Wesendonck daran, daß er ihr einst den Entwurf zu einer komischen Oper (die Meistersinger von Nürnberg) zum Geschenk gemacht habe. Beseligt durch den Gedanken, sich wieder dem ihm eigensten Schaffen hingeben zu können, rief der Meister hier aufathmend aus: „Das ist ein Gedanke! Schicken Sie mir das Manuscript sofort nach Wien!“ — Drei Wochen später war die Dichtung vollendet und alsbald auch in den Händen der Freundin. — So schuf der Meister in einer Zeit der bittersten Lebenserfahrungen dieses wunderbar heitere und gemüthvolle Drama, welches gegenwärtig alle Welt entzückt.

Um in stiller Abgeschiedenheit die Arbeit an den „Meistersingern“ weiterführen zu können und gleichzeitig in der Nähe seines Verlegers, Schott in Mainz, zu weilen, hielt sich Wagner im Jahre 1862 in Bieberich am Rheine auf. Am 21. Juli d. J. wendete er sich, nach einer niederschlagenden Conferenz mit seinem Verleger, nochmals bittend an Wesendonck: ihm in seiner äußersten Noth auszuhelfen, in welcher er auch für seine leidende Frau der Mittel bedurfte, um für ihre bevorstehende Niederlassung in Dresden Unterstützung zu schaffen. Aus Bülow's Briefen und Weisheimer's „Erinnerungen“ wissen wir, daß die Freunde, unter ihnen auch Liszt, damals daran verzweifelten, wie und ob überhaupt dem Meister materiell zu helfen sei. Sie wunderten sich aber nicht nur darüber, wie schnell Wagner, der zum Schaffen den Luxus eines Grandseigneurs brauchte, mit allen Vorschüssen und Zuschüssen fertig wurde, sondern auch über sein „Finanzgenie“, das sich immer von Neuem die ergiebigsten Geldquellen zu öffnen verstand. Jetzt haben wir die Lösung des Räthsels: der treue Wesendonck half immer wieder. Es müssen ganz colossale Summen sein, die der Freund seinem Meister im Laufe der Jahrzehnte geopfert hat. Leider hat Heintz in den Briefen fast alle rein geschäftlichen Auseinandersetzungen, alle Zahlen und Ziffern unterdrückt, — wahrscheinlich um „den Duft von innigster Seelenfreundschaft“ nicht zu materialisiren und Wesendonck nicht bloß als Geschäftsmann und Wagner's Bankier erscheinen zu lassen. Der Meister selbst schreibt ja einmal nach Zürich: „Die Großherzogin von Baden glaubte in meinem Pogner, den ich mit besonderer Wärme las, eine mir wohlthätige Lebenserfahrung zu erkennen, und forderte mich schließlich auf, auf einen vorzüglichen Repräsentanten für diese Rolle bei meinen Austheilungen zu denken. Ueber diesen Eindruck freute ich mich ganz besonders. Es ist mir wirklich, als ob ich in der Liebe, mit der ich diese Partie — jetzt auch musikalisch — behandelte, einem Freunde ein Monument gesetzt habe!“ In der That pflegte Wagner seinen großmüthigen Helfer im vertrauten Verkehr seinen „Pogner“ zu nennen, in übermüthiger Laune freilich auch seinen „Borger“. Gewiß ist, daß kein deutscher Künstler je von einem Privatmanne so fürstlich und mit so viel Seelengüte, Nachsicht, Verständniß, und Noblesse unterstützt worden ist. Aber auch für diesen Freund, wie für Bülow, Weisheimer und alle die Anderen, nahte die Stunde, wo das Genie, dem die Dankbarkeit eine Fessel ist, „Ablösung vor!“ commandirt. So wurde der bürgerliche Mäcen durch einen König abgelöst. Und die Abrechnung erfolgt. Im Sommer 1865 schreibt Wagner aus München an Wesendonck: „Wie Ihre Freundschaft, die Opfer Ihrer Fürsorge, mir dennoch keine Ruhe, keinen Frieden bringen konnten, muß ich mir zu erklären suchen: ich verstehe es, wenn ich inne werde, wie kein Verhältniß der Welt, keine Freundschaft, keine Liebe mir wahren Frieden und Ruhe bringen konnten. Ich verstehe die Vergangenheit, in welche auch Sie so nahe verschlungen waren, wenn ich aus den seltsamen Spannungen und Aufregungen der Gegenwart, in welche die schwärmerischeste, innigste Liebe eines wunderbar begabten königlichen Jünglings zu dem gereiften, ruhesehnsüchtigen Manne sich mächtig eingewoben hat, auf jene Vergangenheit zurückblicke. — Mir ist Fried' und Ruhe nicht beschieden: — das hat denn wohl einen tiefen Grund! — Aber wie glücklich, wenn ich wenigstens in der Erinnerung Frieden finden kann: lassen Sie mich im Gedanken an die Zeit, wo ich in Ihrem Schutze lebte und schuf, Ruhe erträumen! Es war eine mächtig productive Zeit; noch sind wir mit den größten Anstrengungen nicht so weit, der Welt zu geben, was damals geschaffen wurde. Die Störung, die mich vor sechs Jahren von Ihnen trieb, hätte vermieden werden sollen: sie hat mein Leben mir so entfremdet, daß Sie selbst, wie ich, mich eigentlich nicht wiedererkannten, als ich mich zuletzt einmal wieder zu Ihnen wandte. Auch dies Schmerzliche hätte mir erspart sein sollen: mir war es, als wäre es möglich gewesen, und schön, sehr schön, ja erhaben wäre es gewesen, wenn es mir erspart worden wäre, — aber das Erhabene darf man nicht fordern, — und ich hatte Unrecht. Nun hat sich viel mit mir geändert. Es ist Alles ziemlich neu um mich geworden. Doch belebte die neue Welt nur das Streben: die alte Welt neu zu beleben. Auch die „Nibelungen“ sollen nun wieder aufgenommen, beendigt und der Welt vorgeführt werden. Was Ihrer großmüthigsten und aufopferungsvollen Theilnahme nicht gelingen sollte, kann jetzt nur ein König zum Ziele führen. Ich habe Ihnen bekannt, daß mein Leben mit meinem Fortgang aus Ihrer Nähe in eine Strömung gerieth, welche Alles verschlang, was auf das Gedeihen meines Schaffens berechnet war. Auch die reichlichen Vorschüsse, die Sie mir auf die Herausgabe der Nibelungenwerke machten, verschlangen sich in einer Verwendung, welche mit diesen Werken in keiner fördernden Beziehung mehr stand. Schon vor einem Jahre mußte ich Sie bitten, jene Vorschüsse als verloren zu betrachten, da sie durch die Herausgabe der Werke selbst in keiner Weise wieder einzubringen wären. Fast muß ich jetzt froh sein, überhaupt sie nur herausgegeben zu sehen: für die „Walküre“, von der ich Ihnen heute ein Exemplar zusende, kann ich von meinem Verleger nichts gewinnen, als eine sehr geringe Abrechnung von den Vorschüssen, welche er mir auf die „Meistersinger“ machte, dem Werke, dessen Vollendung mir jetzt sehr fern liegt. Muß ich Sie jetzt darum bitten, Ihre Ansprüche auf meine Nibelungenarbeiten gänzlich aufzugeben, so will ich doch damit die Hoffnung nicht aufgeben, Ihre Vorschüsse Ihnen selbst dereinst wiedererstatten zu können. Es kann dies natürlich nur durch die Großmuth meines königlichen Freundes möglich werden. Soll ich aber an Wiedererstattung selbst solcher Freundesschulden durch ihn denken, so muß ich nothwendig die günstige Zeit hierfür mit Geduld abwarten, und abzuwarten bitten. Für den Augenblick begreifen Sie, wie vorsichtig ich darin sein muß, den jugendlichen, kaum mündigen Gönner in kein zu großes System der Ausgaben für mich zu verstricken. Bei seinem Feuer faßt er die Aufführung der Werke selbst vor Allem in das Auge; wir gründen eine besondere Schule zur Heranbildung der Darsteller, und ein besonderes Theater soll für die festlichen Vorstellungen erbaut werden. Sie haben zur Genüge wahrgenommen, wie aufregend solche Pläne nach allen Seiten hin wirken, welche Verfolgungen und Bedrohungen diese Entwürfe des jungen Königs mir bereits zugezogen. Ich weiß, daß Sie der Erste sein werden, der mir hier zur Vorsicht und Mäßigkeit räth, und — da es in Ihrer Macht ist — werden gerade Sie gewiß durch Geduld und Nachsicht gern mir darin beistehen, diese Vorsicht und Mäßigung üben zu können. Diese Werke aber, welche mir nun nie das Mindeste durch den Weg des Verkehrs mit dem Publicum mehr einbringen können, sollen und müssen nun dem Könige

Digitized by Google

von Bayern angehören. Schon „Tristan und Isolde“ werde ich nirgends anders je aufführen lassen, — jetzt wohl auch nie mehr selbst in München. Die „Nibelungen“ können nur durch den König der Nation als Festgeschenk vorgeführt werden; mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Mißfallen, Kaufen und Nichtkaufen, hat es ein Ende. Gewiß, lieber Freund, verstehen Sie mich auch gütig und mißdeuten die verständnißvolle Bitte mir nicht, wenn ich Sie herzlich ersuche, dem Vollender und Aufführer des Nibelungenwerkes auch den einzigen Besitz dessen, was daran mein Werk ist, zu gönnen. Verstehen Sie mich und seien Sie mir gütig, wenn ich Sie darum bitte, für den König von Bayern mir die Originalpartitur des „Rheingoldes“, welche Sie verwahren, freundlich und mild abzutreten. Der König soll und wird Ihre Rechte auf diese Werke erfahren: ich bin gewiß, daß er Sie nicht ohne Entschädigung läßt. Wenn wir nun diese Wiedererstattung aufsparen, so geschieht es im Vertrauen auf die Güte des alten Freundes, der durch diesen neuen Beweis seiner edlen Gesinnung zum Gedeihen des Schöpfers jener Werke selbst eben in der Weise beitragen soll, daß er Ruhe und Muße gewinnt, der Vollendung und Aufführung sich zu erhalten. Gewiß, Sie zürnen mir nicht und verstehen meine Bitte?“ Auch diesmal sollte sich Wagner nicht in der edlen Gesinnung des Freundes täuschen. Wesendonck opferte auch dieses letzte Pfand auf dem Altar der Freundschaft. Ohne Weiteres übersandte er das Gewünschte nach München und empfing dafür ein eigenhändiges Dankschreiben des Königs. Da sich Ludwig II. der Anrede: „Mein lieber Herr von Wesendonck“ bedient, so ist anzunehmen, daß eine Nobilitirung — vielleicht unter Verleihung des damit verbundenen bayrischen Maximiliansordens — beabsichtigt war. Sicher ist, daß Wesendonck niemals vom Adelsprädicat Gebrauch gemacht hat. Uebrigens muß bemerkt werden, daß sich des Königs Dank sowohl auf die Partitur des „Rheingoldes“ wie der „Walküre“ bezieht, da ihm beide gleichzeitig übersandt wurden. Der „Siegfried“ war bekanntlich damals noch unvollendet. Jene beiden Partituren sind von Wagner kalligraphisch schön, mit einer Goldfeder geschrieben, welche ihm Frau Wesendonck dazu geschenkt hatte.

Damit schließt der interessante Theil des Briefwechsels. Was Wagner in den folgenden Jahren noch an die Schweizer Freunde schrieb, waren kurze Briefe, Einladungen, Danksagungen, Dedicationen ꝛc. Im Kriegsjahre 1871 verlegte die Familie Wesendonck ihren Wohnsitz nach Dresden, später nach Berlin. Die Schweiz war ihr in Folge des „Tonhallescandals“, wo die französischen Internirten zusammen mit dem Züricher Pöbel die Siegesfeier der deutschen Colonie sprengten und auch Wesendonck's mit Steinen bewarfen, gründlich verleidet. Ob Wagner oder seine Erben die riesigen Vorschüsse zurückbezahlt, verräth der überdiscrete Herausgeber der Briefe nicht. Bei den Festspielen in Bayreuth haben die Freunde nie gefehlt. Im November 1896 starb zu Berlin Wagner's treuer „Pogner“.

Arbeitslieder.

Von J. M. Erler.

„Der Rhythmus entspringt dem organischen Wesen des Menschen. Alle natürliche Bethätigung des thierischen Körpers scheint er als das regulirende Element sparsamsten Kräfteverbrauchs zu beherrschen. Das trabende Pferd und das beladene Kameel bewegen sich ebenso rhythmisch wie der rudernde Schiffer und der hämmernde Schmied. Der Rhythmus erweckt Lustgefühle; er ist darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, sondern auch eine der Quellen des ästhetischen Gefallens und dasjenige Element der Kunst, für das allen Menschen ohne Unterschied der Gesittung eine Empfindung innewohnt. Durch ihn scheint in der Jugendzeit des menschlichen Geschlechts das ökonomische Princip instinctiv zur Geltung zu kommen, welches uns befiehlt, möglichst viel Leben und Lebensgenuß mit möglichst geringer Aufopferung an Lebenskraft und Lebenslust zu erstreben.“ So schreibt der bekannte Leipziger Volkswirthschafter Prof. Karl Bücher in seinem epochemachenden Buche „Arbeit und Rhythmus“, das soeben bei B. G. Teubner in stark vermehrter zweiter Auflage erscheint. Sehr schön weist Bücher nach, wie aus dem Naturlaut der Rhythmus und aus ihm die Musik und der Tanz entsteht, ja wie die Arbeit zum Gesang, zum Liede, zum Fest wird. Wer einmal schwer arbeitende Menschen — etwa Holzhauer beim Zerkleinern von Erdstöcken — beobachtet hat, wird die Bemerkung gemacht haben, daß sie jede mit starker Kraftaufbietung verbundene Bewegung mit einem kurz hervorgestoßenen Sprachlaut begleiten. Reisende berichten uns von den indischen Bergbewohnern, daß sie ohne ihr hau, hau! nicht arbeiten zu können erklären. Diese im Augenblick der höchsten Muskelanspannung herausgepreßten Sprachlaute müssen physiologisch begründet sein, und da ihnen ähnliche Laute gerade in den urwüchsigsten unserer Arbeitsgesänge das Grundelement bilden, so liegt die Vermuthung nahe, daß diese Gesänge, bez. ihre Refrains nur als Figuration jener von der Arbeit unzertrennlichen Naturlaute anzusehen sind. Der hart arbeitende Mensch pflegt auf der Akme der einzelnen Muskelspannung eine Inspirationspause zu machen, indem er durch einen Muskelverschluß der Stimmritze die gespannte Luft in der Lunge am Entweichen hindert. Mit der Erschlaffung des arbeitenden Muskels wird dann zumeist die Glottis „durch einen Exspirationsstoß gesprengt“ und es kommt durch Schwingen der Stimmbänder zu einer sogenannten tönenden Exspiration. Diese äußert sich je nachdem als ein offener Vocal a, aoh, hoh! oder als ein dumpfer Vocal mit einem Lippenverschluß-Consonanten als Endung: uff, up! Es wäre Sache des Versuches, ob auf diesen Laut die Körperstellung — gebückt, aufrecht ꝛc. — von maßgebendem Einfluß ist. Der erste Schritt, den der primitive Mensch bei seiner Arbeit in der Richtung des Gesanges gethan, hat nach Bücher nicht darin bestanden, daß er sinnvolle Worte nach einem bestimmten Gesetze des Silbenfalls aneinander reihte, um damit Gedanken und Gefühle zu einem ihm wohlgefälligen und andern verständlichen Ausdrucke zu bringen, sondern darin, daß er jene halbthierischen Laute variirte und sie in einer bestimmten, dem Gang der Arbeit sich anpassenden Abfolge aneinander reihte, um das Gefühl der Erleichterung, das ihm an und für sich jene Laute gewähren, zu verstärken, vielleicht es zum positiven Lustgefühle zu steigern. Er baute seine ersten Arbeitsgesänge aus demselben Urstoff, aus dem die Sprache ihre Worte bildete, den einfachen Naturlauten. Auf den Inhalt scheint ihm sehr wenig anzukommen; er weiß oft selbst nicht anzugeben, was er singt. Entweder werden Wörter und Sätze im Liede aneinander gereiht, die keinen Sinn ergeben, oder es werden sinnlose Naturlaute immer von Neuem wiederholt. Australische Stämme sollen Lieder von andern Stämmen übernehmen, deren Sprache sie gar nicht verstehen. Aber auch wo der Gesang einen sinnvollen Inhalt erlangt, erhebt derselbe sich selten über das Nächstliegende: die Leiden und Freuden des Dichters und seine unmittelbaren Erlebnisse. Das formale Element, auf das die Naturvölker darnach allein Werth legen, ist jedoch nicht die Melodie. Ihre Gesänge sind monoton, fast melodienlos; auch die entwickelteren unter ihnen erreichen fast nie den Tonumfang einer Octave, und ebenso vermißt man bei ihnen das harmonische Element. Alle Beobachter weisen vielmehr darauf hin, daß bei ihnen allein dem Rhythmus Bedeutung beigelegt, dieser aber auch mit aller Stärke hervorgehoben

Digitized by Google

wird. Immer aber treten diese Gesänge in Verbindung mit Körperbewegungen auf, an die sie sich anlehnen.

Ueberall wo Häufung der Arbeitskräfte technische oder wirthschaftliche Nothwendigkeit war und wo demgemäß der Chorgesang der Arbeiter oder die Trommel das Werk begleitete, mußte dieses eine Art festlichen Charakters annehmen. Die Arbeit wurde in gehobener Stimmung verrichtet; sie konnte dem Einzelnen nicht als Last erscheinen. Und noch bis auf den heutigen Tag finden sich Reste dieses festlichen Grundzuges, wenn man auch den Gesang, der bei der Arbeit selbst keine Stätte mehr findet, an den Anfang oder das Ende derselben verlegt hat. Die Wilden ziehen unter Gesang oder Trommelschlag und im Tactschritt zur Jagd, zum Fischfang und tragen im Triumphzuge die Beute nach Hause. Die Schnitter und Schnitterinnen legen zur Ernte ihre besten Kleider an; singend, an manchen Orten mit Musikbegleitung, wandern sie hinaus und kehren ebenso am Abend wieder heim. Ihre Beköstigung ist eine bessere, und nach Vollendung der Ernte schließt sich ein Fest mit Tanz an. In Korea befindet sich in jedem Orte die nothwendige Anzahl von Trommeln, Flöten, Hörnern und Cymbals, da nicht nur Abends nach der Arbeit, sondern auch in der Mittagspause die Landleute verschiedene Weisen aufspielen, die zumeist von Gesängen begleitet werden. In Nassau singt man, wenn man von der Schafwäsche im Sommer heimkehrt, und wenn wir auch nicht mehr zum Hausbau die Trommel schlagen, so ist doch an das Ende desselben das Richtfest gelegt, bei dem der Gesang nie fehlt. Bei der Einzelarbeit wirkt der Gesang wenigstens tröstend und ermunternd oder unterhaltend. Mag ihn die Negerin zum Reibeisen oder zur Kornstampfe anstimmen, mag der Tischlergeselle zur Säge, der Zimmermaler zu den Bewegungen des Pinsels sein Lied ertönen lassen, immer hilft es über die Beschwerden und die Einförmigkeiten des Werkes hinweg, erleichtert die Arbeit. Das Werk, das sich tactmäßig mit Gesang verrichten läßt, gelingt, wie von Zauberhänden beschleunigt.

Schon die Griechen legten dem Element der formalen Gliederung in der Musik eine hohe Bedeutung für die Erziehung der Jugend bei. „Rhythmus und Harmonie sollten die menschliche Seele erfüllen und das ganze Leben durchdringen, weil sie tüchtig zum Reden und Handeln machen. Aber nicht minder schätzten sie den Rhythmus der Körperbewegung, den sie als Ausdruck feiner Bildung und sittlicher Selbstzucht ansahen. Den von Musik und Gesang begleiteten Tanz, als die vollkommenste Ausprägung des Rhythmus, betrachteten sie als eine religiöse Handlung; ihm zu Ehren waren die mythischen Figuren der Kureten und Korybanten entstanden; er ist an der Entwickelung der poetischen Literatur des alten Hellas in hervorragendem Maße betheiligt, und bis in späte Zeiten hinein hat er eine nicht unwichtige sociale und politische Rolle gespielt. Bei den Thessaliern war das Amt des „Vortänzers“ eine hohe staatliche Würde, und die kriegerischen Erfolge der Lakedämonier schrieb man nicht in letzter Linie der durch die orchestischen Uebungen der Jugend erzielten Disciplin zu. Die Alten hatten darum auch ein außerordentlich feines Gefühl für den Rhythmus der Körperbewegungen und der Sprache und ließen Verstöße gegen beides im Theater nicht leicht ungerügt. Aber sie haben auch schon den Begriff des Rhythmus auf ursprünglich ihm fern liegende Gebiete übertragen, wie namentlich auf Werke der Kunst und selbst des Handwerks. Rhythmisch war ihnen schließlich alles in richtigen Verhältnissen Gegliederte und durch seine innere Ordnung Wohlgefällige. Der Rhythmus war ihnen ein Princip, welches das Weltall durchdringt, gleichzeitig entstanden — wie uns Lukian in seiner Schrift über den Tanz erzählt — mit dem alten orphischen Eros, der das uranfängliche Chaos ordnete und den „Reigen der Sterne“ in Bewegung setzte.“

Der heutigen Menschheit muß diese Auffassung fremdartig vorkommen. In unserer Erziehung spielt der Rhythmus keine Rolle mehr; bei den Körperbewegungen wird er kaum beachtet, und selbst in der Tonkunst ist er so sehr hinter Melodie und Harmonie zurückgetreten, daß sogar Musikgelehrte Miene machen, ihm nur eine Nebenrolle zuzuerkennen. Allerdings beobachten wir noch den Einfluß, den ein frischer Militärmarsch oder eine lustige Tanzweise auf die ermüdeten Glieder ausüben, wie sie gleichsam die Muskeln straffer zu spannen, die verlorene Kraft wieder zu bringen, den Geist zu ermuntern und die Stimmung zu heben scheinen. Wir empfinden, daß unrhythmische Geräusche uns nach kurzer Zeit unerträglich werden; aber an unrhythmischen Bewegungen nehmen wir kaum noch Anstoß; das Tanzen erscheint uns als eine bedeutungsvolle conventionelle Belustigung, und ein politischer Redner, der wie jener Athener seine Zuhörer als seine „Mittänzer“ anreden wollte, würde sich dem Gelächter aussetzen. Diese Umkehr der Anschauungen scheint Professor Bücher nicht in letzter Linie mit der tiefgreifenden Veränderung unserer Lebensbedingungen und speciell unserer Arbeitsweise zusammenzuhängen, insbesondere aber mit dem Einfluß, den der Gebrauch künstlicher Arbeitsinstrumente auf die Haltung und Bewegung des Körpers ausübt. Die ganze Gestaltung des Arbeitsverfahrens ist durchaus individuell. Selbst das Werkzeug wird gleichsam zu einem Theil des Individuums, wie wir noch heute bei der gewöhnlichen Handarbeit beobachten können, wo Jeder mit der eigenen Schaufel oder Hacke, dem eigenen Beil oder Schlägel am besten fertig wird. Dazu sind die meisten dieser Arbeitsmittel noch relativ wenig wirksam; jede einzelne Arbeit muß lange gleichmäßig fortgesetzt werden, wenn die erstrebte Wirkung erreicht werden soll: alles Umstände, die auch auf dieser Stufe noch der rhythmischen Gestaltung der Arbeitsbewegungen den weitesten Spielraum sichern. Zugleich aber ergeben sich mit der Anwendung von Werkzeugen aus hartem, stark schwingendem Material rhythmisch verlaufende und darum musikalisch wirkende Arbeitsgeräusche, die auf den primitiven Menschen einen incitirenden Einfluß üben, weil sie Lustgefühle erregen, die er zu wiederholen und zu verstärken strebt. So gesellt sich zum Klang des Werkzeugs der nachahmende Laut der Stimme: es entsteht der Arbeitsgesang.

Offenbar hat Bücher damit alle Voraussetzungen gegeben, welche beim Tanze der Naturvölker zutreffen: automatische Gestaltung der Körperbewegung, Gesang und begleitendes oder bloß tactirendes Instrument, und in der That beobachten wir, wo sich eine derartig gestaltete Arbeit noch erhalten hat, z. B. bei den Ruderfahrten der Südseeinsulaner, auch die Wirkungen des Tanzes: große Ausdauer in den Körperbewegungen und wachsende Schnelligkeit derselben, verbunden mit einer sich steigernden Fröhlichkeit. Bücher lehrt uns mehrfach Arbeitsbewegungen kennen, die sich von Tanzbewegungen kaum unterscheiden lassen; die Römer verglichen das Stampfen der Walker mit dem Waffentanz der Salier; die Arbeit der antiken Keltertreter gestaltete sich wie ein Fest, und die Abbildung des Teigknetens (mit den Füßen) in einer altegyptischen Bäckerei nimmt sich wie eine orchestische Scene aus.

Uebrigens warnt Bücher selbst davor, derartige vereinzelte Beobachtungen zu verallgemeinern; „aber man darf auf der anderen Seite noch viel weniger in den Ton der modernen Nationalökonomen einstimmen, welche jede einförmige Arbeit als „geisttödtende“ und besonders „aufreibende“ Arbeit ansehen. Gerade die Einförmigkeit der Arbeit ist die größte Wohlthat für den Menschen, so lange er das Tempo seiner Körperbewegungen selbst bestimmen und beliebig aufhören kann. Denn sie allein gestattet rhythmisch-automatische Gestaltung der Arbeit, die an sich befriedigend wirkt, indem sie den Geist frei macht und der Phantasie Spielraum gewährt. Rhythmische Arbeit ist aber auch an sich nicht geistlose, sondern in hohem Maße vergeistigte Arbeit; nur daß die dafür nöthigen psychischen Operationen an den Beginn der Verrichtung verlegt sind

Digitized by Google

und ihre späteren Wiederholungen nur beeinflussen, wie das aufgegossene Oel den Gang der Maschine. Aufreibend werden nur solche einförmige Arbeiten, die sich nicht rhythmisch gestalten lassen und bei jeder neuen Operation eine neue, wenn auch gleichartige Action unseres Vorstelluugsvermögens erfordern."

Und indem Bücher auf die unterste unserer Beobachtung noch zugängliche Stufe socialen Daseins zurückweist und sogar in die Kinderwelt hinabsteigt mit ihren Reigen- und Spielliedern, zeigt er uns überall die unzertrennliche Verbindung des Gesanges mit dem Bewegungsrhythmus des menschlichen Körpers. Nachdem wir die gleiche Verbindung in zahlreichen Fällen auch bei Völkern höherer Gesittungsstufen kennen gelernt haben, verliert die merkwürdige Vereinigung von Arbeit und Gesang das Befremdliche, das sie für den ersten Anblick hatte und tritt in einen großen Zusammenhang. „Die Gesammtheit der rhythmischen Bethätigung des Menschen, die in unserer Culturwelt jede für sich ihr selbstständiges Dasein haben und scheinbar eigenen Gesetzen folgen, stellt sich uns, je weiter wir zurückgehen um so mehr als eine Einheit dar, die auf der festen Grundlage der anatomischen und physiologischen Verhältnisse unseres Körpers beruht. Diese Einheit ist über den bloßen Mechanismus der automatischen Bewegung hoch emporgehoben durch das poetisch-musikalische Begleitelement, das sie zwar missen kann, das aber selbst zu einem Eigendasein noch nicht gelangt ist." Und nun zeigt uns Bücher an zahleichen Text- und Notenbeispielen die Arbeitslieder der wilden und der Culturvölker, der verschiedenen Berufe ꝛc. Ziemlich häufig sind z. B. Lieder der Wäscherinnen, die beim Bläuen gesungen werden, d. h. beim Klopfen der nassen Wäsche mittels eines breiten, mit Stiel versehenen Holzes. Das gleiche Instrument und die gleiche Verrichtung finden sich auch in einzelnen Gegenden bei der Flachsarbeit, beim Klopfen von Fleisch, Stockfischen u. s. w. Ein kurzes französisches Bläuelied steht in einem bekanntcn Roman E. Zola's. Es lautet:

Pan, pan! Margot au lavoir
Pan, pan! à coups de battoir
Pan, pan! va laver son cœur
Pan, pan! tout noir de douleur.

Das französische Beispiel verräth schon im Wortlaut den engen Anschluß an die Arbeit und dieser ist noch obendrein durch den Gebrauch sicher gestellt, den der Dichter davon machen läßt (eine Wäscherin prügelt eine andere nach dem Tacte dieses Liedes). Und hier handelt es sich nicht etwa um eine romantische Erfindung des Dichters. Das hübsche Arbeitsliedchen ist echt. Zola hat es aus der geradezu documentarischen Werth besitzenden Pariser Arbeiterstudie von Denis Poulot „Le Sublime" geschöpft, wie übrigens fast alle Zustandsschilderungen, Fachausdrücke ꝛc. seines „Assommoir". Ueberhaupt scheint der Arbeitsrhythmus im Französischen noch lebendiger zu sein als bei uns. Wer das Pariser Nachtleben kennt, hat gewiß auch schon das rhythmische Gestöhn der knetenden Bäcker vernommen, das schauerlich aus den Kellern hervordringt. Jetzt wird ihm freilich die Knetmaschine ein Ende machen.

Und das ist symptomatisch: die Maschinenarbeit als Zerstörerin des Arbeitsgesanges. Die Maschine hat dem Menschen zunächst ja immer nur einzelne Arbeitsbewegungen abgenommen, und Bücher verzeichnet es als eine denkwürdige Thatsache in der Geschichte des Maschinenwesens, daß viele der ältesten Maschinen rhythmischen Gang haben, indem sie sozusagen die Hand- und Armbewegungen des bisherigen Arbeitsverfahrens bloß nachahmen. Die ältesten Hobelmaschinen ahmen die Stöße des Handhobels nach; die ältesten Sägewerke zeigen in der Gattersäge das Abbild der Handsäge, die älteste Wurstthackmaschine die Bewegungen des Wiegemessers; die ältere Schnellpresse in der Buchdruckerei lehnt sich eng an die Handpresse an; die Lederglättmaschine wiederholt die Bewegungen des Glättsteins. Mit der weiteren Entwickelung des Maschinenbaues strebt man darnach, den mit dem rhythmischen Gang des Mechanismus meist verbundenen todten Rückgang zu vermeiden und geht, wo nur immer möglich, von der wage- oder senkrechten zur gleichförmigen rotirenden Bewegung über, die jenen Kraftverlust vermeidet. An die Stelle der Gattersäge tritt die Kreis- und später die Bandsäge; für die Glättung des Holzes kommen Scheiben- und Walzenhobelmaschinen auf; an Stelle der einfachen Schnellpresse tritt die Rotationsschnellpresse. Damit schwindet die alte Musik der Arbeit, welche die rhythmisch gehenden Maschinen noch deutlich erkennen ließen, aus den Werkstätten; bei der raschen Bewegung der Triebwerke sind nur noch wirre, ohrenbetäubende Geräusche zu vernehmen, in die man wohl einen Rhythmus hineinhören kann, die aber für unsere Wahrnehmung nicht mehr rhythmisch sind und darum auch nur Unlustgefühle erwecken können. Und Bücher sieht darin das Aufreibende der Fabrikarbeit und das Niederdrückende: „der Mensch ist ein Knecht des nie rastenden, nie ermüdenden Arbeitsmittels geworden, fast ein Theil des Mechanismus, den er an irgend einer Stelle zu ergänzen hat. Und damit ist auch der Arbeitsgesang verschwunden. Was vermöchte die Menschenstimme gegen das Knattern des Räderwerkes, das Surren der Transmissionen und alle jene unbestimmbaren Geräusche, welche die meisten Fabriksäle erfüllen und aus ihnen das Behagen verscheuchen! Zum Glück ist nur ein kleiner Theil der Maschinenarbeit auch Fabrikarbeit, und im Uebrigen bleibt auch die Arbeit an der Maschine immer „Handarbeit". Wo aber die Arbeit körperliche Bewegung erfordert, da strebt sie auch, wo immer sie sich in gleichmäßiger Dauer fortsetzt, nach rhythmischer Gestaltung und wird immer darnach streben." Und Bücher wirft die Frage auf, ob aus dieser Erkenntniß für die technische Gestaltung des Arbeitsprocesses praktisch wichtige Fingerzeige entnommen werden können? Fast möchte man es glauben. Behauptete doch schon P. J. Schneider im Jahre 1835, daß durch kluge und aufmerksame Anwendung rhythmischer Kraft bei den meisten Entrepriſen, als Straßenbau, Wasserbau, Civil- und Militärbau und Webereien aller Art, in Bergwerken, Salz- und Zuckersiedereien, in Eisenhämmern, Glashütten, Fayence- und Tabaksfabriken u. s. w. ein Viertel gewonnen werden könnte. Mag das phantastisch klingen, übersehen dürfen wir nicht, daß rhythmisches Arbeiten und Arbeitsgesang sich gerade bei den schwersten Verrichtungen (Treideln, Rammen) am längsten erhalten haben.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Männertreue.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Beide stammten aus einer Bauernfamilie. Er hatte sein Abiturientenexamen gemacht und war Doctor der Philosophie geworden; sie hingegen war zu Hause geblieben unter dem väterlichen Dache, eines ärmlichen Bauernhauses. Zu jener Zeit, da Beide als artige Kinder Hand in Hand gingen, um sich von dem alten Invaliden für die höhere Schule vorbereiten zu lassen, war sie ihm ein leuchtendes Beispiel. Mit vieler Mühe erklärte sie ihm das Chaos der Buchstaben und mit besserem Erfolg, als der alte Invalide es konnte. Sie brachte es auch nie über's Herz, ihre Milchflasche ganz allein zu leeren, wenn sie sah, daß der arme Peter noch durstig war. Sie verstanden noch nichts von der Liebe, aber liebten sich doch schon, denn es geht mit der Liebe bekanntlich wie mit der Gicht; irgendwo versteckt sie sich im Körper, und wenn

Digitized by Google

sie es für gerathen hält, erscheint sie mit einem Male. Dann aber mußte Peter daran denken, der Gelehrtere zu werden. Der alte Kask konnte ihnen nicht mehr genug beibringen, und so kam denn Karin in eine Webeschule und Peter auf ein Gymnasium. Wenn man genauer zusah, so standen sie beide dieselbe Quälerei aus. Peter hatte bloß als Aufzug Griechisch und als Einschlag Latein. Karin hingegen mußte mit Wolle und Leinen hantiren und that es nur zum eigenen Besten, während Peter für seine Zukunft und sein Brod sich plagen mußte. Später erschien Peter stolz mit der Studentenmütze, Spazierstöckchen und Cigaretten. Karin hingegen hatte noch wie früher schelmisch in die Welt blickende graublaue Augen, lichtblonde Locken, Wangen voller Grübchen; doch so wie die Augen leuchteten, wenn Peter in die Hütte trat, wie die Locken glänzten und die Wangen röther wurden, das sah man sonst nie. Dann gingen sie wieder hinaus in's Feld, und jetzt war es Peter der half, aber es war ein anderes Lernen als ehemals, denn er verstand es, die Lippen aufeinander zu legen und so die Worte zu fügen, daß eines in des anderen Herz lesen konnte.

Wieder einmal war es Frühling nach langen Jahren, die Sonne zeigte ein lächelndes Gesicht, und die ganze Natur lebte unter ihren erwärmenden Strahlen auf. Ueberall ein Duft; ringsum die Kirschbäume voller Blüthen, und in jedem Dorfe froher Glockenklang, um den morgenden Feiertag einzuläuten. Zwei junge Leute, der Peter und Pälle, der Sohn des Posthalters, liefen beide um die Wette heimwärts, aber Peter war um wenigstens hundert Meter voraus. Er war ja auch glücklich, denn glänzend hatte er das Examen bestanden, und glänzend malte er sich die Zukunft aus. Schon sah er sich lorbeergekrönt und dachte einen Augenblick an verschiedene Professorentöchter, auf die er gewiß Eindruck gemacht hatte, die aber doch ein wenig enttäuscht gewesen wären, wenn sie hätten ahnen können, daß in der Brust des Herrn Magisters ein ganz kleines bescheidenes Bauernmädchen ihren Platz gefunden hatte. Im schnellen Fluge eilte sein Herz weiter, immer weiter, bis er zuletzt auf der Straße nach Hause war; dort begrüßte er jeden Baum und jeden Strauch, stürzte über den Gartenzaun, flog durch die Stubenthür gerade vor Karin's Füße. Armer Pälle, zu einem solchen Wettrennen taugst Du allerdings nicht! Endlich war er da. Aber was heißt denn das? Auf Karin's Hofe standen so ungefähr 200 Personen, Männer mit entblößten Häuptern, weinende Frauen, und unter all' diesen, das Gesicht zur Erde gewandt, unter Kissen vergraben, lag ein Weib und redete mit erhobenen Armen in Kanzelton: „O du mein Gott, Karin!“ ... Wie ein Besessener, mischte sich Peter unter die Menge und lauschte.

„Ihr Elenden, Ihr Nachkommen der Schlange, ich prophezeie Euch, der Tag der Ernte ist nahe. Nicht Gottes Gnade ist mit uns, sondern sein Zorn, der über uns und unsere Kinder ausgegossen wird. Weh' Euch, Ihr Verdammten, die ihr nur der Welt lebet, Euch mit ihrem Tand schmückt, und den verlästert, der auf dem Himmelsthron sitzt und mich und Euch alle hassen muß, meiner blutrothen Sünden wegen. Himmel und Erde werden von feurigen Flammen verzehrt werden, aber der Tag des Zornes wird gar nicht vergehen. Bittet um Gottes Gnade und Barmherzigkeit!“

Bei jedem dieser Worte von Reue und Zerknirschung, ging ein Beben durch den Volkshaufen. Das Weinen wurde immer stärker, und als die Kranke bei den letzten Worten zu Boden fiel, fielen sie Alle auf die Knie, Greise berührten die Falten der Erleuchteten, und Mütter hielten die Hände ihrer Säuglinge an die Hände der Prophetin. Die Kranke war sehr schön gewesen, als ihr gesundes Blut noch durch die Adern rollte. Jetzt entfernte sich die Menge, und nur Peter weilte an ihrem Bette. Endlich öffnete sie die Augen, starrte voll Entsetzen auf den Mann an ihrer Seite und rief:

„Weiche von mir, Du Verfluchter, der mich zur elenden Sünde zurückrufen will. Ich liebe nichts Anderes als Gott, darum gehe von mir, damit ich nicht auch vom höllischen Feuer verzehrt werde.“

„Aber Karin, so höre mich doch! Dein alter Freund ist ja bei Dir. Ich bitte Dich, erwache aus Deiner unglücklichen Verwirrung. So schaue mich doch nur an, Karin!“

„Dort in der Verdammniß wird sein Heulen und Zähneklappern! Gehe von mir, denn ich kenne Dich nicht.“

„Aber, meine Geliebte, Gott ist der Gott der Liebe, und wir wollen ihm beide dienen, vereint in Liebe und Treue. Komm, meine Karin, und lege Deinen Kopf an meine Brust, ich will Dich gesund machen.“

„Du Verfluchter, weiche von mir, sage ich Dir! Glaubst Du, ich werde mich so gegen Gott versündigen?“

* * *

Der arme Herr Magister war hart getroffen von dem schweren Schlage. Wochenlang beobachteten ihn seine guten Bekannten scharf, damit er nicht etwa Hand an sich lege. Nach einem Jahre heirathete er eine hübsche junge Dame, die ihm an Alter und Bildung gleich stand. Es war in jeder Hinsicht eine gute Partie. Dann kam Ruhm und Ehre, auch der Nordstern-Orden erschien, und die Ernennung zum Professor erhöhte seinen Eifer. Wenn er dann in den alten Archiven arbeitete, so fiel auch was von dem alten Staub in sein Herz und blieb dort haften. Daraus wurde nun mit den Jahren ein altes verständiges Herz, das mit anderen Nordsternbesitzern weinte und trauerte. Zuletzt starb seine Frau und ließ ihn einsam zurück in dem großen kinder- und freudelosen Hause. Niemand sorgte sich darum, ob Abends sein Bett erwärmt war, ob er auch warme Kleider zum Ausgehen wählte, und als er krank wurde, kam er in ein Krankenhaus und blieb beinahe todt liegen. Zufällig kam der König, um sich die Universität zu besehen, und besuchte auch den armen Professor im Krankenhause. Darauf erholte sich der Kranke und dachte nach, wie er seinen Ruhm vergrößern könnte. Wenn er dann mit mattem, trübem Blick über seine Folianten gebeugt sitzt, so huscht oft ein Schatten über seine Züge. Denkt er vielleicht an seinen Jugendtraum, oder hat er wieder eine neue Entdeckung gemacht im Reiche der Wissenschaft?

* * *

In seiner Heimath aber geht die alte gebeugte Karin einher und stolpert über ihre Füße, wenn sie zum Nachbardorf geht. Jetzt ist sie vernünftig geworden, und der religiöse Wahn hat nur drei Wochen gewährt. Als Peter's Ring damals zurück kam, waren schon die Schleier von ihren Augen genommen. Beinahe hätte die Verzweiflung ihr Herz zerrissen, aber die Herzen aus den Föhrenwäldern Smalands sind stark und zäh. Mit Geduld hat sie Alles ertragen und nun pilgert sie den alten bekannten Weg, den sie als Kind so oft gewandert ist an der Seite des lieben Burschen. Alle Sträucher sind groß geworden, überall ist Gras gewachsen, nur über ihre Erinnerung nicht.

Notizen.

Zur Frauenfrage. Von Eliza Ichenhaeuser. Zweite Folge (Berlin, Carl Duncker.) Während die „erste Folge“, wie es ja in der Natur der Sache lag, mehr Auslandserfolge beleuchten konnte, behandelt die „zweite Folge“, Dank dem Fortschritt, den die Frauenfrage nunmehr auch in Deutschland hat, zum größeren Theile deutsche Probleme und deutsche Erfolge. Die unseren Lesern wohlbekannte Verfasserin, gleich gewandt auf dem theoretisch-praktischen Boden der Frauenfrage, wie auf dem scheinbar nüchternen der Erwerbsfrage, zeigt an der Hand reichen statistischen Materials die Lage der erwerbsthätigen deutschen Frau im Allgemeinen, wie auf den Specialgebieten des Handels und Verkehrs, der Profession, des Beamtenthums, und kehrt schließlich zu den beliebten Hinweisen auf die besser gestellten Westeuropäerinnen und Amerikanerinnen zurück.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 12. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Für und wider den Mittellandcanal. Von Kurd von Strantz. — Unsere Spionenfurcht. Eine Warnung. Von Hoplites. — Zur Geschichte der Revolutionszeit. Von Emil Rieck. — **Literatur und Kunst.** Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Professor Arthur Drews. — Ein deutscher Vorläufer Darwin's. (Johann Jacob Kaup.) Von A. B. — **Feuilleton.** Eine Badebekanntschaft. Von Daniel Riche. — Anzeigen.

Für und wider den Mittellandcanal.

Von Kurd von Strantz.

Selten ist eine rein wirthschaftliche Frage von folgenschwerer Bedeutung in so maßloser und voreingenommener Weise von zwei feindlichen Lagern aus erörtert worden, deren Parteigänger wirthschaftlich zum Theil auf dem gleichen Boden stehen. Die doch sicher nicht unbeachtlichen technischen Bedenken, die unter Umständen sogar den Ausschlag geben müssen, sind kaum behandelt, geschweige denn geprüft worden, obschon angenommen werden darf, daß die preußische Regierung gerade die baulichen Unterlagen sehr sorgfältig ausgearbeitet hat. Nur die Eisfreiheit entzieht sich der technischen Berechnung, da sie von der höheren, nicht bestimmbaren Gewalt abhängig ist, wo auch Durchschnittsberechnungen häufig haltlos sind. Freilich der Schwerpunkt liegt in der wirthschaftlichen Nothwendigkeit oder dem Nutzen dieser großen Anlage, die jedenfalls einen Verkehrsfortschritt und eine wichtige neue Beförderungsgelegenheit bildet. Auch die bösen Agrarier und die schlesischen Hüttenbesitzer bestreiten diese Thatsache nicht; selbst das auf den Verkehr als Umschlage- und Stapelplatz angewiesene Hamburg bekämpft den ihm freilich schädlichen Plan aus diesem Grunde nicht. Die Canalfreunde bilden eine etwas buntscheckige Gesellschaft. Zunächst die Regierung, die ein neues Verkehrsmittel zur Bewältigung der Massengüter des rheinisch-westfälischen Industriebezirks für erforderlich hält. Die Vermehrung der Beförderungsmittel ist sicherlich löblich und auch nothwendig, wenn man die Klagen über die Eisenbahnverwaltung, die doch ihren Wagenpark unter Aufwendung eines erheblichen Geldbetrages beträchtlich erhöht hat, in Betracht zieht. Die Stellung der Regierung ist also ganz verständig, sofern sich Nutzen und Kosten ausgleichen, worüber der Landtag zu befinden hat. Als Betheiligte erscheinen die Bergwerke, Hütten und Fabriken des Westens diesseits des Rheins, die mit Recht die Verwirklichung des Gesetzentwurfes erstreben. Die Interessentengruppe handelt in ihrem eigenen Nutzen und muß abwarten, ob die Allgemeinheit auch glaubt kostenpflichtig für ein Unternehmen zu sein, dessen greifbarer Vortheil dem reichsten Landestheile Preußens zufällt. Eine Steigerung des Wohlstandes dieser Gegend kann aber sehr wohl auch im allgemeinen Nutzen des Staates liegen. Ferner ist wirthschaftlich durch das Unternehmen das wieder aufblühende Bremen berührt, das durch die Regulirung der Unterweser dem Stromgebiet des Mittellandcanals angeschlossen wird. Die begünstigte Hansastadt hat sich daher auch zur Kostentragung für die Canalisirung der Weser bis Minden erboten. Hier liegen also berechtigte Interessen vor, deren Geltendmachung verständlich ist. Anders steht es mit der zweiten Gruppe der Canalfreunde. Im Lande des freilich leider nothwendigen Militarismus hat dort die Kriegsverwaltung den Vortritt. Unsere Kriegsbereitschaft beruht bekanntlich auf der Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen für den Grenzaufmarsch. Jetzt soll sogar der Mittellandcanal dem Kriegsgotte dienstbar sein. Wenn thatsächlich der Chef der Eisenbahnabtheilung in der Commission für dieses doch rein wirthschaftliche Unternehmen eine Lanze gebrochen hat, so hat er wohl selbst keine besondere Wirkung auf militärfromme Gemüther erzielen wollen. Daß der Heeresbedarf an Munition und Lebensmitteln auch schließlich auf diesem Wege nachgeführt werden kann, wird unsere Eisenbahnen kaum entlasten. Die 600 Tonnenkähne gehen aber bloß bis zur Elbe, also weiter östlich ist man auf die kleinen Zillen von 300 bis sogar schließlich bloß 180 Tonnengehalt angewiesen. Das Eintreten des Generalstabes war wohl bloß eine Artigkeit gegen die in Verlegenheit gerathenen Amtsgenossen im bürgerlichen Kleide. Aber hier herrschte doch noch eine gewisse Sachlichkeit der Gründe, die sich hören lassen.

Schlimm ist es dagegen mit der übrigen Gesellschaft bestellt. Einerseits unerfahrene Theoretiker vom Schlage der von England hinter's Licht geführten fanatischen Freihändler, deren Tage vorbei sind, sonst bloße Börsenjobber, die um jeden Preis ein Geschäft machen wollen und sich mit Recht sagen, daß vielleicht doch noch wie bei der thörichten Politik des zweiten Kanzlers die Zeit gleich wiedersinniger Handelsverträge vorübergehend wieder kommt und damit der einträgliche Sieg eines gewissenlosen, internationalen Händlerthumes. Beide Arten beherrschen die Presse, die ja auch wohl wissen wird, warum sie für die Tasche der Börse eintritt. Bestimmen jetzt in Oberdeutschland durch Mannheim der russische Roggen und der amerikanische Weizen den Preis des einheimischen Getreides, so könnte ja der Mittellandcanal auch Mitteldeutschland dergleichen Segnung bringen, die wir in Berlin auch schon genießen. Was kümmert den internationalen Getreidehandel der inländische Körnerbau, der immerhin $^9/_{10}$ des Verbrauches ausmacht und bei lohnendem Preise auch den Rest mit Leichtigkeit decken kann. Die Freude dieser Kreise an dem sicher sonst erwünschten Aus-

Digitized by Google

bau unseres vernachlässigten Canalsystems muß ernste Beobachter stutzig machen. Nur erbaulich wirkte daher auch die Angeberei der Landräthe, die gegen die Vorlage gestimmt hatten, obschon es sich nicht um eine politische sondern eine wirthschaftliche Frage handelte. Selbst ein sicherlich nichtpolitischer Beamter, der Präsident der Seehandlung, Herr v. Zedlitz, wurde wegen seiner Abstimmung und Preßthätigkeit in der „Post" verdächtigt. An dieser Hetze haben sich Zeitungen vom Schlage der Kölnischen-, Nationalzeitung und des Berliner Tageblattes betheiligt, die lediglich Börseninteressen vertreten, wie sich ja ihre antinationale Vorliebe für die Goldspeculanten in Transvaal als übliche Börsenmachenschaft entpuppte. Daß man in diesen Blättern ständig mit dem kaiserlichen Herzenswunsche liebäugelte, ließ den liberalen und börsenfreundlichen Mannesstolz vor Fürstenthronen in eigenartiger Beleuchtung erscheinen. Kaiserliche Anregungen brauchen um ihrer Quelle willen noch lange nicht sachgemäß zu sein, wenn sie sich auch z. B. in der Flottenfrage als scharfblickend erwiesen haben. Im verfassungsmäßigen Staate liegt aber der Volksvertretung eine besonnene Prüfung ob. Das kaiserliche Ansehen leidet ebenso wenig bei einer unbegründeten Ablehnung, wie dadurch Bismarck's Stellung gelitten hat. Je besser die kaiserlichen Vorschläge sind, um so höher wird deren Beachtung steigen. Die Pflicht der verantwortlichen Rathgeber der Krone ist es jedoch, sie so zu gestalten, daß sie als wirklich staatsmännische Handlungen erscheinen. Dort liegen aber gerade die Mängel der Canalvorlage.

Die Widersacher des Entwurfs leugnen keinesfalls den wirthschaftlichen Werth einer solchen Maßnahme, die von weitem Blick und großem technischen Können zeugt. Aber in ihrer Beschränkung liegt der Fehler. Es soll wohl ein westlicher Mittland-Canal gebaut werden, der mit der Elbe endet, aber der nöthige Ausbau des ganzen preußischen Systems wird übergangen. Thatsächlich bildet der Canal dasselbe Einfallsthor für eine fremde Massen-Einfuhr, wie jetzt der Rhein bis Mannheim. Jedermann hat das Zutrauen zur Regierung des Reiches, daß wir bei Erneuerung der Handels-Verträge einen autonomen Tarif mit erhöhten Zollsätzen, besonders für das ausländische Getreide, aufstellen werden. Aber die Zwischenherrschaft Caprivi-Marschall hat doch gezeigt, daß auf eine beständige Politik nicht ohne Weiteres zu rechnen ist und wir deren unliebsamer Wiederholung gewärtig sein müssen. Die Ernennung des Reichskanzlers und seiner Gehülfen sind unbeschränkte Willenshandlungen des Kaisers. Solange an der verantwortlichen Stelle nicht ein bewährter und zugleich thatkräftiger Rathgeber seines kaiserlichen Herrn steht, ist die Möglichkeit eines gefährlichen Wechsels der Leitung nicht ausgeschlossen. Die Zeiten Friedrichs des Großen, der außerdem nur über ein bescheidenes Reich gebot, sind vorbei, wo ein genialer Herrscher sein eigener Minister sein konnte. Die verwickelte Verwaltung eines modernen Großstaates würden auch einem fleißigen und begabten Fürsten nicht die Möglichkeit gewähren, selbst das Staatsschiff auf allen Gebieten zu lenken. Die Mißerfolge der deutschen Politik seit Bismarck's Weggang haben sogar nicht einmal den Beweis einer guten Führung geliefert. Die Bildung des Zweibundes, der Zerfall des Dreibundes und die theure Engländer-Freundschaft mit dem Danke in Samoa und Transvaal sind nicht gerade vertrauenerweckend. Kiautschau und die Carolinen sind reife Früchte der Bismarckischen Politik. Samoa wäre der Prüfstein, ob die gegenwärtige Regierung die Folgen der Kurzsichtigkeit des Reichstages und der nicht ausreichenden Befähigung des damaligen Grafen Herbert Bismarck beim Abschluß der Samoa-Acte und Ordnung der Südsee-Verhältnisse wett zu machen im Stande ist. Die Kraft einer siegreichen Politik kann sich nur in der ausschließlichen deutschen Herrschaft auf Samoa äußern, wovon wir noch weit entfernt sind. In der inneren Politik sind die Flottenvermehrung und die preußische Finanzreform zwar Erfolge, aber in Sachsen besteht längst die neue preußische Einkommensteuer. Ueber die wiederholten Niederlagen der deutschen Staatskunst wollen wir den Mantel der Liebe in der Hoffnung breiten, daß wir für die Zukunft daraus die Lehren ziehen werden, was aber in Südafrika nicht geschehen ist. Der freche Uebermuth der Engländer wird uns freilich noch aus unserer Unthätigkeit rütteln, falls das tapfere Albion nicht selbst muthig vor den Burenbüchsen zurückweicht. Im europäischen Kriege waren die englischen Maulhelden niemals sieggewohnte Soldaten, die ihnen vielmehr das geduldige Deutschland stellt. Das Mißtrauen der Canal-Gegner betreffs der künftigen Gestaltung unserer auswärtigen Politik ist also keineswegs unberechtigt und zieht daher mit Recht auch die preußische Vorlage auf dem Gebiete der inneren wirthschaftlichen Staatskunst in Mitleidenschaft, eine Verquickung, die sachlich sicher zu bedauern, aber deren Stichhaltigkeit nicht zu leugnen ist.

Die Canal-Gegner bilden ihre Gefolgschaft aus den Kreisen der Landwirthschaft und des Gewerbes, also werkthätigen Ständen, die politisch größtentheils durchgehends getrennt sind, so daß nur wirthschaftliche Uebereinstimmung sie zusammenführen kann. Die Landwirthschaft fürchtet zunächst den Mangel an Stetigkeit in der Regierung, wodurch der Canal ein Einfallsthor für fremdes Getreide gleich den großen Strömen würde. Diese Reichssache ist auch für Preußen sicherlich von Bedeutung, ohne daß dabei Zweifel an dem Sachverständniß der gegenwärtigen Leiter der Reichspolitik laut werden, da man unter dem dritten Kanzler von einer Einheit der Verwaltung nicht mehr reden kann. Die Selbstständigkeit der kaiserlichen Staatssecretäre ist auch kein Unglück und eine naturgemäße Entwickelung, die die Altersschwäche des jetzigen greisen Inhabers der obersten Reichsstelle freilich beschleunigt. Nur die auswärtige Politik hat hat eine gewisse Schwäche gegen Amerika gezeigt, die jetzt politisch vielleicht sogar geboten ist, um die Union von England zu trennen und unsere Volksgenossen jenseits des großen Wassers im Kampfe gegen das Angelsachsenthum an der Stange zu halten. Die augenblicklichen Anfänge sind verheißungsvoll und entschuldigen auch ein Nachgeben auf wirthschaftlichem Gebiete, soweit es sich in maßvollen Grenzen bewegt und nicht ein schwächliches Zurückweichen, wie bisher, ist. Die Feindschaft der Landwirthschaft ist leider begründet. Der Köder der Regierung und ihre fraglos beste agrarische Absicht, dem Osten das Absatzgebiet des Westens zu erobern, wird an der schon betonten Thatsache zu Schanden, daß von der Elbe ostwärts die Canal-Verbindung durch die immer geringer werdende Fahrrinne die Durchfuhr erschwert und selbst eine solche unzulängliche Gelegenheit für Ostpreußen, das ärmste Land des preußischen Staates, überhaupt nicht vorhanden ist. Herr v. Tiedemann irrt sehr, wenn er durch die richtige Behauptung, daß das posensche Getreide bis Böhmen auf dem Inlandswege zu Wasser schon jetzt verfrachtet werde, den Nachweis erbringen will, daß die gleiche Folge auch für die Verschiffung bis zum Rhein durch den Mittelland-Canal eintreten werde. In Böhmen hat eben das deutsche Getreide keinen Wettbewerb durch einen anderen Binnenwasser- oder gar Seeweg, wie dies leider im ganzen Rheingebiet der Fall ist. Die westliche Landwirthschaft braucht daher die heimische Concurrenz nicht zu fürchten, die auch zu ertragen wäre. Die fremde Getreide-Ueberschwemmung ist viel gefährlicher und wird durch den Mittelland-Canal gefördert, da man dauernd einen als Prohibitivzoll wirkenden Schutzzoll gesetzlich nicht gewährleisten kann. Dieses Mißtrauen haben Bismarck's Nachfolger verschuldet.

Daher ist ein Ausgleich nur durch den Ausbau des nicht mehr leistungsfähigen Canalsystems des Ostens möglich, was ja durch die Aufforderung zu Compensationen die Re-

Digitized by Google

gierung auch verständiger Weise anerkannt hat. Aber hier beginnt die finanzielle Schwierigkeit. Bei völliger Durchführung einer Durchquerung Deutschlands zu Wasser unter entsprechendem Anschluß des oberschlesischen Bergreviers durch die obere Oder würde auch die Landwirthschaft das Bedenken des etwa mangelnden Zollschutzes gern fallen lassen, da hierdurch thatsächlich dem Osten der westliche Markt wettbewerbsfähig erschlossen wird. Die östlichen Provinzen thun durchaus Recht daran, wenn sie auch bei diesen Canalbauten die Entwässerung als Bodenverbesserung in's Auge fassen, die sogar dringender als der Mittelland-Canal in manchen Gegenden ist. Selbst das Berliner Tageblatt erkennt bei der Schilderung der fortschreitenden Versandung des Spreewaldes in Folge unaufhörlichen Hochwassers die Nothwendigkeit der sofortigen Angriffnahme der Spreeregulirung an. Natürlich vertheuern diese dringenden Nebenarbeiten den Regierungsentwurf. Den oberschlesischen Industriellen, die größtentheils unter der Führung des Breslauer Freisinns stehen, ist die Regierung selbst schon freiwillig dadurch entgegengekommen, daß sie im Falle der Unzulänglichkeit des Wasserweges eine eigene Schleppbahn zur Abfuhr der dortigen Massengüter zu erbauen sich verbindlich macht. Aber was dem reichen Hüttenrevier recht ist, muß auch der noch nothleidenden Landwirthschaft billig sein, die schon bei den Handelsverträgen die Zeche für die Industrie bezahlt hat. Die Besserung der ländlichen Verhältnisse, abgesehen von der Arbeiterfrage, läßt sogar hoffen, daß bei einer nationalen Zollpolitik auch das landwirthschaftliche Gewerbe wieder zur Blüthe kommt und für den Nothfall den Gesammtbedarf des Inlandes an Brodkorn decken kann. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint sogar die Schaffung einer Wasserstraße vom Westen nach dem Osten behufs billigen Austausches der gegenseitigen Erzeugnisse das Gebot einer nationalen Verkehrspolitik. Aber die leidige Geldfrage läßt die Erfüllung dieses Wunsches doch keineswegs leicht erscheinen. Zur Zeit hat Preußen Ueberfluß an Geldmitteln. Ob nach dem Rückschlag des gegenwärtigen gewerblichen Aufschwunges nicht wieder Ebbe in der Staatscasse herrscht, darf nicht außer Acht gelassen werden, zumal der Bau sich auf 10 Jahre vertheilen wird. Der Einwand, daß die kleinere Hälfte von den Provinzen und anderen Verbänden aufgebracht werden soll und daher der staatliche Beitrag sich erheblich mindert, ist kaum ernst zu nehmen, da doch der Steuerzahler für den Staat oder den Communalverband derselbe ist, mag auch mit Fug und Recht der reiche Westler dadurch mehr leisten, weil er den unmittelbaren Vortheil von der Anlage hat. Nicht die Zahlstelle, sondern der belastete Theil sind bei der Prüfung des Gesetzentwurfes in Betracht zu ziehen. Hier liegt der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit. Trotz aller Wahrscheinlichkeitsrechnungen und technischer Vorarbeiten ist diese Frage nicht gelöst, wie überhaupt der geplante Canal nur ein Stückwerk bildet, das nicht das Gesammtinteresse des Staates berührt, da das Canalsystem bloß bis zur Elbe reicht und daher den Namen einer vermittelnden Wasserstraße zwischen beiden Grenzen Preußens gar nicht verdient, wenn er auch die Hälfte des Staates durchquert. Der Gedanke ist gut, aber die gedachte Ausführung schlecht und daher die Verabschiedung der Vorlage auch wohl nicht erreichbar.

Unsere Spionenfurcht.

Eine Warnung.

Von Neufahrwasser über Zoppot bringen Berliner Blätter die Nachricht, man habe dort einen angeblichen Kaufmann aus Berlin unter dem Verdacht der Spionage verhaftet, weil er Festungswerke photographirt habe. Zufälligerweise war ich vor genau einem Monat auch in jener Gegend und habe einen Theil der Festungswerke, welche ich auf meinem Wege Westerplatte nach Brösen vorfand, zwei Strandbatterien und das Fort Brösen zwar nicht photographirt, sie mir aber in allen Details ganz so genau angesehen, daß ich jedes Geschütz und sein Emplacement kenne, desgleichen die Beschaffenheit der Traversen, Lage der Geschoß- und Unterkunftsräume u. s. w. Es ist keinem Menschen eingefallen, mich zu verhaften, und — Jedermann kann sich das Alles so genau beschauen wie ich, ohne daß Jemand daran denken wird, ihn zu behelligen. Die Sache liegt nämlich so:

Die ganze sogenannte Westerplatte, einst eine Insel zwischen dem Hafen Danzigs, an dessen anderer Seite die Hafenstadt Neufahrwasser liegt und der ehemaligen Weichselmündung, jetzt, d. h. nach dem Durchbruch der Weichsel bei Neufähr und Versandung der Mündung, eine Halbinsel, ist mit Parkwald bedeckt, worin das Seebad Westerplatte mit Curhaus und Wohnhäusern mit Herren-, Damen- und Warmbad liegt, nebst einer Strandhalle und einem Seesteg. Natürlich giebt es in diesem hübschen Park zahlreiche Promenadenwege, aber auch ein Luftpulvermagazin und — drei Strandbatterien, die ihre Geschütze drohend nach der See richten. Ein Blick auf das Luftpulvermagazin, das ca. 40—50 Schritte links am Wege vom Dampfer-Anlageplatz nach dem Curhaus sichtbar ist, genügt dem Kenner. Ein ganz gewöhnliches preußisches Magazin, wie es in zahlreichen Exemplaren vorhanden ist, mit gemauertem Unterbau, leichtem Dach, mit Blitzableiter, von einer leichten Umwallung in Redoutenform umgeben — ganz und gar nichts Besonderes. Das ergiebt ein Recognoscirungs- oder, wenn man will, Spionageblick. Die Batterie unmittelbar an der rechten Hafenmole, ist nicht zugänglich, nur ein schmaler, verbotener Weg führt zu ihr. Da sie aber, von See aus gesehen, genau den beiden andern gleicht, so ist nicht anzunehmen, daß sie von ihnen sehr verschieden sein wird. In die beiden anderen Batterien aber — spaziert man eben hinein! Sie haben offene Kehlen, sind nach hinten also ganz offen, und an diesen offenen Kehlen, vielleicht 20 Schritt entfernt, führen sehr bequeme, belebte Promenadenwege entlang, so daß man in der einen die darin stehenden sechs 21 cm-Mörser, in der anderen die gleiche Zahl langer 15 cm-Kanonen mit Behaglichkeit beschauen kann, sowie die ganze Anlage des Werkes und seiner Räume. Seine Schritte zu zählen, ist Niemand verboten, — das thut man, und hat dann die Länge der Kehle des Werkes; schreitet man bis zur nächsten Gabelung der Wege, so hat man auch dieses Maaß, und kann nun, wenn es einem Spaß macht, diese Maaße in seinen Plan von Westerplatte, der selbstverständlich überall mit den Parkwegen zu kaufen ist, sauber eintragen. Ein Blick auf eine Flanke und auf die Front vom Strande aus, der ebenfalls Tag und Nacht Jedem offen steht, zeigt die Grundform des Werkes. Geht man von Neufahrwasser nach dem Seebad Brösen, so hat man zunächst an der Hafenmole, entsprechend an der rechten, eine Batterie, dann kommt man an Fort Brösen vorbei, das wohl eine geschlossene Kehle besitzt, aber eine solche aus Stahlgittern, so daß man bequem in das Fort hineinsehen und sich die Wallgeschütze, die alle in Position sind, begucken kann. Wenn man will, kann man auch einen Krimmstecher zu Hülfe nehmen, den hier alle Welt trägt, — Sehen ist erlaubt.

So habe ich das im letzten Juni gemacht, aber ich hätte es bequemer haben können. Im Jahre 1895 erhielt ich nämlich von einem Militärverlag zur Besprechung: La défense nationale et la défense des côtes, par Patiens, Paris 1895, ein sehr nobel ausgestattetes Werk mit vielen Karten. In ihm befinden sich auch, schön in Roth eingezeichnet, die Werke von Weichselmünde, Westerplatte und Neufahrwasser. Ich schloß damals meine Besprechung mit den Worten: „Würde man als deutscher Officier sich unterstehen, etwas Aehnliches über unsere Küstenbefestigungen zu veröffentlichen, so käme man schleunigst hinter Schloß und Riegel."

Trotzdem leiden wir nicht gerade an Spionenfurcht, im

Digitized by Google

Gegentheil, man könnte deutscherseits etwas aufmerksamer sein, denn man macht es den feindlichen Spionen in vielen Fällen gar zu leicht. Ich erinnere an die beiden französischen Seeofficiere, die mit der englischen Yacht „Insect" die Befestigungen unserer Küsten inspicirten und trotz ihres auffallenden Aufzuges — wann fährt eine englische Vergnügungs-Yacht die Nordseeküste entlang und landet an Orten, wo es absolut nichts zu sehen giebt? — trotz ihrer Unkenntniß des Englischen und Deutschen, durch den Nordostseecanal und nach Besichtigung der Anlagen Kuxhafen, Lehe, Jemarn und Brunsbüttel nach Kiel mitten in den Kriegshafen hineinkommen konnten! Und nun ein Selbsterlebniß! Ich habe über ein Jahrzehnt in einer großen Grenzfestung zu der Zeit gestanden, als sich ihr Ausbau der Vollendung näherte. Da sah ein Officier auf dem Bahnhof einen ihm fremden Ingenieur-Stabsofficier und einen Hauptmann der Fußartillerie den Zug nach der Grenze hinüber besteigen und fröhlich davondampfen. Der Officier, noch jung und erst kurze Zeit in der Garnison, grübelte darüber nach, weßhalb der Hauptmann der Fußartillerie denn keine Sporen getragen habe, erstens als Hauptmann, zweitens weil alle Officiere der preußischen Fußartillerie Sporen tragen — meist sogar tüchtig lange. Das gab er zum Besten, aber als es zu spät war, um die Vögel zu fangen, denn es waren Officiere von jenseits gewesen, die sich in aller Ruhe ein bestimmtes Fort angesehen hatten. Die Officiere der Garnison wechselten damals häufig, die Garnison wuchs gewaltig, man kannte sich untereinander nicht mehr genau, und zudem waren die fremden Herren tadellos preußisch uniformirt, was für den Ausländer ungemein schwierig ist, und wofür der jüngste Leutnant bedeutende Sehschärfe besitzt. Hier war Alles ohne Tadel — bis auf die fehlenden Sporen des Fußartilleristen. Ueber die Untersuchung drang nichts in die Oeffentlichkeit; auch bis heute wissen nur die direct Betheiligten Näheres.

Damals wurden die Vorschriften für das Betreten von Festungswerken verschärft und mehrere Einrichtungen getroffen, aber ob Erfolg nachweisbar war, möchte ich stark bezweifeln. Wer spioniren will, der stellt sich nicht breit mit seiner Camera auf, das läßt sich anders machen. Aehnliche Leute wie den in Neufahrwasser brachten damals unsere übereifrigen Posten und Patrouillen von Zeit zu Zeit angeschleppt, darunter öfter ganz bekannte Herren aus der Stadt, die sich bei irgend einer Lünette eine Notiz gemacht hatten. Es ist auch für einen Amateur-Photographen der Moment zu verführerisch, wenn er plötzlich vor sich eine vollständig armirte Batterie von 21 çm-Mörsern erblickt; — so ein Bild hat er noch nicht in seiner Sammlung, so was giebt's ja gar nicht, nicht mal in Berlin und Umgegend. Er knipst! Wer will ihm das verdenken? — Eine heitere Episode, die zeigt, daß man sich bei uns nicht vor Spionen fürchtet, passirte im Mai d. J. in Spandau. Ein großes Münchener Kunstinstitut hatte einen Photographen nach Brandenburg entsandt, der nach bestimmtem Plane Aufnahmen zu machen hatte. Darunter befand sich auch die Citadelle Spandau mit Juliusthurm, und so wurde ihm der wohlmeinende Rath gegeben, die Erlaubniß zur Aufnahme von der Commandantur entweder selbst einzuholen oder, besser, durch sein Institut einholen zu lassen. Er wußte das aber noch besser, ging hin und stellte sein Dreibein auf. Der Commandant ritt vorüber, den er natürlich nicht kannte. Er wollte eben seinen Apparat in Thätigkeit setzen, als ein Gefreiter der Wache sich einstellte und ihm in der bekannten freundlichen Manier die Alternative stellte, entweder seinen „Kram" sofort einzupacken und schleunigst zu verschwinden oder aber sofort als Arrestant auf die Wache bugsirt zu werden, Excellenz habe das so befohlen! Der Photograph wählte natürlich nicht lange, wich der bewaffneten Macht und — hatte nach etwa fünf Tagen die Erlaubniß, die alte Citadelle nebst Juliusthurm nach Herzenslust seinen Platten einzuverleiben.

Bei uns wird also nicht jeder harmlose Fremde, und sei er ein Franzose, ohne Weiteres für einen Spion angesehen — der betreffende Herr in Spandau war zufällig Franzose von Geburt — wenn er in der Nähe von Festungswerken spazieren geht. Dem Deutschen, namentlich aber dem prussien, und besonders, wenn er gedient hat und avancirt ist, kann man nur rathen, in Frankreich jedem einem Werk ähnlichen Ding weit aus dem Wege zu gehen. Man faßt ihn nicht nur, sondern das Volk hält sich für verrathen, spielt mit und möchte ihn gern lynchen; bei uns regt sich, falls ein wirklicher Spion gefaßt wird, keine Seele weiter darüber auf, wir haben ein gutes Gewissen nach dieser Richtung hin, das heißt nämlich: „Bitte, kommt, unser Pulver ist hübsch trocken gehalten!" Immerhin dürfte sich etwas weniger Vertrauensseligkeit wohl empfehlen. Hoplites.

Zur Geschichte der Revolutionszeit.

Von Emil Rieck.

Das deutsche Volk darf sich Glück wünschen, daß ihm ein so wichtiger Abschnitt seiner Geschichte, wie die Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes, von zwei Meistern, Häusser und Sybel, geschildert worden ist. So reich an wichtigen Begebenheiten, an Umwälzungen, die mit der Revolution in Frankreich begannen, aber nicht endigten und einem Jahrhundert noch nachwirken, so furchtbar und fruchtbar war jene Zeit, daß schon im Jahre 1811 ein deutscher Schriftsteller, Karl Reichard, in seinen „Modernen Biographien" ohne Uebertreibung sagen konnte: „Die zwanzig Jahre seit dem Ausbruch der Revolution verdienten um ihrer großen, sich gewaltsam häufenden Begebenheiten willen den Namen eines Jahrhunderts." Für Deutschland brachten jene Jahre das schwerste Verhängniß, Kriegsunglück, Fremdherrschaft, den Zusammenbruch des Reiches, dann aber auch das Herrlichste, den siegreichen Kampf des Volkes um seine höchsten Güter. Diese wechselvolle und lehrreiche Geschichte von der Demüthigung und Wiedergeburt der deutschen Nation haben die genannten Gelehrten, die beide mit staatsmännischer Einsicht den stillen Geist des Forschers verbanden, in unübertrefflicher Weise geschrieben. Ihnen gesellt sich als Ebenbürtiger jetzt der bekannte Münchener Historiker Karl Theodor Heigel, der den ersten Band seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrich des Großen bis zur Auflösung des alten Reiches" in der Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart erscheinen läßt. Im Gegensatze zu Häusser und Sybel hat er sich bestrebt, mehr Reichsgeschichte zu geben. Freilich ist es dankbarer, sich auf die Politik der zwei größten deutschen Staaten zu beschränken. Die Wandlungen, wie sich diese beiden Mächte einander nähern, sich abstoßen und dieses Schauspiel sich immer wiederholt, ist in allen Lagen interessant. Die Archivalien über die Reichsangelegenheiten, z. B. über die Kaiserwahlen jenes Zeitalters, waren vorher kaum von anderen Forschern zur Hand genommen worden. Aus dem nämlichen Grunde, weil Sybel und Häusser nur flüchtig darüber hinweggingen, behandelt Heigel manche Ereignisse, z. B. den Aufstand in den Niederlanden, den Krieg in Holland u. A. ausführlich. Von erschöpfender Ausbeutung des Quellenstoffes kann natürlich keine Rede sein; daran ist bei neuerer Geschichte überhaupt nicht zu denken. Allein er darf wohl behaupten, daß er wenigstens den größten Theil der auf die politischen Vorgänge bezüglichen Urkunden mit redlichem Bemühen durchforscht hat, um daraus ein umfassendes, treues Bild der Ereignisse und Zustände zu gewinnen. Der in den Wiener Archiven gelagerte Quellenstoff ist in Vivenot's Werk der Oeffentlichkeit übergeben. In preußischen und bayerischen Archiven hat er die einschlägigen Acten und Briefschaften selber durchgesehen, wenigstens etwas genauer, als es seinen

Digitized by Google

Vorgängern möglich war. Auf manche Begebenheit fällt demzufolge in seiner Darstellung mehr Licht, und er darf sagen, auf manche ein neues Licht. Freilich, vorsichtige Behandlung ist auch bei diesen Quellen ersten Ranges geboten. Einer, der's am besten wissen mußte, Bismarck, äußert sich sehr argwöhnisch über die Benützung der Gesandtschaftspapiere durch die Historiker: „Die Depeschen und Briefe sind, auch wo sie einmal etwas enthalten, Denjenigen, welche die Personen und Verhältnisse nicht kennen, nicht verständlich; wer weiß da nach 30 Jahren, was der Schreiber selbst für ein Mann war, wie er die Dinge ansah, wie er sie seiner Individualität nach darstellte" u. s. w. Die Schwierigkeit, sich diese Fragen zu beantworten, hat Heigel erkannt, doch der redliche und kritische Forscher wird sich schließlich doch über die Persönlichkeit des Verfassers und den Wert seiner Berichte klar werden. In zweifelhaften Fällen hat er ja für die Geschichte neuerer Zeit ein riesiges gedrucktes Material zur Controlle vor sich, zeitgenössische Berichte und Aeußerungen aller Art, die zwar nicht amtlich, aber trotzdem und zuweilen eben deßhalb vollwichtige Zeugnisse sind. „Der Hauptdienst," sagt Taine, „den die literarischen Schriften dem Historiker erweisen, besteht darin, daß sie ihm die erloschenen Gefühle vor Augen führen." Aber nicht nur dem Geschichtsschreiber, auch seinen Lesern vermitteln die Stimmen der Zeit das leichtere Verständniß dieser Zeit. Deßhalb schöpft Heigel aus der Literatur jener Tage reichlicher als seine Vorgänger. Die politische Geschichte war wie billig das Wichtigste, doch bemüht er sich auch nachzuweisen, wie über diese wechselnden Ereignisse damals in den verschiedenen Volkskreisen gedacht wurde; insbesondere sucht er darzulegen, wie sich der Eindruck der französischen Revolutionen auf den deutschen Volksgeist mit ihrem Fortschreiten veränderte. An sich wertlose Erzeugnisse der damaligen Tagesliteratur waren für diesen Zweck sehr schätzbar, denn solche Flugblätter und Leierkastenverse drücken nicht selten gerade die Stimmung und Gesinnung der großen Mehrheit aus.

Neu und interessant, wie so manches Detail in seiner Darstellung, ist z. B. Heigel's Untersuchung über die Entstehung des unseligen Manifestes des Herzogs von Braunschweig, das mit seiner bramarbasirenden und drohenden Sprache die Franzosen zum Aeußersten erregte. Zur Lösung des Räthsels, wie der sonst besonnene und tüchtige Fürst ein so maßloses Schriftstück mit seinem Namen decken konnte, ist behauptet worden, dem Herzog habe eine Concept ohne die berüchtigte Stelle von der Bedrohung der Stadt Paris zur Unterzeichnung vorgelegen; als ihm später das gefälschte Document in die Hand gekommen, habe er es zornig zerrissen, ohne jedoch den Muth zu finden, es öffentlich zurückzuweisen. Auch der freilich als Gewährsmann nicht unverdächtige preußische Oberst Massenbach erwähnt eine Aeußerung des Herzogs: „Ich würde gern mein Leben hingeben, wenn ich die Unterzeichnung des Manifests ungeschehen machen könnte!" Heigel ist nun der Ansicht, vielleicht habe der Herzog wirklich die Veröffentlichung des widerwärtigen Schriftstücks in vertrautem Kreise beklagt; ganz gewiß sei aber die Fälschungsgeschichte erfunden; „der Herzog hat, daran ist nicht zu zweifeln, das Manifest, so wie es gedruckt vorliegt, unterzeichnet. Abgesehen von der schuldigen Rücksicht auf Kaiser und König, Karl Wilhelm war zu sehr Soldat, als daß er sich im Augenblick des Einmarsches in Frankreich von philanthropischen Erwägungen oder persönlichen Neigungen hätte leiten lassen." Der Erlaß einer auf Einschüchterung der Oppositionsparteien berechneten Erklärung der kriegführenden Mächte ist auf unmittelbaren Wunsch des französischen Königspaares zurückzuführen. Marie Antoinette schickte schon bald nach der Kriegserklärung dem Grafen Mercy „Ideen, welche die Grundlage des Wiener Manifests bilden sollen", in welchen aber keine Drohung enthalten ist. Dagegen wurde, als der König den Schweizer Mallet du Pan mit dem Entwurf zu einem Manifest der Mächte beauftragte, in der Instruction ausdrücklich gefordert, es sollten die Mitglieder der Nationalversammlung und der Behörden persönlich mit Gut und Blut für alle gegen den König und die königliche Familie, sowie gegen Leben und Eigenthum der Bürger gerichteten Angriffe verantwortlich gemacht werden. Einen nach diesen Richtpunkten bearbeiteten Entwurf legte denn auch Mallet du Pan den deutschen Staatsmännern in Mainz vor. Sybel vermißt in diesem Schriftstück eine entschiedene Gewährleistung, daß die verbündeten Mächte nicht bloß keine Eroberung, sondern auch nicht die Wiederaufrichtung des Feudalstaates in Frankreich beabsichtigten. Eine Andeutung war aber wenigstens gegeben in der Versicherung, daß zwischen der Revolutionspartei und den Freunden einer gemäßigten Freiheit unter einem Monarchen mit beschränkter Machtvollkommenheit unterschieden werden soll. Allerdings hätte noch klarer und bestimmter ausgesprochen werden können, daß die Bundesgenossen des Königs ebenso wenig, wie dieser selbst daran dächten, die wichtigsten Errungenschaften des Jahres 1789: die Zugänglichkeit aller Aemter und Ehren für alle Stände, die Aufhebung der gutsherrlichen Rechte und die Abschaffung der Kirchenzehnten, rückgängig zu machen. Doch nicht einmal die abgeschwächte Betonung des Konstitutionalismus, wie sie Mallet du Pan sich erlaubt hatte, fand den Beifall der deutschen Staatsmänner; aus Mallet's Entwurf wurde wohl der eine und andere Gedanke bei Abfassung des Manifests berücksichtigt, aber in so vergröberter Form, wie sie der kluge Schweizer nie gebilligt hätte. Dagegen wurde nach Heigel ein anderer, mehr den Wünschen der Emigranten entsprechender und auch aus ihrem Lager gekommener Entwurf zur Grundlage der „Declaration" bestimmt. Im Auftrag des Grafen Fersen, des bekannten Geheimagenten der Königin, hatte Limon, früher Finanzdirector des Herzogs von Orleans, seit Kurzem aber ein feuriger Anhänger der legitimen Grundsätze, den Entwurf ausgearbeitet und in Frankfurt den kaiserlichen Ministern übergeben.*) In Mainz wurde das Schriftstück auch dem Grafen Schulenburg mitgetheilt, und nach Vornahme einiger Aenderungen kam dasselbe in den Druck. Die wichtigste Aenderung war der Abstrich der ganzen Einleitung des Entwurfes. Später stellte Limon die Behauptung auf, nur dieser Abstrich habe den üblen Eindruck des Manifests in Frankreich verschuldet, denn ohne die vorbereitenden, erklärenden Worte habe die Drohung mit der Einäscherung von Paris nur als brutale Prahlerei wirken können. Zugleich beklagte Limon die verfrühte Veröffentlichung des Manifests; man habe ihm in Mainz versprochen, dasselbe erst, wenn die Armeen der Verbündeten vor den Thoren von Paris ständen, bekannt zu machen; statt dessen sei die Kundgebung schon bei dem ersten Einmarsch der Preußen auf französisches Gebiet erfolgt, also zu einer Zeit, da die Pariser noch gar keinen Anlaß hatten, sich beunruhigt zu fühlen. Heigel ist nun der Meinung, die eine Beschwerde sei so wenig begründet wie die andere. „Der gestrichene Theil des Entwurfes — Limon hat denselben gesondert als Manifeste de tous les peuples erscheinen lassen — ist im Tone nicht minder herausfordernd und beleidigend, als der beibehaltene, und in Bezug auf die Veröffentlichung ergiebt sich aus den Briefen Limon's an Schulenburg gerade das Gegentheil des später Behaupteten. Der Verfasser verlangte Vertheilung von großen Massen von Exemplaren an die Mitglieder der Generalversammlung, die Befehlshaber der französischen Festungen und die Bürger-

*) Näheres fand Heigel unter Zugrundelegung der im Berliner Staatsarchiv verwahrten Correspondenz in Betreff der Entschädigung Limon's für die Auslagen bei Ausarbeitung des Manifests. Limon erhielt 1793 vom Wiener Hofe 200 Friedrichsdor, während er in Berlin mit seiner Forderung abgewiesen wurde. „Hoffen wir nunmehr," schrieben die Minister Haugwitz und Alvensleben am 13. Februar 1798 an den ehemaligen Collegen Schulenburg, „diesen lästigen Querulanten auf immer abgestreift zu haben".

Digitized by Google

meister der französischen Städte; Schulenburg beschränkte sich auf Versendung an Zeitungen und die fremden Höfe."

Die Wirkung war sicherlich eine ganz andere, als die deutschen Monarchen und ihre Rathgeber erwartet hatten. Den „in's Pulverfaß fallenden Funken" nennt Michelet dies Manifest. Der Verfasser der Geschichte der Schreckensherrschaft, Mortimer-Ternaux, beklagt, daß mit diesem Schriftstück den Gegnern des Thrones ein furchtbares Beweisstück in die Hände gespielt wurde. Sorel nennt das Manifest „berühmt in der Geschichte der diplomatischen Unverschämtheiten". Sogar der in seinem Urtheil immer gemäßigte Chuquet versichert, daß an unermeßlich verderblicher Wirkung der unbesonnenen Herausforderung des französischen Volkes nicht zu zweifeln sei. Heigel geht nicht so weit: „Es braucht nicht erst nachgewiesen zu werden, daß die Meuterei vom 10. August 1792, die den Sturz des Königthums nach sich zog, von langer Hand vorbereitet war. Die Clubs und die Commune konnten nicht bei dem halben Erfolg des 20. Juni stehen bleiben; der 10. August war die logische Folge des vorausgegangenen Angriffes auf den Königsthron. Man darf also wohl sagen: Das Manifest des Braunschweigers hat die Schrecken des 10. August ebenso wenig heraufbeschworen, wie ein freundlicheres sie verhindert hätte. Doch beschleunigt hat es vielleicht die Absetzung des Königs, und vor Allem gab es den Vorwand zur Beschönigung der rohen Gewaltthat, denn nun konnte den Drohungen des angeblich mit den Tuilerien verbündeten Auslands patriotischer Stolz der beleidigten Nation entgegengesetzt werden."

Wir müssen es uns versagen, andere Einzelheiten und Glanzstellen herauszugreifen, wie z. B. Heigel's prächtige Charakteristik des alten Fritzen und Joseph's II., den wir den vielleicht einzig echt deutschen Habsburger auf dem Throne nennen möchten. Nur Heigel's erschöpfender und überzeugender Beantwortung der alten Frage: Warum kam die Revolution nicht auch in Deutschland zum Durchbruch? sei noch gedacht. Heigel schreibt: „In der Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen und im Verlangen nach einer gerechteren Gesellschaftsordnung begegneten sich Franzosen und Deutsche. Mit gleicher Leidenschaftlichkeit donnerten die Einen wie die Andern gegen die herrschenden Mächte, mit gleichem Mangel an Klarheit und realer Gründlichkeit sprachen sie sich über die Ziele, die wünschenswerthe Zukunft aus. Doch weder das Pathos, noch die Dunkelheit der Sprache kann darüber täuschen, daß beide Völker nicht dasselbe wollten den ungleichen Verhältnissen und dem verschieden gearteten Nationalcharakter gemäß nicht dasselbe wünschen konnten. Die Franzosen waren ein geeignetes Volk mit einer Centralregierung, seit acht Jahrhunderten durch ihre Könige, vor Allem durch Ludwig XIV. in einem starken Nationalbewußtsein erzogen und erhalten. Was war Deutschland für den Deutschen? Ein Schock Staaten von vielerlei Umfang und allerlei Einrichtung, durch die Sprache und eine schwächliche Reichsverfassung lose miteinander verbunden. Das Stammland oder Stammländchen und dessen Regent waren das Concrete, Kaiser und Reich ein allgemeiner Begriff." Johannes Müller sah schon im September 1789 richtig voraus, daß als festester Damm gegen Ausbreitung der Revolution der deutsche Particularismus sich bewähren werde. „Daß Frankreichs Beispiel die Nachbarn aufweckt," schrieb er (25. September 1789), an Professor Vogt, „ist sehr natürlich; in mehr als einer Rücksicht haben sich ja gewisse deutsche Länder noch mehr zu beklagen. Es ist aber wohl nicht zu besorgen, daß in Deutschland eine gewisse Revindication der vergessenen Menschenrechte mit solcher Barbarei wie dort vor sich gehen sollte; unser Volk ist phlegmatischer, es hat auch keine St. Barthelemy, eher einen Dreißigjährigen Krieg. Und dann vermag auch die Menge nicht so viel; unsere Heere sind disciplinirter und, leider! die Provinzen einander zu fremd, um in irgend etwas gemeine Sache zu machen." Wer die Sonderrechte und Sonderart antastete, war für den Hessen oder Bayer oder Sachsen ein Feind, mochte er von der Spree oder von der Seine kommen. Schlagbäume überall, und jeder Schlagbaum eine Kluft zwischen den Nachbarn! Darum konnte Frau von Staël sagen: „Es giebt in Deutschland zu viel neue, zu wenig gemeinsame Ideen." Und Heigel fährt fort: „der Germane dachte über die höchsten Güter der Menschheit, die Freiheit des Gewissens und das Recht der Persönlichkeit, so viel und so gern, wie der Franzose, aber der in Deutschland weit stärker als in Frankreich entwickelte Individualismus lehnte sich gegen die Freiheitsschablone des revolutionären Doctrinarismus auf. Dem Deutschen hingen sich an den kühnen Gedanken die nüchternen Einwände. Mit der Ueberlieferung und mit der Urväter Gewohnheit um einer Neuerung willen zu brechen, zauderte er, während der Franzose für die junge Göttin Alles ließ, was ihm bisher lieb oder heilig gewesen, und der neuen Fahne wahrlich bis in die Hölle folgte! So verschieden geartet die deutschen Stämme unter sich waren, einen deutschen Nationalcharakter gab es immer. Zur Wesenheit aber gehört das Temperament, und das der Germanen ist nicht das der Lateiner! Dazu kam, daß die Deutschen trotz alledem weit religiöser geblieben waren, als ihre Nachbarn. Die Religionsverachtung war bei ihnen nicht, wie in Frankreich, in's Volk gedrungen; bei ihnen war die Religion noch immer Gegenstand der Wissenschaft, Poesie und allgemeinen Erbauung." Diesen Unterschied hielt schon Chateaubriand in seinem 1797 erschienenen Betrachtungen über die Revolutionen für den entscheidenden: „Die Religion behauptet sich in in Deutschland durch die moralische Stärke des Volkes und durch die Tugenden und die Aufklärung des Clerus. Oft sah ich in Deutschland einen ehrwürdigen Pfarrer vor der Thür seiner ländlichen Behausung in zwangloser Unterhaltung mit den Dörflern, die ganz gerührt schienen, und ich glaubte mich in die Zeiten versetzt, da der Gott Jakob mit den Patriarchen am Bord der Brunnen verkehrte." Sogar der Rationalismus war in Deutschland ein anderer, als im Vaterland Voltaire's. Der Protestant konnte ohne Abfall vom Bekenntniß alten Glauben mit neuen Ideen weiterbauen. Während in Frankreich das „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars" nur ein geistliches Paradoxon in der Constitution civile fand, hatte es in Deutschland eine tiefe und nachhaltige Bewegung der Gemüther zur Folge. Man lese darüber bei Kant. Wie frostig war die Rhetorik, mit der Robespierre das höchste Wesen feierte, verglichen mit der Inbrunst eines Schleiermacher, wie lächerlich erscheint der Cult des Prairial neben der großartigen Reform des deutschen Protestantismus! Auch bei den Katholiken hatte die Zweifelsucht des achtzehnten Jahrhunderts nicht dem Unglauben zur Herrschaft verholfen. Joseph II. blieb trotz seines Kampfes mit Rom ein gehorsamer Sohn der Kirche und verwahrte sich gegen den Vorwurf, als wolle er die Philosophie über die Religion setzen. „Wenn alle anderen Völker der Erde," sagt Chateaubriand, „der Religion den Gehorsam und die Achtung aufgesagt haben werden, wird sie bei den Deutschen noch eine Zuflucht finden!"

Ebenso vermißt Heigel bei den Deutschen den demokratischen Zug, der den Franzosen im Blute liegt. „Im ersten Revolutionsjahr genügte ein Decret, um die demokratischen Grundsätze in die Gesetzgebung und in's Leben zu führen, und die Neuerung fand nirgends Widerstand. In Deutschland wäre dies einfach undenkbar gewesen. Wie schon in der germanischen Urzeit eine Scheidung des Volkes in Edle und Gemeinfreie bestanden hatte, so war die Achtung vor historischen Rechten auch noch an der Wende des achtzehnten Jahrhunderts lebendig." Sogar jene Schriftsteller, die den Streit der Stände mit Genugthuung begrüßt hatten, wollten „das korinthische Capitäl des Staates", wie Burke den Adel nannte, nicht schlechtweg beseitigt wissen. Jean Paul, der in den „Grönländischen Processen" die blinde Ehrfurcht der Massen vor „gothischen Alterthümern" verspottet hatte, schuf in seinen Romanen eine

Digitized by Google

Reihe von Idealgestalten aus dem Kreise der Bevorzugten der Gesellschaft. Echte Humanität, erklärt Mauvillon, müsse Allen gemeinsam sein, aber von Brissot und seinesgleichen werde ein falscher Begriff von Humanität gepredigt, und der Ehrgeiz eines Paine, der Neid eines Forster werde nur Unruhen und Bürgerkrieg erregen. „Gewisse Schranken müssen in der menschlichen Gesellschaft bestehen bleiben."

Vor Allem war auch in Deutschland — dieses Moment wird auch von Taine besonders hervorgehoben — das Feudalregiment nicht so drückend, wie in Frankreich. Der Bauer stand nach Heigel zwar auch in harter Dienstbarkeit, mußte alle möglichen Abgaben entrichten, peinliche Eingriffe in sein häusliches Leben erdulden, aber es hatte sich ein gewisses patriarchalisches Verhältniß zwischen ihm und seinem Herrn erhalten; in jähen Nothfällen fand der Landmann Hülfe beim Gutsherrn, sicher war seinem Alter eine Zufluchtsstätte; er besann sich also, die schwere Hand abzuschütteln, die ihn zwar drückte, aber hielt. Der Bürger war in den meisten deutschen Staaten von Civilämtern und Officierstellen nicht so streng ausgeschlossen, die Unterordnung des dritten Standes nicht so schroff durchgeführt, wie in Frankreich, wo alle wichtigeren und einträglicheren Stellen dem Adel vorbehalten waren, wo Kaufherren und Gelehrte, Handwerker und Bauern sich als Tiers-état zu einem Ganzen verbunden ansahen und gemeinsam die Befreiung vom Joch des Privilegiums anstrebten. In Deutschland rechneten sich die Graduirten gar nicht zum dritten Stande; sie bildeten eine Art Bindeglied zwischen Adel und Bürgerthum. Auch der Reichthum war in Deutschland vortheilhafter vertheilt. Mochte immerhin das politische Regiment in den meisten Reichsstädten in den Händen des Patriziats sein, so trennte doch den Bürgerstand nicht eine so tiefe Kluft von den Geschlechtern, daß nicht stattlicher Besitz eine Brücke gebildet und in tausend Fällen ein Connubium ermöglicht hätte. Und es gab in Deutschland keine Stadt, in der alle Lebenselemente concentrirt gewesen wären, wie in Frankreich, dessen Hauptstadt entscheidenden Einfluß auf die politische und sociale Entwickelung des ganzen Landes übte.

„Auch das fürstliche Regiment hatte sich in den meisten deutschen Staaten weniger Blößen gegeben, wie das ancien régime im großen Nachbarreiche. Gerade in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatten nicht wenige Fürsten in Beseitigung von Mißbräuchen und in Schöpfungen zu Gunsten edler Menschlichkeit gewetteifert, Staatswirthschaft, Unterrichtswesen und Rechtspflege wohlthätig reformirt. Die Vielstaaterei erschien aus diesem Grunde vielen Zeitgenossen nicht einmal als ein Uebel." Nicht bloß der conservative Kammerherr v. Creuz behauptet, daß „ein Volk wie das deutsche, um so freier ist, in je mehr Staaten es sich theilt"; auch Wieland vertritt im „Patriotischen Beytrag zu Teutschlands höchstem Flor" die Auffassung, daß das deutsche Volk gerade in Folge seiner Zersplitterung „einen höheren Grad menschlicher und bürgerlicher Freyheit" genieße, als irgend ein anderes „großes policirtes Volk in der Welt". „Der eine von den vielen Reichsständen wird immer den anderen im Schach halten, es wird also immer Gewissens- und Redefreiheit geben, der einzelne Tyrann wird dem Abscheu der übrigen Theile der Nation ausgesetzt sein." Der aufgeklärte Absolutismus hatte in Deutschland auch viel Gutes gewirkt; das wurde vom Volk anerkannt, und es bestand auch deßhalb weniger Geneigtheit, dem französischen Beispiel zu folgen. Aus allen Theilen des Reiches führt Prof. Heigel Stimmen an, die zwar der Revolution grundsätzlich eine gewisse Berechtigung zuerkennen, doch den Gedanken einer Ausdehnung auf das eigene Vaterland als Undank gegen wohlgesinnte Fürsten zurückweisen.

Aber die Gebildeten! Sie waren doch, möchten wir hier einwenden, in der Mehrheit den neuen Lehren zugethan? Mit Maaß und Ziel, entgegnet Heigel. „Auch die Gelehrten, die Dichter und Künstler zeigten sich germanischen Geblütes. Sobald in Frankreich die Göttin der Vernunft ihr weißes Kleid besudelte und, mehr Megäre als Lichtgestalt, Personen und Eigenthum zerstampfte, während sie von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit brüllte, wandten sie sich schaudernd ab." Kant bewunderte zwar immer noch eine Verfassung mit Volksvertretung, doch wie er seinem System der reinen, wagemuthigen Vernunft die conservative praktische gegenüberstellte, war er im Leben zugleich ein unabhängiger Forscher und ein gehorsamer Unterthan. Was er von den Philosophen und der Ungefährlichkeit ihrer Speculation sagte, konnte von allen seinen gelehrten Kollegen gelten: „Diese Classe ist ihrer Natur gemäß nicht geeignet, Zusammenrottungen zu bewirken und Clubs zu stiften, kann also vom Argwohn, daß sie gefährliche Propaganda mache, nicht getroffen werden." Alles in Allem: Die große politische Bewegung in Frankreich hatte in Deutschland — mit unerheblichen Ausnahmen — nur eine geistige Bewegung zur Folge. Ihr Anfang war glühende Begeisterung, ihr Ende Resignation, doch nicht feiges Verzichten auf die That, sondern klare Erkenntniß der Schranken, der Kräfte und ihrer Aufgaben. Goethe behielt Recht mit seiner Mahnung, daß jeder sein eigen Feld bestelle und daß bei Neuerungen mehr die Bedürfnisse, als die Wünsche zu berücksichtigen seien, denn die Bedürfnisse haben Grenzen, die Wünsche schweifen in schrankenlose Weite; nicht in der Revolution, in der Evolution beruhe die Hoffnung besserer Zeiten; die natürliche Entwickelung der Keime zu fördern, darin bestehe die Kunst zu regieren.

„Nicht weil Volk und Staat in Frankreich weiter," sagt Lorenz von Stein, „sondern eben weil sie nicht so weit waren, als in Deutschland, traf dort die Revolution ein, während hier nur eine Umgestaltung stattfand". Im Volksleben der Franzosen, wo Alles von äußerlichen, stürmischen Impulsen ausgeht, kommt es zu vulkanischen Eruptionen, nicht aber zu organischen Entwickelungen; die deutschen Bildungen, jene Reformen, die nicht bloß die Gesundung Preußens, sondern ein neues Deutschthum zur Folge hatten, lassen sich mit den langsam heranwachsenden neptunischen Formationen vergleichen. In Frankreich, sagt der Franzose Sorel, wo aller Boden gleich gemacht wird, ergießt sich der wilde Strom verheerend über alles Land; in Deutschland halten ihn Dämme auf, er vertieft sich zu Seen und zieht aus ihnen beruhigt und abgeklärt hervor in's Weite. Und zum Schlusse sei Heigel's eigenste Ansicht über die französische Revolution angeführt: „Gewiß, Taine und Tocqueville haben aufgeräumt mit der Legende der „großen", der „glorreichen" Revolution. Marat und sein blutgieriger Pöbel waren immer der Abscheu aller menschlich Fühlenden, aber auch die donnernden Desmoulins und Danton, die pathetischen Girondisten und der überlegen lächelnde Robespierre, sogar die „ewigen Menschenrechte" sind im Werth gesunken. Dennoch bleibt die weltgeschichtliche Bedeutung der französischen Volkserhebung ungeschmälert. Ihre Frucht war köstlich: eine neue Staatsordnung mit gerechterer Vertheilung der Rechte und Lasten. Das Gespenst des Mittelalters, die Ueberlieferung vom Fluch und Segen der Geburt, spukte noch immer. Von diesem Alp wurde Europa in der Nacht vom 4. August 1789 befreit! Auf den Beschlüssen, die damals in der französischen Nationalversammlung gefaßt wurden, beruht unsere heutige Gesellschaftsordnung. Ja, jene heißblütigen Parlamentarier haben das historische Recht mit Füßen getreten, sich am Eigenthum vergriffen und Heiligthümer des Gemüthes entweiht. Nichtsdestoweniger waren sie es, die dem Menschen und der Arbeit für alle Zeiten eine höhere Bedeutung gaben. Die kritische Forschung hat in den Romanen der Mignet und Thiers die Uebertreibung und Verlogenheit gezeigt, doch ebensowenig ist das Gezeter berechtigt, als ob alle That der französischen Revolution nur Vergeudung unschuldigen Blutes gewesen wäre. Die Deklamationen jener Kammer- und Clubtyrannen mögen uns heute ebenso anwidern, wie das Geheul des Pöbels, wir

Digitized by Google

mögen uns über die Blutopfer der Guillotine und der Schlachtfelder entsetzen, doch welcher Fortschritt im Schicksal der Völker ist ohne Irrthümer und schwere Opfer errungen worden? Jene Bewegung, die Gans mit Recht eine Bewegung des germanischen Geistes in Frankreich genannt hat, war doch Frühlingsfluth. Sie riß eine Welt in Trümmer, doch aus den Ruinen blühte neues Leben."

Literatur und Kunst.

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts.

Von Professor Arthur Drews.

Unter allen in der letzten Zeit erschienenen Versuchen, das Wesen und den Geist des absterbenden 19. Jahrhunderts begrifflich zu fassen, nimmt das Werk von Chamberlain über die Grundlagen des 19. Jahrhunderts (München, Bruckmann) unzweifelhaft die erste Stelle ein. Bei der Beschäftigung mit den Vorarbeiten zu einem Werke, welches das gesammte Culturleben dieser Epoche einheitlich und zusammenfassend darstellen sollte, drängte sich dem Verfasser die Ueberzeugung auf, daß es unmöglich sei, über die Bedeutung unseres Säkulums und den relativen Werth seiner Leistungen ein wohlbegründetes, klares Urtheil zu fällen, ohne eine deutliche Vorstellung der Grundlagen, auf denen das Wirken und Mühen dieses Jahrhunderts aufgebaut war. So beschloß er, den ursprünglich als kurze Einführung gedachten ersten Theil seines Werkes breit anzulegen und zu einem selbstständigen Ganzen auszuarbeiten. Es ist somit der erste Band eines umfassenden Werkes über das 19. Jahrhundert, was wir unter dem oben genannten Titel vor uns haben, und zwar von diesem einstweilen auch nur erst die eine Hälfte, welche „die Ursprünge" unserer Cultur bis zum „Eintritt der Juden in die abendländische Geschichte" behandelt.

Als den Angelpunkt der Geschichte Europas betrachtet Chamberlain das Erwachen der Germanen zu ihrer welthistorischen Bedeutung als Begründer einer durchaus neuen Civilisation und einer durchaus neuen Cultur, indem er als den mittleren Augenblick dieses Erwachens das Jahr 1200 annimmt. Das scheint im ersten Augenblick sehr willkürlich zu sein und allen unseren gewohnten Anschauungen zu widersprechen. Aber Chamberlain sucht in einer allgemeinen Einleitung seines Werkes, die eine Fülle von neuen und anregenden Gesichtspunkten darbietet, „jene beiden Undinge, die Begriffe eines Mittelalters und einer Renaissance" zu beseitigen, durch welche nach seiner Ansicht mehr als durch irgend etwas Anderes das Verständniß unserer Gegenwart nicht allein verdunkelt, sondern geradezu unmöglich gemacht wird. Wir haben in der Regel die Auffassung, daß der „germanische Barbar" die sogenannte „Nacht des Mittelalters" heraufbeschworen habe und unsere Cultur eine Wiedergeburt der hellenischen und römischen sei. Es kann nach Chamberlain's Ansicht nichts Verkehrteres geben. Unsere gesammte heutige Cultur und Civilisation ist ihm vielmehr das Werk der Germanen: ohne sie hätte sich ewige Nacht über die Welt des römischen Imperiums gesenkt, das dem intellektuellen und moralischen Bankerott verfallen war, erst durch sie wurde die Wiedergeburt vergangener Großthaten möglich, während die Renaissance mindestens ebenso hemmend, wie fördernd gewirkt, uns auf lange Zeit aus unserer gesunden Bahn herausgeworfen und wesentlich mit verschuldet hat, daß wir Germanen selber mitsammt unserem stolzen 19. Jahrhundert in einem echten Mittelalter mitten drin stecken. „Denn das Vorwalten des Provisorischen, des Uebergangsstadiums, der fast gänzliche Mangel an Definitivem, Vollendetem, Ausgeglichenem ist ein Kennzeichen unserer Zeit; wir sind in der „Mitte" einer Entwickelung, fern schon vom Anfangspunkt, vermuthlich noch fern vom Endpunkte."

Man sieht, Chamberlain ist keineswegs ein unbedingter Lobredner des 19. Jahrhunderts. Er ist weit entfernt von der Selbstzufriedenheit und dem vulgären Stolze derjenigen, die mitleidig auf die vergangenen Jahrhunderte herabsehen in dem billigen Bewußtsein „wie wir's so herrlich weit gebracht". Er findet es nicht leicht, sich von dem Inhalt dieses Jahrhunderts zu jenem „Enthusiasmus" entzünden zu lassen, den Goethe für den Geschichtsschreiber fordert. Es scheint ihm besonders deßhalb schwer, sich für denselben zu erwärmen, weil das Stoffliche in ihm so sehr überwiegt. Denn Chamberlain ist mit Recht der Ansicht, daß nicht die einzelnen Thatsachen und Personen, sondern die allgemeinen Tendenzen, die Ideen das eigentlich Wichtige und Wesentliche der Geschichtsschreibung bilden. Nicht die Ideen aber sind in unserem Jahrhundert das Charakteristische, sondern die materiellen Errungenschaften. In idealer Beziehung ist unser Jahrhundert weder Fisch noch Fleisch. „Es pendelt zwischen Empirismus und Spiritismus, zwischen dem Liberalismus vulgaris, wie man es witzig genannt hat, und den impotenten Versuchen seniler Reactionsgelüste, zwischen Autokratie und Anarchismus, zwischen Unfehlbarkeitserklärungen und stupidestem Materialismus, zwischen Judenanbetung und Antisemitismus, zwischen raffinirten Meyerbeer'schen Opern und urnaiver Volksmelodiemanie, zwischen Millionärwirthschaft und Proletarierpolitik." Es ist mithin unfertig und unreif in jeder Beziehung. Aber so erscheint es nur, wenn man es isoliert betrachtet. Im Zusammenhange der gesammten historischen Entwickelung dagegen, als eine bloße Etappe auf dem Wege des Fortschritts angesehen, glaubt auch Chamberlain, die Hoffnung aussprechen zu dürfen, „daß wir Germanen und die Völker, die unter unserem Einfluß stehen, einer neuen harmonischen Cultur entgegenreifen, unvergleichlich schöner als irgend eine der früheren, von denen die Geschichte zu erzählen weiß, einer Cultur in der die Menschen wirklich „besser und glücklicher" (glücklicher?) sein werden, als sie es jetzt sind." Und darum vor Allem erscheint es ihm so wichtig, die Vergangenheit in ihrer Beziehung zur Gegenwart näher in's Auge zu fassen, um zu sehen, inwieweit wir über sie hinausgelangt sind, was wir ihr zu verdanken haben, aber auch worin wir keine Ursache haben, uns eines Fortschrittes über sie hinaus zu rühmen.

Als die Wiege unserer gesammten Cultur gilt Hellas. Darum betrachtet Chamberlain in einem ersten Capitel „die hellenische Kunst und Philosophie", soweit sie noch gegenwärtig im Bewußtsein der Menschheit gestaltend weiter leben. Ausgehend von einer Betrachtung über den Unterschied zwischen Thier und Mensch, den er in Uebereinstimmung mit Schiller darin setzt, daß der Mensch allein dazu gelangt, ohne Noth zu erfinden, sich vom Naturzwang loszumachen und sich frei als Künstler zu bethätigen, sieht Chamberlain das bleibend Werthvolle am Hellenenthum vor Allem darin, daß es diese künstlerische Seite im Menschen, wie kein anderes Volk, gepflegt und die Bedeutung des Genies, der schöpferischen Persönlichkeit ein für alle Mal der Menschheit vor Augen geführt habe. Was dem Denken eines Demokrit, eines Plato, eines Euklid, Archimedes u. s. w. ewige Jugend verleiht, das ist genau dieselbe Geisteskraft, welche Homer und Phidias unsterblich und jung macht, das Schöpferische, das Künstlerische in ihnen. Mögen wir die hellenische Wissenschaft, über welche Chamberlain viel Beherzigenswerthes anführt, mögen wir ihre Religion oder ihre Philosophie betrachten, überall finden wir als das Wesentliche die Genialität, welche die verborgenen Zusammenhänge der Dinge nicht nur zu schauen, sondern sie auch in unnachahmlicher Weise darzustellen und zu gestalten weiß. Besonders für die kunstbeseelte Religion der Hellenen hat Chamberlain eine unbegrenzte Bewunderung, ja er geht darin so weit, daß er die gedankliche Auflösung derselben als einen Rückschritt bedauert und es der Philosophie zum Vorwurf macht, daß sie die Anschauungen und Symbole der Religion zerstört und Begriffe an die Stelle ihres ästhetischen Scheines eingesetzt habe.

Digitized by Google

Das scheint mir jedoch eine arge Verkennung des Wesens der Religion überhaupt und eine gewaltige Ueberschätzung der hellenischen Religion zu sein. Denn mag man jenen Prozeß aus ästhetischen Gesichtspunkten immerhin bedauern, aus religiösem Gesichtspunkte, der hier doch schließlich allein Ausschlag gebend sein kann, war es thatsächlich ein Fortschritt, daß die Wissenschaft in Hellas die Unzulänglichkeit der religiösen Anschauungen aufdeckte, und Ranke, auf den Chamberlain überhaupt nicht gut zu sprechen ist, bleibt doch wohl im Recht, daß die hellenische Philosophie den alten Glauben von dem „götzendienerischen Element" gereinigt und eine Versöhnung zwischen rationeller und religiöser Wahrheit wenigstens angebahnt hat. Hier scheint mir Chamberlain, der uns die schöne Wagnerbiographie geschenkt hat, doch zu sehr unter dem Banne des Bayreuther Meisters zu stehen, wenn er die gesammte hellenische Religion und Weltanschauung einseitig nur vom Standpunkte des Künstlers aus betrachtet und bedauert, daß sie ihre reine künstlerische Schönheit dem abstracten Gedanken und den zweifelhaften Gebilden der Metaphysik geopfert haben. Gewiß haben die Inder in manchen Punkten tiefer und consequenter gedacht, als selbst Plato und Aristoteles und in ihren verschiedenen Systemen mehr Möglichkeiten erschöpft als die Griechen; allein daß nicht die Inder, sondern die Griechen mit ihrem Denken die gesammte Philosophie der Folgezeit bis auf den heutigen Tag beherrscht und insofern, wenn nicht gerade der ganzen Welt, so doch jedenfalls dem 19. Jahrhundert vorgedacht haben, das wird doch Chamberlain nicht bestreiten wollen. Es mag dahin gestellt sein, ob die Griechen Metaphysiker waren — ihren größten Metaphysiker, der es mit jedem indischen Denker und mit sämmtlichen Philosophen der Folgezeit aufnimmt, Plotin, scheint Chamberlain leider nicht zu kennen, denn er spricht von ihm mit unverhohlener Verachtung — für die abendländische Metaphysik sind sie jedenfalls von ausschlaggebender Bedeutung gewesen, und vielleicht stehen wir noch heute in keinem Punkt so sehr unter hellenischem Einfluß, wie gerade in metaphysischer Beziehung. Denn während hellenische Kunst und Poesie bei uns nur mehr ein künstliches Dasein führen und uns täglich fremder zu werden scheinen, leben und athmen wir in den Begriffen und Vorstellungen, die ein Demokrit, ein Plato, ein Aristoteles und Plotin zuerst aufgebracht und der Nachwelt überliefert haben. Wir befinden uns zwar heute wieder in einer romantischen Periode, und es ist üblich, die geniale Persönlichkeit überall in den Vordergrund zu rücken und alle Dinge unter dem Gesichtspunkte des Aesthetischen zu betrachten. Allein ich glaube nicht, daß man von diesem Standpunkte der hellenischen Philosophie gerecht werden kann; denn ich sehe gerade darin ihre größte Bedeutung für die Menschheit, daß sie die unbewußte Harmonie zwischen Denken und Sein zerstört und dem ästhetischen Scheine gegenüber den Werth und die Bedeutung der Realität betont hat. Ich meine demnach auch, daß Chamberlain's rein ästhetische Bewunderung eines Plato und Aristoteles zu ihrem Lobe viel zu wenig sagt und habe die Empfindung, daß ihm jene Bewunderung von seinem Standpunkt aus schwer genug geworden ist. Aber das halte ich für sehr verdienstlich, daß er strenge zwischen der schöpferischen und künstlerischen Begabung der Hellenen und ihrer moralischen Beschaffenheit unterscheidet und mit seiner Verachtung der Letzten ebenso wenig zurückhält, wie mit seiner Bewunderung der Ersteren. Nein, die alten Hellenen waren keine großen und edlen Charaktere, und Alles was man so gewöhnlich zu ihrem persönlichen Lobe vorbringt und wofür man die Begeisterung der Nachwelt zu entflammen sucht, ist, wie Chamberlain darlegt, eitel Schwindel. Wir haben keinen Grund, bei den Namen Marathon, Thermopylä und Salamis in verzückte Bewunderung zu gerathen. Es ist gut, dies einmal offen ausgesprochen, die Erbärmlichkeit der griechischen Geschichte bloßgelegt und auf die „ungeheure Mystifikation" hingewiesen zu haben, die darin liegt, daß man unserer Jugend jene zweifelhaften griechischen „Helden" als Muster von Tapferkeit (!) und jeder Art von Tugend hinstellt. Chamberlain trifft in diesem Punkte mit keinem Geringerem als Jakob Burckhard zusammen, der in seiner „Griechischen Culturgeschichte" gleichfalls dem Idealbilde, das wir uns von den alten Hellenen zu machen pflegen, mit rücksichtsloser Wahrhaftigkeit zu Leibe gerückt ist.

Die sittliche, bürgerliche und politische Tüchtigkeit, deren Mangel Chamberlain den Hellenen mit Recht zum Vorwurf macht, findet er im vollsten Maße im alten Rom vorhanden. Im Gegensatze zu Hellas, wo Alles auf die einzelne geniale Persönlichkeit gestellt war, ist in Rom Alles „anonym"; keiner seiner großen Männer ragt an die Größe des gesammten römischen Volkes heran. Chamberlain weist die landläufige Meinung zurück, als ob die Römer ein Volk von ehrgeizigen Eroberern gewesen wären. Er legt dar, wie es nur ihre Liebe zur Heimath war, der verzweifelte Entschluß, den unabhängigen Besitz ihrer Scholle nur mit dem Leben aufzugeben, was die Römer ursprünglich in den Krieg trieb. Nicht die Härte, der Eigennutz, die Gier haben die Römer zu Beherrschern der alten Welt gemacht, sondern ihre Erfolge beruhen auf einer geistigen und sittlichen Ueberlegenheit über die anderen Völker. Ich glaube mit Chamberlain, daß dieser Punkt in der Darstellung der römischen Geschichte bisher noch nicht genügend gewürdigt ist. Wir sind immer noch sehr leicht geneigt, uns mit unserem Gefühle auf die Seite des unglücklichen Carthagos zu stellen und den Römern ihre Grausamkeit vorzuwerfen, womit sie das catonische „delenda est Carthago" zur Ausführung gebracht haben. Aber Chamberlain weist demgegenüber auf den richtigen Gesichtspunkt hin, aus welchem dies Vorgehen aufzufassen ist, auf den Dienst, welchen sie damit der gesammten europäischen Cultur geleistet haben: „Wäre das phönizische Volk nicht ausgerottet, wären seine Ueberreste nicht durch die spurlose Vertilgung seiner letzten Hauptstadt eines Vereinigungspunktes beraubt und zum Aufgehen in andere Nationen gezwungen worden, so hätte die Menschheit dieses 19. Jahrhundert niemals erlebt". „Mit den Arabern, die unsere Existenz lange arg bedrohten, sind wir bis heute noch nicht fertig geworden, ihre Schöpfung, der Mohammedanismus bildet ein Hinderniß für jeden Fortschritt der Civilisation und hängt in Europa, Asien und Afrika als Damoklesschwert über unserer mühsam aufstrebenden Cultur, das Problem des Judenthums gehört zu den schwierigsten und gefährlichsten der Gegenwart. Nun denke man sich dazu noch eine phönizische Nation, von frühester Zeit an alle Häfen besetzt haltend, allen Handel monopolisirend, im Besitze der reichsten Metropole der Welt und einer uralten nationalen Religion — es ist kein phantastisches Geschichtsphilosophiren, sondern eine objectiv beweisbare Thatsache, daß unter solchen Bedingungen das, was wir heute Europa nennen, niemals hätte entstehen können." Angesichts der geradezu entsetzenerregenden geistigen Unfruchtbarkeit der Phönizier, die dasjenige, was wir „Cultur" nennen, noch nicht einmal geahnt haben, hat Rom, indem es seine eigenen Interessen mit der rücksichtslosen Energie eines moralisch starken Volkes verfocht, jene geistige Entwickelung der Menschheit, die auf dem indogermanischen Stamm beruht, vor sicherem Untergang bewahrt. Und wenn die Römer dabei wirklich mehr, als sonst bei ihnen üblich, den niedrigen Eingebungen der Rache, vielleicht sogar der Eifersucht gefolgt sind, so ist um so mehr die unfehlbare Sicherheit des Instinktes zu bewundern, welche sie, selbst dort, wo sie von bösen Leidenschaften verblendet waren, dasjenige treffen ließ, was nur irgend ein kühl berechnender, mit prophetischem Blick begabter Politiker zum Heil der Menschheit von ihnen hätte fordern müssen. Aehnlich urtheilt Chamberlain über die Zerstörung Jerusalems, welche die christliche Religion erst vom jüdischen Einflusse befreit und völlig selbstständig gemacht hat. Ohne Rom wäre somit

Digitized by Google

Europa eine bloße Fortsetzung des asiatischen Chaos geblieben. „Griechenland hat stets nach Asien gravitirt, bis Rom es losriß. Daß der Schwerpunkt der Cultur endgiltig nach Westen verlegt, daß der semitisch-asiatische Bann gebrochen und wenigstens theilweise abgeworfen wurde, daß das vorwiegend indogermanische Europa nunmehr das schlagende Herz und das sinnende Hirn der ganzen Menschheit wurde, das ist das Werk Roms. Indem dieser Staat sein eigenes praktisches Interesse rücksichtslos eigennützig, oft grausam, immer hart, selten unedel verfocht, hat es das Haus bereitet, die starke Burg, in welchem sich dieses Geschlecht nach langen, ziellosen Wanderungen niederlassen und zum Heil der Menschheit organisiren sollte."

Aber das ist nicht das Einzige, was wir Rom zu verdanken haben. Nicht minder wichtig ist es, daß Rom zuerst das Beispiel eines Staates gegeben, der stabile rechtliche Zustände verbürgte, und daß es der Menschheit ein bis ins Einzelnste ausgearbeitetes Recht geschenkt hat. Wie sehr der Staat sowohl wie das Recht von den Römern als organische Gebilde aufgefaßt wurden, wie in ihnen alles elastisch, in beständiger Fühlung mit den Bedürfnissen des Lebens blieb und erst zur Kaiserzeit unter kleinasiatischem oder semitischem Einfluß eine allmälige Erstarrung eintrat, das hat Chamberlain trefflich nachgewiesen. Und auch darin offenbart sich nach seiner Ansicht der indoeuropäische Geist jener beiden Schöpfungen, mit wie künstlerischem Instinkte es die Römer verstanden haben, ihrer Begriffsplastik in den rechtlichen Handlungen einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen. Man spricht heute so viel von einem „deutschen Recht", das uns durch die Einführung des römischen geraubt worden sei. Aber Chamberlain weist darauf hin, daß es nie ein deutsches Recht gegeben hat, sondern lediglich ein Chaos von widerstreitenden, rohen Rechten, ein besonderes für jeden Stamm. Und wie tief war den Römern der Sinn für Recht oder Gerechtigkeit eingeboren! „Unsere Civilisation steht hoch über der römischen; in Bezug auf lebendiges Rechtsgefühl kann sich dagegen ein gebildeter Mann des 19. Jahrhunderts mit einem römischen Bauer aus dem Jahre 500 vor Christus nicht vergleichen."

Den Schwerpunkt des römischen Rechtes aber, wodurch die Römer alle anderen Völker des Alterthums, zumal auch die Hellenen übertreffen, findet Chamberlain in ihrer Auffassung der Familie und der Ehe. Wenn die Achtung, welche der Mann dem Weibe zollt, und die Stellung des letzteren in der Gesellschaft ein Werthmesser ist für die Cultur eines Volkes, dann können die Römer nicht hoch genug gestellt werden. Man bedenke doch, was es heißen will, daß nach römischem Erbrecht die Tochter genau dasselbe erhielt, wie der Sohn, die Agnatin wie der Agnat ꝛc. Man rufe sich die Verehrung ins Bewußtsein, welche die römische Ehefrau als Fürstin, als princeps familiae in ihrem Hause genoß, wie in Rom zuerst die „Heiligkeit der Familie" zum Gesetz erhoben und in der That so hoch gestellt wurde, daß es über ein halbes Jahrtausend währte, bis das erste Parricidium begangen wurde. Daß wir heute ähnlich fühlen, ist römische Erbschaft. Auch die heutige Achtung vor dem Weibe, wodurch sich unsere Cultur von der hellenischen und von den verschiedenen Abarten der semitischen und asiatischen so vortheilhaft unterscheidet, ist nicht, wie Schopenhauer meint, eine christlich-germanische, sondern eine römische Schöpfung. Daß überhaupt das Weib in Europa eine feste, sichere, rechtliche Stellung erlangte, das war römisches Werk. Man hat in dieser Beziehung besonders dem Christenthum viel Gutes nachgesagt. Aber das Christenthum bedeutet durchaus keine Stärkung der Familie. „Im Gegentheil, sein eigentliches Wesen ist, daß es alle politischen und rechtlichen Bande zerreißt und jedes einzelne Individuum auf sich selbst stellt. Als Ausfluß des Judenthums ist außerdem das Christenthum von Hause aus eine anarchische Macht, eine antipolitische. Daß die katholische Kirche ganz andere Wege ging und eine politische Macht erster Größe wurde, ist einfach dem Umstande zuzuschreiben, daß sie die klare Idee Christi verleugnete und dafür die römische Staatsidee wieder aufgriff — wenn auch nur die Idee des verkommenen römischen Staates."

Wenn wir in alledem den Römern zu höchstem Dank verpflichtet sind, so hält dagegen Chamberlain von ihrer Poesie nicht viel. Er nennt es einen „Beweis von unglaublicher Geschmacklosigkeit," griechische Poesie und lateinische Poesie zusammenzuthun zu dem einen Begriff „klassische Litteratur" und meint, solange dieses bloße Gedankending, der Begriff „klassische Litteratur", unter uns als Dogma weiterlebt, solange umfange uns noch die Nacht des Völkerchaos und seien unsere Schulen Sterilisirungsanstalten zur Vertilgung jeder schöpferischen Regung. Denn in Rom war das Genie verboten. Seine Dichter, ein Ovid, ein Horaz, ein Juvenal ꝛc., waren Virtuosen, aber keine Künstler. Und auch seine Sprache war durchaus unpoetisch. Sie ist ein großartiges Monument des folgenschweren Kampfes freier Menschen um ein gesichertes Recht, sie ist unvergleichlich, wo sie in Uebereinstimmung mit der besonderen Anlage des römischen Volkes das vollbringt, was nie eine andere Sprache gekonnt hat, noch können wird, beim plastischen Ausbau rechtlicher Begriffe — dort soll man sie unserer Jugend am Werke zeigen —; inzwischen aber findet Chamberlain in unserem Verhalten zur lateinischen Sprache, „eine schlecht verwaltete und darum ziemlich sterile Erbschaft."

Der Grundgedanke der beiden vorangegangenen Capitel war, daß unsere gesammte Cultur auf indoeuropäischem oder indogermanischem Boden ruht (in jenem weiten Sinne, wie Chamberlain das Wort „Germane" auffaßt) und daß sie nur da etwas wirklich Werthvolles zu Tage gefördert hat, wo der indoeuropäische Geist nicht durch asiatische und besonders semitische Einflüsse getrübt wurde. Es ist daher von Interesse, zu sehen, wie Chamberlain sich unter diesen Umständen mit der Erscheinung Christi abfindet. Denn hier haben wir doch, scheint es, einen semitischen Einfluß, der für die Menschheit von höchstem Werthe gewesen ist, und ohne welchen unsere heutige Cultur überhaupt nicht denkbar wäre. Auch Chamberlain ist weit entfernt, die Bedeutung Jesu zu verkleinern. Er betrachtet ihn und seine Lehre als die alleinige Grundlage aller sittlichen Cultur. In ihm erwachte der Mensch zum Bewußtsein seines moralischen Berufes. Chamberlain sieht in der Erscheinung Christi den deutlichsten Beweis dafür, daß in der menschheitlichen Entwickelung schließlich alles auf die große, lebendige, unvergleichliche Persönlichkeit ankommt und verwirft die Versuche eines David, Strauß und Renan, die Persönlichkeit Jesu erklären zu wollen, wobei er freilich Strauß wohl kaum gerecht wird. In einer interessanten Parallele stellt er Buddha und Christus einander gegenüber. Er findet in ihnen Gegensätze. Was sie einigt, ist die Erhabenheit der Gesinnung und das aus ihr hervorgehende unvergleichliche Leben mit seiner weitreichenden Wirkung, sonst aber trennt sie fast alles. Buddha ist Pessimist, Jesus Optimist. Jener wandte sich vom Leben weg, dieser zu ihm hin. Ich gestehe, daß ich von dieser Gegensätzlichkeit nicht überzeugt bin. Die Betonung der optimistischen Seite von Jesu Lehre und Wandel kommt dem liberalen Protestantismus viel zu weit entgegen. Chamberlain verschließt seine Ohren vollständig gegen den „monastischen, weltfeindlichen" Ton, der durch Jesu Lehre hindurchklingt. Er leugnet, daß Jesus Keuschheit, Armuth und Gehorsam gefordert, er sieht nicht, wie sehr auch die Stellung Jesu zur Ehe im Grunde eine negative ist. Er weist nicht darauf hin, daß, wenn Jesus „das Leben" verheißt, hierunter immer nur das Leben im Jenseits gemeint ist, daß also der Optimismus Jesu nur ein transcenter ist, der den irdischen Pessimismus nicht ausschließt, sondern vielmehr gerade als seine Bedingung fordert. Dadurch wird aber seine ganze Charakteristik Jesu schief und einseitig. Der Chamberlain, der Jesus durchaus zum Optimisten stempeln

Digitized by Google

möchte, ist derselbe, der in seinem prächtigen Wagnerwerke den pessimistischen Charakter des „Tristan“ und des „Parsifal“ leugnet. Im übrigen hat er Recht, zu sagen: Christus gewann der alten Menschheit eine neue Jugend ab, aber freilich wohl in einem ganz anderen Sinne, als er selber meinte. Er senkte der alt gewordenen Menschheit den Hoffnungsstrahl eines transcenten Optimismus ins Herz, an dem sie sich bis zum Beginn der Neuzeit erwärmt hat. Wenn aber diese Menschheit mehr und mehr dahin gelangte, den von Jesus vertretenen irdischen Pessimismus zurückzudrängen, und den Optimismus auch in's Diesseits hereinzog, so that sie dies zunächst nicht im Sinne Jesu, sondern weil die lebensfrischen germanischen Völkerschaften für den irdischen Pessimismus kein Verständniß hatten. Es ist historisch unrichtig, auf Jesu Rechnung zu schreiben, was aus ganz anderen Quellen herfloß.

Und wie verhält sich nun Chamberlain gegenüber der Zugehörigkeit Jesu zur semitischen Rasse? Er wirft die Frage auf, ob Christus überhaupt ein Jude war, und er beantwortet sie dahin: „Der Religion und der Erziehung nach war er es unzweifelhaft; der Rasse nach — im engeren und eigentlichen Sinne des Wortes „Jude“ — höchst wahrscheinlich nicht.“ Die ganze Fragestellung selbst ist nicht neu. In dem Kreise um R. Wagner ist sie vielfach behandelt worden und hat neuerdings auch eine gewisse tendenziöse Rolle in der antisemitischen Propaganda gespielt. Aber an einer von Hintergedanken freien, rein sachlichen Behandlung derselben hat es bis jetzt gefehlt. Chamberlain versucht, eine solche zu geben. Er weist auf die gemischte Bevölkerung Galiläas hin, das besonders von den Assyriern systematisch colonisirt worden war, und worin außer Phöniziern, zumal auch Griechen sich niedergelassen hatten. Er macht auf den eigenthümlichen von den eigentlichen Juden principiell verschiedenen National-Charakter der Galiläer aufmerksam, die als „energische Idealisten“, als Männer der That galten und von den Juden sich auch durch ihre Sprache unterschieden. Dieses und noch mancherlei Anderes führt ihn zu dem Ausspruch: „Wer die Behauptung aufstellt, Christus sei ein Jude gewesen, sagt entweder eine Dummheit oder eine Lüge: eine Dummheit, wenn er Religion und Rasse unwissend durcheinander wirft, eine Lüge, wenn er die Geschichte Galiläa's kennt und den höchst verwickelten Thatbestand zu Gunsten seiner religiösen Vorurtheile oder gar, um sich dem mächtigen Judenthum gefällig zu erzeigen, halb verschweigt, halb entstellt (wie Chamberlain dies Renan zum Vorwurf macht). Die Wahrscheinlichkeit, daß Christus kein Jude war, daß er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, daß sie einer Gewißheit fast gleichkommt.“ Es muß den Historikern überlassen werden, die Stichhaltigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen. Eine ganz andere Frage aber ist es, inwiefern Christus als moralische Erscheinung zum Judenthum gehört, inwiefern nicht. Und hier nun bietet Chamberlain eine solche Fülle von neuen, tiefen und anregenden Gesichtspunkten, daß ich diese Partie seines Werkes für die gelungenste erklären möchte. Vortrefflich ist die Gegenüberstellung des arischen und semitischen religiösen Bewußtseins in ihrer psychologischen und metaphysischen Gegensätzlichkeit. Höchst dankenswerth die Zerstörung des Vorurtheils, als ob das jüdische Volk als das religiöse Volk par excellence zu betrachten, und der Nachweis, daß es im Verhältniß zu den indoeuropäischen Rassen ein religiös durchaus verkümmertes sei. Jesus ist ihm nicht der Vollender des Judenthums, d. h. seiner religiösen Ideen, sondern der Anfang eines Neuen; der Einfluß des Judenthums auf das Christenthum ist nur zum kleinsten Theil ein religiöser. Es mag dahingestellt bleiben, ob Chamberlain nicht hier der Persönlichkeit Jesu zugeschrieben hat, was in Wahrheit erst auf Rechnung der christlichen Religion als solchen zu setzen ist. Mir scheint er in seiner Betonung des Unterschiedes der Lehre Jesu vom gleichzeitigen idealen Judenthum sich von den üblichen Uebertreibungen nicht frei gehalten zu haben. Weder ist der Gottesbegriff Jesu so neu, wie Chamberlain es darstellt, noch entfernt Jesus sich in seinen ethischen Anschauungen so weit vom Judenthum, daß dies allein schon dazu berechtigte, ihm jene unvergleichliche Bedeutung zuzuschreiben, wie es denn wohl kaum zweifelhaft sein kann, daß ohne Paulus das Christenthum nur eine Secte innerhalb des Judenthums geblieben wäre. Das wesentlich Neue an Jesus aber, die frohe Botschaft vom Gottesreich, den transcenten Optimismus mit seiner Voraussetzung des irdischen Pessimismus, ihn hat Chamberlain nicht genügend berücksichtigt und sich dadurch, ebenso wie der liberale Protestantismus, veranlaßt gesehen, Unwesentliches zum Wesen aufzubauschen und mit dem Schimmer der Neuheit und Unvergleichlichkeit zu verbrämen. Aber darin hat er Recht, daß die wesentliche Bedeutung Jesu überhaupt nicht auf seiner Lehre, sondern auf seiner Persönlichkeit beruht. Sein Versuch, dieses rein Persönliche von dem Historischbedingten zu unterscheiden und das Eigenthümliche der Erscheinung Christi, das nach Chamberlain wesentlich arischen Geistes ist, von dem specifisch Jüdischen in ihm zu sondern, bietet jedenfalls so viel des Neuen und Eigenartigen, daß man ihm auch da mit Interesse folgt, wo man außer Stande ist, ihm beizustimmen.

Mit der Untersuchung der Erscheinung Christi schließt Chamberlain seine Darstellung des Erbes ab, welches wir von der alten Welt empfangen haben. Die nächsten Erben waren die Menschen des „Völkerchaos“, jenes rassenlosen, nationalitätslosen Gemenges, das auf dem Boden des römischen Weltreiches heranwuchs, und dessen wesentlichster Charakter war, daß es überhaupt keinen bestimmten Charakter hatte. Welcher Art diese Menschen waren, hat Chamberlain sehr drastisch an dem Beispiele zweier der Hervorragendsten von ihnen, des Lucian und des Augustinus, dargelegt. Chamberlain erörtert sehr eingehend den schwankenden und unklaren Begriff der Rasse und sucht nachzuweisen, welche Bedeutung ihr als der Grundlage alles edlen Menschenthums zukommt. Die Universal-Kirche ist noch heute ein sichtbares Ueberbleibsel jener rassenlosen, schrecklichen Zeit, in welcher die Menschen sich mit Abscheu von der Welt ab und der Askese zuwandten, weil die Natur selbst die Geburten zu vermindern suchte. Es ist das große Werk der Germanen, daß sie mit ihrer Gründung von Nationalstaaten jenem Unding eines unnationalen Staates, jener Form ohne Inhalt, jenem seelenlosen Menschenhaufen, jener Vereinigung der nur durch gleiche Steuern und gleichen Aberglauben, nicht durch gleiche Herkunft und gleichen Herzschlag aneinander geknüpften Bastarde, jener Versündigung an dem Geschlechte der Menschen, die Chamberlain in dem Worte „Völkerchaos“ zusammenfaßt, ein Ende gemacht haben. Ihre Fürsten, ihre Krieger und Staatsmänner haben die europäische Menschheit gerettet. Ihre Niederwerfung des römischen Imperiums bedeutete nicht das Niedersinken der Nacht, sondern das Entreißen eines großen Erbes aus unwürdigen Händen, das Anbrechen eines neuen Tages.

Ich hoffe, der im Vorigen gegebene Auszug wird genügen, um zu zeigen, daß wir in Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ ein Werk von nicht geringer Bedeutung vor uns haben. Es ist eine Art von Geschichtsphilosophie, was der Verfasser bietet, ein großartig concipirter Versuch, das Wesen des 19. Jahrhunderts aus der Ideenentwickelung der Vergangenheit zu begreifen. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus wird man ihm freilich manche Einwendungen machen können. Schon der aphoristische Charakter des Buches, das sich an kein bestimmtes Schema bindet, sondern die Gedanken vielfach ausspricht, wie sie dem Verfasser gerade durch den Kopf gezogen sind, schließt es aus, einen streng wissenschaftlichen Maaßstab an dasselbe anzulegen. Aber Chamberlain erhebt auch keinen Anspruch darauf, ein Gelehrter zu sein. Er bekennt sich ausdrücklich

Digitized by Google

selbst als Dilettanten. Indessen dieser Dilettantismus ist von solcher Art, daß es engherzig wäre, ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen. Im Gegentheil, meine ich, sollten auch die Gelehrten sich freuen, bei einem Dilettanten ein solch' tiefes Verständniß für die großen Ideen der Geschichte, eine solche Begeisterung für die menschheitliche Entwickelung und nicht zum wenigsten einen solchen herzerfreuenden Glauben an die Größe und die Zukunft der germanischen Cultur zu finden. Chamberlain hat nicht bloß neue und eigenartige Ideen, er weiß sie auch mit vollendeter Meisterschaft darzustellen. Er ist immer originell, geistvoll und anregend auch da, wo er offenbar im Irrthum ist, und er hat eine Art und Weise, sich dem Leser mitzutheilen und ihn mit sich fortzureißen, daß Keiner sein Werk ungelesen lassen wird, der einmal einen Blick hineingeworfen. Was er schreibt, ist zugleich erlebt und erschaut; dies persönliche und künstlerische Moment macht die Lectüre seiner Werkes zu einer außerordentlich anziehenden und genußreichen. Wir hören einen Menschen, eine starke Individualität aus seinen Worten reden, und wir lauschen ihr gern, weil wir den Eindruck haben, daß wir Dinge von ihr zu hören bekommen, die wir sonst in keinem gelehrten Werke finden werden. Und so wünsche ich dem schönen Buche recht viele Leser, dem Verfasser aber, daß er Kraft und Muße finden möge, dasjenige glücklich zu Ende zu führen, was er in diesem ersten Theile seines großen Unternehmens so verheißungsvoll begonnen hat.

Ein deutscher Vorläufer Darwin's.

(Johann Jacob Kaup.)

Es war natürlich, daß man, nachdem der berühmte britische Naturforscher mit seiner Lehre von der Entstehung der organischen Arten so viel Aufsehen gemacht hatte, in den Schriften älterer Beobachter nach ähnlichen Gedanken forschte. Die Idee von der Verwandtschaft der organischen Formen war im Grunde viel einfacher, als jene von der Unabhängigkeit der Arten, so daß man erwarten durfte bei früheren, philosophisch beanlagten Forschern auf ähnliche Ansichten zu treffen. In der That fand Darwin selbst, daß fünfzig Jahre vor ihm Lamarck in seiner „Philosophie zoologique" die Evolutionsidee fast in ihrer ganzen Größe concipirt hatte, und Haeckel versuchte den Nachweis zu führen, daß Kant und Goethe von der Verwandtschaft der organischen Formen eine klare Ahnung gehabt hätten. Später zeigte sich, daß von Treviranus (1779—1864) ungleich deutlicher als von dem Kritiker der reinen Vernunft und dem Dichter des Faust die Idee von der Entwickelung der Lebewesen aus niederen Formen begriffen worden war, wovon zahlreiche gelegentliche Bemerkungen in seinen Schriften Zeugniß ablegten. Es wäre in der That wunderbar gewesen, wenn bei dem speculativsten aller Völker, nämlich dem Deutschen, nicht schon alsbald nach dem Erwachen des Naturstudiums ähnliche Gedanken aufgetaucht wären. Es ist nun das Verdienst des Naturphilosophen Wilh. H. Preuß, daß er einen dritten deutschen Vorläufer Darwin's entdeckt hat*), der bereits dreißig Jahre vor Darwin, im Jahre 1829 — ohne von Lamarck abhängig zu sein — mit einer Entwickelungsidee an's Licht trat, welche ernster Beachtung werth war, aber von den Zeitgenossen so wenig verstanden wurde, daß sie fast ganz der Vergessenheit anheim zu fallen droht.

In dem angegebenen Jahre veröffentlichte Joh. Jac. Kaup, ein junger Beamter am großherzoglichen Naturaliencabinet in Darmstadt, seine „Skizzirte Entwickelungsgeschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt", worin er, beim Amphibium beginnend, aus diesem die Vogelwelt hervorgehen läßt, um so Glied für Glied fortschreitend zur Entstehung der Säugethierarten zu gelangen. Die höheren europäischen Thiere (Säugethiere und Vögel) ordnet er in dreiundsechzig parallelen Reihen, an deren Fuße jedesmal ein Amphibium steht, aus dem sich eine Anzahl Vögelarten entwickeln, welche dann im Verlaufe der Zeit durch immer höhere Potenzirung eine Säugethierart hervorbringen, welche nun als Blüthenglied an die Spitze einer Reihe tritt.

Sein Zweck ist die Nachweisung der Stufenfolge vom Einfachen bis zum Vollkommenen in der europäischen Thierwelt, also die Darstellung der Entwickelung unserer vollkommensten Thiere aus niedrigeren und immer niedrigeren bis zu den untersten an der Grenze der Pflanzenwelt stehenden thierischen Formen hinab, so daß die ganze Thierschöpfung in einer Menge langer Reihen stufenweise bis zu den höchsten Blüthengliedern aufsteigt. Von seinem Werke ist, wegen Mangel an Interesse bei seinen Zeitgenossen, nur der erste Theil erschienen, welcher die aus Vögeln hervorgegangenen europäischen Säugethiere enthält; die Fischsäugethiere und die Pachydermen, nebst einigen anderen Arten, deren Entwickelung nicht erst durch die Classe der Vögel gegangen ist, hat er für den zweiten und dritten Theil aufbehalten, deren Herausgabe aber unterblieben ist. Auch die Nachweisung der Entwickelung der Amphibien, Fische und Insecten hoffte er noch zu vollenden und er meinte, sie sei ihm vielleicht noch bis zu den Mollusken und Pflanzen hin vorbehalten, wenn es nur gelänge die unendlichen Schwierigkeiten zu überwinden, die der Untergang ganzer Familien hier dem Forscher entgegensetze. Sein Gedankengang ist folgender:

Das einfache Princip seiner Naturordnung und seines Systems ist das Princip steigender Vervollkommnung — stufenweises Erheben von einer gewissen Anzahl sehr niedriger uranfänglicher Wurzelglieder durch eine Anzahl verbindender Mittelglieder hindurch bis zu den höchsten Blüthengliedern. In den höhern Gliedern aber finden alle niederen sich gewissermaßen wieder; ein jedes Blüthenglied repräsentirt also seine ganze Reihe, da in ihm, als dem Hochpunkt des Ganzen die Idee der Reihe sich in höchster Vollkommenheit ausspricht und die ganze Reihe sich zu ihm verhält, wie das Mittel zum endlichen Zweck. —

Die obersten Glieder aller seiner Reihen sind die Säugethiere, sie sind die vollendetsten Schöpfungen, gleichsam die Blüthen und Früchte der gesammten organischen Natur; ihre höhere Stufe der Bildung bringt auch eine größere Bestimmtheit und Differentiirung ihrer Organe mit sich; aber deßhalb ist eine schärfere Absonderung oder Zusammenstellung nach ihrer Verwandtschaft möglich und es lassen sich hier die sich nahe stehenden Gattungen in höhere Abtheilungen — Familien, Ordnungen ꝛc. zusammenstellen, von deren Dasein bei den Mittelgliedern nur selten eine Spur zu finden ist. Die Ordnung der Blüthenglieder ist daher der natürlichste Wegweiser und der Schlüssel zur richtigen Anordnung der ihnen untergeordneten Reihen.

Daß nun jene progressive Steigerung der Thierwelt nicht bloß factisch als Resultat gewaltig schaffender Factoren uns vor Augen liege, sondern daß auch der Bildungsproceß dieses Factums selbst mit der allmäligen Umbildung der Erde zu ihrer jetzigen Gestalt geschichtlich gleichzeitig sei, daß also die auf den niedrigsten Stufen des Thierlebens stehenden Glieder auch am frühesten existirt haben müssen, die höheren und höchsten aber, gleichen Schrittes mit der immer höher und höheren Bildung der schöpferischen Erde, erst später ihr Dasein erhalten konnten, — diese an sich schon natürliche Annahme erscheint wohl völlig gerechtfertigt, wenn man erwägt, daß die untersten Glieder der Entwickelungsreihen fossil nur in den älteren, die höheren aber nur in den jüngeren Gebirgsarten sich vorfinden. Die verschiedenen Gebirge, diese aufgethürmten Ruinen der Vorwelt, konnten nur die Reste der derzeitigen Pflanzen- und Thierwelt in ihrem Schooße begraben.

*) Geist und Stoff. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz.)

Digitized by Google

Unsere Erde als eine einzelne Erscheinung im zeitlich und räumlich unendlichen All hat gewiß zu irgend einer Zeit einmal angefangen, als solche zu existiren. Die Zeit und Art ihres Entstehens mögen uns wohl stets Probleme bleiben; hingegen besitzen wir zur Erklärung der jetzigen Form ihrer Rinde schon weit mehr Daten und haben gewiß von der Zukunft darüber noch manche Aufschlüsse zu erwarten. Sie wird uns nicht allein durch verschiedene äußere einflußreiche Katastrophen, sondern auch durch mancherlei chemische Processe einigermaßen erklärbar. Diese chemischen Processe, welche im Innern der Erde noch fortdauern und die sogenannte eigenthümliche Wärme derselben erzeugen (wie wenigstens die Erdbeben, die Vulkane und die heißen Quellen wahrscheinlich machen), müssen im Kindesalter der Erde mit viel größerer Energie vor sich gegangen und mit viel größerer Wärmeentwickelung verknüpft gewesen sein; — ja es läßt sich sogar annehmen, daß die ganze Masse der Erde zu irgend einer Zeit einmal im Glühfluß gewesen sei, und auf diese Weise ihre abgeplattet sphäroidische Gestalt erhalten habe, da die Urgebirge durch eine Schmelzung entstanden zu sein scheinen. Jedenfalls aber war die Hitze der Erde so groß, daß nirgends etwas Organisches existiren konnte, wie dieses aus der Thatsache hervorgeht, daß in jenen Urgebirgen bis jetzt weder Pflanzen- noch Thierüberreste entdeckt werden konnten. Erst allmälig zog sich jener große Verbrennungsproceß und mit ihm die dadurch erzeugte Hitze bei zunehmender Abkühlung tiefer in den Schooß der Erde zurück. Diese allmälige Abkühlung aber mußte nothwendig von den Polen ausgehen, da diesen ein bedeutender Zuschuß von Sonnenwärme fehlte. Sobald nun diese Abkühlung so weit gekommen war, daß sie die Möglichkeit des organischen Lebens nicht ausschloß, so mußte dieses mit Nothwendigkeit entstehen, denn es beginnt unter dem Einfluß der Sonne überall, wo die chemischen Processe der unorganischen Natur erlöschen. Da also die Abkühlung der Erdkugel nothwendig von den Polen ausgehen mußte, so konnte und mußte auch die organische Schöpfung an den Polen am frühesten beginnen, welche Meinung bekanntlich Spiller vierzig Jahre später als etwas Neues wieder ausgesprochen hat.

Es ist ferner mehr als wahrscheinlich, daß das organische Leben in den nächsten Umgebungen der Pole und später auch in den Tropenländern, anfangs nur in vegetabilischen Formen aus der unorganischen Natur hervorsproßte, weil die organischen Reste, die man in den Uebergangsgebirgen findet, nur vegetabilischer und zwar kryptogamischer Natur sind; fossile Reste von höheren Pflanzen und von Thieren aber erst in den Flötzgebirgen zu finden sind.

Aus den Pflanzen, als den niedrigsten Organismen, bildeten sich aber wieder, entweder durch Auflösung derselben im Wasser, oder durch directe Umwandlung des Ganzen oder einzelner Theile die untersten Thierformen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Pflanzenwelt in ihrer Entstehung der Thierwelt vorausging, indem bei den Infusorien ein augenscheinlicher Uebergang von Pflanze zu Thier stattfindet, indem ferner Polypen, Korallen und Medusen Pflanzenformen nachahmen, und überhaupt in dem Thierreich sich wohl pflanzliches Leben, niemals aber im Pflanzenreich thierisches Leben wiederholt. Aus Pflanzen entstanden mithin die untersten thierischen Formen, Infusorien, Helminthen, Schalthiere, Medusen, Korallen ꝛc. Aus diesen ersten Anfängen der thierischen Schöpfung gingen später Weichthiere und Insecten, aus beiden wieder niedere Fische hervor. Die höchsten Fische entwickelten sich theils zu Fischsäugethieren wie Walen und Delphinen, theils zu Amphibien und Schildkröten. Aus den Fischsäugethieren bildeten sich Robben (Phoken) und aus diesen wieder die Phokiden d. h. die Faulthiere und ein Theil der Pachydermen, wie Elephas, Mastodon, Megatherium, Bradypus ꝛc. Den höheren Amphibien verdanken ihren Ursprung die untersten Glieder aller Vogelreihen, aus deren obersten Gliedern die edelste Classe der Säugethiere — die Vogelsäugethiere wie Affen, Raubthiere, Nager und Wiederkäuer entsprangen. Aus den Schildkröten (Cheloniern) entstanden die Cheloniden d. h. die übrigen Pachydermen, Equus (Pferd, Esel und Zebra) Anoplotherium, Rhinoceros und Nilpferd ꝛc. — Die Säugethiere überhaupt entwickelten sich aus höheren Fischen auf dreifachem Wege, entweder unmittelbar, als Fischsäugethiere, oder mittelbar, entweder durch Amphibien und Vögel oder bloß durch Schildkröten hindurch.

Diese gesteigerte Entwickelung fand gleichzeitig mit der allmäligen Umbildung der Erde und zwar in vielen coordinirten Reihen statt, deren jede in niederer Pflanzenform aus dem Reiche des Unorganischen sich erhebt, immer höher und höher aufsteigt und als Blüthenglied an der Spitze ein Säugethier trägt, in welchem der eigenthümliche Charakter der Reihe in höchster Vollendung sich ausspricht. Als solche Blüthenglieder nun sind alle Säugthiere, mit Ausnahme der Fischsäugethiere und Phoken zu betrachten. Sämmtliche Blüthenglieder entsprangen zunächst entweder aus Phoken (Robben) oder Vögeln und Schildkröten.

Außer der Erzeugung der Blüthenglieder ihrer Entwickelungsreihen hat die Natur zugleich auch einen anderen Zweck — den Zweck der Bevölkerung der ganzen Erde mit den mannigfaltigen Geschöpfen — durch den zu jener Erzeugung nothwendigen Entwickelungsproceß auf die einfachste Weise erreicht und jedes Mittelglied (Nichtblüthenglied) einer Reihe erscheint demnach in der Gegenwart mehr als Selbstzweck und in der Vergangenheit mehr als Mittel zum Zweck, nämlich als Mittel zur Erzeugung der Blüthenstufe der irdischen Schöpfung.

Was nun die Menschenfamilie, die Blüthenkrone der ganzen organischen Natur, betrifft, so scheint nach ihrer Erschaffung als dem Hoch- und Endpunkt — wenn auch nicht Endzweck — unserer gesammten Erdenschöpfung die Temperatur der Erde sich dergestalt vermindert zu haben, daß seit dieser Zeit der potenzirende Einfluß ihrer mütterlichen Wärme auf die Organisation so gut wie erloschen ist.

Die drei verschiedenen Gattungen der Menschenfamilie, welche Kaup annimmt — Mongolen, Kaukasier und Neger sind von den drei einzigen vollkommenen schwanzlosen Affengattungen Hylobates, Simia und Inuos abzuleiten und sie ragen als die einzigen Säugethiere, welche nicht direct aus Vögeln, sondern aus der vermittelnden Vorbildung eines anderen Vogelsäugethieres entsprungen sind, als Blüthenglieder in der höchsten Potenz über alle übrigen hervor.

Der Mensch war das letzte Erzeugniß des letzten großen Schöpfungstages, denn er steht auf der höchsten Stufe der ganzen Natur und dem natürlichen Laufe der Entwickelung, d. h. dem Naturprincip der immer steigenden Vervollkommnung gemäß, mußte das Höchste nothwendig auch zugleich das Letzte sein. — Ob er aber, da er eine Stufe höher in der Potenzirung gelangt ist, als die übrigen Blüthenglieder, eben deßhalb nur allein als Ziel und Erdenzweck unserer Schöpfung anzusehen sei und ob diese übrigen Blüthenglieder, da sie nicht auch, gleich der menschlichen Familienreihe, in der Entwickelungsgeschichte als bedingende Mittelglieder für sein körperliches Dasein dastehen, dennoch vielleicht in geistiger Entwickelung als Mittel sich zu ihm verhalten, läßt sich nur muthmaßen.

Was nun die Ausbreitung der organische Schöpfung über die ganze Erde betrifft, so entstanden Pflanzen, ebenso Korallen, Schalthiere ꝛc. überall; allein der Ort ihres Entstehens war ihnen meistens Wiege und Grab. Nur locomobile Wesen konnten freier und eigentlicher die Erde beleben, wie die Insecten das Land und die Fische das Wasser. In den Robben stiegen die Fischsäugethiere, in den Amphibien und Schildkröten die Fische an's Land; allein erst durch die Vögel, die Flug und Schwimmen vor jedem Untergang schützte, wurden auf einem schnellen und sicheren Wege die

Digitized by Google

Resultate des größten Theiles der bisherigen Schöpfung in alle Länder übergetragen und in ihrer allgemeinen Verbreitung war zugleich die baldige allgemeine Bevölkerung der Erde bis in ihre fernsten Winkel erreicht. Sowie die Natur zu Anfangsorten der organischen Schöpfung beide Pole bestimmte, so hat sie zum Anfangs- und Mittelpunkt der allgemeinen Verbreitung der Thierwelt, besonders der Vögel, über die nördliche und sogar über die südliche Halbkugel vorzugsweise den Nordpol gewählt, vielleicht, weil seine Lage und Beschaffenheit hierzu die günstigste sein mochte, indem er nicht, gleich den Südpolgegenden, fast ganz von Meer bedeckt war, sondern die großen Continente in ihm ihren Vereinigungspunkt hatten und von ihm aus also eine strahlenförmige Verbreitung fast über alle Erdtheile am leichtesten geschehen konnte. Am Nordpol begann zum großen Theile die Metamorphose der Fische in höhere Formen, und aus der Menge der so im hohen Norden entstandenen und von hier aus über Europa, Asien und Nordamerika verbreiteten untersten Glieder der Vögel gingen wieder alle höheren Potenzirungen eben so vieler Entwickelungsreihen über den größten Theil des ganzen Festlandes aus. Für diese zugleich mit allmäliger klimatischer Veränderung der Erde vom Nordpol über die nördliche und einen Theil der südlichen Hemisphäre ausgegangene Verbreitung sprechen noch die herbstlichen und winterlichen Züge vieler Vögel gegen Süden und ihr instinctmäßiger Rückzug im Frühling nach Norden, um hier in der alten Heimath zu brüten, wo sie seit der Erkaltung der nordischen Zone, nur noch einen Theil des Jahres zu bleiben vermögen.

Haben nun gleich durch die Verbreitung vom Nordpol aus Europa, Asien und Nordamerika (von Afrika gilt dieses seiner isolirten geographischen Lage halber, viel weniger) sehr viele Bildungen miteinander gemein und deßhalb schon verwandte Faunen, so hat doch jeder Erdtheil auch wieder seine eigenthümliche örtliche Entwickelung erfahren, indem sehr viele seiner Reihen nicht durch Verbreitung von Norden ihm zugekommen, sondern ihre Entwickelungsbahn in seinen mehr südlichen Regionen durchlaufen haben. Die meisten Glieder aller dieser Reihen, die so den Ort ihrer Entstehung wenig oder gar nicht verließen, sind denn auch durch ihre besondere Natur schon zu einer weiten oder schnellen Ausbreitung nur wenig oder gar nicht geschickt (z. B. Wald- oder Feldhühner).

Wie nun ein jeder Erdtheil eine eigenthümliche Entwickelung erlitten hat, so hat ein jeder auch eine in sich abgeschlossene Anzahl Thiere. Das Verhältniß der Zahl der Gattungen zu der Zahl der Arten ist in allen Classen in Europa durchgängig wie 9 zu 14. Bei den europäischen Vogelsäugethieren läßt sich ferner das Verhältniß der Anzahl der Gattungen und Arten ihrer untersten Ordnung zu denen der oberen kurz in folgender arithmetischen Formel ausdrücken: Die Zahl der Gattungen und Arten der Wiederkäuer ist a, die der Nager 2 a und die der Raubthiere 4 a. Dies in Zahlen übersetzt, giebt es 9 Gattungen und 14 Arten Wiederkäuer, 18 Gattungen und 28 Arten Nager, 36 Gattungen und 56 Arten Raubthiere — zusammen 63 Gattungen und 98 Arten Vogelsäugethiere. Diese letzte Zahl, welche Kaup, wie auch die übrigen Zahlen, nach Aufstellung seiner Entwickelungsreihen nothwendig finden mußte, stimmt nach Preuß gut mit der Anzahl der bisher bekannten und angenommenen Arten überein. Dieselbe Zahlenprogression findet ebenso auch in den Gruppen statt; die Ordnung der Wiederkäuer bildet eine, die der Nager zwei und die der Raubthiere vier Gruppen. Jede von diesen läßt sich in drei Familien, jede Familie in drei Gattungen zertheilen. Jede Gattung aber besteht überhaupt nie aus mehr als drei Arten.

In den drei Ordnungen der europäischen Vogelsäugethiere (Raubthiere, Nager und Wiederkäuer) als der edelsten aller Classen, läßt sich noch einmal gleichsam eine Wiederholung des Säugethieres, Vogels und Amphibiums erkennen. In den Wiederkäuern erscheinen die Amphibien, in den weit feiner gebildeten Nagern die Vögel gleichsam wieder; in den Raubthieren aber spricht sich der eigenthümliche Charakter der Säugethiere am deutlichsten aus. In den Nagern wiederholen sich noch einmal die Vögel und Amphibien und in den Raubthieren die Säugethiere, Vögel und Amphibien. Dieselbe Wiederholung findet aber auch in den Familien, Gattungen und selbst in den Arten statt. Die Berücksichtigung dieser Wiederholung ist der Schlüssel des ganzen Natursystems, da nur nach ihr die Blüthenglieder der Reihen ohne Willkürlichkeit sich ordnen lassen. Kaup kennt auch bereits das nachher von Haeckel formulirte Gesetz der organischen Entwickelung, daß nämlich die Ontogenie (Entwickelung des Einzelwesens) eine abgekürzte Wiederholung der Phylogenie (der Stammesentwickelung) sei. Er nennt es unleugbar, daß der Fötus im Lauf seiner Entwickelung alle Stufen der niederen Thierwelt, im Kleinen, freilich auf eigenthümliche Weise wiederholt, ebenso wie die Eier der Insecten und Frösche selbst außerhalb des mütterlichen Organismus durch mehrfache Metamorphosen sich zur Höhe der elterlichen Stufe hinaufbilden und daher scheint ihm der Schluß nicht sehr gewagt, daß auf dieselbe Weise wie die Individuen jeder Species in ihrer individuellen Entwickelung aller unter dieser Species im System stehenden Formationen durchlaufen, ebenso auch die ganze Species nichts als eine potenzirte Entwickelung aus den unter ihr stehenden Arten einer Entwickelungsreihe. Wie aber jetzt bei der Entwickelung der Individuen die mütterliche oder Sonnenwärme als das wichtigste Agens erscheint, so ehemals die viel höhere Temperatur der mütterlichen Erde als das potenzirende Princip bei der allmäligen Entfaltung der organischen Schöpfung aus ihrem Schoße.

Wie man sieht, steht Kaup mit seiner Entwickelungslehre auf durchaus physikalischen Gesetzen, und er ist Darwin gegenüber im Vortheil, der sich auf mehr negative Principien, wie Kampf um's Dasein oder auch problematische, wie die natürliche Zuchtwahl stützt. Um so mehr ist zu verwundern, daß diese Arbeit Kaup's, womit er sich als ein Forscher ersten Ranges documentirte, länger als fünfzig Jahre hat unbeachtet bleiben können, bis Preuß ihn entdeckte. Kaup starb im Jahre 1873. Es wäre der Mühe werth, in seinem Nachlasse nach Vorarbeiten zu forschen, welche er in der Richtung seiner Entwickelungstheorie unternommen hatte, namentlich was bereits für den beabsichtigten zweiten und dritten Band, welche ihn die Theilnamlosigkeit der Zeitgenossen verhinderte herauszugeben, fertig gestellt ist.

A. B.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Badebekanntschaft.

Von Daniel Riche.

Der decadente Dichter und Kunstkritiker François Servet, genannt das Kunstgigerl, stand vor dem Ankleidespiegel seines Junggesellenheims, dem eine Menge chinesischer Nippsachen ein kokettes Aussehen gab, und kleidete sich mit peinlichster Sorgfalt an. Nachdem er sich der Frau Charlotte Berton drei Wochen hindurch am Strande nur im Lawn-Tennis-Costum gezeigt hatte, suchte er jetzt einen gewissen perversen Reiz darin, sie durch seine Eleganz fin de siècle in Erstaunen zu setzen. Mit zufriedenem Blick musterte er sich vom Kopf bis zu den Füßen. Die Rococo-Uhr auf dem Kamin zeigte noch nicht zwei Uhr; ärgerlich sagte er sich, daß es noch zu früh sei. Der Gemahl würde noch nicht auf sein Amt gegangen sein — diese Bureaukraten haben es ja so wenig eilig! Er ließ sich auf einen Fauteuil sinken und dachte zurück an jene drei herrlichen Wochen im Seebade, jenen discreten Flirt, für den er heute zweifellos seine Belohnung finden würde. Wie hübsch

Digitized by Google

war sie gewesen mit ihren frischen Wangen, dem blonden Haar, den großen dunklen Augen, die so unschuldig in die Welt sahen und so leidenschaftlich aufblitzten, in ihrer distinguirt einfachen Toilette, die ihre entzückenden Formen hervorhob! Seine letzte Liebe war die ätherische Ninon gewesen, die „Lilie à la Botticelli", die jetzt in Cannes an der Schwindsucht dahin siechte, — er hatte genug von dieser Kranken, dieser „weißen" Liebe. Jetzt wollte er das Leben, ein wirkliches Weib, einen Sturm der Leidenschaft, statt der Apokalypse die Erfüllung. Würden seine zarten, überfeinerten Nerven so viel Glück aushalten? O Charlotte! Wer war sie? Er wußte es nicht. Am Strande schließt man leicht Bekanntschaften, man wird so rasch bekannt und vertraut, daß man nur selten Genaueres über die Personen erfährt, mit denen man Verkehr pflegt. Sie gehörte sicher zur besten bürgerlichen Gesellschaft, ihr Gemahl bekleidete gewiß in irgend einem Ministerium eine hohe Stellung.

In süßer Erinnerung verloren, sah er sie erröthen, als er ihr während des Cotillons im Casino das Geständniß zugeflüstert hatte, daß er sie liebe. Erst schien es, als zürnte sie ihm, er war trotz ihrer Zurückhaltung doch von der Erwiderung seiner Gefühle überzeugt. „Gewiß war es das erste Mal, daß man so zu ihr sprach," sagte er sich im Stillen. „Der erste Liebhaber einer großen Dame! Ach ja, die weibliche Tugend ist eine Sache des Zufalls!"

In drei hellen Klängen ertönte das Schlagwerk der Uhr. Mit einem Satze sprang er auf und die Treppen hinunter. Hastig durcheilte er die Straßen, voll Verachtung schweiften seine Blicke über die geputzten Damen, von denen keine an Schönheit jener gleich kam, die er besuchen wollte. Er schwamm in einem Meer von Seligkeit, ein glückliches, zufriedenes Lächeln umspielte seine Lippen. Aber überrascht blieb er an der Ecke der von ihr bewohnten Straße stehen: eine enge Gasse, die sich in Schlangenwindungen zwischen zwei Reihen hoher, dunkler Häuser hinzog. Er mußte Acht geben, daß er seine Lackstiefel nicht beschmutzte. Sehr anmuthend war die Gegend gewiß nicht, aber er wußte, daß in diesen Gassen, den letzten Spuren des alten Paris, sich nicht selten recht schöne Hôtels mit geräumigen, von Wohlstand zeugenden Wohnungen befanden. Doch vor dem engen Thorweg runzelte er doch unwillkürlich die Stirn. Entschieden war dieses Haus seiner Angebeteten unwürdig. Sein verletzliches Dichtergemüth empörte sich.

„Madame Berton?"

„Fünfte Etage links," antwortete von der Höhe seines Tisches ein kleiner alter Portier, der im Nebenamt das Handwerk eines Schneiders betrieb.

Der Dichter stieg die unregelmäßige Treppe hinauf. Ein unbestimmtes Gemisch von Küchendüften benahm ihm den Athem — er mußte sich das seidene Taschentuch vorhalten. Endlich oben angelangt, rückte er die Cravatte zurecht, glättete die Falten des Ueberziehers, strich über den nagelneuen Cylinder und zog furchtsam, wie ein Knabe, die Klingel der Thür, deren blitzendes Schild den Namen „Robert Berton" trug. Es dauerte eine ganze Weile, ehe sie sich öffnete. Da stand sie vor ihm, Charlotte Berton, die elegante Weltdame, die kurz zuvor die Eifersucht aller Damen des kleinen Seebades wachgerufen hatte, mit gerötheten, thränenden Augen, mit einem verschossenen Hauskleid, das schief zugehakt war und den Hals bloß ließ, auf den ihr blondes Haar wirr herabfiel. Das Kunstgigerl erkannte sie kaum, während sie ganz erschrocken sich entschuldigte: „O mein Herr, Sie sind's! Ach, hätt' ich das geahnt ... oh, oh!" Aber wie sie ihn so bestürzt sah, auf der auf der Schwelle verlegen den Cylinder drehend, entschloß sie sich rasch: „Treten Sie näher, mein Herr, treten Sie näher!"

In dem sehr kleinen Salon, den François trotz des dürftigen Mobiliars aus Mahagoni recht hübsch zu finden bemüht war, mußte er sich doch sagen, daß sie nicht die „chike" Frau sei, als die sie ihm früher erschienen war. Er hörte mit überzeugter Miene ihre Erzählung von einer Migräne an, die sie gehindert habe, Toilette zu machen, und endlich flüsterte er, indem er ihre Hand zu fassen suchte: „Ich bin glücklich, Sie zu sehen."

„Warum sind Sie gekommen?" gab sie zur Antwort, ihm hastig die Hand entziehend. „Hab' ich es Ihnen doch verboten!"

„Kann man den Gegenstand seiner unwandelbaren Liebe fliehen und doch leben?!"

Aber sie litt es nicht, daß diese Liebelei, die am Strande sie amüsirt hatte, während ihr Gemahl vier Wochen Sommerleutnant spielte, in ihrer Häuslichkeit fortgesetzt werde. Sie unterbrach ihn also in strengem Ton: „Herr Servet!"

„Ich kann nicht anders," beschwor er sie, „ich muß Sie sehen, muß Ihnen sagen, daß ich Sie liebe!"

„Wozu das Alles? Sie wissen doch, ich bin verheirathet."

„Und was weiter?"

„Was weiter, mein Herr? Ich bin eine anständige Frau."

„Der Anstand kommt hier nicht in Frage. Starke und unabhängige Geister unterwerfen sich solchen unnatürlichen Verträgen nicht. Das ist nicht fin de siècle!"

„Wie meinen Sie das, mein Herr?"

„Es ist absurd," fuhr er zornig fort, „daß Sie, nachdem der Zufall Sie an einen Mann gefesselt hat, der in seinem Denken, seinem Geschmack, seinem Fühlen in völliger Disharmonie mit ihnen lebt, daß Sie sich einem solchen Manne blindlings unterwerfen. Zumal Sie nun auf Ihrem Lebenspfade einem anderen Menschen begegnet sind, für den Sie sich interessiren."

„Das sind aber doch Ansichten, mein Herr, die von den Forderungen der Moral stark abweichen."

„Moral? Sie sprechen von Moral? Als Sie im Seebad einem Anderen, als Ihrem Gatten, Ihr Herz schenkten, hatten Sie mit der Moral bereits abgeschlossen."

Sie nahm eine erzürnte Miene an. „Ich verbiete Ihnen, so mit mir zu reden!"

„Ich möchte Sie aber doch gern überzeugen, daß Sie längst mir gehören, daß ich Ihr Kostbarstes bereits besitze — Ihr Herz!"

„Mein Herz? Hahaha? Aber ich liebe ja meinen Mann, liebe ihn über Alles! Und das dort am Strande ... das war einfach ein Scherz ... ein leichtsinniger Spaß vielleicht ..."

„Das ist nicht möglich!"

„Und warum nicht?"

„Weil Ihr Mann ein einfältiger, brutaler Mensch ist ..."

„Ganz und gar nicht, mein Herr, er ist ein reizender Junge, und so sanft!"

„Suchen Sie ihn nicht zu vertheidigen! Bevor er das Haus verließ, hat er sie mißhandelt!"

„Wie kommen Sie darauf!" rief die junge Frau ganz erstaunt aus.

„Jawohl, mißhandelt — Sie weinten noch, als ich kam ... Leugnen Sie nicht, Sie haben noch jetzt gerötheten Augen!"

Jetzt konnte die junge Frau sich nicht mehr halten und lachte aus vollem Halse. „Sie glauben ... daß ich über mein Unglück weinte? Hahaha, das ist ja köstlich!"

„Versuchen Sie nicht, mich zu täuschen! Die Augen der Liebe sehen scharf." Und indem er sie trotz ihres Sträubens um die Taille faßte, fuhr er fort: „Sage mir, Geliebte, warum weintest Du?"

„Lassen Sie mich los, lassen Sie mich los!"

„Warum weintest Du?"

„Ich putzte gerade Zwiebeln, als Sie klingelten!"

Bei dieser unerwarteten Enthüllung wurde der decadente Dichter sprachlos ... Wie? die gefeierte Weltdame, die cokette, allerliebste Strandsee war nichts weiter als eine ganz gewöhnliche kleine Bürgersfrau, die mit dem Korb auf den Markt ging und ihre Küche selbst besorgte! ...

Die Enttäuschung war so groß, der Schlag kam so unerwartet, so zerschmetternd, daß er nichts mehr zu sagen wußte. Ein scharfer Zwiebelduft stieg ihm in die Nase und betäubte seine Sinne.

Er machte noch ein paar Redensarten und empfahl sich dann.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

Thüringischen
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen;

Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 19. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatnr, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ergebnisse der Friedensconferenz. Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein. — Die Pest in Indien und anderswo. Von Julian Ralph. — Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph. Von Albert Bendler. — **Literatur und Kunst.** Quer durch die Dresdener Kunstausstellung. Von Johannes Gaulke. — Pailleron und Becque. Von A. Brunnemann (Paris). — **Feuilleton.** Vor Santiago. Episoden aus dem spanisch-amerikanischen Kriege. Von Franz Norris. — Anzeigen.

Die Ergebnisse der Friedensconferenz.

Von Oberstleutnant Rogalla von Bieberstein.

Die Ergebnisse der Friedensconferenz haben die Erwartungen enttäuscht. Denn die Errichtung eines permanenten Schiedsgerichtshofes mit dem erforderlichen Apparat zur Entscheidung internationaler Streitigkeiten, dessen Anrufung ganz in's Belieben der Mächte gestellt ist, und der daher nur facultativ nicht obligatorische Kraft besitzt, bildet, ungeachtet der Bestimmung des Artikel 27, daß die Signatarmächte die äußerste Anstrengung machen müßten, um das Schiedsgericht zu sichern und einen Krieg zu vermeiden, ein Forum, an das zu apelliren die Regierungen sich nicht verpflichteten und das sie daher jeder Zeit völlig zu ignoriren in der Lage sind. Es ist daher im Wesentlichen eine Atrappe. Was ferner die Convention über die Bestimmungen und Gebräuche für den Landkrieg und die Convention über die Anwendung der Grundsätze der Genfer Convention auf den Seekrieg, sowie die drei Erklärungen betrifft, wonach es verboten sein soll, Geschosse und Explosivstoffe aus Luftballons herabzuschleudern oder in analoger Weise zu verwenden, wonach ferner Geschosse verboten sind, deren einziger Zweck ist, Stickgase oder giftige Gase zu verbreiten oder solche Kugeln zu gebrauchen, welche im menschlichen Körper explodiren, so sind diese Ergebnisse, soweit die Mächte überhaupt sich bis jetzt durch ihre Unterschrift verpflichteten, sämmtlich im Vergleich zu den angestrebten Zielen von ganz untergeordneter Bedeutung. Das gilt auch von den fünf frommen Wünschen, die das Schlußprogramm der Conferenz enthält, wenn auch der darin erfolgte officielle Ausspruch der Ansicht, daß die Beschränkung der militärischen Lasten, die gegenwärtig die Welt bedrücken, in hervorragender Weise für die Förderung des materiellen und moralischen Wohlbefindens der Menschheit wünschenswerth ist, einen gewissen Werth besitzt, und ebenso der Wunsch, die Rechte und Pflichten der Neutralen auf das nächste Conferenz-Programm zu setzen, und die auf Art und Caliber der Gewehre und Maximgeschütze bezüglichen bereits geprüften Fragen einheitlich zu lösen, die Genfer Convention zu revidiren und die Frage des Privat-Eigenthums im Seekriege zu regeln, sowie die Frage des Bombardements von Hafenplätzen und Städten und Dörfern durch feindliche Flotten einer weiteren Conferenz zu überweisen.

Die Vertreter der Staaten auf der Friedensconferenz und auch die Herrscher, deren Anweisungen sie folgten, haben daher den sich ihnen bietenden günstigen Moment versäumt, ihren Völkern die Segnungen des Friedens und wenigstens eine Entlastung von den ungeheuren unproductiven Ausgaben für die Erhaltung übermäßig angeschwollener Heere und Flotten, wenn auch nicht vollständig, so doch möglichst zu sichern. Immerhin vermag jedoch der moralische Eindruck, den die durch die Beschlüsse wenigstens gebotene Möglichkeit, in Conflictsfällen den strittigen Fall einem Forum internationaler Schiedsrichter zu unterbreiten, hervorzurufen geeignet ist, einen Factor zu bilden, mit welchem die Regierungen der öffentlichen Meinung gegenüber künftig rechnen müssen, und der ihnen Streitigkeiten verbieten kann, bei denen ausschließlich das „Macht geht vor Recht“ oder das „sic voleo sic jubeo“ das Agens bildet, und deren Austrag vor dem selbstgewählten Tribunal und der öffentlichen Meinung gestatten. Zu große Hoffnungen darf man jedoch an derartige Schiedsgerichte nicht knüpfen, da es der Diplomatie nicht schwer fallen kann, selbst da, wo es sich de facto nur um eine Vergewaltigung eines anderen Staates handelt, dieselbe de jure zu verschleiern und derartige Rechtsgründe „billig wie Brombeeren“ zu finden, die ihren Ansprüchen einen Schein des Rechts zu verleihen im Stande sind.

Man hat allerdings wieder in- und außerhalb der Friedensconferenz auf die Productivität der enormen Ausgaben für die Heere und Flotten, als der Versicherungsprämie für den Nationalwohlstand und für die productiven Zweige des Staatslebens hingewiesen. Allein, wenn man das Uebel, gegen welches diese Prämie Schutz bieten soll, den Krieg, abschafft oder wenigstens auf ein Minimum einschränkt, so würde das jährliche Opfer von über vier Milliarden, welches, wie statistisch nachgewiesen, die Wehrmacht alljährlich allein der sechs europäischen Großmächte erfordert, mit dem Zweck, in Conflictsfällen dem Widersacher unter Aufopferung Hunderttausender von Menschenleben und Vernichtung unermeßlicher Werthe des Nationalwohlstandes und unter dem Risiko des Einbüßens der eigenen Machtstellung und des eigenen Nationalreichthums, den Willen zu dictiren, überflüssig werden. Wenn sich ferner das Rechtswesen aller civilisirten Völker im Laufe der Jahrhunderte innerhalb der verschiedenen Staaten zu einem Organismus von hoher Vollendung und segensreichster Wirksamkeit entwickelte, der die Person, den Besitz und die Rechte des Einzelnen mit größtem Erfolge schützt, so ist aus den Verhandlungen der Friedensconferenz in Abstracta nicht im Mindesten hervorgegangen,

Digitized by Google

weßhalb nicht auch das Völkerrecht zu Ende des 19. Jahrhunderts einer ähnlichen Entwickelung fähig und das Territorium, den Besitz und die einzelnen Rechte der Nationen genügend zu schützen im Stande sein sollte, sondern nur, daß nicht sowohl die Menschheit, wie Professor Zorn in seiner Erklärung behauptete, sondern ihre leitenden Kreise mit vereinzelten Ausnahmen für die Durchführung dieser Entwickelung noch nicht reif sind. Wenn die Feudalherren des Mittelalters, obgleich sie vielfach an der Spitze starker, gut ausgerüsteter Vasallenschaaren standen und stets bereit waren, ihre Ansprüche und das, was sie für ihr Recht hielten, „mit gepanzerter Faust" durchzusetzen, im Laufe der Zeit durch die Fortschritte im Rechtsbewußtsein und der Gesetzgebung genöthigt wurden, auf ihr usurpirtes souveränes Fehderecht zu verzichten, so ist nicht im Mindesten ersichtlich, weßhalb nicht auch die heute zu Staatenbunden und Reichen unter einem einzigen Fürsten oder Präsidenten vereinigten Länder und deren Herrscher bei internationalen Streitfragen sich nicht einem selbst geschaffenen Gesetz und Gerichtshof der Völker beugen, und bei derartigen Streitfragen auf einen Theil ihrer Souveränetät verzichten und den Richterspruch eines Schiedsgerichts auch obligatorisch anzurufen und sich ihm zu unterwerfen veranlaßt sein sollten. Träte der Fall ein, daß sie sich von demselben ungerecht behandelt glauben und erschiene ihnen sein Ausspruch unerträglich, so bliebe ihnen immer noch das äußerste Mittel übrig, den Vertrag zu brechen, denn jeder Krieg erfolgt unter Brechung „ewiger" Friedensverträge und an das Schwert zu appelliren. Daß ein internationaler Schiedsgerichtshof jedoch falsch oder parteiisch Recht sprechen würde, ist durch dessen Organisation und namentlich seine völlige Unabhängigstellung sowie durch die weitere Entwickelung und Codificirung des Völkerrechts durch ihn unschwer zu vermeiden. Dieser Schiedsgerichtshof müßte aus den juristisch und politisch am befähigsten, die höchste Achtung und das größte allseitige Vertrauen ihrer Mitbürger genießenden Persönlichkeiten der verschiedenen Länder bestehen, die nicht von den Regierungen bestimmt, sondern vom Volke gewählt werden müßten. Allein nicht sowohl das ungerechtfertigte Mißtrauen, welches man den internationalen Schiedsgerichten mit obligatorischer Berufung in den leitenden Kreisen entgegenbringt, als das Bestreben der Machthaber und der daran besonders interessirten Classen, ihre Macht festzuhalten, ist es, was die Ablehnung des obligatorisch anzurufenden Schiedsgerichts hervorrief.

Man betont heute fortwährend, daß der Friede nie gesicherter sei, als beim Vorhandensein einer starken schlagfertigen Wehrmacht, und daß daher die Abrüstung eine Unmöglichkeit sei. Dies ist ein Trugschluß. Denn wenn wir die Ursache zum Kriege, d. h. den mindestens barbarischen Modus, die Streitigkeiten der Nationen mit den Waffen in der Hand durch Ströme von Blut und Aufopferung unermeßlicher Werthe des Nationalwohlstandes zu schlichten, beseitigen und an seine Stelle das obligatorisch anzurufende Schiedsgericht treten lassen und die Wehrmacht vermindern, so wird der Krieg dadurch jedenfalls sicherer vermieden, als wenn man jeder Zeit im Heer und der Flotte ein gewaltiges, gefügiges Werkzeug zur Hand hat, um Streitigkeiten in der selbst gewollten Weise auszutragen. Die Minderung dieses gefügigen Werkzeugs durch die Abrüstung oder einen fünfjährigen Stillstand in den Rüstungen fand aber bei den Vertretern der Regierungen in der Conferenz keinen Anklang, wobei sich der deutsche Militärdelegirte in halbstündiger Rede dies technisch motivirend ausgesprochen. Allein das Brillantfeuerwerk seiner Ausführungen vermag uns nicht zu blenden. Denn wenn es auch richtig ist, daß die Reduction des Friedensstandes und die Reduction der Wehrkraft und Schlagfertigkeit keineswegs identische Dinge sind, und daß die Dauer der activen Dienstzeit und der Einberufungen, die Zahl der Cadres, die Zulässigkeit der Stellvertreter, die Gesetze für den Ersatz der Mannschaften, das Eisenbahnnetz und viele andere Dinge des Verkehrswesens, sowie die Officiercadres, die Mobilmachung, wirthschaftliche und finanzielle Voraussetzungen, der Grad des öffentlichen Unterrichts, innere Organisation, die Zahl und Lage der Festungen, die Unterbringung der Truppenkörper u. s. w. dabei mitsprechen, so bleibt die Zahl der Friedenspräsenzstärke, d. h. die Anzahl der geschulten permanenten Truppenkörper und ihre Präsenzstärke immerhin das wichtigste unter den Momenten, die für die Wehrkraft eines Heeres in's Gewicht fallen, und jedenfalls das am leichtesten ziffermäßig zu controlirende und vor Allem Dasjenige, dessen Reduction oder mindestens Nichtvermehrung eine ziffermäßig am besten nachweisbare und an Arbeitskräften am meisten ersparende Entlastung der Völker im Gefolge haben würde. Volle Gleichmäßigkeit in der Abrüstung der Heere oder der Einschränkung der Rüstungen wird sich nie erzielen lassen, da die Heere an sich allzu verschiedenen Bedingungen unterliegen. Allein darauf kam es bei der anzustrebenden Entlastung der Völker auch nicht an, sondern darauf, überhaupt eine namhafte Reduction der Opfer an Geld und Arbeitskräften herbeizuführen, und dazu bot die Reduction der Zahl der Truppentheile und ihrer Präsenzstärke das controlirbarste, sicherste Mittel. Man hat ferner deutscherseits als einen Haupteinwand die Aufhebung unseres Vorsprungs in der Mobilisirung durch das Dazwischentreten eines Schiedsgerichts bezeichnet. Allein dieser Einwand ist, näher betrachtet, kein so gewichtiger, als er auf den ersten Blick erscheint. Denn die Mobilmachung Frankreichs vollzieht sich, allerdings noch nicht in der Praxis in großem Stile bewährt, nach den für sie gegebenen Bestimmungen etwa ebenso rasch wie die unserige, und Rußland ist bekanntlich genöthigt, auf einen gleichzeitigen Aufmarsch seiner Heere mit dem unserigen an seiner äußersten Westgrenze zu verzichten, und denselben an der Weichsellinie, gestützt auf deren Befestigungen, und an der Bug- und Narew-Linie und deren Befestigungen zu vollziehen. Damit gewinnt es jedoch, allerdings unter Preisgabe des westlichen Polens acht Tage für den Aufmarsch seiner Armee, die von dem mittleren und südlichen Theil der deutschen Heere zum Vormarsch an die Weichsel benutzt werden müssen. Auf unserer Südfront aber ist unser Mobilmachungsvorsprung kaum beträchtlich und fällt überdies in absehbarer Zeit nicht in's Gewicht. Gewisse und namhafte Verschiedenartigkeiten in den Armeen werden immer vorhanden sein. Wir erinnern nur an die minderwerthige Ausbildung der mittleren und auch eines Theils der höheren Führerchargen der russischen Armee, an die ihr noch fehlende Einführung der Schnellfeuergeschütze, die erschwerten Verhältnisse des strategischen Aufmarsches und des Nachschubs an Kriegsmaterial aller Art, in Folge des mangelhaft entwickelten russischen Eisenbahnnetzes, die verhältnißmäßig geringe Friedenspräsenzstärke der österreichischen und der italienischen Armee und das unverhältnißmäßige Ueberwiegen ihrer Truppen zweiter Linie, an die physische Minderwerthigkeit des französischen Heeresersatzes, den Mangel eines monarchischen Oberhauptes, die politischen Spaltungen im Officiercorps und die schwachen Infanterie-Effectivstärken der französischen Armee u. s. w. Selbstverständlich vermag eine Reduction oder wenigstens Nichtvermehrung dieser Heere diese Ungleichheiten nicht zu beseitigen. Allein sie würde eine ganz wesentliche Entlastung der Völker bedeuten, und auf diese aber kommt es an. Man darf sich durch die Ausführungen des deutschen Militär-Bevollmächtigten, die unter anderen auch auf die größtentheils unabkömmlichen Colonialarmeen exemplificiren, die, mit Ausnahme der indischen, überall verhältnißmäßig gering an Zahl und durch so weite Entfernungen und Transportschwierigkeiten von den Heeren des Mutterlandes getrennt sind, daß sie zu den bereits in den ersten acht Tagen fallenden Hauptentscheidungen nur zum Theil und nicht rechtzeitig einzutreffen vermögen, und durch

Digitized by Google

das Hinderniß des Quinquenats, welches durch ein neues Gesetz entsprechend modificirt werden kann, nicht täuschen lassen, wie dies bei den Mitgliedern der Friedensconferenz, größtentheils Nichtmilitärs, der Fall gewesen zu sein scheint.

Der Punkt aber, an welchem eingesetzt werden mußte, war, da man auf die Reduction der Friedenzpräsenzstärken nicht einging, die Verminderung oder mindestens die Begrenzung der Ziffern der vorhandenen ungeheuren Militärbudgets, damit die Nationen eine fühlbare Entlastung erhielten, mochten dann die verschiedenen Regierungen und Heeresverwaltungen die für sie disponiblen Mittel, je nach dem besonderen Bedarf und den Verhältnissen ihrer Wehrmacht, beliebig verwenden. Die Controle der betreffenden Maßregeln aber würde sich in beiden Fällen aus amtlichen Berichten ad hoc, den Budgetpositionen und selbst den Mittheilungen der Presse ergeben können. Wenn der deutsche Militärbevollmächtigte endlich hervorhob, Deutschland sei keineswegs ruinirt, seine Lebenshaltung und in Folge dessen seine Zufriedenheit seien vielmehr in erfreulicher Weise in stetigem Wachsen begriffen, so müssen wir Letzteres, sowie seine Behauptung, der Deutsche sehe in der Dienstpflicht durchaus keine drückende Last, sondern eine heilige patriotische Pflicht, von deren Erfüllung sein Dasein, seine Wohlfahrt und seine Zukunft abhänge, im Hinblick auf das stetige Anwachsen der Socialdemokratie denn doch etwas bezweifeln. Zwar müssen wir zugeben, daß wir uns in einer Periode des wirthschaftlichen Aufschwunges befinden, die wir größtentheils der durch die Armee bewirkten Einigung des Reiches verdanken, allein andere Staaten prosperiren ebenfalls wirthschaftlich und nicht etwa in Folge der Leistungen ihrer Armeen, wie z. B. Belgien, Holland, Frankreich und die Vereinigten Staaten, und unser Prosperiren würde jedenfalls offenbar ein noch weit bedeutenderes sein, wenn ein obligatorisch anzurufendes internationales Schiedsgericht den Krieg, wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch auf ein äußerstes Minimum einzuschränken, und daher die jährliche Verwendung eines namhaften Theiles der 512 Millionen, die die Landmacht, und der $62^3/_4$ Millionen, die die Flotte erfordert, mithin inclusiv der Extraordinarien für beide, sowie des Pensions- und Invalidenfonds, in Summa der 819 Millionen unseres Kriegsbudgets (1899) für productive Ausgaben gestattete.

Auch das Beispiel Englands ist in dieser Hinsicht belehrend. Allerdings hat Großbritannien heute das bedeutendste Militärbudget von allen Großmächten, und zwar beträgt dasselbe 458,5 Millionen Mark für die Armee und 558,4 Millionen für die Flotte. Allein dafür ist England auch das reichste Land der Welt mit einem Gesammtbudget von über $5^1/_2$ Milliarden Mark, so das seine Ausgaben für seine Wehrmacht verhältnißmäßig weit unbedeutender sind, als diejenigen Deutschlands. England verwendet aber nur etwa $^1/_5$ seiner Einnahme für seine Wehrmacht, während Deutschland mehr als die Hälfte seiner Reichseinnahmen und etwa $^1/_3$ seiner Gesammteinnahmen für seine Wehrmacht ausgiebt. England vermöchte daher weit mehr Mittel auf die productiven Ausgaben zu verwenden, und sein Nationalwohlstand läßt daher, überdies ganz wesentlich durch den Besitz großer ertragreicher Colonien gehoben, Alles bisher Dagewesene hinter sich zurück. Die verhältnißmäßig starken Aufwendungen Deutschlands für seine Wehrmacht, zu denen wir namentlich auch den Verlust von Arbeitskräften eines künftig über 623 000 Mann starken stehenden Heeres rechnen müssen, beeinträchtigen jedoch den vollsten Aufschwung seiner Productionskraft, und was den erzieherischen Theil des Heeresdienstes betrifft, so zeigt ebenfalls England bei seiner nur gegen ein Drittel so starken Wehrmachtspräsenzstärke, daß es der allgemeinen Wehrpflicht nicht absolut bedarf, um einer Nation die kriegerischen Tugenden zu erhalten und ihre Stellung im Völkerconcert in wirthschaftlicher wie militärischer Hinsicht zu sichern. Allerdings sprechen hierbei auch die maritimen Verhältnisse und die insulare Lage Englands erheblich mit.

Das Scheitern der Abrüstung und selbst der Rüstungseinschränkung auf der Friedensconferenz berührt jedoch noch einen Punkt, den wir besonders hervorheben müssen. Es ist die sociale Gefahr und die Lage der arbeitenden Classen. Die jährlichen Budgetausgaben von circa 4 Milliarden und 35,6 Millionen für die Wehrmacht der sechs Großmächte werden zum großen Theil von den arbeitenden Classen aufgebracht, und ferner stellen diese, da ihnen der Einjährig-Freiwillige-Heeresdienst aus Mangel an Mitteln nicht zugänglich ist, jedenfalls das bei weitem stärkste Contingent der Armeen. Die Gefahr, welche den Staaten aus dem beständig anschwellenden Socialismus erwächst, wird allgemein als eine große, ja als die bedeutendste anerkannt. Würde man jedoch von jenen vier Milliarden einen namhaften Theil alljährlich, anstatt auf die Heere und Flotten, auf eine wirksame Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen verwenden, so würden damit die Gründe zur Unzufriedenheit an der Wurzel gefaßt und ganz wesentlich gemindert, vielleicht beseitigt werden. Die Unfallversicherung, die Krankenkassen, das unpraktische Klebegesetz, dessen Früchte höchstens $1\,^0/_0$ der Arbeiter zu genießen vermag ꝛc., bilden unzureichende Palliativmittel; allein wie es scheint wird man erst dann belangreiche Mittel gegen die sociale Gefahr, unter Einschränkung der alles Maaß überschreitenden Aufwendungen für die Verstärkung der Wehrmacht ergreifen, wenn es zu spät ist. So lange die Machthaber der Welt jedoch die Streitigkeiten der Nationen nur mit Strömen von Blut und der Einsetzung des gesammten Nationalwohlstandes, sowie der besten Kräfte zur gegenseitigen Vernichtung ihrer kräftigsten Individuen zu schlichten geneigt sind und den Spruch internationaler Schiedsgerichte nicht obligatorisch anzurufen und sich ihm zu unterwerfen verpflichten und ihre Heere nicht reduciren, wird eine Befriedigung der arbeitenden Classen und somit eine gründliche Minderung oder Beseitigung der socialen Gefahr nicht zu erzielen sein.

Die Pest in Indien und anderswo.

Von Julian Ralph.

Der Schwarze Tod oder die Beulenpest brach im Jahre 1894 in Hongkong in China aus und erreichte Bombay in Indien im Jahre 1896. Heute ist die Seuche auf Madagascar, in Ost-Afrika und der Mandschurei und hat sich in Mekka und Turkestan gezeigt. In Hongkong haben die gewaltthätigsten und durchgreifendsten Maßregeln, wie die Zerstörung der schmutzigen Stadttheile, in denen sie wüthete, dazu geführt, daß die Epidemie eingedämmt ist, obwohl sie noch nicht aufgehört hat, unter den Eingeborenen ihre Opfer zu finden. Man versichert, daß sie während der letzten zweihundert Jahre in China nie ganz erloschen sei. In Bombay nimmt sie beständig an Heftigkeit und an Zahl der Opfer zu, so daß sie heute täglich dreihundert Menschen hinwegrafft und ihre Wirkung im allgemeinen tödtlicher ist als je zuvor. Während der drei letzten Jahre ließ beim Anbruch der heißen Zeit die Krankheit nach. In diesem Jahre hat nach Ablauf des Winters ihre Heftigkeit zugenommen. Dasselbe ist auch in Calcutta der Fall.

Man gesteht 300 tägliche Todesfälle in Bombay ein. Sechs wird als die tägliche Durchschnittszahl der Todesfälle in Folge der Pest in Calcutta angegeben. Aber diese Zahlen haben keinen Werth. Von weißen Bewohnern, Aerzten und Beamten, wie von Eingeborenen, erfuhr ich, daß von den Beamten in den verseuchten Districten die Wahrheit unterdrückt wird. Die volle Wahrheit würde eine Panik in Indien und große Aufregung im Auslande hervorrufen. Deßhalb werden viele Pesttodesfälle auf die Rechnung von Krankheiten

Digitized by Google

mit anderen Namen gesetzt. In einer indischen Stadt werden planmäßig nur die Todesfälle registrirt, die unter die directe Beobachtung der Pestdoctoren kommen, während man die bei weitem größere Anzahl von Sterbefällen, wo gar keine Hülfe europäischer Aerzte in Anspruch genommen wird, todtschweigt.

Kurz, so schlimm die Pest in Indien zu sein scheint, in Wirklichkeit ist sie noch viel schlimmer. Sie hat China überschwemmt, wie Indien, und steht aller Wahrscheinlichkeit nach im Begriff, auch nach Europa zu kommen. Es ist noch weniger Grund vorhanden, weßhalb sie nicht Amerika erreichen sollte, vielleicht noch ehe sie die strengen Barrieren übersteigt, die die erschreckten Aufseher der Häfen des Mittelmeeres dagegen errichtet haben.

Als ich im Februar und März in Indien war, mußte ich diesem schrecklichen Zerstörer nothgedrungen überall Aufmerksamkeit schenken, denn die Opfer wurden an so vielen Stellen vor meinen Augen vorüber getragen und sogar verbrannt. Zur selben Zeit sammelte eine englische Commission Material über die Krankheit. Dieses verschaffte ich mir und studirte es. Ich lernte daraus aber nicht, was die Pest ist, wie sie kommt oder wie sie behandelt werden muß. Aber die Commission lernt diese Dinge ebenso wenig. Ein kaiserlicher hoher Beamter, der tausende von Pestopfern besucht und untersucht hat, sagte zu mir: „Ich weiß von der Pest so viel, wie nur irgend ein Mensch, nämlich absolut gar nichts.“ Ich glaube, daß in diesem Ausspruch alles wichtige, was von dieser Geisel bekannt und erkannt ist, enthalten liegt.

Dr. Koch behauptet, daß die Epidemien in China und Indien auf einen ständigen Herd der Krankheit in Yunnan in China an der Grenze von Thibet zurückzuführen seien. Es giebt aber noch andere Plätze, wo die Pest nie ausstirbt. Einer davon ist in Asir südlich von Mekka. Ein dritter beständiger Pestheerd ist in Kisiba in der nordwestlichen Ecke von Deutsch Ost-Afrika. Koch glaubt, daß die Epidemien, die Europa in der Vergangenheit heimgesucht haben, in Persien und Mesopotamien entstanden sind.

Eine Uebersicht über die wichtigeren Ergebnisse der Commission wird der bisherigen Summe menschlichen Wissens von dieser Seuche nicht viel hinzufügen. Die Krankheit tritt gegenwärtig unter vier Gestalten auf: 1. die Beulenpest, wo das Opfer die Ansteckungskeime durch das lymphatische System aufnimmt; 2. die septicaemische Form, wo die Krankheit direct durch das Blutsystem in den Körper gelangt; 3. der pneumonische Typus, der durch die Lungen aufgenommen wird und eine ganz besondere Art von acuter Lungenentzündung verursacht; 4. die Form, die durch eine directe Aufnahme des Giftes in die Speiseröhre hervorgerufen wird. Diese tritt manchmal so milde auf, daß der Patient dabei seiner Beschäftigung nachgehen kann.

Als die Pest in der Stadt Jawalpare auftrat, raffte sie 116 Opfer hin; davon waren 81 Fälle von Beulenpest, 19 waren pneumonisch, 15 gehörten zum septicaemischen Typus, und einer war ein Fall innerlicher Bubonen. Hier wurde es klar, daß die Beamten es vermeiden, das Publicum aufzuregen, indem sie nur Fälle der Beulenpest in ihre Listen eintrugen und alle anderen Todesfälle in Folge der Pest der Lungenentzündung, dem Fieber und anderen Krankheiten zurechneten.

Säuglinge scheinen gegen die Krankheit immun zu sein. Sie tritt bei Kindern milder auf, als bei Erwachsenen; Frauen, besonders solche, die in anderen Umständen sind, scheinen besonders disponirt. Kräftige Personen erliegen ihr leichter als magere, obwohl schwächliche Leute schnell daran sterben, manchmal innerhalb vierundzwanzig Stunden. Der Krankheitsproceß dauert von drei bis zu vierzehn Tagen, doch das ist bei den verschiedenen Formen verschieden. Einige Fachmänner behaupten, daß die aufgezählten Formen streng unterschieden sind und nie in einander übergehen. Wenn ein Patient sich von der pulmonaren Form erholt, spricht er wie ein kleines Kind und verliert das Gedächtniß. In diesem Zustande bleibt er lange, manchmal ein Jahr und darüber. Fieber ist mit der Pest in allen ihren Arten verbunden. Bei der bubonischen Form treten die Drüsenanschwellungen sogleich auf, obwohl man beobachtet hat, daß sie sich zuweilen erst am achten Tage nach dem Fieber gezeigt haben.

Weiße gelten in Indien als pestfrei; es sollen unter ihnen nur sechzehn Todesfälle an der Pest in drei Jahren vorgekommen sein. Man muß dabei aber bedenken, daß selbst unter den eingeborenen Indiern die Pest ihre Opfer hauptsächlich unter den Armen, unzulänglich Genährten, den eng zusammen Wohnenden, den Schmutzigen und Schwachen aussucht. Die armen Stadtviertel sind ihr Weidegrund, dort giebt es aber keine Weißen. Die Krankheit würde sonst wohl auch unter den Weißen wüthen. Kein Zweifel, daß sie wie ein Feuer durch die armen Stadttheile europäischer Städte fegen würde, wenn sie dort einmal festen Fuß gefaßt hätte. Die Aengstlichkeit, womit Franzosen, Italiener, Spanier und Griechen bemüht sind, sie von ihren Häfen fern zu halten, beweist, wie sehr man sich fürchtet. Auch der Wiener Pestfall und zahllose ähnliche zerstören das Märchen von der Immunität der weißen Rasse.

Affen, die in Indien zahlreich sind, bekommen die Pest leicht und häufig. Todesfälle sind unter ihnen in der Nähe von verseuchten Orten in vielen Theilen Indiens beobachtet worden. Eichhörnchen werden ebenfalls angesteckt. Seit dem Beginn des Ausbruches hatte man erkannt, daß Ratten Träger der Krankheit sind. Professor Haffkine schreibt: „Abgesehen von Wasserscheu, Rotz, Karbunkeln und einigen Haut- und Haarkrankheiten, die beim Menschen nicht epidemisch auftreten, ist die Pest die einzige Krankheit, von der feststeht, daß sie sowohl menschliche Gemeinwesen als auch Thiere epidemisch angreift.“ Diese kranken Thiere verbreiten die Krankheit durch ihre Entleerungen, wobei sie mit den Keimen das Wasser vergiften, das von ihnen und den menschlichen Wesen gebraucht wird, und — aller Wahrscheinlichkeit nach — durch Insecten, die ihnen und den Menschen und menschlichen Wohnungen gemeinsam sind. Oberstabsarzt Dimmick von Bombay erklärte, daß die Ansteckung durch die Ausscheidungen von Patienten und kranken Thieren, von Ratten und vielleicht von Insecten entstehe. In der Nähe eines Pestkranken seien dunkle, überfüllte und schlecht gelüftete Räume der Hauptsitz für die Giftstoffe, ebenso auch unterirdische Abzugscanäle. Das Zusammendrängen von Menschen an solchen Plätzen sei das Hauptagens zur Verbreitung der Pest. Oberst Adams, ein Militärarzt, hielt es für bewiesen, daß die Ansteckung durch Kleidungsstücke weithin verschleppt werde und in kleinerem Maaße auch durch Ratten. Ein anderer Militärarzt berichtete, daß die Eingeborenen einiger Provinzen die Seuche die „Rattenkrankheit“ nannten. Dr. Underwood von Bombay erklärte, daß die Pest durch überfüllte Räume, durch schlechte Luft und durch Mangel an Ventilation verursacht werde. Er versicherte, daß während der Pest die Ratten sich in größerer Zahl zeigen als vorher. „Sie wanderten von einem Ort zum anderen, schienen in einem Zustande der Trunkenheit zu sein und bekümmerten sich nicht um menschliche Wesen, wenn sie solchen begegneten.“ Ein eigenthümliches Zeugniß war das von Hauptmann Wilkinson. Es handelte sich um einen vereinzelten Fall von Pest in einem Dorfe, wo kein Eingeborener mit dem Kranken in Berührung kam. Die alleinigen Opfer waren Ratten. Ein Sanitätsinspector im Punjab wußte von einem Fall zu erzählen, wo pestkranke Ratten in einen Brunnen gefallen waren und das Wasser vergiftet hatten. Es wurden zahllose Zeugnisse vorgebracht, daß der Schmutz der Straßen und die unreinlichen Sitten der Eingeborenen, die selbst aus angesteckten Häusern Unrath auf die Straße werfen, die Ausbreitung der Krankheit fördern. In ganz Indien findet sich der Volksglaube, daß die Eingeborenen die Pest

Digitized by Google

durch die Füße aufnehmen, denn Alle, die Reichen ausgenommen, gehen barfuß. Das begünstigt die Vorstellung, daß sie ihre Füße verletzten und dann die Keime mit dem Kothe der Straßen in sich aufnehmen. Auch ein Doctor Shikare von Bombay meint, daß bei der Beulenpest das Gift durch kleine Wunden und Hautschürfungen eindringe. Die Sitte des Barfußgehens erkläre die Häufigkeit von Bubonen in den Lenden der Eingeborenen. Er hat einen Bubo am Hinterkopfe eines Mannes beobachtet, dessen Kopf erst kürzlich rasirt und wahrscheinlich durch das Rasirmesser verletzt worden war. Er bestätigt, daß andere Verbreitungsmittel angesteckte Personen, angesteckte Ratten und verseuchte Luft seien. Durch solche Luft werde die pneumonische Pest verbreitet.

Im Allgemeinen war es leicht festzustellen, daß die Pest 1894 in Hongkong in den Ansiedelungen indischer Arbeiter entstanden und von hier 1898 nach Ost-Afrika eingeschleppt worden ist. Einerlei, ob es in Getreide oder in Kleidungsstücken, durch Ratten oder sonstiges Ungeziefer oder im Körper angesteckter Personen verschleppt wurde, die Thatsache einer ungehinderten und häufigen Verbindung zwischen dem alten und dem neuen Pestherde lag überall unleugbar vor. Die Pest machte jedoch auch einen überraschenden Sprung, als sie wie ein Blitzstrahl das Dorf Augzap in Turkestan traf. Dieses liegt 14 000 Fuß über der See im Gebirge, wo das Klima beständig kalt und trocken ist, also dem siedenden Klima von Hongkong, Calcutta und Bombay so schroff entgegengesetzt, wie es überhaupt nur möglich ist. Dabei ist der Ort im russischen Turkestan 200 Meilen von Samarkand ganz abgelegen und schwer zugänglich. Die einzigen Zugänge werden als unwegsame Pfade über Berghänge beschrieben, die so gefährlich sind, daß sie den gewöhnlichen Reisenden abschrecken. Der Ort enthielt letzten Herbst 600 Seelen, aber plötzlich brach die Pest aus, und ehe sachverständige Hülfe eintraf, waren 378 Dorfbewohner gestorben. Niemand weiß, wie die Keime dorthin gelangten, aber da der Ausbruch der Krankheit und der Besuch eines Fakirs oder „heiligen Mannes" zusammenfielen, wird diesem allgemein die Einschleppung der Krankheit zugeschrieben. Er stammte ursprünglich aus dem Dorfe, hatte sich aber dem Wanderleben der Bettelmönche ergeben, an denen der Orient so reich ist. Man weiß, daß er in Afghanistan war, aber Niemand kann angeben, ob er in Indien gewesen ist. Er brachte einige Kleidungsstücke in das Dorf, von denen er angab, daß sie Decken aus Heiligengräbern gewesen seien. Diese gab er einer Wittwe, um sie zu zerschneiden und als Amulette unter die Gläubigen zu vertheilen. Sie starb an der Pest. Sieben ihrer Freunde und Verwandten folgten ihr. Dann wurde ihr Leichnam ausgegraben und wieder beerdigt, und die Pest ergriff die Leute, die an dieser Arbeit theilgenommen hatten. Von diesem Zeitpunkte an wüthete die Krankheit bis zum Herannahen des Winters, bis sachverständige Hülfe aus St. Petersburg kam. Die Ueberlebenden wurden geimpft. Dann badete man sie in heißem Wasser und darauf in einer Sublimatlösung. Die Kleidungsstücke jedes Einzelnen wurden verbrannt und neue Kleider geliefert. Selbst die Wolle, die die Schäfer sammelten, wurde verbrannt. Alle Häuser wurden desinficirt, die Fußböden aufgegraben und mit Kalk vermischt. Die Heimsuchung wurde auf diese Weise ebenso rasch beschworen, wie sie gekommen war. Vier Tage nach der Ankunft der Aerzte forderte sie ihr letztes Opfer. War nun die Einimpfung von Haffkine's Lösung von Bedeutung beim Erlöschen der Epidemie oder waren die Maßregeln des Desinficirens von größerer Wichtigkeit? Jedenfalls kann jener Ausbruch im Gebirge von unschätzbarem Werthe sein, sofern seine Lehre klar verstanden wird. Er zeigt, daß die Epidemie nicht der Hitze und feuchten Atmosphäre bedarf, um sich zu entwickeln. Marseille fürchtet die Pest, ebenso Malta und Neapel. Aber der Fall lehrt, daß alle Menschen sie fürchten müssen, selbst jene, die an den Abhängen des Montblanc wohnen.

Noch später brach die Pest unter den Arbeitern aus, die an der neuen russischen Eisenbahn durch die Mandschurei beschäftigt sind. Bald darauf trat sie bei Mekka auf. Es wird nicht bestritten, daß der Ausbruch auf Madagaskar der Ankunft einer Sendung Reis aus Bombay folgte, und es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß manche Forscher den Ausbruch in Bombay ebenfalls von der Ankunft einer Ladung Reis aus Hongkong datiren.

Ein Pestbeamter in Hyderabad hat entdeckt, daß Ballen roher Baumwolle sich als ein günstiger Nährboden für Pestkeime erwiesen. Er bemerkte ein auffälliges Zusammentreffen in der Eröffnung von Baumwollenballen und dem Pestausbruch in gewissen Theilen von Hyderabad. Er berichtete dies an die Pest-Commission, die sofort Proben von Baumwolle aus den inficirten Dörfern sammelte und feststellte, daß daraus entwickelte Culturen einen Bacillus enthielten, der mit den Pestkeimen identisch und im Stande war, die Krankheit durch Impfung auf Kaninchen zu übertragen. Es giebt kein anderes Mittel, Baumwolle zu desinficiren, als sie zu verbrennen.

Die Commission ist zu dem Schlusse gekommen, daß die Ansteckung in den meisten Fällen durch Kleidungsstücke verbreitet wird. Gerade wie die Vertheilung von Tüchern durch einen Fakir die Pest in einem Bergneste Turkestans hervorrief, so übertrug in Multan in Indien eine Kiste mit Zeug, die aus einer Pestgegend kam, dem Empfänger die Krankheit. Dutzende von ebenso sicheren Fällen sind in Indien vorgekommen, weil die Eingeborenen der Meinung sind, daß ein einfaches Waschen ihrer Bekleidung in kaltem Wasser sie von Krankheitskeimen befreie. Das regelmäßige Heftigerwerden der Seuche bei Eintritt kalten Wetters ist zweifellos dem Hervorholen von dicken Kleidungsstücken zuzuschreiben, die von ihren Besitzern während des warmen Wetters weggepackt waren. Das hat man in den Seehäfen von Arabien, Aegypten und am Mittelmeere schon lange gewußt. Dort kann ein Reisender von Calcutta oder Bombay nur landen, wenn er seine Person erst einem antiseptischen Bade und seine Kleidung und sonstigen Sachen einer Desinfection durch Hitze oder den Dampfproceß unterwirft.

Die Conferenz in Venedig, die 1897 Schutzmaßregeln für Europa aufstellen sollte, führte die folgenden Bestimmungen ein: 1. Strenge Vorsichtsmaßregeln in den indischen Abfahrtshäfen, 2. eine zweite Schutzlinie in dem Rothen Meere und dem persischen Golfe und endlich 3. eine peinliche Aufsicht in den europäischen Ankunftshäfen. Der französische Mediciner Dr. Proust hat aber unlängst erklärt, daß sich seit der Aufstellung dieser Maßregeln zwei schwache Punkte herausgestellt haben. Der erste ist, daß gegenwärtig den Pilgern gestattet wird, von Indien nach Mekka zu gehen, und der zweite, daß die indischen Behörden in der Durchführung der verlangten Vorsichtsmaßregeln in ihren Häfen, von denen aus Güter und Personen verschifft werden, nachlässig sind. Er ist im Rechte, zumal im Bezug auf den indischen Pestherd. Die Vorsichtsmaßregeln, die gegen die Verbreitung der Pest in indischen Häfen getroffen werden, sind so thöricht, daß man ebenso gut gar nichts thäte. Dr. Proust behauptet, daß innerhalb zweier Jahre fünf englische Schiffe die Pest aus Indien eingeschleppt haben. Während ich in Indien war, konnte ich beobachten, was bei der Ankunft, dem Aufenthalte und der Abfahrt eines der Passagierdampfer der Peninsular und Oriental-Company geschieht. Es war eins der vielen Schiffe, die regelmäßig und häufig zwischen Calcutta und London verkehren, wobei den Behörden mehr als die nöthige Zeit für die Ausführung der vorgeschriebenen Vorsichtsmaßregeln zu Gebote steht. Zuerst führen diese Schiffe wegen der niedrigen Löhne, wofür diese Leute zu haben sind, eine große Anzahl von eingeborenen Indiern mit, die als Seeleute, Wärter, Heizer, Bediente und in anderen Eigenschaften arbeiten. Schmutzigere Menschen kann man sich überhaupt kaum vorstellen. Das in Rede stehende Schiff lag einen Monat nach seiner Ankunft im Hoogly-Flusse bei Calcutta, und die siebzig oder

Digitized by Google

mehr Eingeborenen der Besatzung gingen ungehindert an's Land und zwar in solche Theile der verpesteten Stadt, die Leute dieser Art natürlich besuchen. Es stand ihnen nichts im Wege, noch wurde irgend eine Aufsicht darüber ausgeübt, wohin sie gingen oder was sie thaten. Während der Zeit, die sie in der Stadt waren, nahmen die Todesfälle so sehr zu, daß Calcutta wieder für einen inficirten Hafen erklärt und in sämmtlichen Seehäfen von Indien bis nach England Quarantäne dagegen eingeführt wurde. Schließlich kam der Tag der Abfahrt, und die Officiere, die Besatzung und die Passagiere, — unter den Letzteren befand sich mindestens ein Indier — wurden von den Pest-Inspectoren untersucht. Eine ärztliche Untersuchung, selbst wenn sie auf das Genaueste durchgeführt wird, kann nur Fälle von Ansteckung, die bereits weiter vorgeschriten sind, feststellen. Die Schiffsofficiere rechneten auch mit der Wahrscheinlichkeit, daß sie mit einem Dutzend Pestkranker belastet sein würden, ehe sie Port Said erreichten, selbst wenn die Untersuchung noch so gründlich wäre. Ich wohnte der Untersuchung der Passagiere bei. Sie bestand darin, daß man beim Besteigen des kleinen Dampfers, der die Fahrgäste zum großen Schiffe brachte, bei einem Arzt vorbei mußte, der Jeden bloß an den linken Oberarm klopfte und fragte: „Sind Sie ein Passagier?" Man gab mir die Versicherung, daß, was in diesem Falle geschah, weder an Oberflächlichkeit noch Strenge von dem üblichen Verfahren bei allen aus indischen Häfen abfahrenden Schiffen abweiche. Das Gepäck und anderes Eigenthum der Passagiere entging jeder Untersuchung. Ich weiß aber, daß ein Mann einen beträchtlichen Vorrath alter indischer Kleidungsstücke an Bord des Schiffes brachte, die er von indischen Hausirern gekauft hatte. Wenn sie Ansteckungskeime enthielten und etwa zur Decoration von Kissen, Stühlen und Kaminbehängen gebraucht wurden, so genügte es, um ganz London zu verpesten.

Es war Alles eine Komödie, aber es konnte nichts anderes sein, und alle Vorkehrungen dieser Art bleiben wirkungslos, so lange nicht die Aufgabe, die Herde der Epidemie zu überwachen, von einer internationalen Commission in die Hand genommen wird und zwar von Beamten, die von den Mächten Europa's und Amerika's ernannt werden. Man muß die Stellung der Engländer in Indien verstehen und in Betracht ziehen. Sie leben neben der Pest und haben schon lange aufgehört, sich davor zu fürchten, weil die Seuche das indische Pestfutter dabei vorzieht und die Weißen verschont. Aber in Europa und Amerika wird man mit dieser Sorglosigkeit nicht einverstanden sein und einen Druck auf England ausüben müssen.

Ein todtgeschwiegener Naturphilosoph.

Von Albert Bendler.

Auf keinem Gebiete des menschlichen Wissens sind die Verkannten und Todtgeschwiegenen häufiger, als auf jenem Felde, wo Naturwissenschaft und Philosophie, Erfahrung und Hypothese in einander übergehen. Wie lange hat der große Heilbronner Arzt Jul. Rob. Mayer gebraucht, um mit seiner mechanischen Wärmetheorie durchzudringen, und nicht einmal Helmholtz ist ihm ganz gerecht geworden. Noch schlimmer erging es dem jungen Beamten am Darmstädter Naturaliencabinet Joh. Jacob Kaup, der dreißig Jahre vor Darwin und ohne von Lamarck zu wissen die Entstehung der Arten beschrieben hat. Auch der Navigationslehrer in Elsfleth: Wilhelm Heinrich Preuß, der schon mehrere Schriften über materielle und psychische Bedeutung des Lebens, über den vorgeschichtlichen Menschen, über Nautik und Planimetrie veröffentlicht hat und sich überall als origineller Denker und kenntnißreicher Naturforscher zeigt, ist nur wenig bekannt geworden. Immerhin hat er jetzt die Genugthuung, daß sein Hauptwerk „Geist und Stoff, Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugniß der Organismen" eine durch Nachträge vermehrte zweite Auflage (Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung) erlebt.

Wie Preuß zu seiner ganz eigenartigen Weltanschauung gekommen ist, erzählt er uns selbst. Sein früherer Beruf als Hauptlehrer für Naturwissenschaften an einer größeren landwirthschaftlichen Lehranstalt gab ihm öfter Veranlassung, über das Problem des Lebens nachzudenken. Als nunmehriger Lehrer der Astronomie brachte er seine biologischen Studien und Erfahrungen in Verbindung mit kosmischen Problemen, wobei er aber noch immer im Gedankengleise von Kant und Laplace wandelte und das Problem des Lebens zu lösen versuchte auf Grund der Weltanschauungen dieser Denker. Er versetzte sich in Gedanken zurück in die fernsten Zeiten unserer Weltära und sah mit geistigem Auge glühende Planetenfeuerbälle um die feurige Sonne wandeln. Unmöglich konnte sich auf diesen kosmischen Gebilden Leben finden, denn der hohe Temperaturzustand würde jeden organischen Complex reducirt haben auf einfache chemische Verbindungen. Indem er sich dann vorstellte, daß er nach langer Zeit abermals desselbigen Weges fuhr und nun dort, wo vorher nur verzehrende Feuergluthen züngelten, üppig sprossendes Leben in einem buntgewirkten Pflanzenteppich erblickte und dazwischen Thiere aller Art sich ihres Daseins freuen sah, legte er sich die Frage vor: Wie und von wannen sind diese Organismen hierhergekommen? Er dachte längere Zeit nach, endlich schien die Schwierigkeit zu weichen. Da noch die Kometen zurückgeblieben waren aus dem Kreise der Betrachtung und in das System von Laplace nicht passen, nahm er an, diese seien nicht durch den feuerflüssigen Zustand gegangen, und während also bei der Bildung des Sonnensystems Alles eine Gluth gewesen war, habe sich das Leben auf den Kometen gerettet aus dem allgemeinen Brande in unermeßliche Tiefen des Weltraumes und sich hier erhalten. Da auch die Kometenbahnen sich mit den Planetenbahnen kreuzen, so schien es wahrscheinlich, daß zu geeigneter Zeit eine Zusammenkunft zwischen diesen Weltkörpern eingetreten sei, wobei denn der Komet den Planeten besaamt — und gleichsam befruchtet habe — so daß nun die Kometen das männliche, die Planeten aber das weibliche Princip im Kosmos verkörperten. Die Planeten waren nur die Träger des Lebens, das auf diesen einem höheren Zustande — gleichsam durch ein Uebergangsstadium — entgegengehen sollte. Es war jetzt nur nöthig, den Samen aufgehen zu lassen; aber da leistete die Lehre Darwin's ja alles Nöthige und die Arbeit aus dem Samen der Kometen das ganze organische Reich auf unserem Planeten hervorgehen zu lassen, schritt unter Führung des Kampfes um's Dasein, der Transmutation und natürlichen Zuchtwahl bald wacker vorwärts. So weit war er gekommen, als er an der Hand seiner anderen philosophischen Forschungen versuchte, das Gefundene zu controliren und die Entwickelung des menschlichen Geistes aus dieser Entwickelung des des Lebendigen zu construiren. Da ging denn bald Alles in die Brüche; er mußte sich sagen, daß der Mensch auf solche Weise geworden, nicht im Stande sein könne, die anorganische Materie des Erdballs nach ihren physikalischen und chemischen Verhältnissen zu erforschen, da sie ihm ganz fremd sei, und fast nur als Unterlage für seine Fuß- und Schuhsohlen gedient habe. Ferner, daß durch unterirdische Kräfte leicht einmal die dünne Erdrinde durchbrochen und das so mühsam erhaltene Leben in einer einzigen Katastrophe zerstört werden könnte. Die Continuität der Entwickelung, für welche die menschliche Vernunft ein unwiderlegbarer Zeuge ist, lief bei dieser Weltconstruction die allergrößte Gefahr und dem Leben selbst wurde eine so kümmerliche Stellung im Weltprocesse angewiesen, welche erfahrungsgemäß ihm nicht zu Theil geworden ist. Das Leben hatte offenbar eine größere Bedeutung erhalten. Er mußte sich also nach einer Modification seiner Ansicht umsehen und begann nun damit,

Digitized by Google

an der Kant'schen Kosmogenie zu rütteln. Er bildete sich ein, daß die Summe aller Erscheinungen, welche Tag für Tag an unseren Sinnen vorübereilt, auf einen großen Werdeproceß deute, der fort und fort um uns her walte und dessen Verlauf in der Vergangenheit aus dem täglichen Verlauf der Erscheinungen sich construiren lassen müsse. Auf welche Weise mag wohl die Erde nach und nach ihre Größe erhalten haben? war eine Frage, welche sich, wie er meint, in erfahrungsmäßiger Weise beantworten ließ, da wir ja noch täglich, ja stündlich eine Vermehrung der Erdmasse in dem Fall kosmischer Meteormassen sehen. Somit war der Schluß nahe, daß der ganze große Erdball aus dem Zusammensturz kosmischer Meteormassen entstanden sei. Da nun auch die Kometen aus Meteoriten und Sternschnuppen bestehen und Preuß diesen bereits die organische Materie vindicirt hatte, so mußte er auch folgerichtig dasselbe von denjenigen Substanzen annehmen, welche unsere Erde gebildet haben. Auf einmal zeigte sich ihm der organische Ursprung des ganzen Weltalls und er brauchte nur noch nach Beobachtungen zu suchen, welche das Resultat seines Nachdenkens aus dem Bereich der Hypothesen in das volle Licht einer Erfahrungserkenntniß heben konnten. Nun hatte ja bereits Wöhler in Meteorsteinen organische Verbindungen gefunden und Galle hatte die einzelnen Fälle gesammelt, welche von dem Herabfallen gelatinöser Substanzen aus dem Himmelsraume berichten. Instinctiv fühlte er, daß er auf dem rechten Wege war. Er prüfte die Summe seines Nachdenkens an chemischen und physikalischen Gesetzen, wo sich ihm gleich die große Bedeutung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie im organischen Processe aufthat und der Begriff der organischen Materie selbst gewann ein neues Leben, eine neue Organisation. „Nunmehr stimmten die materiellen Forschungsresultate auch vortrefflich zu der philosophischen Controle — es enthüllte sich mir ein Theil der Welt und ihres Laufes nach dem andern, ich sah den Mikrokosmus in schöner Relation zum Makrokosmus und subjective und objective Erkenntniß konnten sich zur Welterkenntniß ergänzen." Im März 1876 war er mit seinen Ideen vollständig im Reinen. In zwei kleinen Schriften „Materielle Bedeutung des Lebens" und „Psychische Bedeutung des Lebens" (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung) machte er zuerst sein System bekannt. Er schließt also auch auf eine allmälige Umwandlung aller Organismen unseres Planeten; aber er stellt die Menschheit in den Vordergrund. Es war nicht Zufall, daß die menschliche Natur aus der Entwickelung alles Irdischen hervorging, sondern Nothwendigkeit. Der Mensch ist das Ziel aller tellurischen Vorgänge und jede andere neben ihm auftauchende Form hat aus der seinigen ihre Züge entlehnt. Der Mensch ist das erstgeborene Wesen des ganzen Kosmos, freilich nicht in der gegenwärtigen Form, sondern wie er diese sich in 273 Tagen aneignet im Mutterleibe, mit dem Graaf'schen Follikel und den Spermatozoiden beginnend, so hat auch das Menschengeschlecht diese Umwandlungen von den allereinfachsten Lebenszuständen bis zur jetzigen vollkommenen Gestalt an sich erfahren. Es hat auch erst eine solche Entwickelungsreihe, die ein Analogon zur Schwangerschaft bildet, durchlaufen und zwar so lange als die Sonne noch nicht mit dem allgewaltigen Zauber ihres Lichtes in seine Entwickelung eingriff, als noch die tellurische Energie den Menschen allein am Leben erhielt. Jetzt hält ihn die allmächtige Sonne und das Leben der Erde ist fast erloschen. Nur eine glimmende Kohle ist noch in dem großen Aschenhaufen geblieben, welche der Forscher aufsucht und aus ihrem schwachen Schimmer erkennt, daß jener große unorganische Rückstand, den wir Erdball nennen, einst durch und durch voller Leben war. Empfindung hat den Menschen gebildet nach einem überall im Universum herrschenden strengen Gesetz; Empfindung hat auch die Thier- und Pflanzenwelt gebildet nach demselben Gesetz; aber der Mensch ist mit dem Löwenantheil davon gegangen. Als seine Keime entstanden waren, hatte der gebliebene organische Rückstand nicht die nöthige Kraft mehr, um weitere menschliche Keime zu erzeugen. Was noch entstand, wurde Thier oder Pflanze mit Anlage zu immer unvollkommenerer menschlicher Differentiirung. Als dem Rückstande alle Zeugungskraft erloschen war, fiel er dem unorganischen Zustande anheim und die Kraft der geschlechtlichen Liebe verwandelte sich in die welterhaltende Schwerkraft der unorganischen Materie. Wie man sieht, ist Preuß — um es in einem Schlagwort auszudrücken — der umgekehrte Darwin. Doch hören wir seine Beweisführung.

Unsere besten Fernröhre von größter optischer Kraft zeigen uns in schwindelnden Raumfernen in Bildung begriffene Welten, welche ein Analogon bilden werden zu den Zuständen, welche unser Planet einst durchlaufen hat. Unsere Erde ist auch einmal ein Nebelfleck gewesen, welcher in mildem planetarischem Lichte geleuchtet hat. Aber das war schon nicht mehr die Zeit der biologischen Einheiten, sondern dazumal war die Collision unter diesen unruhigen Lebewesen, die auf der denkbar einfachsten Stufe der Organisation standen, schon so weit fortgeschritten, daß sich ein bestimmtes Bildungsgesetz aus der Nebelmasse erkennen ließ, welches zur Verdichtung derselben zu unserem Planeten und seinem Begleiter, dem Monde führte. Indem sich bei einer Collision der biologischen Einheiten unorganische Partikel — als Gase wohl zunächst — ausschieden und das neu entstehende organische Wesen umgaben, wurde dieses in seiner Bewegung beschränkt und es trat jene eigenthümliche Kraft der unorganischen Materie auf, welche im Weltall eine so große Rolle spielt, nämlich die Schwerkraft, wodurch es möglich wurde, daß große Complexe von neu entstehenden Organismen sich zu einer Nebelmasse zusammenthaten und andere Complexe in ihr Bereich zogen und so die Bildung der Weltkörper einleiteten. In einer solchen Nebelmasse konnten sich vermöge der geringen Dichtigkeit die aus der Collision hervorgegangenen Organismen noch mit Leichtigkeit bewegen, sie schwammen fast noch frei in derselben herum. Dies war aber auch nothwendig, denn ihre geringe Organisation gestattete ihnen noch keinen Flug durch dichte Luft, noch weniger aber einen Aufenthalt im Wasser oder gar auf einer festen Unterlage, wie der jetzige Erdball eine ist. Indem sie nun in der Nebelmasse fortfuhren zu collidiren und sich in neue Organismen zu verwandeln, ging zugleich Hand in Hand damit die Ausscheidung unorganischer Materie, welche dem Gesetze der Gravitation folgend sich mehr und mehr zu einem Kern im Nebel verdichtete und dem unorganischen Träger, auf dem sie später wandeln sollten, Ursprung gab. Die Materie der Organismen sublimirte sich immer mehr, und während der Kern einerseits wuchs, nahm auf der anderen Seite die Entwickelung der Organismen ihren Lauf, so daß dasjenige, was an ausgeschiedener unorganischer Materie den Organismen verloren ging, ihnen in Gestalt einer fortschreitenden Entwickelung und Zunahme an Organisirung wieder zu Gute kam. Die ausgeschiedene unorganische Materie, oder, der Hauptsache nach, der Kern in der Nebelmasse bildete das Maaß der Entwickelungshöhe der ihn umgebenden Organismen. Die Organismen selbst, welche die leichtere Nebelmasse erfüllten und den Kern umgaben, hatten mittlerweile die Gestalt von gallertartigen Bläschen erreicht — denn so werden wir uns nach Preuß ihren Zustand zu denken haben, wenn wir nicht vergessen, daß noch jetzt die Organismen sich aus ähnlichen Keimen bilden. Den unendlich langen kosmischen Bildungsvorgang wiederholen noch jetzt die Organismen in der Entwickelung der Individuen, was Haeckel bekanntlich zuerst am deutlichsten bemerkt hat, weßhalb er das Gesetz aufstellte, daß die Ontogenie eine Wiederholung der Phylogenie sei. Dieser Ausspruch involvirt einen außerordentlichen Fortschritt in der biologischen Erkenntniß. Die Ontogenie ist ein durch den ungeheuren Energiezufluß des Sonnenlichtes ermöglichter abgekürzter phyloge-

Digitized by Google

netischer Entwickelungsproceß. Als nun die Planeten noch aufgelöst in kosmische Nebelmassen sich allmälig niederschlugen, war auch die Sonne noch nicht so weit verdichtet, daß sie wirksam leuchten konnte und der Lebensproceß in diesen Nebeln war daher ein bedeutend verzögerter gegen den jetzigen. Es folgt namentlich aus dem Mangel des Sonnenlichtes eine unvollständige Ernährung der ersten Organismen und ein vollständiges Fehlen derselben bei den biologischen Einheiten. Von einer Ernährung konnte umsoweniger die Rede sein bei den ersten Organismen, als ihnen noch alle Organisation abging; die Ernährung wurde vielmehr erst möglich, als sie so weit durch Differentiation gelangt waren, daß sich Ernährungsorgane bilden konnten. Unter den Organismen in den kosmischen planetarischen Nebeln herrschte deßhalb nur Zeugung, welche eintrat, sobald zwei oder mehrere collidirten. Dann ging aus einem solchen Complex von Organismen ein neuer durch Zeugung hervor. Dieser neue Organismus blieb so lange mehr oder minder unverändert, bis er auch mit einem ähnlichen Organismus collidirte, worauf wieder Zeugung eintrat und Umbildung zu einem höheren. Bei dieser Umbildung trat zugleich eine Ausscheidung von unorganischer Materie ein, wodurch der Energieaufwand bestritten wurde, der zu einer Neu- und Umbildung, zu einem Aufsteigen in der Entwickelung, erforderlich war. „Nun liegt auf der Hand, daß derjenige Organismus am höchsten in der Entwickelung gestiegen ist, der am häufigsten diesen Umbildungsproceß an sich erfahren hat, oder dessen Entwickelung in gerader Linie hinaufreicht bis zu den biologischen Einheiten. Dieser Organismus ist auf unserem Planeten der Mensch, der wirkliche Herr der Erde. Die ganze organische Entwickelung im großen Processe der Erdbildung hat sich zugespitzt zur Menschenentwickelung, denn der Mensch ist der vollkommenste aller irdischen Organismen. Alle übrigen sind ihm weit untergeordnet, und er ist im Stande, sie alle von sich abhängig zu machen und auf ihr Dasein hemmend oder fördernd einzuwirken. Es ist daher nicht anders möglich, als alle übrigen Organismen, welche aus dem Processe der Erd- und Menschenbildung noch hervorgegangen sind, als Nebenproducte dieser großen Entwickelung anzusehen. Wir müssen deßhalb alle Organismen, welche aus der Collision der biologischen Einheiten hervorgingen, für anthropogenetische Keime halten, welche auf dem geraden Wege waren, sich zu dem späteren Menschen umzubilden, wenn sie auch nicht alle dieses Ziel erreichten. Der Ursprung des Menschen reicht daher in gerader Linie bis hin zu den biologischen Einheiten; er ist der Erstgeborene der Schöpfung."

Wenn daher eine Anzahl der biologischen Einheiten sich zu einem Complexe vereinigte, so war das Zeugungsproduct ein anthropogenetischer Keim, auf welchen die meiste organische Energie der Eltern überging. Was nachblieb vom Complexe, ging entweder in Folge der Schwächung nach und nach zu Grunde oder aber existirte als ein zeugungsfähiger Organismus anderer Art weiter und wenn es wieder zu einer Collision mit einem gleich geschwächten Organismus kam, so war das Zeugungsproduct kein anthropogenetischer Keim — denn das war unmöglich, da der erste Energieverlust durch Ernährung nicht wieder ersetzt werden konnte —, sondern ein Keim niederer Art, ein thierischer oder zoogenetischer Keim. So war es vielleicht möglich, daß der alte Complex nach dieser zweiten Schwächung immer noch Energie und Beweglichkeit genug behielt, um mit einem anderen Seinesgleichen eine abermalige Collision einzugehen. Das Product war ein niederer Organismus als der vorher erzeugte zoogenetische Keim, konnte aber trotzdem noch zur Zoogenesis — wenn auch einer niederen als der vorigen Art — dienen, bis schließlich der alte Complex so weit geschwächt war, daß er nur noch bei erneuerten Collisionen so unbeweglichen Lebewesen, wie die Pflanzen sind, den Ursprung geben konnte. Aus der ersten Zeugung der biologischen Einheiten gingen mithin nur anthropogenetische Keime hervor, aus den späteren zoogenetische, bis zuletzt die Zeugung bei den phytogenetischen Keimen erlosch. Wenn nun später in den kosmischen Nebeln zwei oder mehrere anthropogenetische Keime collidirten, so war auch nur das erste Zeugungsproduct wieder ein höherer anthropogenetischer Keim, weil noch immer der Mangel der Ernährung einen Ersatz für die bei der Zeugung verlorene Energie nicht aufkommen ließ. Die Eltern existirten als zoogenetischer Keim weiter, bis sich ihre Zeugungskraft zuletzt in der Phytogenesis verlor. Ebenso war bei einem zoogenetischen Zeugungscomplex der Energieverlust so stark, daß die Eltern niemals bei einer erneuerten Collision einen zoogenetischen Keim derselben Art wieder hervorbringen konnten als bei der früheren Collision. Die Zeugungsproducte wurden mit immer geringeren Anlagen zur Organisation und Differentiation geboren, bis schließlich nach einer oder mehreren phytogenetischen Zeugungen der alte Complex zu Grunde ging. „Dieses Spiel konnte sich in den planetarischen Nebeln eine sehr lange Zeit fortsetzen und es läßt sich keine so große Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt erdenken, welche nicht aus demselben mit leichter Mühe abgeleitet werden könnte. Und es ist dieses, wenn wir gehörig über die Sache nachdenken, wirklich der einzige Weg, der von der Natur eingeschlagen sein kann zur Entfaltung ihres Reichthums an thierischem und pflanzlichem Leben. Wir können hierbei leichten Herzens Verzicht leisten auf den Kampf um's Dasein, die natürliche Zuchtwahl und wie alle die Willkürlichkeiten heißen mögen, die gestaltend auf das Reich der Organismen eingewirkt haben sollen und mit denen man, bei Lichte besehen, nicht aus der Stelle kommen kann. Warum konnte denn die Natur nicht auch das Reich der Menschen so vielgestaltig umformen, wie das der Thiere, wenn ihr der so gefügige Kampf um's Dasein und andere negative Principe zu Gebote standen? Warum ist unter allen Himmelsstrichen der Mensch immer nur einer und im Großen und Ganzen gleich beanlagt, gleich differentiirt? Unsere Erklärung kennt in der That nur eine Menschenart, das ist immer die Erstgeburt aller kosmischen Zeugung und es folgt daraus, daß in der That keine andere möglich ist. Der Mensch ist der Erstgeborene aller Creatur und die Zoogenesis ist ein Secundärproduct der Anthropogenesis, wie die Phytogenesis ein Secundärproduct der Zoogenesis ist. Wie nun der einzelne Mensch selbst emporwächst aus Zuständen, welche sich von seinen dermaligen immer weiter und weiter entfernen und welche sich zum Graaf'schen Follikel und zu den Spermatozoiden verfolgen lassen — so ist auch das ganze Menschen-, Thier- und Pflanzengeschlecht emporgestiegen aus ganz anderen Zuständen, welche sich freilich nicht so deutlich, aber dennoch einigermaßen sicher verfolgen lassen bis hin zum Protosperma der biologischen Einheiten, aus dem die Welt mit allen ihren belebten Wesen und deren Geschlechtern hervorgegangen ist."

Um nun die Weltentwickelung begreifen zu lernen, um sie gleichsam nachdenken zu können, ist es nach Preuß nöthig, daß wir in unserer eigenen (ontogenetischen) Entwickelung die des ganzen menschlichen Geschlechts wiederholen. Wie sollten wir wohl zweckmäßiger die Weltvorgänge fassen und begreifen lernen, als indem wir eine analoge, wenn auch weit kürzere Entwickelung durchmachen müssen, welche ein Abbild jenes großen Processes ist, der Alles, was da ist, umfaßt? Da nun das Thier ein nachgeborener Organismus ist, dessen Generationsfolge nur indirect bis zu den biologischen Einheiten geht, so folgt, daß dieses auch niemals bis zu der Höhe aufsteigen kann, auf welcher der Mensch sich befindet. „Der Mensch ist allerdings aus unvollkommenen thierischen Zuständen durch Entwickelung emporgestiegen, aber dennoch ist er niemals ein Thier gewesen, daher wird sich in seiner Ahnenreihe auch kein Affe oder ein Quadruped nachweisen lassen. Er war vielmehr in seiner Entwickelung den gleichzeitigen Thieren um eine ähnliche Entfernung voraus, wie jetzt seinen thierischen Zeitgenossen, so daß er sich vor den

Digitized by Google

gefährlichen Raubthieren nicht sonderlich zu fürchten brauchte. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte ihm der Kampf um's Dasein sicherlich ein Ende gemacht. Der Mensch ist daher nicht allein graduell vom Thiere, sondern auch specifisch verschieden. Es besteht zwischen ihm und den menschenähnlichsten Affen eine unausfüllbare Kluft, welche kein Darwinist zu überbrücken vermag, so gern er es sich auch einreden möchte. Daß nun die menschliche Entwickelungsstufe sich so weit von der thierischen unterscheidet, wurde nur möglich, vermöge des Mangels an Ernährung unter den Organismen in dem Urzustande unseres Weltalls. Es herrschte nur Zeugung unter ihnen und das ganze organische Individuum war mehr oder weniger nur Zeugungsorgan. Den Organismen mangelten alle differentiirten Organe; nur dadurch, daß sie sich frei bewegten und aus umsetzbarer Materie bestanden, kennzeichneten sie sich als die Grundorganismen, welchen vermöge ihrer Entwickelungsfähigkeit beschieden war, auf den betreffenden Planeten einst diejenige Stufe der Entwickelung zu erklimmen, welche sie jetzt erreicht haben. Solchen Wesen, denen bei der Collision Alles in Geschlechtstrieb ausging, denen alle differentiirte Organe fehlten, wäre Luft oder Wasser und noch mehr ein fester, abgekühlter Planet ein sicheres Grab gewesen. Erst nachdem sie alle diese unorganischen Bestandtheile ausgeschieden und deren Lebensenergie in sich aufgenommen hatten, konnten sie ihre Organisation vervollständigen und mit Hülfe dieser ausgeschiedenen Substanzen fördern. Was noch an Energie in der ausgeschiedenen unorganischen Materie übrig blieb, das äußerte sich nunmehr als Adhäsion, Cohäsion, Schwerkraft ꝛc. Ja, man darf diese Erscheinungen, ohne paradox zu sein, dreist als modificirten Geschlechtstrieb in der umgewandelten Materie bezeichnen, und so ist es denn die Liebe selber gewesen, aus welcher die ganze Weltentwickelung ihren Ursprung genommen hat und welche auch jetzt noch das ganze Weltall trägt und zusammenhält."

So klingt denn diese Weltanschauung des Naturforschers spiritualistisch aus und wirkt erhebend und befreiend. Auf die Einzelheiten seiner Beweisführung können wir hier nicht eingehen; sie sind oft paradox, scharf polemisch, aber immer geist- und kenntnißreich, meist überzeugend oder doch frappirend. Freilich ist aber mehr als nur die Weltätherheorie durchaus Hypothese, wenn auch Preuß es bestreitet. Dem (übrigens von ihm vorher erdachten) Hahn'schen Nachweis, daß Granit, Gneiß, Serpentin, Kalk, gewisse Sandsteine und Basalt aus Pflanzen bestanden haben, also Niederschläge des Lebensprocesses sind, legt er eine zu große Bedeutung bei, denn er beweist noch lange nicht den organischen Ursprung unseres Planeten. Seine Bedenken aber gegen die Feuertheorie der Sonne sind sehr beherzigenswerth: „es ist mit ungeheuren Wärmegraden in der Natur eine große Verschwendung getrieben, als ob die Welt weiter nichts zu thun hätte, als riesenhaftes Feuerwerk abzubrennen." Nicht einmal das feuerflüssige Erdinnere läßt Preuß gelten; die Vulkane sind ihm keine Schlote des Feuerkerns, sondern nur Zeugen einer unter dem Einfluß des Sonnenlichtes und des Wassers stattfindenden chemischen und physikalischen Thätigkeit in den oberen Luftschichten. Kein Vulkan reicht tiefer als zehntausend Meter hinab, der Boden darunter muß hart und fest sein, um dem ungeheuren Drucke zu widerstehen; auch Petroleum und Naphtha beweisen, daß es mit der großen Gluth nicht weit her gewesen sein kann, sonst würden sie eben verbrannt sein. Das Genialste ist aber jedenfalls Preuß' Lehre, daß die Ernährungsorgane aus den der Zeugung dienenden entstanden sind, auch der verkümmerte und obsolet gewordene Dickdarm deutet auf diesen Proceß hin. Besonders fruchtbar ist vielleicht der Gedanke von der Zeitlichkeit der Welt. „Alle jene Kräfte, wie chemische und physikalische, welche wir jetzt den Erscheinungen der unorganischen Materie zu Grunde legen, haben ihren Ursprung in der Zeit gehabt und sind nimmermehr der Materie von Ewigkeit her als solche eigen gewesen. Gleichwie die Vernunft selber erst mit dem Umsatze der organischen Materie zu unorganischer entstehen konnte, so sind auch sämmtliche Eigenschaften des metamorphosirten Stoffes, welche sie darin entdeckt, im Laufe der Zeit erschienen. Wir müssen uns daher gewöhnen, sämmtliche sogenannten Naturgesetze als von der Zeit abhängig anzusehen und auf ihre Unveränderlichkeit Verzicht zu leisten. Wären die Kräfte der Materie unwandelbar und von Ewigkeit her gewesen, also völlig unabhängig von der Zeit, so hätten im Universum nur Gebilde Raum, welche ebenfalls von der Zeit unabhängig wären. Die Ansicht also, welche sich auf die Unabänderlichkeit der Naturgesetze stützt, nach welcher sich alle Materie constituiren und bewegen soll, führt auf ein Weltgebäude, das in sich selber unveränderlich beharrt und worin kein Wandel statthaft ist. Die Welt aber, in der wir leben, ist kein solches starres Gebilde, sondern Veränderlichkeit und Wechsel ist die Regel und daher kann es nur von Kräften seinen Ursprung und Halt genommen haben, welche von der Zeit abhängig sind. Diese Kräfte aber wirken in der organischen Materie, aus welcher daher Alles, was ist, sein Dasein herleiten muß."

Literatur und Kunst.

Quer durch die Dresdener Kunstausstellung.

Von Johannes Gaulke.

Wohl selten hat uns eine Kunstausstellung einen so umfassenden Ueberblick über die zeitgenössische Kunstproduction gewährt, wie die diesjährige Deutsche Kunstausstellung in Dresden. Es sind alle ohne Unterschied der Richtung zu Worte gekommen, die Alten, die sich zu dem letzten Waffengang gegen die moderne Kunstanschauung wohl gerüstet haben, und die Jungen, die mit überlegener Ruhe den Ereignissen entgegensehen. Auch auf eine längst verflossene Kunstepoche werden die Augen des Beschauers durch die Collectivausstellung der Werke des sächsischen Meisters Lukas Cranach des Aelteren gelockt. Welch' ein Wechsel der Anschauung hat sich seit dem Auftreten Cranach's vollzogen! Es ist eine andere, uns fremdartige Welt, in die er uns schauen läßt. Wenn wir gegen uns selbst ehrlich sein wollen, wenn wir uns unbeeinflußt durch eine gelehrte Kunstforschung in seine Werke versenken wollen — wir vermögen ihm nicht mehr zu folgen. Fast vier Jahrhunderte sind darüber verflossen, eine Zeit des tiefsten Verfalls des deutschen Volkes, aber auch die Zeit des Niederganges der katholischen Kirche und der Ueberwindung der transcendenten Weltanschauung und der Befreiung des Menschengeistes von imaginären Fesseln. Ueber Cranach's künstlerische Bedeutung ist das Urtheil wie über Dürer und Holbein noch nicht abgeschlossen. Er ist kein Meister großen Stils wie Jene; und er wäre ohne seine freundschaftlichen Beziehungen zu den Reformatoren und seine Anhänglichkeit zu seinem Kurfürsten, dem er hochbetagt freiwillig in die Verbannung folgte, wohl keine besonders populäre Erscheinung der deutschen Kunst geworden. Seinen Nachruhm hat er andererseits nicht zum Geringsten den Kunstgelehrten zu verdanken, die ihn drei und ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode nicht haben zur Ruhe gelangen lassen. Die Ausstellung seiner hervorragendsten Werke mag den Schulästhetikern wiederum eine willkommene Gelegenheit zu neuen spitzfindigen Kunstfragen bieten. Einen großen Aufruhr hatte bereits die sogenannte Pseudo-Grünewald-Frage verursacht. In diesem Streite handelte es sich um die Feststellung der Autorschaft einer Anzahl mittelalterlicher Werke, die einerseits an den Stil Cranach's gemahnen, andererseits aber auch in der Malweise Berührungspunkte mit den Arbeiten des aus Frankfurt gebürtigen Malers Matthias Grünewald

Digitized by Google

aufweisen. Da sich aber bald auch schwere Bedenken gegen die Autorschaft des Letzteren geltend machten, so holte man flugs einen Dritten zur Schlichtung des Streites herbei, den sogenannten Pseudo-Grünewald. Man sieht, daß die gelehrten Kunstforscher eine nicht minder große Verwirrung anzurichten vermögen als die Literaturhistoriker, die sich um die Verfasserschaft von Shakespeare's Werken herumstreiten. An der Sache selbst wird dadurch glücklicherweise nichts geändert. Das Gute wird weiter bestehen und das Schlechte wird auch ohne das Zuthun Anderer verschwinden. Daher dürfte uns die Zukunft Lukas Cranach's nicht gerade mit banger Sorge erfüllen: er wird immer eine hochinteressante Erscheinung einer vorwiegend religiös gestimmten Zeit bleiben, sonst aber keinen Einfluß auf die Kunstentwickelung ausüben.

Die religiöse Malerei nach Art der Dürer, Holbein, Cranach ist überwunden, mag auch das religiöse Stoffgebiet immer noch die Phantasie des Künstlers beschäftigen. Die Naivität, mit der die alten Meister an ihren Vorwurf herangetreten sind, ist unserer Zeit abhanden gekommen, in der Kunst und Dichtung überwiegt Reflexion. Dies gilt auch von einem der Größten der Modernen, von Max Klinger. Was will er mit seinem Christus im Olymp sagen? Es ist schon viel Tinte im Kampf der Meinungen um dieses Werk geflossen. Ueberaus fromme Leute haben es als eine Verhöhnung der christlichen Religion hinzustellen beliebt. Wie konnte auch Christus zu den Olympiern gehen, bei denen er nichts zu suchen hat! Seine Mission hat er auf dieser Erde zu erfüllen, und die alten lebensfreudigen Götter dürften wohl auch schwerlich seinem Rufe folgen. Es ist ein gewaltiger Vorwurf, an dessen Lösung sich Klinger begeben hat: „Christus im Olymp" ist etwas mehr als eine persönliche Angelegenheit des Messias, es ist darin der Auflösungsproceß der antiken Cultur und das siegreiche Vordringen der christlich-germanischen geschildert. Noch tummeln sich die Olympier im Hochgefühl ihrer ewigen Jugendkraft — nur Zeus, der Göttervater erscheint etwas gealtert —, da tritt plötzlich der hagere blonde Mann mit den leidenden Zügen unter sie. Vier Frauen mit dem Kranz folgen ihm — keusch und züchtig gewandet, wie es sich in guter Gesellschaft geziemt. Mit scheelen Blicken werden sie von den üppigen, kraftstrotzenden Olympierinnen, die die irdische Liebe symbolisiren, gemustert. Nur eine der nackten Frauen ist vor dem Messias in das Knie gesunken, sie ist mit Hymens Band an einen heidnischen Jüngling gefesselt, den sie im Stiche läßt — eine Variation auf eine der schönsten Stellen des Evangeliums: „Wer von euch ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Auch auf die Versuchung Christi ist leicht Bezug genommen: Dionysos streckt ihm den Weinbecher entgegen. Aber der Messias schreitet gemessenen Schrittes weiter, Liebeslust und Sinnesfreuden haben nie sein Herz erfüllt, darum mußte er über die Olympier siegen. Im Predellenstück des altarförmigen Gemäldes sehen wir sie sich selbst zerfleischen im fruchtlosen Kampf. Die Scene in der Unterwelt ist mit der Farbengluth Dante's geschildert. — Klinger hat in diesem großen Werk alle Gesetze über die Composition, die Form und Anlage des Kunstwerkes negirt. Von einer Composition der Figuren zu einzelnen Gruppen, die wiederum durch Bindeglieder zu einer großen Einheit verschmolzen werden, kann hier nicht die Rede sein, ebenso wenig von einer zusammenhängenden, innerlich motivirten Handlung. Es sind hier einzelne, bestimmt begrenzte Momente, eine Reihe von Stimmungsbildern in einem Rahmen vereinigt. Auch in dem Aufbau sprengt Klinger die conventionellen Fesseln. Am Fuße des Gemäldes reihen sich fast unvermittelt zwei echt Michelangelo'sche weibliche Rundfiguren den gemalten an.

In der Plastik hat Klinger nicht weniger bedeutende Erfolge zu verzeichnen als in der Malerei, ja, man schätzt zeitweise den Bildhauer Klinger höher als den Maler. Das ist Temperamentssache. Wichtiger ist, daß er, wie auch Arthur Volkmann (Rom) und Adolf Hildebrand (Florenz) zu den Vorkämpfern einer der naturalistischen entgegengesetzten Anschauung in der Plastik gehört. Als der Realismus in der Plastik durch Reinhold Begas, der wie die Vorigen mit einer größeren Anzahl seiner Werke in Dresden vertreten ist, mit glänzenderem Erfolge angewendet wurde, glaubte man, daß die Zukunft der Bildhauerkunst auf dieser Basis allein beruhe. Dieser Glaube ist durch neuere Erscheinungen nur zu schnell erschüttert worden. Wie hatte einst der elektrische Funke von Begas das Berliner Publicum entzückt! Mit welcher Begeisterung sprach man von seinen mythologischen Arbeiten: Raub der Sabinerinnen, Pan und Nymphe u. A.! Dieser Enthusiasmus ist verrauscht, mag auch das Können des Meisters uns immer noch unsere höchste Achtung abnöthigen. Denn unaufhaltsam bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß das Wesen der Kunst nicht in der sclavischen Nachbildung der Natur beruhe, sondern in der Veranschaulichung einer Idee oder auch in der Fixirung einer Stimmung. Werke, die nur das Auge des Beschauers beschäftigen, veralten bald, die aber der Phantasie und dem Gemüth etwas bieten, nie.

Diese Aufgabe der Kunst hat Hugo Lederer (Berlin) richtig erfaßt. Er ist einer der Wenigen, die sich in der Hauptstadt der patriotischen Muse zu einem eigenen Standpunkt durchgerungen haben. In der Colossalgruppe „Schicksal" veranschaulicht er die bittere Nothwendigkeit, das eiserne Muß, dem wir Alle ohne Unterschied des Standes und der Herkunft unterworfen sind. Ein kaltes, stolzes Weib, in dessen Zügen sich keine menschliche Rührung wiederspiegelt, schleift zwei menschliche Gestalten hinter sich her. Die eine, das schwächere Weib, hat sich willenlos dem Schicksal ergeben, während der Mann sich noch einmal mit dem letzten Kraftaufwand dagegen aufbäumt. Die Gruppe, die vor zwei Jahren in Berlin zum ersten Mal die Aufmerksamkeit auf ihren Schöpfer lenkte, zeugt von einer großen Gestaltungskraft und einem seltenen Ideenreichthum. In einer anderen Arbeit „Haide" gelangt in dem Weibe, das, auf einem Ast ruhend, den Blick träumerisch in die Ferne richtet, eine melancholische Naturstimmung zum Ausdruck.

Für die Richtung, welche die moderne Kunst einschlägt, sind auch die Arbeiten der Dresdener secessionistischen Maler von charakteristischer Bedeutung. Die nackte Naturschilderung konnte auf die Dauer nicht befriedigen, es mußte der Maler ein rein persönliches Moment in seine Arbeit versenken, wollte er im Kampf mit der Photographie den Sieg erringen. In welcher Weise dies geschieht, ob durch eine figürliche Staffage, ob durch eine besondere Anordnung der Gegenstände oder begrenzte Licht- und Luftstimmungen, kommt weniger in Betracht, wenn nur der Künstler überhaupt etwas zu sagen hat. Diese Forderung haben die Dresdener Secessionisten, die Pietschmann, Müller-Breslau, Stremel, Mediz, Lührig, Besig u. A. erfüllt. Pietschmann ist Lyriker in der Stimmung, wenn er den Frühling schildert, das Hoffen und Harren, das sich aus der werdenden Natur in die Herzen der Menschen ergießt. Müller-Breslau ist herber im Ausdruck, er neigt mehr zu melancholischen Stimmungen; wenn sich der Abend schwer über die Landschaft senkt oder wenn der Herbstwind durch die Baumkronen rauscht, dann vermag er seine höchste Künstlerschaft zu entfalten. Lührig und Mediz wissen ihre Figurenbilder mit einem tiefen symbolischen Gehalt zu erfüllen. Auch von Ledebur mit seinen duftig behandelten Innen- und Freilichtbildern, Bantzer mit seiner derben Kost und Herrmann Prell, der Meister des monumentalen Stils — sofern er seine Kunst nicht in den Dienst der höfischen Muse stellt — sind Künstler von Temperament und Eigenart. Wer nur immer seinen Intentionen folgt, wird nie verflachen, gefährlich werden dem Künstler nur die großen Vorbilder. Das hat Hans Unger, ein vielversprechender jüngerer Künstler bewiesen, der so weit in seinem Vorbild Böcklin aufgegangen

Digitized by Google

ist, daß man ihn schlechtweg als einen Copisten des großen Meisters ansehen könnte.

Ein Gebiet, das noch nicht vom Autoritätsglauben durchseucht ist, sondern im Gegentheil sich von jeder conventionellen Fessel zu befreien sucht, ist das moderne Kunstgewerbe. Lange Zeit führte es ein Scheindasein, bis eine neue Stilbewegung einsetzte, welche Kunst und Handwerk wieder in Fühlung zu einander brachte. Ueber die Lebensfähigkeit des neuen Stils und seine endgiltige Erscheinungsform können wir ein abschließendes Urtheil noch nicht abgeben; die in Dresden ausgestellten Gegenstände, die Wohnungseinrichtungen, das Ameublement, die Wanddecorationen, die Wirthschaftsgeräthe und Schmuckgegenstände legen jedoch von dem ernsten Streben, eine neue Formensprache zu erfinden, Zeugniß ab. In der Decoration der Wände dominirt das naturalistische, wenig entwickelte Motiv, Lilien und Rosen, Fasanen und Pfauen sind nach dem Vorbilde der Japaner durch verschnörkelte Linien in die Ornamentik gezogen. Andererseits gelangt aber auch die leichtflüssige charakterlose Linie und das decente Colorit, wie es die Engländer lieben, in der Flachdecoration zur Anwendung. Es macht sich in dieser Hinsicht eine Reaction auf die überladenen Formen des Renaissance- und Barockstils, der die Architektur und die angewandten Künste bisher fast ausschließlich beherrscht hat, bemerkbar. Am deutlichsten tritt das Streben nach Einfachheit in dem neustilistischen Ameublement in die Erscheinung. Der Schrank, die Truhe, der Tisch, die Stühle sind jeden überflüssigen Brimboriums entkleidet und die Decoration allein auf die aus der Construction sich ergebende Grundform beschränkt worden. Auch in der keramischen Technik ist man zur Einfachheit zurückgekehrt, indem man sich ausschließlich die Entwickelung der Gefäßform hat angelegen sein lassen. Das ist immerhin schon ein gewaltiger Fortschritt gegenüber den verzopften und bis zur Unkenntlichkeit mit Ornamenten umsponnenen Arbeiten der königlich sächsischen und preußischen Porzellanmanufacturen, die lange Zeit den Ton angaben.

Der Gesammteindruck, den wir in einem neustilistischen Zimmer empfangen, bleibt aber immer noch ein fremdartiger. Sei es, daß die anerzogenen ästhetischen Vorstellungen noch nachwirken, sei es, daß der neue Stil zu stark das historisch Gewordene negirt und zu häufig an exotische Vorbilder anknüpft — wir vermögen uns noch nicht Rechenschaft über die fremdartige Empfindung zu geben. Zweifellos hat die japanische Kunst nicht unwesentlich das Schicksal des neuen Stils bestimmt, andererseits machen sich aber auch gothische Einflüsse stark bemerkbar. Das mystische, durch die bunten Glasfenster hervorgerufene Halbdunkel des modernen Zimmers erinnert sogar an die gothische Domstimmung. Dann wiederum das lustige Spiel der Linien an der Decke und den Wänden, die massigen Formen der Möbel und Geräthe schließen schwer zu vereinbarende Gegensätze in sich. Dies ist nicht der künstlerische Ausdruck unseres vorwiegend auf praktische Ziele gerichteten Zeitgeistes, noch will es mir erscheinen, daß ein modernes Zimmer, wie es die Neustilisten erdacht haben, das adäquate Milieu des modernen Menschen sei. Trotz ihrer verfehlten Experimente bleibt aber die neustilistische Bewegung eine der interessantesten Erscheinungen der Zeit und läßt uns eine neue Blüthe der Kunst und des Kunstgewerbes erhoffen, sobald sie die Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat.

Pailleron und Becque.

Von A. Brunnemann (Paris).

Zwei von den besten Vertretern der heutigen dramatischen Literatur Frankreichs sind kurz nacheinander aus dem Leben geschieden. Sie lassen sich in dem unsicheren Umhertasten und Experimentiren der Jüngsten als Talente von entschiedener Färbung erkennen. Die meisten jüngeren Autoren pflegen zunächst darauf zu achten, woher der Wind der literarischen Mode weht und holen von Norden oder Osten die nöthigen Ingredienzen herzu, mit denen das unvermeidliche Pariser Sittenstück wieder schmackhaft gemacht wird, das seit Dumas fils in Mißcredit gerieth. Pailleron und Becque schöpften aus sich selbst; sie haben specifisch französische, wenn auch diametral entgegengesetzte literarische Eigenschaften: Pailleron den „esprit“ und die liebenswürdige vornehme Grazie; Becque die scharfe, bittere, ideal- und poesielose naturalistische Beobachtungs- und Schilderungsgabe. Der Eine schied, begleitet von den Triumphen seiner gefällig-graziösen Muse, die weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Lorbeeren ernten durfte, der Andere von ein paar mühsam errungenen Achtungserfolgen und der verspäteten Werthschätzung einiger jüngerer Kritiker. Beide schilderten ein Stück bürgerliche Gesellschaft, der Eine aber ließ geistreich und wohlgefällig von netten Dingen, die das Leben angenehm machen, plaudern und mit ernsten Dingen ein wenig tändeln; der Andere schmucklos und illusionslos Dinge, die weder angenehm, noch anmuthig sind, mit bitterer Ueberzeugung für sich selbst sprechen. Deßhalb sah die Menge den Ersten weit lieber.

Pailleron hat keinen Rivalen im graziös-geistreichen Salonlustspiel, wie es nur in Frankreich geschrieben und gespielt werden kann, weil die Eleganz der französischen Sprache selbst eines seiner trefflichsten Kunstmittel ist; weil die temperamentvolle Lebendigkeit, die geschmeidige Elasticität, die Schlagfertigkeit und das Brillantfeuerwerk des so schwer definirbaren „esprit“ in der leichten Causerie unnachahmlich sind. Leicht ist es Pailleron (geb. 1835) nicht geworden, sich durchzuringen, als er jedoch das in aller Welt bekannte Lustspiel: „Le monde où l'on s'ennuie“, geschrieben, flogen ihm die Herzen zu. Wer läßt sich nicht gern etwas in so geistreicher und dabei so treuherzig natürlicher Weise vorplaudern! Ernste Hörer, die literarisch Werthvolles begehrten, wurden durch das ernste Thema zufriedengestellt: die Verspottung eines geistvoll und tief sein wollenden Schönredners, um den sich eine enthusiastische Gemeinde von Schöngeistern und modernen Pretiösen schaart. Das Urbild hat der verstorbene Philosoph Prof. Caro geliefert. Und wenn diesem die entzückendste erfrischende Natürlichkeit triumphirend gegenüber gestellt wurde, so klang das nahezu wie Molière. Dazu kommen die köstlichsten Typen aus alter guter, innerlich vornehmer Zeit, wie sie im Faubourg St. Germain heute immer seltener werden; vor Allem die prächtige Marquise mit den Urgroßmutter-Löckchen und dem noch jugendfrischen Geist, der in milder Toleranz den Schwächen ihrer Welt gegenübersteht; mit dem großen warmen Herzen, das sich so gern an kindlicher, heiterer Natürlichkeit erquickt. Auf dies feingefügte, an geistreichen Pointen und unterhaltenden Scenen reiche Lustspiele folgte: La Souris. Wieder eine Schloßherrin — freilich etwas nichtssagend; dann deren Tochter Clotilde, unglücklich verheirathet an einen polnischen Grafen, der im Irrenhaus weilt, eine durch Leiden vielgeprüfte interessante junge Frau. Endlich Martha, die Naive, der reizende kindliche Backfisch, soeben dem Kloster entronnen. Der Held: ein schöner, wohlhabender Gentleman, vierzig Jahre alt, einstiger Don Juan, jetzt vernünftig geworden, entschlossen „de faire une fin“. Er schaut sich nach einer Gattin um. Zunächst zieht ihn Frau Clotilde an und er gedenkt, sie zu heirathen, denn der irrsinnige Pole sieht seiner Auflösung entgegen. Plötzlich aber entdeckt er, daß ihn Martha schwärmerisch liebt, und er gelangt zu besserer Einsicht. Martha ist's, die sein Herz höher schlagen macht; um sie wird er werben. Die arme Clotilde, die inzwischen Wittwe geworden ist, bleibt, um eine schöne Hoffnung betrogen, trauernd allein. Als Intermezzi Tändeleien des Helden mit zwei picanten verführerischen Coketten aus der Gesellschaft. Flotter, trefflich pointirter Dialog, prickelnde Lebendigkeit, ohne tieferen Gehalt.

Digitized by Google

Das ist Alles? Nein, ein wenig tiefer geht Pailleron doch in ein paar schlicht ergreifenden Scenen: Max, der Held, gesteht Clotilden mit unbewußter Grausamkeit, daß er ihr nur aus Galanterie den Hof gemacht habe, daß er sie nicht liebt, denn: „Sie lieben mich ja auch nicht." „Nein!" preßt die Arme hervor und erbietet sich, als sie einsieht, wie die Dinge wirklich liegen, bei Martha Fürsprecherin zu sein. Dann folgt die Unterredung mit der Kleinen, sie scheint etwas zu ahnen und umarmt Clotilde zärtlich: „Nein, ich will nicht mehr! Ich würde zwar Anfangs ein wenig leiden, aber Niemand soll es mir anmerken." Clotilde überwindet sich und redet zu. „Heirathe ihn," sagt sie, „aber küsse mich noch einmal recht, recht innig!" Die Scenen sind mit großer Feinfühligkeit, ohne aufdringliches Rührenwollen geschrieben. Sie plänkeln nicht leicht auf der Oberfläche hin; sie schlagen tiefere Saiten der Menschenseele an, den tapferen Heroismus der Entsagung, der bei stillen Durchschnittsmenschen seinen ungesehenen aber sehr schmerzlichen Kampf kämpft. Dieses discrete Hinabtauchen in das heimliche innere Leid einer Frauenseele giebt dem Stück einen melancholischen Zauber, der immer in den Grenzen des Lustspiels bleibt. Alles ist heiter sein, ja glänzend geschrieben, menschlich wahr und bisweilen menschlich ergreifend.

Als sich Pailleron an eine größere Aufgabe wagte, versagte seine Kunst. Der Schilderer der liebenswürdigen Mittelmäßigkeit war nicht im Stande einen Vorwurf, wie die Schilderung des Komödiantenthums außerhalb der Bretter, des „Cabotinage" unter Künstlern, Politikern und Strebern mit schneidender Schärfe zu behandeln. Mit keiner seiner Figuren trifft er den Kern der Sache. Die vorgeführten weltlichen Komödianten, der Akademie-Aspirant und Gelehrte Laversée, der Journalist Pégomras, der Arzt Saint-Marin, welcher sich mit Hinterlist in Laversée's Familie einschleicht und die Beziehungen zu dessen Gattin frech ausbeutet, ferner der Dichter Larjévol, der sein vom Theatre-Libre zurückgewiesenes naturalistisches Drama in ein mystisches verwandelt, und der Maler Caracel, der eine Schule der Apartisten gründen will und mit unverständlichen Scheußlichkeiten den Bourgeois entsetzt — sind zum Theil gute, dem Leben abgelauschte Typen, verdienen aber eher den Namen fumistes als cabotins. Pailleron wollte übrigens noch mehr, ein Sittenbild, eine Zeitsatire geben und es geht ihm dabei wie Léon Daudet mit dem Roman: Les Kamtschatka, der gleiche Ziele verfolgt. Beide kommen nicht über das Oberflächlich-Novellistische und Melodramatische hinaus. Dem complicirten, personenreichen Stück fehlt es an Sicherheit des Aufbaues, an künstlerischer Einheit. Halb ist's Vaudeville und zeigt dann plötzlich ein tragisches Gesicht, und der Zuschauer, zu stetigem unvermittelten Stimmungsumschlag gezwungen, gelangt zu keinem reinen Genuß. Nur in den engen Grenzen seiner geistvoll-graziösen Salonkunst, der liebenswürdigen Causerie bleibt Pailleron ein Meister; verläßt er sie, so verliert seine Technik ihr Bestes und seine Gestalten müssen ein gutes Theil ihrer Ursprünglichkeit und Natürlichkeit aufgeben. Das letztere Moment gerade macht seine Stücke zu so vortrefflichen Wirklichkeitsausschnitten: in seinen Meisterlustspielen überhäuft er die Menschen nicht mit Tugend und Sentimentalität, wie es Feuillet und Ohnet zu thun pflegen; er verleiht ihnen eine rechtschaffene Natürlichkeit, die sich allerdings selten über die gute Mittelmäßigkeit erhebt. Er läßt ihre Erlebnisse so verlaufen, wie sie im gesellschaftlichen Alltagsleben ohne große psychologische Spitzfindigkeiten wohl verlaufen mögen — befriedigender Ausgang für die Einen, friedliche Resignation für die Anderen, ohne Pathos, Leidenschaft, Tragik — ganz wie es im Salonstück sein soll. Der Hauptreiz besteht im geistvollen Dialog, der stets fesselt, ohne Probleme aufzustellen, Theorien zu verfechten. Von den Verirrungen der „bösen" Welt blickt gerade so viel hindurch, als zur absoluten Glaubwürdigkeit der Personen, die immer zur besseren Species Mensch gehören, nothwendig ist und mit Anmuth und Grazie gesagt werden kann — — darum ist Pailleron, in Frankreich eine Seltenheit, sogar für Backfische genießbar.

Und sein Antipode? Zu Zeiten großer Entsittlichung der französischen Gesellschaft hat es stets grausame Philosophen gegeben, die, selbst Weltmänner, die Grundsätze ihrer Lebenssphäre als bittere Aphorismen veröffentlichten. Erbarmungslose Pessimisten und Misanthropen waren es, die keine tröstliche Illusion mehr übrig ließen: La Rochefoucauld, Vauvenargues u. A. Im heutigen Frankreich haben sich die Naturalisten diese Aufgabe gestellt, nur mit dem Unterschied, daß sie alle Schichten der menschlichen Gesellschaft und mit Vorliebe die untersten behandeln und eine Sprache reden, wie sie Demokraten geziemt; die Moralisten des 18. Jahrhunderts waren Aristokraten. Becque (geb. 1837) hat den Naturalismus auf die Bühne gebracht und sich die Bourgoisie zu seinen scharfen Beobachtungen gewählt. Mit zäher Hartnäckigkeit erkämpfte er seinen Stücken die Annahme auf den ersten Bühnen von Paris. Sein erstes umfangreiches Werk „Michel Pauper", ließ er nach vielen gescheiterten Hoffnungen auf eigene Kosten aufführen, ohne den gewünschten Erfolg zu finden. Noch ist es, trotz mancher groß angelegter Charaktere, nicht bezeichnend für Becque's Eigenart. Elemente des Sensationsstückes, des Melodramas beeinträchtigen die Gesammtwirkung. Vorwurf: Michel Pauper, ein Arbeiter, auf dem besten Wege eine gute Erfindung zu machen, faßt eine Leidenschaft zu einer Frau und geht an dieser Leidenschaft, die ihn zur Trunksucht führt, zu Grunde. Hier steht der Dichter auch noch auf einem Boden, auf dem er sich nicht ganz heimisch fühlt; im bürgerlichen Sittenstück erst entfaltet sein eigenartiges Talent die volle Kraft. Er gab sodann La Parisienne.

Ein grausames Stück, diese „Pariserin". Nicht der Ehebruch, das Lieblingsthema der Pariser Komödie und Novelle wird in neuer Variante behandelt; das mariage à trois ist bereits vorausgesetzt. Die kleine, herzlose, bildhübsche Frau Clotilde, die mit ihrem Gatten und ihrem amant de coeur in bester Eintracht lebt, betrügt den Letzteren um eines Dritten willen, der dem legitimen Gatten eine einträgliche Stellung zu verschaffen weiß. Nach einer Tactlosigkeit dieses Dritten söhnt sich Frau Clotilde wieder mit dem amant de coeur aus; ihr Gatte ahnt von alledem nichts, ist befriedigt über sein neues Amt und zufrieden mit seiner klugen kleinen Frau, die ihn ja auf ihre Weise herzlich liebt. Das Alles geht ganz natürlich zu, und die redenden und handelnden Personen sagen so einfache, selbstverständliche Dinge, dem alltäglichen Leben mit verläßlicher Treue abgelauscht. Das Verhältniß aber, in dem diese Personen zu einanderstehen, macht diese Selbstverständlichkeiten zu den größten moralischen Ungeheuerlichkeiten. Wenn Lafont, der erste Liebhaber, die Sprache des ermahnenden Gatten annimmt und etwa folgendermaßen zu Clotilde redet: „Bleibst Du mir treu, so bleibst Du eine würdige und ehrbare Frau", so ist nicht das, was er sagt, unmoralisch, aber in seiner Lage kennzeichnet es eine Verderbtheit, die alles moralische Bewußtsein bereits erstickt hat. Das Gewissenloseste spricht Clotilde mit den selbstzufriedenen Worten aus: „Was hätte mein Mann thun sollen, wenn er mich nicht gehabt hätte?" Jules Lemaitre nennt die „Parisienne" mit Recht „die erstaunlichste individuelle Abweichung von der Moral, die man auf dem Theater gesehen hat." Becque findet ein grausames Vergnügen daran, die erbärmlichste Seite der Wirklichkeit, lächerliche, eitle, boshaft berechnende Menschen vorzuführen, nicht aus den untersten Schichten der Menschheit, was edlen Zorn und noch edleres Erbarmen herausfordern würde, sondern aus der gut bürgerlichen Gesellschaft, aus den sogenannten gebildeten Kreisen, mit denen wir täglich verkehren. Ohne zu moralisiren, träufelt er uns das zerstörende Gift bitterster Scepsis ein, die zu der furcht-

Digitized by Google

baren Frage führt: Ist auch dies oder jenes Wesen, das allem Anschein nach ein civilisirter, moralischer, denkender Mensch ist, solch ein herzloses, selbstzufriedenes, moralisches Ungeheuer, jedes Gewissens bar? Wer kann es wissen?

Becque's Meisterwerk sind „les Corbeaux". Niemals ist das alltägliche Leben genauer auf der Bühne dargestellt worden. Ohne die geringste Phrase schildert er das Elend einer reich gewesenen Familie, deren Oberhaupt plötzlich stirbt. Beutegierig fallen die „Raben", gewissenlose Geschäftsleute, über sie her und führen ihren Ruin herbei. Die Besucher des Théâtre français, dessen Pforten sich dem Dichter endlich geöffnet hatten, wollten wenig von dem bitter wahren, quälenden Stück wissen; es wurde kein Cassenstück und dieser Umstand schnitt alle weiteren Beziehungen Becque's zu dem „Hause Molière's" ab. Eine jüngere kühne Kritik hat seinen wahren Werth erkannt und feiert es sogar nach des Dichters Tod als dramatische That. Ein ernster Gehalt ist in dieser Komödie der Wahrheit; wie weit geht sie über die liebenswürdige Wirklichkeit Pailleron's mit ihren freundlichen Durchschnittsmenschen, deren Daseinskampf ein leichter ist, hinaus, tief hinein in den Daseinskampf unter jenen Geschöpfen, die trotz aller Tünche von Cultur und Sitte noch beutegierige, von rohen Gelüsten erfüllte Raubthiere geblieben sind. Um so verzweifelter ist der Kampf, als hier, statt der brutalen Kraft, List und Heuchelei die Waffen sind und der breite Mantel der Civilisation das verlogene Thun und Treiben gütig verhüllt. Ohne Theatergerede werden hier die Dinge hart beim Namen genannt; jede Illusion über unsere Mitmenschen wird zerrissen. „Die Liebe existirt nicht, es giebt nur Geschäft, heißt es in den „Corbeaux". Und diese Welt von Geschäftsleuten, die weder Grundsätze, Gefühle und Vorurtheile haben, die ihre Geschäfte machen auf Kosten des Ideals, der Menschenrechte, auf Kosten jeder besseren Regung der Menschenseele, wie hat sie der Dichter beobachtet. Flaubert scheint ihm das Gift der Verachtung des Bourgeois in's Herz gegossen zu haben; von Zola's „Pot-Bouille", dieser widerlichsten aller Darstellungen des Bürgerthums, unterscheidet sich Becque nur durch die Glaubwürdigkeit seiner Gestalten und durch maßvollere, dem raffinirten Charakter und der gesellschaftlichen Tünche dieser Gestalten mehr entsprechende Sprache. Durch ihre treue Natürlichkeit wirkt diese erbärmliche menschliche Komödie um so erschütternder. Läßt der Dichter dem Zuschauer keine Illusionen mehr über seinen Nächsten, so zeigt er auch mit schneidender Schärfe, wie die handelnden Personen selbst das Possenspiel der äußerlich Strebenden und Glänzenden durchschauen. Wie trefflich sagt Clotilde, die „Parisienne": „Jedesmal, wenn es sich darum handelt, etwas zu vergeben, eine Stelle, einen Orden, eine große oder kleine Vergünstigung auf die zwei Candidaten reflectiren, — auf der einen Seite ein rechtschaffener Mann, nicht außergewöhnlich tüchtig, aber bescheiden und verdienstvoll, und auf der anderen irgend ein Schwätzer, der nur seine Gewandtheit dagegen einzusetzen hat, — so wird stets der Schwätzer den Sieg davontragen und der rechtschaffene Mensch leer ausgehen." Neben diesen selbstzufriedenen Strebern, die sich egoistisch in ihrem Glücke sonnen, stehen die Enttäuschten, die Pessimisten und Misanthropen, die mit unsäglicher Bitterkeit auf das Leben blicken und ihm kein freundliches Wort mehr gönnen: „Wenn man mir den Vorschlag machen würde, das Leben von Neuem zu beginnen, ich würde ‚Nein' sagen, so viele Enttäuschungen hat es mir gebracht", heißt es in Michel Pauper — und ein ander Mal: „Ich weiß, was das Leben heißt; satte Befriedigung, Pflichten ohne Größe."

Eine zu ernste Schulung hat unsere Zeit durchgemacht, um noch an irgend welcher Unwahrscheinlichkeit oder gar Schönfärberei Gefallen zu finden. Muß aber deßhalb jene naturalistische Beobachtung, welche nur die abschreckend häßliche Seite des Lebens und der Menschennatur, Häßlichkeit ohne Größe, ohne ein versöhnendes Element, ohne einen Hoffnungsstrahl, der aus der Nacht der Verirrung herausleuchtet, zu ihrem Gebiet macht, das letzte Wort sprechen? Ist der Ausschnitt, den Becque vom Menschenleben giebt, nicht verhältnißmäßig noch kleiner, als der Paillerons, der alle Seiten seiner Welt schilderte und die freundlichen, gütigen in seinen Durchschnittsnaturen gern zeigte? Becque's Beobachtungsgebiet ist ein einseitiges, die erbärmliche, moralisch gesunkene Mittelmäßigkeit. Ihr gegenüber steht, ebenso zahlreich (um nicht in blindem Optimismus zu sagen, noch zahlreicher) jene Mittelmäßigkeit des Menschenthums, die noch ein gesundes moralisches Bewußtsein hat und diesem sogar, wagen wir zu glauben, gern ein Opfer zu bringen im Stande ist, das, zwar keine Heldenthat, dennoch viel zur Erhöhung der persönlichen Würde des schlichten Durchschnittsmenschen beiträgt. Indem Pailleron solche Menschen darstellte, schlug er mehr Saiten in der Seele seiner Zuhörer an, als sein stärkerer College. Herbe, gallebittere Wahrheiten können noch erhebend wirken, wenn sie aus dem Munde enttäuschter, edler Menschen kommen. Wird uns aber durch solche Wahrheiten unaufhörlich die jammervollste, keines Aufschwunges fähige Gemeinheit der Menschen gezeigt, die sich in den schlammigen Wassern ihrer moralischen Gesunkenheit ganz behaglich und sehr daseinsberechtigt fühlt, sich auch für befugt hält, alles höher Fliegende in diesen Schlamm herabzuzerren, so legt sich etwas Lähmendes auf die Schwingen unserer Seele; eine bleierne Muthlosigkeit zieht uns nieder. Ist das das Leben? Ist das die Menschheit? Von Ekel durchschüttelt, gleichen wir den Pessimisten und Misanthropen auf den Brettern. Soll es die neueste Aufgabe der Sittenkomödie sein, solche zu bilden — niemals kann es als Aufgabe wahrer, großer Kunst angesehen werden. Das echte Sittenbild müßte, so meinen wir, neben der menschlichen Erbärmlichkeit auch die menschliche Würde anerkennen. Und darum wird, bis ein Größerer Beide in den Schatten stellt, stets die liebenswürdige Oberflächlichkeit Pailleron's, dem man sein Scheitern an der Darstellung elender Komödianten des Lebens gern vergab, über die trostlose Tiefe eines Becque siegen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Vor Santiago.

Episoden aus dem spanisch-amerikanischen Kriege.

Von Franz Norris.

Das Freiwilligen-Regiment, dessen Wechselfälle ich zu theilen hoffte, war auf Cuba gelandet und einen Tag vor mir abmaschirt. Ich verweilte in Daiquiri nur lange genug, um mein Gepäck in Ordnung zu bringen, und machte mich dann hinterher. Bei Siboney holte ich es ein, wie es sich nach den langen Tagen der engen Quartiere auf dem Schiffe im Grase rollte und die Füße in einem Wäldchen von Cocosnußpalmen in die Luft streckte. Eine Woche oder länger ereignete sich nichts Besonderes. Wir marschirten hin und her, brachen unser Lager ab und schlugen es wieder auf. Eines Morgens hörten wir Schießen in den Bergen, und zehn Stunden später wußten wir, daß man bei Guasimas gekämpft hatte. Dann rückten wir in leichten Märschen bis zu einem Punkte an der Santiago-Straße vor. Dort lagen wir drei Tage, indem wir versuchten, uns trocken zu halten und eine neue Methode zu entdecken, Mangoes in Schweinefett zu backen. Brigaden und ganze Divisionen zogen in solcher Zahl an uns vorüber, daß wir, anstatt an der Spitze zu sein, uns am Ende befanden. Es waren schon Gerüchte von einer Uebergabe im Umlauf, und wir fingen an zu glauben, daß es schließlich gar nicht zum Kampfe vor Santiago kommen werde. Auf einmal aber schien Jeder in der Brigade zu wissen, daß am nächsten Tage eine Schlacht geschlagen werde.

Als Capron's Batterie ankam, fingen die Trompeten an zu locken. Um 5 Uhr Nachmittags zog die Brigade hinter der Batterie her. Als es dunkel war, hatte die Colonne angefangen, die Abhänge der Hügel zu ersteigen, die Santiago umgeben. Die aus Lawton's Division bestehende Brigade ging stoß- und sprungweise vor, einmal im Laufschritt,

Digitized by Google

ein anderes Mal hielten wir bis an den oberen Rand der Gamaschen im Koth, ohne daß ein Grund dafür ersichtlich war; dann ging es wieder im Schneckenschritt voran; dann lösten wir uns ganz auf, wenn die ermüdeten Leute ihren Gürtel und die gerollte Decke ein wenig lüfteten und sich zu kurzer Rast in's nasse Gras fallen ließen. Der Marsch war nicht lang, aber äußerst ermüdend. Denn da auf den cubanischen Pfaden die Leute im Gänsemarsch gehen müssen, so zog sich die Colonne fortwährend auseinander und wieder zusammen. Keine zwei Compagnien konnten geschlossen marschiren, und der flotte Schwung und die Bewegung fehlten ganz, die auf besseren Straßen den einzelnen Mann wie mit einem Unterstrom ergreifen und ihn trotz seiner Ermüdung mit fortführen. Es wurde gar nicht in den Reihen gesprochen, aber von vorne konnten wir das Rasseln der fahrenden Batterie vernehmen. Dann war das einförmige Platschen vieler Stiefel da, die den Koth des Weges aufrührten, das Klappern von an den Bayonnettscheiden anschlagenden Blechtassen, das unbeschreibliche Geräusch einer sich bewegenden Truppenmasse, das an's Rauschen der See und des Waldes erinnert. Irgendwo war der Mond, aber noch sehr niedrig. Zu unserer Linken, weit im Thale, war in einem schwachen weißen Schimmer wie in einem Nebel eine Gruppe von scharfen Spitzen. Dort lag Santiago und von einer Berghöhe bis zur andern leuchteten die spanischen Wachtfeuer.

Wir gingen gegen 10 Uhr in's Lager mit dem strengen Befehl, kein Feuer, nicht einmal die Pfeife anzumachen und höchstens im Flüstertone zu sprechen. Wir wunderten uns darüber, bis wir eine halbe Stunde später, als wir unser Abendbrod von hartem Zwieback, kaltem Speck und Wasser verzehrten, durch die stille Nacht den langgezogenen Ruf der feindlichen Vorposten: „Centinela alerta!“ keine Viertelmeile von uns entfernt hörten. Als wir uns zur Ruhe legten, wußten wir, daß die Batterie am folgenden Tagesanbruch ihr Feuer auf die Stadt El Caney, die gerade vor uns lag, eröffnen werde. Als ich am nächsten Morgen in der Richtung, nach der unsere Geschütze zeigten, Ausschau hielt, war El Caney deutlich sichtbar — rothe Dächer, ein oder zwei weiße Mauern, die Doppelthürme der Kirche, ein ungewöhnlich großes Blockhaus auf einem zuckerhutförmigen Hügel gerade vor der Stadt, und ganz oben auf seinem einzigen vorspringenden Thurme eine flammenfarbige Zunge von Fahnenzeug, die Flagge Spaniens. Um 5 Uhr war Capron's Batterie wach. Während der Nacht waren die Geschütze in ihre Stellungen gebracht worden, und als wir unser Frühstück verschluckt hatten, sprangen die Leutnants der Batterien mit ihren Entfernungsmessern von Bronce herum und rechneten die Distanz des Blockhauses trigonometrisch aus. Die vier Geschütze standen auf der Höhe des Hügels, die Protzen dahinter, die Pferde waren weiter unten am Hügel in den Büschen angebunden, während die Soldaten, die den Geschützen als Bedeckung dienten, das cubanische Anhängsel und die Berichterstatter einen großen Haufen hinter den Protzen bildeten.

Es war um Sonnenaufgang, und das Distanzmessen war noch im Gange, als ich zufällig mein Glas auf eine offene Wiese links von der Stadt richtete. Dort bewegte sich in langsamem Trabe Cavallerie, die die Stadt verließ. Ich erzählte dies einem Manne neben mir, und in einem Augenblick wußte es die ganze Gesellschaft. Aber weder der commandirende Officier noch seine Leutnants konnten die Cavallerie sehen, und während wir hinzeigten und vor Ungeduld tanzten, verschwand sie langsam hinter einem Hügel aus unserem Gesichtskreise. Das Distanzmessen wurde wieder aufgenommen. In der ganzen Landschaft unter uns gab es kein Anzeichen eines menschlichen Wesens — nichts als Bäume, offene Felder, die rothen Häuser von Caney, und die flammenfarbige Flagge auf dem Blockhause.

Plötzlich ertönte ein Geräusch, das die Stille des frühen Tropenmorgens durchbrach; es fing an, wie wenn Mais zu platzen beginnt, unregelmäßig und mit Pausen. Dann nahm es zu und knatterte und rollte und breitete sich aus, bis es ein großes Echo irgendwo dort oben in der kleinen Hügelschlucht weckte. Das Schießen der Gewehre auf dem Schlachtfelde ist nicht laut, es klingt aus der Entfernung gehört nicht einmal scharf. Die Gewehre spucken wie heißes Fett, die Schüsse ertönen in unordentlicher Folge, manchmal eins, zwei, drei wie das Ticken einer Uhr, manchmal verworren durcheinander sausend; zuweilen knallen sie gerade in der Mitte einer Pause, wobei sie immer aufzuhören scheinen, aber nie ganz aufhören. Ein anderes Mal kommt es als ein vereinzeltes Rollen, wenn Salvenfeuer befohlen wird. Aber ganz allmälig nahm das Geräusch auf unserer Linken an Umfang zu, bis es sich schließlich in stetige Schmiedehammerarbeit verwandelte.

„Da sind sie! Sehen Sie schnell, da sind sie wieder! Sehen Sie dort drüben!“ rief ein Artillerie-Sergeant, der mit einem Feldstecher vor den Augen auf einer Protze stand. Die Reiterabtheilung tauchte hinter einer Hügelreihe auf, und dieses Mal nahm Jedermann, einschließlich des commandirenden Officiers, sie wahr. Capron beschoß die Abtheilung mit Schrapnels. Ich muß gestehen, daß ich etwas überrascht und ein wenig enttäuscht war. Ich hatte mir das Exercieren einer Batterie in einer wirklichen Schlacht strammer vorgestellt und mir eingebildet, daß die Befehle mit größerer Präcision gegeben würden. Der Hauptmann war zu Fuß, er hatte nach gut nordamerikanischer Art seinen Rock und seine Weste ausgezogen und zog bei jeder Bewegung seine Hosenträger über seine Schultern zurecht. Die Leute beeilten sich nicht sonderlich mit der Bedienung des Geschützes. Sie gingen zu den Protzen, suchten unter der Munition und sprachen aufgeregt, während sie die Zünder zurechtschnitten. Es ging ungefähr folgendermaßen her:

„Wo sind die Lumpenkerle?“ Das kam vom Hauptmann, der mit der einen Hand seinen Feldstecher an die Augen hielt, während er mit der anderen seine Hosenträger in die Höhe zog.

„Dort, dort! Sehen Sie sie nicht in einer Linie mit den Palmen? Sehen Sie sie nicht, gerade dort, wohin ich zeige!“

„Stimmt. Nun Leute vorwärts — mit Schrapnells! Es ist ungefähr sechsundzwanzighundert Meter; vorwärts! Worauf wartet Ihr? Was ist los? Sie werden in einer Minute verschwunden sein! Jeder hält jetzt das Maul! Jeder, der nicht zur Batterie gehört, geht zurück!“

Die Geschosse wurden in den Kammern verschlossen, die Geschütze gerichtet und einer der Richtkanonire nach dem anderen sprang auf die eine Seite, nachdem er gezielt hatte, und die ganze Linie entlang erschollen die Rufe: „Numero drei fertig! — Numero zwei fertig! — Numero eins fertig! — Numero vier fertig!“ Unterdessen war der Hauptmann auf eine Seite gegangen, um die Stadt und die sich bewegende Colonne durch sein Glas zu beobachten; jeder sprach zur selben Zeit, und die Zeitungsberichterstatter und ein oder zwei Militärattachés sprangen mit ihren Notizbüchern und Kodaks in der Hand herum.

„Was ist los?“ schrie der Hauptmann wüthend, „warum fangt Ihr nicht an?“

„Alles ist fertig hier. Numero vier fertig!“

„Gut, dann schießen Sie los! Flink!“

„Numero vier, fertig!“ begann der Leutnant, „Feuer!“ Auf den Knall folgte ein durchdringender Ton, worauf das Geschoß durch die Luft über das Thal hinweg sauste. Wir alle eilten Hals über Kopf auf die linke Seite der Batterie, um dem Rauche aus dem Wege zu gehen und die Explosion zu beobachten, wenn das Geschoß crepiren würde. Ungefähr zehn Secunden herrschte Stille, während hundert Augen die sich bewegende Colonne und die Masse von grünem Buschwerk und Hügeln und hellblauem Himmel darüber beobachteten. Dann puffte plötzlich ein kleiner Ball wie von weißer Baumwolle auf dem blauen Hintergrunde der entfernten Landschaft auf. Die Gesellschaft schöpfte Athem.

„Zu hoch!“

„Was ist mit Euch los, Burschen?“ schrie der Hauptmann. „Ihr seid hundert Meter zu hoch! Ist Numero zwei fertig? Vorwärts, schießt! Ich will sie Alle zerreißen! Ich will sie Alle in Stücke schneiden!“

Numero zwei und drei feuerten, und als der dichte Vorhang von weißem Rauche dünner wurde, konnte man sehen, daß das Ziel gefunden und die Colonne zerstreut war und fortgaloppirte. Die Batterie feuerte noch zwei Mal, aber das traf nur den Platz, wo die Colonne gewesen war. Wir fingen wieder an, das Fauchen der Gewehre zu hören, diesmal zu unserer Rechten, wo Chaffee's Brigade auf der Santiago-Straße vorrückte. Links erschallte das Spucken wüthender als je, bis es bald ein ununterbrochenes nervöses Geplätscher von Schüssen wurde, das sich der ganzen Front unserer Linie entlang ausdehnte. Wir begannen einander anzuschauen und mit dem Kopfe zu nicken.

„Teufel, dort unten wird's heiß!“

„Sieh, da sind sie; sie feuern aus dem Blockhause, dem großen auf dem Hügel. Ich wußte ja, daß, so lange die Flagge aufgezogen war, Truppen dort sein müßten.“

Ein leichter, blauer Dunst kräuselte von dem Gipfel des Hügels gerade unter dem Blockhause in die Höhe.

„Nun denn,“ schrie der Hauptmann, „auf das Blockhaus, auf 2400 Meter mit Percussionsgeschossen!“ Eine Pause des Rennens und Durcheinanders folgte, dann hieß es nacheinander: „Numero vier fertig! — Numero eins fertig! — Numero zwei fertig!“

„He, was ist los mit Euch, Leute? Numero drei nicht fertig?“

„Numero drei fertig!“

„Numero vier feuert!“

„Numero vier, fertig! Feuer!“

Solches Schießen, wie wir an jenem Morgen sahen, werde ich nicht wieder sehen. Denn es war beinahe vollkommen. Die Kanonire trafen nicht nur das Blockhaus jedes Mal, sondern sie trafen auch jeden Winkel und jede Ecke, die sie im Voraus bestimmten. Der erste oder die beiden ersten Schüsse gingen vorbei; dann begannen die Geschosse näher und näher hinanzukriechen, und große Fontänen brauner Erde sprangen in der Nähe der Verschanzungen und Schützengräben auf. Wirbel von Rauch, Mörtelstaub, Ziegeln und Steinen fuhren von der Oberfläche des Forts in die Höhe, wenn die Granaten einschlugen. Bei jedem erfolgreichen Schuß brachen die Beobachter auf der Spitze des Hügels in ein Jubelgeschrei aus. Jetzt kam die Flagge herunter.

„Paßt jetzt auf!“ schrie der Hauptmann der Batterie. „Wahrscheinlich wird ein Mann kommen, um sie wieder aufzupflanzen; trefft ihn mit einem Schrapnell, wenn ihr könnt!“ Wirklich kam ein Spanier heraus. Wir konnten ihn sehen, wie er sich aus einer Schießscharte um einen Winkel des Forts schlich. „Er wird in einer Minute auf der Spitze sein. Faßt ihn jetzt mit einem Schrapnell. Wer ist fertig da? Das Geschütz, das fertig ist, feuert!“

Numero vier feuerte. Das Geschoß zischte noch, als wir den Mann bemerkten, wie er auf den Rand des Blockhauses in der Nähe der zerbrochenen Fahnenstange kletterte. Da kam gerade über dem Fort, direct über der Fahnenstange und dem Kopfe des spanischen Soldaten, der kleine weiße Baumwollenball in Sicht. „Getroffen!“ rief die ganze Batterie, als das explodirende Schrapnell den Mann von der Mauer des Blockhauses fegte, wie ein Schwamm eine Schiefertafel abwischt. Trotzdem behaupteten sich die Spanier. Einem, dem das grimmige

Digitized by Google

Spiel, das bei Santiago an jenem Tage gespielt wurde, neu war, erschien es unfaßbar, daß Leute im Besitze ihrer Sinne in jenen Schützengräben unter den berstenden Geschossen aushalten könnten. Wenn das Feuer schlecht gewesen wäre, wenn einige Schüsse ihr Ziel verfehlt hätten, wenn eine Aussicht auf Entkommen gewesen wäre, würden wir uns weniger gewundert haben; aber wir wußten — konnten in der That sehen — daß von je sechs Geschossen, die die Batterie feuerte, fünf gerade in's Ziel gingen und in den Schützengräben selber explodirten. Wir werden an diese spanischen Soldaten von El Caney denken, denn erst spät am Nachmittage, nach zehn Stunden ununterbrochener Beschießung, entschlossen sie sich endlich, das Feld zu räumen — das heißt, was von ihnen übrig war.

Unterdessen ging die Schlacht ihren Gang. Wir suchten immer wieder das Thal mit unseren Gläsern nach sich bewegenden Truppen ab, aber ohne allen Erfolg. Der Feind war in seinem Fort und seinen Blockhäusern verborgen; unsere Brigaden hielten sich gedeckt. Das Thal war ganz verlassen von lebenden Wesen. Um den hohen Mittag und in der größten Hitze des Tages ereignete sich das Unerwartete. Das Feuer ließ nach und hörte auf. Es war Zeit für das Mittagsmahl. Die Leute wollten fechten; darum mußten sie auch gespeist werden. Es war gegen 3 Uhr Nachmittags, als wir unsere Truppen wahrnahmen, ein Dutzend kleiner Flecke, die in einer unregelmäßigen Linie in einem Getreidefelde zerstreut waren und sich in Sätzen vorwärts bewegten, wobei sie ab und zu anhielten und feuerten. Sie waren weit entfernt und bald verschwunden; aber ihr Erscheinen ließ unser Blut schneller durch unsere Adern rollen und uns rascher Athem holen. Dann kamen fern zur linken in einer Oeffnung zwischen Bäumen mehr Flecke, die wie aufgescheuchte Ameisen herumliefen, wobei sie immer vorrückten, während das Spucken der Gewehre plötzlich seinen Höhepunkt erreichte und von einem Ende unserer Linie zum anderen lief und wieder zurück wie der elektrische Strom über einen Draht. Die Batterie stellte jetzt ihr Feuer ein. Unsere Leute waren zu nahe am Feinde. Das war der Anfang des Endes, und unsere Linien, die sich den ganzen Tag auf El Caney und sein Fort zu bewegt hatten, begannen sich plötzlich zu concentriren.

Die Zuschauer auf dem Hügel um die Batterie herum waren jetzt außer aller Controlle; sie drängten nach dem Gipfel des Hügels vor, schwärmten über Geschütze und Protzen, nahmen Besitz von jeder Erhöhung in der Begierde den letzten Zug des Spieles zu sehen und riefen und sprachen laut, ohne sich um eine Antwort zu kümmern. Ein deutscher Graf, ein Gesandschafts-Attaché, stritt mit einem Compagniekoch über eine Distanzfrage; ein Brigadecommandeur richtete an einen Gemeinen, der auf einer Kiste stand, bescheidene Fragen; Obristen, Majore, Correspondenten, Soldaten, Cubaner, Photographen drängten sich zusammen, stießen sich mit den Ellbogen, gesticulirten, äußerten ihre Meinungen, widersprachen einander, alle außer sich in der Aufregung des Augenblickes. Dann begann plötzlich der Sturmangriff in voller Sicht in der Ferne an dem Fuße des Zuckerhutes mit seinem zertrümmerten, von Granaten durchlöcherten Blockhause. Dort waren unsere Soldaten, unsere Jäger, die vorwärts und aufwärts drängten, wobei die sich bewegenden Flecken in eine Masse zusammenströmten, eine große keilförmige Masse, die den Abhang des Hügels hinauf und hinab drängte. Wir hörten sie rufen, so dachten wir wenigstens, und wir riefen selber Hurrah — nein, es war kein Hurrah; wir brüllten; es war ein unarticulirtes Freudengeheul, ein Echo der Steinzeit.

Das Blockhaus wurde durch den Sturmangriff genommen, aber die Stadt hielt sich noch, und auf der fernen linken Flanke führten die Gewehre noch immer das Wort. Die Batterie rückte vor, von dem sie bedeckenden Regimente begleitet. Ich aber ging vor, so schnell mein kleines Pferd mich tragen konnte, ließ es dann bei meinem cubanischen Führer in einem Cocosnußpalmengebüsch und erkletterte, den Spuren des Sturmlaufes folgend, den Hügel und erreichte das Blockhaus und seine Schützengräben. Das Blockhaus war ein Ort des Schreckens, die Schützengräben unbeschreiblich. Der erste Spanier, den ich sah, lag auf dem Boden eines Grabens: ein junger Bursche — es waren alles junge Leute — sein Gesicht wachsfarbig; eine arme, schmutzige Hand ballte sich wie eine Habichtsklaue; sein Arm war unter ihm zusammen gezogen, und — aber der Rest kann nicht durch Worte ausgedrückt werden. Eine Kugelwunde ist ein Loch, aber eine Schrapnellwunde ist ganz was anderes. Es zerschmettert seinen Mann, wirft ihn nieder, wirbelt ihn stückweise in den Staub hinein. Die Todten waren überall; sie lagen in den Gräben, in den Ananasfeldern, in den Winkeln des Blockhauses und in schrecklichen Stellungen unten am Abhange. Die Luft war mit Gerüchen aller Art erfüllt — dem abgestandenen Pulvergeruch, dem des Rauches, eines Pferdecadavers, der schon zwei Tage dalag, dem Gestank des zermalmten Kalkes und der Tünche im Blockhause und dem scharfen, salzigen Geruche des Blutes. Unsere Soldaten machten sich an die Arbeit, die Todten zu begraben und die Verwundeten fortzutragen, und wir wandten unsere Aufmerksamkeit der Stadt zu.

El Caney lag da, eine Fläche von rothen Ziegeldächern, vom Thurm einer Kathedrale überragt, die gerade auf der anderen Seite einer tiefen Schlucht stand, wo ein Strom floß. Am Rande der Stadt waren ein oder zwei Blockhäuser. Auf den ersten Blick sah die Stadt verlassen aus, ein einziger weißer Maulesel in einem Hofe bei der Kirche schnupperte ruhig im Futter herum. Aber während wir hinsahen, kamen eine Frau und zwei Männer, keine Soldaten, vor die Thür einer der Hütten. Ich stand mit einem Unterofficier, fünf Soldaten und einem Redacteur von San Francisco am Abhange des Hügels. Wir riefen in dem wenigen Spanisch, das wir kannten, diesen Leuten zu, daß sie zu uns heraus kommen sollten, und erzählen ihnen, daß wir amigos (Freunde) seien. Sie kamen zögernd, blieben alle fünf Schritt stehen und riefen. Dann gewannen sie Vertrauen und kamen, die Frau ein Bündel auf ihrem Kopfe. In fünf Minuten war die Stadt lebendig von Leuten, Männern, Frauen und kleinen, nackten Kindern mit aufgetriebenen Bäuchen, die aus jeder Thür und jeder Straße strömten, eine lange Linie bildeten und zu uns nach dem Abhange des Hügels kamen. Die meisten waren Frauen, die jeden Augenblick in hysterische Krämpfe zu fallen drohten. Die nicht halb verrückt vor Aufregung, waren stumpfsinnig, blickten langsam um sich, ohne etwas zu sehen, und ließen sich wie Schafe vorwärts treiben. Ein paar von ihnen weinten; eine, die fast vor Schluchzen erstickte, aß zur selben Zeit so schnell, wie sie die Gabel nur hantiren konnte, aus einer Blechbüchse Sardinen, ohne ein Bewußtsein davon zu haben, was sie that. Die Kinder waren in den meisten Fällen äußerst aufgeregt und sehr interessirt und erfreut. Für sie war es eine neue Art von Picknick. Aber unter diesen Leuten herrschte viel Elend. Eine schöne Frau, deren Gatte, ein Cubaner, von einer unserer Granaten getödtet worden war, erfüllte die Luft mit ihrem Geschrei, ihren Seufzern und Flüchen, wobei sie in dem Uebermaß ihres Schmerzes in ihre Hände biß, daß einem das Herz beim Zuhören brach. Eine alte Frau von fünfundsechzig Jahren, die kaum im Stande war zu gehen, trug an ihren Handgelenken, die wie die Bänder eines Kornsackes über ihre Schultern gezogen waren, eine andere Frau auf ihrem Rücken, die sicherlich mehr als neunzig Jahre alt war; sie war blind und taub und kaum im Besitze irgend welcher Sinne. Sie war in ihrem Nachthemde, gerade wie sie aus dem Bette genommen war, das sie vielleicht viele Jahre lang nicht verlassen hatte.

Wir eilten vorwärts, überschritten die Schlucht und den Fluß und betraten die Stadt. Der Unterofficier hatte den Befehl, nach spanischen Soldaten, verwundeten und anderen, die sich verborgen halten mochten, Umschau zu halten. Wir fanden die Häuser unversehrt; unsere Geschütze hatten die Schützengräben, aber nicht den Ort beschossen. Wir spannten unsere Revolver und gingen durch die engen und verlassenen Gassen und Straßen und in die größeren Häuser, das Gefängniß, das Hospital, die Kirche, die Wohnung des Bürgermeisters und in die meisten Häuser am Markte. Es war ein unheimliches Wagniß, daß wir ungeladen in diese Häuser eindrangen, die Hausthüren aufstießen und die dunklen und stillen Räume betraten mit ihrem seltsamen Hausrathe und den ungewohnten Gerüchen, ohne zu wissen, was uns auf der nächsten Schwelle begegnen werde. Im Hause des Bürgermeisters stieß ich plötzlich auf den Leichnam eines ziemlich unschönen jungen Mädchens, das auf dem Boden lag. Ihr Haar breitete sich über ihrem Gesichte wie Seetang aus. Sie war nicht erschossen, sondern erstochen. Wir fanden einige Todte, Männer, die zum Sterben in die Winkel gekrochen waren. In einem der größeren Gebäude am Marktplatze trafen wir einige vierzig Verwundete, die nicht mehr an's Kämpfen dachten, einer davon war ein äußerst erbarmenswerther Krüppel. In einem Blockhause ergaben sich mir zwei unverwundete spanische Soldaten. Ich ließ sie vor mir hergehen und schöpfte erst freien Athem, als ich mich wieder unter dem Schutze unserer Gewehre befand. Später sah ich einen davon in der Einfriedigung zu Siboney wieder. Wir erkannten einander gleichzeitig und reichten uns die Hände, wie alte Freunde, die aufrichtig froh waren, einander wieder zu sehen.

Die Dämmerung brach an, als wir das Blockhaus wieder erreichten, und die Brigaden waren wieder in Bewegung. Wir fürchteten, daß wir unsere Pferde und unseren cubanischen Führer in der Dunkelheit und dem Gedränge verfehlen möchten, und arbeiteten uns zu ihnen durch. Dann marschirten wir in der Dunkelheit durch ein wildes Durcheinander von Regimentern, Compagnien und Brigaden, sowie Bahrträgern, die Verwundete und Todte trugen, um das Regiment wiederzufinden, dem wir zugeteilt waren, und das drei Meilen auf der Santiago-Straße vorgerückt war. Und dann ereignete sich etwas Merkwürdiges. Unsere Armee hatte von früh bis spät gekämpft und den Feind geschlagen. Es war also Grund zu triumphiren und zu jauchzen. Statt dessen lag ein bedrückendes Gefühl auf uns und den Soldaten, mit denen wir marschirten. Es wurde wenig gesprochen. Es war eine traurig gestimmte Armee, die da nach dem Siege durch die Dämmerung marschirte. Ehe es ganz dunkel wurde, traf ich an einer Wendung der Straße auf einen Brigade-Adjutanten. Wir kannten einander nur oberflächlich, aber aus irgend einem Grunde faßten wir uns herzlich bei der Hand und waren so froh darüber, einander wieder zu sehen, daß die rechten Worte nicht kommen wollten. So standen wir im Schmutz der Straße und plauderten, bis die marschirenden Truppen wie ein anbrausender Strom uns auseinander rissen. Selbst dann noch winkten wir einander durch den Schleier der geschulterten Gewehre Lebewohl. Es war jetzt dunkel. Die Armee rückte in neue Stellungen vor; Artillerie bewegte sich mühsam den Weg entlang; das Klappern der Blechtassen an den Scheiden klang wie das Zirpen eines großen Schwarmes von Heimchen. Irgendwo im Süden ließen schwere Geschütze in längeren Pausen ihren Ruf erschallen. Es war zehn Uhr Nachts, als wir unsere Gesichter wieder auf Santiago zuwandten.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Klaus Groth's Briefwechsel. Der Sohn des jüngst verstorbenen Dichters, **Carl Groth** in Rüdesheim a. Rh., bereitet eine Gesammtausgabe der Werke und abschließende Biographie Klaus Groth's vor, die auch dessen Briefwechsel in möglichster Vollständigkeit enthalten wird. Zu diesem Zwecke bittet er Freunde und Verehrer des Verstorbenen, Autographensammler ꝛc. um gütige Mittheilung von Briefen und Handschriften seines Vaters in Original oder sorgfältiger Abschrift. Jede von ihm nicht genehmigte Veröffentlichung von Briefen ꝛc. wird strafrechtlich verfolgt.

In unserem Verlag ist erschienen:

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 26. August 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Großdeutsche Politik. Von Oskar Gruppe. — Ueber deutschen und englischen Schiffbau. Von Franz Eißenhardt. — **Literatur und Kunst.** Goethe, der Rheinländer. Von S. Simchowitz. — Aus Goethe's Ministerzeit. Mit zwei ungedruckten Briefen. — **Feuilleton.** Ein gutes Werk. Von Wladimir Budischtschew. — **Aus der Hauptstadt.** Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Großdeutsche Politik.

Von Oskar Gruppe.

Als es sich nach der Niederwerfung des ersten Napoleon für die Deutschen darum handelte, aus den Trümmern des alten Heiligen römischen Reiches deutscher Nation einen lebensfähigen Deutschen Bund zu schaffen, da sonderten sich nach den unerquicklichen Kämpfen gegen die Reaction zwei Hauptrichtungen ab, die zumal in den Wirren der Vierzigerjahre hart gegeneinander stritten: die Großdeutschen, die das neue Reich nur mit Einschluß ganz Oesterreichs anstrebten, und die Kleindeutschen mit der „preußischen Spitze", die zwar Oesterreich aufnehmen wollten, aber ohne seine stockslavischen, magyarischen und italienischen Länder. Die Kleindeutschen blieben Sieger, und Oesterreich wurde durch den „Kaiserschnitt" von 1866 aus dem deutschen Staatskörper eliminirt. Aber die Großdeutschen, obwohl viele von ihnen durch den glorreichen Krieg um den Rhein und die Weltmachtstellung des Deutschen Kaiserreichs zum Uebertritt in's bismärckische Lager bewogen wurden, gaben sich doch in ihren besten Geistern noch nicht gefangen. Gervinus, der von Hamburg als der wahren Reichshauptstadt schwärmte, der edle Uhland, der leidenschaftliche Herwegh, der Republikaner Kinkel und mit ihnen so mancher unbeugsame „Achtundvierziger" standen bis zum Tode der neuen Reichsschöpfung, diesem „verlängerten Preußen" (Wilhelm I.) ablehnend, ja zum Theil feindlich gegenüber. Noch nach 1866 schrieb Trautwein von Belle: „Es giebt kein Schwert, das den gordischen Knoten ‚Deutschland-Oesterreich' zerhauen könnte, Natur und Geschichte haben ihn unabreißbar zusammen gefügt! Dagegen vermag kein Gothaismus, und habe er alle Gelehrsamkeit aller Schreibstuben des Erdballs gepachtet! Das Geheimniß des gordischen Knotens bestand nach den neueren archäologischen Entdeckungen in dem Einheitsbande der physischen Gattung. Eine solche Natureinheit wird von Deutschland und Oesterreich verkörpert. Die Völkerwanderungen des frühen Mittelalters, dann die Kaisergeschichte Deutschlands und das Glück Habsburgs, dessen Heirathsgewinn der östlichen Richtung des Wandertriebes der Deutschen folgte, endlich die Jahrhunderte gemeinsamen Schicksals haben das Loos der südostdeutschen Stämme mit dem der Südslaven und der Magyaren in die nächste Beziehung gebracht. Es ist deutsche Bildung und Gesittung, welche die buntfarbigen Völkerschaften Oesterreichs über die Barbarei des Ostens emporhebt, es ist deutsche Manneskraft, welche bis an das ‚Eiserne Thor' und an die Ausläufer des Balkans Vorposten europäischer Cultur hinausgerückt hat. Sollte das deutsche Gemüth sich dessen nicht freuen und der deutsche Geist in diesen Thatsachen nicht große Aufgaben erkennen? Hier zeigt sich aber gerade die Verwandtschaft mit der Mark Brandenburg. Denn auch das Erzherzogthum Oesterreich ist eine den Barbaren des Ostens kriegerisch abgerungene Mark, es ist die alte Ostmark des Deutschen Reiches, welche das Schwert Karls des Großen, also das deutsche Kaiserschwert, den Avaren entriß. Der Name ‚Oesterreich' spiegelt den Ursprung wieder! Haben die Habsburger ein uraltes Wächteramt an der Donau, und verweist sie der Lauf ihres Hauptstromes auf das Schwarze Meer und den Bosporus, so haben die Hohenzollern das Wächteramt an der Oder und Weichsel, und der Lauf dieser Ströme weist auf die Ostsee, auf die deutsche Herrschaft am Baltastrande. Nordostwärts also geht die Richtung des natürlichen Berufes der preußischen Monarchie. Oesterreichs Mission ist schon in seinem Namen verkörpert. Es gibt einen mächtigen Nachbar beider, der, besser als die deutschen Großmächte selbst, ihren wahren Beruf erkannt hat. Das ist Rußland seit Peter dem Großen! Nicht umsonst und nicht aus rein diplomatischen Gründen hat Rußland die Zwietracht Habsburgs und Hohenzollerns stetig begünstigt." Gewiß ist das Alles sehr richtig, aber noch richtiger ist, daß bloß Hohenzollern, aber nicht Habsburg seine deutsche Mission verstanden und ausgeführt hat. Und doch ist Oesterreich, die alte deutsche Ostmark, das was es heute ist, geworden als Theil Deutschlands. Die Geschichte Oesterreichs ist ein Theil der deutschen Geschichte, sie ist insbesondere ein wesentlicher Theil der deutschen Siedelungsgeschichte. Es ist wahr, daß Oesterreich schon seit drei Jahrhunderten für eine große europäische Macht gegolten hat und in der That als eine solche aufgetreten ist. Aber wie wesentlich war dies durch die deutsche Kaiserkrone bedingt, deren Wichtigkeit für Oesterreich schon nach den Anstrengungen zu ermessen sein dürfte, welche das Haus Habsburg vier Jahrhunderte lang gemacht hat, um sich im Besitz derselben zu behaupten. Zwar waren die materiellen Machtmittel, welche diese Krone gewährte, nur sehr gering, und verringerten sich noch immer mehr, dennoch war sie ein unschätzbares Kleinod, durch den Zauber großer Erinnerung geweiht, und das Symbol der ganzen feudalen Ordnung des alten Europa. So wirkte sie mit der Macht eines Princips, so lange diese alte Ordnung selbst noch bestand,

Digitized by Google

d. h. bis zur französischen Revolution, welche durch die Zerstörung dieser feudalen Ordnung Europas der österreichischen Macht eine unheilbare Wunde schlug. Man konnte seitdem ein österreichisches Kaiserthum errichten, aber dieses präsentirt kein europäisches Princip und ist keineswegs vermögend, der österreichischen Monarchie die Bedeutung einer in sich selbst ruhenden und sich selbst genügenden Macht zu verleihen. Vielmehr haben die Ereignisse bewiesen, daß diese Macht ohne Deutschland nicht bestehen kann. Die österreichische Stellung in Deutschland war die eigentliche Grundlage seiner Macht in den nichtdeutschen Ländern. Mit dieser Stellung mußte daher Oesterreich stehen und fallen, und so ist es verständlich, wenn es heute nur noch eine Macht zweiten Ranges ist und ganz auseinander zu fallen droht.

Das ist nun aber ein Resultat, womit das Deutsche Reich nichts weniger als zufrieden sein kann. In den Ereignissen von 1866 hatte es sich nach einem Ausspruch, den Bismarck am 27. August 1866 im preußischen Landtag that, gehandelt, „um das Recht der deutschen Nation, um ihr Recht: zu existiren und zu athmen, und um ihre Kraft, welche in Preußen wurzelt." Werfen wir nun einen Blick auf die Karte, sehen wir uns das Deutschland vor 1866 an und vergleichen wir damit Neudeutschland, jene Schöpfung, in der also der deutschen Nation „das Recht zu existiren und zu athmen" erobert worden sein soll, so werden wir sehen, daß die siegreiche kleindeutsche Politik Deutschland in seinem Kerne zwar stark und mächtig gemacht, aber als Ganzes arg verstümmelt hat. Das alte Deutschland war durch Luxemburg mit den Niederlanden verbunden, Aufgabe einer deutschen Staatskunst wäre es gewesen, nicht dieses Verhältniß zu lösen, sondern es fester und lebendiger zu gestalten. Am andern Ende, im Südosten ragte Deutschland durch das alte Kaiserhaus bis in die äußersten Ausläufer der Karpathen hinein und bis nahe an die Mündung der Donau heran. Im Süden verband uns Oesterreich mit der Adria und verlieh uns sogar durch seine italienischen Besitzungen die Herrschaft über Italien. Das neue Deutschland nun ist abgeschnitten von seinen Niederlanden, an der Rheinmündung herrscht ein Staat, der uns so fremd gegenübersteht, wie Rußland oder China. Die Ostmark ist verloren, von der Adria sind wir abgedrängt, und an der Donaumündung steht Rußland. Deutschland, welches, um existiren und athmen zu können, die Möglichkeit, sich auszudehnen brauchte, hat sich verkleinert und eingeengt in eine Form, die aller Natur, allen gesunden Bedürfnissen Hohn spricht. Seine politische Unzulänglichkeit zwingt es, in schwerer, drückender Rüstung immer auf der Wacht zu stehen, selbst auf Kosten seiner Culturaufgaben. Denn es ist leider nur zu wahr: die Zeit unserer „glorreichen Errungenschaften" war zugleich die Zeit eines allgemeinen Niederganges des Deutschthums — außerhalb und innerhalb der Grenzen des Habsburger Reichs; in der alten deutschen Ostmark und auch in Rußland war es die Zeit eines wüthenden Vernichtungskrieges gegenüber deutschem Volke und deutschem Wesen. Seitdem sind allein in Oesterreich und Rußland Millionen Deutscher von fremden Völkern verschlungen worden. In Oesterreich betrug nach Böckh 1860/61 der Procentantheil der deutschen Bevölkerung noch 24,72, im Jahre 1890 aber war er bereits auf 23,10 zurückgegangen. Die ganze Bedeutung dieser Thatsache aber wird dann recht klar, wenn man erwägt, daß bis zum Jahre 1866 das österreichische Deutschthum, verglichen mit dem nichtdeutschen Volksthum, jährlich um 0,25 Procent zugenommen hat. Früher wanderten die Deutschen aus den Ländern des heutigen Reiches nach Oesterreich, heute wandern umgekehrt die Oesterreicher nach Deutschland. Nebenher geht das Aufflammen einer vorher nie gekannten slavischen Nationalbewegung, die dem Deutschthum den Kampf auf Leben und Tod ankündigt.

„Welcher denkende Mensch möchte nun aber behaupten wollen, daß die Völkerbewegung in unserer Ostmark an der deutschen Reichsgrenze einst Halt machen werde?" fragt der bekannte Großdeutsche Ottomar Schuchardt in seinem hochinteressanten Buch „Die deutsche Politik der Zukunft" (Celle, Schulbuchhandlung). „Schon fluthet das fremde Element in die an Böhmen grenzenden Länder hinein und es bedarf schließlich nur eines unglücklichen Krieges, um auch hier öffentlichrechtliche Verhältnisse zu schaffen, wie sie in Böhmen seit der Badenischen Sprachenverordnung schon zu Recht bestehen.*) Wie begeisterte man sich nach der bekannten Depesche an Onkel Krüger auf einmal für die „niederdeutschen Brüder" am äußersten Ende von Afrika; für einen Volksstamm, der sich für nichts so sehr bedanken würde, als für den Anschluß an Deutschland. Daß dicht vor unserem Hause eine deutsche Culturwelt untergeht in asiatischer Barbarei, daß dort allein in Ungarn über 2 Millionen deutscher Brüder erwürgt werden, das will in den Augen unserer auf ihre Realpolitik so stolzen deutschen Patrioten gar nichts besagen."

Bismarck selbst hat den negativen Erfolg seiner „kleindeutschen" Politik sehr wohl erkannt. Da Habsburg seinen deutschen Beruf so schlecht erfüllt, sich nur immer von dynastischen Rücksichten leiten ließ und darum mit Absicht die Germanisirung seiner Länder unterließ, so mußte eben Hohenzollern die deutsche Frage einseitig lösen, zu welchem Zweck es einer blutigen Auseinandersetzung bedurfte, um die Hände frei zu bekommen. Wie Bismarck in seinen „Gedanken" (2. Bd., S. 264) verräth, war die Haupttriebfeder für sein Bündniß mit Oesterreich die Furcht vor einer Verständigung Rußlands mit dieser Macht, die zur Wiederherstellung des österreichischen Einflusses in Deutschland und damit zur Niederwerfung der preußischen Herrschaft führen konnte. Je mehr er sich später aber von der Grundlosigkeit dieser Befürchtung überzeugte, desto nachdrücklicher suchte er sich Rußland wieder zu nähern. Ja, Schuchardt geht noch einen Schritt weiter, als die meisten Dolmetscher der Bismarck'schen Enthüllungen zu gehen wagten, und behauptet, daß Bismarck's Plan bei Abschluß des preußisch-russischen Vertrages von 1886 der war, Oesterreich bei einer Verwickelung mit Rußland in die Zwangslage zu setzen, seinen Schwerpunkt nun in der That nach Osten zu verlegen, d. h. eine ungarisch-habsburgische Monarchie zu begründen und die Länder bis an die Adria Preußen zu überlassen. Und Schuchardt fährt fort: „Es bedarf wohl kaum noch eines Beweises, daß der Plan Bismarck's nur die zielbewußte Verfolgung jenes Gedankens ist, der Bismarck bei den Annexionen im Jahre 1866 leitete, und, was die Hauptsache ist, bis zu diesem Punkte ist das Zusammengehen einer preußischen und russischen Politik sehr wohl denkbar. Nach Bismarck's Meinung hat eben Deutschland keine Interessen im Orient. Sollte diese Anschauung auch fernerhin von den deutschen Staatsmännern vertreten werden, nun, so wird ohne Zweifel eine Zeit kommen, in welcher der unter russische Herrschaft gerathene Orient seinerseits Interessen in Deutschland geltend machen wird."

Die orientalische Frage, das ist die deutsche Frage, sagte 1854 mit seltener Weitsicht Bruno Bauer, und andere großdeutsche und weitausschauende Männer, ein Leibnitz, ein List, ein V. A. Huber, ein Constantin Frantz, auch Lagarde, Rodbertus und Roscher haben den wirthschaftlichen Anschluß des Orients an Mitteleuropa, d. h. an Deutschland als das Alpha und Omega aller wahren Staatskunst bezeichnet, und (wenigstens Frantz und Huber) haben schließlich rund heraus erklärt, daß, sollte dieser Anschluß nicht gelingen, sollte der Orient vielmehr unter der Führung anderer Staaten gerathen, es um die Zukunft Deutschlands geschehen sei. „Unsere materielle Entwickelung", meint Constantin Frantz, „weist uns in erster

*) Besonders Dresden wird von tschechischen Arbeitern und Dienstmädchen überschwemmt, und in Berlin, wo die polnischen und tschechischen Turnvereine und Besedas sich immer lästiger machen, entfallen von hundert Naturalisationen volle 40 auf böhmische Eingewanderte.

Digitized by Google

Linie auf unsere östlichen Nachbarländer hin, und daß diese sich an Deutschland anschließen, davon hängt geradezu unsere ökonomische Zukunft ab. Man sieht demnach, wie auch unter diesem Gesichtspunkte die deutsche Frage über Deutschland selbst hinausführt, und wie sehr unsere inneren Zustände durch die sogenannte auswärtige Politik bedingt sind. Denn damit jene Länder für den deutschen Handel gewonnen würden, dazu gehörten offenbar erst große politische Veränderungen, und eben solche Veränderungen herbeizuführen, hätte dann das Hauptziel einer wahrhaft deutschen Politik sein müssen. Was sollen wir also sagen, wenn hingegen Preußen, welches doch die deutsche Politik dirigirte, seine Thatkraft statt nach Osten vielmehr nach Westen richtete? Ist jetzt officiell eingestanden, daß das seit 1866 befolgte ökonomische System sich nicht bewährt habe — wird man nicht endlich auch zu der Einsicht und zu dem Bekenntniß gelangen müssen, daß hier nicht bloß ökonomische Mißgriffe vorliegen, sondern daß vielmehr das ganze politische System von 1866, als worauf doch im letzten Grunde auch unsere heutige ökonomische Situation beruht, verfehlt war? Denn die Handelspolitik und die sogenannte hohe Politik müssen doch zusammen stimmen und ineinander greifen. Unmöglich, daß die eine sich in östlicher, die andere sich in westlicher Richtung bewegen könnte." Ein anderer Großdeutscher, der geniale Nationalökonom List, verweist die Norddeutschen auf Süd- und Mittelamerika und verlangt, daß Süddeutschland seine Auswanderung nach den Ländern des Südostens lenke: „Die Uferländer der Donau links und rechts von Preßburg bis zu ihrer Mündung, die nördlichen Provinzen der Türkei und die westlichen Ufer des Schwarzen Meeres bieten", wie er sehr richtig erkannte, „dem deutschen Auswanderer eine Masse unbenutzter und fruchtbarer Ländereien. In jenen Gebieten winkt dem deutschen Volke eine Zukunft, die es sich nicht verscherzen darf, denn jede Nation, die in unseren Tagen nicht wächst, muß untergehen, weil alle andern Völker von Tag zu Tag wachsen, weil sich folglich die beste Gewähr der Selbständigkeit, die eigene Kraft, bei der stehenbleibenden Nation andern Nationen gegenüber von Tag zu Tag vermindert. Deutschland kann noch bedeutend wachsen durch seine innere und äußere Entwickelung, vorzüglich aber kann es wachsen durch zweckmäßige Benutzung seiner zeitweiligen Uebervölkerung. Warum aber zu diesem Zwecke nach überseeischen Ländern sich umsehen, wenn zunächst an unserer südöstlichen Grenze unermeßliche Landstrecken liegen, wohin wir den Ueberschuß unserer Bevölkerung auf einem unserer eigenen Ströme, der fast die ganze Breite von Deutschland hindurch schiffbar ist, mit Leichtigkeit befördern und mit welchem wir vermittelst dieses Stromes in einen vortheilhaften Handelsverkehr treten können." Unterliegt es also keinem Zweifel, daß die reich ausgestatteten aber schwach bevölkerten Länder des Südostens: die Donau- und Balkanländer und darüber hinaus die Uferländer des Schwarzen Meeres und Kleinasien die nothwendige natürliche Ergänzung des übervölkerten, zwischen zwei große Militärmächte eingeklemmten winzigen Deutschen Reiches darstellen, so kommt Schuchardt zu dem Schlusse, „daß eine Politik, die uns die Möglichkeit der Angliederung dieser Länder zu rauben droht, eine undeutsche, eine verderbliche und verdammenswerthe ist. Das wieder hergestellte Deutschland freilich räumt mit solch' altväterischen Gedanken gründlich auf. In seinen Rahmen passen Reminiscenzen, die nur allzu sehr an das alte Groß-Deutschland gemahnten, nicht hinein; man schwelgt hier in jener selbstmörderischen Politik, die vom Sattsein träumt, während ringsum mißgünstige hungrige Nachbarn gierig die Hände ausstrecken nach deutschen Brocken, Rußland von der Weichsel her erdrückend auf uns lastet, die Donau hinaufdringt und bereits am Sunde zu herrschen beginnt, während im Westen der Rhein uns verlegt ist und fränkische Unversöhnlichkeit darauf sinnt, alte deutsche Grenzlande auf's Neue zu ergattern. Solcher Politik entspricht es durchaus, daß man sich in unabsehbare, nutzlose oder geradezu gefährliche überseeische Unternehmungen einläßt, die sich wie Hohn ausnehmen auf das von List Geforderte und nach Lage der Dinge noch heute für Deutschland zu Fordernde. Oder glaubt man vielleicht durch jene Afrika- und Samoa-Politik oder durch die colonialen Unternehmungen der neuesten Zeit, — dadurch, daß man an allen Ecken und Enden der Welt den deutschen Namen lärmend nennt und andere zwingt, ihn zu nennen, an Achtung und Ansehen zu gewinnen? Und ist man so naiv, zu glauben, daß solche Anmaßungen genügen, die von uns losgelösten Volkssplitter und insbesondere auch die über die Vereinigten Staaten verstreuten, unserm Volksthume zu erhalten? Wir hingegen glauben und rufen es mit Posaunenstimme hinaus: Zu retten für unser Volk sind diese Millionen Deutscher nur dann, wenn wir in Europa wieder etwas werden, wenn wir zeigen, daß wir zum mindesten das bedrohte Deutschthum innerhalb der Grenzen des historischen Deutschlands zu schützen vermögen. So lange wir aber zusehen müssen, wie dicht vor unsern Thoren in Oesterreich und Rußland Jahrtausende alte deutsche Culturgebiete in slavisch-mongolischer Barbarei untergehen, so lange sollten wir doch, um nicht den Fluch der Lächerlichkeit auf uns zu laden, von einer Beschützung des Deutschthums und von einer Wahrung deutscher Interessen jenseits der Weltmeere schweigen."

Wenn freilich diese wohlmeinenden Patrioten sagen, wie sie sich die Herstellung von Großdeutschland denken, so kommt nicht viel Brauchbares heraus. Karl Jentsch, ebenfalls ein Großdeutscher, räth zu einem Eroberungskriege gegen Rußland. Schuchardt wünscht die Wiederherstellung Polens als Pufferstaat; Preußen solle dafür Gnesen opfern und Russisch-Polen mit Galizien unter dem Scepter eines preußischen Prinzen, Lithauen aber unter einem Radziwill vereinigen. Als ob ein neues Polen je auf das Meer, auf Danzig und — die Intriguen mit Frankreich und Rom verzichten würde! Aber auch für eine Vereinigung mit dem sich slavisirenden Oesterreich, wie Schuchardt sie wünscht, ist es wohl zu spät. Schon der Eintritt Deutschösterreichs in unser Reich wäre ein zweifelhafter Gewinn. Die religiösen Beweggründe, die für Schuchardt gar nicht vorhanden zu sein scheinen, sind bei uns eben noch immer lebendig und oft ausschlaggebend, gerade heute bei dem überragenden Einfluß des Centrums im Reichstag. Der Culturkampf wird doch früher oder später durchgefochten werden müssen. Darum bleibt Bismarck's Wort bestehen: „Wir haben schon übergenug Katholiken." Die österreichische „Los von Rom-Bewegung", obwohl sie von der bayrischen Regierung (!) bekämpft wird, hat im ganzen protestantischen Deutschland unleugbar mächtig gezündet, viel mehr als je ein nationaler Hülferuf aus Oesterreich es vermochte. Freilich müßten die Uebertritte in ganz anderem Umfange Platz greifen, auch die ohnehin auf den Aussterbe-Etat gesetzten Altkatholiken evangelisch werden, wie jetzt in Graz, — denn was sollen wir etwa mit den wackeren aber pechschwarzen Tyrolern?! Ja wenn man als Gegengewicht die Holländer, Balten, Jüten haben könnte! ... Gott bewahre das Reich also vor einem Wiedereintritt Oesterreichs, der uns nur wieder den glücklich überwundenen Zank zwischen den beiden Großmächten in's Haus bringen und die religiösen Gegensätze verschärfen würde, sowie uns wieder Habsburgs alte reactionär-clerical-dynastischen Intriguen einträge, gestützt auf die beiden engverwandten Herrscherhäuser Sachsens und Bayerns, in absehbarer Zeit auch auf das wieder katholische Württembergs. Aber zwischen den großdeutschen Politikern und den alldeutschen Schwarmgeistern, die Oesterreich-Ungarn einfach verschlucken oder mit Rußland theilen wollen, wobei natürlich u. A. Deutschböhmen, Siebenbürgen, Triest, Pola und Fiume uns zufielen, giebt es noch einen Mittelweg. Da ein slavisirtes Oesterreich für uns eine viel größere Gefahr ist, als der thönerne Koloß im Osten

Digitized by Google

der genug mit sich selbst zu thun hat, so müßten wir nicht nur moralisch, sondern mit allen im Frieden völkerrechtlich erlaubten Mitteln eingreifen, um eine Slavisirung, die für uns gleichbedeutend mit einem Zusammenbruch Oesterreichs ist, aufzuhalten und den Nachbarstaat zu kräftigen. Ein Wiederaufbau Oesterreichs auf föderalistischer aber im Wesentlichen deutscher Grundlage ist noch möglich. Die reindeutschen und gemischtsprachlichen Länder wären zu einer engeren Staatseinheit zu verbinden, etwa als autonomes aber im Reichstage nicht vertretenes Deutsches Reichsland unter Habsburgischem Scepter. Die übrigen rein magyarischen, tschechischen und polnischen Theile könnten sich ebenfalls zu selbstständigen Staaten als Habsburgische Hausmacht constituiren. Die Zollschranken hätten natürlich zu fallen, und ein Wirthschaftsgebiet von der Adria bis zur Nordsee wäre geschaffen. Bei der gegenwärtigen Verbohrtheit der österreichisch-ungarischen Regierung, die sogar alle „freundschaftlichen Vorstellungen" der Reichsregierung ignorirt oder gar wie Graf Thun verhöhnt, ist allerdings an den Erfolg solcher Anregungen jetzt nicht zu denken. So lange Goluchowski polnische, Thun tschechische und v. Szell magyarische Politik treiben und den Kaiserstaat vereint herunterregieren dürfen, muß man den Dingen eben ihren Lauf lassen, der ja kein langer mehr sein kann. Die Deutschen Oesterreichs werden schließlich unsere Intervention *fordern*, und wir werden uns dieser nationalen Ehrenpflicht nicht mehr entziehen können. Die Drohungen mit der Nichterneuerung des Dreibundes, wie sie das Ministerium Thun-Kaizl beliebte, lassen uns herzlich kalt, denn ein slavisirtes Oesterreich hat für uns nicht den geringsten Bündnißwerth, obendrein ist uns die Erhaltung des Deutschthums von $8\,^1/_2$ Millionen Oesterreichern wichtiger, als alle Balkan-Interessen. Der Dreibund ist für Oesterreich, nicht aber für uns eine Lebensfrage, die wir immer noch die Wahl zwischen Rußland oder England haben und sogar ein Zusammengehen mit Frankreich ermöglichen können, zunächst wenigstens in der Colonialpolitik. Noch thörichter ist die tschechische Drohung mit Goluchowski's bisher geleugneter Entente mit Rußland. Schon Bismarck hat darauf erwidert, daß wir ja Oesterreich in Petersburg jederzeit überbieten könnten. Der allezeit impulsiv ritterliche Wilhelm II. soll angeregt haben, Bosnien und die Herzegowina dem Kaiser Franz Joseph als Jubiläumsgeschenk definitiv zu überlassen, hat jedoch in Petersburg damit keine Gegenliebe gefunden, was für Rußlands wahre Gesinnung gegenüber Oesterreich bezeichnend, dabei erfreulich ist. Auch die Südslaven haben auf das mit europäischem Mandat occupirte Bosnien ebenso wenig endgiltig verzichtet, wie die Türkei. Die Irredenta wartet nur auf eine Gelegenheit, um wieder den Ruf um Triest und Trient zu erheben, und vielleicht ist dann der italienischen Monarchie, die auch nach dem Ausscheiden Oesterreichs unverändert zu uns steht, eine solche Ablenkung der inneren Krisen nach außen nicht unerwünscht. Daß aber auch Rußland einen katholisch-slavischen Concurrenzstaat nicht gerne sehen würde, ist offenkundig. Wir brauchen bloß unsere schützende Hand von Oesterreich abzuziehen, um so intim mit Rußland zu werden wie früher, worauf es seine Balkanpolitik wieder aufnehmen könnte, der jetzt kein Stambuloff und kein Battenberger mehr entgegentreteu würde. Lieber geben wir Konstantinopel, Serbien und Macedonien den Russen preis, als unsere deutschen Brüder den Tschechen, Magyaren, Polen und Slovenen. Und so vereinigt sich Alles, um Oesterreich-Ungarn schließlich klar zu machen, daß es auf die Freundschaft und den Schutz des mächtigen Deutschen Reiches dringend angewiesen ist. Je bälder es dies einsieht und je schneller es auf seiner abschüssigen Bahn umkehrt, umso besser für seine heute so schwer bedrohte Existenz.

Ueber deutschen und englischen Schiffbau.

Von Franz Eißenhardt.

Die Thätigkeit deutscher Werften hat sich seit 1871 gewaltig gehoben, und das ist im In- wie im Auslande allgemein anerkannt. Ja, man kann wohl sagen, daß sie nach der Englands vielleicht die regste ist. Ganz nahe aber stehen ihr ganz sicher die französischen und amerikanischen Etablissements. Wir bauen wohl für auswärtige Staaten, aber die Werften jener Länder auch, mehr, und, was Frankreich angeht, seit längerer Zeit. Was aber einen Vergleich mit den Etablissements Englands angeht, so läßt sich der eigentlich gar nicht ziehen, denn England baut sicher ebenso gut, jedoch schneller, billiger und etwa sieben bis acht Mal so viel als wir. Ziehen wir nur einen Vergleich im Bau von zwei modernen Schlachtschiffen beider Länder. Das deutsche Schlachtschiff „Kaiser Friedrich III.", das erste eines neuen Typs von 11000 To. Wasserverdrängung, wurde begonnen am 23. November 1894, auf Stapel gelegt am 5. März 1895, lief ab am 1. Juli 1896 und empfing Juni, Juli 1899 seine artilleristische Armirung, mit deren Einbau man Juli begann. Es brauchte somit der Panzer von seiner Kiellegung bis zu seiner Indienststellung vier und ein halbes Jahr. Demgegenüber wurde zum 15900 To. großen Engländer „Majestic", nebst dem fast zugleich aufgelegten Schwesterschiff „Magnificent" ebenfalls dem ersten Schiff einer neuen Classe, die erste Kielplatte am 5. Februar 1894 gelegt, der Stapellauf erfolgte am 19. December desselben Jahres, und das Frühjahr 1896 sieht das Schiff — nach einer Bau- und Ausrüstungszeit von zwei Jahren — als Flaggschiff des britischen Canalgeschwaders. Der Preis des deutschen und des englischen Schiffes ist ungefähr gleich, ca. 20 Millionen Mark. Da aber der Engländer fast 5000 To. größer ist, so ist er billiger und, wie klar hervorgeht, in der Hälfte der Zeit fertig gestellt. Noch ein Beispiel! Unser großer Kreuzer „Freya" wurde auf der Kaiserlichen Werft zu Danzig am 2. Januar 1896 aufgelegt, lief am 11. Mai 1897 ab und lag am 1. Juli 1899, für Probefahrten bereit, an der Werft. Er brauchte also mehr als drei Jahre bis zur Indienststellung. In England baut man Kreuzer dieser Größe in nie mehr als drei Jahren.

Was nun die deutschen Schnelldampfer anbelangt, so besitzen gegenwärtig die Flotten des Norddeutschen Lloyd und der Hamburger Packetfahrt zusammen zwölf, wovon zehn auf die erstgenannte Gesellschaft entfallen. Es sind das: Kaiser Wilhelm der Große, Kaiserin Maria Theresia (früher Spree), Havel, Lahn, Saale, Trave, Aller, Ems, Fulda, Werra. Der vom Lloyd als solcher angeführte „Kaiser Wilhelm II." ist mit 15,75 Meilen Maximalgeschwindigkeit als Schnelldampfer nicht anzusprechen. Diesen zehn Lloyddampfern stehen „Fürst Bismarck" und „Auguste Victoria" der Packetfahrt gegenüber. Im Bau liegen zwei, einer bestellt vom Lloyd, „Deutschland", für die Hamburger Linie auf der Werft des Vulkan zu Bredow bei Stettin. Die Abnahme des „Kaiser Friedrich" hat der Lloyd *abgelehnt*, der Dampfer steht zum Verkauf und wird schwerlich in Deutschland bleiben. Vier von diesen zwölf fertigen Schnelldampfern haben Doppelschrauben, nämlich die beiden der Packetfahrt, „Kaiser Wilhelm der Große" und die verlängerte und in ein Zweischraubenschiff umconstruirte ehemalige „Spree", jetzt „Kaiserin Maria Theresia". Von diesen zwölf Schnelldampfern sind jedoch nur fünf auf deutschen Werften gebaut, die anderen sieben, nämlich die letztgenannten des Lloyd, stammen aus England von der Fairfield-Shipbuilding-Comp. in Glasgow.

Abgesehen von England, das zuletzt betrachtet werden soll, haben aber noch andere Nationen Schnelldampfer. Die Vereinigten Staaten besitzen vier sehr große Doppelschrauber: St. Louis, St. Paul, Paris und New York, die beiden ersten bei Cramp u. Sons, Philadelphia gebaut, die anderen beiden

Digitized by Google

aber in England bei Tompson u. Sons. — Frankreich hat sechs der Messageries Maritimes, nämlich: Armand Behic, Australie, Polynésie, Ville de Ciotat, Ernest Simons und Indus. Dazu kommen sechs der Compagnie générale transatlantique, nämlich Aquitaine, La Touraine, Normandie, Bretagne, Champagne, Bourgogne. Zusammen also zwölf, alles Doppelschraubendampfer, wovon elf in Frankreich gebaut, einer in England. Es ist der Aquitaine, 1890 von von der Faifield-Comp. Glasgow für die Hamburger Packetfahrt A. G. geliefert, vor dem Kriege 1898 mit Amerika an Spanien verkauft, wo das Schiff unter dem Namen „Rapido" bei der Flotte des Admiral Camara war, und im Sommer 1899 an Frankreich verkauft wurde. — Spanien hat einen Schnelldampfer, Patriota, gebaut von Laird Brothers Birkenhead, England, die frühere Columbia der Hamburger Packetfahrt. — Rußlands freiwillige Flotte des Schwarzen Meeres verfügt über fünf Doppelschraubenschiffe: Mosqua, Poltawa, Cherson, Tambow, Orel, alle in England gebaut, 17 bis 19 Meilen schnell. Von den demnach hier angeführten 34 Schnelldampfern sind auf deutschen Werften 5 (dazu „Kaiser Friedrich") auf französischen 11, auf amerikanischen 2, und alle übrigen — also 16 — auf britischen für fremde Rechnung. Nur England hat für fremde Gesellschaften Schnelldampfer geliefert. Dazu kommen noch die beiden verloren gegangenen des Lloyd: „Eider" und „Elbe".

Was nun Englands Schnelldampferflotte angeht, so umfaßt dieselbe zur Zeit nach meiner Rechnung 18 Dampfer von vier Rhedereien. Es sind das von der Cunard Line: Campania, Lucania, Aurania, Etruria, Umbria. Von der White Star Line: Majestic, Teutonic. Von der Peninsular and Oriental Comp.: Arcadia, Australia, Britannia, Himalaya, Oceana, Peninsular, Oriental, Victoria. Von der Canadian Pacific Comp.: Empress of India, Empress of China und Empress of Japon. Sie sind natürlich alle in England gebaut wie der gesunkene „Oregon" der Cunard Line, sodaß von allen gegenwärtig vorhandenen und gesunkenen 56 Dampfern von 17 Meilen Fahrt und mehr — die man heute als „Schnelldampfer" bezeichnet — 33 auf englischen, 6 auf deutschen Werften gebaut sind. In Bau sind drei: zwei unbenannt und „Deutschland" beim Vulcan, wie erwähnt, „Oceanic" bei Harland & Wolff, Belfast für die White Star Line. Die beiden letztgenannten Dampfer, von denen „Oceanic" bereits am 14. Januar 1899 vom Stapel lief, sind zugleich die größten und sollen auch die schnellsten sein, trotz der Erklärung der White Star Line, „Oceanic" solle nicht den Wettlauf über den Ocean mitmachen! Wozu hätte man ihn denn anders in Bau gegeben, ein Schiff von 704 Fuß (engl.) Länge, 18000 Register To., mit Maschinen von 32000 Pferdekräften, wogegen „Deutschland" 683 Fuß lang wird und Maschinen von 33000 Pferdekräften bei 14000 Register To. Größe erhält! Man hofft Seitens der Hamburger Packet die Ueberfahrt in fünf Tagen zu machen und alle Records damit zu schlagen. Warten wir es ab.

Das größte und schnellste, auch das neueste aller dieser Schiffe ist ohne jeden Zweifel ein deutsches, der „Kaiser Wilhelm der Große" des Norddeutschen Lloyd, welche Gesellschaft, was Zahl der Schnelldampfer angeht, weitaus an der Spitze aller Rhedereien steht. Der Dampfer ist 196 Meter lang und hat Maschinen von 28000 Pferdestärken bei 14349 Register To. Größe. Was seine Schnelligkeit anbelangt, so genügt die Angabe, daß er Dienstag, den 11. Juli von New York kommend, nach einer Ueberfahrt von 5 Tagen 20 Stunden 55 Minuten in Cherbourg eintraf, was einer stündlichen Durchschnittsgeschwindigkeit von 22,61 Meilen entspricht. Auf der Rückkehr von seiner ersten Doppelreise lief das Schiff Southampton an. Man hatte ihm einen breiten Leinwandstreifen um den Rumpf gelegt, worauf zu lesen: „Made in Germany"! Das ist „der" Dampfer, mit dessen Leistungen die deutschen Rhedereien jede Concurrenz schlagen.

Ueber dem zweiten, welcher zu gleichen Zwecken gebaut wurde, dem schon erwähnten „Kaiser Friedrich", aber stand ein Unstern. Auf acht Doppelreisen ist er geprobt worden, ohne die von ihm verlangten 21 Meilen im Durchschnitt zu leisten. Das 176 Meter lange Schiff, mit 24000 Pferdekraft starken Maschinen hat es über 20,5 Meilen nie gebracht, und daher verweigerte der Lloyd seine Abnahme, wenn auch Danziger Blätter die etwas wunderlich klingende Meldung brachten, die Firma Schichau hätte das Schiff zurückgefordert. Es wäre bedauerlich, wenn sich aus dieser Angelegenheit ein Federkrieg oder ein Proceß entwickeln sollte, Dinge, die, wie ich weiß, von Seiten des Lloyd nicht gewünscht werden. Am besten wäre es gewesen, die Etablissements hätten sich geeinigt, und der Dampfer wäre umgetauft. Nach kurzer Zeit weiß im großen Publicum kein Mensch etwas von der ganzen Sache. Käufer sollen genügend vorhanden sein. Das klingt wenig glaublich, denn außer der American Line kann keine Linie ein derartiges Schiff kaufen. Bei den Engländern verbietet es der Nationalstolz, und daß französische Linien es wagen, einen auf deutscher Werft gebauten, von deutscher Linie zurückgewiesenen Dampfer zu erwerben, daran glaubt wohl im Ernst niemand, der die Verhältnisse kennt.

So folgen denn unmittelbar auf „Kaiser Wilhelm den Großen" die beiden 12500 Register To. großen Cunard Liner „Lucania" und „Campania" von der Fairfield Comp. Glasgow 1893 erbaut, 182,9 Meter lang, die bei den Probefahrten bis 23 Meilen liefen. Auch die White Star Liner „Teutonic" und „Majestic", von Harland & Wolf Belfast 1890, 172,2 Meter lang und 9680 Register To. groß, sind dem „Fürst Bismarck" der Hamburger Packetfahrt, dem auch der Franzose „La Touraine" ähnelt, mindestens gewachsen. „Fürst Bismarck", vom Vulkan 1891 geliefert, hat bei 153,2 Meter Länge 8000 Register To. Es kämen dann die vier Amerikaner: St. Louis, St. Paul von 554 Fuß Länge, 11600 To., New York und Paris 160,8 Meter lang, 10800 To., und dann die deutsche „Auguste Victoria" der Packetfahrt, 1889 beim Vulkan abgelaufen, mit 140,2 Meter Länge, 7661 Register To. Ihnen schließen sich an „Normannia" (jetzt „Aquitaine", Frankreich) und „Columbia" (jetzt „Patriota", Spanien) an. Damit ist die Zahl der erstklassigen, 19 Meilen und darüber laufenden Schnelldampfer erschöpft, und die jüngst von der Kölnischen Zeitung behauptete „Ueberlegenheit" Deutschlands ist nicht festzustellen auch einschließlich des „Kaiser Friedrich". Von den genannten sechzehn Dampfern sind vier auf einer deutschen Werft, einer auf französischer, zwei auf amerikanischer gebaut, acht stammen aus englischen Etablissements. Möglich, daß die umgebaute „Kaiserin Maria Theresia" bedeutende Leistungen aufweist, und dann wird der Umbau der „Havel" dasselbe Ergebniß haben. Dadurch würde Deutschland England ganz nahe rücken und in sehr ernsthafte, durchaus nicht relative Concurrenz treten.

Beide große deutsche Rhedereien sind zudem seit etwa vier bis fünf Jahren mit einer starken Anzahl von Dampfern aufgetreten, die zugleich dem Passagier- und dem Frachtverkehr dienen, und es will scheinen, als ob ein großer Theil des Reisepublicums diese Schiffe, obwohl sie nur ca. 14 Meilen laufen, bevorzugt. Der Lloyd erschien 1896 mit vier Schiffen, die, bei 10000 Register To. Größe, alle Vorzüge in Unterkunft, Verpflegung und Sicherheit der Schnelldampfer besitzen. Die Packetfahrt folgte mit einer Anzahl noch größerer Dampfer, ließ sie aber — so den ersten, „Pensylvania" — nicht alle in Deutschland bauen, sondern zog englische Werften vor, wie denn überhaupt von deutschen Rhedereien, namentlich kleineren, noch England vielfach herangezogen wird, so daß gut ein Drittheil, fast die Hälfte der Dampfer englischen Ursprungs sind. Es ist erfreulich constatiren zu können, daß eine Abnahme in den Bezügen vom Ausland stattfindet, aber die Zeit ist noch nicht abzusehen, in der ausschließlich nur in-

Digitized by Google

ländische Werften das Flottenmaterial liefern werden, wie das für jeden Engländer ganz selbstverständlich ist. Als Grund wird vielfach angegeben, die Werften hätten Bestellungen genug und wären nicht in der Lage, neue anzunehmen. Dann stünden aber die deutschen Firmen sehr hinter England zurück. Für das Ausland hat Deutschland, abgesehen von sehr zahlreichen Torpedofahrzeugen und Booten, verhältnißmäßig noch wenig gebaut. Nur zwei Schlachtschiffe, die Chinesen Ting Ynen und Chen Ynen, wogegen englische Werften seit dieser Zeit, 1881/82, zahlreiche an Chile, Dänemark, Schweden, Norwegen, Brasilien und Japan lieferte. Gewiß, Japan, Rußland und Brasilien haben bei uns Schiffe bestellt, aber in England, Frankreich und Amerika mehr, und mit dieser Thatsache muß man sich abfinden, so erfreulich es auch ist, daß Deutschland in kurzer Zeit überhaupt bei solchen Aufträgen in Frage kommt, woran vor fast einem Viertel Jahrhundert gar nicht zu denken war. Der damalige größte Rheder Preußens zu Danzig huldigte noch der Ansicht, daß eiserne Schiffe nicht schwimmen könnten, eine Ansicht, welche dem Schreiber dieses noch 1885 von einem alten Danziger in Zoppot mit den Worten illustrirt wurde: „Wer hätt' gedacht, daß Eisen schwimmen kann." Natürlich hatte der alte Herr bei solch ungeheurem Umschwung es vorgezogen, sich von allen Geschäften zurückzuziehen, und seine Rente in Ruhe zu genießen. Besagter Rheder baute weiter wie vordem, mächtige, eichene Vollschiffe, Danziger Modell, und ihre weitesten Fahrten waren — nach England. Das ist nun anders geworden, Gott sei Dank, sogar in Danzig. Von Elbing, das weit ungünstiger liegt als Danzig, kam der Mann, der den Danzigern zeigte wie man eine große Werft anlegt, F. Schichau, und der Aufschwung der Anlage macht es den modernen Hanseaten klar, daß das Vorwärtsgehen heute zu Tage unumgänglich nothwendig ist, will man nicht in die Hintersielen gerathen.

Wir concurriren mit der ersten Seehandelsmacht der Welt, mit Erfolg sogar! Auch ist es heute nicht mehr möglich, die unliebsamen Concurrenten einfach in's Wasser zu werfen, wenn man irgendwo ihrer Herr werden will, welche mit Erfolg begleitete Taktik bekanntlich die Phönizier anwandten, aber wo immer es sei, auf allen Meeren der Erdkugel ist Deutschland niemals „erste", sondern höchstens „zweite" Handelsmacht. Erste Kriegsmacht ist es in der Ostsee ohne Frage, gegenwärtig, weil die Ostseeflotte Rußlands, soweit es für die Entscheidung auf dem Wasser betreffende Schiffe angeht, in Ostasien und im Mittelmeer sich befindet.

Deutschland stark zur See! Ein seit mehr als einem Jahrzehnt von mir verfolgter Gedanke, als kein Mensch an Flottenvereine u. s. w. dachte. Jetzt aber kann durch den großen Zug, der für die Stärkung der Seemacht durch das Reich geht, sehr leicht eine Ueberproduktion der Geister stattfinden, welche in dem Geschaffenen und in ihrem Geiste zu Schaffenden schon Deutschland als Weltmacht auf dem Wasser sehen. Davon sind wir weit entfernt, und Flottenvereine schaffen da nicht Rath, wo englische, amerikanische, französische und japanische Parlamente bereit sind „jede" Summe zu bewilligen, die gefordert wird, und wo in Rußland der Zar einfach befiehlt. Man täusche sich also nicht. Eine Ueberlegenheit des Materials bei gleichen Faktoren, das will heißen bei gleichen Zeitmaßen, giebt es heute bei den Seemächten nicht mehr, soweit sie selbst bauen. Ueberlegenes Material ist nur bis zu einer gewissen Grenze durch überlegenes Personal auszugleichen, und es wäre ein Irrthum zu glauben, daß das Personal einer anderen, mit besten Kräften nach dieser Richtung hin arbeitenden Nation dem unserigen gegenüber minderwerthig sei! Es heißt bei einer Seeschlacht nicht etwa: Muthig in den Tod gehen für die Flagge! Das ist ganz falsch, wie in neuster Zeit noch die Admirale Montojo und Cervera gezeigt haben. Siegen wollen wir und müssen wir! Das will heißen: Der Gegner wird vernichtet bis auf den letzten Balken der schwimmt! Dazu braucht man aber Material und Personal, und ersteres nicht zu wenig, denn heute sind die Zeiten Nelson's taktisch vorüber, wenngleich die Regeln der Strategie für immer feststehen werden, und der Erfolg dem bleiben muß, der ihrer Herr ist, und sie mit der gehörigen Energie befolgt.

Literatur und Kunst.

Goethe, der Rheinländer.

Von S. Simchowitz.

„Uns Rheinländern fließt der Rheinstrom durch das Herz wie der Blutstrom." So äußerte sich einst der Ur- und Erz-Rheinländer Joseph Görres einem Freunde gegenüber. Er wollte damit zunächst der Heimathliebe des Rheinländers Ausdruck verleihen, der Sehnsucht, die jeden an den Ufern des grünen Stromes Geborenen mit magischer Gewalt aus der Ferne zu seinem glitzernden Wasserspiegel, zu seinen rebenbewachsenen Hügeln hinzieht. Aber in dem Worte liegt noch eine zweite Deutung verborgen, die seinem Urheber wohl kaum entgangen sein dürfte. Der Rheinstrom verleiht den Anwohnern seiner beiden Ufer äußerlich und innerlich ein bestimmtes Gepräge, und der Rheinländer repräsentirt eine fest umrissene Abart der deutschen Volksseele. Freilich ist der Begriff Rheinländer hier recht weit zu fassen. Wir müssen den Strom verfolgen von Basel, wo er smaragdgrün in jugendlichem Ungestüm dahinschießt, bis zu den Niederlanden, wo er lehmfarben in altersschwacher Bewegungslosigkeit versiegt. Und wir müssen zu ihm auch sein ganzes System rechnen, nach Osten vor Allem den Main, und an der Mündung die Niederlande. Dieses also umgrenzte „größere Rheinland" bildet geographisch, ethnisch, culturell eine Einheit. Es ist kein Zufall, daß die mittelalterliche Politik es zunächst versuchte, dies Gebiet als ein einheitliches Reich zu gestalten, und, als dies nicht zu halten war, bei weiteren Theilungen die Grenzlinie immer in beträchtlicher Entfernung vom Strome legte. Nur die rationalistische natur- und geschichtslose Politik Frankreichs machte den Versuch, den Rhein seiner Stellung im Centrum einer einheitlichen Cultur zu berauben und ihn zum Grenzstrom zweier Culturen zu machen. Man hat es schon längst eingesehen, daß die Theilung Deutschlands durch die Mainlinie nicht nur politisch, sondern auch völkerpsychologisch und culturell eine ganz mechanische war. Viel richtiger ist es, Deutschland durch eine Linie zu theilen, die etwa an der nordholländischen Grenze beginnend über das Fichtelgebirge auf Wien zugeht. Nordöstlich von dieser Linie ist das abstrakte Denken zu Hause, die kritische Analyse, der kategorische Pflichtbegriff, südwestlich aber das concrete Schauen, das künstlerische Gestalten, der freundliche Genuß des Daseins. Innerhalb des Südwestens aber ist der Rheinländer neben dem Schwaben und Oesterreicher der wichtigste Typus. Das Schauen, das Erfassen der Welt mittelst des Sehorgans ist ihm ganz besonders zu eigen, und im Rheingebiet sind die großen Schauer germanischen Stammes zu Hause: an seinem Knie wurde Böcklin geboren, unweit seines Oberlaufs, der „hübsche Martin", in Köln entstand das Dombild, „die Achse der niederländischen Kunstgeschichte", und an seiner Mündung träumte der unvergleichliche Müllerssohn von Leyden seine ersten Künstlerträume, schwelgte der große Peter Paul in jener Farbenfülle, von der ein anderer großer Rheinländer meint, er habe sie in freudigem Rheinweinrausch gemalt. Und wie die Eigenschaft des Sehens, so ist dem Rheinländer in hohem Grade die des Sagens und des Singens verliehen.

Digitized by Google

Jeder Rheinländer ist ein geborener Redner und Gelegenheitsdichter, Humorist und Musiker. Wer das Rheinische Leben kennt, der weiß, daß dies nicht nur von den sogenannten oberen Ständen gilt, sondern von allen Rheinländern ohne Ausnahme. Kein Wunder, daß wir dem Rheinland auch zahlreiche Meister des Wortes und der Töne verdanken: dem Norden den ungezogenen Liebling der Grazien, dem Mittellaufe den Schöpfer der C-moll-Sinfonie, des größten Wunderwerkes der Musik aller Zeiten, dem Winkel aber zwischen Main und Rhein, wo das Rheinland gewissermaßen am Rheinischesten ist, den Dichter des „Faust".

Taine hat uns gelehrt, daß jede Individualität durch drei Momente determinirt wird: durch Rasse, Zeit und Ort. Während nun die Literatur- und Kunstwissenschaft die beiden letztgenannten Momente auf's liebevollste berücksichtigt, läßt sie das erste meist ganz außer Acht. Sie begnügt sich damit bei Betrachtung einer künstlerischen Individualität, einige Vorfahren und ihre Eigenheiten zu charakterisiren, während doch das Hauptgewicht auf den Stamm und seine Eigenschaften zu legen wäre. Meines Wissens hat in der modernen deutschen Literarhistorie nur Richard Weltrich in seinem verheißungsvollen Torso einer Schiller-Biographie es versucht, hier gründlich vorzugehen: bevor er Schiller darstellt, sucht er sich erst über die Eigenthümlichkeiten des schwäbischen Stammes Klarheit zu verschaffen. Wie fruchtbar würde eine solche Betrachtungsweise werden, wenn sie allgemein und vergleichend angewandt würde. Wie würde da oft sich zeigen, daß das, was zwei künstlerische Individualitäten trennt, das specifisch Persönliche, das, was sie eint, die Stammeseigenthümlichkeit ist. Man nehme etwa Lessing und Richard Wagner. Welche Verschiedenheit in den Einzelheiten und doch welche Gleichheit in den großen Umrissen ihrer geistigen Physiognomien! Sie sind eben Obersachsen, also beredt, kampflustig, voller Freude an siegreicher Logik, stets nach „Reform an Haupt und Gliedern" lüstern, geborene Protestanten, stets im Namen des Kommenden gegen das Bestehende protestirend. Oder Rubens und Beethoven, der Maler des Fleisches und der Künder der tiefsten Seelenschmerzen. Aber Beide sind Rheinländer und Beethoven's Familie, echt rheinisch in ihren Tugenden und Fehlern, entstammt sogar der Rubensstadt. Der dionysische Taumel, den Rubens in so manchem Bacchanale gemalt hat, er umbraust uns oft in den jauchzenden Beethoven'schen Scherzi und Schlußsätzen; auch hier denkt man oft an Winzerfest und Rheinweinrausch. Das rheinische Element in Rubens hat übrigens mit seinem Spürsinn sein Landsmann Heine herausgefunden. Und von Heine selbst meint Treitschke, daß das rheinische Element das Beste an ihm wäre. Er begeht nur den Fehler, daß er den Heine'schen Witz als specifisch-jüdisch betrachtet. Nichts falscher als dies; wer den rheinischen Carnevalshumor kennt, der kann darüber nicht in Zweifel sein, daß dieser, natürlich zur höchsten künstlerischen Potenz erhoben, ein bedeutsames Element des Heine'schen Witzes bildet.

Wunderlich, daß man den Größten aller Rheinländer niemals von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet. Goethe's Biographen citiren wohl die bekannten Verslein, aber sie ziehen nicht die nöthigen Consequenzen daraus: sie verfolgen die Ahnenreihe nicht so weit hinauf, bis sie sich zum Stamme erweitert. Mich dünkt, die Analyse der rheinischen Elemente in Goethe's Persönlichkeit, in seinen Dichtungen, könnte noch ganz ungeahnte Resultate zu Tage fördern. Es war daher kein übler Gedanke, in Düsseldorf eine rheinische Goethe-Ausstellung zu veranstalten, deren Zweck es ist, dem Beschauer Goethe's Beziehungen zum Rheinland, wie die Anregungen, die er diesen Beziehungen verdankt, zu illustriren, um so auch dem großen Publicum in's Gedächtniß zurückzurufen, was es beinahe vergessen hat, daß Goethe nämlich nicht bloß ein Weimarischer Geheimrath, sondern auch ein fröhlicher Rheinländer gewesen ist. Die Sommer- und Herbstmonate stehen, wie es so schön im Zeitungsdeutsch heißt, „im Zeichen Goethe's". Eine Fluth von seichten Vorträgen, jämmerlichen Zeitungsartikeln und „poetischen Festgrüßen", von erbärmlichen Theater-Aufführungen und sonstigen abgeschmackten Veranstaltungen ergießt sich über Deutschland und scheucht den wirklichen Goethe-Verehrer in die Stille seines Zimmers, wo er das thut, was die meisten Fêtirenden zu thun vergessen: nämlich einen Band Goethe vom Bücherbort herunterzulangen und darin zu lesen. Möglich, daß uns am Ende die Düsseldorfer Ausstellung vergleichsweise als sehr gelungen erscheinen wird. Vorläufig können wir nur sagen, daß sie zwar manches Schöne bietet, daß aber nicht Alles, was sie bietet, schön ist. Das bildliche Material an Porträts und Veduten wird man im Großen und Ganzen nur loben, aber leider wird das Bildliche bei Weitem durch das Papierene überwogen. In einer Unzahl von Vitrinen ist Brief an Brief und Buch an Buch aufgestapelt. Auf den Laien wirkt natürlich das Alles verwirrend; wäre ihm der vierte, ja der achte Theil dieses ganzen Vorraths in charakteristischer Auswahl und recht prägnanter Aufstellung gezeigt worden, er hätte sicherlich viel mehr davon gehabt. Für den Goethekenner hat das Ganze erst recht keinen Zweck, denn die meisten Briefe und Bücher sind ihm längst bekannt, und das wenige Neue kann er natürlich unmöglich im Ausstellungssaal studiren. Es fehlt auch nicht an Mißgriffen schlimmster Art. So ist z. B. eine Abtheilung „Rheinische Goetheforscher" vorhanden, wo man einen großen Theil der Goethe-Literatur, soweit sie von Rheinländern herrührt, beisammen sieht. Aber was soll man sagen, wenn dazwischen die „Gedanken über Goethe" von Victor Hehn liegen, von Hehn, der ein Ostseeprovinzler war. Das ist ein Schnitzer, aber eine Geschmacklosigkeit ist es, wenn Max Bewer mit seiner Schrift „Bismarck, Moltke und Goethe" uns ebenfalls als Goetheforscher vorgeführt wird. Oder welchen Sinn hat es, eine funkelnagelneue Ausgabe von Simrock's „Nibelungenlied" auszulegen? Doch es sei gern anerkannt, daß der nachdenkliche Besucher in der Ausstellung, wenn auch keine sonderliche Aufklärung, so doch manche Anregung zu dem Thema „Goethe, der Rheinländer", erhält.

Goethe, der Rheinländer! In dem bekannten Epigramm halbirt Goethe sein Wesen zwischen väterlichem und mütterlichem Erbtheil. Das väterliche Geschlecht stammt aus Thüringen, das mütterliche dagegen war ein echt rheinisch-fränkisches. Und Goethe ist thatsächlich weit mehr der Sohn seiner Mutter, als der seines Vaters. Man vergleiche nur seine Züge mit denen seiner Mutter, die Aehnlichkeit ist unverkennbar. Aber noch verblüffender wirkt es, wenn man das Porträt seiner Großmutter, der Anna Margaretha Textor, heranzieht. Es ist geradezu, als wäre der alte Goethe in ein Frauencostüm geschlüpft. Der gleiche Schädelbau, die gleiche Gesichtsform, Stirn, Nase, Mund, Kinn und vor Allem die mächtigen Augen, alles bei Großmutter und Enkel von derselben Bildung. Diese Großmutter aber, eine geborene Lindheimer, entstammte einem alten Frankfurter Geschlecht. Und so ist denn Goethe mit seinem braunen Haar und seinen dunkeln Augen, schon in der äußeren Erscheinung der schönste Typus eines echten Rheinländers. Ja, diese Goethe-Augen, deren Zauber sich kein Zeitgenosse zu entziehen vermochte, und die uns Nachlebende aus jedem guten Porträt wie schwarze Diamanten anfunkeln, sie waren in seinem Gesicht das Auffälligste, ihre Sterne schienen das Weltall einzusaugen. Und da dem Körperlichen immer ein Geistiges, dem Physiologischen ein Psychologisches entspricht, so ist schon a priori die Annahme gestattet, daß in Goethe's Psyche das Sehen eine besonders wichtige Rolle gespielt hat. Es ist oben ausgeführt worden, wie das Schauen den Rheinländer auszeichnet, wie eine Reihe der bedeutendsten Maler und Malerschulen den Rheinlanden angehören. Diese

Digitized by Google

Eigenschaft des Schauens erscheint nun bei Goethe auf ihrem Gipfel. So, wie er, hat vielleicht noch nie ein Mensch in die Welt geblickt. Es ist kein Zufall, daß Goethe sein ganzes Leben lang ein eifriger Zeichner war, und es ist keine Marotte von ihm, daß er, fast 40 Jahre alt, noch daran zweifeln konnte, ob er mehr zum Maler oder zum Dichter bestimmt sei. Das Zeichnen entsprach einem tiefen Bedürfniß seiner Phantasie. Die Kraft, die sich mittelst des Auges in seinem Hirn angehäuft hatte, vermochte sich in Worten allein gar nicht zu entladen; ihr unverbrauchter Ueberschuß drückte ihm den Griffel in die Hand. Und in engster Verbindung mit diesem allmächtigen und allgegenwärtigem Schauen stehen auch seine naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Seine Methode ist ganz und gar eine anschauende, und das, was die Anderen nur als Abstractionen und Ideen betrachten, das, so betont er wiederholt, sieht er wirklich an den Erscheinungen. Am stärksten documentirt sich diese Eigenschaft natürlich in seiner Poesie, sobald man sie auf den Antheil untersucht, den die einzelnen Sinnesthätigkeiten an ihr haben. Er ist ein Seher in der wörtlichen Bedeutung; er sieht die Dinge in erster Linie, während z. B. die Romantiker im Gegensatz zu ihm, sie vor Allem zu hören suchten. Auch die anderen rheinischen Eigenthümlichkeiten, die Begabung zum Rednerischen und zum Musikalischen sind bei Goethe nachweisbar. Goethe als Redner: das scheint zunächst eine unhaltbare Annahme. Oeffentlich ist er als Redner nur selten aufgetreten; dazu bot das damalige Leben auch nicht viel Gelegenheit. Aber man muß sich über den Charakter Rheinischer Beredtsamkeit erst klar werden: nicht die pathetische Rhetorik ist da die Hauptsache, sondern die lebendige, unmittelbare An- und Aussprache. „Eine Rede soll keine Schreibe sein", hat einmal der alte Vischer geäußert. Bei Goethe ist aber jede Schreibe eine Rede, gerade so wie bei Luther und bei Lessing auch: diese drei Schöpfer unseres modernen Hochdeutsch haben sich nicht an die abstracte, ausgetrocknete Ausdrucksweise ihrer Zeitgenossen gehalten, sondern sie „haben den Leuten auf's Maul gesehen". Goethe's Dichtungen, so weit sie nicht mit Absicht und Bewußtsein stilisirt sind, haben den Tonfall der lebendigen Rede, und dies um so mehr, je stärker bei ihrer Entstehung der Einfluß der Rheinischen Atmosphäre war. Nicht nur im „Götz" und „Werther", sondern auch in den Briefen und ästhetischen Abhandlungen aus jener Zeit glaubt man bei jedem Satz die klingende Stimme zu hören, so vollkommen ist hier alles Papierene getilgt. Die Herrschaft über das Wort muß natürlich dazu verführen, die prosaische mit der poetischen Form zu vertauschen. Nirgends werden so viele Gelegenheitsgedichte gemacht, wie im Rheinland, und Goethe spricht allen seinen Landsleuten aus dem Herzen, wenn er meint, daß jedes gute Gedicht ein Gelegenheitsgedicht sei. Und wenn man alle seine Schöpfungen von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, so darf man nicht vergessen, daß es sich hier um eine Stammeseigenthümlichkeit handelt, die in dem genialen Individuum auf ihrem Gipfel erscheint. Auch der rheinische Humor, der, wie es der Carneval beweist, mit Vorliebe parodistische Formen annimmt, kommt in Goethe's Farcen reichlich zu seinem Recht.

Goethe's äußerliche Beziehungen zur Musik sind schon häufig Gegenstand von Untersuchungen gewesen. Weit wichtiger wäre es, das musikalische Element in seinen Dichtungen nachzuweisen, zu zeigen, wie z. B. seine Lyrik im Anschluß an das Volkslied, also an eine Kunstform, bei der Wort und Ton untrennbar verbunden sind, erstarkte. Goethe war der Mann, „der Musik hat in ihm selbst", in seinen Gedichten ist die Musik latent, es sind Lieder ohne Noten*), und es darf uns nicht wundern, daß es gerade die Schöpfungen der zwei Rheinländer Goethe und Heine sind, die am häufigsten in Musik gesetzt sind. Und als Grundlage des ganzen Charakters das echt rheinische Temperament, die „Frohnatur" der rheinischen Mutter, die bei Genies, bei Goethe, bei Beethoven sich bis zu dämonisch tobender und überschäumender Lebenslust steigert, aber nie in Rohheit verfällt; so wird auch der gewöhnliche Rheinländer aus dem Volke trotz der hochgehenden Wogen der Carnevalsfröhlichkeit von Ausschreitungen und Thätlichkeiten fern bleiben.

Die landläufige Betrachtung des geographischen Kreises, innerhalb dessen Goethe sich bewegt hat, ist gewöhnt, Weimar und Italien als die beiden wichtigsten Punkte aufzufassen. Bei seiner Jugendzeit wird die Einwirkung des örtlichen Milieus meist zu gering taxirt. Man darf nicht vergessen, daß Goethe von den ersten 26 Jahren seines Lebens 23 in rheinischer Umgebung zugebracht hat. Der dreijährige Aufenthalt in Leipzig erscheint uns als eine Episode von wenig heilsamer Wirkung. Die Leipziger Luft bekam ihm weder körperlich, noch geistig: er kehrte krank heim in's Vaterhaus und seine poetischen Producte, die er mitbrachte, zeigen eine wenig erquickliche Mischung von Unreife und Ueberreife. Erst in der heimischen Atmosphäre entwickelt er sich zum Götterjüngling, erst nach Ueberwindung der Leipziger Einflüsse beginnt die Phantasie gewaltig ihre Schwingen auszubreiten. Niemals später, auch nicht zur Zeit, als seine Liebe zu Frau von Stein am feurigsten loderte, noch da er das gelobte Land Italien mit eigenen Augen schauen durfte, noch als die Freundschaft zu Schiller sich am innigsten gestaltete, ist er so fruchtbar gewesen, wie in den fünf Jahren, die zwischen seinem Einzug in Straßburg und seiner Abreise nach Weimar liegen. Man darf hier nicht nur das Fertiggestellte berücksichtigen, sondern vor Allem die zahllosen Conceptionen, von denen ein Theil sein ganzes späteres Dasein ausfüllt: Götz, Werther, Clavigo, Stella, die Entwürfe und Anfänge zu Egmont, Julius Cäsar, Mahomet, Prometheus, Ahasver und Faust, die Satiren, die Singspiele und dazwischen die duftigen Blüthen einer unverwelklichen Lyrik. Und es ist nicht schwer, in vielen dieser Dichtungen das Rheinische Element nachzuweisen: die lieblichen Landschaftsbilder in „Werther", in zahlreichen Liedern sind eine poetische Wiedergabe dessen, was der Dichter ständig vor Augen hatte, und in Mahomet's Gesang möchte man neben der Symbolik noch eine Verherrlichung des mächtigen, heimathlichen Stromes erblicken. Aber der Rheinstrom ist nicht nur ein Gegenwärtiges: er lenkt auch den Blick zurück in die deutsche Vergangenheit. Deutsche Vergangenheit! Was war sie damals mehr als ein Wort! Freilich hallte der deutsche Dichterwald wieder von patriotischem Bardengeschrei, aber der Mann, der es angestimmt hatte, Klopstock, war ein Sohn des Nordostens, wo die deutsche Geschichte erst verhältnißmäßig spät beginnt, wo ihre sichtbaren Reste spärlich gesät sind. So trug denn sein Patriotismus den Charakter einer noch obendrein falschen Construction; seine Dichtungen sind ein Gemisch aus Gelehrsamkeit und Phantasterei. Anders bei dem Rheinländer Goethe: ihm war die Vergangenheit seines Volkes etwas Sichtbares, die deutsche Geschichte, das waren ihm die zerfallenden Burgen auf den Bergen, die alterthümlichen engen Städte mit ihren Domen in den Thälern. Daran knüpft sein gegenständliches Denken an, und der Patrotismus hört auf, gelehrt zu sein, er wird künstlerisch. Wenn er mit den Freunden im Juli 1774 die Lahn hinunterfährt, so wird, mitten in der ausgelassensten Lustigkeit, auf dem zerfallenden Thurme von Burg Lahneck des Helden edler Geist ihm lebendig, und er dictirt dessen Ansprache improvisirend in Lavater's Tagebuch. Das war nicht der erste Burgherr, den er aus der Gruft beschworen: Drei Jahre vorher hatte er den erb- und eigenthümlichen Herrn von Jagsthausen und den gewaltigen Vertheidiger der Ebernburg wieder lebendig

*) „Goethe war selbst im Grunde, wie Spitta ausgeführt hat, eine musikalisch schöpferische Natur. Verse, wie „Meine Ruh' ist hin", sind von innen in Arienform gehört; „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'" z. B. gewiß symphonisch empfunden." (Max Graf, Deutsche Musik im 19. Jahrhundert).

Digitized by Google

gemacht, und mit ihnen das ganze rheinisch-fränkische Volk, den Reichsritter hoch zu Rosse und den Bürger in seinem Rathhaus, den Bischof im Palais und den Bettelmönch in der Herberge, den Bauer in der Schenke und den Zigeuner auf der Landstraße, alles Gestalten, wie sie seit Jahrhunderten, mit nur wenig verändertem Costüm ihr Wesen im rheinischen Lande getrieben haben und zu Goethe's Zeiten noch trieben. Im Schatten des Straßburger Münsters steigt ihm die Gestalt des Schwarzkünstlers Faust auf. Der mittelalterliche Gottesglaube, der dies Haus aufgethürmt, hat ja den Teufelsglauben zur nothwendigen Ergänzung. Und als er einige Jahre später, im Sommer 1774, vor der Kölner Domruine steht, da werden die von Straßburg her gewohnten Gefühle in ihm erregt, und in dem so viel Mittelalterliches bergenden Köln, wo noch eine vom Hauch der neuen Zeit unberührte Universität scholastischer Observanz mit ihren Magistern, Doctoren, Schreibern und Pfaffen existirt, führt ihn die Gedankenassociation wohl abermals zu Faust hin. Nun empfindet er, wie er selbst sagt, Vergangenheit und Gegenwart in Eins, und das ist die Stimmung, in der er am besten zum dichterischen Schaffen aufgelegt ist: zwei Monate nach seiner Rückkehr von Köln beginnt er, den Faust niederzuschreiben. Und in dem letzten Jahre seines Aufenthaltes in der Heimath formt er eine Gestalt, die geradezu der Typus einer Rheinischen Frohnatur wird: den Egmont, der mit dem geschichtlichen nichts weiter gemeinsam hat, als den Namen und das Endschicksal, und der mit seiner „ungemessenen Lebenslust" als eine Verkörperung aller hellen und dunklen Seiten des Rheinischen Charakters gelten kann. Eine eingehende Analyse würde da sehr interessante Resultate ergeben, selbst die liebenswürdige Unpünktlichkeit des Rheinländers, die einen Norddeutschen oft zur Verzweiflung bringen kann, fehlt dem Sieger von Gravelingen nicht. Für die räsonnirenden Bürger von Brüssel, deren Devise „leben und leben lassen" ist, kann man die Modelle unschwer noch jetzt in jeder Rheinischen Stadt nachweisen, wo altpreußische Zucht und Strammheit den braven Philistern oft ähnliche Aeußerungen entlockt, wie sie Gevatter Jetter und Genossen über das Spanierthum im Munde führen. Die Frauengestalten jener Epoche aber sind nach Rheinischen Vorbildern ausgeführt: Götzens Elisabeth nach seiner eigenen tapferen Mutter, Clärchen und Gretchen nach der Pfarrerstochter von Sesenheim, das kaum eine Viertelstunde von einem Rheinarm entfernt lag, und nach den Frankfurterinnen Gretchen und Lili. Eine echte Rheinlandstochter ist auch Werther's Lotte, die so absolut frei ist von jeder Buchgelehrsamkeit, deren ganze Lectüre in einigen Romanen besteht, deren Leidenschaft das Tanzen ist, die ihre seelischen Conflicte durch das Vortrommeln eines Contretanzes auf verstimmtem Klavier löst und deren Mund, wie Goethe selber auf eine noch erhaltene Fensterscheibe mit einem Diamant geschrieben hat, „nur zum Küssen geschaffen war".

Ueberall am Rhein wohnen dem Dichter gute Freunde und Freundinnen: in Straßburg und Heidelberg, in Darmstadt, und Wetzlar, in Coblenz und Düsseldorf, hier derjenige, mit dem ihn trotz aller Verschiedenheit der Weltanschauung und trotz aller gelegentlicher Mißverständnisse, ein Band von mehr denn 40jähriger Dauer verknüpfte: Friedrich Heinrich Jacobi. Die Reise zu Jacobi im Sommer 1774 ist in ihrer Bedeutung nicht zu unterschätzen. Wenn man die genialisch-tolle Rheinfahrt, die er gemeinsam mit den beiden „Propheten" Lavater und Basedow unternahm, eine Reise zu Jacobi nennt, so ist das nicht ganz correct. Denn sie war nicht mit Bewußtsein und Absicht als solche unternommen. Ganz im Gegentheil hegte er gegen Fritz Jacobi und seinen Bruder, den Lyriker Georg Jacobi, die „beiden Jackerls", wie er sie nennt, eine entschiedene Antipathie; nach Allem, was er von ihnen gehört hatte, erschienen sie ihm weichlich und unmännlich. Aber kaum hat er eine Nacht in Düsseldorf geschlafen, so eilt er am frühen Morgen von seinem „einfältigen Herzen", das es besser mit ihm meinte, als sein bewußtes Denken, getrieben durch die schattigen Linden- und Ulmenalleen des Hofgartens hinaus nach Pempelfort, „dem angenehmsten und heitersten Aufenthaltsort" mit seinen wohlunterhaltenen Gärten am Ufer der stillen Düssel. Und was jahrelange Vermittelungsversuche guter Freunde nicht vermochten, die persönliche Bekanntschaft bringt es bald zu Stande. „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! — Ihr Fritz, Betti, mein Fritz." So meldet er jubelnd an Betty, die Gattin Jacobi's, die damals von Düsseldorf abwesend war, und die er schon von früher her kannte. Und vielleicht war es nicht in letzter Linie das landsmannschaftliche Element, das ihn zu den beiden Menschen hinzog: Fritz Jacobi war zwar nicht durch seinen Vater, wohl aber durch seine Mutter Johanna Maria Fahlmer aus Frankfurt, ein echter Rheinländer, und Betty stammte aus Vaels bei Aachen. Und an der Letzteren rühmt Goethe geradezu das Niederländische, d. h. also Rheinländische ihres Wesens. Nachdem er in „Wahrheit und Dichtung" ihre große Heiterkeit hervorgehoben, fährt er fort: ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die ohne Ausdruck von Sinnlichkeit durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte". Man mag übrigens auch hier wieder die Treffsicherheit von Goethe's Auge bewundern: wie Betty Jacobi auf dem uns erhaltenen Porträt in ein rothes Sammtgewand mit Pelzbesatz gekleidet, dasitzt, erinnert sie in der That sofort an den großen Vlamen. Und mit dem neugewonnenen Freunde ging es dann wieder längs des Rheinufers zurück. Auf dem Wege zwischen Düsseldorf und Köln, am Fuße des Jagdschlosses Bensberg, wo sie in einer Laube Halt machten, ließ Goethe Fritz Jacobi als den Ersten einen Blick in das Chaos hineinthun, das in ihm gährte, und in dem Spinoza vorläufig den ersten festen Punkt bildete. In Köln nahmen sie im Gasthof zum „Heiligen Geist" Quartier, unmittelbar am Rheinufer, das Siebengebirge auf der anderen Seite im Blau der Ferne verschwimmend. In der Dämmerung, während die Wellen des Stromes im Vollmondschein erglänzten, recitirte Goethe seine neuesten und liebsten Balladen: den König von Thule und „Es war ein Buhle frech genung." Um Mitternacht suchten sich die Freunde noch im Dunkeln auf und ihnen wurde „wie eine neue Seele". Es war nicht das erste Mal, daß Goethe den Rhein befuhr. Schon zwei Jahre vorher, im September 1772, war er, von Frau von La Roche kommend, zusammen mit Freund Merck von Coblenz nach Mainz den Strom hinaufgefahren. Er konnte sich an „der Größe und der Gefälligkeit, der unendlich mannigfaltigen Gegenstände" nicht satt sehen und der Zeichenstift war eifrig in Bewegung. Er ist stolz auf die Herrlichkeit des heimathlichen Stromes, und so oft er später in „Wahrheit und Dichtung" seiner erwähnt, unterläßt er es nicht, ein Epitheton ornans beizufügen.

Die Entfernung von Weimar nach dem Rhein ist nicht sehr groß. Aber Thüringen trägt noch einen ganz nordischen Charakter, während der Rheingau und Frankfurt in Bezug auf Klima, Anbau und Bevölkerung schon südlich anmuthen, so daß das Land nicht mit Unrecht „Deutsch-Italien" genannt wird. Dem Rheinländer Goethe bekommt der Aufenthalt im Norden ganz und gar nicht. Er leidet körperlich sehr häufig an Katarrhen und ist seelisch verstimmt. „Das Klima ist abscheulich und ich bin ein bestimmtes Barometer", das ist der ständige Refrain seiner Briefe, und seine Unfruchtbarkeit in den ersten Weimarer Jahren ist sicherlich mit darauf zurückzuführen. Als er 1779 auf der Reise nach der Schweiz das „paradiesische Rheinthal" wieder sieht, da empfindet er „eine Art Behagens, das er lange entbehrte": „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich, man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele." Wer die Correspondenz des ersten Weimarischen Jahrzehnts aufmerksam verfolgt, der sieht, daß die

Digitized by Google

zuletzt schier unstillbare Sehnsucht nach Italien eigentlich ein nach anderer Richtung hin projicirtes Heimweh war. Da er den fünfzigsten Breitengrad passirt, vergißt er nicht, daß dies die Polhöhe seiner Vaterstadt ist, und er freut sich des klaren Himmels; in Tirol aber wird er sich selbst darüber klar, daß seine Reise nur eine Flucht gewesen sei vor allen den Unbilden, die er unter dem 51. Grad erlitten. Wiederholt sollte auch der heimathliche Strom seine heilende Kraft an ihm erweisen. Im Herbst 1792 befindet er sich, durch die Weltereignisse und durch persönliche Erfahrungen tief verstimmt, auf dem Rückweg von der wenig glorreichen Campagne. Seine Laune bessert sich, da er das Rheinland betritt; er geht von Trier die Mosel hinunter und dann in 24 Stunden mittelst eines Nachens von Coblenz nach Düsseldorf, wo er Jacobi in dunkler Nacht in Pempelfort überrascht. Innerhalb des Monats, den er hier verweilt (6. November bis 4. December) fängt, wie er selbst sagt, seine „Auferbauung" an. Er findet sich hier wie „neugeboren und fängt erst wieder an, gewahr zu werden, daß er ein Mensch sei". Und hier dürfte ihm wohl zuerst die Idee zu einer Dichtung gekommen sein, die den Gegensatz des wilden Kriegswesens zum gefestigten häuslichen Behagen darstellen sollte. Seine Erlebnisse während der Belagerung von Mainz im folgenden Jahre (1793) mögen ihn in dieser Absicht bestärkt haben, und die schöne Frucht, die diesem Keime vier Jahre später entwuchs, war „Herrmann und Dorothea".*) Das rheinische Element in dieser Dichtung kann gar nicht genug betont werden. Dorothea kommt etwa aus der heutigen bayerischen Pfalz oder aus dem links rheinischen Hessen, und das Städtchen, in dem sich die Vorgänge abspielen, liegt offenbar im Rheingau, allerdings etwas landeinwärts. Das Gedicht gewinnt unendlich an Farbe und Leben, wenn man es so localisirt, und nur, wer die „hochgesegneten Gebreite" jenes Erdwinkels kennt, der wird die ganze Herrlichkeit des Ganges durch den Weinberg zu würdigen wissen. Hegel, im ersten Theil der Aesthetik, hat die feine Bemerkung gemacht, wie sehr selbst in Kleinigkeiten das Goethe'sche Gedicht durch und durch deutsch sei. So werde z. B. in Vossen's „Luise" viel Kaffee consumirt, also ein exotisches Getränk. Der Wirth zum Goldenen Löwen aber setzt seinen Freunden Rheinwein vor, der ihm auf seinem eigenen Grund und Boden wächst, und zwar in grünen Römern auf blankem zinnernen Teller: das sei wieder deutsch. Hegel hätte gut gethan, lieber das Wort „Rheinisch" zu wählen, denn für Nordost-Deutschland ist Rheinwein exotischer als Kaffee. Und als interessantes Curiosum mag noch angeführt werden, daß Goethe achtzehn Jahre nach Vollendung des Gedichtes (1815) in einer schönen Müllerstochter in der Nähe von Wiesbaden ein Gegenstück zu seiner Dorothea zu finden glaubte („Reinlichkeit, Wohlhabenheit, Schönheit, Derbheit", heißt es lakonisch in den Aufzeichnungen von Boisserée, der uns diese Bemerkung berichtet) und in ihrer alten Muhme — den Apotheker aus seinem Epos. Sein geliebtes Heimathland hat er sich hier poetisch noch einmal näher gebracht, und man begreift es wohl, warum er selbst gerade dies Werk nie ohne Rührung vorzulesen vermochte.

Epochemachend, fast wie die Italienische Reise, ist für ihn der Aufenthalt in den Rheinlanden in den Jahren 1814—1815. Man thut gut, seine beiden Reisen als ein Ganzes zusammenzufassen: von den $14^1/_2$ Monaten, die zwischen Ende Juli 1814 und Mitte October 1815 liegen, hat er $7^1/_2$ (Ende Juli bis Ende October 1814 und Ende Mai bis Mitte October 1815) in seiner Heimath zugebracht. Noch einmal hat er hier „des Rheins gestreckte Hügel, hochgesegnete Gebreite, Auen, die den Fluß bespiegeln, Weingeschmückte Landesweiten" wieder gesehen, noch einmal, zum letzten Mal, all' die Stätten seiner Jugend, Frankfurt und Wiesbaden, all' die weinberühmten „Heime" und „Berge", Darmstadt und Heidelberg und den ganzen Rhein hinunter bis Köln, diesmal nicht in Gesellschaft zweifelhafter Propheten, sondern in Begleitung des größten deutschen Staatsmanns, des Freiherrn vom Stein. Noch einmal genoß er all' das, was er an seinem „ausgebreiteten, wohlgelegenen Vaterlande" so hochschätzte, „Heiterkeit des Himmels, Fruchtbarkeit der Erde, Mannigfaltigkeit der Gegend, Lebendigkeit des Wassers, Behaglichkeit der Menschen". Und dem fröhlichen Rheinischen Volksleben setzt er in seiner Schilderung des St. Rochusfestes ein unvergängliches Denkmal. Mit Recht verlegt die neuere Forschung in das Jahr 1814 eine Verjüngung Goethe's; zu dieser Verjüngung hat die Berührung mit dem heimathlichen Boden nicht wenig beigetragen. Seine Productivität ist wieder erweckt. Der lyrische Strom, der so lange erstarrte, thaut wieder auf und sprudelt in unbegreiflicher Fülle und Frische. Wie in alten Zeiten verwandelt sich ihm jedes Erlebniß in ein Gedicht und mit Entzücken fühlt er sich als Dichter. Wie er einst von Italien aus an den fürstlichen Freund schrieb, daß er nun sich erst entdeckt habe und zwar als Dichter, so spricht er sich jetzt zu Sulpiz Boisserée darüber aus, wie er doch, trotzdem er sich mit so vielen anderen Dingen beschäftige, so ganz zum Dichter geboren sei. In Boisserée hat ihm das Schicksal einen Mann entgegengeführt, der ihn auch nach anderer Richtung hin verjüngen half. Goethe's erste Kunsteindrücke sind rheinischer Herkunft gewesen. Sie fallen in die Zeit von 1770—1775. Erwin von Steinbach's Werk versetzte ihn in Ekstase, der Kölner Dom interessirte ihn, und ein Kupferstich Martin Schongauer's gab ihm einen Begriff von altdeutscher Kunst. Dann aber waren die Ideale seiner Jugend ihm geradezu widerwärtig geworden. Jetzt wird Boisserée sein Führer zur Kunst seiner Heimath. Die Zeichnungen zum Kölner Dom erregen sein höchstes Interesse, und bei der Besichtigung der hauptsächlich aus altkölnischen und altvlämischen Bildern bestehenden Boisserée'schen Sammlung ruft er fast alle Tage aus: „Ach Kinder, was sind wir dumm, was sind wir dumm, wir bilden uns ein, unsere Großmutter sei nicht auch schön gewesen; das waren andere Kerle wie wir, ja Schwernoth! die wollen wir gelten lassen, die wollen wir loben und abermals loben!" Es ist, als wäre hier nicht nur die Anschauungsweise, sondern auch der Stil des „D. M. Erwini a Steinbach 1772" wieder lebendig geworden.

Aber das Glück einer Natur wie Goethe, der es trotz seiner 66 Jahre und trotz seiner Geheimrathswürde nicht verschmähte, einem frischen jungen Wirthsmädchen gelegentlich einen Kuß zu rauben*), wäre nicht vollkommen gewesen, wenn nicht das Ewig-Weibliche sich hinzugesellt hätte. Und so war es ihm denn vergönnt, noch einmal, nicht zum letzten Mal, mit der ganzen Gluth und der ganzen Zartheit eines Jünglings zu lieben: die kurze Episode auf der Gerbermühle lockte eine Lyrik und eine Correspondenz hervor, die der durch Frau von Stein veranlaßten nicht unwürdig zur Seite steht. Goethe hat seine Rhein-Reise selbst beschrieben, ein poetisches Tagebuch aber bilden zahlreiche Lieder des „Westöstlichen Divan". Und das Buch Suleika erzählt uns von seiner Liebe zu Marianne von Willemer, wie „Werthers Leiden" von seiner Leidenschaft für Charlotte Buff. Und was ihm noch nie in seinem Liebesleben widerfahren war: Suleika erwiderte nicht nur seine Liebe, sondern auch seine Lieder mit gleichwerthigen Gaben. Es ist oft betont worden, daß der „Westöstliche Divan" trotz der orientalischen Vermummung

*) Die Campagne von 1792 und die Belagerung von Mainz als „die höhere Quelle des Idylls" hat sehr schön und überzeugend L. Cholevius nachgewiesen, in seinem Commentar zu „Hermann und Dorothea" (1863).

*) Sulpiz Boisserée, der Goethe auf seiner Rückreise bis Würzburg begleitete, berichtet in seinem Tagebuch zum 8. October 1815: „In Hardtheim Mittagessen. Ein junges frisches Mädchen bedient uns, ist nicht schön, hat aber verliebte Augen. Der Alte sieht sie immer an. Kuß."

Digitized by Google

eine durchaus deutsche Dichtung sei. Ich möchte dieses „Deutsch“ als „Rheinisch“ specificiren. Seine Entstehung und seinen Geist verdankt der Divan im Wesentlichen den Rheinreisen des Dichters. Zahlreich sind die Hinweise auf den Rheingau. Es ist die rheinische Luft mit ihren feuchten Schwingen, die diese Strophen umweht, und die Blume des Elfers, des Kometenweins, dem Goethe so gerne zusprach, duftet uns entgegen.

Goethe hat seine Heimath seit dem October 1815 nicht mehr wiedergesehen. Aber die Liebe zu ihr hörte nimmer auf. Noch in seinem letzten Lebensjahre erwarb er eine Zeichnung des alten holländischen Meisters Saftleven, eine Rheinlandschaft darstellend, und wenn er „inmitten der tristen Thüringischen Hügelberge“ das Abbild seiner Heimath betrachtete, dann übermannte ihn eine unsägliche Rührung, und die Stimmung kam über ihn, der er selbst schon früher Ausdruck verliehen:

„Ein Schauer faßt mich, Thräne folgt den Thränen,
„Das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich.
„Was ich besitze, seh ich wie im Weiten,
„Und was entschwand, wird mir zu Wirklichkeiten.“

Aus Goethe's Ministerzeit.

Mit zwei ungedruckten Briefen.

Unter den Gründen, die den jungen Bürger der alten freien Reichsstadt am Main bewogen, nach Weimar zu ziehen und in die Dienste seines fürstlichen Freundes zu treten, waren, wie er schreibt, solche von der Art, „daß sie auch einen leidenschaftslosen Jüngling hätten aufreizen und antreiben können.“ Anknüpfend an die kurz vorher erschienenen Patriotischen Phantasien von Justus Möser, hatte Goethe den Weimar'schen Prinzen in Frankfurt und Mainz über Staat und Regierung seine Ansichten entwickelt, die auf Karl August einen so tiefen Eindruck machten, daß er sie in seinem Lande auszuführen gedachte, wobei ihm der Freund mit Rath und That behülflich sein sollte. Besonders hoffte Goethe, den jungen Herzog ganz nach seinen Ideen leiten und zu einem Regenten-Ideal heranbilden zu können. Wir wissen, daß ihm dies Ziel nicht gelungen ist, denn Karl August war für Goethe's Jahre zu jung und stand für dessen Führung zu hoch. Aber man kann doch sagen, daß er ohne Goethe nicht der geworden wäre, den die Nachwelt in ihm verehrt. Mit Decret vom 11. Juni 1776 wurde nach vielen Schwierigkeiten „der Doctor juris Goethe aus Frankfurt am Main zum Geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Geheimen Consilium“ ernannt, „auch demselben einen mit Johannis an. curr. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thlrn. ausgesetzt.“ Das Geheime Consilium war, was man jetzt etwa einen Ministerrath nennt; gleichwohl führten Goethe und seine Collegen den Ministertitel officiell nicht. Nur gelegentlich und bloß wenn er über die Last der Geschäfte seufzte, nannte sich Goethe selbst Minister, und auch Andere bezeichneten ihn so, wie denn Wieland gleich im Anfang klagt: „Wer soll Dramen machen, seit Goethe Minister ist!“ Wollen wir sein Amt mit dem jetzt gebräuchlichen Ausdruck bezeichnen, so müßten wir sagen: er leitete das Ministerium des Innern und das der Auswärtigen Angelegenheiten, die wichtigsten Aemter also, in denen er seine Pläne am besten auszuführen und am directesten auf den Regenten einzuwirken hoffte. Welche Erwartungen von einsichtigen Männern an Goethe's Eintritt in die Regierung geknüpft wurden, sagt uns der alte Wieland: „Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Das Erste, was er zu thun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind. Er hat bei aller seiner anscheinenden Naturwildheit im kleinen Finger mehr Conduite und savoir faire als alle Hofschranzen, Schleicher und Kreuzspinnen zusammengenommen an Leib und Seele. ... Goethe ist bald da, bald dort, wollte Gott, er könnte wie Gott überall sein.“

Goethe trat sein Amt mit dem von der herrlichen Mutter überkommenen frischen, tapferen Sinn an, wie aus seinen Aeußerungen und Briefen an vertraute Freunde hervorgeht. „Es ist ein wunderbar Regiment dieser Welt, so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten.“ Aber auch das väterliche Erbtheil machte sich geltend: des Lebens ernstes Führen, Ordnungsliebe, strengste Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit. Seinen Geschäften stand er mit nie ermattendem Eifer vor, und immer drang er darauf, daß die Actenrepositur nicht der Unordnung verfalle. Den Sitzungen des geheimen Consils, die wöchentlich einmal, Dienstags, bisweilen auch zweimal stattfanden, wohnte er so regelmäßig bei, daß er sich rühmen konnte, er habe sie nie versäumt, als wenn er durch Krankheit oder andere unabweisliche Hindernisse abgehalten worden sei. Niemals ließ er Actenstöße in seinem Arbeitszimmer sich ansammeln, denn es war ihm Gewissenssache, alle Geschäfte rasch abzuthun. Zu diesem Zwecke las er stets am Vormittage die nöthigen Acten ꝛc. Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und seiner amtlichen Thätigkeit. Abgesehen von den Berichten ꝛc., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Concepten geprüft, zum Theil corrigirt und dann sein zustimmendes „G“ daran gesetzt. Nur durch strenge Zeiteintheilung, die ihm sein Vater angewöhnt und zur Pflicht gemacht, konnte es ihm möglich werden, neben diesen amtlichen Arbeiten noch Zeit und Lust zu poetischen Schöpfungen und später zu naturwissenschaftlichen Studien zu finden, was um so bewundernswerther ist, wenn man bedenkt, wie viele Zeit die Freundschaft des Herzogs, das besonders im Anfang recht tolle Hoftreiben, die Anforderungen der Gesellschaft, diplomatische Reisen, Recrutirungsritte im Lande umher ꝛc. in Anspruch nahmen.

Seine erste amtliche Thätigkeit betraf die unglückliche Wiederaufnahme des Silberbergbaus in Ilmenau, auf den er bei den Jagden in der Umgegend aufmerksam geworden war. Viele Bände Acten und seine „Nachrichten“ über die Lage der Dinge (1781) ꝛc. zeugen von seinem rastlosen, aber vergeblichen Eifer. Auch die Direction des Bauwesens, zu dem der Wegebau gehörte, fiel in sein Ressort. Herder nannte ihn deßhalb spottend den „Pontifex maximus, zu deutsch den obersten Wegaufseher und Straßenkehrer“. Große Sorge machten ihm die zahlreichen und bedeutenden Brände, die in die ersten Jahre seiner Verwaltung fielen und die Veranlassung wurden zu einer Ausarbeitung einer neuen Feuerordnung. Wenn es ihm irgend möglich war, eilte er jedes Mal an den Schauplatz des Unglücks. So schreibt er bei Gelegenheit eines Brandes in Apolda: „Den ganzen Tag ward ich gebraten und gesotten. Meine Pläne, Zeiteintheilung ꝛc. verbrannten zum Theil mit. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben behalte; doch erwarte ich noch stärkere Prüfungen. Die Augen brennen mich noch von der Gluth und dem Rauch und die Fußsohlen schmerzen mich. Das Elend wird mir nach und und nach so prosaisch für ein Kaminfeuer, aber ich lasse nicht ab von meinem Gedanken und ringe mit dem unbekannten Engel und sollte ich mir die Hüften ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Bemühen bitte ich euch, doch nicht zu lachen, zuschauende Götter!“

Digitized by Google

Zu diesem Amte kam später die Direction der Kriegscommission oder, wenn man sich recht volltönend ausdrücken will, das Kriegsministerium — gewiß eine starke Belastung, denn Goethe mußte sich doch erst in diese ihm ganz neuen und unbekannten Dinge hineinarbeiten. Sogar das „alberne Geschäft" der Recrutenauslesung im ganzen Weimarischen Lande hatte er persönlich zu leiten. Interessant ist besonders heute, daß einer seiner ersten Pläne, den er freilich ebenso wenig wie der Zar Nicolai zur Ausführung bringen konnte, auf die Reducirung des Militärs ging. Auch als er von seiner „Genie-Reise" in die Schweiz, die den geheimen erzieherischen Zweck haben sollte, den Herzog aus den gewohnten schädlichen Verhältnissen herauszureißen, zurückkehrte, wartete eine Menge Arbeit auf ihn und selbst so trocken-prosaische wie das Ordnen der Kriegscommissions-Repositur. „Hab' ich das doch in anderthalb Jahren nicht zu Stande bringen können!" ruft er aus. „Und es wird doch und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten." Aus Goethe's Militär-Departement stammt auch das folgende ungedruckte Canzleischreiben, verschnörkelt in Stil und Schrift, das aber durch des Dichters eigenhändige Devotion „gehorsamster Diener" und die volle Unterschrift Werth erhält. Es ist zwar nur ein trockenes amtliches Schreiben, aber doch auch an einen Dichter gerichtet. Der Adressat ist nämlich der Weimarische Kammerrath Georg August v. Breitenbauch (1731—1817), der mit Mendelsohn und Lessing befreundet war und zu Bucha in Thüringen dem Amt und den Musen lebte. Er gab Gedichte, bukolische Erzählungen und Schilderungen berühmter Gegenden heraus.

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeehrtester Herr Cammerrath!

Euer Hochwohlgeb. unterm 21ſten vorigen Monaths an mich erlassenes geehrtestes Schreiben, den in Dero Diensten sich befindenden hiesigen Recruten, Johann Caspar Eckardt, aus Greitschen gebürtig, betr., ist richtig eingegangen.

Die Fürstl. S. Kriegs-Commission, hierselbst, hat, in Rücksicht des von Euer Hochwohlgeb. für genannten Eckardt eingelegten Vorworts, selbigen von seinem bisherigen militar Engagement losgegeben, und es gereichet mir zu einem wahren Vergnügen, solches Denenselben zur Antwort andurch zu vermelden, der ich mit vollkommenster Hochachtung allstets verharre

Euer Hochwohlgeb.
gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar,
den 5. Maii
1784.

Adr. mit Weimarischem Staatssiegel:
An
des Herrn Cammerraths
von Breitenbauch
Hochwohlgeb.
zu
Bucha.

Herrschaftl.
frey.

Im Sommer 1782 wurde Goethe eine neue Last, das Kammerpräsidium d. h. Finanzministerium übertragen. „Nun," schreibt er an Knebel, „hab' ich zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben — oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links. Dabei bin ich vergnügter als jemals, denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden. Was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben". Aber bald klagt er wieder: „Am Schlimmsten plagt mich der Teufel des Unverstandes, des Unbegriffs und der Unanstelligkeit von manchen Menschen... Die Sorgen fallen mich an wie hungrige Löwen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuße als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen... Ich lade fast zu viel auf mich und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen und ich möchte doch auch so vieles Andere nicht fallen lassen." Mehr Freude hatte er an der Verwaltung der Kammergüter oder Domänen, zumal seit ihm der durch Merck empfohlene Landcommissär Bäty zur Seite stand. Der Mann wußte genau was er wollte, und das imponirte Goethe. Namentlich bei den Vorarbeiten zu wichtigen Aenderungen im Steuerwesen, die Goethe im Sinne trug, war seine Hülfe unschätzbar. Schon 1783 konnte er sagen, daß es mit den Finanzsachen besser gehe. Er habe Glück und Gedeihen in seiner Administration, halte aber auch auf's Festeste über seinem Plane und seinen Grundsätzen. Namentlich lag ihm viel daran, die Ausgaben mit den Einnahmen im Gleichgewichte zu erhalten, unnöthige Geldverwendungen zu verhindern und Ersparnisse zu machen.

Auch das folgende Schreiben ist ungedruckt, doch nur von halbamtlichen Charakter. Der Jenaer Adressat konnte noch nicht ermittelt werden, vielleicht ein Beamter der Universität, für deren Hebung Goethe unablässig besorgt war.

Hochwürdiger &
insonders Hochgeehrter Herr

Es erfreut mich Ew. Hochwürd. zu einem neuen Zeichen höchster Zufriedenheit Serenissimi glükwünschen zu können, und ergreife begierig diese Gelegenheit um Sie zu versichern daß Ihnen nichts Angenehmes begegnen könne woran ich nicht lebhaften Antheil nehme.

Zugleich statte ich meinen Dank ab, daß Sie bey den in Jena verschiedentlich zu treffenden nöthigen Anstalten gefälligen Beystand leisten und uns haben in den Stand sezen wollen darinn stärkere Vorschritte zu thun. Lassen Sie auch während der Zeit daß ich genöthigt bin mich in Eisenach aufzuhalten nicht nach, den Hinterlassenen mit Rath und That an Handen zu gehen. Ich habe besorgt daß Ew. Hochwürd. das nöthige wegen Berichtigung der Kabinetsrechnung zugestellt werde und es wird sich auch diese Angelegenheit leicht berichtigen lassen. Ich empfehle mich Ihnen bestens und indem ich hoffe bald nach meiner Zurückkunft in Jena einen Besuch abzustatten unterzeichne ich mich mit aller Hochachtung

Ew. Hochwürd.
gehorsamen Diener
Goethe.

Weimar d. 29t May 1784.

NS. Noch habe ich einen Auftrag mich bey Ew. Hochwürden nach etwas zu erkundigen. Man wünscht zu wissen was ein gewisser Doktor Müller aus Halle für ein Mann ist? Serenissimus werden veranlaßt selbigem einen Charakter zu geben und da sie es niemals gerne thun ohne die Person wenigstens etwas näher zu kennen: so habe ich geglaubt Ew. Hochwürd. würden darinn am besten eine unpartheyische Auskunft geben können.

Pegasus im Joche! möchten wir ausrufen, aber wenn man sich über seine Unermüdlichkeit wundert, dann erklärte Goethe selbst, es sei wenig Verdienst dabei. „Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu einer vermannigfachten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorfe und auf einer wüsten Insel eben so betriebsam sein müssen, um nur zu

Digitized by Google

leben. Sind dann auch Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, daß wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustande ganz allein der höheren Stufe eines folgenden werth und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig." Doch mit den Jahren nehmen seine Klagen überhand. „Daß man geplagt ist mit kleinen Geschäften, ist einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könnte und wenn's um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu thun, nur ihren Mist bei Seite bringen zu können. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen muß es auch sein." — Offenbar fing er an zu erkennen, wie schwer es halte, seine Beglückungspläne auszuführen. „Bei Gott," sagte er, „es ist kein Canzlist, der nicht in einer Viertelstunde mehr Gescheidtes reden kann, als ich in einem Vierteljahre, Gott weiß, in zehn Jahren thun kann." Und dann die Stoßseufzer: „Das ganze Jahr sucht mich kein angenehmes Geschäft auf und man wird von Noth und Ungeschick der Menschen immer hin- und hergezogen... Die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." — „Wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein."

Es ist oft ausgesprochen und ebenso oft geleugnet worden, daß Goethe die Versetzung nach Weimar auf die Bühne der Welt, des Hofes und einer kleinstaatlichen Regierung nicht wohlthätig gewesen sei. Noch heute hat die Ansicht, daß nur der vorweimarische der echte Goethe sei, viele Anhänger. Jedenfalls trifft Goedeke das Richtige: wäre Goethe's Leben kurz vor der Flucht nach Italien abgebrochen, so würde kaum Jemand leugnen, daß er an Weimar zu Grunde gegangen sei. Goethe selbst wurde das Bewußtsein seiner Lage immer unerträglicher. „Sein Geschäftskreis war, je festere äußere Formen er annahm, desto schwerer mit seinem innersten Beruf in Einklang zu bringen. Was er für den Hof schrieb, war seines Talentes nicht werth und was er mit ungetheilter Kraft hätte schaffen und bilden mögen, litt unter den Geschäften und dem Hofe. Geschätzt und gefeiert wie kein Anderer in Weimar, stand er doch mitten in der regsamen Welt einsam, mußte, um die Fülle seiner Liebe auszuströmen, mit den Kindern spielen, oder die Frau eines Anderen zur Vertrauten seiner Seele machen" (Goedeke). Er selbst klagt, sein prosaisch Leben verschlinge die Bächlein Reime wie ein weiter Sand. „Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Recht zum Privatmenschen bin ich geschaffen und ich begreife nicht, wie mich das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie hat einflicken können." Und endlich der Nothschrei: „Ich habe es oft gesagt und werde es noch oft wiederholen: die causa finalis der Welt und der Menschenhändel ist die dramatische Dichtkunst, denn das Zeug ist sonst zu nichts zu gebrauchen." Und wie der junge Schiller aus den unleidlichen Stuttgarter Verhältnissen entfloh, so folgte auch der Minister Goethe der Eingebung seines Genius, sich mit der Flucht zu retten. Aber auch hier handelte er überlegt und überlegen, als gewissenhafter Staatsbeamter. Nachdem er 1786 seine Geschäfte in einen so festen und regelmäßigen Gang gebracht hatte, daß sie recht wohl von einem Anderen provisorisch verwaltet werden konnten, erbat und erhielt er einen längeren Urlaub. Von Karlsbad aus trat er heimlich, aber bald im Einverständniß mit dem Herzog, die Reise nach Italien an, die er nach seines Vaters Wunsche schon zehn Jahre zuvor hätte ausführen sollen. Das war seine Rettung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein gutes Werk.

Von Wladimir Budischtschew.

Der Kosak Sindjalow trat in das Arbeitszimmer des Kreisrichters und meldete mit tiefer Baßstimme: „Karnei Tichonitsch liegt im Sterben!"

Der Kreisrichter Milowidow wendete verdrießlich sein Gesicht dem Ruhestörer zu. Er war eben erst von einer Dienstfahrt zurückgekehrt und in der schlechtesten Verfassung. Eine Weile blickte er den Kosak zornig an, dann sprang er auf ihn zu und pflanzte sich in seiner ganzen Größe vor ihm hin.

„So mag er doch sterben!" donnerte er ihn an. „Was geht das mich an? Bin ich Arzt oder Pfaffe?"

Der Soldat zuckte die breiten Schultern. „Freilich nicht," sagte er, indem er vor lauter Ehrfurcht seinen Baß in einen Bariton umzustimmen suchte. „Der Doctor ist aber über Land, und der Vater Ammrossi ist zum Kirchenaufseher gefahren."

Zornröthe bedeckte wieder des Kreisrichters Gesicht. Wie es möglich sei, einen Menschen so zu quälen?! Er sei müde zum Umsinken, könne nicht mehr denken, nicht mehr die Schuldigen von den Unschuldigen unterscheiden. Mord, Einbruch, Schmuggel, Holzdiebstahl, Schulden, Trunksucht, Unfälle — all' das hatte seine Kräfte wie eine Spinne ausgesogen, so daß er nicht mehr Gedanken wie eine todte Fliege hatte. Aber er sagte kein Wort mehr und blickte gebrochen auf seine Stiefel, seine Hände tief in den Hosentaschen versenkt. Auch der Kosak schwieg. Endlich richtete der Kreisrichter etwas besänftigt seine Augen auf den Soldaten. „Warst Du bei ihm? Was ist denn mit Karnei Tichonitsch?"

„Er röchelt. Drei Tage hindurch hat er Schnaps getrunken," antwortete der Kosak und seufzte. „Jetzt geht es zu Ende," fügt er in tiefem Baß hinzu, „er bittet um Ihren Besuch. Er scheint Ihnen was mittheilen zu wollen." Und während der Kreisrichter seinen abgetragenen Militärmantel anzog, klagte der Soldat: „Alle Vorgesetzten sind bei uns überarbeitet. Es ist ein Elend! Sogar die Hebamme ist nicht zu haben; sie hat eben selbst ein Kind geboren. ‚Fünf Jahre hab' ich gewartet,' sagte sie mir, ‚und hatte keine Zeit; jetzt entschuldigen Sie, ich habe selbst ein Kind!'"

Milowidow watete durch die schmutzige Dorfstraße zum Hause des Karnei Tichonitsch. Herbstnebel lag auf der Landschaft, die Dämmerung begann, alle Gegenstände nahmen undeutliche Formen an. Dem Kreisrichter wurde unheimlich; er schüttelte sich. „Herr Gott, das ist ja kein Leben, das ist Zwangsarbeit. Nächstens werde ich noch Kinder taufen müssen! Ueber Alles soll man Auskunft ertheilen. Dem Landrath soll man Mißernte melden, der Polizei gute Ernte. Hol' es der Teufel!"

Milowidow spuckte aus und trat in das Haus des Sterbenden. In der Zerstreutheit reichte er sogar der pockennarbigen Köchin, die ihn auf der Schwelle begrüßte, die Hand. Schon im Vorzimmer hörte man das Röcheln des Kranken, und während Milowidow seinen Mantel ablegte, erzählte ihm die Köchin in weinerlichem Ton, indem sie sich die Augen und Nase mit der Schürze wischte: „Er stirbt. Drei Tage hindurch hat er Schnaps getrunken, zwei Quart! Gott mit ihm! Was ist ihm nur eingefallen?!"

Milowidow betrat vorsichtig das halberleuchtete Gemach. Drin war es dumpfig und roch nach Steinöl und Thymian. Das Lämpchen vor dem Gottesbild verbreitete ein schwaches Licht. Die Dunkelheit, der Geruch, die Stille, das Röcheln ließen erkennen, daß hier der Kampf des Lebens mit dem Tode vor sich ging, ein Kampf, in dem der Tod Sieger bleiben wird. Milowidow trat an's Bett. Karnei lag auf einer hohen, hölzernen Bettstelle, der Kopf steckte tief in den baumwollenen Kissen, die Nase war spitz, der lange, weiße Bart wiegte sich auf der schwerathmenden Brust, die Augen waren geschlossen. Milowidow blickte ihn kopfschüttelnd an und sagte halblaut, indem er sich über ihn beugte:

„Guten Tag, Karnei Tichonitsch! Was machen Sie denn für Geschichten, mein Lieber?"

Ein glanzloser, durchdringender Blick traf den Kreisrichter, die Bettdecke bewegte sich, und Milowidow hörte: „Ich ster — be — der Tod —, setze Dich — hier — her"...

Milowidow setzte sich dicht an's Bett und lauschte.

„Alles bin ich gewesen," flüsterte Karnei, „Tagelöhner — habe — bei — den Schmelzöfen — gearbeitet — 40 000 Rubel .. habe sie der Kirche — geschenkt... habe einen Neffen — würde Alles — vertrinken... höre... habe noch 10 000 Rubel... Niemand weiß — es — sind im Garten — vergraben — beim Apfelbaum... Nimm sie... benutze sie zu einem guten — Werk... nach — Deinem Ermessen — ich kann — nichts — ausdenken — die Kirche — braucht — sie nicht — die hat ihr Theil — thue es — Gott — wird es Dir — lohnen"...

Karnei Tichonitsch schweigt. Milowidow denkt niedergeschlagen: Ich danke, wieder eine Arbeit! Jetzt soll ich gar noch über ein gutes Werk nachdenken! Er beugt sich noch einmal über den Kranken... im Zimmer ist Alles still, der Wind heult hinter den Scheiben, das Flämmchen in der Lampe flackert. Karnei Tichonitsch ist todt, die Augen starr, der Mund halb offen, das Gesicht wie eine Gipsmaske. Milowidow bekreuzigt sich und eilt in die Küche, um die Köchin zu benachrichtigen...

Digitized by Google

Eine Stunde später ging Milowidow in seinem Zimmer auf und ab und dachte nach. Zuerst schien es ihm sehr leicht, ein gutes Werk zu erdenken. Ein gutes Werk kommt einem von selbst in den Kopf, z. B. eine Schule eröffnen, wäre ein gutes Werk. Eine Schule — selbstverständlich eine Schule! Aufklärung ist eine wichtige Sache!

„Wirklich eine Schule?" fährt Milowidow in seinen Gedanken fort. „Bei uns wäre die Schule nicht angebracht. Das Volk ist arm, hat nichts zu essen! Und wer die Schule auch besuchte, nach einem Jahre wüßte er doch nichts mehr. Er würde keine Uebung mehr haben. Von wo sollte er Bücher bekommen? Wir haben doch keine Bibliotheken. Nein, eine Schule wäre da gar nicht am Platze. Denken wir über etwas Anderes nach."

„Sollte man nicht eine Bibliothek gründen?" doch diese Idee läßt Milowidow sogleich fallen. „Was sollen wir mit einer Bibliothek?! Da würde mir nur noch Arbeit erwachsen, denn ich müßte die Aufsicht führen und die Bücher wählen ... Sollte nicht ein Krankenhaus das Richtige sein? Ein Krankenhaus ist eine großartige Sache. Die Kinder sterben bei uns wie die Fliegen, denn das Volk ist kränklich. Gesundheit ist doch die Hauptsache. Wird aber auch Jemand in's Krankenhaus gehen? Der Bauer wird nicht 'mal mit Gewalt hereinzubekommen sein; er fürchtet sich vor den Aerzten und glaubt nur an Wunder. Ein Wunderdoctor könnte ihm mit einer Sichel den Leib aufschlitzen, und er würde nicht zucken; aber ein chirurgisches Instrument, groß wie ein Mückenstachel, macht ihn zittern. Ein Krankenhaus wäre also auch nicht das Richtige. Hol' der Teufel alle Krankenhäuser!"

Milowidow geht wieder unruhig von einer Ecke des Zimmers in die andere und überlegt: „Wie wär's mit einer Nachtherberge? Im Herbst kommen Arbeiter zu Tausenden her, von der Wolga, dem Don, der Weichsel; sie sind hungrig, zerlumpt, erstarrt, ohne einen Heller in der Tasche, können kaum noch kriechen und wissen nicht, wo sie übernachten sollen."

Dieser Plan beschäftigt lange die Gedanken Milowidow's, doch verwirft er ihn wie die Vorhergehenden. „Das wäre gefährlich'" murmelte er, „man kann dabei seinen Posten verlieren. Man wird sagen, ich sei liberal, ein Volksfreund, ein Demokrat ... nein das geht nicht. Lassen wir das!"

Fünf Stunden lang wandert Milowidow im Zimmer auf und ab, fährt sich in die Haare, streicht seinen Schnurrbart. Alles umsonst! Ein gutes Werk fällt ihm nicht ein. Er macht tausend Pläne, um sie sofort wieder zu verwerfen. Er denkt an elektrische Beleuchtung des Kreisgerichts, an einen artesischen Brunnen, an eine Expedition zum Nordpol, und endlich beschließt er für alle 10 000 Rubel Insectenpulver zu verschreiben, um das Ungeziefer in seinem Amtsbezirk zu vertreiben. Zuletzt sinkt er erschöpft in den Stuhl am Schreibtisch. Die Lampe ist erlöscht, das Zimmer dunkel, durch das Fenster sieht man feuchte, schwarze Erde und trüben Himmel. Und Himmel und Erde sehen ihn theilnahmlos an und geben ihm auch nicht den leisesten Wink zu einem guten Werk.

„O, verfluchtes Schicksal!" Er möchte weinen. Sein Dienst hat alle seine Kräfte ausgesogen, er ist nicht fähig, einen Entschluß zu fassen. Bei dem Gedanken an den Dienst springt Milowidow vom Stuhl auf; morgen früh um sechs Uhr muß er in das benachbarte Dorf fahren und dort zwangsweise einem verlumpten Bauern das Vieh wegnehmen. Milowidow entkleidet sich rasch, wirft sich auf's Bett und zieht die Decke über die Ohren. Aber er kann nicht schlafen.

„O, mein Gott, mein Gott!" seufzt er. Hätte er doch eine kleine Besitzung, er würde den Dienst aufgeben, ruhig und vergnügt leben, Niemand Angst und Schrecken mehr einflößen, lesen, denken, die Nachbarn besuchen. Und er springt auf.

„Ist's möglich denn?" ruft er aus. „Ist es wirklich möglich, daß ich ein gutes Werk gefunden?" Ja ja ja, er hat es! Die 10 000 Rubel für sich nehmen, den Dienst quittiren, ruhig und still für sich leben, ist das kein gutes Werk? Ohne Zweifel, das ist das einzige, wahre gute Werk!

Milowidow wickelt sich wieder in seine Decke. Jetzt ist es ausgemacht. Morgen geht er zum Apfelbaum und holt sich das Geld. Dann nimmt er seinen Abschied und kauft ein kleines Gut. Er wird sich ein Häuschen bauen und ein friedliches Leben führen. Mit den Bauern wird er in Freundschaft leben, sie mit Geld unterstützen, des Abends die Nachbarn zum Plaudern besuchen. Und der Nachbar wird ihn willkommen heißen und mit freundlichem Lächeln ihn schon auf der Schwelle begrüßen. „O Gott, ist das nicht Glück?"

Als am nächsten Morgen um sechs Uhr der Kosak in's Zimmer tritt, um mit dem Kreisrichter in das benachbarte Dörfchen zu fahren, findet er ihn noch schlafend. Ein seliges Lächeln schwebt um seine Lippen. Er träumt gewiß von seinem Hause, seinem Feld, von dem blauen Himmel über seinem Dache und den zwitschernden Vögeln auf seinen Bäumen.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Iris". Komödie von Sven Lange. — „Das alte Kind". Schauspiel von Hans L'Arronge. (Lessingtheater.) — „Kiwito". Komödie von Ferdinand Bonn. (Neues Theater).

Die Theatersaison hat in der üblichen Weise begonnen: mit den chronischen Durchfällen des Lessingtheaters. Der dänische Autor, der in München lebt und den Kreisen des „Simplicissimus" nahestehen soll, hat sein schlechtes Stück von Adolf Paul recht gut übersetzen lassen. Er schildert mehr als er darstellt eine Frau, die ihren Mann trotz seiner Unbedeutung abgöttisch liebt und ihm zu einer Stellung verhelfen möchte. Da sie jung und hübsch ist, so kann es ihr nicht fehlen, aber da sie obendrein anständig ist, so muß sie sich durch Klugheit und List behelfen. Und das thut sie nicht immer wählerisch und geschmackvoll. Drei einflußreiche Männer, ein Politiker, ein Commerzienrath und ein Maler, umschwärmen also die verführerische Iris und streiten sich um die Ehre, ihrem Gatten die Directorstelle abzutreten, natürlich gegen die herkömmliche Provision in Küssen und Hoffnungen. Einstweilen werden die glühenden Anbeter in verschiedenen Zimmern versteckt, und zum Schlusse ziehen sie als Gefoppte ab. Die übrig bleibenden Courmacher werfen sich dann gegenseitig heraus, so daß das Nest für das girrende Paar rein bleibt. Ein nettes Einacterchen im Geschmacke von Steigentesch, Benedix oder dem Moser erster Manier, aber durch maßloses Geschwätz zur Länge einer Theaterabendtantième breit geschlagen, in der Ausführung theils altmodisch und possenhaft, theils voll moderner Velleitäten. Ibsen liefert die socialen Sarcasmen und manche feineren Züge, und jedem beliebigen Schauspielerstück sind die Effecte der anspruchsvollen Hauptrolle abgeguckt, doch mit der Unbeholfenheit des Anfängers in Scene gesetzt. Immerhin verräth sich da und dort ein entschiedenes Talent, das hoffentlich wachsen wird.

Die zweite empfindliche Schlappe holte sich das Unglückstheater am Friedrich-Karl-Ufer mit einem neuen dramatischen Versuch von Herrn L'Arronge jun. Daß das Stück von einem kritischen Publicum mit Zischen und Hohngelächter aufgenommen würde, scheint sogar der Theater- und Literaturfremdling auf Blumenthal's Directionsstühlchen, Herr Neumann-Hofer, geahnt zu haben, weßhalb er es vor der als naiv und genügsam gepriesenen Sonntagsgemeinde zuerst producirte. Aber nicht einmal hier wollte der faule Zauber verfangen. Das alte Kind ist der junge Dichter Gerhart, der eine beliebte Schauspielerin geheirathet hat, damit sie ihn bei seinem dichterischen Schaffen anrege und begeistere. Vergebliches Hoffen und Beginnen, denn Bertha ist ein kokettes Scheusal und vergiftet ihm Ehe, Leben und Dichten. Bis dann das bewußte süße Mädel erscheint, der Gesponsin strahlendes Widerspiel. Elschen wird also geliebt und nach den vorgeschriebenen Scheidungsformalitäten zum Standesamt geführt. Da sich nun Jung-Hänschen aber in den Kopf gesetzt hat, er wolle diesmal ein fünfactiges Schauspiel schreiben, so wird die magere Bettelsuppe mit einer weitausgesponnenen sogenannten Intrigue gewässert. Und hier verhüllt Papa L'Arronge, der sich mit seiner bürgerlichen Muse noch nie eine Picanterie erlaubt hat, schamhaft das weißbärtige Haupt ob dem Erstgeborenen seiner ehelichen Muße. Hans ist auch gar zu frivol. Man denke nur: eine Ariadne, wie die in Frankfurt, ganz ebenso decolletirt vom Kopf bis zu den Füßen, nur ohne den Panther, und nun noch das lebendige Modell dazu, also etwa so eine Dame ohne Vorurtheil, wie die Cäsarenschwester Pauline Borghese, die ihr Modellstehen damit entschuldigte, daß das Zimmer geheizt war. Doch der biedere Vater L'Arronge scheint zuletzt noch ein Machtwort gesprochen zu haben, und so wird Alles wieder gut bürgerlich reinlich und zweifelsohne, als wär's ein Stück von ihm. Nein, nein, bewahre Gott: die schlimme Bertha hat einzig zum Kopf der Figur gesessen, und es ist nur rohe Reclamensucht und Renommage von ihr, wenn sie auf der Ausstellung der Ariadne besteht, obwohl — welche Verwickelung! — der Bildhauer zugleich ihr jetziger Schwiegervater ist, der darum auch gegen die Heirath war. Gespielt wurde die unreife Frucht von L'Arronge's Ableger so schlecht, als es im Lessingtheater möglich ist, was sehr viel sagen will. Dafür hat Neumann-Hofer seinen Schauspielern und „Dichtern" gütigst wieder gestattet, sich für den Applaus zu bedanken. Wir fürchten, sie werden nicht oft zu der Ehre kommen, es sei denn, daß sie wie in „Iris" und dem „Alten Kind" jedes Räuspern der Zuschauer als Applaus auffassen und durch Verbeugungen quittiren. Die Schnelligkeit aber, womit der junge L'Arronge immer „wie gerufen" aus den Coulissen tänzelt, scheint das einzige Talent, das er von seinem Papa geerbt hat.

Dafür hatte Frau Director Nuscha Butze mit ihrem Eröffnungsstück einen schönen und wohlverdienten Erfolg, denn bei ihr wird fast immer gut gespielt, mit Fleiß und Liebe, Jeder an seinem Platz, ein dienendes Glied im Ganzen. Auch Ferdinand Bonn, der ein stets interessanter Darsteller, wenn auch allzu sehr Solospieler ist, fügte sich bescheiden in das harmonische Bühnenbild. Wenn nur seine „Komödie" — denn der Verwandlungsreiche kommt uns diesmal als Dichter — nicht gar so effecthaschend, übertreibend und zum Theil geradezu roh wäre. Ein scharfes Tendenzstück gegen die Stützen der Gesellschaft. In anderen Komödien ist es ein Afrikareisender oder ein Viehhändler aus

Digitized by Google

Oberösterreich oder ein Mohrenfürst, der unserer Civilisation den Spiegel der Wahrheit und Natur vorhält und den verschrobenen und verkommenen Mitteleuropäern den Kopf zurecht setzt. Bonn wählt einen Japaner. Ob die überhitzte und überreizte Cultur der Japaner und ihre Moral besser ist, als unsere alte und oft faule Civilisation, kann man bezweifeln. Sicher ist nur, daß Bonn mit ausgesuchter Bosheit unsere verlottertsten Kreise ausgesucht hat, um seinem radebrechenden Kiwito aus Tokio die selbstgefällige Moralpauke: „Seht, wir Wilde sind doch bessere Menschen" zu ermöglichen. Eine noch „standesgemäß" lebende, aber verarmte und verlumpte Familie, eine abstoßende Mutter, die ihren Dienstboten das Gehalt schuldig bleibt, eine auf den „Mannfang" dressirte Tochter, ein hohlköpfiger Sohn, der ewig vor dem Staatsexamen steht ... Was verschlägt es dem Streber, daß seine Braut die Geliebte des Prinzen ist und es als seine Frau bleiben wird, wenn nur das Geld im Kasten klingt; auch seine Schwester fängt den Japaner auf so plumpe und gemeine Art, daß Kiwito versichert, so was komme bei ihm zu Hause nicht vor, auch nicht auf den berüchtigten Freudeninseln. Wie gesagt, weniger wäre mehr, und zu viel Pfeffer und Senf verdirbt das beste Gericht.

Notizen.

Das „Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen", herausgegeben von Karl Werckmeister (Photographische Gesellschaft, Berlin), leitet seinen neuen Band mit einem interessanten Selbstporträt von Peter Cornelius aus der ersten römischen Zeit ein. Daran schließt sich eine Reihe von Gelehrten-Porträts: Macaulay, nach dem Bilde in der Londoner Porträt-Galerie; Gustav Fechner, der stille Gelehrte, der in seiner Persönlichkeit den scharfsinnigen Philosophen und Psychologen mit dem humorvollen Erzähler Dr. Mises vereinigt; Friedrich Albert Lange, beide nach ausgezeichneten Naturaufnahmen porträtirt, Hegel's Antipode Beneke, Friedrich Vischer, der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne, Gute, Rechte und Wahre (nach Gottfried Keller's Worten), Jacob Burckhardt, nach einem Bildniß von Hans Lendorff in Basel, und endlich der Kunsthistoriker Schnaase, nach dem Porträt der Berliner National-Galerie. Es folgen aus der Welt der medicinischen Wissenschaft: der Wiener Skoda, der wundervolle Kopf Gräfe's und Virchow, gemalt von Hanns Fechner. An den wunderlichen Philisterkopf Fr. Fröbel's schließen sich Thaer, Thünen, Louis Blanc, sowie aus dem Gebiete der Technik Humphrey Davy, Thomas Graham, Schönlein, der Erfinder der Schießbaumwolle, Oersted und die Porträts der drei großen Russen Puschkin, Dostojewski und Glinka. Die technische Ausführung der Reproductionen läßt an Schärfe, Schönheit und Treue Alles hinter sich, was auf diesem Gebiete bei uns geleistet wurde.

Ein wahrer Hausschatz, der in keinem Hause fehlen sollte, ist auch Wilhelm Spemann's hier schon wiederholt angezeigtes Lieferungswerk „Das Museum, Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst". Das Geschick in der Auswahl geeigneten Anschauungsstoffes und die Schönheit der Reproductionen sind ebenso lobenswürdig, wie die Güte des Textes, der uns abgeschlossene Betrachtungen über Kunst und Künstler bietet, wie ganz vortreffliche Erläuterungen der betreffenden Bildertafeln. Hier wissen die Herausgeber R. Gaul und R. Stettiner immer mit ganz wenigen Worten alles Wissenswerthe mitzutheilen: Erklärung des Dargestellten, Entstehung, Geschichtliches und Kritisches mit fortwährender Betonung dessen, worauf es ankommt. Dieser kunstpädagogische Zweck drängt sich aber nie pedantisch und schulmeisternd hervor. Es ist, wie wenn die Künstler selbst ihr Werk erklärten, so wie es bei jeder volksthümlichen Aesthetik geschehen müßte und so selten geschieht, weil uns der Schulzopf eben immer hinten hängt.

Göthe's Leipziger Studentenjahre, ein Bilderbuch zu „Dichtung und Wahrheit", bearbeitet von Dr. Julius Vogel (Carl Meyer's Graphisches Institut, Leipzig). Die Festgaben zum Goethetage erscheinen schon überall auf dem Büchermarkt. Viel Ueberflüssiges wird ohne Zweifel dabei zu Tage treten, aber auch manches Erfreuliche. Zu der letzteren Kategorie gehört Vogel's prächtiges kleines Bilderbuch. Da wird nicht ein längst bekanntes Bildermaterial von Neuem, nur in etwas anderer Fassung wiedergekäut, sondern ein Werk geboten, das an Ort und Stelle der Geschehnisse aus unmittelbarer Anschauung herausgewachsen ist und zu dem der Verfasser, der Berufensten einer, Jahre lang mit glücklichem Finderauge gesammelt hat. So kommt es, daß unter den mehr als 70 Abbildungen, welche alle in intimster Beziehung zu Goethe's Leipziger Aufenthalt stehen, weit über die Hälfte bis jetzt vollständig unbekannt und unveröffentlicht sind. Sämmtliche Illustrationen sind getreu nach dem Original wiedergegeben, und der Autor hat sich die Mühe nicht verdrießen lassen, auch längst verschollenen Originalen nachzuspüren. So sehen wir denn hier das damalige Leipzig, die Bauten in ihren alten, längst entschwundenen Formen, die akademischen Lehrer, zu deren Füßen unser Dichter saß, der Leipziger Student mit seinen Sitten und Galanterien, Käthchen Schönkopf, des Dichters Jugendgeliebte mit der ganzen lustigen Schönkopfischen Tafelrunde, endlich Oeser als Maler, Bildhauer und Lehrer, seine Werke und seine Familie. Der Verfasser wirft auch einen Blick auf Goethe's Dichtungen und Briefe aus der Leipziger Zeit und schildert den Besuch in Dresden. Wunderschön sind zumal die Bildnisse Meister Anton Graff's wiedergegeben. Wie schade, daß der große Porträtist, der nicht nur äußerlich „traf", sondern auch alles Geistige aus seinen Modellen herausholte, nicht ein Bild des jungen Goethe malen durfte! Es würde uns für so manches schlechte Goethebild entschädigen, zumal für den Mangel photographischer Aufnahmen.

„Unter uns gesagt." Von Georg von Oertzen. (Wien, Hartleben). Tagebuchblätter aus dem Seelenleben eines Mannes, der viele Jahre hindurch in der Welt weit und breit sich umgesehen hat und als Diplomat und Consul Gelegenheit fand, Zustände und Personen in den mannigfachsten Schichten der menschlichen Gesellschaft, wie innerhalb verschiedener Berufskreise zu beobachten. Heiterer Ernst, Gerechtigkeitssinn, Genußfähigkeit und nicht zuletzt der Kampf wider Plattheit, hohles Wesen und Vorurtheile sind ihm bei seinen Epigrammen bestimmend gewesen. Voll neckenden Witzes und zuweilen scharfer Satire sind die dem ewig Weiblichen gewidmeten Stachelverse. Ganz vortrefflich sind zumal die Ritornelle über Ehe, Weiber, Weine: abgeklärte Lebensweisheit eines Weltmannes, reizend pointirt und in blankgeschliffener Form — beste Platen-Schule.

Handbuch der Geschichte des alten und neuen Bundes. I. Geschichte des alten Bundes. Von Dr. C. Thomas. (Magdeburg, S. Bühling). Des Verfassers Methode ist die historisch-kritische, „welche in der sogenannten Profangeschichte allein Bürgerrecht besitzt und auch auf dem theologischen Gebiete mehr und mehr als gleichberechtigte Schwester der religiös erbaulichen anerkannt wird", wie er sagt. Allerdings widerstreiten die Ergebnisse dieser Forschung an manchen Punkten einer durch ihr Alter ehrwürdigen Ueberlieferung; aber deßhalb den „Laien" die Kenntniß der Resultate der Wissenschaft vorenthalten zu wollen, das würde eine Verleugnung der Grundsätze der Reformation und der christlichen Wahrheitsliebe bedeuten. „Die erbauliche und die wissenschaftliche Behandlung des alten Testaments sind also gleichberechtigt, und wenn jede streng in ihren Grenzen sich hält, so werden beide, jede in ihrer Weise, die Aufgabe, die aller Schriftforschung gestellt ist, Gottes Offenbarung verstehen zu lernen, lösen und am Aufbau seines Reiches arbeiten helfen." Diesem seinem Grundsatze bleibt der Verfasser während seiner Darstellung, von der Urgeschichte bis zum Untergange des israelitischen Staatswesens, treu. Im Wesentlichen folgt er den gewiegtesten Bibelforschern und Kritikern, wie Ewald, Hitzig, Schrader, Lagarde, Oppert, Mommsen, Stade, Wellhausen; aber in der Wahl der Meinungen zeigt sich Thomas sehr tactvoll und verschmäht jene Art, die durch kühne subjective Combination die Lücken der Ueberlieferung auszufüllen sucht. Wir können das klar gliedernde und schön darstellende, inhaltreiche und gut ausgestattete Handbuch zum geschichtlichen Verständniß des alten Testaments nicht nur Fachmännern warm empfehlen, sondern zumal den Lehrern unserer Jugend, dann aber auch dem gebildeten Publicum.

Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs. Von Max Eyth. 2 Bde. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Endlich hat auch ein Beruf, der an der Entwickelung unserer Gegenwart betheiligt ist wie kaum ein zweiter, seinen Poeten gefunden! Diese scheinbar willkürlich aus dem bunten und vielseitigen Leben eines Ingenieurs herausgegriffenen Skizzen zeigen uns, wie seine Thätigkeit in alle Gebiete des modernen Lebens eingreift und die mannigfachen Seiten, die brennenden Fragen der Zeit berührt. Bilder aus Deutschland und England, Rußland und Belgien, aus dem Orient und aus Amerika reihen sich aneinander, doch verleugnet der Verfasser nie das deutsche Wesen und den Humor, der ihm auch in den mißlichsten Verhältnissen treu bleibt. Heutzutage, wo leider Alles zu gelehrten oder bureaukratischen Berufen drängt, sollte dieses Buch, daraus Jeder ersehen kann, was an Leid und Freud' der Beruf des Ingenieurs zu bieten vermag, eine volkswirthschaftliche und patriotische Ehrenpflicht erfüllen können und der heranwachsenden Generation neue Wege und Ziele weisen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des

Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 2. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen. Von W. Wygodzinski (Bonn). — Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha. Von K. v. S. — Die Haftung der Gastwirthe. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde. Von Dr. med. C. Wiesbacher. — **Literatur und Kunst.** Neuprovenzalische Renaissance. Von Arthur Riehl. — Zur Frage der Spätgothik. Von Hans Haenel (Halle). — **Feuilleton.** Die Debutantin. Von Georg Gissing. — Notizen. — Anzeigen.

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen.

Von W. Wygodzinski (Bonn).

Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland feiert in diesem Jahre sein erstes Halbjahrhundertjubiläum; 1849 gründete der Bürgermeister Raiffeisen in seiner in dem Westerwaldkreis Altenkirchen gelegenen Bürgermeisterei den „Flammersfelder Hülfsverein zur Unterstützung unbemittelter Landwirthe". Von diesem Wohlthätigkeitsverein bis zu der heutigen Genossenschaft ist freilich ein weiter Weg, und viele Männer haben ihren Theil an dem großen Werke. Und doch müssen wir die Schöpfung Raiffeisen's als den Ausgangspunkt unseres landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens bezeichnen, denn Raiffeisen, ein Mann unerschütterlichen Glaubens an seine Mission, war die treibende Kraft der Bewegung, die ohne ihn vielleicht zum Stillstande gekommen wäre. So hat denn die populäre Vorstellung, die Raiffeisen und das Genossenschaftswerk identificirt, ihre gute Berechtigung. Heut zu Tage freilich ist das Genossenschaftswesen weit aus dem Rahmen hinausgetreten, den Raiffeisen ihm gespannt hatte, und neben die Organisationen, die sich nach ihm nennen, sind andere, bald an Zahl sie überflügelnd, getreten, die von gleichem Geiste beseelt sind, aber auf anderem Wege zum Ziel zu kommen suchen.

Die ersten Genossenschaften waren Kampfmittel gegen den Wucher, und lange Zeit sind die Spar- und Darlehnscassen die wichtigsten Genossenschaften geblieben. Ihren Zweck haben sie längst erreicht; auf dem Gebiete des Personalcredits existirt, so weit das menschenmöglich ist, kein Wucher mehr. Freilich wird es immer Leute geben, die sich scheuen, ihre Verhältnisse zu offenbaren und die deßhalb den „verschwiegenen" Menschenfreund vorziehen; ebenso werden Leichtsinnige in Wucherschlingen gerathen können. Im Großen und Ganzen ist die Organisation des Personalcredits vortrefflich, wenn auch bei Weitem noch nicht lückenlos. Ein Erfolg der genossenschaftlichen Spar- und Darlehnscassen ist auch die Thatsache, daß die communalen (städtischen und Kreis-) Sparcassen mehr und mehr ihre Organisation und ihren Zinssatz den Bedürfnissen der Landwirthschaft anpassen mußten. In der Entwickelung der landwirthschaftlichen Creditorganisation lassen sich vier Perioden deutlich voneinander abgrenzen. Die erste Periode umfaßt den größten Zeitraum von dem ersten Auftauchen der Spar- und Darlehnscassenvereine im Jahre 1849 bis zur Schaffung des Genossenschaftsgesetzes im Jahre 1868; bis dahin sind sie an Zahl gering und nur in dem engeren Gebiete der Rheinlande von größerer wirthschaftlicher Bedeutung. In der zweiten Periode, in der sich die Genossenschaften auf eine ihnen angepaßte eigene Gesetzgebung stützen können, differenciren sich die ländlichen Spar- und Darlehnscassenvereine von den Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften städtischen Charakters, die sich um Schulze-Delitzsch und seinen Verband vereinigen und treten dadurch in einen unmittelbaren Gegensatz zu diesem Systeme, von dessen Trägern sie auch befehdet werden. Gerade durch diese Gegnerschaft gelangen sie zur strafferen Kennzeichnung ihrer Sonderart, zur Aufstellung bestimmter Grundsätze ihrer Organisation, zur inneren und äußeren Zusammenfassung. Trägt die erste Periode das Merkmal des Versuchs und der Vorbereitung an sich, so der zweite Zeitraum das Gepräge des Kampfes nach außen und der Sammlung nach innen, sowie die Ausbreitung, mit der Hand in Hand eine Vertiefung des inneren Aufbaus geht. In der ersten Hälfte dieses Zeitraums war Neuwied, Raiffeisen's Sitz, für die ländliche Creditorganisation der Crystallisationskern; später traten daneben locale Organisationen. Die Spar- und Darlehnscassenvereine werden mittlerweile ein wichtiger Factor des wirthschaftlichen Lebens der deutschen Landwirthe und lenken die Aufmerksamkeit und das Interesse der Regierungen auf sich, die bis dahin, beeinflußt durch die Freihandelsdoctrin, ihre Entwickelung mit peinlichem Mißtrauen verfolgten. In Neuwied vollzieht sich am Ende dieser Periode eine Erscheinung, die mit ziemlicher Regelmäßigkeit auftritt, wo eine schaffende Persönlichkeit einer neuen Idee Gestaltung giebt und zum Durchbruch hilft. Aus Erfahrungssätzen werden Dogmen, die ganze Organisation ein System, der Gründer und Führer Autorität und Meister, jede Abweichung erscheint als Secte. Diese schärfere Sonderung führt aber gleichzeitig zur Kräftigung nach innen und außen und giebt insbesondere der Propaganda Feuer, Schwung und Erfolg. Die erhöhte Bedeutung Neuwieds sowie auch der provinciellen Organisationen und die zielbewußte Action des zunächst den Absatz- und Productivgenossenschaften gewidmeten Offenbacher Allgemeinen Verbands der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften übt einen sichtbaren Einfluß auf die Gesetzgebung; das Gesetz von 1889 trägt den Bedürfnissen des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens in erhöhtem Maße Rechnung. Die dritte Periode, die bis zum Jahre 1895 reicht, trägt das gemeinsame Merkmal des Zusammenschlusses unter gleich-

Digitized by Google

zeitiger Festhaltung des Grundsatzes der Decentralisation. Die Spar- und Darlehnscassen, die in nie geahnter Raschheit wachsen, treten zu gegenseitiger Geldausgleichung, gemeinsamer Creditbeschaffung, gemeinsamem Einkaufe von Productions- und Consummitteln zu Centralgenossenschaften mit beschränkter Haftung zusammen; die nunmehr erlaubte Bildung von Revisionsverbänden gestattet eine zweckmäßige, den Bedürfnissen der Landwirthschaft der verschiedenen Länder Rechnung tragende Decentralisation. Die Gründung der Preußischen Centralgenossenschaftscasse endlich im Jahre 1895 leitet die vierte Periode der ländlichen Creditorganisation ein, in der wir uns noch befinden. Gekennzeichnet wird diese zunächst dadurch, daß in jenen Staats- und Landesgebieten, wo die Creditorganisation der Landwirthe schon festen Boden gefaßt hat, die Maschen des Netzes immer enger werden; zugleich werden die Centralcassen durch die liberale Creditgewährung der Centralgenossenschaftscasse in die Lage gesetzt, unabhängig von dem Zufluß von Depositen die nöthigen Betriebsmittel auf der bloßen Grundlage der Gesammthaftung zu gewinnen. So wird es möglich, daß auch in den östlichen Landestheilen, wo der Nothstand der Landwirthschaft besonders empfunden und die Ansammlung von Geldüberschüssen, welche dem Geldbedarfe zugeführt werden können, erschwert und zeitweilig ausgeschlossen ist, nun an die Gründung von Spar- und Darlehnscassenvereinen im großen Maßstabe gedacht werden kann. Das Beispiel, das Preußen durch Gewährung von Staatsmitteln für den Betriebscredit der Genossenschaftsorganisation gegeben hat, findet Nachahmung in Bayern, Baden, Württemberg, Mecklenburg und im Königreich Sachsen. Es ist die Zeit von Massengründungen von Spar- und Darlehnscassen, in der wir noch leben. Wie viele von den Neugründungen einem wirklichen Bedürfniß entsprungen und wie viele Treibhausblüthen sind, muß die Zukunft lehren.

In diesem halben Jahrhundert hat sich also das Genossenschaftswesen neue Formen und neue Ziele geschaffen, deren Mannigfaltigkeit und Größe überrascht. Wir besaßen bisher keine Darstellung, die erschöpfende Auskunft über den, freilich fast von Tag zu Tage sein Antlitz wechselnden Stand des Genossenschaftswesens gegeben hätte. Wie wir die beste Schilderung der deutschen landwirthschaftlichen Verhältnisse der Gegenwart einem Ausländer danken — ich meine Blondel's Populations rurales de l'Allemagne —, so haben es auch zwei Oesterreicher zuerst unternommen, das Genossenschaftswesen in der deutschen Landwirthschaft in seiner Gesammtheit zu studiren. Der stattliche Band von tausend Seiten, der die Doctoren Ertl und Licht zu Verfassern hat, (Das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen in Deutschland, Wien 1899) bietet selbst deutschen Fachmännern eine Fülle des Neuen und Interessanten, wie von zwei so hervorragenden Sachkennern nicht anders erwartet werden konnte.

Wie eine Creditgenossenschaft gegründet und geleitet wird, wie sie arbeitet und sich entwickelt, führt uns das Werk lebendig unter steter Anknüpfung an die Praxis vor; es will ja auch ein Handbuch für die Praxis sein. Wer sich in die Einzelheiten des genossenschaftlichen Lebens vertiefen will, kann nirgends — auch für die anderen Genossenschaftsformen — bessere Belehrung finden als hier. Noch ein paar statistische Angaben; wir entnehmen sie dem den Verfassern noch nicht zu Gebote stehenden Jahrbuch des Offenbacher Allgemeinen Verbands für 1898. Darnach waren am 1. Juli 1898 8451 Creditgenossenschaften vorhanden (die Gesammtzahl aller Genossenschaften überhaupt betrug 11854). 96% der Creditgenossenschaften waren auf der allein richtigen Basis der unbeschränkten Haftpflicht begründet. Die Hälfte aller Creditgenossenschaften entfällt auf Preußen; Bayern ist mit ein Viertel betheiligt. Auffällig gering ist der Bestand im Königreich Sachsen; dort waren nur 88 vorhanden, während das kleine Sachsen-Weimar-Eisenach 90 aufweist. Welche Rolle die Spar- und Darlehnscassen bereits im wirthschaftlichen Leben der Landbevölkerung spielen, erhellt daraus, daß im Jahre 1897 der Umsatz pro Casse in Rheinpreußen 563882 Mk. betrug, in Schleswig-Holstein auf jeden Genossen im Durchschnitt 4490 Mk. In diesen beiden Provinzen ist man dem Ideale, den gesammten Geldverkehr der Genossen durch die als Banquier fungirende Spar- und Darlehnscasse zu leiten, nahe gekommen. Bei dem rascheren Fortgange der Entwickelung des Genossenschaftswesens stellte sich das unabweisliche Bedürfniß nach Centralstellen ein, welche die Vertretung der gemeinsamen Interessen der gleichen Zielen dienenden Genossenschaften übernehmen und den einzelnen Genossenschaften da helfend zur Seite treten sollten, wo deren Kräfte nicht ausreichten. Die Erkenntniß der Nothwendigkeit, zunächst eine derartige Organisation zu schaffen, bildete sich aus der persönlichen Erfahrung, welche die Führer des deutschen Genossenschaftswesens gewonnen hatten. Unleugbar gebührt das Verdienst der Initiative Schulze-Delitzsch, der schon im Jahre 1864 der Anwalt des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften wurde. Der Entwicklungsgang bei den landwirthschaftlichen Genossenschaften war ein ähnlicher wie bei den städtischen. Wie dort Schulze-Delitzsch am Beginne der genossenschaftlichen Bewegung als Führer, Leiter und Helfer gewissermaßen in seiner Person die Aufgaben späterer Verbandsorganisation allein erfüllte, so war auch Raiffeisen der Mittelpunkt eines umfassenden Verkehrs mit den seiner Richtung folgenden Vereinen geworden. Durch Correspondenz und persönlichen Verkehr gab er Anleitung und Nachhülfe. Nach mehreren mißglückten Versuchen, eine dauernde Vereinigung seiner Genossenschaften zu schaffen, gelang es, im Anschluß an die im Jahre 1876 constituirte „Landwirthschaftliche Central-Darlehnscasse" zu Neuwied im Jahre 1877 einen Anwaltschaftsverband zu gründen, als eine Stelle für die gesammte Auskunfts- und Rathserholung, die den Austausch der Erfahrungen bei den Darlehnscassenvereinen mit der Agitation für die weitere Verbreitung des Genossenschaftswesens Raiffeisen'scher Richtung und später mit der für die angeschlossenen Vereine pflichtmäßigen Revision von deren Geschäftsthätigkeit vereinigte.

Die Durchführung des Geldausgleiches zwischen den einzelnen Spar- und Darlehnscassenvereinen sowie die Sicherung der Beschaffung von weiteren Betriebsmitteln war die Aufgabe der Centraldarlehnscasse in Neuwied, welche die Form einer Actiengesellschaft annahm. Der Grundsatz der strengen Selbsthülfe wurde freilich dabei verlassen; Kaiser Wilhelm I. widmete ihr einen Betrag von 30000 Mk. und das preußische Landwirthschaftsministerium gewährte ihr einen jährlichen Zuschuß von 3000 Mk. zur Förderung ihrer Bestrebungen. Zu welcher Bedeutung die Casse gediehen ist, ergiebt sich daraus, daß ihr Gesammtumschlag (mit ihren 10 Filialen) im Jahre 1897 rund 269 Millionen Mark betrug. Die Voraussetzung der Mitgliedschaft des Neuwieder Verbandes ist, wie Licht sagt, daß die dogmatische Grundlage des Neuwieder Raiffeisensystems unbedingt festgehalten wird. Dem gegenüber wurde im Jahre 1883 von Haas, Weidenhammer, Havenstein, Lecmann, v. Mendel und anderen Führern der Genossenschaftsbewegung ein neuer Verband gegründet, dessen Grundsatz es war, die volle Selbstständigkeit der localen Organisationen in keiner Weise zu beschränken und dem Allgemeinen Verbande nur eine rein anwaltliche, theoretisch-wissenschaftliche, der Vervollkommnung des Genossenschaftswesens in allen Zweigen gewidmete Thätigkeit zuzuweisen. Zugleich nahm der neue Verband Genossenschaften jeder Art auf, während Raiffeisen alle genossenschaftlichen Fragen nur mittels Darlehnscassenvereinen lösen wollte. Das Princip der Freiheit, wie es der Offenbacher Verband vertritt, hat sich glänzend bewährt; er ist zur Zeit der größte Genossenschaftsverband der Welt. Eine Reihe weiterer kleiner Verbände verdankt theils particularistischen, theils religiösen Interessen ihre Entstehung.

Digitized by Google

Der Offenbacher Verband hat nicht, wie der Neuwieder, eine Centralcasse gegründet. Die provinciellen Verbände haben für sich Hauptcassen geschaffen; ihre Zusammenfassung hat in Preußen der Staat übernommen.

Die Geschichte der Preußischen Central-Genossenschaftscasse — Preußencasse wird sie in Genossenschaftskreisen kurzweg genannt — ist zwar erst kurz, aber bewegt; sie hat in der Werthschätzung der Genossenschafter wie von außen her eine sehr wechselnde Rolle gespielt. Der Vater des Gedankens, die Centralcassen aller Verbände wiederum zu einer Centralausgleichsstelle, gleichsam einer Genossenschaftscasse in der dritten Potenz, zu vereinigen, ist bekanntlich der Finanzminister Miquel. Das heißt, er ist eigentlich der Adoptivvater; der Wunsch ist unter den Genossenschaftern Deutschlands, abgesehen von denen Schulze'scher Richtung, schon alt, und gelegentlich, wenn man mit der Preußencasse unzufrieden ist, droht man, eine genossenschaftlich organisirte Centralcasse für ganz Deutschland in's Leben zu rufen. Ob die Drohung jemals Wirklichkeit wird, ist sehr zweifelhaft; denn — abgesehen von allen particularistischen Hindernissen — hat die Preußencasse eine sehr beträchtliche Anziehungskraft, nämlich das vom Staat zur Verfügung gestellte Betriebscapital, das sich seit dem Gesetz vom 20. April 1898 auf 50 Millionen Mark beläuft, eine sehr stattliche Mitgift des Adoptivvaters. Das eine aber muß man der Preußencasse nachsagen: sie hat in den wenigen Jahren ihres Bestandes bereits einen außerordentlichen Aufschwung genommen; und Dank ihrer immer vorsichtiger werdenden Geschäftsleitung ist es ihr auch gelungen, die zuerst stark drohende Gefahr der Entstehung von „Pumpgenossenschaften" sehr zu reduciren. Wie sie zuerst dazu beigetragen hat, die Zahl der Neugründungen stark zu vermehren, wirkt sie jetzt mit gutem Erfolge in der Richtung des inneren Ausbaues und der Consolidirung der Genossenschaften.

Wie die Creditgenossenschaft den Geldwucher bekämpft, so sind die Au- und Verkaufsgenossenschaften das wirksamste Mittel zur Bekämpfung des Waarenwuchers. Die Bezugsgenossenschaft giebt dem Landwirthe die günstige Position des Großconsumenten; denn nicht der einzelne Landwirth, sondern die den Bedarf der einzelnen Landwirthe zusammenfassende Genossenschaft verhandelt mit dem Fabrikanten und dem Händler und erlangt dadurch die Zubilligung von Rabatten und Preisnachlässen. Durch die damit verbundene Analyse wird zugleich der Landwirth vor der Uebervortheilung und Ausbeutung durch die Waarenlieferanten und Zwischenhändler geschützt. Vor Allem aber giebt der Zusammenschluß zu Einkaufsgenossenschaften und Verbänden den Landwirthen die Möglichkeit, den Händlerringen entgegenzutreten. Der Kampf gegen das Thomasmehlsyndicat, den die genossenschaftlich vereinigten Landwirthe im vergangenen Jahre wagten, ist freilich fehlgeschlagen, aber die nächste Zukunft schon kann ein besseres Resultat ergeben. Die Verbandsgenossenschaften, die die Offenbacher Statistik anführt, bezogen im Jahre 1897 bereits Waaren im Werthe von $14^1/_2$ Millionen Mark; der von dieser Statistik nicht erfaßte Betrag ist mindestens der doppelte. Die landwirthschaftlichen Genossenschaften sind also als Consumenten schon eine Macht ersten Ranges. Nur ist dieser junge Riese noch etwas ungeschlacht und weiß seine Kraft noch nicht zu verwerthen, wie es die Consumvereine Englands, dieser „Staat im Staate" thun.

Bedeutend jünger sind die auf den genossenschaftlichen Verkauf gerichteten Bestrebungen. Will der genossenschaftliche Einkauf die Productionskosten verringern, so will der genossenschaftliche Verkauf die Arbeit des Landwirths lohnender machen. Die directe Verbindung des Producenten mit dem Consumenten und die Ausschaltung gewisser unreeller und unrationeller Formen des Zwischenhandels soll es ermöglichen, daß der Landwirth wieder annehmbare Preise für seine landwirthschaftlichen Producte erzielt, ohne daß der Consument dadurch einer Vertheuerung der Lebensmittel ausgesetzt wird. Im Vergleich zu den gemeinsamen Bezügen stellt der gemeinsame Absatz der landwirthschaftlichen Producte ein viel schwierigeres genossenschaftliches Problem dar, woraus es sich erklärt, daß bis vor Kurzem an diese Aufgabe (mit Ausnahme der Winzer- und der Molkereigenossenschaften) nur sehr vereinzelt herangetreten wurde. Während bei einer Bezugsgenossenschaft die Verbindung mit einigen tüchtigen Firmen genügt, um das Geschäft halbwegs gut zu führen, werden bei einer Verkaufsgenossenschaft ganz andere Anforderungen, an die Genossenschaftsleitung gestellt. Man steht einem großen unberechenbaren Publicum, einem erst aufzusuchenden Consumentenkreise gegenüber. Der Markt muß erst mühsam belastet, Absatzwege müssen aufgesucht, Verbindungen mit vieler Mühe und Sachkenntniß angeknüpft werden. Um auf dem Markte einigermaßen beeinflussend auftreten zu können, ist ein gewisses Netz von Genossenschaften nöthig, ohne welches es dem Händlerwesen immer wieder gelingt, einzudringen. Dazu kommt sehr oft die Nothwendigkeit der Sammlung und Lagerung oder sogar der Verarbeitung gewisser landwirthschaftlicher Producte, während sich das Bezugsgeschäft sehr oft als reines Buchgeschäft abspielt und Reservelager keineswegs zum Wesen des Geschäftsbetriebes gehören. Der interessanteste Typus dieser Art ist die Getreideabsatzgenossenschaft, die durch die preußische und bayerische Regierung eine besonders nachdrückliche Unterstützung empfangen hat. Die Darstellung der dahinzielenden Bewegung ist ein Glanzpunkt in dem Ertl'schen Berichte. Von der Getreideabsatzgenossenschaft ist nur noch ein Schritt zur Müllerei- und Bäckereigenossenschaft, die nicht nur das Zwischenglied des Handels, sondern auch das des Handwerks ausschaltet. Hier zeigt sich nun ein neues Problem, von höchstem Interesse auch für alle Nichtlandwirthe, da auch alle Nichtlandwirthe Brodconsumenten sind. Wenn die landwirthschaftlichen Genossenschaften die Brodversorgung der städtischen Bevölkerung übernehmen, wird bei richtigem Verständnisse das Interesse von Producenten und Consumenten Hand in Hand gehen können, da es für die städtische Bevölkerung ebenso wichtig ist, daß die Landwirthe einen auskömmlichen Getreidepreis erhalten wie für die Landwirthe selbst, und da es umgekehrt wieder im Interesse der Landwirthe gelegen ist, sich durch billiges und gutes Brod den Absatz bei der städtischen Arbeiterbevölkerung zu sichern. In Frankreich, wo bereits zwei Drittel des Brodes durch Müllerei- und Bäckereigenossenschaften producirt und direct an die Consumenten abgesetzt werden, zeigt sich nun auf diesem Grenzgebiete von Production und Consumtion eine interessante Erscheinung. Während nämlich in Deutschland die Bäckereigenossenschaften entweder von den städtischen Consumenten oder von den landwirthschaftlichen Producenten errichtet werden, hat sich in Frankreich eine Annäherung der beiden Interessentenkreise vollzogen. Die Rücksichtnahme auf die Consumenten der Müllereiproducte zeigt sich hauptsächlich in zwei Punkten. Wenn eine Genossenschaft gegründet wird, so pflegt gewöhnlich mit besonderem Nachdrucke als Zweck die Herstellung von gutem und billigem Mehl, bezw. Brod hervorgehoben zu werden. Was aber noch wichtiger erscheint, ist die Berücksichtigung der Consumenten bei der Gewinnvertheilung. Bei der Müllerei des landwirthschaftlichen Syndicats in Arbois (Jura) z. B. wird der Reingewinn in der Weise vertheilt, daß 20% in den Reservefonds fließen, 5% auf die Geschäftsantheile entfallen, 25% die Angestellten nach dem System der Gewinnbetheiligung erhalten und 50% an die Consumenten ausgezahlt werden, mögen sie nun Genossen sein oder nicht. Wenn die Landwirthe der städtischen Bevölkerung gutes, gesundes und billiges Brod verschaffen, ihre eigenen Producte dabei zu annehmbaren Preisen verwerthen und ein eventuell aus der Ausschaltung aller un-

Digitized by Google

rationellen Zwischenprofite sich ergebender Reingewinn noch zwischen Producenten und Consumenten getheilt wird, dann kann man sich wohl kaum eine idealere Lösung der Brod- wie der Getreidepreisfrage denken. So stellt denn das Gebiet des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens in dem traurigen und düsteren Bilde, welches heute die Nothlage der Landwirthschaft dem Wirthschaftspolitiker bietet, einen Lichtpunkt dar. Dank der rührigen Selbsthülfe der deutschen Landwirthe, welche in der schweren Zeit nicht die Flinte in's Korn werfen, und Dank der zielbewußten Unterstützung der deutschen Regierungen kann man heute wenigstens auf diesem einem Gebiete des landwirthschaftlichen Lebens eine blühende, für die Zukunft noch großartige Erfolge versprechende Bewegung sehen.

Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha.

Die unsichere Thronfolge in dem kleinen thüringischen Herzogthum, das staatsrechtlich sogar noch zwei getrennte Staaten bildet, um das Elend der Kleinstaaterei noch besonders grell zu beleuchten, hat auch das Domänenabkommen des verstorbenen Herzogs Ernst II. vom Jahre 1855 zur Erörterung gestellt. Dieser Vertrag zwischen Herrscher und Landesvertretung ist auch politisch höchst lehrreich. Der einst so volksbeliebte liberale Fürst hat dabei gehörig sein Schäfchen geschoren, was keinem seiner conservativen wettinischen Vettern gelungen ist. Die übervortheilte Demokratie hat in ihrer Kurzsichtigkeit den klugen Geschäftssinn der Coburger zu spät erkannt und Mangels jedes geschichtlichen Verständnisses von der Entwickelung des Kammervermögens gar nicht gewußt, daß die Domänen lehns- und staatsrechtlich niemals unbeschränkter Besitz des regierenden Zweiges aus dem Hause Wettin sind, auch sich nicht aus dem Privatvermögen der Familie gebildet haben. Die Zwerghaftigkeit der thüringischen Staatsverhältnisse hat freilich stets diese kleinen Landesfürsten mehr als Großgrundbesitzer, denn als Staatsoberhäupter erscheinen lassen. Die Länderfetzen wurden außerdem bei jeder Erbtheilung, die noch bis in dieses Jahrhundert zum Schaden des Gesammthauses Wettin reichten, einem anderen Aste zugesprochen, so daß das Gefühl eines wirklichen Staatsverbandes nicht aufkommen konnte. Die Ernestiner waren auch thatsächlich nicht anders gestellt, als die übrigen nunmehr mediatisirten Familien des hohen Adels. Nur ihre Zugehörigkeit zum Wettinischen Stamm, der einst das mächtigste Kurfürstengeschlecht des alten Reiches gebildet hatte, bewahrte sie vor der Auffaugung mächtigerer Nachbarn. Sie trauten darin weder ihren albertinischen Vettern, noch dem aufsteigenden Preußen, das zum Dank für diesen thörichten Haß schließlich diese Kleinstaaten vor dem Untergange bewahrt und sogar Weimar und Gotha noch vergrößert hat, trotzdem es 1866 in seiner Macht lag, Weimar und Meiningen wegen ihrer offenen Feindseligkeit das Schicksal der größeren Genossen in Hannover und Nassau zu bereiten. Leider ist die Dankbarkeit dafür nicht in diese Ländchen eingekehrt, vielmehr sind beide noch die größten Preußenhasser. Auch Herzog Ernst II. gehörte anfänglich zu diesen traditionellen Preußenfeinden, bis der eigene Vortheil und wohl auch das nationale Empfinden ihn auf die Seite der norddeutschen Vormacht führte. Beim gedachten Abkommen war er der Abgott der harmlosen Freiheitshelden, die von Tyrannenmord und deutscher Republik redeten und doch ohne ihren kleinen Hof nicht leben konnten. Die Regierung hat verfassungsmäßig die Rechte des Herrschers und des Landes zu wahren. Es ist aber heikel für den Staatsminister dieser Kleinstaaten, beim Zwiespalt der Interessen beider Theile seinem Gebieter und Brodherrn einen Nachtheil zuzufügen, der rechtlich vielleicht sogar begründet ist. Je kleiner diese Staatsgebilde, um so persönlicher ist das Verhältniß dieser Staatsleiter en miniature und um so schwieriger für sie, die Interessen der regierenden Familien von den durchaus verschiedenen des Ländchens zu trennen. Eine Ironie des Schicksals ist es freilich, daß der gegenwärtige gothaische Staatsminister bisher als Rechtsanwalt Vorsitzender des freisinnigen Vereins Richter'scher Observanz war. Die Kammergutsfrage ist der Prüfstein. Das Kammervermögen aller deutschen Bundesstaaten setzt sich aus drei Bestandtheilen zusammen. Zunächst das private Hausgut der regierenden Familie, soweit es in Liegenschaften, wie Gütern und Forsten, besteht. Sodann aus den Besitzungen, die dem Landesherrn in seiner Eigenschaft als Vertreter des Lehnsstaates als herrenloses Gut, als verwirktes Lehn oder als heimgefallenes Lehn oder als mehr oder minder gewaltsame Kriegsbeute für seinen Staat zugefallen sind. Diese Elemente sind zweifellos Staatsgut und wurden als solches auch von den alten Landständen als solches für gemeine Zwecke angesprochen. Ueber das Privatvermögen des landesfürstlichen Lehnsherrn hätten sie sonst auch nicht bestimmen können. Schließlich capitalisirte landständische Bewilligungen, da gerade in diesen Kleinstaaten die Steuerschraube fester, als sonstwo, angesetzt wurde und noch wird.

Auch in Coburg-Gotha ist der Ursprung des Kammergutes der gleiche. Zufällig kann der Verfasser sogar bei der werthvollsten Domäne den Erwerb aus seiner eigenen Familiengeschichte nachweisen. Döllstedt (damals Tüllstedt) ist der Stammsitz seiner Familie, der von den Wettinern nach Aussterben des einen Asts einfach als herrenloses Gut widerrechtlich eingezogen wurde, obwohl das Geschlecht noch in der Mark Brandenburg fortblühte. Man hat so oft fälschlicherweise von Raubrittern gesprochen. Hier war es Fürstenraub. Die Wettiner, ursprünglich nur ein kleines Herrengeschlecht, haben in Thüringen ihre Landgrafschaft, wie sonst überall in der Welt, hauptsächlich durch Gewalt gegenüber den schwächeren Dynasten gefestigt und dabei ihr Hausgut gemehrt. Indessen galt schon damals bei der Entwickelung des Lehnstaates zum modernen Staat das heimgefallene Gut nicht als Eigen des Landesherrn, sondern er war sogar verpflichtet, es als Lehn wieder auszuthun. Man geht nicht fehl, wenn man den größeren Theil, vielleicht sogar den größten des späteren Kammergutes als reines Staatsgut anspricht. Diese Thatsache hat auch eine reinliche Scheidung zwischen Haus- und Landesgut in der Regel verhindert. Nur im reichen Bauernlande Sachsen-Altenburg ist eine solche Abschichtung erfolgt und wahrlich nicht zum Nachtheil der landesfürstlichen Familie. In den reußischen Landen mit seinen mehr gutsherrlichen und patriarchalischen, als staatlichen Verhältnissen hat das Fürstenhaus das Kammergut für sich in Anspruch genommen, was natürlich der geschichtlichen Entwickelung und dem Staatsrecht Hohn spricht und zeigt, daß die Kleinstaaterei keineswegs so harmlos und uneigennützig ist. Im Königreich Sachsen, im Großherzogthum und in Meiningen ist ein solcher Ausgleich nicht gelungen, da das Land sein Eigenthumsrecht nicht aufgeben wollte. Freilich ist dafür der Antheil am Erträgniß des Staatsvermögens recht reichlich ausgefallen. In Weimar beträgt die jährliche Civilliste 960000 Mark nach mannigfachen Erhöhungen neuerer Zeit, die vielleicht dem sinkenden Werthe des Geldes und der steigenden Rente des Kammergutes entsprechen. Mit 9656218 Mark balancirt aber überhaupt der Staatshaushalt, so daß die regierende Familie ein Zehntel des gesammten Staatseinkommens erhält. In Preußen weist der Staatshaushalt in Einnahme und Ausgabe eine Milliarde auf, während der Kronfideicommisfonds und der Zuschuß zu demselben 15 $^{3}/_{4}$ Millionen Mark betragen. Dabei trägt der König von Preußen aus eigener Tasche die kaiserliche Repräsentation, die allein im Reiche politisch nöthig und werthvoll ist. Der Volksmund hat daher in seinem dunkeln Instinkt nicht so unrecht, wenn er die Kleinstaaterei für ein theures

Digitized by Google

Spielzeug hält. Daß in diesen kleinen Bundesstaaten der Hof Manches wieder den Steuerzahlern zufließen läßt, soll nicht bestritten werden. Aber der gegenwärtige kaiserliche Hof in Berlin fördert wohl in ganz anderer Weise das Kunst- und gewerbliche Leben, als dies in dem engen Rahmen der bescheidenen Hofhaltungen der Fall ist.

In Coburg-Gotha hat sich freilich der Herzog unter geschickter Benutzung seines liberalen Rufes, der auf allen Schützenfesten gepriesen wurde, mit der Volksvertretung zum offenbaren Schaden des Landes dahin geeinigt, daß ihm das Eigenthum am Kammergut zufiel, während er dafür vom Erträgniß einen verhältnißmäßig kleinen Theil zur Bestreitung der Landesbedürfnisse wieder abgab. Es ist ein Löwenvertrag, wenn man diese Auseinandersetzung mit geschichtlichem Sinn staatsrechtlich betrachtet. Die thüringischen Demokraten waren aber in diesem Falle zum Nachtheil ihres eigenen Beutels ohne jede geschichtliche Kenntniß, und ihr Landesvater erschien ihnen so uneigennützig, daß sie ihm gern einen Nutzen gönnten. Der moderne Staat schreibt sich aber ein zwingendes Recht in allen Lebensverhältnissen zu und unterwirft diese seiner Ordnung. Preußen hat daher die durch die Bundesacte, also europäisch garantirte Steuerfreiheit der ehemals reichsunmittelbaren Standesherren aufgehoben, ohne sich um den berechtigten Widerspruch der Betroffenen zu kümmern, die sich auch patriotisch fügten. Bei dieser Erwägung erscheint auch das Domänenabkommen des Herzogs Ernst II. keineswegs unanfechtbar, da dadurch fraglos Staatsgut dem Lande entfremdet ist. Die Bestimmung, daß beim Wegfall des regierenden Hauses das Kammergut reines Privatvermögen wird, ohne die Verpflichtung zur untheiligen Tragung der Staatskosten, ist staatsrechtlich überhaupt ungültig. Nur unter der Voraussetzung der letzten Bedingung war der Landtag befugt, eine solche unvortheilhafte Abmachung zu treffen.

Der industrielle Herzog hat bei seinen kostspieligen galanten Neigungen auch sonst noch seine Einnahmen geschickt zu erhöhen gewußt. Er war der Abgott aller Börsenjobber, die für billiges Geld dort Barone wurden. Freilich wurden sie sonst im Deutschen Reiche nicht anerkannt und in Berlin sogar wegen unbefugter Führung von Adelstiteln bestraft. Für diese Ausnutzung landesherrlicher Rechte fehlt uns in Deutschland das Verständniß und ist daher dieser Zweig des altehrwürdigen Hauses Wettin herzlich unbeliebt im eigenen Vaterlande geworden. Die Coburger haben sich selbst expatriirt, indem sie ausländische Fürstenstühle mit Thronfolgern versehen haben. Der regierende Herzog ist englischer Prinz mit entsprechender Apanage und zwei Adjutanten geblieben. Er sehnt sich wohl selbst nach London und dem lustigen Malta zurück. Die Frau Herzogin hat sich redlich bemüht, eine deutsche Fürstin trotz der hohen russischen Abkunft zu werden, dem erlauchten Gemahl ist es nicht gelungen. Die nunmehr gesetzlich geregelte Nachfolge des körperlich schwächlichen Herzogs von Albany bleibt ein Nothbehelf, der natürlich staatsrechtlich unanfechtbar ist. Daher bleiben die Erbprinzen nach kluger Coburger Berechnung apanagirte englische Prinzen, also stets abhängig vom Ausland. Hat doch sogar die Mutter des künftigen Beherrschers aller Coburg-Gothaer, die Herzogin von Albany, eine geborene deutsche Prinzessin von Waldeck-Pyrmont, jüngst öffentlich erklärt, sie werde „an die vielen ihr in England zu Theil gewordenen Beweise des Wohlwollens denken, so lange sie mit ihrem Sohne in Deutschland verweile, und sie sehne schon jetzt den Tag herbei, wo sie wieder ihren Wohnsitz in England aufschlagen werde." Die arme Verbannte! ... Es war schon die beste Gelegenheit gegeben, aus Braunschweig und Coburg Reichslande zu machen. Bismarck dachte ernstlich daran. Der englischen hochmögenden Verwandtschaft ist leider die Durchkreuzung dieser Absicht gelungen, obschon in Deutschland jetzt erfreulicher Weise ein selbstbewußter Engländerhaß herrscht, freilich nicht an leitender Stelle. K. v. S.

Die Haftung der Gastwirthe.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Eine Frage von außerordentlicher Bedeutung ist bei dem derzeitigen lebhaften Reiseverkehr die Haftung der Gastwirthe für die von den Reisenden mitgeführten und durch den Aufnahmevertrag eingebrachten Gegenstände. Das Bürgerliche Gesetz-Buch regelt dieselbe abweichend von den seitherigen Particularrechten. Es trifft eine Unterscheidung zwischen Gebrauchsgegenständen, sowie Geldern und Werthsachen. Darnach hat ein Gastwirth, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Die Ersatzpflicht tritt nicht ein, wenn der Schaden von dem Gaste, einem Begleiter des Gastes oder einer Person, die er bei sich aufgenommen hat, verursacht wird oder durch die Beschaffenheit der Sachen oder durch höhere Gewalt entsteht. Als eingebracht gelten die Sachen, welche der Gast dem Gastwirth oder Leuten des Gastwirths, die zur Entgegennahme der Sachen bestellt oder nach den Umständen als dazu bestellt anzusehen waren, übergeben oder an einen ihm von diesem angewiesenen Ort oder in Ermangelung einer Anweisung an den hierzu bestimmten Ort gebracht hat. Ein Anschlag, durch den der Gastwirth die Haftung ablehnt, ist ohne Wirkung. Für Geld, Werthpapiere und Kostbarkeiten haftet der Gastwirth nur bis zu dem Betrage von eintausend Mark, es sei denn, daß er diese Gegenstände in Kenntniß ihrer Eigenschaft als Werthsachen zur Aufbewahrung übernimmt oder die Aufbewahrung ablehnt oder daß der Schaden von ihm oder von seinen Leuten verschuldet wird. Diese dem Gaste zustehenden Ansprüche erlöschen jedoch, wenn nicht der Gast unverzüglich, nachdem er von dem Verlust oder der Beschädigung Kenntniß erlangt hat, dem Gastwirth Anzeige macht. Der Anspruch erlischt nicht, wenn die Sachen dem Gastwirth zur Aufbewahrung übergeben waren. Bei näherem Eingehen auf die Begründung der einschläglichen Rechtsregeln mit dem dazu erstatteten Commissionsberichte und den Ausführungen im Reichstage kann als gesetzgeberischer Wille festgehalten werden, daß dem Gaste der Beweis für das Einbringen und den Verlust obliegt, der Gastwirth aus seiner Haftung sich aber nur durch den Nachweis befreien kann, daß höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Gastes oder seiner Begleiter letzteren herbeiführten, ferner, daß für Gelder und Werthsachen die Haftung auf eintausend Mark als Regel eingeschränkt, aber auch der Gastwirth dagegen geschützt werden sollte, nach längerer Zeit noch in Anspruch genommen zu werden. In Erwägung des Umstandes, daß die Vorschrift des Entwurfes § 627 „für solche Gelder, Werthpapiere und Kostbarkeiten, welche nicht zu den laufenden Bedürfnissen des Gastes dienen" in dem Entwurf II, § 642 und dem Gesetz § 702 durch die Worte „nur bis zu dem Betrage von eintausend Mark" ersetzt wurden, sowie daß die Motive hierzu besagen, „der durch die Ausnahmebestimmungen dem Gaste auferlegte Hinterlegungszwang kann für Gelder, Werthpapiere und Kostbarkeiten nur, insoweit sie nicht zu den laufenden Bedürfnissen des Gastes gehören, bestimmt werden," folgt, daß die Haftung des Gastwirthes nach dem gesetzgeberischen Willen stets sodann als ausgeschlossen gelten soll, wenn der Gast Gelder und Werthsachen über den Betrag von eintausend Mark hinaus in eigener Verwahrung behält. Dagegen soll der Gastwirth rechtsunbedenklich auch dafür haften, daß zu den nach der Verkehrssitte für die Aufbewahrung derartiger Werthstücke bestimmten verschließbaren Behältern nicht auch Schlüssel anderer Einrichtungsgegenstände passen, der Gast also durch das Einstecken des Schlüssels dagegen gesichert sei, daß nicht dessen Oeffnung durch andere vorhandene Schließwerkzeuge ermöglicht werde. Diese gegen das seitherige gemeine preußische und rheinisch-französische Recht gemilderte

Digitized by Google

Haftung für Werthsachen entsprang der Erwägung, daß die Verlustgefahr für die Gastwirthe eine zu erhebliche und in ihrem Umfange gar nicht abzusehende sein würde, wenn ihre Einschränkung nicht auf einen Höchstbetrag erfolgte, zumal sie nicht in der Lage seien, sich durch geeignete Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahr zu schützen. Das sächsische Bürgerliche Gesetzbuch gestattete dem Gastwirthe, die Haftung für Geld und Werthpapiere mittelst Anschlages abzulehnen. Dies wollte der sächsische Entwurf als Reichsrecht aufrecht erhalten, während der bayerische Artikel 680 eine Milderung dahin vorschlug, daß, wenn dem Gaste bei seiner Aufnahme von dem Gastwirthe besondere Anordnungen wegen der Aufbewahrung von Geld, Werthpapieren und Kostbarkeiten mündlich oder durch Anschlag bekannt gegeben worden, eine Vernachlässigung dieser die Haftung des Gastwirthes auf nachgewiesenes eigenes Verschulden desselben oder seiner Leute beschränke. Beides erschien jedoch unannehmbar in Berücksichtigung der Thatsache, daß erweislich nur die Minderheit der Gäste derartige Anschläge zu lesen pflege und überdies noch unabweisbare Voraussetzung zu deren Zweckmäßigkeit bilden sollte, daß er auch in der Sprache des Gastes abgefaßt sein müßte. In Folge der Festsetzung eines Höchstbetrages für die Haftung und des Erlöschens derselben in Folge nicht rechtzeitiger Bekanntgabe des Verlustes konnte darauf auch verzichtet werden.

Nach heute allgemein geltenden Rechtsregeln sowohl des Gemeinen Rechtes, wie auch der Sonderrechte in Preußen, Sachsen, Rheinland und der Schweiz, haftet der Gastwirth wegen des Verlustes bezw. der Vernichtung und der Beschädigung der sonstigen eingebrachten Sachen, gleichviel wodurch der Verlust oder die Beschädigung entstanden und ob sie durch seine Leute, andere Gäste oder dritte Personen herbeigeführt wurden. Solches ist als Reichsrecht festgehalten worden. Dem Gastwirth ist aber der Rechtsauffassung des früheren Oberhandelsgerichtes entsprechend die Einrede gestattet, daß der Schaden von dem Gaste verursacht oder durch die Beschaffenheit der eingebrachten Sachen oder durch höhere Gewalt entstanden ist, so daß auch hierin seine Haftung gegen jetzt zukünftig gemildert wird. Dagegen ist aus der Entstehungsgeschichte der Rechtsregel des § 701 als unanzweifelbar festzuhalten, daß die Haftung sich auch auf diejenigen Gegenstände erstreckt, welche dem Beauftragten des Gastwirthes, also dem Hôtelcommissionär oder dem Hôtelkutscher übergeben wurden oder sich in dem Gefährt befinden, mit welchem der Gast vor dem Gasthause eintraf und welches bei seinem Betreten des Gasthauses der Aufsicht eines Hôtelbediensteten unterstellt wurde. Die Haftung beginnt sonach mit dem Besteigen des Hôtelwagens am Bahnhofe und endet erst mit der Uebergabe derselben an die Bahngepäckträger oder den Gast selbst. Auf die im Gasthause zurückgelassenen Sachen des abgereisten Gastes erstreckt solche sich aber nicht mehr. Die in Sachsen zur Zeit bestehende Haftung tritt mithin am 1. Januar 1900 außer Kraft.

An diesen Rechtsregeln festhaltend sind solche für die Reisenden dahin praktisch verwerthbar:

1. Der einkehrende Fremde braucht nur das Einbringen der Sachen und deren bei dem Gastwirth eingetretenen Verlust oder Beschädigung und die Größe des erlittenen Schadens, nicht aber auch ein Verschulden des Gastwirthes oder seiner Leute daran zu beweisen, um Anspruch auf Entschädigung zu erheben.

2. Bei Geld, Werthpapieren und Kostbarkeiten wird diese Haftung jedoch auf einen Betrag von eintausend Mark eingeschränkt, sobald sie in eigener Verwahrung des Gastes verbleiben und nicht dem Gastwirth zur Verwahrung übergeben wurden.

3. Der Anspruch erlischt, wenn von dem Gaste versäumt wurde, unmittelbar nach erlangter Kenntniß von dem Verluste oder der Beschädigung dem Gastwirthe Mittheilung zu machen.

4. Der Gastwirth kann sich aus seiner Haftung durch den Nachweis befreien, daß durch Verschulden des Fremden selbst oder seiner Begleiter oder dritter von ihm aufgenommener Personen der Schaden verursacht ist.

5. War durch einen als höhere Gewalt anzusehenden Zufall, etwa durch Ausbruch eines Feuers, der Verlust herbeigeführt, so trägt den erlittenen Schaden der Gast, aber nicht der Gastwirth, es sei denn, daß Letzterer aus den Rechtsregeln der Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens für sich selbst oder seine Leute einzustehen hat.

6. Für Beschädigungen der zum Reinigen gegebenen Kleidungsstücke durch Zerreißen oder Beflecken haftet der Gastwirth und ebenso für deren ganzes oder theilweises Entwenden.

7. Verwahrt der Gast Werthgegenstände statt im Tresor des Schreibtisches in einem anderen Behältnisse, z. B. in dem Kleiderspinde oder zieht er die Schlüssel der Behältnisse nicht ab, oder versäumt er, die Geldtasche aus dem zum Reinigen gegebenen Kleide zu nehmen, so verwirkt er den Entschädigungsanspruch an den Gastwirth, es sei denn, daß ihm der Beweis dafür gelingt, es habe ein Gasthausbediensteter widerrechtlich sich das abhanden Gekommene angeeignet.

Die Strafanstalten als Schwindsuchtherde.

Von Dr. med. C. Wiesbacher.

Der neuliche Berliner Tuberculose-Congreß hat uns wieder vor Augen geführt, wie viel zur Bekämpfung der Schwindsucht und mit unermüdlichem Eifer und freudigster Hingebung geleistet worden ist. Man hat eine Massenprophylaxe durchgeführt durch Belehrung und Aufklärung des Volkes, durch sanitätspolizeiliche Maßnahmen gegen die in Milch und Fleisch der Thiere erkannten Quellen der Tuberculose, durch zum Theil weitgehende Desinfectionsvorschriften u. s. w. Dazu kommt neuerdings die Volksheilstättenbewegung. Nur auf einem Gebiete ist der Kampf in größerem Umfange noch nicht geführt worden: auf dem Gebiete der Repressionsmaßregeln gegen die Schwindsucht an solchen Orten, an denen sie nachweislich gehäuft auftritt und die also als Seuchenherde zu bezeichnen sind. Es ist nun das Verdienst eines Mainzer Arztes, des Dr. Theodor Büdingen, in seiner Schrift „Zur Bekämpfung der Lungenschwindsucht (Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn) neuerdings auf unsere Strafanstalten als Lungenschwindsuchtherde hingewiesen zu haben.

Wie viele Menschen in sämmtlichen deutschen Strafanstalten an Tuberculose erkranken, weiß Niemand. Daß es sehr viele sein müssen, läßt sich aus dem hohen Antheil der Schwindsucht an der Mortalität, vor Allem aber aus der beträchtlichen Anzahl von Schwindsüchtigen in vorgerückteren Stadien, den Lazarethkranken, schließen. Nach den officiellen Ausweisen (Criminalstatistik des Deutschen Reiches) wurden im Jahre 1896 wegen Verbrechen und Vergehen gegen Reichsgesetze 256544 Personen zu Gefängniß verurtheilt, darunter 104872 zu mehr als einem Monat. Es wäre ein müßiges Beginnen, bei den vorliegenden Ergebnissen der Morbiditätsstatistik die Zahl der Schwindsüchtigen unter den ca. 100000 alljährlich zur Entlassung kommenden dieser Kategorie berechnen zu wollen. Ebenso kann nicht festgestellt werden, wie viele von den 151672 zu weniger als einen Monat Gefängniß Verurtheilten sich während ihres Aufenthaltes inficirt haben. Zu Zuchthaus wurden im Jahre 1896 verurtheilt 10465 Personen. Die Statistik der unter den Zuchthäuslern vorgekommenen Sterbefälle und Erkrankungen an Tuberculose

Digitized by Google

kann allein den Anspruch auf eine annähernde Genauigkeit erheben. Dr. Büdingen schreibt: Um volle Aufklärung über den derzeitigen Bestand an Tuberculösen in den Strafanstalten und Gefängnissen des Deutschen Reiches zu erhalten, müßte eine möglichst umfassende Enquête unter Zugrundelegung der erwähnten Zählkarte für tuberculöse Strafgefangene veranstaltet werden, wobei nicht nur die mit tuberculbacillenhaltigem Auswurf, sondern auch die lediglich mit den auscultatorischen Erscheinungen eines Lungenspitzenkatarrhs Behafteten zu berücksichtigen wären. Hoffentlich folgt man dieser Anregung.

Nach Cornet wird die überwiegende Mehrzahl der Tuberculose in die Gefängnisse eingeschleppt. Er zieht daraus den Schluß, daß der dem Gefängnißwesen gemachte Vorwurf, die Tuberculose hervorzurufen, in dem Umfange jedenfalls ein ungerechtfertigter ist. Zum Beweise entnimmt er den statistischen Erhebungen über die Strafzeit der an Tuberculose Gestorbenen die Thatsache, daß über die Hälfte aller Todesfälle an dieser Krankheit bereits am Ende des zweiten Haftjahres zu constatiren ist. Da nun der Verlauf der Lungenschwindsucht innerhalb der Strafanstalten nach Cornet mindestens $1^1/_2$ bis $2^1/_2$ Jahre durchschnittlich dauert, während sie unter der freien Bevölkerung bis zum Eintritt des Todes 6 bis 7 Jahre in Anspruch nimmt, so läßt sich die Annahme in der That nicht zurückweisen, daß über die Hälfte der Verstorbenen die Tuberculose mit in die Gefängnisse brachte. Damit ist aber durchaus nicht bewiesen, daß diese Leute, welche in der Freiheit inficirt wurden, auch ohne den Aufenthalt in dem Zuchthause in gleicher Anzahl und in ebenso kurzer Zeit gestorben wären.

Ein anderer Fachgenosse, Dr. Stickl sagt, daß jeder Tuberculöse, der zu längerer Haftstrafe verurtheilt wird, dem sicheren Tode verfallen ist. Auch die Beschleunigung des Verlaufes der Phthise ist nach Büdingen allein auf das Conto der Gefangenschaft zu setzen. „Während Kriegsjahre in Rücksicht auf die Gefahr doppelt in Anrechnung gebracht werden, ist die Zeit der Gefangenschaft für den Schwindsüchtigen mit dem dreifachen Umfange des Verderbens ausgestattet. Der pathologische Proceß in seinen Lungen schreitet annähernd dreimal so rasch vorwärts, wie bei dem frei Lebenden. Ein mit den Anfangssymptonen der Schwindsucht Behafteter, welcher — beispielsweise — zu einem halben Jahre Gefängniß verurtheilt ist, erfährt also in dieser Zeit eine Förderung seines leidenden Zustandes um $1^1/_2$ Jahre. Diese Schuld setzt sich aus drei Factoren zusammen. 1. Die Freiheitsstrafe bedingt einen rapideren Verlauf der Schwindsucht. 2. Sie läßt die in der Freiheit häufig beobachtete Tendenz zur Selbstheilung oder Inactivirung der Tuberculose nicht aufkommen. 3. Sie begünstigt in hohem Grade durch die mit ihr verbundenen, die Widerstandskraft des Organismus herabsetzenden Einflüsse das Fortbestehen tuberculöser Endemieen trotz aller bisher dagegen angewendeten Maaßregeln. „Die Mortalitätsziffern, die unbekannte, aber zweifelsohne große Anzahl von Lungenschwindsüchtigen, die dort die Schwindsucht erworben haben, lassen erkennen, daß der Wahrspruch des Richters auf Freiheitsstrafe häufig ein Todesurtheil ist. Unermüdlich kämpfen die Anstaltsärzte und -beamten dagegen an, aber dieser Kampf ist, wie jede isolirte Bemühung gegen die Schwindsucht, von nur geringen und dazu fraglichen Erfolgen begleitet. Die Tuberculose in den Gefängnissen läßt sich nicht als Einzelerscheinung auffassen. Sie wird von der Tuberculose in der freien Bevölkerung beeinflußt und sie giebt mit reichlichen Zinsen das empfangene Unheil zurück. Man muß sich nur ein Bild zu machen suchen, zu wievielerlei Infectionsmöglichkeit ein schwindsüchtig entlassener Sträfling auf der Wanderschaft, der Landstreicherei oder in wiedererlangter Stellung, in der Werkstätte und in seiner eigenen Behausung Veranlassung geben kann! Darin liegt die große, die gefahrvolle Bedeutung der Strafanstalten auch für die freie Bevölkerung. In der Geschichte der Ausbreitung der Tuberculose spielen sie eine große, jedenfalls eine über ihre bisherige Würdigung herausgehende Rolle in allen Ländern."

Es hat freilich nicht den Anschein, als ob die Behörden geneigt wären, hier den Hebel zur Besserung anzusetzen, und es ist fraglich, ob die Aufbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse in den Strafanstalten mittelst frischer Luft und ausgiebigerer Bewegung — eine größere Einwirkung dieser Factoren vorausgesetzt — mit dem Zwecke der Freiheitsstrafe als vereinbar angesehen werden kann. — Von einer eigentlichen Unterernährung ist in den preußischen Strafanstalten seit 1887 keine Rede mehr. Die Beschäftigung des Gefangenen in meist sitzender Haltung kann nicht abgeschafft werden; denn nur in dieser Haltung läßt sich die Mehrzahl der zur theilweisen Deckung der Strafanstaltsunkosten nothwendigen Arbeiten ausführen. Die preußischen Strafanstalten kosten den Staat circa 12 Mill. Mark; 5 Mill. Mark werden von den Gefangenen aufgebracht. Gegen jede Verminderung dieser letztgenannten Summe wird man sich also entschieden sträuben. Die schwächenden Einflüsse zu schwerer Arbeit lassen sich zwar bei genauer Prüfung sicher vermeiden, aber die übrigen sind zu enge mit dem Leben in der Gefangenschaft verknüpft und sind deßwegen unvermeidbar. Das so schädliche Schweigsystem in den Gefängnissen ist, wenn auch nicht ausdrücklich aufgehoben, keinenfalls aber mehr mit Strenge durchgeführt.

Eine die Tuberculose besonders berücksichtigende Assanirung der preußischen Zuchthäuser wurde übrigens aus eigener Initiative der Strafanstaltsverwaltung begonnen. Eine 1887 erschienene Verfügung des Berliner Polizeipräsidiums hebt die wichtigsten Punkte hervor: Thunlichste Isolirung der phthisisch Kranken von den Gesunden wurde angeordnet, Spucknäpfe überall aufgestellt, Anweisung aller hustenden Gefangenen zur Benutzung derselben vorgeschrieben. Die Leib- und Bettwäsche der Schwindsüchtigen sollte in Lauge gekocht werden. Eine Ergänzung dieser Vorschriften erfolgte durch ministerielle Erlasse aus den Jahren 1889 und 1890. Zusätze wurden gemacht hinsichtlich eingehender Desinfection und gründlicher Reinigung der Zellen beim Wechsel der Insassen. Demgemäß sollten Desinfectionsapparate für jede Anstalt angeschafft werden. Dazu kam das Verbot der Beschäftigung der Phthisiker bei der Anfertigung von Gebrauchsgegenständen. Cornet weist darauf hin, daß die Tuberculose-Sterblichkeit in der That nicht unbeträchtlich herabgeht, aber dieser Erfolg tritt erst 1889 ein, d. h. nach Erlaß der neuen Kostordnung.

Nach Cornet starben auf 10000 Lebende in den preußischen Strafanstalten (Zuchthausgefangene) in den Jahren 1884/85 bis 1886/87: 174.7, dagegen in 1887/88 bis 1889/90 nur 101.0. Da aber in den Jahren 1875/76 bis 1877/78 118.9 (ebenso verrechnet) gestorben sind, so ist keine sehr wesentliche Reduction zu erkennen, und nimmt Büdingen an, daß willkürliche Factoren mitwirkten. Innerhalb der letzten vier Jahre aber lassen sich daselbst keine wesentliche Rückschritte mehr constatiren, ja er beobachtet in diesem Zeitraume sogar ein allerdings geringfügiges Ansteigen der Erkrankungsziffer für Tuberculose, welche, zumal sie im Wesentlichen nur die Lazarethkranken zu umfassen scheint, nichts weniger als einen imponirenden Eindruck von dem Erfolge der erstrebten Assanirung hervorruft. Diesem Princip zu Folge empfiehlt Büdingen: 1. die möglichste Beschränkung des Zugangs nach den Seuchenherden und seine ärztliche Ueberwachung; 2. die thunlichste Verhütung der Entlassung schwer Erkrankter und die Ueberwachung bezw. Behandlung der bedingt entlassenen leicht Erkrankten an einem angewiesenen Aufenthaltsorte; 3. zweckentsprechende, mit Isolirung der Schwindsüchtigen verbundene Maßnahmen in den Anstalten selbst zum Schutze der gesunden Insassen.

Es fragt sich nun, lassen sich derartige Forderungen mit der Strafrechtspflege in Einklang bringen. Die erste

Digitized by Google

Anordnung fällt in die Machtsphäre des erkennenden Richters, die beiden letzten in die der Behörden des Strafvollzugs. Was nun den ersten Programmpunkt anlangt, so ist die gegenwärtige Zeit insofern für ihn günstig, als eine mächtige Reformbewegung sich gegen die bisherigen Grundsätze der Judicatur richtet; und es ist besonders erfreulich, zu constatiren, daß sie sich in demselben Geleise bewegt, wie das ärztliche Verlangen nach Herabsetzung der Präsenzziffer in unseren Strafanstalten durch Verminderung des Zuganges Ihren Angriffspunkt sieht die Reformbewegung neben einer geplanten Revision des Strafgesetzbuches in der Beseitigung bezw. Verminderung der kurzzeitigen Strafen. Ein Anfang ist in dem Allerhöchsten Erlasse vom 23. October 1895 an den preußischen Justizminister gemacht. Der Erlaß gewährt dem Justizminister die Befugniß, Strafaufschub unter den mitgetheilten Voraussetzungen eintreten zu lassen. An diesen Strafaufschub können dem Ermessen der Vollzugsbehörde überlassene, vom Uebelthäter zu erfüllende Bedingungen geknüpft werden, von deren Ausführung der dauernde Straferlaß in Form der Begnadigung abhängig gemacht wird. Ausnahmsweise kann auch ein über 18 Jahre alter und zu einer längeren als sechsmonatlichen Freiheitsstrafe Verurtheilter der bedingten Begnadigung theilhaftig werden. Um eine große Anzahl schwächlicher Individuen, Reconvalescenten und Kranken, insbesondere Lungenkranken, vor dem gefahrvollen Aufenthalt in den Strafanstalten zu bewahren, die Infectionsmöglichkeiten für gesunde Sträflinge zu verringern, und damit der Weiterverbreitung der Schwindsucht durch größere Massen schwindsüchtig entlassener Sträflinge zu steuern, zu diesen Zwecken empfiehlt Büdingen die Erweiterung des Erlasses in der angegebenen Richtung als nothwendig in Betracht zu ziehen sein, vorausgesetzt, daß die Umstände der Strafthat diese Vergünstigung nicht ausschließen. Eine nachträgliche Hinzufügung dieser Gründe zu den Motiven des Erlasses wäre sehr wünschenswerth.

Der Zustand des für die bedingte Begnadigung in Aussicht genommenen Lungenkranken ꝛc. erfordert aber einen rascheren Bescheid, als er zur Zeit möglich ist. Auf welchem Wege derselbe zu erreichen ist, bleibe der Fürsorge der competenten Kreise anheimgestellt. Stellte man in Berücksichtigung dieses Umstandes die Befugniß zu Strafaufschub und Straferlaß dem erkennenden Richter anheim, so wäre dies gleichbedeutend mit der Einführung der bedingten Verurtheilung, einer Institution, der von den gesetzgebenden Factoren des deutschen Reiches großes Interesse entgegengebracht wird. Die Maaßregel, die Büdingen vorschlägt, ist die Zwangsbehandlung bedingt Begnadigter in den Frühstadien der Lungentuberculose stehender Kranken, nicht aller, sondern nur derjenigen, in deren Familien die erbliche Disposition zur Schwindsucht nicht nachweisbar ist, bei denen jedoch nach dem bereits bestehenden Umfange der Erkrankung auf eine Naturheilung ohne entsprechende Unterstützung nicht gerechnet werden kann. „Wir erreichen damit die Besserung oder Heilung der betreffenden Individuen, die Verringerung oder den Fortfall der aus der Verschleuderung des Auswurfs sich ergebenden Gefahr für die Gesellschaft, und in jenen Fällen, in denen eine krankhafte Constitution vielleicht der Stimmung eine verbrecherische Richtung gab, die Wiederherstellung einer mens sana nach Gesundung des Körpers; und von dieser mens sana ist eher zu erwarten, daß sie die Wege zum Gefängnisse meidet, als von der mit Haß und Rachegefühl erfüllten Seele eines entlassenen Sträflings. Ferner kann auf solche Weise eine viel vollkommenere Ueberwachung des bedingt Begnadigten eintreten, als es sonst bei der herrschenden Freizügigkeit möglich ist. Die in dem Erlasse geforderte „gute Führung" kann demnach direct festgestellt werden. Durch die aus Opportunitäts-, nicht aus ärztlichen Gründen gebotene Ausscheidung der erblich Belasteten unter den bedingt begnadigten Tuberculösen von der Liste der für die Zwangsbehandlung in Betracht kommenden ist eine Garantie für die Wahrscheinlichkeit des Erfolges gegeben. Diese Wahrscheinlichkeit wächst aber mit der Länge des Aufenthaltes in den Heilanstalten.

Selbstverständlich kann man vom Staate nicht die Bezahlung der Kosten einer derartigen Cur verlangen. Dagegen will Büdingen eine Vereinbarung mit den Versicherungsanstalten herbeiführen, welche das größte Interesse haben, daß Leute mit tuberculösen Anfangssymptomen keine kurzzeitige Strafen abbüßen, zumal der pathologische Proceß in den Lungen in der Gefangenschaft annähernd dreimal so rasch fortschreitet, als in der Freiheit. Gerade hierdurch kann der entlassene Sträfling unverhältnißmäßig früh in die Lage kommen, Invalidenrente in Anspruch zu nehmen, vorausgesetzt, daß er vor Antritt seiner Strafe die gesetzlich vorgeschriebene Anzahl von Beitragszahlungen geleistet hat. Denn die Strafhaft hebt im Allgemeinen nicht den Rentenanspruch auf. Im Interesse der staatlichen Versicherungsanstalten liegt es nun, möglichst den Eintritt der Invalidität zu verhindern. Die zunehmende Zahl von Rentenempfängern ist für die Versicherungsanstalten der Grund, um von der Befugniß des § 12 des Gesetzes über Alters- und Invaliditätsversicherung Gebrauch zu machen, schon vor eintretender Erwerbsunfähigkeit zur Verhütung der mit Rentenbewilligung verbundenen Invalidität in die Behandlung einzugreifen. Deßwegen bauen sie die Volksheilstätten. Der Staat leistet also den Versicherungsanstalten mit der Einweisung zur Zwangsbehandlung der bedingt Begnadigten in diese oder ähnliche Anstalten einen Gefallen, und es ist immerhin denkbar, daß sie sich zur Bezahlung der gleichen Quote an den Curkosten, wie sie für die freie Bevölkerung in Aussicht genommen ist, verstehen werden. Den anderen Theil müßte allerdings an Stelle der Ortskrankencassen der Staat übernehmen, d. h. nur vorläufig. Sobald der bedingt Begnadigte geheilt und wieder arbeitsfähig, müßte er nach einem einfachen Modus, z. B. mittelst ratenweiser Abzahlung, zur Erstattung angehalten werden, eine Maaßnahme, die zugleich einen erzieherischen Werth hat. Jede derartige Leistung würde ihn an sein Vergehen erinnern und die durch die Maaßregeln des Staates in ihm angeregten Gegenmotive gegen verbrecherische Anwandlungen kräftigen. Daneben würde er durch die Androhung des Vollzuges der einstweilen nur aufgeschobenen Strafe zu einem arbeitsamen und sparsamen Leben erzogen werden. Nachlässigkeit in der Ratenzahlung müßte, soweit nicht unverschuldete Veranlassung dazu vorliegt, Verwirkung der definitiven Begnadigung nach sich ziehen. Auch schon während des Aufenthalts in der Volksheilanstalt könnte der bedingt Begnadigte, um die Kosten zu verringern, zu leichteren Arbeiten herangezogen werden.

Außer den Lungenkranken in den Frühstadien der Phthise kommen auch solche zur Verurtheilung, die bereits in vorgerückteren Stadien der Schwindsucht stehen. Von Schwindsüchtigen, die dem Sterben nahe, ist selbstverständlich nicht die Rede, sie kommen überhaupt nicht in Betracht; wohl aber solche, die zwar unheilbar, aber doch noch eine geraume Zeit zu leben haben. Es wäre, wenn wir überhaupt die Anwendung des Principes der bedingten Begnadigung auf Kranke billigen, eine unnöthige Grausamkeit, solche Leute für ein paar Tage einzusperren. Ganz anders liegt die Sache aber, wenn es sich um Monate handelt. Büdingen betont, daß gerade die Schwindsüchtigen in vorgerückten Stadien eine erhöhte Gefahr für ihre Umgebung und nicht nur für diese, sondern für alle sind, die im Zustande der Disposition mit ihnen in Berührung kommen. „Die Möglichkeit der Versetzung der Schwindsüchtigen im Verhältnisse, wo eine schärfere Abgrenzung seines Verkehrs mit der Außenwelt stattfinden kann, bedeutet daher einen Gewinn für die Gesellschaft, jede Woche seiner Fernhaltung vielleicht die Erhaltung hoffnungsvoller Menschenleben." Aus diesen Gründen ist Büdingen trotz der Härte, die zweifellos in dieser Ansicht zu finden ist, gegen die Anwendung der bedingten Begnadigung auf solche Kranke, also

Digitized by Google

für die Fortdauer des bisherigen Zustandes. Dasselbe Recht auf Schutz gegen Ansteckungsgefahr hat auch der gesunde Sträfling. Es muß also auf Isolirung der Schwindsüchtigen in den Strafanstalten gedrungen werden. Gerade in diesem Punkte wird besonders in den mit den Localen der Untersuchungshaft verbundenen Gefängnissen größerer Städte aus Platzmangel viel gesündigt.

Dieses Ziel kann nicht in der vollständigen Ausrottung der Tuberculose in den Strafanstalten bestehen, noch weniger darin, den Sträfling in bessere Lebensbedingungen zu versetzen, als sie die freie Bevölkerung hat. Das erstrebenswerthe und unverrückbar festzuhaltende Ziel ist die Einstellung der Sterblichkeits- und Erkrankungsziffer für Schwindsucht auf dieselbe Höhe wie innerhalb der freien Bevölkerung der gleichen Altersstufe. „Gelingt es bei solchem Bestreben, diese Ziffer noch weiter herabzubringen, um so besser und um so erfreulicher. In diesem Sinne sollte aber nicht die bedingte Entlassung, die wir überall in ihrem nachtheiligen Einflusse auf die Zuverlässigkeit der Statistik kennen lernen, Verwendung finden. Im Gegentheil, ihre Anwendung auf Sträflinge in den vorgerückten Stadien der Lungenschwindsucht müßte direct verboten sein; es sei denn, daß hinreichende Garantie für die Unterbringung in geschlossene Heilanstalten von Seiten der Angehörigen, der Heimathsgemeinde oder von sonst Jemand gegeben wird. Wäre man von jeher nach Büdingen's Vorschlag verfahren, so wäre wohl der größte Theil der 2756 bedingt Entlassenen nicht in die Lage gekommen, den Todeskeim in die empfänglichen Massen des Volkes zu tragen. „Man glaube nicht, daß die Gewährung der bedingten Entlassung in solchen Fällen eine Wohlthat, ihre Versagung eine Grausamkeit gegen den Sträfling sei. Was soll ein derartiger bedauernswerther Mensch — doppelt bedauernswerth: als Kranker, wie als entlassener Gefängniß- oder Zuchthausinsasse — in und mit der Freiheit beginnen? Gewiß bringen dieselben Gefahren auch die Anderen, nie mit einer Strafanstalt in Berührung gekommenen Schwindsüchtigen in den vorgerückteren Stadien. Bei allen diesen hat der Staat kein Recht einzuschreiten, dort aber, wo er es kann — und er kann es den Sträflingen gegenüber —, hat er nicht nur ein Recht, sondern die unabweisbare Pflicht, zum Mindesten aus Rücksicht auf die drohenden Leiden der freien Bevölkerung, die bedingte Entlassung der oben charakterisirten Schwindsüchtigen zu untersagen. Dafür kann man ihnen gewisse Erleichterungen ihrer Obliegenheiten in der Gefangenschaft und gewisse Vergünstigungen gewähren."

Büdingen erhebt nun noch die Frage, was soll mit solchen schwindsüchtigen Strafgefangenen geschehen, bei denen sich Lungentuberculose erst zur Zeit ihrer Entlassung, d. h. nach Verbüßung ihrer Strafe herausstellt, ferner mit solchen, bei denen eine Frühdiagnose während der Gefangenschaft gestellt wird? „Mit Zuchthäuslern und Gefängnißinsassen, die noch eine mehrjährige Strafe abzusitzen haben: nichts. Man überläßt sie ihrem Geschick, dem man in Anbetracht ihrer Verschuldung nicht mit dem Maaße des natürlichen Mitgefühls gegenüberstehen kann. Bei allen anderen in Betracht Kommenden müßte die Entscheidung von der Frage abhängig gemacht werden: welches wird der voraussichtliche Verlauf der Schwindsucht bei dem Betreffenden sein, wird er nach dem Zeitpunkte seiner gesetzlich vorgeschriebenen Entlassung als Unheilbarer noch längere Zeit eine Gefahr für die freie Bevölkerung bilden? Besteht die sogenannte galoppirende Schwindsucht oder tritt Miliartuberculose ein, so ist eine andere Unterbrechung der Haft als durch Ueberweisung an das betreffende Gefängniß- oder Zuchthauslazareth nicht denkbar. Für die übrigen nicht frühdiagnosticirten Fälle aber, welche durch die Acquisition der Tuberculose eine vom Richter unbeabsichtigte Verschärfung ihrer Strafe erfahren haben und deren Behandlung daher zu den moralischen Verpflichtungen des Staates gehört, sollte die sofortige Zwangsbehandlung angeordnet werden." Wie man sieht, greifen diese „Streifzüge eines Arztes" tief in das Gebiet der Strafrechtspflege ein. Wir sind daher begierig, wie Dr. Büdingen's Anregungen von juristischer Seite aufgenommen werden. Jedenfalls sind die Strafanstalten für die Allgemeinheit so gefährliche tuberculöse Seuchenherde, daß alle an den humanitären Bestrebungen zur Bekämpfung des Würgengels theilnehmenden Kreise, insbesondere Aerzte und Hygieniker, die einschlägigen staatlichen und communalen Organe, Verwaltungsbeamte wie Juristen, die wirksamsten Mittel zur Einschränkung und Abwehr des Uebels erörtern und eine Reform herbeiführen sollten."

Literatur und Kunst.

Neuprovenzalische Renaissance.

Von Arthur Riehl.

Die Sprache der alten Troubadours lebt in der neuprovenzalischen Mundart von ganz Südfrankreich noch heute fort, und auch die alte Sangesfreudigkeit ist nicht ausgestorben. Bekanntlich haben sich diese Volkssänger oder Felibres, wie sie sich nach einem alten Chronikwort für Schriftgelehrte nannten, anfangs der Fünfzigerjahre zu dem Dichterbunde des Felibrige (spr. Felibridje) geeinigt. Die Buchhändler Roumanelle und Aubanel, der Avignoner Hotelbesitzer Mathieu und Allen voran der geniale Bauernsohn Frederi Mistral (übrigens ein „Studirter") sind die hauptsächlichen Begründer und Stützen dieser neuen Literatur, die namentlich in Mistral's herrlichem Jugendepos „Mirèio" (Gounod's „Mireille") zu Weltruf gelangte. Bis 1876 blieb die Mistral'sche Bewegung auf die engere Provence beschränkt. Nur der südöstliche Theil des eigentlichen Languedoc mit den Städten Nimes und Montpellier war ihr beigetreten und hatte einige tüchtige Kräfte, unter Andern den Dichter Louis Roumieux, gestellt, im westlichen Languedoc und in Aquitanien aber wurde dem Felibrige und seinen Zwecken nur sehr wenig Beachtung geschenkt. Nun fanden sich in Avignon der Publicist Xavier de Ricard und August Fourès, der glühende Dichter, zusammen, beide Freidenker und blutrothe Republikaner. Sie mußten sich in der Gesellschaft der Freunde Roumanilles etwas fremd vorkommen, denn die Schule von Avignon war entschieden kirchlich und royalistisch gesinnt. Mit einem solchen Programm aber gaben sich Ricard und Fourès nicht zufrieden. Wohl traten sie dem Felibrige bei; aber sie befürworteten in der von ihnen herausgegebenen Monatsschrift La Lauseto (1877—1879) die Gleichstellung des Languedoc'schen Dialects mit dem Provenzalischen und betonten die freisinnigen und republikanischen Ueberlieferungen des Südens, seine einzig nationalen Ueberlieferungen, wie sie sagten, gegenüber der Verführung des Felibrige durch das klerikal-monarchische Element, das von jeher für den Süden die Ursache der Zerstörung, der Knechtschaft und des Elendes gewesen sei. Erleuchtung suchten und fanden diese Heißsporne bei Napoléon Peyrat, dem begeisterten Verfasser einer „Histoire Albigeoise". „Eure Vorfahren", rief er ihnen zu, „wollt Ihr kennen? Eure Vorfahren sind die heldenmüthigen Troubadoure des 12. und 13. Jahrhunderts. Jede Wiedergeburt hat zur Voraussetzung einen Märtyrer, der in seinem Grabe aufwacht. Dieser große und heilige Märtyrer ist Aquitanien. Unsere Poesie entströmt den Kriegen des Vaterlandes, den Gewitterstürmen des Paraklets. Die Provenzalen blieben beim König René stehen, die Catalonen beim König Don Jaime. Sie schöpfen aus dem Moraft, anstatt aus dem Wasserfall, in den Wolken, zu schöpfen. Dahinter liegt eine Welt des Heldenmuthes und des Schmerzes."

Digitized by Google

Diese Dichter und ihre Freunde begannen demnach als echte Söhne des Südens, die Zeit des Unheils, das Jahrhundert der Albigenserkriege, zu brandmarken und sangen Kriegslieder voll Blut und Wuth. Im Gegensatz zu den Felibern der Avignoner Schule knüpften sie nicht an die fröhlichen Zeiten des Minnedienstes und der Troubadours an, sondern wandelten in den Fußstapfen Peter Cardinal's, dessen pfaffen- und franzosenfeindliche Sirventen ihnen als Muster dienten. Die Leitung des Felibrige wagte es nicht, das hastige Vorgehen der Jüngeren zu rügen; es gut heißen durfte es auch nicht, und so begnügte es sich damit, nachdem auch Marius André in öffentlicher Rede dem Programm der Pariser Freunde beigetreten war, zu erklären: „Einige Personen sollen an der politischen Färbung der Rede des Marius André Anstoß genommen haben und darin eine Verletzung unserer Statuten erblicken; doch müssen wir dazu bemerken, daß der Redner, der übrigens nur im Namen einer bestimmten Gruppe das Wort geführt, in öffentlicher Sitzung gesprochen hat, wo Feliber und Nichtfeliber unter ihrer alleinigen persönlichen Verantwortlichkeit alle Meinungen vorbringen dürfen, die ihnen für gut scheinen. Der Bund glaubt also in keinerlei Weise in dieser Angelegenheit verwickelt zu sein, und will, wie immer, so auch jetzt, jeder politischen und religiösen Auseinandersetzung fern bleiben."

Hielten sich aber die Führer des Felibrige officiell jeder Politik fern, so traten sie um so nachdrücklicher für die Rechte der Muttersprache ein und verlangten laut und lauter ihre Wiederherstellung. Alle Reden Mistral's und der folgenden Capoulié (Bundespräsidenten) gipfeln in diesem Gedanken. Bestärkt wurden sie in ihrem Vorgehen durch die günstigen Urtheile bedeutender Gelehrten und Schulmänner, von denen besonders Michel Bréal zu nennen ist. Schon 1872 hatte dieser allgemein anerkannte Pädagog in seiner Brochure: „Quelques mots sur l'instruction publquie en France" auf den Nutzen aufmerksam gemacht, den der Lehrer aus einer weisen Zuhülfenahme des Dialects für den Unterricht im Französischen erzielen könnte, und diese Ansicht betonte er noch zu verschiedenen Malen auf's Nachdrücklichste. Auch der katholische Clerus suchte sich die Bewegung zu Nutze zu machen. Ein Sendschreiben mehrere Bischöfe ermahnte die Landgeistlichen für Katechisation und Predigt die Sprache des Volkes zu gebrauchen, und bedeutende Kanzelredner erfreuten sich bald eines großen Zulaufes, Allen voraus der tüchtige Prämonstratenser Don Xavier de Fourvières, Mitglieder des Felibrige, der seine Zuhörer zu Tausenden in der Lorenzkirche zu Marsaille versammelt.

Den mächtigsten Anlauf nach dieser Richtung hin nahmen die Feliber, als sie am 22. September 1896 unter Mistral's und Gras' Vorsitz in Avignon zusammenkamen und in einer stürmisch bewegten Sitzung folgende Beschlüsse faßten: 1. In den Schulen soll das Provenzalische gelehrt, das Französische mit Hülfe des Provenzalischen gelernt werden. 2. Es ist das Recht und die Pflicht der Prediger und der Volksvertreter, sich auf der Kanzel und auf der Tribüne der provenzalischen Sprache zu bedienen. Diese Beschlüsse wurden, wie leicht begreiflich, von verschiedenen Seiten auf's Leidenschaftlichste bekämpft, denn die französisch Gesiunten witterten darin eine Gefahr für den Bestand der Republik und fürchteten für die Einheit der Staatsgewalt, die doch vor wie nach der großen Revolution mit allen Mitteln angestrebt wurde und wird. Dem zum Trotze gehen die Feliber unentwegt ihre Bahn und halten ihr Ziel fest im Auge, und so sprach noch im Januar 1898 Felix Gras bei seinem letzten Besuche in Paris zu den dortigen Freunden: „Was uns einig macht, ist die Liebe zu unserer schönen Lengo d'O, was uns stark macht, ist der Wille nicht nachzulassen, bis sie zu ihrem vollen Rechte gelangt ist."

Die Liebe zur Heimathsprache ist denn auch das Band, das alle Feliber einigt. Die verschiedensten Richtungen finden sich unter ihnen vertreten, und jedes ihrer Dichterfeste bietet ein sonderbares Schauspiel. Dann sitzen nämlich Royalisten und Republikaner, Katholiken und Atheisten, Socialisten und Priester Seite an Seite, und kein Mißton stört die fröhliche Harmonie. Mögen auch sonst die Ideen und Ueberzeugungen himmelweit auseinandergehen, unter dem Sternenbanner des Felibrige streiten Don Xavier de Fourvières und Clovis Hugues Mann neben Mann. Diese Einigkeit macht die Kraft des Bundes aus, und wie sehr die provenzalische Renaissance populär geworden, das zeigen die glänzenden Festlichkeiten, die zu Ehren der Dichter veranstaltet werden. Die südfranzösischen Gemeindevorsteher verwenden eine größere Sorgfalt auf den Empfang der Feliber als auf den der Minister; ein Beweis, daß die Behörden mit dem Einflusse rechnen, den Erstere auf das Volk ausüben, und daß die Furcht vor dem allgemeinen Stimmrechte sie Alles thun läßt, was in ihren Kräften steht, um „Messieurs les Félibres" zu befriedigen.

Wenn also die Erfolge, die das Felibrige bis jetzt errungen hat, vielleicht nicht so sehr in die Augen fallen, so ist doch seine Bedeutung für das südliche Frankreich nicht zu unterschätzen. „Wie ein Freimaurerbund umspannen seine Mitglieder, deren Zahl mehrere Tausend beträgt, ganz Südfrankreich. Unschätzbar sind die Verdienste, die sie sich um die Hebung der provenzalischen Kunst erworben haben; denn für die Errichtung von Bildsäulen und Denkmälern, mit denen der Feliberbund die großen Männer des Südens und seine Vorfahren in der heimischen Dichtkunst ehrt, werden ausschließlich Künstler provenzalischer Herkunft herangezogen. Die französischen Gelehrten, die für die Provinzialuniversitäten eine unabhängigere, würdigere Stellung erstreben, finden die eifrigsten Förderer unter den Mitgliedern des Felibrige, das dadurch einen fortwährend steigenden Einfluß ausübt. Auch durch ihre Preisaufgaben suchen die Feliber eben so sehr die provenzalische Wissenschaft und Kunst wie die heimische Literatur zu unterstützen. Sie haben mit das Meiste beigetragen zur Bildung der Gesellschaften der amateurs de l'université, die fast jede südfranzösische Universität um sich versammelt. Es ist zum Theil ihnen zu verdanken, wenn die südfranzösischen Universitäts-Städte ihren Hochschulen freiwillig Paläste bauen, den Facultäten reiche Mittel für wissenschaftliche Zwecke zur Verfügung stellen, und wenn die aus Bürgerkreisen sich zusammenfindenden Universitätsfreunde es unternehmen, auf eigene Kosten neue Lehrstühle zu begründen. Die von den Felibern so geförderte Decentralisationsbewegung macht denn auch in Frankreich fortwährend langsam, aber stetige Fortschritte; und in diesen Bestrebungen stehen den Felibern auch in den anderen Provinzen, besonders in den Bretagne, thatkräftige Freunde zur Seite. Der Ausgang der Bewegung ist also noch nicht abzusehen; etwas aber darf nicht vergessen werden, nämlich, daß sie einem von vielen Seiten geäußerten Wunsche entspricht, und daß eben der von dem Dichter oder Philosophen angeregte Gedanke oft als geharnischter Streiter plötzlich unter die Völker springt und sie zur gewaltsamen That treibt."

Dies ist das Urtheil eines guten deutschen Kenners der neuprovenzalischen Literatur: Nicolaus Welter, der soeben ein schönes Buch „Frederi Mistral, der Dichter der Provence" (Marburg, Elvert'sche Buchhandlung) erscheinen läßt, eine fleißig zusammenfassende und warmherzige Biographie des heute 70 jährigen Sängers von Maiano (Maillane bei Avignon), die aber auch die ganze politisch-literarische Bedeutung des Felibrige erörtert. Dabei ist Welter kritisch genug, um auch in seinem Enkomion zu betonen, daß sich unter den zahlreichen Productionen der Schule vieles Mittelmäßige und Unbedeutende findet und man es einem leichtbegreiflichen Geist der Koterie nachsehen muß, wenn Manches als Meisterwerk gerühmt wird, was nur ein leichtes Reimgeklingel ist. Immerhin aber trifft man, neben der avig-

Digitized by Google

nonesischen Dreiheit Mistral, Aubanel und Roumanille, einige andere Meister, die als solche in den weitesten Kreisen anerkannt werden, wenn auch ihre Werke der Weltliteratur nicht angehören. Ewigkeitswerth haben wohl nur die Dichtungen Mistral's, vor Allem seine „Mirèio", die uns Deutschen aus einer schlechten Uebersetzung der buckligen Baslerin Betty Dorieux-Brodbeck und einer guten Nachdichtung von August Bertuch in Paris bekannter geworden ist. Sie ist Mistral's erste und unübertroffene Glanzleistung, neben der alle anderen neuprovenzalischen Erzeugnisse verblassen. Zwar bemüht sich Welter, uns auch für die späteren Schöpfungen dieses Dichters zu interessiren, aber sie enthalten doch nur geniale Einzelheiten und sind im Wurf als Ganzes verfehlt, die Gedichtsammlung der „Goldenen Inseln" natürlich ausgenommen, die wahre Perlen enthält. Trotz Welter's Begeisterung sind namentlich Mistral's letzte Werke recht schwach, besonders das Drama „La Reino Jano" (1890) die mißlungene Ehrenrettung des gekrönten Scheusals Johanna von Neapel, die wunderlich genug in der Provence populär ist. Bloß zwei Mal setzte sie den Fuß auf südfranzösischen Boden, aber sie eroberte aller Herzen im Fluge und ist noch heute unvergessen. Die Sage bemächtigte sich ihres Namens, umgab ihn mit ihrem Zauber, und so erscheint sie wie die gute Fee des Landes zur Zeit seiner Unabhängigkeit. Für den Provenzalen ist Johanna noch immer die volksthümliche, ideale, mythische Königin, und zahlreiche Legenden, Namen und Redensarten bezeugen ihren zeitweiligen Aufenthalt an irgend einem Orte oder ihren flüchtig blendenden Vorübergang. Für die Feliber aber, und vor Allem für unseren Mistral, wurde Johanna die lichtvolle Repräsentantin einer herrlichen Vergangenheit, die bezaubernde Verkörperung einer geschwundenen Jugend, einer gewesenen Unabhängigkeit und Poesie, nach der seine Seele sich in Liebessehnsucht immer wieder zurückwendet. Das Andenken seiner Lieblingsheldin bei den Zeitgenossen zu ehren und zugleich vor jedem Verdacht der Mordschuld rein zu waschen, dichtete er das fünfactige Drama, das im ersten Augenblick an Schiller's „Maria Stuart" gemahnt; denn die Geschicke der beiden Fürstinnen bieten eine große Aehnlichkeit dar. Hier wie dort handelt es sich um eine ideale Frauengestalt, geschmückt mit allen Vorzügen des Aeußeren und der Seele, der Jugend und des Gemüthes, beladen mit dem Verdacht des Gattenmordes und verklärt durch die Weihe eines tragischen Unterganges. Aber eine erste Lectüre des Mistral'schen Dramas belehrt uns eines Anderen und zeigt, wie weit beide Dichtungen von einander abstehen. „Maria Stuart" ist die richtige Tragödie von erschütternder und läuternder Kraft; „Die Königin Johanna" hingegen bleibt ein mißlungener dramatischer Versuch, das schwächste der Mistral'schen Werke, ein lyrischer Epos in Gesprächsform, nicht mehr.

Nur wenig höher steht Mistral's letztes Werk, das Rhonelied, Lou Pouème dóu Rose (1896). Auch Welter erkennt, das sei nicht mehr der Stil, der uns in „Mirèio" und „Nerto" bezaubert hat. Das heißt, die bündige Deutlichkeit des Ausdrucks, die ein Hauptvorzug der Mistral'schen Sprache ist, findet sich auch hier; ja Mistral hat sogar unter dem Gesichtspunkte der Klarheit und Bestimmtheit des Wortes nirgends Größeres geleistet als im „Rhonelied". Aber das blühende Rankenwerk, das sich um den markigen Stamm in duftiger Fülle emporschlang, ist vertrocknet. Stellenweise erinnert der Vortrag an den Stil eines Waarenverzeichnisses, an die Notizen eines Kahnbauers, in solch trockener Folge drängen sich die technischen Ausdrücke. Auf einer anderen Seite werden wir mit all' den Ingredienzien einer gewürzten Matrosenküche bekannt gemacht, um gleich darauf eine Probe zu erhalten aus dem Schatz von Kraftausdrücken und Kernflüchen, über die die Schifferknechte in ausgiebigem Maße verfügen. Das mag ja photographisch genau und greifbar deutlich sein, doch diese öden Hantierungen, allein für sich dargestellt, sind immer prosaisch, bemerkt Welter mit Recht und fährt fort: „Mit dem ‚Rhonelied' hat Mistral sein poetisches Werk zu Ende geführt. Diese Dichtung bildet den Schlußstein zu der herrlichen Walhalla, die der Sänger von Maiano seiner Provence errichten wollte. Berg und Meer und Stadt und Land fanden sich dort in göttlichen Gebilden verewigt, auf unsterblichen Weihetafeln gefeiert. Nur die Rhone*) fehlte noch, sie, die dritte der provenzalischen Naturgottheiten. Lou Mistrau! Lou Soulèu! Lou Rose! so heißt die gewaltige Dreiheit, zu deren Preise sein Lied geklungen. Den zwanzigjährigen Jüngling begeisterte der Sturmdrang, der brausende Siegesmarsch des Mistral's; dem kräftigen Mann entströmte ein Hymnus zum Preis der Schönheit und Freude zeugenden Sonne; der besonnene Sechziger endlich gefällt sich in der Betrachtung des mächtigen Stroms, der aus unerschöpflichem Born an ihm vorüberfluthet, mit stets wechselnder Woge, aus der ihn der Heimath hehres Antlitz, bald heiter, bald ernst und bald traurig, doch immer groß und bedeutsam anblickt. Daher auch die gewaltige Wirkung des Poems auf Mistral's engere Landsleute, eine Wirkung, die aus dem gleichen Grunde auch die Rèino Jano auf sie ausübt und von der sich der Land und Leute erst aus den Dichtungen selbst kennen lernende Nichtprovencale kaum einen Begriff zu machen im Stande ist. Hier gilt es vor Allem nicht der Ausnahmestellung zu vergessen, die sich Mistral erkämpft hat. Er ist nicht bloß Dichter, er ist auch der Schöpfer einer Sprache, er ist der „Vater und Pathe, der Apostel und das Haupt" des Felibrige und von diesen verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet, steht er einzig unter seinen Zeitgenossen da. Es genügte ihm auch nicht, seines Volkes größter Dichter zu sein. Diese Liebe zur Heimath ließ ihn die Riesenarbeit eines neuprovenzalischen Wörterbuches bewältigen; sie fesselte ihn an die Fluren Maianos und trieb ihn dazu an, bis in die kleinsten Einzelheiten des häuslichen Lebens hinein den Cultus der Vergangenheit hochzuhalten; sie beseelte ihn mit dem Wunsche, auch der Lehrer seines Volkes zu werden und ihm in seinen Schriften einen reichen Hort alter Weisheit zu hinterlegen: in den „Geschichten meiner Großmutter", Anekdoten und Märchen aus früheren Tagen, die er an den langen Winterabenden gesammelt und mit zwerchfellerschütternder Würze erzählt hat, bietet er das trefflichste Volksbuch, und durch mustergiltige Uebertragungen will er seinen Landsleuten eine provenzalische Bibel vermachen; sie spornte ihn endlich an zur Gründung des Muséon Arlaten, worin er, während der drei letzten Jahre, allen „Urväter Hausrath", alle Werkzeuge und Einrichtungen, Trachten, Geschirre u. s. w., die in seinen Werken erwähnt sind, in je einem Exemplar angesammelt, um sie vor dem Untergange oder der Vergessenheit zu retten und der Nachwelt zum Gedächtniß aufzubewahren. Mag auch der Lieblingstraum Mistral's, die Provence als das Bindeglied der verwandten lateinischen Racen und Marseille als die Hauptstadt dieses „Sonnenreiches" zu sehen, nur eine sonnige Illusion ein; mag auch der von dem italienischen Capitän Alberto Rovere in seiner Brochure: Lingua e città internazionali erörterte Vorschlag, das Provenzalische zur Weltsprache und Monaco zu dem Sitz einer Weltakademie zu machen, in's Reich der erheiternden Utopieen gehören; mag auch all' die Anstrengung der Feliber ein bloßer ohnmächtiger Versuch bleiben und der unaufhaltsame Gigantenschritt erbarmungsloser Naturgesetze sie und ihr Werk in den Boden stampfen: einen Ruhm haben sie doch errungen, der allein schon des Schweißes der Edlen werth gewesen ist: sie haben

*) Welter schreibt nach dem neusten Sprachunfug, dem übrigens auch Brockhaus' Conversationslexikon fröhnt, „die Rhône". Und doch entspringt dieser Strom wie sein Quellennachbar der Rhein kerndeutschen Bergen und wird in der ganzen deutschen Schweiz auch gut deutsch „die Rhone" ausgesprochen. Beide Namen sind auch offenbare Synonima, keltisch oder vielleicht urgermanisch von „rinnen" (ῥέειν), also „der Fluß" schlechtweg.

Digitized by Google

den Cultus des Schönen bei ihrem Volke wieder zum Leben erweckt, sie haben endlich, und das wird ihnen die Nachwelt zur größten Ehre anrechnen, bewunderungswürdige Dichter zu verzeichnen, die in Wahrheit eine Sprache wiedergeschaffen und eine ganze Reihe von classischen Werken hinterlassen haben."

Zur Frage der Spätgothik.

Von Hans Haenel (Halle).

In Nr. 30 der „Gegenwart" hat sich Erich Haenel (Dresden) bemüht, das Verständniß für die beachtenswerthen künstlerischen Eigenheiten der als Spätgothik bezeichneten Stilepoche zu wecken, die man nach den bisherigen Anschauungen gewohnt ist, als eine solche des Niedergangs, des schwülstigen, gedankenlosen und hohlen Formelwerkes zu betrachten. Es ist ihm gelungen zu beweisen, was bisher wenig beachtet zu sein scheint, daß in den Bauwerken jener Epoche sich das Bestreben geltend macht, eine Umänderung des Princips der Raumbildung anzubahnen, und daß in der Behandlung dieser wesentlichen, für alle Architekturwerke grundlegenden Stilfrage eine directe Ueberleitung zu denjenigen stilistischen Principien sich aufzeigen läßt, die bald darauf für die Renaissance charakteristisch geworden sind. Gegen diese neue Thatsache, die Erich Haenel in seiner eben erschienenen Monographie „Spätgothik und Renaissance"*) durch zahlreiche Einzelstudien an ober- und niederdeutschen Bauten ausführlich begründet, dürfte sich zur Zeit wohl kaum ein triftiger Widerspruch erheben; dasjenige, was zur Kritik anreizen könnte, ist sein Erklärungsversuch und die Schlußfolgerung.

Erich Haenel stellt als das hauptsächlichste Motiv für die damals sich abspielende Umänderung des Raumideals den wiedererwachenden Individualismus hin, er findet das charakteristische des neuen Stils in seiner größeren Selbstständigkeit und Persönlichkeit. Anschließend daran führt er aus, daß der Mensch jener Zeit „vor Allem darnach strebte, sich selbst ein Haus zu schaffen, wo sein Eigendasein eine Stätte fand, wo sein künstlerisches Fühlen und sein praktisches Bedürfen befriedigt wurde". Aus der Erkenntniß, daß für derartige Bedürfnisse der gothische Stil nicht nur ästhetisch, sondern auch in rein constructiver, raumökonomischer Beziehung unzulänglich sei, soll sich dann, unter der von Italien aus herüberspielenden Einwirkung der neuen, antikisch inspirirten Weltanschauung der neue Raumstil gebildet haben. Dem ist Folgendes entgegen zu halten: Das Wohnhaus und das Gotteshaus sind zwei dermaßen verschiedene architektonische Begriffe, daß die Forderungen und Principien des Einen nur sehr mittelbar oder überhaupt nicht auf das Andere anwendbar und übertragbar sind. Dies geht schon daraus hervor, daß — mit Ausnahme vielleicht des Rococo —, alle Stilarten hauptsächlich im Kirchenbau ihren Ausdruck und ihre Entwickelung gefunden und den Wohnraum im Wesentlichen unberührt gelassen haben. Vor Allem ist die gerade Decke des Wohngemaches meines Wissens niemals ernstlich in Gefahr gewesen zu verschwinden, auch nicht zu einer Zeit, als das künstlerische Empfinden eines Volkes so universell wie wohl kaum früher oder später wieder von einer Stilform beherrscht wurde — eben zur Zeit der Hochgothik. Die Beispiele, wo der gothische Stil bei Profanbauten angewendet worden ist, zeigen schon durch ihre Seltenheit, daß derselbe ihrem Wesen weniger angepaßt sein kann, und bei genauerer Betrachtung sind es auch zum allergrößten Theile keine Wohnräume im engeren Sinne, sondern Repräsentationsräume, Festhallen, Rathhaussäle ꝛc., die die Aufgabe für den Baumeister abgegeben haben. Daß auch hierbei der Widerstreit von Inhalt und Ausdrucksform oft zu keinem völlig befriedigenden Ausgleich geführt hat, darauf hat E. Haenel gelegentlich der Albrechtsburg in Meißen selbst schon hingewiesen; wenn er aber sagt, daß trotz der ungeheuren constructiven Vorzüge das Spitzbogengewölbe völlig aus der weltlichen Baukunst verschwunden ist, so dürfte die Erklärung für das Fehlen derselben wohl eher darin zu suchen sein, daß es in nennenswerthem Umfange niemals in derselben heimisch war. Auch die Kuppel und das Tonnengewölbe, für die Renaissance ebenso bestimmend wie der Spitzbogen für die Gothik, sind nirgends im Stande gewesen, die gerade Decke des Wohnraumes zu verdrängen; es scheint fast, als ob das Bedürfniß, in einem sechsflächig begrenzten Raume zu wohnen, eine ganz tiefliegende, psychologische Wurzel haben müsse; auch die primitive Architektur der Völker strebt nach Ueberwindung der einfachsten Nest- und Zeltform überall sehr bald dem sechsflächigen Raume zu; im Gegensatz zu allen, selbst den kunstreichsten Thierbauten.

Wenn also der Hellene und Römer so gut wie der Mensch des Mittelalters und der Renaissance in dem viereckigen Zimmer mit gerader Decke gewohnt haben, so ist es nicht ersichtlich, wie dieses plötzlich den Anstoß zu einer so einschneidenden Stilrevolution, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert sich abspielte, hat geben können, — selbst nicht unter der Voraussetzung, daß damals erst der Mensch dieser Raumbildung bewußtermaßen sich zugewandt hätte, was schwer nachzuweisen sein dürfte. Auch dann noch ist es sehr eine Frage der individuellen Neigung, welchen Stil man persönlicher, individueller nennen will; einen, der die seit unzähligen Generationen ererbten Raumgesetze, von denen er täglich und stündlich umgeben ist, auch auf die Kirchenbauten überträgt, oder einen, der sich in kühnem Fluge von der einen der drei Dimensionen loslöst, den Stein zugleich belebt und „entmaterialisirt", das Ganze und alle seine Theile immer und überall dem einen Gedanken unterordnet, den es außen und innen singt, preist und predigt: „Hinauf!" Wenn irgendwo in einem Baustile „das Ganze deutlich als Einheit charakterisirt" wird, dann ist es sicher in der Hochgothik der Fall; auch die scheinbar die Einheitlichkeit des Gedankens störenden Glieder, wie die niedrigen Seitenschiffe, der Kranz der Capellen um den Chor, sind logisch aus jenem einen Hauptgedanken der Herrschaft der Verticaldimension erwachsen: zwischen und unter den Strebepfeilern, die allein die schlanke Höhe des Hauptschiffes ermöglichten, entstanden von selbst die erwähnten Nebenräume, die deßhalb auch ihr Secundär-Dasein zu verleugnen niemals versuchten. In der stärkeren Ausprägung der Individualität kann man demnach wohl ebenso wenig wie in der größeren Einheitlichkeit des formalen Ausdruckes die unterscheidenden Merkmale der Spätgothik begründet finden.

Es erhebt sich natürlich nun die Frage, welches denn die cultur-historischen Motive gewesen sein mögen, die jenen nicht zu verkennenden Umschwung des architektonischen Empfindens herbeigeführt haben, wenn die besprochenen Momente als unzulänglich sich erwiesen haben. Der eine Umstand, auf den auch Erich Haenel in seiner Schrift hinweist — die Umgestaltung des kirchlichen Cultus durch das Auftreten der Predigerorden und die zunehmende Bedeutung einer ausreichenden Akustik des Raumes — scheint mir zwar dem Wesen der Sache näher zu kommen, doch erheben sich dagegen chronologische Bedenken. Die Stiftung und rasch zunehmende Bedeutung der Dominikaner- und Franziskanerorden fällt in das erste Viertel des 13. Jahrhunderts, während der größte Theil der Bauwerke, von denen hier die Rede ist, um die Mitte oder den Anfang des 15. Jahrhunderts entstanden sind, die sächsischen spätgothischen Kirchen sogar noch etwa

*) Paul Neff Verlag in Stuttgart.

Digitized by Google

ein halbes Jahrhundert später. Noch mehr: die Hochgothik selbst ist, jedenfalls in Deutschland, kaum älter als die Predigerorden; hätten diese und ihre neuen Anforderungen an den Cult wirklich eine so maßgebende Bedeutung auf die architektonische Form der Kirchen ausgeübt, so hätte eine so ausgedehnte Entwickelung der Hochgothik gar nicht zu Stande kommen dürfen. Thatsächlich haben eben doch die Baumeister durch die Jahrhunderte hindurch die Kirche um die Hostie herum gebaut, und die Kanzel hat sich stets mit einem untergordneten Platze begnügen müssen. Selbst die protestantischen Kirchen haben sich nur in den seltensten Fällen entschließen können, den Gedanken, daß die Verkündigung von Gottes Wort hier die Hauptsache sein soll, auch architektonisch, durch die entsprechende Placirung der Kanzel, zum Ausdruck zu bringen. Was man in jeder Volks- oder Festversammlung für einen Unsinn erklären würde: daß der Redner sich in einer Ecke des Raumes aufstellt oder sogar auf dem ihm angewiesenen Platze einem Theil der Hörer den Rücken zukehren muß, daran nimmt man in der Kirche noch heute kaum Anstoß. Einem katholischen Baumeister des Mittelalters hätte allerdings die Zumuthung, die Kanzel vor oder über den Altar zu setzen, beinahe als Tempelschändung vorkommen müssen. Jedenfalls steht das eine fest, daß die Bettel- und Predigermönche fast zwei Jahrhunderte lang in den gothischen Kirchen gepredigt haben, ohne daß Mängel der Akustik oder das Gefühl, das gesprochene Wort nicht nach Gebühr zu berücksichtigen, die Architekten davon abgehalten hätten, auf dem eingeschlagenen Wege fortzufahren und sie etwa dazu bestimmt hätten, einem Stil, der die Eigenschaften zu höchster, formenreinster Entwickelung in sich trug, diese Entwickelung zu versagen. Sie hat sich, wie es bei jedem wirklichen „Stile“ der Fall ist, gleichwie nach einem Naturgesetz vollzogen und erst Halt gemacht, nachdem alle in ihrem Keime schlummernden Fähigkeiten zum vollkommensten Ausdruck gekommen waren, nachdem eine Steigerung nach dieser Dimension hin nicht mehr möglich war.

Und an diesem Punkte ist wohl die Wurzel zu suchen für das Verständniß der weiteren Entwickelung, die die Baukunst über die Spätgothik zur Renaissance genommen hat. Die Linie war nach einer Richtung hin ausgelaufen; eine weitere Zunahme an Höhe, Länge und Schmalheit, sowie an Steinschnitz- und decorativem Füllwerk mußte constructiv wie ästhetisch zu Unmöglichkeiten, jedenfalls zu Monstrositäten führen. Ebenso wenig war ein Stillstand möglich, besonders nicht zu einer Epoche, wo das Morgenroth der Renaissance schon den Himmel zu färben begann und auf allen Seiten neue Geisteskräfte nach Gelegenheiten zur Bethätigung suchten. Es mußten also principielle Veränderungen Platz greifen, und zwar auf dem Gebiete der Raumbildung sowohl wie auf dem des Decorativen, des architektonischen Schmuckwerkes. Es ist nun sehr interessant, zu sehen, wie hier einmal die beiden sonst so eng in der Architektur verbundenen Glieder sich trennen: in dem Wesentlichen des baukünstlerischen Schaffens, in der Raumbildung begann in der That aus der Erkenntniß der erreichten Grenze sich ein neues Ideal zu entwickeln, führte zu der bewußten Betonung der bisher vernachlässigten Horizontaldimension und öffnete dadurch den Weg zum fruchtbarsten Weiterschaffen; bei der Bewerthung des decorativen Antheils scheint eine ähnliche Erkenntniß versagt zu haben, man fand nicht den Muth zur Umkehr, sondern kletterte auf dem immer dorniger und ungangbarer werdenden Pfade weiter, bis man schließlich dorthin kam, wohin dieser Pfad stets führt: auf dem Gipfel der Schwülstigkeit, Gedanken- und Geschmacklosigkeit, der Monstrosität. Ob diese Disharmonie in vielen spätgothischen Bauten vielleicht darauf zurückzuführen ist, daß die einheitliche Ausführung der Bauwerke auf Schwierigkeiten stieß, daß mit dem wachsenden Individualitätsbewußtsein die absolute Unterordnung des Steinmetzen unter den Baumeister und seine höhere Einsicht zu leiden anfing, will ich hier nicht erörtern; jedenfalls ist aus diesem Widerstreit der künstlerischen Ausdrucksformen die oft ungerechte Beurtheilung der Spätgothik zu erklären, die über den angreifbaren und aufdringlichen Aeußerlichkeiten die weniger offen zu Tage tretenden inneren Vorzüge, die Erneuerung und Umbildung des Raumideals in ihren Werken übersieht. Auf diesen letzteren Punkt, sowie auf die nahen Beziehungen desselben zu den Ideen der Renaissance hingewiesen zu haben, ist Erich Haenel's unbestreitbares Verdienst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Debutantin.

Von Georg Gissing.

Schauspieldirector Howard Hawker begab sich, als sich die Londoner an den paar Stücken, die er aufführte, satt gesehen, mit seiner Truppe auf Reisen und kam dabei auch nach Wuttleborough, wo sie zwei Abende hindurch mit schönem Erfolg spielten. Hawker war ein Original, ein Tyrann, der seine ganze Gesellschaft, mit Ausnahme seiner würdigen, wohlbeleibten Gattin, am Schnürchen hatte. Sein Steckenpferd war, zu behaupten, es gäbe keine wahren Schauspieler mehr, sie wären alle nur noch elende Krämer, welche die edle Kunst für ihre kleinlichen Vortheile ausbeuteten. Er war daher begreiflich, daß sich auch kein anderer Kritiker heranwagen durfte, sonst wehe — immer ausgenommen seine Frau, an die sich übrigens auch kein anderer Kritiker heranwagen durfte, sonst wehe ihm! — er hätte an Hawker einen bitteren Feind für ewige Zeiten gehabt.

Dieses würdige Paar saß am Morgen nach der ersten Aufführung vergnügt beim Frühstück, als eine junge Dame gemeldet wurde, die es zu sprechen wünsche. Ueberzeugt, eines der jungen Dämchen kennen lernen zu sollen, die ihn dutzendweise überallhin verfolgten und alle das Zeug zur ersten Heroine ihrer Zeit in sich fühlten, begab sich Hawker ziemlich mißmuthig in's Nebenzimmer. Zu seinem Erstaunen fand er sich aber einer wirklichen sehr jungen und reizenden Dame gegenüber, die ihm mit großer Verlegenheit entgegenblickte. Hawker erkundigte sich freundlichst nach ihren Wünschen. Zuerst konnte das junge Mädchen vor Aufregung gar nicht sprechen und dann kam unter Stottern und Zittern und Zagen doch das alte Lied: sie fühle den unwiderstehlichen Drang in sich, zum Theater zu gehen, und bitte ihn, sie auf ihr Talent hin zu prüfen. Der Director lächelte und erkundigte sich, ob sie schon einmal irgendwie gespielt habe. „O ja, schon oft, in Privatcirkeln,“ war die Antwort, „und ich habe auch immer sehr viel Beifall gefunden. Aber,“ fuhr sie fort, „ich weiß wohl, daß ich noch sehr, sehr viel zu lernen habe, und will auch gewiß keine Mühe scheuen, wenn ich nur mein Ziel erreiche. O, wie dankbar wäre ich, wenn Sie mir dazu verhelfen wollten.“

Interessirt blickte Hawker auf seinen jungen Gast. Es sprach so viel aufrichtige Begeisterung und so viel fester Wille aus den großen, grauen Augen, daß er sofort fühlte, es war ihr ernst mit ihrem Vorhaben. „Sie scheinen mir vom wahren Geist beseelt, liebes Fräulein,“ sagte er warm, „doch will ich Ihnen keine falschen Hoffnungen machen. Noch eine Frage, haben Sie denn schon das Alter, um einen solchen Entschluß selbstständig ausführen zu dürfen?“

„Ich werde in wenigen Tagen siebzehn Jahre; ist das zu jung?“ fragte sie, athemlos vor Angst.

„Um Schauspielerin zu werden, ist man nie zu jung — aber haben Sie denn keine Verwandten, die etwas dagegen einzuwenden hätten?“

„Ich kann thun, was ich will,“ antwortete sie mit einem hochmüthigen Zucken der Augenbrauen, „und habe auch ein kleines Vermögen, von dem ich allenfalls ein paar Jahre leben kann.“

Hawker überlegte und sagte dann: „Wissen Sie was, liebes Fräulein, ich will Ihnen meine Frau schicken. Frauen besprechen unter einander gewisse Dinge leichter als mit einem Manne.“

Nach einer guten Stunde kam Frau Hawker von ihrer Unterredung mit der jungen Dame wieder zu ihrem Manne zurück. „Es ist Alles so, wie ich's dachte,“ sagte sie. „Tochter eines reichen Mannes, keine Mutter, der Vater ein reicher Mann, der die zarte Seele seines holden Töchterleins häufig durch seine Rauhheit verletzt. Sie fühlt sich also zu Hause unglücklich, kommt gestern von ihrem Gut in der Nähe hier in die Stadt, geht mit Bekannten in's Theater und bildet sich nun ein, vom Hause der Freunde weg frischweg zum Theater gehen zu können.“

„Wie heißt ihr Vater?“

„Major Saxby, Medlow House.“

Digitized by Google

„Ich gehe hin und spreche mit ihm, er muß seine Einwilligung geben!"

„Wird ihm nicht einfallen," erklärte die Frau Directorin, „sie ist sein einziges Kind."

Aber Hawker war begeistert von seiner Idee und nicht mehr zu halten und befand sich in kürzester Zeit auch wirklich auf dem Wege zum Landgut des Majors und grausamen Vaters. Der Empfang dort war nicht sehr ermuthigend. Zuerst wollte der Diener ihn gar nicht anmelden, da der Herr Major beschäftigt sei, und bequemte sich hierzu erst nach Empfang einiger kräftiger Grobheiten und eines Trinkgeldes; doch dauerte es ziemlich lange, bis er, sehr echauffirt, wieder erschien und Hawker einzutreten bat.

Der Major war ein cholerisch aussehender älterer Herr, der seinen Besucher mit den liebenswürdigen Worten empfing: „Ich bitte sich möglichst kurz zu fassen, mein Herr, ich habe keine Zeit zu einer längeren Unterhaltung."

Da kam des Directors Blut sofort in Wallung: „Mein Herr, wenn Sie keine Zeit haben, wollen wir die Unterredung lieber verschieben. Ich bin heute nicht in der Stimmung, mich zu beeilen."

„Dann machen Sie, daß Sie fortkommen!" schrie der Major in steigender Wuth, „und theilen Sie mir Ihre interessanten Wünsche schriftlich mit."

„Mein Herr, ich werde Sie schneller verlassen, als Ihnen lieb sein dürfte und werde meine Zeit nicht damit verlieren, Ihnen zu schreiben. Guten Morgen!"

Müde, hungrig, racheschnaubend, kam Hawker in sein Hôtel zurück. „Liebes Fräulein, bleiben Sie bei Ihrem gestrigen Entschluß?"

„Gewiß!"

„Gut, dann bin ich so frei, Ihnen eine kleine, ganz kleine Rolle zu übergeben, die Sie übermorgen in Millington, wohin wir von hier aus reisen, spielen werden."

Blaß, aber gefaßt, erklärte Miß Saxby ihr Einverständniß. Frau Hawker war sehr erstaunt, schwieg aber wohlweislich, und Hawker schwelgte schon im Voraus im Vollgefühl befriedigter Rache, wenn er an den Streich dachte, den er dem alten steifnackigen Aristokraten damit spielte, daß sich seine Tochter wahrscheinlich öffentlich blamirte.

Uebernächtig, ermüdet, mit heftigen Kopfschmerzen, abgestoßen von dem ungewohnten, ihr höchst unsympathischen Tone, der unter dem munteren Schauspielervölkchen herrschte, kam Miß Saxby, jetzt Miß Woodward, wie ihr Künstlername lauten sollte, in Millington an. Ihre Begeisterung hatte seit gestern stark gelitten und eine gewisse Ernüchterung war eingetreten. Sofort nach ihrer Ankunft mußte sie mit Hawker in's Theater, um auf der schmutzigen, im Tageslicht unglaublich nüchtern aussehenden Bühne „Gehübungen" vorzunehmen. Trotzdem es der Kunstnovize sonst durchaus nicht an natürlicher Grazie fehlte, zeigte sie jetzt eine betrübende Ungeschicklichkeit, und so gab es denn, trotz des besten Willens, alsbald Thränen einerseits, Zornesausbrüche andererseits. Das Fräulein redete sich endlich auf ihre Kopfschmerzen aus und wurde ziemlich unwirsch an die Luft geschickt, um frische Kräfte zu sammeln. Dann wurde die Probe fortgesetzt. Ein Zimmermann und ein anderer Arbeiter mit einer abscheulich qualmenden Pfeife im Munde waren die Zeugen von Miß Saxby's erstem kläglichen Debut. Aber jetzt ging es besser. Hawker brummte hier und da ein ermuthigend klingendes Wort, Miß Saxby nahm sich zusammen, und so trennte man sich schließlich ziemlich befriedigt. Die darauf folgende Nacht verbrachte das junge Mädchen in Thränen der Verzweiflung und Entmuthigung. Ihr Selbstvertrauen war verschwunden und wurde auch nicht mehr durch die am nächsten Tage vor der ganzen Truppe wiederholte Probe gehoben, obwohl Alle nur Worte der Nachsicht und Ermuthigung für die arme Verzagte fanden.

Mittlerweile war die Flucht der Tochter des Majors Saxby in Wuttleborough bekannt geworden. Die Verwandten, von deren Hause aus die Flucht vor sich gegangen war, waren in Verzweiflung, Major Saxby war ganz außer sich und tobte und wüthete entsetzlich, was aber Alles nichts half, da man vorläufig nicht die geringste Spur von dem Flüchtling hatte. Da, als die Wogen der Aufregung am höchsten gingen, kam ein Brief. Director Hawker schrieb:

„Sehr geehrter Herr! Da Sie mich neulich nicht anhören wollten, bin ich gezwungen, Ihnen auf diesem Wege mitzutheilen, daß Ihre Tochter, Miß Saxby, heute Abend im Theater zu Millington in einer ihrem Können entsprechenden kleinen Rolle auftreten wird. Ich hoffe aber, daß sie einst eine Zierde des Standes, den sie gewählt, werden wird.

Mit dem Ausdrucke vollkommenster Hochachtung

Howard Hawker, Schauspieldirector."

Ohne ein Wort der Aufklärung an seine Umgebung steckte der Major den Brief in die Tasche, stürmte davon, erreichte noch glücklich den nach Millington abgehenden Zug und langte auch wirklich noch vor Beginn der Vorstellung dort an. Er begab sich eiligst zum Theater und verlangte den Director zu sprechen. Hawker sei beschäftigt und nicht zu sprechen, erklärte der Diener, als der Besucher seinen Namen nannte

„Melden Sie mich augenblicklich," schrie der Major in höchster Aufregung, „ich habe keine Zeit, auf solche Ausflüchte Rücksicht zu nehmen!"

Der Diener ging, kam lange nicht wieder, führte den Major aber dann doch in das Bureau des Directors. Liebenswürdig, aber äußerst würdevoll, erhob sich Hawker von seinem Sitze, als Major Saxby eintrat. „Sie haben wohl meinen Brief erhalten, mein Herr, bitte sich daher kurz zu fassen, meine Zeit ist sehr gemessen."

„Das ist eine Unverschämtheit!" schrie der Major.

Der Director richtete sich noch würdevoller auf: „Mein Herr, ein beleidigendes Wort und ich lasse Sie auf die Straße werfen. Hier bin ich der Herr und brauche mir nicht das Geringste gefallen zu lassen. Merken Sie sich das. Ihr Fräulein Tochter hat sich vor Ihnen in meinen Schutz geflüchtet, sie hat Talent, sehr viel Talent sogar, und ich hoffe, daß sie es unter meiner Leitung recht weit bringen wird. Und von Ihnen verlange ich, daß Sie mich mit der meiner Stellung zukommenden Achtung behandeln, sonst werden Sie sich die Folgen selbst zuzuschreiben haben."

Der Major fand es gerathen, andere Saiten aufzuziehen. „Sie mißverstehen mich, mein Herr. Als Sie mich damals in meinem Hause besuchten, war ich sehr beschäftigt und vielleicht nicht so höflich, wie es sich gebührt. Ich bitte daher nachträglich um Entschuldigung. Jetzt ersuche ich aber um Aufklärung über den Inhalt Ihres Briefes."

„Da ist nicht viel zu erklären. Miß Saxby wird heute Abend auftreten, und meiner Meinung nach wäre es ein Unrecht, sie ihrem selbstgewählten Berufe wieder zu entziehen. Doch bin ich bereit, Major Saxby —"

Jetzt war des Majors Geduld zu Ende. „Ich danke für jede Bereitwilligkeit Ihrerseits, ich werde mir schon selbst helfen. Wo ist meine Tochter?"

„Im Hôtel, in Gesellschaft meiner Gattin."

Der Major drehte sich um und war verschwunden, bevor noch eines der vielen Worte, die dem Director noch auf der Zunge brannten, ausgesprochen war. Etwa eine Stunde später hielt vor dem von der Schauspielergesellschaft bewohnten Hôtel ein Wagen, den Major Saxby und Miß Saxby, seinem Töchterchen, bestiegen. Das Mädchen sah etwas kleinlaut und verweint aus, der Major dagegen ernst, aber milde. Sie fuhren in der Richtung gegen den Bahnhof, und dem entflohenen Vögelchen wird sein heimathliches Nest jetzt wohl lange nicht mehr so unbehaglich vorkommen, als vor seinem Ausflug in die Welt.

Notizen.

Die volkswirthschaftliche Bedeutung der Abrüstung. Von J. Hacks. (Kattowitz, G. Siwinna.) Der Verfasser will auf Grund einer wissenschaftlichen Untersuchung die Frage lösen, welches die volkswirthschaftliche Bedeutung der Abrüstung ist, oder mit anderen Worten, welches die wahren volkswirthschaftlichen Kosten des Heeres sind. Er formulirt also die Frage nach den Kosten der Landesvertheidigung folgendermaßen: wie viele Arbeitskräfte und wie viel Boden gehen durch jene der nationalen Production verloren? In der Einzeluntersuchung zeigt sich, daß Mancherlei, was bei oberflächlicher Betrachtung Jeder zu den Kosten des Heeres zählen würde, nicht dazu gehört und umgekehrt. Als Gesammtergebniß wird schließlich berechnet, daß die Kosten der Landesvertheidigung den 18. Theil der gesammten Arbeitskräfte und den 80. Theil des gesammten Bodens betragen, welche Theile im Falle einer vollständigen Abrüstung für anderweitige Productionen frei werden würden. Wenn man dann freilich liest, daß die Belastung des Landes durch den Alkohol den 10. Theil der nationalen Arbeit und den 10. Theil des deutschen Bodens beträgt, so wird es einem in Zukunft schwer fallen, von einer „unerschwinglichen" Last zu reden, die uns die Unterhaltung des Heeres auferlege. Der Einwand Jener, die in der Inanspruchnahme einer großen Anzahl von Arbeitskräften durch das Heer eine Wohlthat für das Land sehen, da ohnehin Arbeitskräfte genug da seien und der Kampf um's Dasein ohnehin schon hart genug geführt werden müsse, wird vom Verfasser als unrichtig erwiesen, mit der Einschränkung jedoch, daß bei plötzlicher, vollständiger Abrüstung eine äußerst gefährliche Krisis im Erwerbsleben eintreten und daher vom volkswirthschaftlichen Standpunkte entschieden verlangt werden müsse, daß, falls die Abrüstung politisch möglich sei, sie stufenweise erst nach und nach eingeführt werde. Wir können die gut und klar geschriebene Schrift nicht nur Jedem empfehlen, der sich für diese Frage selbst besonders interessirt, sondern

Digitized by Google

auch Allen, die sich über die grundlegenden volkswirthschaftlichen Probleme Klarheit verschaffen wollen.

Die von uns ausführlich angezeigte Promotionsschrift von Dr. Georg M. Küttner: „Die Deutschen im Sprichwort" ist nunmehr auch im Buchhandel erschienen und zwar in Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg. Das mit Bienenfleiß zusammengetragene und äußerst geschickt verarbeitete überreiche Material verleiht diesem interessanten Beitrag zur Culturgeschichte einen bleibenden Werth.

Ueber Zierschriften im Dienste der Kunst. Von Rudolf von Larisch. (München, Jos. Albert.) Der geistreiche Verfasser der anthropometrisch-ästhetischen Schrift „Der Schönheitsfehler des Weibes" geht hier von der Thatsache aus, daß Künstler ihre Werke durch Zierschrift meist verunzieren. Der Verfasser weist an einer großen Anzahl von graphisch dargestellten Beispielen nach, daß dies namentlich in den letzten Jahrzehnten bei der Antiqua hervortritt und in dem durch den Unterricht verbreiteten linearen Abstandsprincip bei Vertheilung von Schrift seinen Grund hat. Von diesem kritischen Ausgangspunkte kommt der Verfasser sehr bald zu positiver Arbeit und bietet viel Anregung und Belehrung, indem er entweder auf die Darstellung des Buchstaben-Umrisses oder auf die Stellung der Buchstaben zu einander hinweist. Die Beweisführung ist überzeugend, so daß das hübsch ausgestattete Heftchen berufen erscheint, auf diesem engeren Gebiete der Kunst eine Wendung zum Besseren herbeizuführen und ihm eine ästhetische Fürsorge zuzuwenden, deren es trotz der lebhaften Kunstbestrebungen unserer Tage vielfach noch entbehrt hat. Man denke nur an die vielfach abscheulichen Titelblätter der „Moderne" mit ihrem rohen Plakatstil und den unleserlichen Hieroglyphen, die jeden Käufer abschrecken müssen z. B. die Verlagswerke der Firma Schuster & Löffler u. A. Jedem denkenden Kunstfreund, Künstler und Typographen sei Larisch's Schrift bestens empfohlen.

Bismarck-Portefeuille. Herausgegeben von Heinrich von Poschinger. 4. Band. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). In der Fluth der Bismarck-Literatur ragt jedes Werk dieses Verfassers wie ein fester Punkt hervor. Der neue Band enthält u. A. neue Bismarckbriefe, Bismarck im französischen Kriege, nach der Schilderung von Augenzeugen, an Bismarck gerichtete Briefe des Legationsraths Wentzel aus der Frankfurter Zeit, Gespräche des englischen Malers Richmond mit Bismarck, Aus Bismarck's Leben, nach Mittheilungen von Lothar Bucher, Bismarck's Entlassungsgesuch u. s. w., also Bekanntes und Unbekanntes und eine Fülle interessanten Stoffes. So wächst sich das Portefeuille von Band zu Band zu einem wahren Bismarck-Archiv aus, das neben Horst Kohl's Jahrbuch der wichtigste Sammelpunkt für alle Bismarckiana zu werden verspricht und zum Theil schon jetzt ist.

„Die sociale Wirksamkeit der Hohenzollern" von Theo Sommerlad (Leipzig, J. J. Weber). Der Verfasser ist Privatdocent an der Universität Halle und hat sein Thema mehrfach in Vorträgen behandelt, die in diesem Buche gesammelt vorliegen. Die Würdigung der Reformation in ihrer Bedeutung auch für das wirthschaftliche Leben des deutschen Volkes leitet die Darstellung der socialen Thätigkeit des Großen Kurfürsten ein. Der hervorragende Empiriker auf dem Throne, Friedrich Wilhelm I., sein ruhmreicher Sohn, der „König der Geusen", die Stein-Hardenberg'sche Reform, die Begründung der deutschen Zolleinheit, die durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 eingeleitete Socialgesetzgebung im neu geeinigten Deutschland werden dem Leser vor Augen geführt. Besonders gut sind die Einwirkungen der französischen Revolution und die mannigfachen, nur leider oft auf dem Papier stehen gebliebenen socialen Reformen des schwachen, genußsüchtigen Königs Friedrich Wilhelm II. geschildert. Die warme, schwungvolle Sprache wird dem patriotischen Werke viele Freunde sichern, aber auch der wissenschaftliche Werth ist nicht unbeträchtlich, weil der Verfasser alte und neue Quellen gewissenhaft ausnutzt. Freilich beurtheilt der Verfasser Alles als Optimist, der die Schattenseiten oft übersieht. So verschweigt er, daß die vielgerühmte Verwaltungsthätigkeit Friedrich's II. dem Bauernstande mehr geschadet als genützt hat; ebenso hat die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung im Osten zu einer ausgedehnten Enteignung des Bauernstandes und zur Vertreibung vieler ansässiger Landarbeiter geführt.

Ueber die neuesten Veränderungen im deutschen Wirthschaftsleben. Vortrags-Cyclus von W. Troeltsch. (Stuttgart, W. Kohlhammer.) Diese Vorträge, seiner Zeit im Kaufmännischen Verein zu Stuttgart gehalten, behandeln im Zusammenhang die einschneidenden Neugestaltungen und brennenden Tagesfragen unserer Zeit: die veränderten Bedingungen der Production, die Umwälzungen der Technik, die weitgehende Arbeitstheilung, die Bewegung der Bevölkerung (Zug nach den Städten), das moderne Capital und seine Macht, die Arbeiterfrage, Handwerkerfrage und Großindustrie, die Entwickelung des Genossenschafts- und Gesellschaftswesens, Kartelle, Ringe, Syndikate, die Hausindustrie, Geld- und Credithandel, Wanderlager, Consum- und Einkaufsgenossenschaften, die heutigen Verhältnisse der Landwirthschaft, Concurrenz der überseeischen Staaten, wachsende Verschuldung ꝛc. ꝛc. — und orientiren auf diesem Gebiet alle Diejenigen, welche den Erscheinungen unserer Zeit nicht theilnahmlos gegenüberstehen und doch die Zeit zum Studium der unübersehbar großen Fachliteratur nicht finden. Der Tübinger Professor nimmt einen vermittelnden Standpunkt ein, was sich schon daraus ergiebt, daß er zwar die wilde Agitation der Agrarier verwirft, aber doch die Lage der auch ihm überaus wichtigen Landwirthschaft als sehr der Besserung und Staatshülfe bedürftig erkennt.

Gerade im gegenwärtigen Augenblick gewinnt eine Schrift besonderes Interesse, die General v. Blume, einer unserer ersten Militärschriftsteller, zuletzt commandirender General des 15. Armeecorps, über „Die Grundlagen unserer Wehrkraft" soeben veröffentlicht (Berlin, E. S. Mittler & Sohn). Ausgehend von all' den Anforderungen, die der Krieg an die nationalen Kräfte stellt, untersucht der Verfasser, welche Verhältnisse und Einflüsse im Staats- und Volksleben der Entwickelung jener Kräfte förderlich oder schädlich sind, was insbesondere uns noth thut, um uns stark zu erhalten zur Wahrung unserer Ehre und Unabhängigkeit, zum Schutz unseres Rechts und unserer Interessen, zur Sicherung unser Culturentwickelung. Der Eigenart des Gegenstandes entsprechend, erstrecken sich die Betrachtungen des Verfassers auf die verschiedensten Gebiete des öffentlichen Lebens, auf das volkswirthschaftliche, sociale und politische, ebenso wie auf das militärische. Aber gerade darin, daß in dem Buche die allgemeinen Fragen des Staats- und Volkslebens unter dem Gesichtspunkte ihrer Bedeutung für die Wehrkraft des Landes beleuchtet werden, während das militärische Interesse an jenen Fragen bisher nur beiläufig berührt, niemals im Zusammenhange dargestellt worden ist, liegt der Vorzug der hochinteressanten Schrift.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

Das Zeichnen nach Gyps

und

andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart“ 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf** (Rhein). **Dr. Carbach & Cie.**

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Princip des

Katholicismus und die Wissenschaft.

Grundsätzliche Erörterungen aus Anlaß einer Tagesfrage von **Georg Freiherrn von Hertling.** 8°. (IV u. 102 S.) 90 *Pf.*

Inhalt: Zur Einleitung. — Das Princip des Katholicismus. — Die Wissenschaft und ihre Voraussetzungen. — Freiheit der Wissenschaft. — Hindernisse, die überwunden werden müssen. — Gibt es eine katholische Wissenschaft?

Die Bedeutung dieser Schrift ist durch den Inhalt und den Namen des Verfassers genugsam gekennzeichnet. Ohne Zweifel wird es allseitig lebhaft begrüßt werden, daß der berühmte Gelehrte und Politiker in der viel umstrittenen Frage neuerdings Stellung nimmt.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von **Arwed Strauch** in **Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 9. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage. Betrachtungen eines Wählers. — Der Socialismus und die Agrarfrage. Von Alfred Nossig (Paris). — Von einem amerikanischen Milliardär. Von Frank Westermann (New York). — **Literatur und Kunst.** Treitschke als Literarhistoriker. Von Harry Mayrinc. — Zwillingskünstler. (Johannes Meßchaert und Julius Röntgen.) Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — **Feuilleton.** Der Erfinder. Von Karl A. Tavaststjerna. — **Aus der Hauptstadt.** Vendetta. Von Caliban. — Anzeigen.

Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage.

Betrachtungen eines Wählers.

Alle Dinge der Welt sehen von außen anders aus als von innen. Es spricht eine gewisse Vermuthung dafür, daß es mit parlamentarischen Verhandlungen ebenso ist. Wer mitten im Parlamentarismus steht, hat gewiß den Vorzug genauerer Kenntniß der Einzelheiten für sich. Aber doch ist es möglich, und es ist auch schon wiederholt vorgekommen, daß denen, die mitten im Getriebe stehen, Dinge anders erscheinen, als sie in Wirklichkeit sind. Darum dürfte es eine gewisse Bedeutung haben, wenn neben den Erwählten der Nation auch ab und zu Stimmen von Wählern sich vernehmen lassen, die den parlamentarischen Verhandlungen nur von außen her gefolgt sind. Die parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage ist ein solcher Fall, der sich von außen angesehen ganz anders ausnimmt, als er dem Parlamentarier inmitten der Verhandlungen erscheint. Der Reichstag ging auseinander mit dem Gefühl, daß die Regierung eine complete Niederlage erlitten habe, daß die Zuchthaus-Vorlage todt sei. Nach außen trat von einer Niederlage der Regierung nichts in die Erscheinung. Die Regierung war nach jener Niederlage genau das, was sie vorher gewesen war. Die angeblich todte Zuchthaus-Vorlage entwickelte ein reiches Leben. Die „Berliner Correspondenz" brachte Artikel zur Rechtfertigung der Vorlage. Jeder solcher Artikel ist in den nächsten Tagen in Tausenden von Kreis- und sonstigen abhängigen Blättern zu lesen und geht in die Köpfe von Millionen von Lesern über. Das Material der Denkschrift wird weiter benutzt, so als ob es niemals zerpflückt worden wäre. Arbeitgeber-Verbände werden zu Gunsten der Zuchthaus-Vorlage mobil gemacht. Dem steht keine erhebliche Action von Seiten der Gegner der Vorlage gegenüber. Kurzum, wenn man als Sieger den bezeichnet, der vorwärts marschirt, so sollte man fast den Eindruck haben, daß die Regierung Sieger gewesen ist; oder zum Mindesten kann die Entwickelung dahin führen, wenn die Gegner der Vorlage sich nicht darüber klar werden, daß dem Vormarsch der Regierung auch ihrerseits ein Vormarsch entgegenzusetzen ist. Es kann sich leicht die Erzählung von dem auf den Lorbeeren eingeschlafenen Sieger hier wiederholen. Darum ist es zunächst erforderlich, sich über die Sachlage klar zu werden. —

Die Zuchthaus-Vorlage wurde vom Reichstag in erster Lesung an vier Tagen, vom 19.—22. Juni, berathen. Darauf ging der Reichstag bis zum 14. November in die Ferien. Wie alle Geschäfte des Reichstags, so war auch die Weiterberathung dieser Vorlage nur vertagt. Damit war nicht nur die Möglichkeit, sondern sogar die Nothwendigkeit der Weiterberathung geschaffen. Dies war der Stand, wenn man sich nüchtern an die äußeren Thatsachen hielt. Hören wir demgegenüber, wie es parlamentarisch begründet wurde, daß dieser Ausgang eine Niederlage der Regierung darstelle. Eine derartig wichtige Vorlage wie diese könne nur mit Hülfe einer Commissionsberathung zu Stande kommen. Ein Gesetz, das so schwere Freiheitsstrafen vorsehe, könne nach den Regeln parlamentarischer Technik in bloßen Plenarberathungen zwar abgelehnt, aber nicht angenommen werden. Denn da die unveränderte Annahme ausgeschlossen sei, jede Veränderung eines derartig wichtigen Gesetzes aber unter juristischen Gesichtspunkten genau durchgeprüft werden müsse, so sei es ein Ding der Unmöglichkeit, alle derartig nothwendig werdenden Abänderungsvorschläge und Nachprüfungen anders vorzunehmen, als mit Hülfe einer Commission. Da das Haus nach Schluß der ersten Lesung die Commissionsberathung abgelehnt habe, so habe es sich damit bereits indirect für Ablehnung des Entwurfs ausgesprochen. Diese Argumentation hat aber ein Loch. In der Geschäftsordnung des Reichstages (§ 21) heißt es ausdrücklich: „Der Reichstag kann, wie am Schlusse der ersten, so in jedem Stadium einer folgenden Berathung bis zum Beginn der Fragestellung den Gesetzentwurf oder einen Theil desselben zur Berichterstattung an eine Commisson verweisen ꝛc." Die Ablehnung der Commissionsberathung hat also keinerlei dauernde rechtliche Bedeutung. Sowie in der zweiten Lesung Anträge eingebracht werden, die für das Plenum zu verwickelt sind, wird der Antrag auf Commissionsberathung (das ist inzwischen auch ziemlich unzweifelhaft geworden) erneuert werden. Wenn die Opposition eine Spur von Sicherheit hätte, daß dann der Antrag wiederum abgelehnt würde, so hätte sie ein Recht, schon jene erste Ablehnung als einen Sieg zu feiern. Wo aber ist unter unseren parlamentarischen Verhältnissen die Sicherheit, ja auch nur die Wahrscheinlichkeit dafür? — Gewiß ist es richtig, daß die Ablehnung einer Commissionsberathung in England, Frankreich, Belgien, Italien ꝛc. wiederholt als Niederlage schlimmster Art, als Begräbniß zweiter Classe bezeichnet worden ist, allein in diesen Staaten hat eine solche Ablehnung den Sinn, daß die Mehrheitspartei des Parlaments sich auf diesen Standpunkt festgelegt hat,

Digitized by Google

und von ihm nicht abweichen wird. Bei uns wäre es die reine Vogel-Strauß-Politik, wenn man behaupten wollte, die einmalige Ablehnung der Commissionsberathung gewähre eine Garantie dafür, daß im ganzen Laufe der Berathung niemals eine Commission eingesetzt werde.

Nun wird man vielleicht fragen, worin denn ein Sieg der Opposition hätte in die Erscheinung treten können, wenn nicht in der Ablehnung der Commissionsberathung. Hier zeigt sich nun so recht jener Unterschied zwischen der Betrachtung der parlamentarischen Verhandlungen von außen und von innen. Die Parlamentarier halten sich an die Frage, wie sie im Parlament gestellt worden ist, und wenn die Abstimmung auf die Frage so ausfällt, wie sie es wünschen, so halten sie das für einen Sieg. Der Wähler, der diesen Verhandlungen von außen folgt, beurtheilt Sieg und Niederlage nach einfacheren Gesichtspunkten. Er sieht die Thatsache, daß die Regierung eine Vorlage eingebracht hat. Wird diese Vorlage abgelehnt, so hat die Regierung eine Niederlage erlitten; wenn nicht, nicht. Nun sind im deutschen Reichstage die Vorschriften über die Ablehnung von Regierungsvorlagen ganz klar. Wenn in der zweiten Berathung kein einziger Paragraph angenommen wird, so ist die Vorlage gefallen; andernfalls muß eine dritte Berathung stattfinden und am Schluß derselben abgestimmt werden. Wollte die Opposition der Regierung eine Niederlage bereiten, so mußte sie also verlangen, daß die zweite und dritte Lesung sofort vorgenommen werden. — In diesem speciellen Falle hatte die Opposition ein Mittel in der Hand, die sofortige Vornahme zu erzwingen. Die Regierung wollte den Reichstag bis zum 14. November vertagen. Eine so lange Vertagung ist nur zulässig mit der Zustimmung des Reichstages selbst. Hier konnte die Opposition einsetzen. Sie konnte sagen, die Zustimmung zur Vertagung machen wir abhängig von der vorherigen Absolvirung der Zuchthaus-Vorlage. Wenn über Sieg oder Niederlage entschieden werden soll, so muß eine Schlacht geschlagen werden. Der parlamentarische Feldzug muß dann durchaus unter dem Gesichtspunkte eingerichtet werden, daß eine Abstimmung von entscheidender Bedeutung erfolgt. Es giebt keine andere Möglichkeit, parlamentarische Schlachten zu schlagen, als mit entscheidenden Abstimmungen. Die Frage der Commissionsberathung war keine derartige. Wohl aber wäre die Vertagungsfrage es gewesen. Bei einer Abstimmung darüber, ob erst der Vertagungsantrag oder erst die zweite und dritte Lesung der Zuchthaus-Vorlage auf die Tagesordnung gesetzt werden solle, hätte sich gezeigt, ob das Centrum fest ist. Wäre es gelungen, die Situation so auszunutzen, daß das Centrum sich moralisch genöthigt gesehen hätte, seine Zustimmung zur Vertagung zu verweigern, so lange, bis die Zuchthaus-Vorlage definitiv begraben war, so wäre das eine Niederlage der Regierung gewesen. Begnügte man sich mit der bedeutungslosen Abstimmung über Commissionsberathung, so war es keine Niederlage.

Es ist nicht schwer, sich das überlegene Lächeln vorzustellen, mit dem der gewiegte Parlamentarier diese Zeilen lesen wird. Er sagt sich; diese Tactik hätte unfehlbar zur Niederlage der Opposition geführt. Denn darauf wäre das Centrum niemals eingegangen. Der Erfolg wäre nur der gewesen, daß bei der Abstimmung über die Vertagung die Opposition in der entschiedenen Minderheit und das Centrum nach der Regierungsseite gedrängt worden wäre. Dies mag vielleicht richtig sein. Allein wenn es richtig ist, so beweist es eben, daß die Opposition nicht einen Sieg erfochten hat, sondern dem Kampf aus dem Wege gegangen ist. Unter Umständen kann ja auch ein solches Manövriren einen gewissen Erfolg bedeuten. Allein niemals soll ein Manövrir-Erfolg als ein Sieg ausgegeben werden. Denn eine solche Selbsttäuschung wäre stets der Anfang der eigenen Niederlage. Hätte daher die Opposition nach Schluß des Reichstages erklärt, sie habe in Anbetracht ihrer geringen Truppenzahl und der Unzuverlässigkeit der Bundesgenossen sich statt mit einer Entscheidungsschlacht mit einem geschickten Manövriren begnügen müssen, so hätte sich nichts dagegen sagen lassen. Wenn aber in alle Welt hinausposaunt wurde, die Opposition habe den Sieg errungen, so war dies vollkommen unberechtigt. Jene Bescheidenheit hätte zur Folge gehabt, daß die Opposition im Lande desto mehr auf Sammlung und Stärkung der Streitkräfte bedacht gewesen wäre. Diese unberechtigte Ruhmredigkeit droht aber dahin auszuschlagen, daß die Gegner der Zuchthaus-Vorlage sich in Sicherheit wiegen und in Unthätigkeit versinken. Weßwegen im Parlament Niemand auf den Gedanken gekommen ist, die Zustimmung zur Vertagung als Pressionsmittel zu benutzen, das hat freilich noch einen anderen Grund. In allen Parteien des Reichstages giebt es Leute, die sich geradezu darauf freuen, daß die Session nicht geschlossen, sondern nur vertagt wird. In den endlosen Commissionsberathungen über die Unzahl von Gesetzentwürfen, die den jetzigen Parlamenten, zum Theil ganz ungebührlicher Weise, zugemuthet werden, setzen bald diese, bald jene Mitglieder etwas durch, oder machen sich Hoffnung, etwas durchzusetzen. Da freut sich der Eine, daß er in der Berathung der Strafproceß-Novelle eine Art von Berufung in Strafsachen durchgesetzt hat; der Andere hat in der lex-Heintze die Annahme eines Antrages erreicht, der den conservativen Urhebern ein Schnippchen schlagen soll; ein Dritter hat einen eigenen Initiativantrag glücklich so weit gebracht, daß er zur Endberathung kommen könnte, wenn nur der Reichstag nicht geschlossen, sondern vertagt würde. Außerdem behalten die Eisenbahn-Freikarten ihre Giltigkeit. Freiheitsstrafen brauchen nicht abgebüßt zu werden, so lange der Reichstag nicht geschlossen, sondern nur vertagt ist. Im Hinblick auf alle diese kleinen Vortheile und Hoffnungen schlägt die Regierung einen Ton an, als ob sie mit der Vertagung den Mitgliedern ein Geschenk machte. Politisch ist das Umgekehrte der Fall. Der große Grundsatz unseres parlamentarischen Lebens, daß mit Schluß der Session alle Vorlagen erledigt sind, ist eines der wenigen Machtmittel, das die Parlamente im Wettstreit mit den Regierungen haben. Eine Regierung, die ihre Vorlagen nicht will verfallen lassen, wäre genöthigt, den Reichstag sozusagen als permanente Volksvertretung neben sich zu dulden. Eben um der Volksvertretung dieses Machtmittel zu lassen, verbietet Artikel 26 der Reichsverfassung eine Vertagung über 30 Tage hinaus ohne Zustimmung des Reichstages selbst. Mit der Versagung dieser Zustimmung hat der Reichstag es in der Hand, entweder die Regierung zum Schluß und damit zum Aufgeben aller ihrer Vorlagen zu nöthigen, oder zur einstweiligen Permanenz des Reichstages. Die mit letzterer bewirkte Machtstärkung ist desto größer, da der Reichstag ohne Zustimmung der Regierung sich auf beliebige Zeiträume vertagen, weil ihn Niemand hindern kann, seine Sitzungen anzusetzen, wie er es für gut hält. Ein Parlament, das dieses Machtmittel aus den Händen giebt, arbeitet an der Verminderung des eigenen Einflusses. So leichten Herzens hat wohl noch niemals ein Parlament sich darüber hinweggesetzt, wie das unserige. Als am 22. Juni der Antrag auf Zustimmung zur Vertagung vorlag, hat sich nicht einmal Jemand zum Wort gemeldet, und ohne Debatte constatirte der Präsident die einstimmige Annahme. Statt daß die Regierung, wie die Verfassung es will, um eine solche Zustimmung zu bitten hätte, ist es bei uns so weit gekommen, daß um kleiner und unbedeutender Dinge willen der Reichstag die Vertagung wie ein ihm gebotenes Geschenk betrachtet, und die verfassungsmäßige Zustimmung ist eine leere Form geworden für die Annahme des Geschenkes. Genügt freilich hätte jener regelrecht organisirte parlamentarische Abstimmungs-Feldzug, auch wenn er möglich gewesen wäre, nicht. Denn auch solche Abstimmungen, die eine Vorlage zu Fall bringen, sollten im parlamentarischen Leben nicht Zweck, sondern nur Mittel zum

Digitized by Google

Zweck sein. Wenn, wie es bei uns der Fall ist, Regierungen Vorlagen bringen, die die Billigung des Parlamentes nicht finden, und sie nichts zu riskiren haben als die Ablehnung, so wird es das Parlament niemals zu Einfluß bringen. Eine parlamentarische Opposition hat einer derartig ungeheuerlichen Vorlage gegenüber, wie das Zuchthaus-Gesetz es ist, nur ein Ziel in's Auge zu fassen: den Sturz ihrer Urheber. Unter unseren Verhältnissen ist die Opposition nicht dafür verantwortlich zu machen, daß sie dieses Ziel erreicht, wohl aber dafür, daß sie es anstrebt. Charakterisirt werden die viertägigen Verhandlungen über die Zuchthaus-Vorlage in erster Linie dadurch, daß aus dem ganzen Hause Niemand gewagt hat, den Ministern in's Gesicht zu sagen, daß sie mit dieser Vorlage ihre Unfähigkeit zu regieren bewiesen haben. In keinem Parlamente der Welt wäre es wohl möglich gewesen, daß eine Regierung eine solche Vorlage einbringt, ohne daß die Opposition den Versuch gemacht hätte, das ganze Regime vor dem Lande zu charakterisiren. —

Der Einwand, daß bei uns das Parlament keinen Minister stürzen könne, trifft hier in keiner Weise zu. Denn erstens handelt es sich nicht darum, den Minister zu stürzen, sondern den Sturz zu versuchen. Nirgends hat ein Parlament den Einfluß auf die Minister-Ernennung auf einen Schlag erreicht. Er ist überall nur erreicht worden durch eine ununterbrochene und ohne Ermüdung aneinander gereihte Kette von Versuchen. Wir Wähler schicken unsere Abgeordneten nicht bloß dazu in's Parlament, damit sie sich ein ungefähres Urtheil über das bilden, was erreichbar ist, und im Uebrigen die Hände in den Schooß legen. Wozu wir Vertreter am Königsplatz in Berlin haben wollen, daß ist in erster Linie, um unserer polischen Meinung über das Regime Ausdruck zu geben. Kein Mensch in ganz Deutschland glaubt, daß die Minister, die augenblicklich an der Spitze stehen, etwa die fähigsten Menschen seien, die man dafür finden könnte; ein sehr großer Theil glaubt, daß es ganz besonders unfähige sind; die Wähler der Opposition sind sammt und sonders der Ueberzeugung, daß diese Männer aus den Ministerien heraus und andere an ihre Stelle müssen. Die Abgeordneten haben die Verpflichtung, dieser Ueberzeugung Ausdruck zu geben, und dieser Verpflichtung können sie sich nicht mit dem Einwand der Aussichtslosigkeit entziehen. Zweitens aber lag die Sache in dem vorliegenden Falle gar nicht so, daß die Aussichtslosigkeit so sicher gewesen wäre. Es ist ein offenes Geheimniß, daß die Initiative zur Zuchthaus-Vorlage nicht von den Ministern ausgegangen, daß diese vielmehr erst nach langem Widerstreben sich zur Einbringung entschlossen haben. Die Initiative ging vom Kaiser aus. Der Kaiser betrachtet die Minister nur als seine Beauftragten. Wenn nun ein Auftrag mit einer derartigen Unfähigkeit ausgeführt wird, wie es Graf Posadowsky in diesem Falle gethan hat, wenn ein Mann ein derartiges Maß von Unkenntniß der gewerblichen Verhältnisse entwickelt, wie der eben genannte Minister, — ist es da wirklich unmöglich, an maßgebender Stelle Eindruck zu machen? Die Opposition befand sich in einer ganz besonders günstigen Lage, wenn sie schilderte, wie diese Minister der ihnen gestellten Aufgabe gar nicht gewachsen sind. Sie konnte, in geschickter Weise geleitet, auf der einen Seite die Vorlage bekämpfen, und auf der anderen Seite an maßgebender Stelle den Eindruck hervorrufen, daß die Minister ihre Sache schlecht gemacht haben und davongejagt werden müssen. Statt dessen aber — womöglich gar aus Furcht vor den Männern, die nach ihnen kommen könnten — auf jeden Angriff zu verzichten, das heißt wiederum nicht einen Sieg erringen, sondern einem Kampfe aus dem Wege gehen. —

Wenn man heute, nachdem eine Strecke Zeit in's Land gegangen ist, die stenographischen Berichte wieder nachliest, so erstaunt man über das niedrige Niveau, auf dem die Debatten sich bewegten. Auch nicht von einem einzigen Redner wurde der Versuch gemacht, die Debatte auf die Höhe einer Erörterung unserer inneren politischen Lage überhaupt zu erheben. Kein einziger Redner regte die Frage an, wer denn eigentlich die Leute sind, die dem deutschen Volke unaufhörlich mit derartigen Zwangsgesetzen kommen: mit großem und kleinem Socialistengesetz, mit Vereinsvorlagen, mit unsinnigen Verschärfungen des Strafgesetzbuches, Zuchthaus-Vorlagen ꝛc. Sind das denn Leute, die irgend ein Recht haben, zu verlangen, daß, wenn sie mit den vorhandenen Zwangsmitteln nicht auskommen, man diese Zwangsmittel vermehren müsse? Liegt nicht vielmehr die umgekehrte Forderung nahe, daß, wenn sie nicht im Stande sind, mit den Gesetzen zu regieren, sie dies gefälligst Anderen überlassen mögen, die fähiger sind als sie? Ist es nicht unaufhörlich derselbe kleine Kreis von ostelbischen Adeligen und ihren Anhängen, der die höchsten Aemter im Staate besetzt, und der gar nicht mehr auf den Gedanken kommt, daß, wenn er nicht weiter regieren kann, er Anderen Platz zu machen hat? Bringt eine Regierung eine derartig unerhörte Vorlage ein, so muß dies als Bankerott-Erklärung vor dem Lande so laut und so deutlich dargethan werden, daß diese Stimme der Opposition in die Paläste und in die Hütten dringt. Wenn eine Regierung von einem Parlamente nichts zu befürchten hat, als im schlimmsten Falle die Ablehnung einer Forderung, so wird sie sich niemals genieren, eine Vorlage auf dieses Risiko einzubringen. Nur wenn sie weiß, daß sie mehr als die bloße Ablehnung, daß sie unangenehme Debatten, daß sie eine gründliche Discreditierung zu riskieren hat, nur dann wird sie in der Frage, ob sie eine Vorlage einbringen oder lieber gänzlich unterlassen soll, auch auf das Parlament Rücksicht nehmen. Die Gegenstände der parlamentarischen Debatte werden durch die Regierung bestimmt; die Gesichtspunkte aber, unter denen sie geführt wird, durch die Opposition. Das ist die alte Vertheilung der parlamentarischen Rollen. Eine Opposition, die einer solchen Vorlage gegenüber sich auf bloße Widerlegungen beschränkt und der Regierung es erspart, bei dieser Gelegenheit eine Gesammtabrechnung über sich ergehen zu lassen, eine solche Opposition hat sich ihre Hauptwaffe, die Bestimmung der Gesichtspunkte, unter denen Debatten zu führen sind, aus den Händen winden lassen. —

Ebensowenig wie in Bezug auf die Regierung, hat ein Redner der Opposition in Bezug auf die Parteigruppierung ein höheres Niveau erklommen. Die beiden conservativen Fractionen haben zusammen 74, Socialdemokraten und Freisinnige ꝛc. zusammen 87 Stimmen. Je nachdem die 106 Stimmen des Centrums mit ihrer Verstärkung aus Polen, Wilden ꝛc. sich auf die eine oder andere Seite neigen, fällt der einen oder der andern Seite die Mehrheit (199 Stimmen) zu, während die Teilnahme der 48 Nationalliberalen dazu noch nicht ausreichen würde. Das Centrum gab Erklärungen ab, die nicht Fisch und nicht Fleisch waren. Seine Redner sangen Loblieder auf die Coalitionsfreiheit und betheuerten, daß es in unserer Situation auf eine Verstärkung der Coalitionsfreiheit ankomme, daß ohne eine solche von neuen Zwangsgesetzen überhaupt keine Rede sein könne. Aus diesen Aeußerungen konnte man sich herausnehmen, was man wollte. Es konnte heißen, das Centrum werde die Vorlage ablehnen; es konnte aber auch heißen, das Centrum behalte sich seine Stellungnahme vor, so bald sich die Möglichkeit zeige, auch coalitionsgünstige Bestimmungen hineinzuarbeiten. Von Seiten der entschiedenen Opposition wurde kein Versuch gemacht, den Fuchs aus seinem Loche zu locken. Kein Redner der Linken stellte sich die Aufgabe, die Centrumsredner, die schweigen wollten, so zum Reden zu reizen, daß durch ihre eigenen Worte ihnen ein nachheriger Rückzug abgeschnitten sei. Keiner suchte auch die thatsächlich doch vorhandenen Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Centrums parlamentarisch irgendwie auszunutzen. Ja selbst auf das gewöhnlichste Mittel parlamentarischer Festlegung, auf die namentliche Abstimmung, wurde verzichtet. So konnte es kommen, daß die Nationalliberalen nicht ge-

Digitized by Google

schlossen gegen die Commissionsberathung stimmten, sondern daß, wie es in den Correspondenzen heißt, „einige" Nationalliberale mit den Conservativen gingen, ohne daß hierüber amtlich etwas constatiert wäre. Die namentliche Abstimmung ist in solchen Fällen das gelindeste Mittel der Festlegung, aber es ist doch wenigstens eines und man kann gar nicht wissen, wie man in unsicheren Zeitläuften auf eine solche urkundliche Feststellung noch zurückzugreifen hätte. Aber das ganze Vorgehen der Opposition machte eben den Eindruck der Ermüdung. Man befand sich am Schlusse eines arbeitsreichen und lang hingezogenen Sessionsabschnittes und war froh, daß es zu Ende ging. Das mag menschlich vielleicht entschuldbar sein. Allein dann soll man nachher nicht ausrufen, man habe der Regierung eine eclatante Niederlage bereitet, sondern man soll offen eingestehen, daß man, da es nicht anders ging, die Regierung für diesmal habe ungeschoren lassen müssen. Die Folgen dieser parlamentarischen Handlungsweise der Opposition sind auch nicht ausgeblieben. Regierung und Centrum waren klug genug, die Opposition in ihrem Siegesrausch nicht zu stören. Beide hatten das Bewußtsein, daß es für den Augenblick für sie gar nichts Günstigeres geben könne, als wenn die Opposition der Meinung lebte, die Vorlage todtgeschlagen zu haben. Die beiden negativen Thatsachen, daß in den viertägigen Debatten der Regierung kein Haar gekrümmt und das Centrum in keiner Weise festgenagelt war, waren für sie schließlich gesicherte Ausgangspunkte. Vierzehn Tage später, nachdem der Reichstag auseinandergegangen war, brachte im preußischen Herrenhause Graf Mirbach einen Antrag ein, welcher die Regierung aufforderte, in Sachen der Zuchthaus-Vorlage auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen. Hier übte zum ersten Mal die Haltung des Centrums im Reichstage einen Einfluß auf eine parlamentarische Verhandlung. In der Sitzung vom 5. Juli ergriff im Herrenhause der neu ernannte Vertreter der Universität Berlin, Professor Schmoller, das Wort, um zwar gegen den Antrag zu stimmen, aber gleichzeitig seine Motivirung darauf zu beschränken, daß er nicht weiter gehe, als das Centrum im Reichstage gegangen sei, hierbei präcisirte er seinen Standpunkt in den Worten, die er an den Schluß seiner Rede stellte: „Ich würde als Mitglied des Reichstages mit der Majorität gestimmt, ich würde mich auf den Standpunkt des Abgeordneten Lieber gestellt haben, der dahin ging, diese Strafparagraphen seien nur discutirbar im Zusammenhang mit einer Reform des Arbeiter-Vereinsrechts und des gesammten deutschen Coalitionsrechts." Hier ist — zum ersten Male — der Standpunkt des Abg. Lieber dahin interpretirt, daß „diese Strafparagraphen" für „discutirbar" erklärt werden (wenn auch nur im Zusammenhange mit sonstigen Reformen), und man muß gestehen, daß die Debatten des Reichstags nichts gethan haben, um dem (demokratischen) Centrumsführer eine Erklärung zu entlocken, die eine solche Interpretation unmöglich gemacht hätten. Im Herrenhause war ferner von den Nationalliberalen die Rede. Während in den Reichstagsdebatten unter den Fanfarenklängen der Bassermann'schen Rede die „Einigen" seiner Freunde, die nach rechts abgeschwenkt waren, nicht weiter bemerkt wurden, erklärte hier im Herrenhause der Referent bereits, im Reichstage sei die Commissionsberathung abgelehnt worden gegen die Stimmen der Conservativen und „eines Teils" der Nationalliberalen. Es giebt im Herrenhause eine sogenannte neue Fraction, die in der Hauptsache Alles umfaßt, was sich nicht zu den Feudalen rechnet und die ihre Kerntruppe in den Oberbürgermeistern hat, deren Mehrheit ungefähr nationalliberale Richtung innehält. Im Namen dieser Fraction erklärte der Oberbürgermeister Becker-Köln, daß die Mehrzahl seiner politischen Freunde die Tendenz des Gesetzentwurfs billige, daß sie aber gleichwohl gegen den Antrag stimmen werde, weil er ihnen nicht zeitgemäß scheine. Man pflegt den Verhandlungen des Herrenhauses keine große Bedeutung beizulegen. Immerhin war diese Sitzung des Herrenhauses die erste parlamentarische Verhandlung nach Auseinandergehen des Reichstages, und sie giebt ein Symptom dafür, wohin die Entwickelung geht. Und so viel beweist diese Herrenhaus-Sitzung zum Mindesten, daß jene Reichstagsdebatte, die angeblich mit einer eclatanten Niederlage endete, den Feind wenigstens nicht so sehr in Schrecken gejagt hatte, daß er nicht schon vierzehn Tage darauf gewagt hätte, sich von Neuem zu zeigen.

Fragt man sich nun, woher es kommt, daß die Debatten über die Zuchthaus-Vorlage sich auf einem so niedrigen Niveau bewegten, daß sie gänzlich des Schwunges ermangelten, den die Opposition doch früher in deutschen Parlamenten gezeigt hat, so mag das zum Theil damit zusammenhängen, daß das geistige Niveau unserer Parlamente überhaupt gegen früher gesunken ist. Allein es hat zum Theil auch ganz positive parlamentarische Gründe. Wo die Opposition nicht als festgeschlossene Minderheitspartei auftritt, fällt der größten ihrer Gruppen naturgemäß die Führung zu. Im deutschen Reichstage denkt diese Gruppe nicht daran, die Führung zu übernehmen, und Niemand denkt daran, sie ihr zu übertragen. Die Socialdemokratie verfügt über 56 Stimmen. Weder die deutsche Volkspartei (8), noch die freisinnige Volkspartei (39), noch die freisinnige Vereinigung (13—14), noch auch alle diese zugenommen (wenn sie zusammenzunehmen wären) kommen der Socialdemokratie gleich. Keine dieser kleinen Gruppen kann eine kraftvolle Führung der Opposition bilden, und da die Socialdemokratie die Führung nicht übernimmt, so bleibt die Opposition thatsächlich führungslos. Das ist das unterscheidende Merkmal des deutschen Reichstages im Vergleiche zu allen Parlamenten der Welt: es giebt in ihm zwar eine Opposition, aber keine Oppositionsführung. Noch niemals ist dies so deutlich hervorgetreten, wie während der Zuchthaus-Debatten. Wenn sonst der einzige wirkungsvolle Redner, den der Liberalismus von seiner Blüthezeit her besitzt, zu Angriffen auf die Regierung das Wort nimmt, so wird in Hörern und Lesern der Eindruck hervorgerufen, daß es die alte liberale Opposition ist, die hier ihren Kampf kämpft, und über die Thatsache, daß eigentlich nicht mehr der Liberalismus, sondern die Socialdemokratie im Vordergrunde dieses Kampfes steht, täuscht man sich unwillkürlich hinweg. In diesen Debatten fehlte Eugen Richter. Es war seit seiner parlamentarischen Wirksamkeit wohl zum ersten Mal, daß Gesundheitsrücksichten ihn nöthigten, einer Debatte über einen Gegenstand ersten Ranges fern zu bleiben. Die Freisinnigen und Demokraten, die sonst sprachen, Lenzmann, Haußmann, Rösicke, Schrader, sind nicht Personen, in denen ein Stück Oppositionsgeschichte in so hohem Maaße verkörpert wäre, daß sie durch das Schwergewicht ihrer Masse Andere bei Seite schöben. Die Debatte wurde in der That von Bebel eröffnet und am letzten Tage sprach als zweiter socialdemokratischer Vertreter Heine. Namentlich die Eröffnungsrede von Bebel hat den Charakter der Debatte bestimmt. Es war eine Rede, die auch nicht im Mindesten den Versuch machte, der Debatte neue Zielpunkte zu geben. Ganz gewiß ist Bebel ein Mann, der um die demokratische Sache in Deutschland große, bis jetzt noch gar nicht gewürdigte, Verdienste hat. Aber nie in seinem Leben hat Bebel sich zur Aufgabe gemacht, ein bestimmtes einzelnes politisches Ziel zu verfolgen. Es soll nicht einmal behauptet werden, daß ihm, und der Socialdemokratie überhaupt, ein sonderlich großer Vorwurf daraus zu machen sei. Es ist im Wesentlichen nur die alte Untugend der deutschen Demokratie, die hier in etwas höherer Potenz erscheint: die Untugend allzugroßer Zurückhaltung. Die Männer, die man in Deutschland für Umsturzmänner ausgiebt (früher die Demokraten, jetzt die Socialdemokraten) besitzen von Umsturzneigungen nicht zu viel, sondern zu wenig. Sie gehen nicht einmal darauf aus, die Ministersessel umzustürzen, damit die, die darauf

Digitized by Google

sitzen, umfallen und Andern Platz machen. Einmal ist unter ihnen Einer gewesen, der in jungen Jahren diese Quintessenz aller Politik richtig erkannt und in die Worte gebracht hat: „Was wir wollen? Sie herunter und wir hinauf!“ Aber dieser eine Umsturzmann ist aus ihren Reihen ausgeschieden, und er ist heute Finanzminister und Vicepräsident des preußischen Staatsministeriums. Wie früher die Demokraten, so wollen heute die Socialdemokraten sich nicht damit lächerlich machen, daß sie erklären, eigentlich müßten ihnen die Zügel der Regierung anvertraut oder wenigstens ein Antheil an derselben eingeräumt werden. Das mag man nun als Verhängniß hinnehmen oder nicht (daß es nicht unbedingt als Verhängniß hingenommen zu werden braucht, dürfte schon das Beispiel Frankreichs lehren), jedenfalls liegt darin der Schlüssel für die Führungslosigkeit unserer Opposition. —

Wie soll nun die zukünftige parlamentarische Behandlung der Zuchthaus-Vorlage vor sich gehen? Die Oppositionsverhältnisse und namentlich die Stellung der Socialdemokratie im parlamentarischen Leben lassen sich von heute auf morgen nicht ändern. Man muß sehen, welcher Weg unter den vorhandenen gangbaren der beste ist. Auszugehen ist bei allen Erwägungen davon, daß die Minister kein Interesse daran haben, die Vorlage, so wie sie ist, durchzubringen. Sie haben nur ein Interesse: nicht mit geradezu leeren Händen vor dem zu erscheinen, der die verfassungsmäßige Befugniß hat, sie mit einem Federstrich aus ihren Aemtern zu entlassen. Kann das Gesetz zu Stande gebracht werden, wenn der Zuchthaus-Paragraph gestrichen wird, so ist ihr Erfolg nicht geringer. Denn dem Monarchen haben sie selbst von der Zuchthausstrafe abgerathen, ihr Werk war es, daß die ursprünglich allgemein angekündigte Zuchthausstrafe auf einzelne Fälle beschränkt wurde. Zeigt sich der Zuchthaus-Paragraph als parlamentarisch ungangbar und wird die übrige Vorlage Gesetz, so haben die Minister erreicht, was sie erreichen wollten: ihre Stellung beim Monarchen ist wieder einmal gesichert.

Dieser Ausweg muß also der Regierung abgeschnitten werden. Schon in jener Herrenhaus-Sitzung hat der Referent, der kein Geringerer als v. Levetzow war, den Zuchthaus-Paragraphen geopfert: „Ich nehme an, daß diese Bestimmung hineingekommen ist aus Gründen, die ich hier nicht erörtern will, meine aber weiter, daß die Zuchthausstrafen in dem ganzen Gesetz sehr wohl entbehrlich wären, und daß das Gesetz in seiner Wirksamkeit kaum leiden würde, wenn überhaupt von Zuchthaus darin nicht die Rede wäre.“ Daß ein Minister im Reichstag eine solche Rede nicht halten wird, ist selbstverständlich. Wohl aber können sie Conservative halten, und wohl ist es möglich, daß der conservative Flügel des Centrums nach Opferung der Zuchthaus-Bestimmung eine Brücke findet, auf die er treten und seine Partei nach sich ziehen kann. Nicht bloß möglich, sondern so gut wie sicher ist es, daß die Minister an einem solchen Verlauf ihre Freude hätten. Die Mittel, um den Ministern diese Preisgebung der Zuchthausstrafe unmöglich zu machen, liegen auf der Hand. So sehr auch die Erwähnung des Monarchen in den parlamentarischen Debatten zu Unrecht eingeengt worden ist: die Oeynhauser Rede des Kaisers ist nun einmal freigegeben. Die vielen Preßerörterungen, die sich an die Präsidial-Erklärung des Grafen Ballestrem, an die dazu gemachte Einschiebung, an die amtliche Zurücknahme dieser Einschiebung geknüpft haben, machen es dem Präsidium des Reichstages unmöglich, in Bezug auf diese Rede Schwierigkeiten zu bereiten. Daß also der Kaiser Zuchthausstrafen angekündigt hat, daß das Gesetz, wenn es nicht die Zuchthausstrafe enthält, nicht das angekündigte Gesetz ist, daß die Minister, wenn sie das Gesetz ohne Zuchthausstrafe aus dem Reichstage hervorbringen, gerade das unerreicht gelassen haben, was die Ankündigung des Kaisers enthielt, das sind Dinge, die in der bevorstehenden Berathung mit der ganzen Energie gesagt werden müssen, die in der ersten Berathung nur allenfalls durch den Abgeordneten Rösicke in den Worten, die zu der Präsidial-Bemerkung Anlaß gegeben hatten, vertreten war. Je weniger es möglich ist, in einer zweiten Lesung die großen Gesichtspunkte nachzuholen, die in der ersten versäumt waren, desto leichter ist es, bei der Erörterung dieser Paragraphen unter diesen Gesichtspunkten eine neue Generaldiscussion zu erzwingen, und zwar eine solche, die sich wesentlich darum dreht, ob die Minister es als ihre Aufgabe übernehmen wollen, die kaiserliche Ankündigung der Zuchthausstrafe vor dem Parlament durchzusetzen oder ob sie diese Aufgabe ablehnen und sich trotz der kaiserlichen Ankündigung, die nichts als Zuchthausstrafe enthält, mit geringeren Strafmitteln begnügen wollen.

Ein zweiter Zielpunkt der parlamentarischen Behandlung wird der sein müssen, das Centrum zum Farbebekennen zu zwingen. Das Centrum muß heraus mit der Sprache, ob es die Vorlage wegen des Mangels an allgemeinen Coalitionsreformen ablehnen oder ob es diese Reformen in die Vorlage hineinarbeiten will. Ist das Erstere der Fall, so müssen Centrum und Opposition in zweiter Lesung sofort sämmtliche Paragraphen zu Fall bringen, so daß es dann nach der Geschäftsordnung einer dritten Lesung nicht mehr bedarf. Ist (was beinahe wahrscheinlicher) das Letztere der Fall, so muß die Opposition sich sehr überlegen, ob sie nicht besser daran handele, den Scheinerfolg der Commissionsablehnung lieber dranzugeben und im Laufe der zweiten Lesung die Commissionsberathung zu bewilligen, weil nur eine Commissionsberathung die Möglichkeit giebt, das Centrum zu stellen. Dann aber heißt es, aus der Noth eine Tugend zu machen und die Commissionsberathung so zu gestalten, daß der Regierung die Lust vergeht, noch einmal mit einer solchen Vorlage zu kommen. Vor allen Dingen muß mehr Material an Thatsachen verlangt werden. Brentano hat lange vor Einbringung der Vorlage einmal gesagt: wenn man eine Sammlung sämmtlicher in Coalitionssachen ergangenen Erkenntnisse veröffentlichte, so würde diese viel eher geeignet sein, die öffentliche Meinung für eine Aufhebung als für eine Verschärfung der Strafbestimmungen zu erwärmen. Eine solche Sammlung muß beschafft werden. Die Strafacten der Gerichte werden aufbewahrt. Die Bestrafungen auf Grund des bisherigen § 153 der Gewerbeordnung, die in der Denkschrift summarisch angeführt sind, sind in den Registraturen der Gerichte vorhanden. Sie müssen gedruckt dem Reichstage vorgelegt werden. Einem dahingehenden Verlangen stände freilich das eine Bedenken entgegen, daß eine solche Verschleppung der Regierung am Ende noch lieb sein könnte. Darum wäre es vorzuziehen, wenn bei Eröffnung des Reichtages eine solche Sammlung, soweit sie mit Privatmitteln zu erreichen ist, von Oppositionswegen veranstaltet, vorgelegt werden könnte. Ueberhaupt wird der Verlauf der Reichstagssession zu einem erheblichen Theile davon abhängen, was vorher geschieht. Die preußischen Conservativen haben mit ihrer Herrenhausdebatte den Weg gewiesen. Der Schwerpunkt ist in die Landesparlamente zu verlegen. Vom Bundesrathstische aus ist amtlich erklärt worden, daß die Zuchthaus-Vorlage im Bundesrath einstimmig angenommen worden sei. Wird dies den Regierungen von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen durchgehen? In Württemberg ist die Demokratie noch immer der Mehrheit näher als irgend eine andere Partei. Sie verlangt in ihrem Programm (und das mit vollem Recht) „stetige Controlle der Abstimmungen der württembergischen Regierung im Bundesrath“. In Bayern hat das Centrum seine Mehrheit mit Hülfe der Socialdemokratie errungen. Wird die Socialdemokratie nichts thun, um hier ihre Bundesgenossen in die Nothwendigkeit zu bringen, der eigenen Regierung wegen der Bundesraths-Abstimmung über die Zuchthaus-Vorlage den Text zu lesen? Aber die Landtage sind auch

Digitized by Google

nur eine Handhabe unter vielen. Die Hauptsache ist, daß überall, wo noch Sinn für bürgerliche Freiheit vorhanden ist, die aus der Zuchthaus-Vorlage drohende Gefahr vor Augen gestellt wird. In Vereinen und Versammlungen, in der Presse und bei jeder sich darbietenden Gelegenheit im öffentlichen Leben muß darauf hingewiesen werden, daß diese Gefahr für die persönliche Freiheit besteht und nicht beseitigt ist.

Um hierzu anzuregen, müßte gezeigt werden, daß die Regierung in der ersten Lesung keine Niederlage erlitten hat, daß es sich vielmehr erst darum handelt, ihr diese Niederlage zu bereiten. Wenn dieser Ueberzeugung weitere Anhänger gewonnen werden, so ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Der Socialismus und die Agrarfrage.

Von Alfred Nossig (Paris).

Die Entwickelung des Grundeigenthums im Rahmen des freien Systems, welche heute als Gegenstand theoretischer Betrachtung und Ausgangspunkt praktischer Propaganda im Vordergrunde des socialistischen Interesses steht, nimmt diesen bevorzugten Platz bekanntlich nicht seit Langem ein. Der französische Socialismus begann erst auf den Congressen von Marseille (1892) und von Nantes (1894), der deutsche auf jenen von Frankfurt (1894) und von Breslau (1895) ernstlich mit der Agrarfrage sich zu befassen. Zwei Fragen drängen sich unwillkürlich auf. Warum hat der Socialismus den Agrarverhältnissen früher nicht genügende Beachtung gewidmet? Und was hat ihn neuerdings veranlaßt, zur Agrarfrage Stellung zu nehmen, ja, ihr ein so lebhaftes Interesse zu widmen?

Das erste Ziel der socialistischen Doctrin und Propaganda, das Lieblingsgebiet beider durch Jahrzehnte bildete naturgemäß die industrielle Entwickelung, als die auffallendste, dominirende Erscheinung im modernen Wirthschaftsleben, die classische Trägerin aller charakteristischen Merkmale des neuen Regimes in seiner ausgeprägtesten Gestalt. Der Analyse der capitalistischen Industrie, der Organisirung des industriellen Proletariats war in erster Linie die Lebensarbeit Karl Marx's gewidmet. Zur Bewältigung der zweiten Aufgabe — der Agrarfrage — hat sein Leben nicht mehr hingereicht. Der nach-marx'sche Socialismus aber verblieb theoretisch zu sehr im Banne des Meisters, er war von der praktischen Propaganda auf industriellem Gebiete und von politischen Kämpfen zu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich an einen neuen, höchst complicirten wissenschaftlichen Interessencomplex hätte heranwagen können. Er vernachlässigte die Agrarfrage um so lieber, als nicht nur der Großgrundbesitz, sondern auch die Bauernschaft den socialistischen Ideen den heftigsten Widerstand entgegensetzten und einer geradezu uneinnehmbaren Festung zu gleichen schienen. Was den Socialismus schließlich dennoch zwang, der Agrarfrage in's Auge zu blicken, waren merkwürdigerweise eben jene politischen Kämpfe, die ihn zunächst von ihr abgelenkt und jener starre Widerstand der Bauernschaft, der ihn abgeschreckt.

Die Führer des Socialismus überzeugten sich, daß der Bauer „von Irland bis Sicilien, von Andalusien bis Rußland und Bulgarien ein sehr wesentlicher Factor der Bevölkerung, der Production und der politischen Macht sei" (Friedrich Engels) und daß der Socialismus ohne ihn nie in den Parlamenten werde triumphiren können. Es wurde ihnen klar, daß die socialistische Propaganda in den cultivirtesten Ländern, wo ihre Flagge bereits von den Zinnen der industriellen Burg siegreich herabweht, schließlich vor denselben Bauer gestellt werde, auf den sie in wenig civilisirten, industrielosen Gebieten von Anfang an angewiesen ist. Freilich hätte die Agrarfrage, auch abgesehen von diesen politisch-praktischen Rücksichten, den Theoretikern des Socialismus als eines der fundamentalen Probleme schließlich mit unabweisbarer Kraft sich aufdrängen müssen. Die wirthschaftliche Entwickelung der letzten Jahrzehnte hat übrigens die Agrarverhältnisse so sehr in den Vordergrund gerückt, sie hat, neben den industriellen Krisen, so schwere landwirthschaftliche Krisen mit sich gebracht, daß der Socialismus auf die große Bedeutung der Agrarfrage gewissermaßen mit der Nase gestoßen wurde. Und nicht zum Wenigsten war es die gefährliche Concurrenz der Boden-Verstaatlichungs-Bewegung in Amerika und England, die demokratische Agrarpropaganda eines Evans, George und Wallace, welche den Socialisten die Augen hierfür öffnete, daß „die industrielle Pyramide sich auf den Boden stütze," daß „die sociale Frage ihren Ursprung und ihre Lösung in dem System der Bodenbearbeitung finde."

Vor die gebieterische Nothwendigkeit gestellt, sich mit der Agrarfrage zu befassen, suchten die Socialisten nachzuweisen, daß dieses Problem seit jeher in den Bereich ihrer Untersuchungen gehört habe. Sie beriefen sich auf die Verschwörung des ersten französischen Socialisten Babeuf, welcher die Kühnheit, die sociale Frage als Agrarfrage aufgefaßt zu haben, mit dem Tode bezahlt, und auf die Verhandlungen über die Landfrage auf den Congressen der Internationale. Aber Babeuf's Agrarprojecte und die Verhandlungen der Internationale haben für die theoretische Fixirung der Agrarfrage nur eine sehr untergeordnete Bedeutung und können keineswegs als wissenschaftliche Kritik und Lösung des landwirthschaftlichen Problems gelten.

Wahr ist es allerdings, daß der weitblickende Haupttheoretiker des Socialismus, Karl Marx, die Bedeutung der Agrarfrage nicht übersehen, ja in dem letzten Abschnitte seiner wissenschaftlichen Thätigkeit voll erkannt hatte. Wenn auch eine kritische Untersuchung der Agricultur in ihren geschichtlichen Phasen, wie Marx bemerkt, jenseits der Grenzen seines Hauptwerkes lag, so bezeugt doch Engels, daß er die Absicht hatte, den capitalistischen Productionsproceß auf dem Gebiete der Agricultur ebenso gründlich zu bearbeiten, wie auf dem der Industrie. Er hatte in den siebziger Jahren neue Specialstudien in russischer Sprache gemacht, da Rußland im Abschnitt über die Agrarfrage dieselbe Rolle spielen sollte, wie England bei der industriellen Lohnarbeit.*) Die volle Ausführung dieses Planes blieb ihm versagt. Und selbst das, was er geleistet, blieb durch Jahrzehnte Manuscript; der Socialismus entbehrte eines soliden, theoretischen Stützpunktes für die Agrarpropaganda. Da erschien gerade, als die Agrarfrage brennend wurde, der dritte Band des „Capitals" — ein Geschenk, das der Meister von Jenseits zur rechten Zeit seinen Schülern übersandte.

Was bietet nun der gewaltige Torso, der den Namen „Capital" führt, auf dem Gebiete der Agrarfrage? Hauptsächlich eine Untersuchung der Grundrente und der mit ihr zusammenhängenden Fragen, eine Untersuchung, die insofern unvollständig ist, als sie in Folge der Vernachlässigung der Concurrenzlehre die Theorie der Ackerbaukrisen nicht in befriedigender Weise entwickelt. Jedoch selbst wenn sie in sich abgeschlossen wäre, könnte diese Untersuchung nicht als genügend erachtet werden, weil sie nur eine rein abstracte Theorie giebt und als solche gewissermaßen in der Luft hängt. Hätte Marx seine Theorie in gründlicherer Weise mit den Thatsachen zu vergleichen vermocht, so hätte er ihr vielleicht den Charakter der starren Formel, der ihr jetzt eigen ist, benommen und hiermit der Wissenschaft ebenso wie dem Socialismus einen großen Dienst geleistet. Allerdings muß bemerkt werden, daß die Mehrzahl der factischen Erhebungen und der theoretischen Untersuchungen, welche zur Klärung der modernen Agrarfrage hauptsächlich beitrugen, erst nach dem Tode von Marx erschien.

*) K. Marx, „Das Capital", Bd. III, Hamburg 1894, Einl. S. IX.

Digitized by Google

In der Gestalt aber, wie ihn Marx hinterlassen, hat der dritte Band des „Capitals“ die theoretische Verlegenheit der Socialisten der Agrarfrage gegenüber keineswegs vollkommen gelöst. Die Thatsachen traten auf und rächten sich dafür, daß sie übersehen worden waren. Je mehr die Socialisten in die Agrarfrage eindrangen, desto klarer sahen sie, daß zwischen der Agricultur und der Industrie tiefgreifende Unterschiede bestehen, derart, daß eine einfache Deduction, eine theoretische Construction nach Analogie der für die Industrie gefundenen Formel die Agrarfrage keineswegs erklärt und löst. Sie überzeugten sich überhaupt, daß die Agrarfrage, welche auf den ersten Blick viel einfacher zu sein scheint, als die Frage der industriellen Nothlage, viel mannigfachere Erscheinungen und bei Weitem complicirtere Zusammenhänge aufweist denn jene.

Dies erklärt uns zum Theil jenen lebhaften Meinungsstreit, der sich im socialistischen Lager vor dem Breslauer Parteitag entsponnen und in einer schier endlosen Reihe von Agrarartikeln in der „Neuen Zeit“ seinen Ausdruck gefunden. Karl Kautsky's „Agrarfrage“ (Stuttgart, Dietz) sollte dieser Discussion ein Ende setzen und die durch die vorangehenden Theoretiker belassenene Lücke in autoritativer Weise füllen. Trotz aller Verdienste dieses Werkes kann ihm jedoch diese lösende Kraft nicht zugesprochen werden, da es zu sehr im Banne der alten, durch die Thatsachen widerlegten Marx'schen Formel verbleibt. Das Erscheinen der Bernstein'schen Schrift über „Die Voraussetzungen des Socialismus“ genügte, um die Autorität dieses Werkes zu erschüttern. So wird es klar, daß der Socialismus, obwohl er sich heute nicht mehr in kurzen Aufsätzen, sondern in wohldurchdachten Werken über die Agrarfrage auseinandersetzt, sein letztes Wort auf diesem Gebiete noch nicht gesprochen, daß die endgiltige Revision und Ausgestaltung der socialistischen Doctrin hier noch aussteht.

Von einem amerikanischen Milliardär.

Von Frank Westermann (New York).

Die Yankees haben mit ihren Millionären und Milliardären viel Verdruß. Diese ehemaligen Schweinezüchter, klagen sie, sind schlechte Amerikaner und womöglich noch schlechtere Republikaner. Alle hat sie der Hochmuthsteufel erfaßt, und sie träumen nur von Fürstenkronen, besonders ihre Töchter. Und so gehen ungezählte, weil zahllose Millionen aus dem Lande hinaus, um irgend ein moderiges Wappenschild zu vergolden. Ein Pariser Statistiker hat neulich berechnet, daß Frankreichs Nationalreichthum in den letzten Jahren um mehrere Milliarden gestiegen sei, wobei er aber verschwieg, daß diese Fülle und Ueberfülle zum größten Theil aus den Heirathsgütern und Erbschaften der amerikanischen Millionentöchter stammt. Sogar im Proceß Dreyfus spielen die Millionen des seligen Gould eine große Rolle. Aber den tiefsten Schmerz bereitet Onkel Sam der Sprosse des alten Astor. Der heute 50jährige William Waldorf Astor ist nämlich in den letzten Wochen britischer Unterthan geworden. Er hat auf jede Verbindung mit den Vereinigten Staaten Verzicht geleistet, nur das Recht, ein enormes Einkommen von dort zu beziehen, sich vorbehalten.

William Waldorf Astor ist der Großenkel von John Jacob Astor, der aus dem Dörfchen Walldorf bei Heidelberg stammt. Johann Jacob Astor wanderte im Jahre 1784 nach Amerika aus und erwarb hier das größte Vermögen, das in jener Zeit irgend Jemand besaß. Dieser Besitz ist bis auf den heutigen Tag erhalten und vermehrt worden. Es ist wohl das einzige große Vermögen, das sich durch vier aufeinanderfolgende Generationen erhalten hat. Der Besitz des alten Astor, der sich durch Pelzhandel mit den Indianern, dann namentlich durch New Yorker Grundstückspeculationen bereichert hatte, wurde bei seinem Tode (1848) auf 20, beim Tode seines Enkels (1890) auf über 100 Millionen Dollar geschätzt. In Folge eines alten Familienbrauchs, wonach das Grundeigenthum sich fast ausschließlich auf den ältesten Sohn vererbt, war fast das ganze Astor'sche Vermögen auf diesen Enkel übergegangen. William Waldorf war das einzige Kind und erbte so gleichfalls das immense Astor'sche Vermögen intakt. Der junge Millionenerbe wurde durch Privatlehrer unterrichtet, und graduirte im Jahre 1871 in der Rechtsabtheilung des Columbia College. Er nahm zunächst ein oberflächliches Interesse an Politik und beschäftigte sich auch literarisch. Mit dreißig Jahren wurde er Mitglied des Staatssenats. Unter den Wardpolitikern erfreute er sich einer gewissen Popularität, da er für sie stets eine offene Hand hatte. Aber unter den republikanischen Senatoren machte er sich sehr bald durch seine Arroganz Feinde. In der Legislatur selbst spielte er keine Rolle. Nach Ablauf seines Termines glaubte er, daß der Congreß seinen Talenten ein weiteres Feld bieten würde. Er wurde in einem sogenannten „sicheren“ republikanischen Distrikt aufgestellt, aber von Roswell P. Flower schmählich geschlagen.

Von dieser Zeit an entwickelte sich in ihm die Idee, daß Amerika kein Land sei, „in dem ein Gentleman leben könnte“. Die Kritik, welche Politiker und Zeitungen an ihm übten, verbitterte ihn noch mehr, obgleich sie mehr frivoler als ernster Natur war. Dennoch gab er seine politischen Bestrebungen nicht auf. Sein Reichthum ermöglichte es ihm, die Ernennung zum italienischen Gesandten zu erhalten, einen Posten, dem man damals noch keine große Wichtigkeit beimaß. Während seines italienischen Aufenthalts schrieb Astor zwei Novellen „Valentino“ und „Sforza“. Auf diese Producte stützte er seinen Anspruch, Schriftsteller zu sein. Beide Novellen sind nicht schlecht geschrieben, aber sie sind farblos und ohne Originalität.

Nach der Wahl Grover Cleveland's mußte W. W. Astor abdanken. Er kehrte auf eine Reihe von Jahren nach New York zurück. Im Jahre 1890 siedelte er indessen ganz nach England über. Seit jener Zeit hat er sein Heimathsland nur zweimal besucht; dagegen keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um seiner Verachtung amerikanischer Institutionen Ausdruck zu geben.

Astor's Entschluß, englischer Unterthan zu werden, soll nebenbei durch den Wunsch herbeigeführt sein, sich von der Bezahlung der persönlichen Steuern zu befreien. Er kam im März dieses Jahres nach New York, um gegen die Einschätzung seines persönlichen Eigenthumes im Betrage von $2 000 000 zu protestiren. Er behauptete erstens, er sei in New York nicht ansässig, zweitens sei die Einschätzung zu hoch. Nach einem langwierigen Verfahren wurde schließlich entschieden, daß er die Steuern zu bezahlen habe. Dieser Entscheidung hat er sich nicht gefügt, sondern dagegen appellirt. In der Zwischenzeit ist er britischer Unterthan geworden, und unter dem gegenwärtigen Gesetze scheint es wahrscheinlich, daß er zur Zahlung der persönlichen Steuern nicht angehalten werden kann, da er in der Lage ist, zu beweisen, daß er keinen legalen Wohnsitz in der Union hat. Wenn man nun bedenkt, daß W. W. Astor Grundeigenthum im Werthe von $2 000 000 in New York besitzt und daß er seit vielen Jahren ein Einkommen von mindestens $10 000 000 pro Jahr hat, so scheint eine Einschätzung von $2 000 000 sehr gering. Herr v. Miquel hätte ihn gewiß ganz anders eingeschätzt!

Mit das Erste, was der „Abtrünnige“ in England that, war der Ankauf der „Pall Mall Gazette“, eines englischen Blattes, das er sofort zu einem aggressiven Toryorgan umwandelte. Er gründete außerdem das „Pall Mall Magazine“, eine Publication, die in jedem Hefte deutlich zeigt, daß er antirepublicanischen Ideen huldigte. Redacteur des Magazines ist Lord Frederic Hamilton, ein Bruder des Herzogs von

Digitized by Google

Abercorn, der ein enormes Gehalt bezieht, aber nichts zu thun hat — das letztere wird ihm Niemand verübeln. Unter den Mitarbeitern befinden sich immer zahlreiche Personen von Rang, deren Artikel lediglich mit Rücksicht auf den Adel der Verfasser veröffentlicht sind.

Um William Astor's Carrière vollständig zu verstehen, wird es auch nöthig sein, sich mit seinen häuslichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Er heirathete im Jahre 1878 Miß Mary Dahlgren Paul, die Tochter von James W. Paul von Philadelphia, eines der schönsten Mädchen der Stadt der Bruderliebe. Im Jahre 1894 starb Frau Astor. Sie hinterließ drei Kinder: Waldorf, Pauline und John Jacob Astor. Pauline Astor ist kürzlich bei Hofe vorgestellt worden. Sie ist jetzt ein Gegenstand lebhafter Aufmerksamkeit von Seiten aller englischen Mitgiftjäger. Die Astor's schlugen zunächst ihren Wohnsitz in London in Carlton House Terrace auf. Später wünschte der Marquis von Landsdowne sein Schloß im Mittelpunkt von London zu vermiethen, und Herr Astor schloß mit ihm einen Contract ab. Kein englischer Aristokrat besitzt eine glänzendere Wohnung als diese. Im Jahre 1893 erwarb er zudem ein prachtvolles Landhaus, Cliveden an der Themse, das vor ihm dem Herzog von Westminster gehört hatte. Der Kaufpreis betrug $1 250 000. Nach Erwerb dieses Landsitzes ergriff Astor die Gelegenheit, sich durchaus aristokratisch zu benehmen, noch aristokratischer, als der Herzog von Westminster selbst. Der Herzog hatte vorher den Besuch seines Parkes erlaubt; Astor schloß den Park für das Publicum, was zu einer großen Auseinandersetzung der englischen Presse führte, in welcher der Amerikaner nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt wurde.

Im Jahre 1894 errang W. W. Astor seinen ersten großen gesellschaftlichen Triumph. Der Prinz von Wales nahm eine Einladung von ihm an. Aber hier beging er gleich einen großen Fehler, den ihm der Prinz niemals verziehen hat. Anstatt sich zu vergewissern, welches die Wünsche seiner Hoheit waren, stellte er einfach selbst ein Programm auf und lud den Prinzen zu einer Vergnügungsfahrt auf seiner Yacht ein. Von einem Amerikaner, der eben erst nach England gekommen war, hätte der Prinz ein solches Benehmen entschuldigt; nicht aber von einem Manne, der bereits seit mehreren Jahren in England weilte. Der Thronfolger und Herr Astor sind seither verschiedentlich zusammengekommen, und der Prinz hat diesen immer sehr lästig gefunden. Im Frühjahr dieses Jahres hat der Thronfolger den Herzog und die Herzogin von Buccleuch in Schottland besucht. Die Herzogin ist bekannt wegen ihrer feindseligen Stellung gegen Amerikaner in englischer Gesellschaft. Da indessen ihr Bruder Lord Frederic Hamilton beim „Pall Mall Magazine" ist, so machte sie Herrn Astor gegenüber eine Ausnahme. Die Liste der Gäste wurde dem Brauche gemäß dem Prinzen vorher vorgelegt. Er strich den Namen Astor aus der Liste und bemerkte: „Nein, nicht diesen Herrn Astor, der Mensch langweilt mich."

Es ist unmöglich, alle die Excentricitäten, die W. W. Astor in England begangen hat, hier aufzuzählen. Man wird einen Begriff von seinen Streichen bekommen, wenn man einen Artikel liest, den er für die Juni-Nummer des „Pall Mall Magazine" geschrieben hat. Der Artikel erhebt Anspruch darauf, eine biographische Skizze seines Urgroßvaters zu sein. In der Einleitung zweifelt der Verfasser an der Zukunft eines Landes, das Johann Jacob Astor, einen einfachen deutschen Bauern, in den Stand setzte, ein fabelhaftes Vermögen zu erwerben. Er behauptet, sein Vater habe oft bemerkt: „Die Angriffe auf reiche Leute in diesem Lande sind derart, daß sie Einen bewegen könnten, auszuwandern". William Astor fügt hinzu: „Ich habe gelernt, diese Ansicht meines Vaters zu theilen." Der interessanteste Abschnitt dieses Artikels ist aber der Stammbaum, durch den die Herkunft der Astor's von einem alten Geschlecht, den d'Astory, nachgewiesen werden soll.

Die D'Astory, von denen W. W. Astor seine Abstammung herleitet, waren ein berühmtes Geschlecht in Frankreich, das seit Anfang dieses Jahrhunderts in der männlichen Linie erloschen ist. Kein D'Astory hat jemals in Deutschland Zuflucht gesucht. Sie waren sämmtlich gläubige Katholiken. Wenn der alte Johann Jacob Astor wirklich von einem Hugenotten abstammt, so stammt er von einem der gewöhnlichen Astory's ab, deren es im Süden Frankreichs viele giebt. Ein in Pau lebender angeblich echter D'Astory-Abkömmling resp. Herabkömmling (der Mann nagt trotz seines echten Stammbaumes am Hungertuch!), hat sich auch bereits beeilt, den Herrn Astor von seinem Stammbaum herunterzuschütteln. Diese Blamage giebt den amerikanischen Blättern nun reichlichen Stoff zu Spott und Hohn über den neugebackenen Engländer. Die New Yorker Morgenpost schreibt: „Warum griff Astor nicht, statt zu Astory zu Pastor? Es giebt in Neuengland Pastor's genug, und da auch der bekannte New Yorker Volkssänger dazu gehört, wäre in diesem genealogischen Attentat immerhin „Musik gewesen". Oder wenn das für den Ehrgeiz des famosen Expatriirten nicht weit genug hinaufreicht, warum griff er unter der gleichen Buchstaben-Aenderung nicht auf Castor, den Zwillingsbruder des Pollux zurück, der in Europa als märchenhafter Ahnherr schon deßwegen einen um so besseren Klang gehabt hätte, als sich schon Julius Cäsar, da er sich einmal in stammbäumlichen Nöthen befand, seiner bediente. Auch hätte der himmlische Dioskur sich gegen die ihm zugedachte Ehre einer Verastorisirung nicht so unhöflich wehren können, wie der lebende gräfliche Hungerleider von Pau!"

Daß sich hinter diesem Spotte der Yankees ein gutes Theil Aerger verbirgt, liegt auf der Hand. Immerhin könnte der „Nachkomme des Einwanderers, der jetzt ein Auswanderer geworden", seine Millionen auf würdigere Weise verwerthen. Hat er doch ein schönes Vorbild an dem armen Instrumentenmacher, seinem Großvater, der viel Gutes that. Auch dessen großartige Astor-Bibliothek in New York, wie das Astorhaus in Walldorf, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder und zugleich Asyl für hülfsbedürftige arme Leute, zeugen noch heute von seinem edlen Sinn.

Literatur und Kunst.

Treitschke als Literarhistoriker.

Von Harry Mayrinc.

Das Princip der Arbeitstheilung herrscht auch in der modernen Wissenschaft, die jedem ihrer Jünger ein kleines Feld zum Beackern abzäunt. Dünkt diesen aber die ihm zugewiesene Ackerbreite nicht ausreichend, und nimmt er seinem Zaunnachbar, dessen Arbeit nicht flecken will, ohne zu fragen den Pflug aus der Hand, gleich tönt das schlimme Wort Dilettantismus, und man zuckt hochmüthig und mißbilligend die Achseln über den, der weiter sehen und mehr umfassen will als die Allgemeinheit. Wenn Goethe als Naturforscher auftritt, so hat er von vornherein Unrecht, denn er ist kein „Gelernter". Oft ist solche Abweisung sicherlich berechtigt, z. B. wenn Du Bois-Reymond dem Faustdichter Vorschriften machen will, wie er sein Werk besser hätte gestalten sollen. Hier treibt die Herrschaft auf einem Gebiet zur Ueberhebung, die dadurch wenigstens entschuldigt wird. Wer aber ohne wissenschaftlichen Grundbesitz nur bei seinen Nachbarn herumschmarotzen will, kann nicht scharf genug abgelehnt werden. Bedeutende Menschen setzen sich ihre Grenzen selbst. Man braucht nicht auf Leibniz zurückzugehen, um zu Zeiten zu gelangen, da man noch mehrere Fächer umspannen konnte. Lessing und Schiller waren nicht nur Dichter und Redacteure,

Digitized by Google

sondern außerdem noch der Eine Philolog, Theolog und Aesthetiker, der Andere Mediciner, Historiker und Philosoph. Auch Heinrich von Treitschke ist über sein eigentliches Fach hinausgegangen und hat in seinen historischen und politischen Aufsätzen die Literaturgeschichte von Milton bis Gottfried Keller durch eine Anzahl großer Abhandlungen bereichert. Nun berühren sich ja die historische und die literarhistorische Wissenschaft auf's Engste, so daß man, um in der einen etwas zu leisten, die andere als Hülfswissenschaft beherrschen muß; dazu kommt, daß Treitschke als durchaus ernst zu nehmender Dichter noch ganz besonders den Befähigungsnachweis für literarische Arbeiten erbringt, aber das ändert für Manchen nichts an der Thatsache, daß er doch einmal nicht zur Zunft gehöre. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Wissenschaft an sich niemals zur Zunft werden, sondern nur Zünfte als ungesunde Mißbildungen in sich entstehen sehen kann, denn die Wissenschaft, die sich hermetisch abschließen will, muß naturgemäß ersticken. Treitschke citirt mit Behagen das Wort Kleist's, dem das gelehrte Treiben widerwärtig wird: „Diese Menschen sitzen sämmtlich wie die Raupe auf einem Blatte, Jeder glaubt, seines sei das beste, und um den Baum kümmern sie sich nicht"*). Daher ist es ein Lob, in diesem Sinne nicht zur Zunft zu gehören, ein Lob, das Treitschke ganz besonders gebührt. Er freut sich denn auch seiner Freiheit und hat den Muth, „den Fabeln des literarischen Götzendienstes" zu widersprechen. „Zum Schrecken orthodoxer Germanisten" spricht er von langweiligen Strecken im Nibelungenliede und überschüttet die zeitgenössische Tageskritik mit einer vollen Salve seines Hohnes in der Person eines „beliebigen Herrn Schulze, der im Erdgeschoß einer politischen Zeitung seinen kritischen Sorgenstuhl aufgestellt hat." Gerade daß Treitschke nicht abhängig ist von landläufigen Traditionen und allem literarischen Cliquenwesen fern steht, vielmehr mit großartiger Ehrlichkeit urtheilt, das giebt seinen literarhistorischen Arbeiten so hohen Werth. Er hat selbst sein Programm ausgesprochen: „Lernen wir erst wieder jene Bescheidenheit Lessing's, der vor einem Kunstwerk seiner Empfindung nicht traute, ‚wenn sie von Niemanden getheilt wurde', fassen wir den Muth, unbekümmert um literarhistorische Pedanten, zu bekennen, was wir fühlen." Treitschke wendet sich mit maßvoller Polemik gegen den herrschenden literarhistorischen Betrieb übertriebenen Herausgebens. Namentlich das Publiciren von Briefsammlungen widerspricht seiner von ihm selbst in Recensionen des Literarischen Centralblattes als ketzerisch bezeichneten Meinung. In der Besprechung der Kleist'schen Briefe an seine Schwester Ulrike führt er aus, wie solche Briefe oft schillernde Kinder der Stimmung seien und daher leicht ein Zerrbild des Schreibers geben könnten; darum solle man sie, wenn es schon edirt sein müßte, wenigstens vollständig herausgeben. Mehrfach betont er, wie man überhaupt zu sehr in's Detail gehe und das große Ganze darüber vergesse.

Es wäre höchst ungerecht, Treitschke's literarhistorische Arbeiten nur als interessante Studien einer bedeutenden Persönlichkeit gelten lassen zu wollen. Er hatte so gar nichts vom Dilettanten an sich oder vom hochmüthigen Allerweltswisser, der auf rascher Streife flüchtige Eindrücke zusammenrafft. Er konnte nichts halb thun und steht immer auf dem sichersten Boden. Er ist in der mittelhochdeutschen Poesie sehr belesen und weiß z. B. auch in den acht starken Bänden der Uhland'schen Prosaschriften wohl Bescheid. Der vierte Band der historischen und politischen Aufsätze lehrt ihn uns auch als eifrigen Tageskritiker kennen. In seinen 125 Recensionen für Friedrich Zarncke's Literarisches Centralblatt setzt er sich mit den bedeutendsten Erscheinungen der Jahre 1858—1867 auseinander. Klug und scharf analysirt er die Literaturgeschichten von Julian Schmidt und Rudolf Gottschall und verliert bei aller Schätzung der Werke Friedrich Vischer's doch nicht den rechten Maßstab für das Eigenwillige dieses vorzüglichen Forschers. Solche vorbereitende literarische Kleinarbeit kommt dann den großen Essays sehr zu gute. Treitschke kramt in ihnen sein bedeutendes positives Wissen nicht selbstgefällig aus, sondern er arbeitet es mit echt wissenschaftlicher Entsagung, die doch ihren Lohn in sich trägt, in den Stoff hinein. Damit unterscheidet er sich wesentlich von solchen Schriftstellern, die das Material zu einem Buche erst im Buche selbst verdauen und den Leser zum Zeugen dieser nicht gerade erquicklichen Gewohnheit machen. Treitschke kennt alle seine Vorgänger auf dem betreffenden Gebiet, doch nennt er selten ihre Namen; eine Ausnahme macht eigentlich nur der Schluß seines Aufsatzes „Byron und der Radicalismus", wo er seine von Herman Grimm's feinem Byron-Essay abweichende Darstellung durchaus sachlich begründet. Sein tiefgründiges Wissen giebt ihm die geistvollsten Parallelen an die Hand. Der glänzende Vergleich zwischen Milton und Dante fängt in seinem Spiegel zwei ferne Jahrhunderte auf, sowie an Lessing und Friedrich dem Großen das achtzehnte mit seinem Januskopf historisch begriffen wird. Das Faust'sche „Erwirb es, um es zu besitzen" ist bezeichnend für Treitschke's blutwarmen Subjectivismus. Denn was will dies Wort anders besagen, als daß man das äußerlich Gegebene, das empirisch Erkannte sich innerlich assimiliren und aneignen solle. So verstanden ist die viel befehdete historische Subjectivität nichts als eine erst wirklich lebensfähig gewordene Objectivität, und mit vollem Rechte schreibt daher der eben Promovirte seinem Vater: „Jene blutlose Objectivität, die gar nicht sagt, auf welcher Seite der Darstellende mit seinem Herzen steht, ist das gerade Gegentheil des echten historischen Sinnes"*). Freilich birgt ein solcher Subjectivismus eine Gefahr, und nicht nur, wenn ein kleiner Mensch sich auf ihn beruft. Auch Treitschke ist dieser Gefahr nicht immer entgangen. Daß das Genie nun einmal etwas Einseitiges hat, ist hinzunehmen, aber nicht zu bekritteln. Wessen Auge nach den Wipfeln und Wolken trachtet, dessen Fuß tritt manches Pflänzchen achtlos in den Boden, das der bebrillte Botaniker sorgsam bewahrt.

Wir freuen uns des schönen Individualismus Treitschke's, der seinen Worten einen so warmen, überzeugten und überzeugenden Ton einhaucht. Er spricht in der ersten Person als ein Mann, der etwas zu sagen hat, was er eigenster Denkarbeit verdankt, was er innerlich erlebt hat. Wir bewundern die Schilderungskunst Taine'schen Milieus, durch die Treitschke mit seinem Sinn für Land und Leute z. B. Uhland's Schaffen mit dem Wesen seiner Heimath in so feine Beziehung bringt; dessen Spuren in Tübingen er verständnißvoll nachgegangen ist. So erinnert er sich z. B. bei der Besprechung des „Käthchen von Heilbronn" seiner Mutter und jener Stunden, deren er nicht ohne Rührung gedenken könne, da sie dem Knaben von der Theaterwirkung des Kleist'schen Dramas erzählte. Um desselben Stückes willen hält Treitschke es auch nicht für unter seiner Würde, für die Vorstadtbühne und den gemeinen Mann eine Lanze zu brechen. Er scheidet weise zwischen den mannigfachen Abstufungen des Publicums. Für den biederen Mittelstand sei das „Käthchen von Heilbronn" mit seinem Vehmgericht und seinen etwas kräftig geschminkten Personen noch ganz am Platze: „Wir müßten sehr niedrig denken von dem sittlichen Berufe der Kunst, wollten wir solche Erscheinungen über die Achsel ansehen." So nimmt er auch keinen Anstand, es Gustav Freytag's „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" als dankenswerthes Verdienst anzurechnen, daß sie auch von Frauen verstanden und mit Freude gelesen werden könnten.

Heinrich von Treitschke ist eben kein starrer Kunst-

*) Historische und politische Aufsätze. 4 Bde. Leipzig, S. Hirzel.

*) Schiemann, Treitschke's Lehr- und Wanderjahre. 2. Aufl. München, Oldenbourg.

Digitized by Google

dogmatiker, sondern, was zu seiner in den Banden der speculativen Aesthetik liegenden Zeit noch selten war, ein anempfindender Impressionist. Diese Schmiegsamkeit müßte gerade bei ihm befremden, wenn wir nicht bemerkten, daß er eigentlich nur solche Charaktere darstellt, mit denen er innerlich sympathisirt, mit denen er einen Zug — auch eine Schwäche — gemein hat. Seine künstlerische Weitherzigkeit verlangt für jede Individualität ihr Recht. Er schilt den in den Reihen der Kritik eingerissenen unwürdigen Ton handwerksmäßiger Rohheit, der das Fleisch und Blut eines begabten Dichters als Nr. 59 unter „Fünf Dutzend neuer Romane" bespricht, und predigt im „Gottfried Keller" ein wenig Pietät vor individueller Eigenthümlichkeit: „Wer nicht einzusehen vermag, daß in jedem Kunstwerke außer seinem absoluten ästhetischen Werthe und seiner historischen Bedeutung noch ein höchst persönliches Element liegt, das gebieterisch Verständniß fordert, der ist für Kunstbetrachtungen verdorben." Und gelegentlich Otto Ludwig's verbietet er mit einem an Lessing's „Laokoon" anklingenden Wort der Theorie die Anmaßung, feste Grenzen ziehen zu wollen, „welche der Muth eines schönheitssinnigen Künstlers jeder Zeit überspringen kann." Treitschke bindet sich nicht an überlieferte Formeln, sondern er sucht neue, und Formeln für Kunstindividuen zu finden, durch die sie im eigentlichen Sinne erst verstanden werden, das macht ja nach einem Worte Friedrich Hardenberg's das Geschäft eines artistischen Kritikers aus. Und welche glücklichen Sätze verdanken wir Treitschke's schöpferischer Nachempfindung. Wie treffend umreißt der Vergleich des „Prinzen von Homburg" mit einem wächsernen Achill den Charakter dieses schwärmenden Helden, wie schlagend bestimmt den Zwiespalt in Lord Byrons schwankendem Bilde der Satz: „Nirgends in diesem reichen Leben begegnen wir dem Gedanken der Pflicht, und es ist ein ebenso origineller wie annehmbarer Gedanke, Byron's Weltschmerz zum Theil aus dem englischen Spleen herzuleiten." Mit runden klaren Worten erfaßt Treitschke im Reiche der Kunst Gesetze, die jeder dunkel ahnt und tastend streift, ohne sie so in Worten binden zu können. Wie schön formulirt ist der Satz: „Es scheint, als müßten manche großen Stoffe der Poesie erst durch viele Hände gehen, bevor das Eisen zum Stahl wird und nun ein echter Künstler die schneidige Klinge schmieden kann." Seltsamer Weise berührt sich Treitschke in solchen allgemeinen Sätzen und Gesetzen mehrfach mit seinem Antipoden Heinrich Heine. Seine gesunde Auffassung vom geistigen Eigenthum, wonach der ohnmächtige Finder einer Idee nicht klagen darf, wenn ein großer Künstler sie ihm abnimmt und verkörpert, eine Auffassung, die sich sowohl im „Milton", als auch mit denselben Worten im „Gottfried Keller" findet (wie derartige Wiederholungen bei ihm nicht selten sind), sie ist genau dieselbe wie die Heine's in der „Romantischen Schule"; und wenn Heine in demselben Buche den Brauch der nordamerikanischen Wilden in der Literatur wiederfindet, bei denen die Söhne die Väter todtschlagen, sobald diese alt und schwach geworden, so sieht Treitschke in der Geschichte der geistigen Bewegungen „eine fortwährende Umkehrung der alten Fabel vom Saturn; jede jugendliche literarische Richtung, die eine verlebte bekämpft und vernichtet, ist ein Kind ihrer Feindin."

Es muß freimüthig zugegeben werden, daß manches in Treitschke's Abhandlungen sich nicht mit dem verträgt, was wir von einem ganz unbefangenen Kritiker verlangen. Treitschke hat viel von Milton, dem sein erster Essay gewidmet ist: auch dieser reine Mensch dringt in allem, was er ergreift, auf den sittlichen Kern der Dinge. Aber was für den Menschen ein goldner Schmuck ist, wird für den Kritiker zur eisernen Fessel. In der Kunst wandelt das Ethische nur im Gefolge des Aesthetischen. Die Kunst ist Gefühlssache, die Moral Willenssache. Aus diesem Grunde darf der Kritiker auch die Person des Künstlers nicht auf ihren Charakter hin ansehen. Es ist einmal eine zwar schwer zu begreifende, aber nichts desto weniger feststehende Thatsache, daß die schönsten Blumen auf Mistbeeten gezogen werden. Für Treitschke ist die Person Heine's oder Börne's „unausstehlich"; wir glauben das gern und theilen diese Ansicht, aber das rechtfertigt noch lange nicht Treitschke's Verblendung gegenüber der Stellung Heine's in der Geschichte der deutschen Litteratur. Weil Heine kein deutscher Patriot war, soll er auch kein deutscher Dichter sein. Des Dichters Reich ist aber doch nicht der Staat, sondern die Sprache, und die deutsche Sprache, die Heine begnadet hat, würde sich ins eigene Fleisch schneiden, wollte sie einen ihrer wortmächtigsten Dichter verleugnen. Treitschke konnte Heine nicht völlig verstehen, er mußte ungerecht gegen ihn sein; aber Niemand braucht sich zwischen Beiden zu entscheiden. Treitschke bleibt, was er ist, und Heine bleibt, was er ist. Mit einiger Beschränkung gilt auch für Treitschke sein Wort über Milton: „Er war vollkommen unfähig, die relative Berechtigung seiner Feinde zu begreifen"; er kann so unchristlich hassen wie nur irgend ein echter Deutscher und schlägt dann rücksichtslos darauf ein „nach seiner kühnen Weise, der es nur in den Vorderreihen der Streiter wohl ist", wie er ebenfalls von Milton sagt. Doch übertreibt man, wenn man meint, Treitschke habe Heine z. B. gar nicht gelten lassen wollen. Spricht er doch von seinen „hochpoetischen, tiefempfundenen Schilderungen" und nennt die der Cleopatra in „Shakespeare's Mädchen und Frauen" „unwiderstehlich reizend und ein echtestes Zeugniß Heine'schen Geistes"; er erkennt auch einzelne männliche, ehrenhafte Züge bei ihm an; so sei Heine den lächerlichen Maßregelungen der Censur gegenüber immer mit Muth und Selbstgefühl verfahren. Treitschke überschätzt entschieden den Staatsbegriff in seiner Bedeutung für den Künstler. So fragt er bei Lessing, wie er „sich stellte zu dem größten Gegenstande männlicher Arbeit, zum Staate"; ebenso fragt er bei Byron und mit weit größerer Berechtigung bei Milton. Wenn Treitschke wiederholt die Ansicht vertritt, es könne keine geistige Blüthe geben ohne festen Staat und sittliche Tüchtigkeit eines Volkes, so möchte man eher das Gegentheil behaupten. Kannte die Zeit unserer classischen Dichtung den Begriff des Staates? Als Napoleon Deutschland zu Boden warf, da präparirte Goethe in Seelenruhe die Knochen seiner bei Jena gefallenen Landsleute. Das ließe sich individuell erklären, aber selbst in der preußischen Hauptstadt interessirte ein neues Theaterstück fast mehr als ein Sieg der Franzosen. Und wie schlimm stand es um die sittliche Tüchtigkeit unseres Volkes um die Wende des Jahrhunderts, als die Tieck und Schlegel der Ehrfurcht vor der Ehe Hohn sprachen. Und doch fand Schiller um dieselbe Zeit seine nationalsten Töne in der „Jungfrau von Orleans" und im „Wilhelm Tell"; nichtswürdig schalt er damals die Nation, die nicht ihr Alles freudig setze an ihre Ehre und wies auf die starken Wurzeln menschlicher Kraft hin, die im vaterländischen Boden ruhen. Und mächtig wirkten diese Worte, die noch nicht an Napoleon dachten, später noch in den Tagen von Preußens Unterdrückung und Befreiung. So ist die sittliche Tüchtigkeit eines Volkes öfter die Folge seiner künstlerischen Blüthe, als die Vorbedingung für sie. Denn immer ist die Sehnsucht die größte Muse gewesen, die Sehnsucht nach etwas Verlorenem oder zu Erreichendem. Der Besitz macht schlaff und satt, und in Deutschlands schweren Tagen sind unendlich viel schönere Vaterlandslieder gesungen worden, als bei seinen Siegen.

Treitschke ist auch als Literarhistoriker zu oft der Vorkämpfer des deutschen Reiches, der Preuße aus Wahl, den es so mächtig zu Heinrich von Kleist zog und seinem Trutzwort: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!" Mit diesem Trumpf schließt Treitschke seinen Kleist-Essay, und in einem ähnlichen patriotischen Aufruf klingt auch sein „Uhland" aus. Wer wollte das dem Historiker verwehren; er soll und muß eine Tendenz haben, nicht aber der Kunstrichter. Das Letztere will Treitschke im Grunde auch gar nicht, aber sein streitbares Temperament geht mit ihm durch. Was thut's, wenn der Treitschke, der die verfahrene deutsche Politik schilt, sich den Ausdruck ganz persönlicher Freude darüber nicht

Digitized by Google

versagen kann, daß in Kleist's „Hermannsschlacht" dem Ubierfürsten — oder dem König Friedrich von Württemberg — der Kopf vor die Füße gelegt wird. Bedenklicher ist es, wenn er mit dem „gesunden Sinn des modernen Deutschen" den „Castellan von Couci" aus Uhland's „Sängerliebe" fortwünscht, weil er fremd und verletzend wirke; Uhland tritt doch aber in dieser höchst kunstvollen Romanze als südfranzösischer Troubadour auf. Dergleichen ist indessen vereinzelt. Wie nüchtern und unparteiisch urtheilt Treitschke wiederum in demselben Aufsatze: „Uhland deshalb zu den ersten Dramatikern der Deutschen zu zählen, weil seine Dramen ‚nationale' Stoffe behandeln, das heißt prosaisch am Stoffe kleben und das Wesen aller Kunst verkennen." Einsichtig beurtheilt er die Tendenzdichtung des jungen Deutschland. Fern von deutscher Voreingenommenheit in der Werthung fremder Nationalitäten stellt er im „Byron" die liberalsten Grundsätze auf, nach denen er die nationalen Charaktere als ein Gegebenes hingenommen und in ihrer Nothwendigkeit verstanden wissen will: „Keine Nation der Welt, deren Charakter nicht häßliche Widersprüche aufwiese, welche von dem Fremden mit seinem Maße gemessen, zu schonungsloser Verdammung führen müßten."

Da Treitschke bei allem was er sagt, hassend oder liebend mit ganzer Seele betheiligt ist, muß manches cum grano salis genommen werden. Treitschke liebt die Superlative, und namentlich eine grammatische Form ist geradezu typisch für ihn: „Nie war das Schaffen eines Dichters so ganz subjectiv", sagt er von Byron und wenige Seiten weiter: „Nie ist eine Opposition berechtigter, nothwendiger gewesen" und abermals nach ein paar Blättern, es sei „nie ein schuldvolles Leben durch einen edleren Tod gesühnt" worden. Derartige positivistische Uebertreibungen sind also stillschweigend auf den Standpunkt rein syntactischer Formgebung herabzuschrauben. Nicht völlig gerecht wird Treitschke auch der Kunst eines Otto Ludwig. Diesem peinlich motivirenden Realismus mit seiner überaus feinen Seelenmalerei steht er ziemlich rathlos gegenüber. Der im Koth festgefahrene Schubkarren der Heiterethei ist ihm doch sehr im Wege, und bei der Erinnerung an eine Prügelscene in der Schenke kann der Idealist der alten Schule ein „O ihr Grazien!" nicht zurückhalten. Er verweist auf die Stelle der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde", wo das geliebte Weib in Apollonius' Armen liegt und dieser dabei die dunkle Vorstellung hat, als stehe er an seinem Tische und könne ein Tintenfaß umwerfen. „Ja wohl, solche Bilder", fügt er sehr bezeichnend hinzu, „mögen in solchem Augenblick das Hirn eines wackeren Schieferdeckermeisters durchzucken, der an Leib und Seele die Sauberkeit und Ordnung selbst ist. Aber welcher Leser von freier Bildung kann ein so kleinliches Bild bei so großem Anlaß ertragen?" Treitschke spricht sich selbst das Urtheil, wenn er die Möglichkeit des Motives zugiebt, aber, da es ihm peinlich ist, die freie Bildung des Lesers vorschiebt. Im Uebrigen ist der Aufsatz über Otto Ludwig sehr lehrreich, nur befremdet es uns, nirgends den Namen Schillers zu begegnen, mit dessen Schatten sich der Dichter doch sein ganzes Leben lang herumgeschlagen hat. Ebenso auffallend ist es, daß in dem Aufsatz „Ludwig der Bayer", der das Drama Paul Heyse's bespricht, dessen Vorgänger Uhland mit keinem Worte erwähnt wird. Befangen in den Anschauungen der zeitgenössischen Aesthetik zeigt sich Treitschke, wenn er im Hebbel-Essay das Schwinden der Idee der tragischen Schuld bemängelt und ein Phantom befehdet, das wir heut glücklich verbannt haben.

Ueber den Stil in diesen literarhistorischen Abhandlungen, wozu die betreffenden Ueberblicke in der „Deutschen Geschichte" zu nehmen sind, bedarf es nicht vieler Worte; es ist der Stil Treitschke's, des Historikers. Dieser Stil sucht an Klarheit und Schärfe seines Gleichen, sodaß anfangs alle Kritik verstummt. Noch erhöht wird die Wirkung so lichtvoller Darstellung durch weite Ausblicke und treffliche Vergleiche. Der Stil blendet nicht durch Geistreichthum und überzeugt desto mehr. An Lessing denkt man bei Treitschke selten, eigentlich nur in der Kritik von Heyse's Drama „Ludwig der Bayer", wo er, nachdem er einige Verse aus dem Munde des Helden citirt hat, diesen ganz Lessingisch apostrophirt: „Mit Verlaub, König Ludwig, . . ." und ihm dann eine gute Belehrung giebt, die an des Dichters Adresse gerichtet ist. Doch hat Treitschke nichts von Lessing's musivisch arbeitender Deduction, die Steinchen an Steinchen reiht, oder dem Raketetenfeuer Heine'scher Dialektik, nichts von dem bohrenden Tiefsinn, der zerreibenden Grübelei der Theoretiker Hebbel und Otto Ludwig. Treitschke's Sätze haben vielmehr etwas Lapidares, sie könnten fast alle auf Votivtafeln stehen. Es beruht das auf genialer künstlerischer Intuition, die es Anderen überläßt zu leimen und zu flicken, vielmehr aus ganzem Holze zu schneiden liebt. Treitschke gleicht darin Goethe und sein Stil dem von „Dichtung und Wahrheit".

Zwillingskünstler.

(Johannes Meßchaert und Julius Röntgen.)

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Die Kunst, die gerne den verhüllenden Schleier von der Persönlichkeit zieht, giebt uns nur selten das Schauspiel von Zwillingsbildungen. Sie sagt nicht gern auf zweimal, was sie auf einmal sagen kann. In der Literatur kommt das gemeinsame Fliegen zweier Phantasien öfter vor. Am wenigsten erlaubt es die Musik. Sie ist die wahre stille Kunst, die Kunst des Alleinseins, bei der der Schaffende in die tiefe Einsamkeit seiner Seele gebannt ist.

Johannes Meßchaert und Julius Röntgen nun sind die beiden künstlerischen Persönlichkeiten, die sich von weither zusammengefunden und auf das Engste verbündet haben. Ihre Kunst hat nur scheinbar etwas Paarweises, in Wahrheit ist sie aus einem Samen aufgesproßt. Als beide zusammen in der Oeffentlichkeit erschienen, erkannte man bald, daß die vollkommenste innere Uebereinstimmung diese zwei Künstler aneinander geschmiedet hatte. Aeußerlich freilich war kein größerer Gegensatz denkbar. Das erkannte auch jener Carricaturist, der seit einigen Jahren in Wien Alles, was musikalische Berühmt- oder Besonderheit ist, in lustiger Silhouette auf weißem Papier festhält. An den erschöpflichsten Typen hatte diese schwarze Hand schon ihren unerschöpflichen Witz geübt. Wie kamen ihr da Meßchaert und Röntgen zu paß! Eine ganze Tafel voll schwarzer Anspielungen, hinter dem Schaufenster einer bekannten Musikalienhandlung geborgen, erheiterte bald die Vorübergehenden. Besonders gründlich hatte der boshafte Schwarzkünstler an Röntgen sein Müthchen gekühlt. Was ihm diesen nämlich so kostbar machte, war dessen wunderliche Blutbeschaffenheit. Dickes Philister- und leichtes Künstlerblut revoltirten in Röntgen's Adern fortwährend gegeneinander, wie Bier und Champagner, die man zufällig in ein Gefäß gegossen. Röntgen's ganzes Gehaben war ein fortwährendes Besessensein von dieser seltsamen Mischung. Nichts Ergötzlicheres für das Publicum, als dieses beständige Ausderhautfahrenwollen von blutswegen: Leute aus allen Schichten und von allen Farben liefen in's Concert, weil Röntgen's bloßer Anblick ein unbezahlbarer Spaß war. „Wie er demenirt!" flüsterten die ältesten Damen des Sternkreuzordens in einer längstverblichenen Feudalsprache hinter verschwiegenen Fächern einander zu. Ja wahrlich, der Silhouettist auf dem Kärntnerring, in der Rosé'schen Auslage, hatte Recht mit seinem unförmlichen Kloß, aus dem ein paar Dünnbeine und Arme und ein Dickschädel mit langhinflatterndem Straffhaar auskrochen. Deßgleichen mit dem kauernden Bündel, das so seltsam um die Achsel blicken konnte, krumm herum, als sei der Kopf des Menschen zum Abschrauben eingerichtet, wie der Deckel einer Tabaksdose. Aeltere Jungfräulein behaupteten in der That, Röntgen könne sein

Digitized by Google

Gesicht nach Belieben vorne oder rückwärts tragen, wie der berühmte Gott Janus, leider nicht zu gleicher Zeit, wie dieser. Anatomen, die Röntgen's räthselhaftes Niederklappen und das Scheuern der Tasten mit der Nase beobachteten, behaupteten, Röntgen sei gar nicht menschlich, sondern in der Art eines „Taschenfeitels" construirt.

Jammerschade, daß noch kein Portraitmaler oder Bildhauer diese Erscheinung in ihren Bedeutsamkeiten festgehalten hat. Ein Letztmoderner hätte dies thun müssen, ein Allerneuester, der nicht mehr Gegenwart ist, sondern schon Zukunft. Man denke sich Röntgen in der Hand eines Pointillisten, wie Theo van Rysselberghe z. B., blau gesprenkelt oder mit erbsengroßen grünen und rothen Tupfen besät und hinter eine gelbliche Luftwand hingesetzt, wie jener belgische Kunstkritiker Verhaeren auf dem berühmten Bild. Eine solche Behandlung würde Röntgen vortrefflich vertragen, obgleich das Viele nicht einsehen wollen. Bah! meinen sie. Ein Gesicht, wie ein anderes auch. Eine deutsche Professorenvisage, breit- und weitgedehnte Züge von pastorhafter Salbung. Nase, Mund, Kinnladen; Alles im Dutzend- und Schockstyl. Im protestantischen, wohlgemerkt.

Deutlich erinnern wir uns des ersten Auftretens der Beiden in Wien. Man hatte gleichgültig die Ankündigung des Liederabends Meßchaert-Röntgen gelesen. Jenen kannte man noch von der Theater- und Musikausstellung her, wo er als Leiter eines holländischen Vocalquartetts aufgetreten war. Aber wer war der Pianist Röntgen? Just zu jener Zeit schwebte der Name des berühmten X-Strahlenerfinders auf allen gebildeten Lippen. Um so tiefer war das Dunkel, das auf dem Namen seines unberühmten Vetters lag. Wenige kannten ja die musikalische Tradition dieser Familie oder hatten jemals von dem Leipziger Conservatoriumsprofessor Engelbert Röntgen gehört.

So war denn der Bösendorfer-Saal, in welchem das erste Concert Meßchaert-Röntgen stattfinden sollte, leer. Die Wenigen, die sich ihrer Freikarten erbarmt hatten, wünschten sich noch vor Beginn wieder fort. Man schämt sich nämlich in solchen Fällen für den Künstler, man kostet schon vor ihm seine Enttäuschung. Aber hier hatte man sich umsonst geschämt. Als sei der Bösendorfer-Saal nie ausverkauft gewesen, mit so sichtlichem Vergnügen gingen die Concertgeber an die Abwickelung ihres Programms. Der behäbige Meßchaert trug eine gewisse nachsichtige Bonhommie zur Schau, gleichsam, um die burschenhafte Jugendlichkeit seines Genossen zu rechtfertigen. Es bedurfte dessen in der That. Denn kaum hatte Röntgen die erste Taste gedrückt, als er sich in einem Zustand vergnügtester Tollheit befand. Deutlich erkannte man das Wohlbehagen, welches ihm das Plätschern in seinem Elemente bereitete. Man lachte laut und leise. Anfangs hörte man eigentlich gar nicht, man sah nur. Es war Augenweide und Zwerchfellluft zugleich. Hier war Alles so ganz anders, wie bei Anderen, so wenig officiell. Das waren zwei Privatmenschen, die ihre hohe Kunst in die Oeffentlichkeit getrieben, die aber dabei nichts von ihrem Privatthum verloren hatten. Auch ihre Kunst, die auf einer vollkommenen Wechselseitigkeit, einem seligen Geben und Nehmen beruhte, blieb unberührt von dem schädigenden Einfluß des großen Concertlebens. Es lag noch immer Blüthenstaub auf dieser Kunst, der selbst mit den großen und größten Erfolgen nicht verflog. Zu Beginn freilich vermochte nur ein Tieferschauender auf den Grund dieser zwei schönen Künstlerseelen zu blicken. Die Menge labte sich nur an den ungewöhnlichen Aeußerlichkeiten, wie z. B. an dem Verkehr der Beiden untereinander. Wer hatte aber auch je Aehnliches erlebt in Wien? Man höre. Meßchaert singt als erste Nummer Beethoven's „Liederkreis an die ferne Geliebte". Ein etwas abgetragener Cyklus, in dem der kühlste Formalismus herrscht. Allein er wird durch die liebenswürdige Kunst des Vortragenden lebendiger, um ein halbes Jahrhundert jünger, durch die starre Form reines rothes Blut. Gerne lauscht man dieser vollkommen geschulten Baritonstimme, deren leichter Gaumenton ein Reiz für sich ist. Oder man würde ihr gerne lauschen, wenn Röntgen es erlaubte. Ganz unwissentlich jedoch zwingt er die Aufmerksamkeit zu sich heran, von der Haupt- auf die Nebensache; er concentrirt sie auf die Urkomik seines Entzückens, das sich in den affenartigsten Bewegungen kundgiebt. Jetzt fliegen die Hände hoch, jetzt sinkt der Kopf nach rückwärts, während die Arme lang und länger werden, als seien sie aus Gummi-elasticum. Ein seltsames Geräusch begleitet diesen Liederkreis, gemischt aus Gekicher und Gelächter. Aber Meßchaert merkt das kaum, und vollends Röntgen? Haha! Was ist ihm Hekuba, was Beifall oder Gelächter in seiner rosafarbenen Träumerei, wo der Mensch die schwarzbefrackte Hülle abgestreift hat und bloß noch Trommelfell und Gehörnerv ist. . . . . Meßchaert hat geendet, jetzt tritt Röntgen als Solospieler auf. Er wird die E-moll-Sonate von Beethoven spielen. Neue Unerhörtheit. Der Solist kommt nicht allein, hinter ihm schreitet Meßchaert. Er schwingt sich mit kräftiger Faust einen Stuhl herbei und setzt sich darauf, hart an die Rampe, Aug in Aug mit dem Publikum. Voilà! Er faltet die Hände ineinander, wie zum Daumendrehen, ein kurzer Blick Röntgen's und dieser beginnt. Immer häufiger fliegt sein Kopf herum, immer eifriger nickt Meßchaert. Es ist ein Preisspielen, wie es früher ein Preissingen gewesen, einem Einzigen zu Gefallen. So seltsam dieser Anblick, das Lachen vergeht dabei doch den Lachlustigsten. Kein Zwerchfell rührt sich. Es ist zu viel Größe in der Kunst dieses bescheidenen kleinen Zappelmanns, und in dem Ganzen ist etwas Gottesdienstliches, eine freie Religionsübung in einer unsichtbaren Kirche.

Die folgenden Concerte Meßchaert-Röntgen waren überfüllt, theils aus Neugier und Lachlust, theils aber auch aus ehrlichster Begeisterung. Das Wiener Publicum ist im Grunde viel zu musikempfänglich, um Persönlichkeiten, wie Meßchaert und Röntgen lange widerstehen zu können. Der vocale Künstler hatte es schon an dem ersten Abend erobert, Röntgen gelang die Bezwingung an dem zweiten vollständig. Man ward einig darin, daß die Beiden es nicht nöthig hätten, gegenseitige Stützen zu sein, vielleicht stahl sogar der Eine dem Anderen einige Blätter vom Lorbeer. In Meßchaert erkannte man den größten Liedersänger, einen Poeten, der jede Stimmung instinctiv bezwang, und seine Macht reichte auch in's Dramatische. Die Dichtung führte er in die Musik hinüber, Wort wurde zu Ton, Ton zu Wort, Alles durchschauert von einer feinen Nervosität, die nichts von Sentimentalität hatte. Im Neckischen, Zierlichen und wieder Balladenhaften zu Hause — man denke an Löwe's „Kleiner Haushalt", „Der Nöck" ꝛc. giebt der Meister sein Meisterstück doch in den psychischen Liedern gleichsam. Im romantischen Dämmer Schumann's, in dessen zwischen Tagschatten und Nachthelle webender Lyrik ist er noch immer, wie vor vier Jahren, am meisten zu Hause. Er greift in seine Brust und holt Innerlichkeit hervor, und es singt und klingt: „Im wunderschönen Monat Mai", „Die Rose, die Lilie, die Taube, die Sonne" u. s. w., alle Lieder der „Dichterliebe". Schon als er sie in Wien das erste Mal sang, wurden dabei alle seine künstlerischen Vorzüge lebendig. Heute singt er auch neben Schumann und Schubert manchen modernen Skandinavier, vor Allem Grieg und von den Jungdeutschen sogar Hugo Wolf. Aber wie mit ausgebreiteten Armen stürzt er immer wieder zu Schumann, aus dessen oft kranker Lyrik er Gesundheit, Kraft und Männlichkeit saugt. Männlichkeit, eine bei aller Tiefe heitere Sinnlichkeit und aus der Tiefe seines Wesens hervorsprudelnde Liebenswürdigkeit sind Meßchaert's bestürmende Züge. Aus ihnen baut er sich auf. Man kann das noch besser erkennen, wenn er einmal, ohne Röntgen, im großen Oratorium auftritt. Ob er nun den Evangelisten Matthäus singt, oder den Propheten Elias, oder die Baßpartie in der „Schöpfung", er ist auch hier der Unvergleichliche. Es giebt von diesen Abenden her unauslöschliche Erinnerungen, die sich namentlich an ein gewisses Recitativ („Seid fruchtbar Alle") und an eine Arie „Theure Gattin" knüpfen.

Digitized by Google

Am liebsten aber sieht man doch Meßchaert mit Röntgen beisammen, weil seine Kunst durch Röntgen's Begleitung einen unvergleichlichen Rahmen erhält. Man kann sich keine vollkommenere Clavierbegleitung vorstellen. Das ist ein Eindringen in den tiefsten Sinn, ein Stützen und Beflügeln, ein Hervortreten und Zurückweichen bei einem steten Beharren auf dem musikalischen Moment. Röntgen weiß es eindringlich darzustellen, wie der harmonische Grundbaß unter allen Umständen durchklingen muß, ohne die Singstimme zu behelligen. Zu dieser scharfen musikalischen Logik gesellt sich ein zauberhafter Anschlag und eine alles Große und Kleine beherrschende Technik. So erwartet jeder Wissende mit heimlicher Freude die Zwischenspiele in der „Dichterliebe", wo der Componist die Weise heimlich noch weiter spinnt in geheimnißvollen harmonischen Verschlingungen, während der Gesang schweigt.

Doch können wir nicht alle feinen Künste Röntgen's des Begleiters aufzählen, sondern müssen der großen Kunst Röntgen's des Solospielers — ein häßliches Wort — gedenken. Auf den ersten Blick gehört er der Richtung d'Albert's an. Wie bei diesem ist auch bei Röntgen der bestimmende Zug Klarheit. Er lüftet das dunkelste contrapunktische und harmonische Geheimniß, er reinigt jeden Winkel von Staub. Aber Röntgen erstarrt nicht zu Marmor, wie d'Albert. Seine Klarheit ist feurig, es giebt keinen toten Punkt bei ihm. Der Untergrund ist immer Logik, über welchen die Begeisterung hoch aufschäumt. Eine ewige Flamme lodert in ihm, ähnlich jenen heiligen Feuern der Alten, die immer wärmten und niemals verbrannten. Röntgen baut nicht allein auf dem classischen Grunde. Er nimmt auch den sogenannten Classiker Beethoven ganz modern, in einer unherkömmlichen Art, die sämmtliche Zöpfe zum Erzittern bringt, Die Cmoll-Sonate, op. 111 hat er so gespielt, logisch durch und durch, trotz aller Freiheit in Rhythmik und Dynamik. Er faßt den großen Logiker Beethoven im heutigen Sinn, als einen gesunden Nervösen, der nicht nach einem starren ästhetischen Programm, sondern von lebendigem Fleisch und Blut gespielt werden soll. In den Schatten Beethoven's pflanzt Röntgen Brahms. Von den Modernen pflegt er eifrig Grieg und — sich selbst. Er ist ein geistvoller Componist, von dem Schlage Jener, denen die ganze Hand schnell dazu wächst, wenn man ihnen einen Finger gegeben. Variationen und Phantasieen über fremde Themen gelingen ihm daher ganz besonders. Viel contrapunktische Weisheit blitzt und funkelt darin und eine oft waghalsige Meisterschaft der Form, die in ihrer Kühnheit beinahe origineller Inhalt wird.

Es ist nicht zu befürchten, daß Meßchaert und Röntgen jemals Trennungsgelüste haben werden. Sie sind am Kunsthimmel doch schon zu lange das Sternbild der Zwillinge gewesen, um sich nun von den Astronomen als Einzelgestirne neu entdecken zu lassen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Erfinder.

Von Karl A. Tavaststjerna.

Er empfing uns ruhig und höflich, nachdem der Arzt mehrmals an seine Thür geklopft hatte, und bat uns, Platz zu nehmen. Aber seine Gedanken schienen noch bei dem großen Zeichentische, den er verlassen hatte, um uns zu öffnen. Er war ein Mann in mittlerem Alter, hager und blaß, mit eigenthümlich grauen Augen, die uns deutlich sagten, daß seine Gedanken weit weg waren, und er wolle sich nicht bemühen, sie unsertwillen zu sammeln. Als aber der Doctor auf uns hindeutend erklärte, wir seien gekommen, seine Erfindungen kennen zu lernen, wurde er aufmerksamer, musterte uns mißtrauisch und fragte dann traurig: „Welche meiner Erfindungen?"

„Ihre große Erfindung, natürlich," sagte der Arzt.

„Alle Erfindungen sind groß, auch die scheinbar kleinen," wendete er ein.

„Ihre große Erfindung, das lenkbare Luftschiff und das Dampfschiff auf Rädern, meine ich," erklärte der Arzt.

„Sehr gern," antwortete er, „aber ... aber verstehen die Herren derlei Dinge? Es ist Mechanik und Aërostatik, und das interessirt sonst nur Mechaniker und Sportsmen ..."

„Wir sind Beide Sportsmen," sagte ich.

„Luftschiffsport?" fragte er.

„Nein, den haben wir nicht üben können, der ist noch zu theuer. Aber Segel- und Radsport ..."

„Ja, der Luftsegelsport ist noch ein Vergnügen für Wenige, sehr Wenige," fiel der Erfinder lebhaft ein und wandte plötzlich dem Zeichentische, dem er sich genähert, wieder den Rücken. „Aber dafür ist er auch der Sport aller Sporte," fuhr er im gleichen Athemzuge fort. „Laufen und Schwimmen zu lernen, fällt dem Menschen leicht, aber das Fliegen hat er noch nicht gelernt, und darum erscheint auch die Kunst des Menschenfluges als Idealsport."

„Sie haben sich also mit dem Problem der Luftschifffahrt beschäftigt?" fragte ich, vielleicht etwas herablassend und mit gemachtem Interesse.

„Nein," antwortete er trocken, „nicht das hat mich hier in die Irrenanstalt gebracht. Sie müssen nämlich wissen: ich habe mehrere fixe Ideen," setzte er hinzu und lächelte ganz vernünftig.

Es war uns etwas peinlich, daß er so freimüthig über seine Verrücktheit sprach, und wir wußten nicht, was wir dazu sagen sollten, aber der Arzt klopfte seinem Patienten gutmüthig auf die Schulter und bemerkte mit verschmitztem Lächeln: „Ingenieur Ellmann ist nicht verrückter, als ich es bin; er kann es nur nicht lassen, über seine Erfindungen zu brüten."

„Ganz recht!" sagte er selbstbewußt. „Ich kann und will es nicht lassen, über die Geheimnisse der Natur nachzudenken, und da ich das hier in Ruhe thun kann, habe ich mich als geisteskrank einschreiben lassen. Hier ist mein Arbeitszimmer, wie die Herren sehen, hier mein Zeichentisch und hier meine Lectüre — die neueste Fachliteratur auf dem Gebiete der Erfindungen!"

Ich blätterte einige Hefte einer technischen Zeitung an und sah, daß sie neueren Datums waren. Der sonderbare Patient fing an, uns immer mehr zu interessiren, zumal er fortfuhr, äußerst vernünftig sein Hiersein zu erklären.

„Die Leute meinen, ich sei verrückt, und der Doctor hier glaubt es auch, wenn er es auch bestreitet, das können Sie ihm ansehen. Na ja, — verrückt und verrückt! Ich möchte wissen, wer absolut hell genannt werden kann, und nach welcher Scala Ihr die Vernunft meßt. Ich bestreite, daß es eine allgemeingiltige Norm giebt. Unsere menschliche Vernunft ist ein allzu verwickelter Mechanismus, als daß Jemand sagen könnte, diese Vernunft ist besser als jene. Wo haben Sie den vernünftigen Mustermenschen? Zeigen Sie mir ihn erst, dann können wir an die Werthung der menschlichen Vernunft denken. Nun giebt es aber keinen Allen gemeinsamen Ausgangspunkt, ergo kann mich Keiner überzeugen, daß meine Vernunft nicht ebenso gut ist wie die des Doctors, obwohl ich, nebenbei gesagt, finde, daß sie etwas heller ist."

Der Ingenieur machte mit satirischem Lächeln eine bezeichnende Geberde, und der Doctor sah ein wenig blöde aus. Um das Gespräch auf weniger verfängliche Wege zu leiten, benutzte ich die Pause zu der Frage: „Aber Ihre Erfindung?"

Es ging zu seinem Schreibtisch, und wir folgten ihm. Während er in seinen Papieren kramte, sprach er eifrig weiter und demonstrirte dabei.

„Ich habe, wie die meisten anderen Erfinder, Unglück gehabt. Unsere kleinen Staaten sind nicht für Erfinder geschaffen, es fehlt an Capital und Unternehmergeist. In den großen Staaten giebt es noch Möglichkeiten für einen Erfinder, aber in neun Fällen von zehn verhungert er auch dort, oder ein Glücklicherer kommt mit derselben Erfindung vorwärts, womit ein weniger Glücklicher gescheitert ist. Genau so ist es mir mit meinem Dampfboot auf Rädern gegangen, das heißt einem Dampfboot, das im Wasser auf Rädern läuft."

Der Ingenieur zog eine Menge Papiere hervor und breitete sie vor uns aus, während der Doctor, der die Sache wohl schon zehn Mal gehört hatte, gähnte und sich mit der Versicherung zurückzog, der Ingenieur sei kein gefährlicher Kranker, und sein Vortrag sei recht interessant, wenn man ihn zum ersten Mal höre. Außerdem würden wir dem armen Manne eine Stunde ungetrübter Freude verschaffen, wenn wir ihm zuhören und seine Erfindungen sehr genial finden wollten.

Als der Doctor uns verlassen hatte, lächelte der Erfinder spöttisch und sagte: „Es ist seine alte Gewohnheit, mich ein wenig aufzumuntern und meine Zuhörer zu ermahnen, mir ihren Beifall zu schenken. Das ist übrigens hübsch von ihm. Wenn er nur nicht die fixe Idee hätte, ich sei verrückt, so würde er mir ganz gut gefallen. Jetzt ärgert er mich manchmal mit seiner Klugschwätzerei, während er doch so dumm ist, daß er erst vor Kurzem eingesehen hat, daß ich hier gar kein Patient, sondern nur wie in einem Pensionat bin. Uebrigens, meine Herren, ein ganz nettes Pensionat für unglückliche Erfinder, das kann ich Sie versichern!"

Wir zwei Gesunden sahen einander an, und in unseren Köpfen begann sich Alles zu drehen. Wir fingen schon an, zu glauben, der Doctor habe sich mit uns einen Scherz erlaubt, als er uns den Ingenieur als Geisteskranken vorgestellt. Der Ingenieur bemerkte unsere zweifelnden Blicke und lächelte überlegen.

„Ja, ja, meine Herren," sagte er, „Sie finden, daß ich mich vernünftig aufführe, nicht wahr? Und daß ich zu klar und logisch denke und eigentlich allzu klug spreche, um in einer Irrenanstalt zu sein? Aber darüber brauchen Sie sich gar nicht zu wundern, denn ich habe keine Lust, mich verrückter zu stellen, als ich bin. Also — meine Er-

Digitized by Google

findung! Ja, wie Sie vielleicht in den Zeitungen gelesen, hat man kürzlich Versuche angestellt mit Dampfbooten, die auf Rädern im Wasser rollen, statt sich darin vorwärts zu schaufeln. Die Idee ist sehr alt, ich hatte sie schon auf der technischen Schule. Man braucht kein großes Genie, um einzusehen, daß die Reibung gegen das Wasser auf solche Art viel geringer werden muß und die Geschwindigkeit viel größer. Aber meine Idee blieb nur Idee, hier ist die Ausführung leider nur auf dem Papier. In diesem Jahre las ich nun von einem Engländer oder Franzosen, der mehr Glück damit gehabt als ich, und dem es gelungen ist, meine Idee bekannt zu machen und Anerkennung zu finden. Bald soll sie ausgeführt werden. Ich wünsche dem Erfinder Glück."

Er breitete die Zeichnung des sonderbarsten Fahrzeuges aus, das man nur denken konnte. Es war eigentlich kein Schiff, sondern ein Wagen auf colossalen Rädern, die zu einem Drittel ihrer Höhe in Wasser lagen. Der Ingenieur beobachtete uns, ob seine originelle Idee uns imponire, aber ich glaube, wir sahen ziemlich ungläubig aus, denn ohne die Zeichnung näher zu erklären, suchte er eine Zeitung hervor und zeigte uns darin ein ungefähr gleiches Fahrzeug, dessen Beschreibung er uns zu lesen bat. Als wir dies gethan, erschien uns die Idee unzweifelhaft viel ausführbarer, ja ganz einleuchtend. Die Zeitung war nicht sehr alt, und sie versicherte, daß ein solches Fahrzeug schon im Bau sei.

„Da sehen Sie," sagte er, „wie eine Idee viel glaubwürdiger wird, sobald eine große Zeitung sie ausspricht, als wenn ein unglücklicher Erfinder in einer Irrenanstalt sie zeigt! Nicht wahr? Um Vieles glaubhafter! Und um Sie davon zu überzeugen, daß ich die Idee wirklich früher gehabt, bitte ich, das Datum auf meiner Zeichnung zu beachten — sie ist vor acht Jahren angefertigt — und hier das Datum der Zeitung — sie ist einige Monate alt! Ist es nicht merkwürdig, was Glück und Zufall in der Welt bewirken? Ein und dieselbe Erfindung macht den Einen zum weltberühmten Millionär, und den Anderen bringt sie in's Irrenhaus. Es lebe der Zufall, es lebe die Göttin des Glücks!"

Er stellte seine Betrachtungen mit der gleichgiltigen Ruhe und Selbstbescheidung eines lebenslänglich Verurtheilten an. Dabei lag keine Bitterkeit in seinem Ausruf, es war wie eine einfache Wiederholung von Gedanken, die er tausendmal schon früher gedacht. Nun wurde uns etwas ungemüthlich. Sollten wir ihm glauben oder nicht? Ich für mein Theil zog vor, an seiner Priorität zu zweifeln, denn ich glaube gar zu gern an eine allweise Vorsehung und die Belohnung des Verdienstes. Als wir schwiegen, strich er sich nachdenklich über die Stirn und fuhr lebhaft fort:

„Sie sagten, Sie seien Sportsmen, meine Herren? Segel- und Radsportsmen? O, ich habe auch eine gute Erfindung im Segelsport, die kein Anderer bisher gemacht. Es ist das Ballonboot — ein Mittelding zwischen Ballon und Boot. Die Erfindung ist auf André's Erfahrungen mit der sogenannten Schleppleine begründet und auf die modernsten Fortschritte des Yachtbaues. Mein Ballonboot ist eine äußerst leichte Yacht aus imprägnirter Seide, versehen mit einem Steuer in der Mitte oder einem tiefgehenden Kiel. Das Innere der Yacht wird mit Gas gefüllt und nimmt gerade so viel auf, daß das Boot nicht in die Luft steigt, sondern leicht auf dem Wasser ruht. Sind Sie Yachtsegler, meine Herren, so begreifen Sie, von welcher Bedeutung es für die Geschwindigkeit ist, wenn die Reibung mit dem Wasser so gut wie aufgehoben wird. Nun, mit einem kleinen Segel von Seide will ich mit diesem Boot eine Fahrgeschwindigkeit erreichen, die alle bisherigen Dampfschiffsrecorde schlägt. Vor dem Winde laufe ich mit ihm um die Wette, sobald der Kiel aufgezogen ist, und ein Sturmwind kann bekanntlich eine Geschwindigkeit von dreißig Meter in der Secunde haben. Ich berühre kaum die Wellen, der Kiel hält mit einem kleinen Bleigewicht das Boot aufrecht, und die Elasticität der Seide und des Gases hebt alle Stöße auf. Wie eine Schlange schmiegt sich das Boot den Wogen an, „zu schwer für die Luft, zu leicht für die Wogen", wie Ibsen vom Dichtervogel sagt. 30 Meter pro Secunde, macht 1800 Meter in der Minute, 108 Kilometer in der Stunde, also eine Geschwindigkeit von 60 Knoten! Ich glaube kaum, daß mein Dampfboot auf Rädern mehr schaffen wird. Bei Seitenwind und beim Kreuzen muß man vielleicht die Segel reffen und sich mit 10 bis 20 Knoten begnügen, so viel wird das Boot schon aushalten. O ich möchte unsere besten Schnellsegler mit dem Ballonboot wettsegeln sehen! ... Aha, Sie wenden wohl ein, das Gas sei bald aufgebraucht? Wochenlang kann es das Boot gefüllt halten. Verschwindet es allmälig, so wird es durch Luft ersetzt. Natürlich ist eine Luftpumpe im Boot. Und wird das Boot auch etwas schwerer, so hält die Luft es dennoch über Wasser, und es bleibt auf jeden Fall so leicht, daß ich mit ihm doppelt so schnell fahre als jemals ein Segler. Hier ist die Zeichnung, wenn es Sie interessirt!"

Wir sahen eine Zeichnung, ungefähr wie für ein Segelboot. Es lag nichts Einleuchtendes darin, und unser Sportsinn fühlte sich beleidigt. Wir wollten unsere Meinung sagen, als der Doctor gerade zur Thür hereinschaute. Er fand, daß wir uns lange genug bei dem Erfinder aufgehalten, und wir beeilten uns, von ihm Abschied zu nehmen, indem wir ihn versicherten, daß seine Erfindungen uns auf das Höchste interessirten. Er begleitete uns höflich bis zur Thür, lächelte in seiner eigenen Weise und sagte zum Abschied:

„Wollen Sie mir ein ganz besonderes Vergnügen bereiten, meine Herren, so senden Sie mir doch die erste Sportzeitung, worin mein Ballonboot beschrieben ist."

„Aber weßhalb senden Sie nicht selbst Ihr Project an irgend eine Fachzeitung?" fragte ich.

„Meine Pläne kommen nie aus der Pension heraus," antwortete er trocken. „Ich habe es schon mehr als einmal versucht, aber — sie sind ja wahnsinnig, natürlich!"

— — — Bevor wir uns trennten, theilte uns der Doctor noch Einiges über den Erfinder mit: Er war ein wohlhabender Mann gewesen, hatte aber all' sein Vermögen für Erfindungen und Experimente verschwendet. Niemand zweifelte an seinem Willen und Geschick, aber er wandte es nie fruchtbringend an. Eine Stellung in einer mechanischen Werkstatt mußte er verlassen, weil er nur seinen Theorien nachgrübelte. Als er kaum noch die Kleider an seinem Körper hatte, nahmen sich freundliche Verwandte seiner an, und mit seinem Willen wurde er in diese Pflegeanstalt für Geisteskranke geschickt. Er fühlt sich hier wohl und äußert nie den Wunsch, fortzukommen.

„Ist er denn wirklich verrückt?" fragte ich.

„Hm — ja!" antwortete der Doctor. „Verrückt und verrückt ... Wo ist die Grenze zwischen Vernunft und Wahnsinn?!"

Aus der Hauptstadt.

Vendetta.

Mehr haben die drei letzten Wochen zur Charakteristik Wilhelm's II. und seiner Regierungskunst beigetragen, als die öde und inhaltslos verlaufenen drei letzten Jahre, denen von dem Augenblick an Relief und Bedeutung fehlte, da Bismarck es nicht mehr der Mühe für werth hielt, Opposition zu machen. Die verächtliche Bonhommie, womit der Sachsenwäldler am Ende seiner Tage den neuen Cours behandelte, ist inzwischen weiten Volkskreisen in Fleisch und Blut übergegangen. Man nimmt die wackeren Herren, die angeblich die kaiserliche Politik vor'm Lande vertreten und sich doch bei jeder Gelegenheit hinter dem Kaiser verstecken, so wenig ernst wie er, und man ist ihrem Thun und Treiben gegenüber so abgebrüht, daß die hochgradige, immer ausschweifender werdende Selbstverleugnung dieser Dulder längst schon Niemanden mehr in Erstaunen setzt oder gar unerhört dünkt. Das Interesse der Bevölkerung gehört nur noch dem Fürsten allein, dessen Entwickelung jetzt offenbar an ihrem kritischen Punkte angelangt ist. Der Kampf um die Canalvorlage und seine Begleiterscheinungen beleuchten hell die Herrschereigenschaften Wilhelm's II. und damit seine wie Deutschlands Zukunft. Daß im Hader dieser Tage seiner Minister überhaupt noch Erwähnung geschieht, hat seinen Grund nur in der angeborenen Verfassungsduselei der Deutschen, der leider noch immer Rechnung getragen werden muß.

Nicht leicht wird man dem Fürsten Chlodwig von Hohenlohe altrömische Tugenden und Untugenden nachsagen können. Weder die starre Zähigkeit noch die Kraft des Hasses eignet ihm, welche beiden nützlichen Eigenschaften den Weltbesiegern ihre Aufgabe so sehr erleichterten. Aus seiner innigen Freundschaft mit den Koryphäen der freiwillig officiösen Presse erhellt, daß er auch die antisemitischen Neigungen der Forumanwohner nicht theilt, und wenn man schon zugeben muß, daß er als Vorleser jeden Martial beschämt, so darf man andererseits seine Rednergabe gerechter Weise nicht mit der des älteren Cato vergleichen. Nach alledem nimmt es eigentlich Wunder, daß dieser so ganz moderne, so wahrhaft liberale Herr auf seine alten Tage plötzlich eine der minder erfreulichen socialen Einrichtungen des verschollenen Römerreiches nachahmt und ganz sullanisch mit Proscriptionslisten wirthschaftet. Es hat den Anschein, daß der Fürst Reichskanzler in einer schläfrigen Stunde, wo er die Zeit nicht anders todtzuschlagen wußte, Mommsen's Geschichte durchblätterte und dabei auf den Gedanken kam, die beleidigte preußische Regierungsautorität nach antikem Muster zu rächen. Zum Mindesten ist dies immer noch die einleuchtendste und verfassungsmäßigste Begründung des curiosen Schrittes, den das unglückselige Staatsministerium zur Niederschlagung der Landrathsrebellion that und der als komisches Intermezzo in hohem Ansehen stehen wird, so lange es einen neuen Cours und Leute von Humor giebt.

Wer den unberechenbaren Bahnen der nachbismarckischen Sterne am Himmel deutscher Staatskunst treulich gefolgt ist und jede wirre Zickzack-Linie zu photographiren suchte, den wird es Angesichts des Canalrummels wie grenzenloses Mitleid überkommen, und er wird eine Kritik dieser Regierungshandlungen unterlassen. Giebt es doch einen fröhlichen Dilettantismus, dem gegenüber jeder Widerspruch verstummt; giebt es doch eine rührende Hülflosigkeit, deren große Kinderaugen jede Nörgelei unmöglich machen. Gehorsam ist des Christen Schmuck, und es hat niemals bessere Christen als die königlich preußischen Staatsminister gegeben. Aber aller Muth und aller Geist darf auch dem unbeschränktesten Gehorsam nicht fehlen, weil er dann als beschränkt, und als etwas Schlimmeres noch, erscheint. Gewiß, der Mittellandcanal hat von Anfang an begeisterte Vertheidiger nur in den Kreisen der Ruhrkohlen-Interessenten gefunden, die den oberschlesischen Grubenbesitzern den Garaus machen zu können hofften, und bei den hoffnungsfreudigen Besitzern von Cementactien. Nichts destoweniger war die Durchdrückung des Canalprojectes Ehrensache für die Regierung geworden, nachdem sie zugelassen hatte, daß der Monarch sich wiederholt unzweideutig und nachdrücklich dafür in's Zeug legte. Aus einer bloßen Zweckmäßigkeitsfrage, die man über Gebühr aufgebauscht hatte, ward durch das Eingreifen Wilhelm's II. eine politische Machtfrage. Zweifellos hätte das Ministerium diese Entwickelung dadurch verhindern können, daß es den falsch berichteten Fürsten bei Zeiten über die wahre Stimmung der Bevölkerung und des Parla-

Digitized by Google

mentes aufklärte. Aber solche Aufklärungsarbeit erwartet man vergeblich von Staatsmännern, die zum überwiegenden Theil höchstens politische Kammerherren sind, die sich immer und immer wieder dirigiren und commandiren, sich von den kaiserlichen Reden eben überraschen lassen wie das Zeitungsleserpublicum, und deren gesammte gesetzgeberische Thätigkeit auf gelegentlichen rhetorischen Aeußerungen des Monarchen fußt. Nachdem indeß das Ansehen der Krone einmal in die Wagschale geworfen worden und der Fürst mit aller Macht seiner Persönlichkeit für den Canal eingetreten war, gab es für sein Ministerium kein Zögern mehr. Mochte es der Willenskraft und der Wucht der eigenen Ueberzeugung immerhin entbehren, so mußte es dies Manko jetzt durch verdoppelte Dienerschlauheit und rücksichtslosen Fleiß ersetzen. Eine Ablehnung der Canalforderung war gleichbedeutend geworden mit einer schweren Niederlage der Krone. Und wenn schon kein monarchisch gesinnter Mann ihr diese Schlappe wünschen konnte, obwohl sie selbst sie verschuldet hatte, so war es ernsteste und heiligste Pflicht der verantwortlichen Rathgeber der Krone, solchen Ausgang unter allen Umständen zu verhüten. Statt dessen that man in ahnungsloser Begrenztheit Alles, ihn herbeizuführen. Man stellte die ausschlaggebende conservative Partei vor das ungeheuerliche Dilemma, sich selbst das Rückgrat zu brechen, und nicht genug daran, wollte man sie zur Prostitution vor allem Volke zwingen. Die preußischen Conservativen haben für den neuen Cours schon so viel gethan, daß ihnen zu thun nichts mehr übrig blieb. Knickten sie auch bei der Canalfrage ohne ersichtlichen Grund in die Knie, auf einen bloßen, ungnädigen Wink hin, so hatten sie sich endgiltig ihr Urtheil gesprochen. Auch dachte die Regierung gar nicht daran, den Rückzuglüsternen unter ihnen goldene Brücken zu bauen; sie hielt sie vielmehr durch allerlei plumpe Drohungen mit Gewalt in ihren Stellungen fest. Dem Fasse schlug den Boden aus die famose Unterredung, die der nun entlassene Minister des Innern kurz vor der dritten Lesung mit seinen Landräthen pflog. Jetzt war es jedem dieser Parlamentarier absolut unmöglich gemacht, noch in letzter Stunde umzuschwenken. Er hätte sonst Schändlicheres als politischen Selbstmord vollzogen; mit eigener, schamloser Hand hätte er sich auf offenem Markte entehrt. In die zerrütteten und schwankenden Reihen der Conservativen kam nun erst die kalte Entschlossenheit, die die Aufrechten lange vergebens gepredigt hatten. Und während man vor dem Beginn der großen Ferien in eingeweihten Kreisen kaum noch an der Mehrheit für die Vorlage zweifelte, bereitete man sich nach dem Recke'schen Privatissimum mit Ernst auf alle Consequenzen der Ablehnung vor.

Die über Erwarten stattliche Majorität, die den Mittellandcanal und seine Appendize verwarf, brachte das Ministerium außer Rand und Band. Erschreckt und besinnungslos harrten die Excellenzen des Glockenzeichens von oben. Im Grunde gab es nur eine Antwort auf die ablehnende Haltung des Landtages: die sofortige Auflösung. Sie durfte nicht hinausgeschoben, nicht gemildert, durch keinerlei ängstliche Erwägungen beeinflußt werden. Seine Majestät der König hatte eine Bataille verloren, Autorität und Ansehen der Krone hatten, gleichgiltig welches der Anlaß dazu war, einen unerhört derben Stoß erlitten und schrieen nach Revanche. Aber Herr von Miquel war auch diesmal zu klug. Er bewies seinen Collegen zweierlei: erstens, daß eine liberale Kammermehrheit, wie sie zur Annahme des Canalplanes doch nöthig war, das Preußen Wilhelm's I. zu Grunde richten würde, und zweitens, daß eine solche Kammermehrheit einfach nicht zu erzielen sei. Unter allen zwölf bis zwanzig Wahlordnungen, nach denen augenblicklich in Deutschland gewählt wird, hat der verberlinisierte Liberalismus im letzten Decennium Jahr für Jahr immer schlechtere Geschäfte und schließlich glatt Bankrott gemacht. Es fiel Miquel nicht schwer, seine unschuldigen und unsichern Collegen mit derlei scheinbar real-politischen Erwägungen zu gewinnen. Obgleich die freisinnige Presse nicht versäumte, Abends und Morgens mit erfrischender Ehrlichkeit und Herzlichkeit über die unverzeihliche Schädigung des königlichen Ansehens zu jammern, und obwohl alle Denuncierkünste sprangen, wagte der Ministerpräsident und seine Gehilfen dem preußischen Abgeordnetenhause doch die Freundschaft nicht aufzukündigen.

So blieb ihnen nur ein Weg übrig, ein minder ehrenvoller zwar als der Kriegspfad, den zu beschreiten sie nicht riskirten, dafür aber auch ein mehr Erfolg versprechender. Was mit Gewalt und Drohungen nicht durchzusetzen gewesen war, mußte man in Güte zu erreichen suchen. Onkel Chlodwig setzte die Flöte an den Mund und probirte eine sanfte Melodie, deren Perlentöne die Schlußfeierlichkeiten des Vereinigten Landtages verschönten. Von Auferstehung und Wiederkehr des herrlichen Canalplanes, von lächelnder Hoffnung und Liebeslust klang es darin. Die sonst dem großen Florentiner in ihren grobdrähtigen Gedankengängen so wenig ähneln, schienen sich nun doch noch der alten Weisheit erinnert zu haben, daß nicht der Sturmwind, sondern allein die Sonne dem Wanderer den Mantel abzunehmen versteht.

Aber es ist das Schicksal des neuen Courses, daß er dem alten unmittelbar folgte. Obwohl er Bismarck's so wenig bedurfte wie der bismärckischen Kunst, hat er sich doch nicht völlig von ihm befreien können. Mitunter, so scheint es, überkommen den bedauernswerthen Erben krankhafte Anwandlungen von Energie, mitunter kann er sich der Reminiscenzen nicht erwehren, und dann denkt, dann handelt er im Geiste Bismarck's, zumal er eigenen nicht hat. Schade, daß dies immer an falscher Stelle geschieht. Schade, daß die Energie immer nur nach einem Kronrath grassirt.

Der vom Fürsten Chlodwig unterzeichnete Erlaß an die Oberpräsidenten ähnelt obenhin gewissen Ausführungen des alten Kanzlers und die Maßregelung der Landräthe nimmt sich in der Entfernung beinah wie eine That aus. Aber es ist nicht nur der gewundene, ängstliche, in jeder Hinsicht undeutsche Stil des Schriftstücks, der es als ein Originalerzeugniß des neuen Courses kennzeichnet, und es ist nicht nur das Unerwartete, Verspätete in der Unternehmung gegen die canalfeindlichen Beamten, wodurch die erhoffte Wirkung aufgehoben wird. Fürst Chlodwig verlangt von den höheren politischen Beamten, daß sie die ihnen bekannten Anschauungen der Regierung vertreten und die Durchführung der Regierungspolitik erleichtern, sowie das Verständniß dafür in der Bevölkerung erwecken und pflegen sollen. Diese Marschroute ist klar und leicht zu befolgen, wenn sie von einem Ministerium ausgegeben wird, dessen Politik aller Welt bekannt ist und dessen politische Grundsätze ein für allemal feststehen. Obgleich man auch dann mit Recht einwenden könnte, daß die Hauptarbeit der Landräthe gerade die ist, der Regierung reinen Wein über die Stimmungen und Meinungen der Bevölkerung einzuschänken, damit sie dann um so eher grobe Fehlgriffe vermeiden kann. Eine Mittellandcanal-Vorlage und die damit verbundene ungeheure Blamage der Regierung wäre uns und ihr erspart geblieben, wenn sie sich rechtzeitig über die weitgehende Gleichgiltigkeit der Bevölkerung diesem Culturwerke gegenüber unterrichtet hätte. Weit bedenklicher ist indeß die Thatsache, daß es heute auch dem fixesten und unbedenklichsten Landrathe kaum möglich sein wird, die Anschauungen der Regierung mit eben der Schnelligkeit zu vertreten, wie diese Anschauungen zu wechseln. Es ist ja wahr, nicht nur zwischen der Redaction der Vossischen Zeitung und manchen Nordseebädern, sondern auch zwischen Berlin und den Landrathsstädten besteht telegraphische Verbindung. Trotzdem liegen gewisse Schwierigkeiten vor, die politischen Beamten stets prompt über jeden Frontwechsel in der Regierungspolitik auf dem Laufenden zu halten. Ist es doch vorgekommen, daß selbst Fürst Chlodwig die eigentliche Meinung seiner Regierung über eine so wichtige Frage wie den Arbeitswilligenschutz erst aus den Morgenblättern erfahren hat. Schreibt man selbst allen Landräthen die Fähigkeit zu, nach kurzer telegraphischer Aufforderung alsbald die Ueberzeugung zu wechseln, und dies, wenn's Noth thut, öfter am Tage, wie das Chamäleon die Farbe wechselt, so muß man doch immer noch Rücksicht auf die guten Sitten nehmen. Wenn der Landrath heute verbrennt, was er gestern angebetet hat; heute auf Oom Paul und die Burenbarbaren schimpft, während er sie gestern antoastete, heute in Professor Wagner, morgen in Stumm den socialen Messias preist — wohin geräth er da in der Achtung seiner doch immerhin minder beweglichen, schwerfälligen Kreisangehörigen! Wir sind nicht alle Staatsminister und staatsministerell veranlagt. Besteht also nicht dringende Gefahr, daß just solches Verhalten die allzu oft berufene, noch von Niemandem bemerkte Autorität der Staatsregierung schwächen, ihre sogenannte Kraft lähmen und Verwirrung in den Gemüthern hervorrufen würde, wie es in Fürst Chlodwig's Erlaß so schön und ergreifend heißt?

Dieser Erlaß jedoch setzt sich aus Worten zusammen, und der neue Cours hat der Worte so viel gewechselt, daß lange schon Niemand mehr Achtung giebt auf sie. So ist er der Nothwendigkeit enthoben, logisch zu sein und zu schreiben. Ein Anderes ist es um die Rachethat, die 22 beamtete Canalgegner auf Wartegeld setzte. Den politischen Zweck dieser Uebung wird kein Historiker jemals ergründen. Denn daß die Regierung auch nur einem der Betroffenen die dumme Infamie zutraut, jetzt von der Opposition abzuschwenken und der paar Gehaltsgroschen wegen in Begeisterung für das große Wasser aufzuflammen, das ist schlechterdings ausgeschlossen. So bleibt nichts übrig, als die Annahme, daß man im ersten Aerger über die verdrießliche, obschon redlich verdiente Niederlage doch wenigstens eine kleine persönliche Revanche üben wollte. Indeß, Rache ist immer unpolitisch, selbst wenn sie kalt genossen wird, was hier nicht der Fall war. Die unglaubliche Action birgt des Thörichten so viel, daß man allen seinen Ausstrahlungen kaum zu folgen vermag. Ganz besonders scharf tritt indeß der Unverstand zu Tage, der vom politischen Gebiet auf das persönliche hinübervoltigirt, Männer wie Schulbuben abstrafen will und mit kleinlichen Verfolgungen da eingreift, wo ihm die Kraft, zu überzeugen, ausgegangen ist. Auch wenn der verwerfliche Racheact nicht verfassungswidrig wäre, auch wenn er nicht einen einzigen Aufschrei aller nobel Denkenden hervorgerufen hätte, auch dann noch qualificirte er sich als der gröbste aller Fehler und die kindlichste Dummheit, die die Regierung in dieser unseligen Angelegenheit begangen hat. Dank ihr werden wir in der Politik zu corsicanischen Zuständen gelangen. Die nur halb todtgeschlagenen Märtyrer dürsten nach Rache, und bald genug wird die Vendetta in üppiger Blüthe stehen. Wer der Stärkere ist, haben die Conservativen dem Ministerium Hohenlohe erst eben gezeigt. Die Maßregelung der Landräthe wird den Einfluß der Desperados und damit die Druckkraft der Partei erhöhen. Schon bleichen Recke's und Bosse's Gebeine auf der Wahlstatt. Ueber ein Kleines liegen, daran ist kein Zweifel, auch die anderen Schuldigen vom Vendettastahl gefällt auf der Strecke, gesellschaftlich wie politisch geächtet, und Miquel kann sich glücklich schätzen, wenn er aus diesem jammervollen Schiffbruch wenigstens den Ruhm seiner Klugheit rettet. Als er den Collegen zum Frieden rieth, als er sie glücklich davon überzeugte, daß es das Beste sein würde, beide Augen zuzudrücken, Alles zu vergessen und die ganze Sache zu vertagen, da leuchtete noch einmal sein Licht. Miquel und mit ihm die ganze Regierung, die dem Ueberlegenen auch hierin blindlings folgte, sind dann schwach genug gewesen, einen gemessenen Befehl, der ihre den Umständen schlau angemessene Tactik durchkreuzte, nicht mit der sofortigen Demission zu beantworten. Und nun schauen sie bleich der Nemesis, der Vendetta in's starre Antlitz.

Caliban.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Seydlitz: Allg. Hist. Porträtwerk 1888, 3 Liebhbde. 100 M. — Gesch. d. dtsch. Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Gesch. d. Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Brehms Thierleben Kl. Ausg., 3 Bde. 15 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—
¼ Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 16. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

2 Oct. 99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die agrarischen Fragen und der Socialismus. Von Paul Ernst. — England und Transvaal. Von Franz Eißenhardt. — Zur Handwerksorganisation. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** Zwei königliche Literaturfreunde. Von Robert Waldmüller-Duboc. — Warum fehlt den Modernen das „große" Drama. Von Hanns von Gumppenberg. — **Feuilleton.** Die Spielhölle. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Vasallen. Von Caliban. — Rückblick auf die Sommerausstellungen. Von J. Norden. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die agrarischen Fragen und der Socialismus.

Von Paul Ernst.

In dem Streit innerhalb der Socialdemokratie, dessen äußere Form der Kampf um die Ausführungen Bernstein's ist, spielt eine sehr wichtige Rolle die Stellung der Socialdemokratie zu den agrarischen Fragen. Schon seit Jahrzehnten lagen hier ungelöste Probleme, während in den industriellen Dingen die erlösende Formel gefunden zu sein schien. Unter dem Socialistengesetz war deren Discussion niedergehalten gewesen; unmittelbar nach dessen Aufhören begann sie wieder, ohne bis jetzt ein eigentliches Resultat erzielt zu haben. Als das Agrarprogramm debattirt wurde, zeigten sich die merkwürdigsten Anschauungen, aus denen hervorging, daß die Einen noch immer mechanisch das, was sie aus der Betrachtung der Industrie gelernt hatten, auf die ganz anderen Verhältnisse der Landwirthschaft übertrugen, und die Andern, welche doch wenigstens so viel wußten, daß die Landwirthschaft eine principiell verschiedene Betrachtung erforderte, kritiklos allerhand Reformvorschläge zusammenstellten, die häufig genug allen Principien der Socialdemokratie Hohn sprachen, etwa zum Beispiel auf eine Erhöhung der Grundrente auf Kosten des übrigen Volkes hinausliefen.

Von Karl Kautsky, der heute den Anspruch machen dürfte, der Nachfolger von Marx und Engels in der geistigen Leitung der Partei zu sein, kam dann ein Buch heraus, das im Wesentlichen, mit geringen Concessionen an die realistische Richtung, die alten Doctrinen, welche aus der industriellen Entwickelung hergeholt sind, enthält; ein jüngerer Schriftsteller, Friedr. Otto Hertz, hat gegen diese Schrift eine Antwort verfaßt, welche zwar für den mit der allgemeinen ökonomischen Literatur Bekannten kaum Neues enthält, aber doch sehr interessant ist für die Beobachtung, wie sich allmälig gegenüber jenem reinen Doctrinarismus, der sich überhaupt nicht an die Wirklichkeit kehrt, sondern nur das construirte Bild vor sich hat, die realistische Betrachtung immer mehr Bahn bricht; damit auch die Wahrscheinlichkeit einer ruhigen Entwickelung zu der höheren Gesellschaftsordnung, zu der ja Alles tendirt. Die von Kautsky vertretene, etwas modificirte, orthodox-marxistische Ansicht ist in der guten Zusammenfassung von Hertz folgende: Der Großbetrieb ist dem Kleinbetrieb in allen bedeutenden Zweigen der Landwirthschaft technisch überlegen, wenn auch nicht in dem Grade, wie in den entscheidenden Zweigen der Industrie. Infolge der Landwirthschaft eigenthümlicher, durch den Capitalismus selbst entwickelter Tendenzen ist ein Untergang des Kleinbetriebs in der heutigen Gesellschaft ebenso wenig zu erwarten, wie der des Großbetriebs. Trotzdem wachsen die Schwierigkeiten der Waaren producirenden Landwirthschaft im steigenden Maaße; die ökonomische Entwickelung der reinen Landwirthschaft endigt in einer Sackgasse, diese kann nicht vorwärts und nicht rückwärts, nicht leben und nicht sterben. Es muß ein Anstoß von außen kommen, um die Landwirthschaft aus dieser Sackgasse zu befreien. Diesen Anstoß erwartet Kautsky von einer Industrialisirung der reinen Landwirthschaft, von der Entwickelung der landwirthschaftlichen Nebengewerbe, der Ersetzung landwirthschaftlicher Producte durch industrielle Surrogate. Die steigende Abhängigkeit der Landwirthschaft von der Industrie und die ausgesprochene Richtung dieser zum Socialismus würden dann bewirken, daß die Industrie die Landwirthschaft gleichsam in den Socialismus mit sich hinüberreißt, wie dies angeblich schon beim Uebergang vom Feudalismus zum Capitalismus der Fall war. Einer Gewinnung der Bauernschaft steht Kautsky pessimistisch gegenüber, er ist zufrieden, wenn diese neutralisirt wird. Ueberdies sei diese zur Eroberung der politischen Macht nicht nothwendig, denn die weitaus große Masse der Kleinbauern gehöre zum Lohnproletariat, sei also durch eine energische Vertretung der Interessen der landwirthschaftlichen Lohnarbeit zu gewinnen. Wenn die Socialdemokratie alsdann ihr Ziel erreicht hat, würde der Boden Eigenthum der Gesellschaft werden und im Großbetrieb für sie bearbeitet.

Schon für die Industrie beginnt man heute doch einzusehen, daß die früheren Generalisirungen, die aus der classischen Nationalökonomie herrühren, nicht angebracht sind. Die Baumwoll-Industrie war das Paradigma gewesen, nach dem man alle Industrien abgewandelt hatte; heute wissen wir, daß der Entwickelungsgang: Handweber, der für den Kunden arbeitet — Handweber, der für den Verleger arbeitet — Fabrikarbeiter — gar nicht allgemein zu sein braucht, etwa daß in einem Gewerbe der alte Handwerksbetrieb unmodificirt, im anderen modificirt bestehen bleibt, oder daß ein Gewerbe nur bis zur Verlagsindustrie kommt Weder ist der Großbetrieb überall dem Kleinbetrieb wirklich überlegen, noch hat er überall die Möglichkeit, seine abstracte Ueberlegenheit geltend zu machen, weil andere Factoren hindern. Noch viel mehr muß man sich vor dem Generalisiren hüten in der Landwirthschaft, wo die natürlichen, socialen, histo-

Digitized by Google

rischen, geographischen und sonstigen Bedingungen stets eine so große Bedeutung haben. Hier verwirren sich die Tendenzen so, daß man allgemeine Sätze, wie: „der Großbetrieb ist dem Kleinbetrieb überlegen“ oder auch umgekehrt, gar nicht aufstellen kann. Man kann nur zweierlei constatiren: Erstens, daß in gewissen Zeiten der Großbetrieb sich auf Kosten des Kleinbetriebes ausgebreitet hat und in andern der Kleinbetrieb auf Kosten des Großbetriebes; und daß heute, wenn man die Dinge statistisch oder auch einfach unbefangen theoretisch betrachtet, der mittlere und Kleinbetrieb überall den Großbetrieb zurückdrängt. Und zweitens, daß gewisse Vortheile sich immer beim Großbetrieb und gewisse andere immer beim Kleinbetrieb finden, etwa so: in der Viehzucht ist an sich der individualisirende und das einzelne Stück liebende Kleinbesitzer dem Großbesitzer überlegen, der die Arbeiten durch schablonisirende und weniger interessirte Leute vornehmen läßt; da aber zur ordnungsmäßigen Aufzucht von Pferden ein größeres Areal gehört, so hat trotzdem hier der Großbesitzer einen Vorzug. Sollten große Gemeinweiden vorhanden sein, so könnten trotzdem die Bauern bessere Resultate erzielen. Wenn neue, vortheilhaftere Methoden sich Bahn brechen, etwa Kreuzung mit fremdem Blut, so ist zunächst wieder der Großgrundbesitzer im Vortheil, denn er ist intelligenter, dem Neuen zugänglicher und hat größere Mittel zur Verfügung; späterhin, und die Zeit richtet sich nach der höheren oder geringeren Intelligenz der Bauern, nehmen diese durch Benutzung provinzialer, communaler oder vielleicht genossenschaftlicher Einrichtungen diese Vortheile gleichfalls auf. Bei alledem muß man dann noch bedenken, daß in dieser Provinz schon ein Rittergut ist, was in der anderen noch als Bauerngut gilt. Das ist ein einfaches und vereinfachtes Beispiel. Schon aus ihm kann man ersehen, daß allgemeine Behauptungen über die größere Concurrenzfähigkeit der einen oder anderen Art ganz werthlos sind. Es kommt dazu, daß man bei der Untersuchung auseinanderhalten muß: soll sich die größere Concurrenzfähigkeit darauf beziehen, daß mit den geringsten Mitteln das werthvollste Product erhalten wird; oder daß der Besitzer leichter oder schwerer bestehen kann den Anderen gegenüber. In der Industrie wäre die Frage sinnlos. Aber im landwirthschaftlichen Betriebe werden eine große Menge von Producten erzeugt, die der Besitzer selbst consumirt; es ist nun sehr möglich, daß er im Wesentlichen sein Leben von diesen Producten fristet und das, was er nicht verbraucht, dann zu einem billigeren Preis verkaufen kann, nicht nur, als es ihm an Arbeit ꝛc. kostet, sondern auch, was es dem kosten würde, der technisch ihm überlegen ist.

Fragt man nach dem „Zusammenbruch“, so kommt natürlich nur diese letzte Art von Concurrenzfähigkeit in Frage. Nun sehen wir aber heute bei uns den Parcellenbesitzer höhere Preise für das Land zahlen als den Bauern, und diesen wieder höhere als den Großgrundbesitzer; und trotzdem besteht der Erstere in seiner Art besser als der Zweite und dieser wieder besser als der Dritte. Das beweist doch klar, daß der Kleinbesitzer heute dem Großgrundbesitzer überlegen ist, wenn es sich um Concurrenz dieser Art handelt. Daß die Kleinbesitzer ihre Nöthe haben, ist gar keine Frage; aber es sind keinerlei Nöthe dabei, die ihre Existenz als Classe gefährden; darauf kommt es hier an. Umgekehrt ist heute die Existenz der Großgrundbesitzer-Classe gefährdet; denn wenn das Fallen der Preise noch weiter anhalten würde, so könnten sie ihren Betrieb nicht weiter fortsetzen: ohnehin werden schon Viele lange mit Unterbilanz arbeiten. Man braucht sich ja nur in der Geschichte umzusehen: fallende Grundrente hat stets Rückgang der großen Besitzer zu Gunsten der kleinen zur Folge. Die verschiedenen europäischen Staaten erkennen diese Tendenz auch an, indem überall, bald bessere, bald schlechtere, Gesetze entstanden sind, welche die Parcellirung der großen Güter und den Erwerb der Parcellen durch kleine Leute ermöglichen sollen. Das schlechteste dieser Gesetze sind die preußischen Rentengütergesetze. Und es liegt gar nicht im Wesentlichen der Entwickelung, daß alsdann ein verkommender Kleinbauernstand geschaffen wird; wenn die Parcellirungen intelligent und ehrlich vorgenommen werden und die Leute nicht mehr bezahlen, als der augenblickliche Großgrundbesitzer-Werth ist, der durchaus nicht etwa niedrig steht, so müssen sie sehr gut auskommen können; werden die Leute zu einer übermäßigen Bezahlung verführt, wie das durch die preußischen Gesetze geschieht, so, haben sie natürlich eine gedrücktere, unter Umständen wirklich elende Existenz in Aussicht. Aber das ist die Schuld eines von Interessenten gemachten Gesetzes und durchaus nicht wirthschaftlich-technische Nothwendigkeit.

Der allgemeine Grund für die gegenwärtigen Leiden der Landwirthe ist der, daß der anbaufähige Boden sich durch die rasche Entwickelung der Communicationsmittel schneller vergrößert hat, als die Bevölkerung sich vermehrt, und daß dadurch ein Druck auf die Grundrente ausgeübt wird. Schon sonst hat es Zeiten fallender Grundrente gegeben, und sie zeigten dieselben Erscheinungen, wie wir heute beobachten. Irgend welche principielle Schwierigkeiten der bestehenden Wirthschaftsform liegen hier nicht. Wenn man die Marx'sche Krisentheorie bezweifelt, so giebt es solche principiellen Schwierigkeiten auch nicht in der Industrie. Unzweifelhaft muß ja für unsere Wirthschaftsform einmal eine Katastrophe kommen, wenn die Dinge so fortgehen, daß nämlich die productiven Fähigkeiten der Gesellschaft immer stärker wachsen, als ihre consumtiven. So lange aber der Weltmarkt noch ausdehnungsfähig ist, ist sie noch nicht zu befürchten. Und die Art der Katastrophe muß in der Industrie ganz anders sein als in der Landwirthschaft; denn in der Landwirthschaft erarbeitet der Arbeiter auf jeden Fall ein Minimum, nämlich das, was er selber verzehrt; denn er kann unmittelbar von seinem Product leben; in der Industrie erarbeitet er eventuell Null, denn wenn sein Product unverkäuflich ist, so ist es überhaupt werthlos, weil er von seinem Product nicht unmittelbar leben kann. Macht man ja doch schon jetzt Versuche, das Geldbudget eines Gutes wieder zu verkleinern, indem man dem Arbeiter wieder mehr Bodennutzung und Naturalantheil zuweist. Denken wir uns die furchtbarste Krise über ein Land dahingebraust: alle Fabriken werden still stehen, denn es kann Niemand etwas von ihnen kaufen; aber auf dem Lande werden die Leute noch immer arbeiten können: die Bauern, welche ihren Bedarf an Dingen, welche sie kaufen müssen, auf ein Minimum einschränken, und die Gutsbesitzer, welche ihre Arbeiter durch einen Theil des Gutsertrags ernähren und den Rest für sich behalten. Das landwirthschaftliche Product muß eben nicht unter allen Umständen Waare werden; das ist das große Geheimniß der Solidität des landwirthschaftlichen Erwerbes. Nur zwei Dinge können hier gefährlich werden: hohe Steuerlasten und hohe Hypothekenzinsen. Eine Krisis würde doch eben darin bestehen, daß die letzteren erleichtert würden, indem Bankerotte stattfinden, durch welche ja die Besitzer als Personen wechselten, aber doch alles Uebrige erhalten bleiben könnte; und die Steuerlasten haben doch auch ihre Grenze eben an der Leistungsfähigkeit. Wenn nicht der Boden ruinirt und das Volk corrumpirt ist, kann auch das überstanden werden, wie es ja doch schon vielfach überstanden ist. Kautsky ist wohl nicht zum klaren Bewußtsein dieses Unterschiedes gekommen; indessen hat er doch den Einwänden der Realisten genügend nachzugeben, um den „Zusammenbruch“ auch nicht für die Landwirthschaft zu erwarten, sondern nur „sich steigernde Schwierigkeiten“. Den „Zusammenbruch“ erwartet er vielmehr dadurch, daß die Industrie immer mehr der Landwirthschaft ihr Gebiet abgraben werde, und daß man schließlich Alles, was der Mensch gebraucht, chemisch und industriell herstellen werde.

Vor allen Dingen würde diese technische Entwickelung kaum so schnell gehen, als die rasende ökonomische Entwickelung der Industrie, wo doch spätestens in einem Menschen-

Digitized by Google

leben die Grenze erreicht werden muß, über die hinaus jede Steigerung des Absatzmarktes unmöglich ist. Außerdem ist doch mindestens fraglich, ob man die Beefsteaks und Semmeln chemisch wird billiger herstellen können, als es heute durch den Landwirth geschieht; und endlich ist bekanntlich der Mensch nun einmal darauf eingerichtet, seine gegenwärtige Nahrung zu kauen und zu verdauen, und nicht nur eine chemische Kraftpille von einigen Millimetern Durchmesser zu verschlucken; höchstens, man müßte dann noch für die Beschäftigung des Magens Quantitäten werthlosen Stoffes zugeben, wie zu dem Kraftfutter den Häcksel oder den Kaff. Das sind doch alles Dinge, die man gar nicht ernsthaft nehmen sollte; solche Prophezeiungen sind es am meisten, welche die Socialdemokratie in Mißcredit gebracht haben. Indessen ist nach Kautsky's Meinung eine Eroberung der besitzenden Classen auf dem Lande gar nicht nöthig, denn die Besitzlosen seien so in der Ueberzahl, daß deren Anhang für die Socialdemokratie schon genüge. Es ist ein großes Verdienst des Buches von Hertz, daß es diesen Irrthum widerlegt. Der statistische Beweis kann natürlich hier nicht wiederholt werden. Wenn die Socialdemokratie die Herrschaft erlangt hat und die Gesellschaft, resp. die Vertheilung und Benutzung der Productionsmittel nach ihrem Programm regulirt, soll nun nach Kautsky's Meinung der Großbetrieb überall eingerichtet werden. Er muß also annehmen, daß er der „concurrenzfähigste" in der ersten Bedeutung des Wortes, die wir oben explicirten, sei. Nun ist ja in manchen Fällen der Großbetrieb das allerdings, so in der gesammten Forstwirthschaft. Im Allgemeinen aber ist er es nach dem heutigen technischen Stande der Dinge, von dem wir doch allein ausgehen können, und bei der Annahme höherer Bildung der Landwirthschafttreibenden, die wir in einer socialisirten Gesellschaft auch machen müssen, nicht. Für den Getreidebau scheint heute diejenige Betriebsgröße die vortheilhafteste zu sein, welche die Anwendung aller modernen Feldmaschinen ermöglicht und dabei eine Bauernfamilie ohne fremde Hülfe voll beschäftigt. Das ist die amerikanische Durchschnittsfarm von 160 acres. Vergrößerung des Betriebes wäre für die socialistische Gesellschaft durchaus sinnlos, denn durch das Arbeiten von mehr Menschen wird durchaus nichts gespart, sondern, durch die Verlängerung der Wege, wird die Arbeit nur unproductiver.

Wer die Erfolge der Domänenverwaltungen mit eigener Regie und mit Verpachtung kennt, die auch Hertz erwähnt, oder wer, ganz unwissenschaftlich, nur weiß, was Landarbeit überhaupt bedeutet, der weiß, daß ohne ein Eigeninteresse die Arbeit auf dem Lande viel weniger Werth hat, als die mit dem Interesse am eigenen Besitz. Eine gesellschaftliche Production in der Landwirthschaft ist so lange die reine Utopie, bis nicht das moralische Durchschnittsniveau der Menschen auf die Höhe gehoben ist, die einige wenige besonders Pflichttreue haben; bei der Verschlechterung der Sittlichkeit und der Rasse, welche unsere moderne Entwickelung, besonders durch das massenhafte Hereinziehen der Polacken und das Gehenlassen der Tüchtigsten in die Städte, verursacht hat, wäre das besonders schwer. Es kommt heute wohl nicht mehr viel vor, daß Landarbeiter im Tagelohn ebenso viel leisten, wie im Accord. Indessen eine von der Gesellschaft ausgehende Regelung der Production, d. h. ein einfaches Vorschreiben, was im Allgemeinen in einem bestimmten District gebaut werden, resp. an die Gesellschaft abgeliefert werden soll, und individueller Besitz am Boden ist ja doch durchaus zu vereinigen. Wenn man etwas genauer zusieht, so ist das die Form, in welcher asiatische Gesellschaften mit höher entwickelter städtischer Cultur gelebt haben. Was das Land an die Stadt abzuliefern hat, nimmt hier einfach die Form der Naturalsteuer an; und der Boden wird so besessen, wie das auch in einer socialistischen Gesellschaft der Fall sein würde, nämlich daß er unverkäuflich und nicht hypothecirbar ist.

England und Transvaal.

Von Franz Eißenhardt.

Es scheint Ernst in Südafrika werden zu sollen. Weßhalb auch nicht? Es hat sich wohl Niemand in den letzten Jahren der Meinung hingegeben, daß England auf Jahrzehnte hinaus dort ruhig bleiben werde, der die Thätigkeit von Cecil Rhodes einigermaßen verfolgt und gesehen hat, wie man dieser Wühlerei in allen Kreisen Englands entgegenkommt. Also ob früher oder später, ist für England ziemlich gleichgiltig, und da es „später" mehr Schwierigkeiten haben könnte als jetzt, ist es am besten, sobald wie möglich loszuschlagen. Der Popanz der Herrschaft Portugals über Mozambique kann ja vorläufig ruhig bestehen bleiben; in Wirklichkeit ist die Delagoabai englisch, beherrscht durch eine kürzlich in ihr gekaufte Insel, durch das Geld der Mozambique-Gesellschaft, sowie anderer Societäten und die in britischen Händen befindliche Delagoa-Eisenbahn. Mit Mozambique macht England es genau wie mit Liberia. Das ist nominell freie Republik und kann es ruhig so lange bleiben, bis man es haben muß. Liberia hat einmal vor langer Zeit eine Anleihe von einer Million Pfund bei England gemacht, aber seit 1883 vergessen, die Zinsen zu zahlen. Man drängt es auch nicht — aber man hat es gänzlich in der Hand. Ob Chartered- oder Mozambique-Gesellschaft bleibt sich völlig gleich für Portugal, denn britisches Geld ist es auf alle Fälle, das den Ausschlag giebt. Mit welchen Summen englische Colonialspeculation herangeht, davon hat man im lieben Vaterland höchst schwache Begriffe. Man geht aber in England nur darum mit Privatcapital heran, weil man mit Bestimmtheit weiß, daß die Regierung hinter diesem Capital steht und — wie der Fall beweist — selbst einen sehr kostspieligen Colonialkrieg keineswegs scheut. Wenn dagegen die deutsche Regierung den Colonien mit ein paar Dampfern oder einem Stückchen Eisenbahn hilft, dann erhebt sich ein groß Geschrei, und man weist darauf hin, daß in England das Alles vom Privatcapital bestritten werde. Es ist das ganz einfach nicht wahr. Hier ein paar Zahlen! Die Südafrika-Compagnie hat von 1890/91 bis 1899/1900 für 4152652 Lstr. Ausgaben gehabt, denen in derselben Zeit 1601564 Lstr. Einnahmen gegenüberstehen. Zu den Ausgaben kommen ferner 2689323 Lstr. für den Krieg gegen die Matabele, wonach sich die Totalsumme der Ausgaben auf 6841978 Lstr. stellt, so daß abzüglich der erwähnten Einnahmen, sowie von 448411 Lstr. für Verkäufe von Ländereien noch ein Mehr der Ausgaben über die Einnahmen von 5688825 Lstr. übrig bleibt, das sind hundertundsechs Millionen Mark. Das rührt den Briten wenig, weiß er doch, daß man ihm das schon einbringen wird — „man", nämlich der Racker Staat. Das ist dort selbstverständlich, und deßhalb ist der Transvaal-Krieg populär. Bei uns ist so etwas undenkbar, und deßhalb kommt England in seinen Colonien eben weiter als wir.

Nun ergeht sich ein Theil unserer Presse in Combinationen, wie der Krieg sich gestalten wird. Man berechnet — auch die Fachpresse betheiligt sich stark daran — wieviel Truppen die Boeren aufstellen können, wieviel Geschütze sie haben, wie sie bewaffnet sind. Man hebt ihre Tapferkeit in den Himmel, führt frühere Beispiele an und wünscht ihnen alles Glück. Dagegen schimpft man auf den englischen Söldner, spricht von der geringen Achtung, die in England der Soldat wie der Offizier genießt, weist auf die nicht hochmoderne Bewaffnung hin, die in früheren Kriegen nicht immer gute Führung, die Schwierigkeiten des Geländes, namentlich auch für die großen nothwendigen Trains und — wünscht den Engländern das möglichst Schlechte. Es ist eine Thatsache, daß ganz ernsthafte Blätter aus allerlei Berechnungen zu dem Schluß kommen, daß die Boeren als Sieger vor der sie bewundernden Welt stehen werden. Und wie anders stehen die Dinge in Wirklichkeit!

Digitized by Google

Es ist anzunehmen, daß die Boeren sich der Riesengefahr völlig bewußt sind, wenn es wirklich zum Kriege kommt. Sie wissen aber auch, daß ihr weitestes Nachgeben auf die Dauer doch nichts hilft, daß es nur eine Galgenfrist ist, die man ihnen anstandshalber gewährt, und daß einer von beiden doch weichen muß. Wenn sie schlagen, so geschieht das aus zwei Gründen: entweder sie sagen sich, daß Aufschub nichts nützt und wollen nach tapferer Gegenwehr als Staat verschwinden, oder aber sie hoffen auf Hülfe von außen. Der erste Fall ist — bei aller Anerkennung der persönlichen Tapferkeit — wahrscheinlich nicht ganz ernst gemeint, sondern der Boer hofft auf den Druck, der von den anderen Großmächten auf England ausgeübt werden kann. Wenn es sich darum handelte, ob die Deutschen bereit seien, ihre Regierung zu veranlassen, diesen Druck auszuüben, dann wären die Boeren gut daran, aber Deutschland allein macht es nicht, Italien und Oesterreich haben an den Boeren kein Interesse, Frankreich hat genug mit sich zu thun, die Amerikaner mischen sich sicher nicht hinein, denn sie wollen selbst erobern, und Rußland — thut, was ihm allein gut scheint. Wenn der Boer auf auswärtige Hülfe hofft, ist er verloren. Er darf zudem auch nicht vergessen, daß er sich gegen die Uitlanders, deren Heimathstaaten er jetzt mit einem Male sehr braucht, nicht besonders liebenswürdig betragen hat. Er läßt sie arbeiten, alle Steuern bezahlen, alle Pflichten, die er bestimmt, erfüllen, aber Rechte hat er ihnen keine gegeben, und das straft sich jetzt sehr. Der Boer wird also allein stehen.

Gewiß, die Boeren können vereinzelt auch siegen. Sie sind tapfer und mögen wohl hier und da ein Gefecht gewinnen, aber die Entscheidung werden sie höchstens hinausschieben können, und sie muß gegen sie fallen. Der britische Söldner ist gut disciplinirt und hat sich in allen Himmelsstrichen vorzüglich geschlagen. Den Boeren fehlt die feste Organisation und die Uebung in der Führung größerer Truppenkörper. Die Uitländer haben theilweise, wie namentlich die Deutschen, kleine Truppenkörper formirt, aber wenn man glaubt, mit diesen 50—100 Mann starken Compagnien ohne Zusammenhang, deren Photographien unsere Blätter bringen, eine britische Invasionsarmee schlagen zu können, die als Basis das nahe Indien, als Transportmittel eine beliebig große Flotte hat und in der Absicht erscheint, unter Aufwendung aller Mittel ihr Ziel zu erreichen, so befindet man sich in starkem Irrthum. Auch hinsichtlich der britischen Streitkräfte herrschen vielfach ganz falsche Ansichten. Großbritannien hat so viel Landtruppen unter den Waffen wie das Deutsche Reich, nur sind sie auf der ganzen Erdkugel vertheilt. Das Budget für das Heer ausschließlich Kaiserreich Indien für 1898/99 war 461 292 000 Mark, fast eine halbe Milliarde. Im Jahre 1898 betrug die reguläre Armee 221 487 Mann, ferner eine Armee-Reserve von 82 063 Mann. Dazu tritt die Kaiserlich Indische Armee mit 239 000 Mann und noch 84 000 Mann aller Kategorien kommen hinzu, die von den Colonien unterstützt werden; in Summa 627 550 Mann. Dazu kommen in der Heimath 117 221 Mann Miliz, 10 191 Mann Ylomanry Cavallerie und 232 711 Volunteers, sodaß Großbritannien, abgesehen von den Truppen des Khedive, der indischen Vasallenfürsten und den Milizen der Colonien, über ein Landheer von 987 581 Mann verfügt. Selbstverständlich ist davon nur ein kleiner Theil für einen Feldzug in Südafrika verwendbar, aber weßhalb sollte man nicht die nothwendigen etwa 30 000 Mann dorthin werfen können, weßhalb sie nicht im Bedarfsfalle auf 60 000 Mann verstärken?

Die Stärke der Boeren wird sehr verschieden angegeben, aber sie dürfte 50 000 Mann sicher nicht erreichen, und es ist schon sehr viel, wenn es ihnen gelingt, ein Heer von 25 000 Mann zu formiren, dauernd zusammenzuhalten und nach Bedarf zu bewegen.

Ein gewaltiger Factor aber auf Englands Seite wird zumeist ganz außer Acht gelassen: die Flotte. Sie ist es, welche die Verbindung mit Indien und dem Mutterlande vermittelt, die, gänzlich unbelästigt, Truppen, Munition, Trains und Proviant heranbringt und zwar, da sie sehr groß ist, in beliebigen Massen und, weil sie aus schnellen Dampfern zusammengesetzt wird, mit großer Schnelligkeit und Präcision. Der Kriegsflotte aber fällt die Aufgabe zu, dem Gegner die Kehle zuzuschnüren. Wenn der Krieg beginnt, erhält Transvaal keine Zufuhr vom Auslande her und ist lediglich auf die Vorräthe angewiesen, die es augenblicklich im Lande hat. Englands Flotte wird sicher dafür sorgen, daß die Küste derartig blockirt wird, daß nichts hinein kann, d. h. man wird die Delagoabay wohl für neutral erklären, aber mit der Bedingung, daß Kriegscontrebande nicht gelandet werden darf. Unter Kriegscontrebande aber kann man schlechterdings so ziemlich Alles verstehen, denn was der Mensch braucht, braucht auch der Soldat. Also beispielsweise Lebensmittel und Kleider, Leder, ja sogar Holz, denn mit den Lebensmitteln und Kleidern könnte man Soldaten beköstigen und kleiden, aus Leder und Holz Ausrüstungsstücke, Gewehrschäfte oder Zeltstangen machen. Daß auf dem Landwege nennenswerthe Einfuhr stattfinden könnte, ist ganz ausgeschlossen. Da nun aber Transvaal schwerlich auf lange Zeit mit Kriegsmaterial schon allein versehen ist, jedenfalls aber über kurz oder lang Mangel daran eintreten muß, da ferner die Einfuhr überhaupt auf die Dauer nicht entbehrt werden kann, so leuchtet es ein, daß England schließlich die Oberhand bekommen muß, selbst ohne große Siege, denn es kann den Krieg aushalten, bis der Gegner völlig erschöpft ist und sich gezwungen sieht, auf jede Bedingung einzugehen. Freilich, der Boer selbst kann vom Lande leben, aber wie steht es in diesem Punkte mit dem Uitländer? Sehr bald, wenn sich Mangel an gewohnten Genüssen einstellen wird, wenn die Preise steigen und der Verdienst fehlt, werden sich die Outlanders selbst gegen die Boeren erheben und sich ganz und gar nicht um deren Rechte kümmern, die ja auch nicht die ihrigen sind. Ja, würden sich die Uitländers als wirkliche Staatsbürger von Transvaal mit allen Pflichten und Rechten solcher fühlen, die Sache läge wesentlich günstiger, aber jetzt kommt der Zusammenbruch des Systems: der Boer will Herr sein, der Uitländer ist rechtloser Arbeiter, geduldet höchstens, aber sonst über die Achsel angesehen. Alte Sünden lassen sich dann nicht in ein paar Monaten gut machen, und wenn der Boer nicht in letzter Stunde sich sehr nachgiebig zeigt, wird Transvaal nach weniger denn Jahresfrist britisch sein.

Zur Handwerksorganisation.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Dem nach Aufklärung über sein dereinstiges Geschick strebenden Pilger rief die Inschrift an dem Tempel des Orakels zu Delphi zu: „Erkenne dich selbst.“ Was die Pythia als die vornehmste Lebensregel ihren Gläubigen anempfahl, sollten auch Diejenigen sich zu eigen machen, welche sich für berufen halten, dem deutschen Handwerk Berather und Beschützer sein zu wollen. Die Weisheit der Griechen legte der Priesterin des Rechtes eine Binde um die Augen, weil die Gerechtigkeit blind sein soll gegen äußere Eindrücke, um vorurtheilsfrei und unbefangen Recht mit Unrecht abwägend, wie es recht ist zu schlichten und was schlecht ist zu richten. Ein jedes Uebel vermag nur Derjenige abzuwenden, welcher dessen Sitz festgestellt, dessen Entstehungsursache erkannt, dessen Verbreitungsmöglichkeit erforscht und die Mittel aufgefunden hat, wodurch dessen Keim vernichtet, der Heilungsproceß gefördert, die Genesung gesichert werden kann. Die wahren Freunde

Digitized by Google

des Handwerks handeln gewissenhaft nach diesen Grundsätzen, die vermeintlichen aber folgen dem Beispiele des Pharisäers, indem sie Denjenigen steinigen wollen, welcher anders handelt, als wie sie denken und es in ihren Plan paßt, ohne daß sie der Weisung gedenken, nur Demjenigen geziemt es, den ersten Stein aufzuheben und zu werfen, welcher in seinem Herzen frei von Fehlern und in seinem Gewissen frei von jeder Schuld ist. Unter die Zahl der Fehlerfreien und Schuldlosen Diejenigen einreihen zu wollen, welche in frivoler Weise ein höchst absprechendes Urtheil über das Handwerks-Organisationsgesetz vom 26. Juli 1897 fällen, wäre höchst verwegen und verfehlt. Denn gerade diese sind es, auf deren eifriges Bestreben diejenigen Bestimmungen in das Gesetz eingefügt wurden, welche den Anlaß zu den jetzt zahlreich erhobenen, allerdings nicht unberechtigten Klagen bieten.

Um den Beweis der Wahrheit dieser Behauptung zu führen, muß in Erinnerung gebracht werden, daß nach dessen Vorgeschichte das Gesetz lange und heftige Kämpfe zu überwinden hatte, bis es in seiner heutigen Gestalt endlich zu Stande kam. Denn es wurden gleichzeitig zwei in ihrem Endziele gleiche, aber in ihrer Durchführung verschiedenartige Richtungen verfolgt, um die Forderungen des Handwerks nach einer zuverlässigen Vertretung seiner Interessen zu erfüllen. Die Reichsregierung und die Preußische Staatsregierung stimmten in ihren Bestrebungen, dem darniederliegenden Handwerk zu helfen, insoweit überein, als sie Handwerkskammern schaffen wollten, welchen die Aufgabe zufällt, über die Verhältnisse im Handwerk genau sich zu unterrichten und die zur Hebung desselben geeigneten Schritte zu ermitteln, auch an maßgebender Stelle zum Gehör zu bringen oder durchzusetzen. Sie gingen aber darin auseinander, daß das Reich ohne Unterbau solche zu errichten für gut fand, das Preußische Handelsministerium aber als Krönung eines dreigliederigem Unterbaues sie wünschte. Auch im Handwerk finden sich zwei unterschiedliche Strömungen, welche in dem Centralverbande der vereinigten Innungsverbände Deutschlands zu Berlin und in dem deutschen Handwerkerbunde zu München ihre Vertretung haben. Die Ersteren stehen auf der Grundlage der Innungen, der Letztere auf solcher der Gewerbevereine. Und hieraus erklärt sich deren abweichende Stellungnahme zu den verschiedenen vorgelegenen Entwürfen. Die Reichsregierung, welche nur ein Ziel in das Auge faßte, blieb in allen drei Entwürfen sich ziemlich gleich. Das Handelsministerium dagegen ging in den erstveröffentlichten Grundzügen von Fachgenossenschaften für engere Bezirke aus, neben welchen freie Innungen zugelassen wurden, über welchen Handwerksausschüsse für weitere Bezirke und endlich Handwerkerkammern für größere Communalverbände vorgesehen waren. Hiergegen machte der Centralausschuß geltend, daß die Innungen die Grundlage der Organisation, also das unterste Glied derselben sein sollten. Der zweitveröffentlichte Organisationsplan, welcher der aus Vertretern der Staats- und Reichsregierung und des Handwerks bestehenden gemischten Conferenz 1895 zur Durchberathung vorgelegt wurde, hatte die Fachgenossenschaften in Innungen, die Handwerksausschüsse in Innungsausschüsse und die Handwerkerkammern in Handwerkskammern umgetauft, dabei auch den mittleren die doppelte Aufgabe zugetheilt, Aufsichtsbehörde für die ersten und unterstes Glied für solche Handwerker zu sein, welche in jenen ein Unterkommen nicht finden konnten. Der Centralausschuß bestand in dieser von seinem Vorsitzenden geleiteten und von seinem Generalsecretär protocollirten Conferenz darauf, daß ein Zwang zum Eintritt in die Innungen geschaffen, auch die in dem Organisationsplane fehlenden Innungsverbände erhalten bleiben, also eingefügt werden müßten, während der deutsche Handwerkerbund Freiheit für den Eintritt in die Innung begehrte. Infolge dessen ist der dem Reichstage als Nachtrag zu dem bereits 1895 vorgelegten Entwurfe über Errichten von Handwerkskammern 1896 zugegangene Entwurf des Organisationsplanes, welcher innerhalb des Bundesrathes noch eine Abschwächung erhalten hatte, auf der Grundlage der Zwangsinnung und neben dieser der freien Innung aufgebaut, aus welchen Innungsausschüsse als Vertretung der gemeinsamen Interessen verschiedenartiger Berufszweige innerhalb eines engeren Bezirks sich bilden können und über welchen die Handwerkskammern als die gesetzliche Vertretung der verschiedenartigen Berufszweige innerhalb weiterer Bezirke gesetzt, neben welchen auch die Innungsverbände als Vertretung der gemeinsamen Interessen gleichartiger Berufszweige für größere Landesgebiete oder das Deutsche Reich zugelassen wurden.

Während der Centralausschuß der vereinigten Innungsverbände jauchzend diesen in dem Gesetze zum Ausdruck gebrachten Plan begrüßte und an ihm als das Schätzenswertheste die Zwangsinnung erkannte, weßhalb er diese letztere seinen Anhängern als den allein anstrebenswerthen Weg zu dem leuchtenden Ziele, dem Handwerke den goldenen Boden seiner mittelalterlichen Blüthe wiederzugewinnen, dringend empfahl, zeigt er die andere Seite seines Januskopfes jetzt, wo die von ihm heraufbeschworenen Zwangsinnungen ihre Schatten darin vorauswerfen, daß deren Vorstand sich zumeist aus Anhängern der Socialdemokratie zusammensetzt und er die gerufenen Geister nicht mehr zu bannen versteht, die das stolze Bollwerck der Centralleitung in seinen Fundamenten erschüttern und zu zerstören drohen. Er hatte seinerzeit eben die Abrechnung ohne den Wirth gemacht, d. h. nicht beachtet, daß in unserer Zeit der fortschreitenden Erfindungen und Einstellung der maschinellen Kraft mit der darauf beruhenden Theilung der Arbeit, sowie bei einer Gesellschaftsordnung, welche aus der Sclaverei in die Leibeigenschaft, aus dieser in die Erbunterthänigkeit und aus der letzten in die Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetze sich entwickelt hatte, es völlig ausgeschlossen sei, das ihm vorschwebende Ideal mittelalterlicher Zunft- und Bannrechte zu verwirklichen und den Boden für die auf den Zwangsrechten beruhenden persönlichen und gesellschaftlichen Gewerbebeschränkungen wiederzugewinnen. Denn darauf, daß die Innungen in die bestehende Gewerbeordnung eingefügt wurden, glaubte er einen Werth nicht legen zu brauchen. In Folge dessen beachtete er auch nicht, daß diese auf der Grundlage der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit beruht, also die Innungsverfassung sich solchen anpassen muß. Weil darnach der Betrieb eines Gewerbes Jedermann unabhängig von dem Geschlechte gestattet ist, so weit nicht Ausnahmen und Beschränkungen für die concessionspflichtigen Gewerbe vorgeschrieben sind, so müssen nach der den Eintritt in eine Zwangsinnung regelnden Vorschrift der Gew.-Ord. § 100f als Mitglied einer Zwangsinnung alle Diejenigen angehören, welche das Gewerbe, wofür die Innung errichtet ist, als stehendes Gewerbe selbstständig betreiben, ohne daß es gestattet werden darf, die Aufnahme von Führung eines Befähigungsnachweises abhängig zu machen. Dieser letztere schwebte aber gerade als Leuchtstern den gegenwärtigen Inhabern handwerklicher Betriebe vor, weil sie hofften, mit seiner Hülfe einer ihnen gefahrdrohenden Vermehrung entgegenzutreten, also eine ihren Einkünften nachtheilige Concurrenz abwehren zu können. Sie hatten sich eben die Zwangsinnung so vorgestellt, daß hinsichtlich der Zahl ihrer Mitglieder sie Bestimmung treffen und ebenso die ihr genehmen Aufnahmebedingungen festsetzen könne, hinsichtlich deren sie selbstredend den persönlichen und örtlichen Verhältnissen würde Rechnung tragen dürfen. Die Aufnahme in die Innung sollte nach ihrem Plane der Eröffnung eines selbstständigen Gewerbebetriebes vorangehen müssen. Wäre in diesem Sinne das Gesetz zu Stande gekommen, dann würde später in gleicher Weise dasselbe gehandhabt wie es in den Zünften des Mittelalters beliebt, d. h. es keinem aufstrebenden Handwerker möglich geworden sein, die gewerbliche Selbstständigkeit zu erlangen,

Digitized by Google

welcher den Innungsmeistern nicht genehm war, oder welcher nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem solchen stand. Dies Zurückhalten tüchtiger aufstrebender Kräfte war aber gerade der Anlaß zur Beseitigung der persönlichen Gewerbebeschränkungen, mit welchen in Württemberg 1826, in Preußen 1845 der Anfang gemacht wurde und welche in dem Beschlusse des Reichstages des Norddeutschen Bundes auf Erlaß einer Gewerbeordnung auf der Grundlage der Gewerbefreiheit und der Freizügigkeit ihren gesetzlichen Ausdruck fand. Ein Rückschritt zu veralteten, längst nicht mehr zeitgemäßen, auch in die heutige Gesellschaftsordnung und das entwickelte Verkehrsgesetz nicht mehr passenden Zuständen zu machen, lag jedoch den gesetzgebenden Körperschaften fern. In Sonderheit hatte der damalige Staatssecretär des Innern Dr. v. Bötticher wiederholt mit unzweideutiger Bestimmtheit erklärt, daß der Bundesrath sich damit nicht befreunden könne, den geforderten Befähigungsnachweis dem gesammten Handwerke zuzugestehen, wenngleich für einzelne mit besonderer Gefahr verbundene Betriebe er wohl zulässig sein möge. Hätten die Anhänger der Zwangsinnung Solches gewürdigt, dann würden sie von vornherein sich haben sagen müssen, daß ihr Ideal seine Verwirklichung nicht gefunden habe, und als Folge dessen würden sie ihren Kampf gegen die freie Innung der Gewerbe-Ordnung §§ 81 ff. entsagt haben. Denn nur mittelst dieser, welche gemäß Gewerbe-Ordnung § 87 eine Auswahl unter den Bewerbern um die Aufnahme treffen und als Vorbedingung solcher eine Aufnahmeprüfung fordern kann, wäre es angänglich, im Laufe der Zeit den Befähigungsnachweis wiederzugewinnen und Diejenigen von dem selbstständigen Gewerbebetriebe zurückzuhalten, welche die für dessen Ausübung erforderliche technisch-wissenschaftliche Befähigung und praktische Erfahrung sich nicht angeeignet haben. Das freie Spiel der Kräfte, welches sie fürchten, würde, wenn auch nicht ganz abstellbar, so doch jedenfalls in dem Grade gemildert werden können, daß ihm die gefährlichen Stachel genommen sind. Durch die Zwangsinnung, welcher jeder fachlich und persönlich vollständig Ungeeignete mit allen denjenigen Rechten und Pflichten angehört, die dem Wohlbefähigten zustehen, ist die Möglichkeit dessen abgeschnitten und statt einer Hebung des Handwerkes muß ein Rückgang desselben sich herausstellen.

Die Gegner der heutigen Gesellschaftsordnung sind längst zu dieser Erkenntniß gelangt und sie lassen es sich auch angelegen sein, in der socialistischen Zwangsinnung ihre Stellung zu behaupten und ihre Pläne durchzuführen. Zunächst nehmen sie darauf Bedacht, den Vorsitz in ihre Hände zu bringen, d. h. die Stellen der Vorstandsmitglieder mit Anhängern ihrer Partei zu besetzen. Dies ist ihnen auch überwiegend gelungen. In der Zwangsinnung der Schneider zu Halberstadt wurden ebenso wie in derjenigen der Drechsler zu Berlin für sämmtliche Vorstandsmitglieder vom Obermeister herab Anhänger der socialdemokratischen Partei gewählt. Dies kann aber Angesichts des Erfahrungssatzes gar nicht befremden, daß gerade die Inhaber größerer Betriebe der Entwickelung der Dinge gleichgiltig gegenüberstehen, so lange es darauf ankommt zu handeln, während solche kleinerer Betriebe rührig zu sein pflegen und deßhalb den Erfolg für sich gewinnen, jenen das Nachsehen und die Aussicht überlassend, Klagelieder anzustimmen, wenn es zu spät ist. Daß eine von Gegnern der Innungsbestrebungen geleitete Innung niemals im Geiste derselben die Innungsaufgaben erfüllen wird, liegt auf der Hand, und deßhalb auch die Wahrscheinlichkeit nahe, daß es dem Vorstande bald gelingen werde, die Innung zu sprengen, d. h. einen Beschluß herbeizuführen, welcher gemäß Gewerbe-Ordnung § 100t der höheren Verwaltungsbehörde Anlaß giebt, die Anordnung einer Zwangsinnung wieder zurückzunehmen. Inzwischen ist das von der Zwangsinnung übernommene angesammelte Vermögen der in solche aufgegangenen bisherigen freien Innung verbraucht, so daß, wenn ein Theil der Mitglieder der aufgelösten Zwangsinnung zu einer freien Innung zusammenzutreten beschließt, dann sie erst von Neuem anfangen müssen ein Innungsvermögen anzusammeln, welches sie zuweilen sogar in hohem Betrage besitzen konnten, wenn die Zwangsinnung nicht eine Zeit lang bestanden hätte.

Die Schuld liegt also nicht an der Untauglichkeit des neuen Handwerksorganisationsgesetzes, wie die Anhänger der Centralleitung frei in die Welt hinausrufen, vielmehr an der Kurzsichtigkeit dieser Ankläger selbst. Daß den Handwerkskammern gelingen wird, die handwerklichen Interessen zu wahren, sowie das Handwerk in gewerblicher, wirthschaftlicher, gesellschaftlicher Stellung mit Hülfe der freien Innung zu heben, das wird die Erfahrung bald lehren. Ist dieser Zeitpunkt erst gekommen, dann wird das Handwerk, aber für viele Berufszweige leider zu spät, erkennen, auf welcher Seite es seine wahren Freunde zu finden und wem es zuzuschreiben hat, daß der erstrebte Erfolg zu spät erreicht werden konnte oder ihm versagt blieb. Noch ist es Zeit, bei der Wahl für die Handwerkskammern, welche Ausgang des scheidenden Jahres bevorsteht, einen bisher begangenen Fehler gut zu machen durch Eintritt in bestehende und Errichten neuer Innungen, sowie durch Betheiligung an der Wahl des Innungsvorstandes. Denn Wahlkörper sind nicht die Innungsmitglieder, vielmehr bloß die Mitglieder des Vorstandes, so daß diejenigen Zwangsinnungen als verloren gelten können, deren Vorstand den Anhängern der staatszersetzenden Parteien zufiel.

Literatur und Kunst.

Zwei königliche Literaturfreunde.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

Im vorigen Jahrzehnt ist in Dresden zum Besten der dortigen Kinderheilstätte nnter dem Titel „Liebes-Spende“ eine illustrirte Festnummer erschienen. Da in dem literarischen Nachlasse des Königs Johann sich eine Novelle befunden haben sollte, welche eine Duell-Verweigerung zum Gegenstande hatte, so war es von hohem Interesse, die Erlaubnis zu ihrem Abdruck zu erhalten, und diese wurde denn auch bewilligt.

Man wird sich des Conflicts erinnern, in welchen vor längerer Zeit ein westphälischer Officier gerieth. Er hatte erklärt, aus Gewissensbedenken nicht in der Lage zu sein, eine Forderung ergehen zu lassen oder eine Forderung anzunehmen, und die Folge war, daß er seinen Dienst quittiren mußte. Andere folgten seinem Beispiel. Die betreffenden Officiere waren Katholiken und hatten sich auf die Vorschriften ihrer Confession, welche das Duell verbiete, berufen. König Johann schrieb unter dem Eindruck dieser Ereignisse die Novelle: „Der Entehrte“. Kurz vor seinem Tode erinnerte er sich noch der kleinen Arbeit, und ließ sie sich vorlesen. Zu ändern fand er nichts daran. Was sie enthielt, blieb das Geheimniß nur ganz Weniger, dem König Nahestehender. Es ist damals vielfach darüber gestritten worden, wie König Johann die Sache in seiner Novelle wohl zum Austrag gebracht habe. Der Titel klang nicht gerade vermittelnd, und im Allgemeinen hielt man wohl für wahrscheinlich, der König werde eben so wenig wie jene Officiere über die confessionellen Scrupel hinausgekommen sein.

Der Held der Geschichte, Leutenant von Wendheim, war im Interesse seiner Schwester mit ehrenrührigen Vorwürfen und Bezichtigungen gegen einen Kameraden herausgegangen, und dieser ließ ihn deßhalb fordern. Wendheim lehnte ab; „denn,“ sagte er, „ich bin zu sehr von der Unsittlichkeit und Unehrenhaftigkeit des Zweikampfes überzeugt“. Also eine

Digitized by Google

moralische Ueberzeugung, kein specifisch-katholisches Hinderniß. Er mußte nun quittieren, zog sich auf's Land zurück, legte den adligen Namen seines Adoptivvaters wieder ab und vertiefte sich in die Oeconomie. Einer seiner Gutsnachbarn, ein alter General, lernt ihn kennen, läßt sich durch ihn über landwirthschaftliche Schwierigkeiten hinweghelfen, gewinnt ihn lieb und verschließt ihm erst wieder sein Haus, als unverhofft bei einer Jagdpartie ein Neffe des Generals in jenem Berather des Letzteren den Duell-Verweigerer wieder erkennt. In dem Rechtfertigungsbriefe des nun von dem Verkehr mit dem General und den beiden lieblichen Töchtern desselben Abgeschnittenen, schreibt der Entehrte: „Ich sagte mir: Entweder ist der bei einem Zweikampf Betheiligte der Beleidigte oder der Beleidiger. Im ersten Falle ist der Zweikampf nichts als eine Rache und zwar eine blutige Rache; also mit dem christlichen Gebote der Versöhnlichkeit und Feindesliebe unvereinbar. Im zweiten Falle ist es aber noch unverzeihlicher, zu der Beleidigung noch Beschädigung an Leib und Leben hinzu zu fügen!" Der General beläßt es indessen bei dem eingetretenen Bruche; denn, wie er zu seinen Töchtern äußert, bleibt es nach seiner Ueberzeugung „eine Thorheit", wenn der Einzelne sich einem in der öffentlichen Ansicht feststehenden Grundsatze entgegenstellen will. In welcher Weise der Entehrte Gelegenheit findet, sich in den Augen des Generals zu rehabilitiren, das möge man in der „Liebes-Spende" selbst nachlesen. Hier genüge die Bemerkung, daß die Novelle (die Liebesgeschichte zwischen dem Entehrten und der einen Tochter des Generals konnte im Vorstehenden übergangen werden), mit den Worten schließt: „Wohlan!" sagte der General, „nächstens soll Hochzeit sein; aber auch mein Neffe Heinrich muß dabei erscheinen, Ihnen sein Unrecht abbitten und Sie für einen Ehrenmann erklären."

Man muß gestehen, daß König Johann das heikle Thema mit großem Geschick verarbeitete, denn ein hochgestellter Militär ist's doch endlich, der den Entehrten als Schwiegersohn gutheißt. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle die Novelle des königlichen Schriftstellers mit den einst viel besprochenen drei militärischen Novellen „Servitude et grandeur militaire" in Parallele zu bringen, in welchen von Alfred de Vigny nachgewiesen wurde, daß die soldatische Ehre nicht eines Schlachtfeldes bedarf, um Zeugniß von sich abzulegen und daß, wie sein Biograph sagt, „ein Heldenmuth, welcher sich unscheinbar vollzieht, um so größer ist, je selbstloser die Beweggründe sind, aus denen er sich herleitet." Aber erinnert werden mag an die Wirkung, welche Schriften dieser Art hin und wieder hervorgerufen haben, und da ich einmal Alfred de Vigny's gedachte, so sei hier aus seinen Aufzeichnungeu an ein in Deutschland fast unbekannt gebliebenes Verhältniß erinnert, das in Folge jener seiner drei militärischen Novellen sich zwischen ihm und einem deutschen Prinzen knüpfte, der später eine Krone trug. So erzählt de Vigny den Vorgang unterm 7. December 1837:

Als ich nach einer durcharbeiteten Nacht mich gegen Mittag erhob, kündigte man mir den bayerischen Gesandten, Herrn v. Jonnison, an. Er erwartete mich in meinem Salon und rückte bald nach meinem Eintritt mit der Frage hervor: „Wollen Sie mir einen Dienst leisten?" — „Wenn Sie ihn persönlich verlangen, gern." — „Der König von Bayern hat einen Sohn, 26 Jahre alt, der Thron-Erbe. Der Kronprinz wünscht mit Ihnen in Briefwechsel zu treten, würden Sie ihm antworten?" Ich schwieg einen Augenblick, dann erwiderte ich: „Was Sie von mir fordern, ist in der That ein Dienst: denn hätte der Tag achtundvierzig Stunden, für mich wäre er noch zu kurz. Unter einer Bedingung willige ich ein: nämlich der, daß weder jetzt, noch in Zukunft der Prinz sich verbunden glaubt, mir seinen Dank jemals anders zu beweisen, als durch einen Brief. Ohne diesen Vorbehalt wäre das Ganze nur ein Vertrag, ein Handel." Er unterbrach mich lebhaft, indem er meine Hand drückte: „Nein, es soll ein Dienst bleiben, ein Dienst, dessen Werth verstanden wird, und für den der Kronprinz Ihnen nichts Entsprechendes zu bieten vermag, als seine Freundschaft." — Bedenken Sie," wandte ich ein, „daß es nichts so Festes und Ausdauerndes giebt wie meinen Charakter. Lassen Sie sich nicht durch meine sanfte Stimme täuschen. Was ist eigensinniger als eine Taube? Ich kannte eine, die man hätte tödten müssen, um sie von meinem Bette zu verjagen; ich ließ sie dort, sie hat ihren Proceß gewonnen. Das Einzige, was mir den Zwang, über Dinge reden zu müssen, für die ich theilnahmlos geworden bin, erträglich machen kann, ist die Aussicht, in meinen alten Tagen — wenn mir alte Tage vorbehalten sind (woran ich zweifle) — denken zu dürfen, daß ein junger König mir richtige Anschauungen über Frankreich und dessen geistiges Leben verdanke. Da also von beiden Seiten ein reiner, ein selbstloser Wunsch vorliegt, möchte ich diesen Briefwechsel für nichts Anderes gehalten wissen, als den élan zweier Seelen, die den König und den Dichter in ihrem Verkehr miteinander vergessen. Eine Frage: „Geht der Gedanke von Ihnen aus?" — „Nein, von ihm selbst. Er hat Ihre Werke gelesen. Ebenfalls sein Vater, der König." — „Steht er bereits mit jemand Anderem in brieflicher Verbindung?" — „Mit Niemand!" — „Nun gut, ich werde antworten. Sie wissen, in England, dem classischen Boden der Etiquette, giebt der im Range höher Stehende zuerst seine Karte ab." — „Der Prinz wird auf Alles eingehen, um Sie zum Freunde zu gewinnen und sich nach Ihnen zu bilden."

Dies die von Alfred de Vigny niedergeschriebene Einleitung der merkwürdigen Anknüpfung. Er war ein sehr armer Edelmann, ernährte seine alte, hülflose Mutter auf Kosten seiner Gesundheit, indem er die Nächte für seine Arbeiten zu Hülfe nahm. Ueber den Briefwechsel selbst wird wohl noch einmal das Nähere bekannt werden. Die Früchte desselben kennen wir: König Maximilian — das war ja jener Carlos, der seinen Posa unter den Poeten suchte — hat zeitlebens nicht nur die Literatur geliebt, er hat auch sich angelegen sein lassen, Männer der Poesie und der Wissenschaft um sich zu sammeln und Einer aus diesem Kranze erlesener Geister, Emanuel Geibel, hat ja in seinem Gedichte „Abschied von Lindau" ihm ein dauerndes Denkmal gesetzt:

Wohl mag ich treu ihm danken,
Der für den Wanderstab
Mir frommen Wirkens Schranken,
Mir Heerd und Heimath gab.
Und weil er selbst tiefinnen
Die heil'ge Flamme nährt,
Mit fürstlich hohen Sinnen
Des Dichtes Freiheit ehrt.

Warum fehlt den Modernen das „große" Drama?

Von Hanns von Gumppenberg.

In allen Tonarten hat die jüngstdeutsche Bühnendichtung ihr Glück versucht, von den rauhesten Dur-Charakterstücken des Naturalismus bis zu traumhaften fis- und cis-moll-Phantasieen à la Macterlinck. Aber mitten aus dem Beifallslärm der klatschenden Cliquen heraus tönt melancholisch und sehnsuchtsvoll die Klage der besonneneren und weiter schauenden Modernen: „Hätten wir nur auch schon die große Kunst! Wir selber sind nur Vorläufer und Vorbereiter, nicht die Erfüller, denen die Zukunft gehört; ein brausender Wirbelwind sind wir, der das dürre Laub welker Zeiten vom Wege fegt, von dem aber kein Hauch übrig sein wird, wenn der neue Frühling deutscher Dichtung seinen Einzug hält, denn wir sind nur berufen, die ‚Scene zu reinigen', zum ‚würd'gen

Digitized by Google

Sitz' einer neuen Melpomene, die da kommen soll und wird: der großen modernen Bühnenkunst."

Der großen modernen Bühnenkunst? Vergebens horcht man nach allen Seiten, welche „Größe" eigentlich von diesem Zukunftsdrama erwartet wird. Die am schmerzlichsten nach ihm verlangen, wissen das eben am allerwenigsten mit einfachen Worten zu sagen, und doch fühlen sie von Jahr zu Jahr deutlicher und resignirter, daß unserer jungen Bühnendichtung, so Bedeutendes sie in objectiver Wirklichkeitstreue, Stimmungskraft und sinniger Phantasiegestaltung leistet, noch etwas Wesentliches zur Vollendung fehlt. Dem schwächlicheren Urtheil der Epigonen macht die Lösung des Problemes freilich kein Kopfzerbrechen; es vermißt in dem Schaffen der Jüngsten lediglich jenes „Erfreuende", „Beglückende" und „Erhebende", das der älteren Bühnendichtung eigen gewesen sei, also, richtig verstanden, etwa die grandiose Romantik und den Bilderreichthum der Shakespeare'schen Poesie, die göttliche Harmonie Goethe's, den hinreißenden idealistischen Schwung der Schiller'schen Sprache, ja es ist so äußerlich und kurzsichtig, daß es in dem einschmeichelnden Klingklang glatter Verse schon eine Annäherung an die verlorene Größe erblickt. Dieses noch immer weit genug verbreitete Urtheil macht sich bekanntlich zweier schweren Irrthümer schuldig; es sucht die Größe der classischen Bühnendichtung da, wo sie keineswegs zu finden ist, nämlich in nebensächlichen, zeitlich oder individuell bedingten Aeußerlichkeiten, und es sieht, blind gegen das Princip des Fortschrittes, den höchsten Zweck neuen Kunstschaffens nur in sclavischer Nachahmung älterer Meisterleistungen. Wer wollte die bleibende, über alle Zeitwandlungen erhabene Größe Shakespeare's bestreiten? Wer aber heute als Bühnendichter nach „shakespeare'scher Größe" oder auch nur nach der Größe der deutschen Classiker strebt, der muß erst eingesehen haben, worin die Größe dieser Dichter in Wahrheit bestand, und wenn er sich dann noch der Aufgabe gewachsen fühlt, muß er Aehnliches mit seinen und seiner Zeit eigenen Mitteln zu erreichen suchen. Gewiß giebt es für ihn, wenn er das Wesen der bühnendichterischen Größe erkennen will, keine besseren Instructoren als die großen Dramatiker der Vergangenheit; er kann aber von ihnen gar nichts weiter „lernen" als Einsicht in die Tragweite seiner eigenen Begabung. Denn dramatische Größe kommt wie dichterische Größe überhaupt nicht etwa dadurch zu Stande, daß sich ein gewaltiges Wollen, zu dem man sich im Wetteifer aufraffen könnte, mit vollendeten technischen Fertigkeiten verbindet, die sich abgucken oder selbstständig erarbeiten ließen: sondern sie beruht lediglich auf einer angeborenen Seelenstimmung. Und auf welcher? Daß es sich nicht um die rein subjective oder in vorübergehenden Zeitströmungen begründete Vorliebe für das Schöne, Erhebende, wohlthuend Beruhigende und Versöhnende handeln kann, wurde bereits betont. In der That wäre es mehr als lächerlich, einem Werk von der finsteren Wucht des „Timon von Athen" oder der tiefsinnigen Zerrissenheit des „Hamlet" die Größe abzusprechen, nur weil diese Dichtungen einer weichlichen Harmonie, Schönheit und Ruhe entbehren. Wie uns alle große Bühnendichtung der Vergangenheit in auffälliger Uebereinstimmung lehrt, besteht das Wesen der dramatischen wie auch überhaupt der dichterischen Größe vielmehr darin, in einem einzelnen Fall der Menschendarstellung eine Krisis des Menschenthums überhaupt zu geben: und dies ist wieder nur dann möglich, wenn der Dichter auch alle seine eigenen, persönlichen Erlebnisse im Lichte des allgemein Menschlichen zu sehen pflegt, wenn er sich in seinem eigenen Dasein als Menschheitsrepräsentanten fühlt, wenn er selbst gewissermaßen als der Mensch lebt, nicht bloß als irgend ein Menschenindividuum; denn nur unter dieser eigenthümlichen psychischen Voraussetzung wird ihm auch in der Beobachtung der übrigen Menschenwelt wie an den Gestalten seiner Einbildungskraft das allgemein Bedeutsame klar und lebendig hervortreten. Ob diese Veranlagung und Anschauungsweise, dieses überall das Allgemeine erfassende Interesse die höchste „gesunde" Blüthe des menschlichen Geistes darstellt oder eine krankhafte, dem Größenwahn verwandte Entartung, darüber mögen Philosophen und Psychiater sich zanken, sie werden nichts Sicheres darüber behaupten können, so lange für Beide der geistige „Normalmensch", der einer solchen Entscheidung als Maaßstab dienen müßte, noch ein so vielumstrittener Begriff ist; jedenfalls tritt an Allem, was dauernd als dichterisch empfunden wird, der bestimmende Einfluß dieser psychischen Stellungnahme unverkennbar hervor. Shakespeare's Hamlet, Lear, Macbeth, Julius Cäsar, Timon, Othello, Coriolan, Romeo und Julia, Antonius und Kleopatra, bezeichnender Weise auch seine so eng an die historische Wirklichkeit sich anlehnenden englischen Königsdramen sind voll von diesem „Menschheitsgefühl", wie ich es der Kürze halber nennen will, Goethe's dramatische Meisterwerke nicht minder; auch den hervorragendsten Werken der älteren Spanier, Schiller's und unserer hochstrebenden Nachclassiker giebt es Kraft und Bedeutung, freilich aber wirkt es hier mehr nur als richtiges Wollen, während das entscheidende, gestaltende Können sich vielfach in der entsprechenden Form vergriff. Das „Menschheitsgefühl" ist nämlich wohl die unerläßliche Voraussetzung der dichterischen Größe, es verbürgt sie aber noch nicht in vollem Maße; es liefert wohl den geistigen Inhalt einer „großen" Bühnendichtung, aber noch nicht die künstlerisch-sinnliche Form, durch welche der Inhalt erst überzeugendes Leben gewinnt, und diese nöthige Vorspiegelung sinnlichen Lebens setzt eine starke Fähigkeit der Einzelbeobachtung und individuellen Charakteristik voraus. Wahrhaft große Bühnendichtungen werden daher nur solchen Poeten gelingen, die angeborenes Menschheitsgefühl mit wirklichkeitstreuem Gestaltungsvermögen derart vereinigen, daß in ihren Werken beide ungeschmälert zur Geltung kommen. Fehlt einem Bühnendichter das Menschheitsgefühl, so wird er auch bei vollendetster Wiedergabe der Wirklichkeitsformen keine großen Wirkungen erzielen; fehlt dagegen die Fähigkeit überzeugend lebenstreuer Einzelgestaltung, so wird auch das stärkste Menschheitsgefühl dem Dichter nur blutleere Abstractionen zeitigen, die bestenfalls die Sehnsucht nach dichterischer Größe zum Ausdruck bringen. Beispielsweise ist es gewiß richtig und groß empfunden, daß dem jungen Melchthal im „Tell" unter dem Eindruck der Nachricht von der Blendung seines Vaters erst ganz die gewaltige Bedeutung des Augenlichtes für den Menschen zum Bewußtsein kommt; aber das formell allzu allgemeine Raisonnement, das Schiller dem Erschütterten in den Mund legt, könnte man nur bei einem beschaulichen Philosophen von feiner Bildung, nicht als den unmittelbaren Gemüthsausdruck eines heißblütigen jungen Bauern glaubhaft finden. Auch von der Tochter des versonnenen Friedländers mag man es wohl begreiflich finden, daß sie seelische Größe genug besitzt, ihre persönliche Klage um den jäh entrissenen Geliebten zur allgemeinen Klage um „das Loos des Schönen auf der Erde" zu steigern; sollte aber dieses größere Moment mit überzeugender Lebenswahrheit wirken, so mußte es in durchaus individueller Form gegeben werden, in strengstem organischem Zusammenhang mit der leidenschaftlichen Natur des unglücklichen Mädchens und durchtränkt von der heißen Verzweiflung des Augenblickes. Statt dessen wird die Schiller'sche Thekla, sobald sie sich zur Seelengröße erheben soll, zum sentimental declamirenden Blaustrumpf, dessen kühles Pathos mit einem Schlage alle Wirklichkeitsillusion der Scene vernichtet. Immerhin ist diese Art dichterischen Mangels noch aussichtsvoller als die andere, die den Aufschwung in's Allgemeine überhaupt nicht kennt, schließt sie doch eine allmälige Ueberwindung der Schwäche nicht aus, die sie noch von der vollen, lebendigen Größe trennt. Realistische Gestaltung läßt sich in zielbewußter Arbeit und strenger Selbstzucht lernen — das Menschheitsgefühl aber nicht.

Digitized by Google

Daß der jüngstdeutschen Bühnendichtung vornehmlich durch den Mangel an echtem Menschheitsgefühl wahre Größe bisher noch versagt blieb, liegt zu klar, als daß es erst erläutert werden müßte. Zwar fehlt es ihr nicht an jedem allgemeineren Gefühl; das Mitleid mit den bedürftigen Volksclassen tritt stark bei ihr hervor, wenn auch die rührselige sociale Modedramatik eiskalter Streber oft genug mit dem ehrlichen socialen Mitgefühl verwechselt wird. Allein auch das echte Mitgefühl mit dem Proletariat ist noch kein „Menschheitsgefühl", zu dichterischer Größe kann es noch nicht verhelfen, denn es verweilt mit einem Eifer, dessen tiefere Berechtigung sehr zweifelhaft ist, parteiisch-tendenziös nur auf den gröbsten äußeren Unterschieden der menschlichen Existenzen und sucht durch diesen wohlfeilen Contrast zu ergreifen, eventuell zur thatkräftigen Besserung ökonomischer Mißstände anzuregen, durch „Erweckung des socialen Gewissens", wie eine neuerdings gemünzte Phrase so schön sagt; das Menschheitsgefühl hat schon darum nichts damit zu schaffen, weil es sich nicht auf das bezieht, was die Menschen unterscheidet, sondern auf das, was sie gemeinsam haben, weil es nicht die wechselnden ethischen und praktischen Zeitfragen, sondern die ewigen Fragen der Menschheit selbst zum Gegenstande hat. Ein Bühnenwerk von wahrhafter Größe steht allen Theaterbesuchern gleich nahe und wirkt auf sie — abgesehen natürlich von den verschiedenen Graden der auffassenden Intelligenz — gleichartig, während auch die besten socialen Dramen unserer Jüngsten für Einzeltendenzen, Einzelanschauungen, Sonderinteressen um Theilnahme werben, die nicht Jedermanns Sache sind. Die Fabrikantenfamilie in Gerhart Hauptmann's „Webern" ist nicht mit jener Liebe eines großen Künstlers erfaßt und dargestellt, die in allen vorgeführten Individualitäten den Menschen, wie er in Jedem von uns lebt, sieht und offenbart; vielmehr ist sie rein negativ verurtheilend, abschreckend und erbärmlich geschildert, sie kann daher einerseits nur die kurzsichtige Parteileidenschaft steigern, andererseits — bei den Angehörigen der besitzenden Classen — höchstens die ebenso tendenziös-unkünstlerische Pharisäerempfindung hervorrufen: Gott sei Dank, wir sind nicht so! Und wo die jüngstdeutsche Bühnenproduction ihren Gehalt nicht aus dem einseitigen Mitleid für eine materiell beeinträchtigte Gesellschaftsclasse bestreitet, buhlt sie bezeichnender Weise um Mitgefühl mit den besonderen persönlichen Lebenskrisen des betreffenden Dichters selbst. Gewiß ist auch für den „großen" Bühnendichter das eigene innere Erlebniß von ausschlaggebender Wichtigkeit; er wird aber nur solche Eigenerlebnisse schöpferisch verwerthen, mit welchen er an den allgemeinsten Conflicten des Menschenthums Theil hatte, er wird die Bühne nicht zum Resonanzboden seiner kleinen Privatschicksale machen.

Das „Allgemein Menschliche" hat freilich in den letzten Decennien das Zutrauen unserer Literaturwächter verloren; man ist jetzt gewohnt, sich etwas Blasses, bleichsüchtig Schwächliches, unklar Verschwommenes, Phrasen- und Schemenhaftes darunter vorzustellen. Das ist aber lediglich die Schuld einer falschen Auslegung, die diesem Begriff, dessen Hochhaltung sich vortrefflich mit concretester Darstellungsweise verträgt, den Charakter einer künstlich-abstracten, naturfeindlichen Verallgemeinerung unterschob. Versteht man das „Allgemein Menschliche" richtig, nämlich einfach und unmittelbar als die Summe dessen, was jedem Menschen von Natur aus eigen ist, woran Alle Theil haben, mögen sie im Uebrigen individuell beschaffen sein wie sie wollen, so stellt sich ein darauf gegründetes Kunstschaffen mit der individuellen und allerindividuellsten Wirklichkeit keineswegs in Gegensatz, es läßt die Einzelgestalten der Dichtung wirklichkeitstreu und selbstständig lebensvoll, ganz wie der Naturalismus, es betont nur neben den tausendfältigen Verschiedenheiten der menschlichen Individuen mit besonderer Vorliebe das, worin sie von Natur aus Alle gleich sind. Eine aus dieser Anschauung heraus geborene Bühnenpoesie steht den Lebenserscheinungen mit vielseitiger Empfänglichkeit und daher gerechter gegenüber, sie wirkt fesselnder, unmittelbarer und tiefer, weil sie bei aller charakteristischen Besonderung der dargestellten Personen und Vorgänge das böse „Was ist uns Hekuba?" von vornherein ausschließt. Eine solche Bühnendichtung ist aber auch dramatisch viel reizvoller als das einseitig nur in feinen und feinsten Differenzirungen schwelgende naturalistische Schauspiel, stehen ihm doch weit wirksamere Contraste zu Gebote, nämlich alle Arten des Contrastes zwischen dem, was den Einzelnen von anderen Menschen unterscheidet, und dem, was er trotz allem mit den Uebrigen gemeinsam hat. In dem Mohren Othello ist keine dichterische Differenzirung seiner naiven und elementar-leidenschaftlichen Sondernatur versäumt, aber das allgemein Bedeutsame seines Schicksals gelangt dadurch nur zu um so mächtigerer Wirkung; der „Othello" eines deutschen Dramatikers unserer Tage wäre dagegen entweder in den subtilen Besonderungen einer virtuos-exotischen Mohrenschilderung stecken geblieben, oder er hätte ein lebloses Schema der Eifersucht geboten. Warum ist uns Richard III. mehr als ein fremdartiges, abstoßendes Ungeheuer? Weil er trotz aller Besonderungen seiner Verbrechernatur, im Contraste zu ihnen, ja in inniger Verbindung mit ihnen Empfindungen und Fähigkeiten zeigt, die wir auch als unser — wenn auch vielleicht nur potentielles — Eigenthum erkennen und die in anderen Individuen und unter anderen Verhältnissen Großes und Gutes in der Welt wirken; weil der Mensch auch in diesem Verbrecherfürsten bloßgelegt ist, der Mensch in seiner dämonischen Kraft und seiner zwiespältigen Schwäche, der dem Menschen in uns ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen. Jenem einseitigen Bühnennaturalismus, der ohne Organ für das menschlich Gemeinsame lediglich auf das Dogma der äußersten Individualisirung schwört, könnte es nie gelingen, einem menschlichen Scheusal solcher Art die Sympathie eines gebildeten Theaterpublicums zu gewinnen; würde er die betreffende Gestalt auch mit den allerfeinsten Zügen der Wirklichkeit besondern, sie würde den Zuschauern dadurch noch nicht lebendig, vielmehr risse jede neue Bemühung in dieser Richtung die Kluft zwischen ihnen und seinem Geschöpf noch tiefer. Und wie ist es Shakespeare gelungen, diese Kluft zu überbrücken! Man denke nur an jene gewaltige Nachtscene Richard's, wo der nach Liebe verlangende Mensch in ihm alle Differenzirungen der kalten, berechnenden, energischen Verbrechernatur durchbricht.

Würde nun das „Menschheitsgefühl" allen unseren jüngstdeutschen Dramatikern fehlen, so wäre die Beantwortung der Frage, warum wir noch keine große Bühnendichtung haben, einfach genug. Allein bei dem unaufhaltsamen Fortschritt der Geistescultur, der sich trotz Nietzsche gerade in der allmäligen Niederlegung aller Schranken zwischen Mensch und Mensch äußert, und bei der Fülle kräftiger Begabung, die in der aufstrebenden Dichtergeneration zu Tage tritt, wäre diese Annahme mindestens sehr gewagt, und eine eingehende Prüfung würde auch sicher ihre Unhaltbarkeit erweisen. Gar manche von unseren Jüngsten tragen vielleicht das „Menschheitsgefühl" und damit die Anwartschaft auf dichterische Größe in sich, sie haben aber noch nicht den richtigen Weg gefunden, es in ihrem Schaffen zu voller Geltung zu bringen. Die Einen verkennen die Wahrheit, daß die köstliche Gabe, die ihnen geworden ist, nur in der Hülle sinnlich lebendiger Wirklichkeitsgestaltung ihren Werth und ihre Wirkungskraft bewahren kann, sie wollen sie unmittelbar verwerthen, ja verschwenden, und schaffen dann statt concentrirter Lebensbilder Gedankenpräparate, die den Zuschauer noch fremder berühren und noch weit weniger erwärmen können, als der oberflächliche Lebensabklatsch des consequenten Naturalismus. Die nervöse Hast und Ungeduld der Zeit, wohl auch voreilige Selbstüberschätzung sind die neidischen Dämonen dieser Berufenen, aber noch nicht Auserwählten. Andere verbergen ihr „Mensch-

Digitized by Google

heitsgefühl“ ängstlich vor aller Welt, ja auch vor sich selbst, weil sie es für altmodische Ueberspanntheit, für eine höchst unzeitgemäße Schwäche halten, und suchen mit Gewalt einseitig-naturalistisch zu schaffen, ohne jedoch in dieser Richtung volle äußere Anerkennung und innere Befriedigung zu finden, da sie bei alledem nicht mit ganzer Seele Naturalisten zu werden vermögen; ihrem allzuschwachen Selbstgefühl hat es eine literarische Mode angethan. Wieder andere von den Berufenen — vielleicht die meisten von ihnen — gelangen überhaupt nicht zu dichterischer Bethätigung, weil sie der herrschenden Zeitströmung zufolge in jenem angeborenen Gefühl alles eher erblicken als bedeutende dichterische Begabung. Durch ihren tieferen und allgemeineren Künstlergeist getrieben werden sie vielleicht mittelmäßige Componisten oder excentrische Maler oder phantastische Halbphilosophen, oft aber wenden sie sich überhaupt keiner geistigen Production zu; kaum daß dann ihre nächsten Freunde zuweilen einen Hauch der fruchtbaren Dichterkraft verspüren, die in ihnen brach liegt. Und selbst wenn heute ein Bühnendichter aufträte, der das „Menschheitsgefühl“ mit starkem Individualisirungsvermögen verbände, seine Erstlinge wären hinsichtlich der Wirklichkeitstreue naturgemäß noch unvollkommen, bei dem zunächst noch in ihm bestehenden geistigen Uebergewicht der Menschheitsempfindungen: nirgends aber ist das Urtheil unserer Zeit härter, ungerechter, von vornherein absprechender, als wo sie Mängel der äußeren Wirklichkeitstreue entdeckt oder zu entdecken glaubt. Das ist wieder die Schuld der modernen Naturwissenschaft, die zum einseitigen Cult der äußeren Wahrheit verführte und auch in der Kunst alle „Größe“ lediglich von der peinlichsten Wiedergabe der Lebensdifferenzirungen erwartet. Solange die materialistische Naturwissenschaft sich nicht selbst auf ihrem eigenen Wege ihrer bisherigen Einseitigkeit bewußt wird oder eine mächtigere, umfassendere Anschauung sie aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängt, solange ist daher für das Erblühen einer „großen“ modernen Bühnendichtung wenig zu hoffen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Spielhölle.

Von Mark Twain.

Ich war, erzählte mir ein Professor, noch jung an Jahren, mit bescheidenen Aussichten und Feldmesser von Beruf. Daß ich einmal Gymnasiallehrer würde, ahnte ich dazumal nicht. Vor mir lag die ganze Welt, und ich war bereit, sie zu vermessen, wenn mir Jemand den Auftrag ertheilt hätte. Jetzt führte mich ein Vertrag nach einem Goldminenbezirk in Kalifornien; die Seereise sollte drei bis vier Wochen dauern. Mit meinen Fahrtgenossen hatte ich wenig Verkehr; meine Hauptbeschäftigung war Lesen und Schreiben, und zu diesem Zwecke wich ich möglichst jeder Unterhaltung aus. An Bord waren drei Spieler von Beruf, rohe, widrige Burschen; natürlich sprach ich nie ein Wort mit ihnen, doch mußte ich ihnen häufig begegnen, wenn ich meinen gewohnten Spaziergang auf Deck machte. Sie saßen nämlich dort früh und spät bei den Karten in ihrer Kajüte, deren Thür offen blieb, um Tabaksqualm, Flüche und Kraftausdrücke hinauszulassen. Der Anblick dieser Spielhölle war mir in hohem Grad ekelerregend, allein ich mußte mich drein ergeben. Ein anderer Fahrgast kam mir aber häufig in den Wurf, und er schien entschlossen, sich mit mir anzufreunden. Ich hätte ihn, ohne ihn zu kränken, nicht loswerden können, und das brachte ich nicht fertig; auch nahm mich seine ländliche Einfalt und Gutmüthigkeit für ihn ein. Als ich ihn das erstemal sah, hatte ich mir gleich gedacht, er müsse ein Farmer aus den Hinterwäldern im Westen sein — vielleicht aus Ohio —, und bei näherer Bekanntschaft bestätigte es sich, daß er Viehzüchter war und aus Ohio kam. Die Freude über meinen Scharfsinn war wohl mit ein Grund, daß ich für John Backus, so hieß der Mann, ein warmes Interesse empfand.

Täglich nach dem Frühstück pflegten wir uns zu treffen und dann auf Deck spazieren zu gehen. Nach und nach theilte er mir in seiner harmlosen Redseligkeit Alles mit, was seine Person betraf, Geschäfts- und Familienangelegenheiten, Verwandtschaften, Aussichten, politische Meinungen u. s. w. Dabei ließ er sich auch von mir erzählen und fragte nach meinem Berufe, meiner Herkunft, auch wollte er meine Pläne und Zwecke wissen und meine ganze Lebensgeschichte. Daß ich ihm bereitwillig Auskunft gab, spricht für die Macht seiner Ueberredungskunst, denn es lag sonst nicht in meiner Natur, über meine Privatangelegenheiten mit Fremden zu reden. Einmal ließ ich etwas über Trigonometrie fallen, und er erkundigte sich nach der Bedeutung des langen Wortes, die ich ihm erklärte. Von da an nannte er mich nie mehr bei meinem Namen, sondern immer nur „Trigo“, und zwar mit so liebenswürdiger Vertraulichkeit, daß ich es ihm nicht verübeln konnte. Für seine Viehzucht war er riesig begeistert. Bei bloßer Erwähnung eines Ochsen oder einer Kuh strahlten seine Augen und gerieth er in einen unaufhaltsamen Redefluß, so lange ich ihm geduldig zuhörte. Er kannte und liebte eine jede Rasse und sprach in den zärtlichsten Ausdrücken von ihr. Sobald die Rede auf sein Rindvieh kam, ging ich stumm und verdrießlich neben ihm her, bis ich es nicht länger aushielt und das Gespräch auf irgend einen wissenschaftlichen Gegenstand lenkte; dann leuchtete mein Auge auf und das seine wurde matt; seine Zunge stockte, meine wurde beweglich; ich freute mich meines Daseins, und er versank in Traurigkeit.

Eines Tages sagte er in etwas unsicherem und zögerndem Tone: „Würden Sie mir wohl den Gefallen thun, Trigo, einen Augenblick in meine Kajüte zu kommen? Es ist wegen einer Anlegenheit, die ich gerne mit Ihnen besprechen möchte.“

Ich erklärte mich sogleich bereit. Nachdem wir eingetreten waren, steckte er noch einmal den Kopf zur Thür hinaus und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um; dann drehte er den Schlüssel und wir nahmen auf dem Sopha Platz. „Ich möchte Ihnen einen kleinen Vorschlag machen,“ begann er; „wenn er Ihnen gefällt, können wir Beide unseren Vortheil dabei finden. Zum Spaß gehen Sie doch nicht nach Kalifornien — und ich auch nicht. Wir wollen Beide Geschäfte machen, was? Nun könnten wir einander recht nützlich sein, sofern es Ihnen paßt. Sehen Sie, ich habe viele Jahre lang gespart und zusammengeschachert und habe hier Alles bei mir.“ Er öffnete einen alten Lederkoffer, wühlte in einem Haufen schlechter Kleider und zog ein wohlgefülltes Beutelchen hervor, das er mich einen Augenblick sehen ließ, worauf er es wieder in der Tiefe des Koffers begrub und diesen zuschloß. „Die ganze Summe ist drinn,“ fuhr er in leisem Flüstern fort, „runde zehntausend Dollars in Goldstücken. Ich habe nun also gedacht: die Viehzucht verstehe ich so gut wie nur Einer, und in Kalifornien kann man einen Haufen Geld damit verdienen. Beim Landvermessen — das wissen wir Beide — fallen nun aber bald rechts, bald links kleine Dreiecke ab, die der Feldmesser gratis bekommt. Alles, was Sie nun zu thun hätten, wäre, die Sache so einzurichten, daß diese Dreiecke auf gutes, fettes Weideland fallen. Dies überlassen Sie dann mir, ich bringe mein Vieh da hin, und berechne Ihren Antheil sofort und zahle baar aus und ...“

Es that mir leid, ihn mitten in seinem begeisterten Vorschlage zu unterbrechen, doch es ließ sich nicht ändern. „Das ist nicht meine Art, Geschäfte zu machen,“ sagte ich mit ernster Miene; „sprechen wir von was Anderem, Herr Backus.“

Beschämt und verwirrt stotterte er allerlei Entschuldigungen; es ging mir wirklich nahe, seine peinliche Verlegenheit zu sehen, zumal er keine Ahnung zu haben schien, daß in seinem Vorschlag etwas Anstößiges zu finden sei. Um ihn über seinen Mißgriff zu trösten, wußte ich kein besseres Mittel, als ihm so schnell wie möglich den Genuß einer Unter-

Digitized by Google

haltung über Rinderzucht und Viehhandel zu bereiten. Wir hielten gerade vor Acapulco, und als wir auf Deck kamen, waren die Matrosen damit beschäftigt, einige Kühe mit Schlingen an Bord zu ziehen. Im Nu hatte mein Freund seine schwermüthige Stimmung und Erinnerung an seinen mißlungenen Schachzug vergessen. „Nein, sehen Sie nur!“ rief er. „Du lieber Gott, was würden wir dazu in Ohio sagen, Trigo! Wie würden unsere Leute die Augen aufmachen, wenn sie die Art von Behandlung sähen — es ist nicht zu glauben.“

Alle Passagiere ergötzten sich an dem Schauspiel, sogar die Spieler. Backus kannte alle drei und hatte schon Jeden mit seinem Lieblingsthema gelangweilt. Im Fortgehen sah ich, wie einer der Spieler sich ihm näherte und ihn ansprach; diesem folgte der zweite und dann der dritte. Ich stand still, um zu sehen, was daraus werden würde. Bald waren die vier Männer in eifrigem Gespräch versunken, dann aber zog sich Backus von ihnen zurück, doch sie folgten ihm und wichen nicht von seiner Seite. Das war mir unbehaglich. Als sie gleich darauf an mir vorbeikamen, hörte ich, wie Backus in ärgerlichem Tone sagte: „Sie machen sich unnütze Mühe, meine Herren; ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen schon hundertemal sagte: ich kenne es nicht und will mich nicht darauf einlassen.“

Ich athmete erleichtert auf. Sein gesunder Sinn wird ihn bewahren, sagte ich mir. Während unserer vierzehntägigen Fahrt von Acapulco nach San Francisco sah ich die Spieler öfter eifrig mit Backus reden. Endlich konnte ich es mir nicht länger versagen, ihn gelegentlich im Gespräch zu warnen. Er lachte wohlgefällig.

„Freilich,“ sagte er, „sie bearbeiten mich schon die ganze Zeit, ich solle doch nur zum Spaß 'mal ein Spielchen mit ihnen machen, aber ich werde mich hüten. Die Meinigen haben mir — wer weiß wie oft — eingeschärft, mich vor derlei Pack in Acht zu nehmen.“

Die Reise ging weiter, und wir näherten uns San Francisco. Es war eine dunkle Sturmnacht, doch ging die See nicht sehr hoch. Ich brachte den Abend allein auf Deck zu und wollte mich gegen Zehn in meine Cajüte begeben, als ich aus der Spielerhöhle eine Gestalt auftauchen und im Finstern verschwinden sah. Ich erschrak, denn Niemand anderes war es als Backus. Ich eilte die Schiffstreppe hinunter und spähte überall nach ihm, konnte ihn aber nicht finden. Dann eilte ich wieder hinauf und kam gerade noch recht, um zu sehen, wie er in die Spielhölle schlüpfte. Hatte er sich doch verlocken lassen? Höchst wahrscheinlich. Vielleicht war er heruntergegangen, um seinen Beutel mit den Goldstücken zu holen. Voll schlimmer Ahnungen näherte ich mich der Thüre. Sie war nur angelehnt, und durch die Spalte sah ich mit Schmerzen meinen armen Freund, der am Spieltisch saß. Wie sehr bereute ich jetzt, nicht eifriger bemüht gewesen zu sein, ihn zu warnen und zu retten, statt mich immer in meine Bücher und Träumereien zu vertiefen!

Backus spielte nicht nur, er hatte auch bereits dem Sect so fleißig zugesprochen, daß er anfing ihm in den Kopf zu steigen. Laut verkündete er das Lob des Weines und meinte, so was Gutes sei ihm noch nicht über die Zunge gekommen, und er wolle weiter trinken, trotz aller Mäßigkeitsvereine. Ich sah, wie die Schurken verstohlen einander zulächelten; sie schenkten alle Gläser voll, aber indeß Backus das seine bis auf den Grund leerte, nippten sie nur und gossen den Wein heimlich über die Schulter. Mir war der Auftritt so widerlich, daß ich fort ging, mich durch den Anblick des Meeres und das Rauschen des Windes zu zerstreuen. Eine innere Unruhe trieb mich aber alle Viertelstunden wieder der Thürspalte zu, und jedesmal sah ich, wie Backus seinen Wein austrank und die Anderen ihn weggossen. In so peinlichen Gefühlen hatte ich noch niemals eine Nacht verlebt. Meine einzige Hoffnung war, daß wir recht bald vor Anker gehen würden, damit dem grausamen Spiel ein Ende gemacht wäre. Um den Lauf des Schiffes zu fördern, schickte ich manches Gebet gen Himmel, und als wir endlich mit vollen Segeln durch das „Goldene Thor“ einliefen, klopfte mein Herz freudig. Wieder eilte ich nach der Spalte und sah hinein. Ach — mein Hoffen war vergeblich gewesen! Backus saß da und lallte mit schwerer Zunge, seine schwimmenden Augen waren blutunterlaufen, sein dunkles Gesicht glühte und sein ganzer Körper wiegte sich trunken hin und her, mit der schwankenden Bewegung des Schiffes. Eben führte er wieder das Glas zum Munde, indeß die Karten ausgetheilt wurden. Als er seine Hand erhob, leuchteten seine verglasten Augen in hellem Scheine. Die Spieler sahen es und wechselten kaum merkliche Blicke des Einverständnisses. „Wie viele Karten?“

„Keine,“ erwiderte Backus. Einer der Schurken — Wiley mit Namen — warf eine Karte ab, die Anderen jeder drei. Dann fingen sie an zu bieten, anfangs nur kleine Summen, einen oder zwei Dollars, bis sich Backus auf zehn Dollars verstieg. Wiley zögerte einen Augenblick, dann bot er zehn Dollars darüber. Die beiden andern „paßten“ und legten die Karten hin. Backus bot zwanzig Dollars höher.

„Ich halte mit — hundert Dollars mehr!“ sagte Wiley lächelnd und streckte die Hand aus, um das Geld einzustreichen.

„Liegen lassen!“ rief Backus lallend.

„Was — Sie wollen höher bieten?“

„Gewiß will ich — ich halte mit, und hier sind noch hundert drüber.“ Er griff in seine Rocktasche und legte die Summe auf den Tisch.

„Oho, wollen Sie da hinaus? Dann sage ich fünfhundert an,“ schrie Wiley.

„Und ich biete fünfhundert mehr!“ rief der bethörte Viehzüchter, holte den Betrag heraus und thürmte ihn auf den Goldhaufen. Die drei Verschworenen konnte ihre Freude kaum mehr verbergen. Jetzt galt weder Schlauheit noch Verstellung länger, das Bieten ging Schlag auf Schlag und die goldene Pyramide wuchs. Endlich lagen zehntausend Dollars beisammen. Wiley warf einen Beutel voll Gold auf den Tisch.

„Fünftausend Dollars drüber! Nun, meine liebe Unschuld vom Lande, wie steht es jetzt?“

„Aufdecken!“ rief Backus und legte seinen Goldsack auf den Haufen. „Worauf haben Sie geboten?“

„Vier Könige, Sie Narr!“ antwortete Wiley lachend und wies ihm die Karten, während er zugleich mit beiden Armen den Einsatz schützte.

„Vier Asse, Sie Dummkopf!“ schrie Backus mit Donnerstimme und hielt ihm einen gespannten Revolver vor. „Ich bin selbst ein Spieler von Profession und habe die ganze Reise über Sprenkel gestellt, um Gimpel für Euch zu fangen.“

Kladderadatsch! Der Anker sank in den Grund und die lange Reise war zu Ende. Ja, ja, wir leben in einer argen Welt! Einer von den Spielern war Backus' Spießgeselle. Er hatte die verhängnißvollen Karten auszutheilen, und es war verabredet worden, er solle Backus vier Damen geben, aber ach! das hatte er eben nicht gethan!

— — — Eine Woche später traf ich auf der Straße Backus, der nach der neusten Mode gekleidet war. „Was ich Ihnen noch sagen wollte,“ fügte er bei, als wir uns verabschiedeten, „die fetten Weideplätze — die Dreiecke, wissen Sie — von denen wir sprachen, darüber brauchen Sie sich keine Gedanken mehr zu machen. Ich verstehe eigentlich nicht mehr von Viehzucht, als was ich in den letzten vierzehn Tagen vor der Abreise aufgeschnappt habe. Meine Schwärmerei für Rindvieh hat ihren Zweck erfüllt — jetzt brauch' ich sie nicht mehr.“

Aus der Hauptstadt.

Vasallen.

„In ihren Versammlungen lassen die Kerls mich immer hochleben, nachher aber thun sie doch, was sie wollen,“ meinte Wilhelm II. ärgerlich, als letzthin seine Umgebung das Gespräch auf den nun geächteten Bund der Landwirthe brachte. Auch die ernsten Ereignisse der letzten Wochen haben den Monarchen nicht abgebracht von der roman-

Digitized by Google

tischen Ueberzeugung, daß die Männer der preußischen Landwirthschaft sammt und sonders seine Vasallen und Lehnsleute und deßhalb von Geburt an dazu bestimmt seien, ihm unter allen Umständen treue Heeresfolge zu leisten. Ihre starre Opposition in der Kanalfrage deucht dem Kaiser etwas Schlimmeres als bloße Fronde; sie ist ihm Rebellion, Ausbruch des Bauernkrieges. Daß er sich auf seine wahrlich nicht verhätschelten Agrarier in Sturm und Noth unbedingt verlassen könne, und mehr noch, daß sie auch in nebensächlichen Fragen der inneren Politik mit ihrem Markgrafen durch Dick und Dünn gehen würden, das stand bei dem Herrscher bisher unerschütterlich fest. In den verflossenen Tagen der Brettinherrlichkeit, des einzigen Mannes, der dem Bismarckcommerse als Ehrengast beiwohnte und jetzt den Gau des Sauerkrautes milde regiert, in jener rosenrothen Zeit hielt der Redeminister dem kaiserlichen Herrn einmal pflichtgemäß seinen üblichen Vortrag über die gemeingefährlichen Bestrebungen der Landwirthe. Majestät war just bei sehr guter Laune, und er wandte sich an den aufmerksam zuhörenden Köller mit den huldvollen Worten: „Da sehen Sie, wie Ihre Agrarier sind." Köller benutzte die günstige Gelegenheit, dem freundlichen Staatssekretär eins auszuwischen, mit besonderem Eifer: „Und wenn's zum Klappen kommt, Majestät," sagte er, „dann sind diese meine Agrarier doch die Einzigen, auf die Sie sich unbedingt verlassen können." — „Ja," entgegnete der Monarch ganz erstaunt, „wenn das nicht einmal der Fall wäre!"

Der jauchzende Freisinn, der seine Zeit gekommen wähnt und sich nun gar keine Mühe mehr giebt, den politisch Ehrbaren zu spielen, die liberale Presse irrt schwer, wenn sie jetzt ernsthaft auf den sagenhaft gewordenen Systemwechsel rechnet. Sie mag ihre Leute nach oben hin noch so aufdringlich, im waschechten Mühlendamm-Stil, empfehlen, mag noch so vieldeutig betonen, daß einem Rickert, einem Barth, einem Pachnicke keine, aber auch keine einzige Ministerqualität abgehe — dieser Liebe Mühe ist doch umsonst. Unter'm directen Einfluß des Kaisers, dessen Erbitterung selbst Hans v. Miquel nicht zu mildern wagte, hat das Ministerium allerdings beschlossen, den Kampf gegen den Bund der Landwirthe, die Seele der Canalopposition, aufzunehmen. Man hat ungemein energische Beschlüsse gefaßt, die möglicherweise sogar zu Thaten werden können. Aber der Feldzug, den man plant, ist kein Eroberungs- und Vernichtungskrieg. Man will nur aufsässigen Unterthanen einen gehörigen Denkzettel verabreichen und ihnen zeigen, wer der Herr im Hause ist. Sobald sie dann geziemend zu Kreuze gekrochen sind, ist Alles wieder gut.

Gewiß, man rüstet mit Macht gegen den Bund. An alle Landräthe und höhere Verwaltungsbeamte, die ihm angehören, ist die mündliche Weisung ergangen, aus der verhexten Agrariergemeinschaft auszutreten. Ausdrücklich ward dabei auf bevorstehende Neuwahlen hingewiesen. Am liebsten hätte man das Abgeordnetenhaus so nach etwa zwei, drei Monaten aufgelöst, ohne die Störrigen nochmals mit dem Mittellandcanal zu befassen. Die Besorgniß aber, dadurch den Eindruck der Confusion und Willkür hervorzurufen, veränderte den Schlachtplan. Ehe sein Todesurtheil ergeht, muß der preußische Conservatismus zum fünften Male die Canalgötter im Feuer verbrennen. Daß es auch diese Todsünde auf sein Haupt laden wird, daran zweifelt heute selbst der am wenigsten intelligente königlich preußische Staatsmann nicht mehr. Die Maßregelung der 22, die man erst schuldig werden und dann der Pein überließ, hat die Reihen der Opposition eisern zusammengeschweißt; selten ist eine niedliche kleine Revanche gleichzeitig ein so böser politischer Fehler gewesen. Wenn der hingesunkene v. d. Recke v. d. Horst seine Beamten früher zu sich entboten hätte, und zwar in der Heimlichkeit der Nacht, vielleicht wäre mancher Saul dann als Paul in sein schlichtes Hôtelzimmerchen zurückgekehrt. Nicht alle Leute sind wie der eherne v. Jagow, der eine unerhört glänzende Carrière in die Schanze schlug, um seiner Ueberzeugung willen, aber ein Umfallen in der letzten Minute, im grellen, beschämenden Licht der Oeffentlichkeit, das vermögen sich doch nur besonders geartete Charaktere oder Nichtcharaktere zu leisten.

Die Regierung rechnet mit Sicherheit auf den Sieg. Sie rechnet auf eine Spaltung der conservativen Partei. Nie war Renée, der Vertrauensmann und Berichterstatter des ragenden Bureaus, thätiger als in diesen Tagen; nie klopfte der politische Rechercheur der jüdischen Kreuzzeitung häufiger an die Thür des Herrn v. Manteuffel. Doch wie in so vielen Dingen, möchte die Regierung auch in ihrer allerneuesten Hoffnung täuschen. Immer stärkerer Unwille grollt durch die conservativen Reihen und richtet sich gegen den heute noch officiellen Führer, der durch seine Intimität mit dem übel berufenen Leipziger Blatte die ganze Partei rettungslos discreditirt. Und der befremdliche Mißerfolg, den man bei der letzten Reichstagswahl im agrarischen Kreise Rastenburg-Gardauen mit einer hochofficiellen Candidatur einheimste, sollte die siegesfrohen Gouvernementalen bedenklich machen. Der Verwaltungsapparat wird vielerorts versagen, wenn Wahlen gegen den Bund gemacht werden sollen. Bereits jetzt hat die Regierung auf ihre vertraulichen Aufforderungen zum Austritt von zahlreichen Landräthen Antworten erhalten, die weder Hörner noch Zähne haben und die sich die Excellenzen kaum hinter den Spiegel stecken werden. Maßregelt man alle Renitenten, so muß man die Neuwahl mit lauter Neulingen durchführen, die die schwierige Technik natürlich noch nicht heraushaben und durch täppische Beeinflussungsversuche einen einzigen Schrei der Wut auslösen werden. Und wie will man denen in's Herz schauen, die sich der Sache wegen entschließen, auf ihrem Posten auszuharren und ganz insgeheim einer übel berathenen Regierung Vernunft beizubringen?

Der Stern der Stunde lacht den Agrariern. Sie dürfen, da der Freisinn um so mehr quantité négligeable bleibt, je würdeloser er sich jetzt benimmt, auf einen leichten und dennoch imponirenden Wahlsieg rechnen. Dieser Wahlsieg aber wäre ein Glück für die Regierung, trotz alledem. Es ist wahr, er würde das Selbstbewußtsein der Sieger wesentlich erhöhen, würde auch den Bund an sich stärken, da durch den Wahlkampf Bewegung in die Reihen auch der schlaffen und trägen Mitglieder kommt und neue Bauernmassen herangezogen werden. Dennoch hätte die Regierung des Fürsten Hohenlohe alle Ursache, einen solchen Ausgang ihres kühnen Zuges nach Syrakus herbeizuwünschen. Gelingt es ihr nämlich wider alles Erwarten, die agrarische Bewegung, wie sie jetzt ist, niederzuschlagen, so springt unverzüglich hinter den Gemäßigten, den Wangenheim, Rösicke und Lucke die radicale Bauernpartei empor. Noch halten die vorsichtigen, ruhigen Elemente die Zügel in fester Hand. Unter der Decke aber gährt es und brodelt. Wie in jeder großen politisch-wirthschaftlichen Vereinigung ringen auch hier feindliche Mächte miteinander, und längst ist eine Gruppe der scharfen Tonart an der Arbeit. Sie wurde nach dem Jahre 1893 mühsam zurückgedrängt; sie würde zum Siege gelangen, sobald eine große Wahlniederlage des Bundes die ruhigen Führer von heut entmuthigt und zur Abdankung veranlaßt.

Ganz offenbar hat sich das Ministerium diese Kehrseite der Medaille nicht klar gemacht. In hastigem Fiebereifer bemüht, einen Befehl des tief gekränkten Herrschers mit fliegender Eile auszuführen, will die Regierung einen Schlag wagen, der sie so wie so vernichten muß. Bisher hat die agrarische Gruppe bedingungslos alle Forderungen bewilligt, die Wilhelm II. zur Verstärkung der deutschen Waffenmacht stellte. Es ist ihr nie beigekommen, Schacherhandel nach der freilich zweck- und ergebnißlosen Methode Lieber zu treiben; kein Staatsbedürfniß ist von ihr unbeachtet gelassen worden, und die kaiserlichen Flottenpläne finden hier fast sentimentale Förderung. Nun aber erklingen bereits Stimmen, die einer Budgetsverweigerung das Wort reden. Und das Beispiel der radical-demokratischen Bauernvereine in Süddeutschland, die für neue Soldaten und neue Schiffe keinen Groschen mehr hergeben, zeigt deutlich, wie die Dinge sich in Norddeutschland entwickeln können. Fällt das preußische Bauernvolk von Regierung und Krone ab, dann ist der letzte Tag gekommen.

Realpolitiker werden dem Bunde der Landwirthe vor Allem einen

Digitized by Google

Vorwurf zu machen haben: daß er sich sechs Jahre lang immer von Neuem hat vertrösten und an der Nase herumziehen lassen, daß er jeder neuen Regierung mit immer neuem Vertrauen entgegentrat, so oft er darin auch getäuscht wurde. Mit Versprechungen und Drohungen hat man ihn hingehalten, und vielleicht war nur die Hohenlohe'sche Ungeschicklichkeit daran Schuld, daß das letzte Versprechen und die letzte Drohung nicht mehr verfing. „Die Herren werden es bei dem nächsten Handelsvertrage zu spüren kriegen, wenn sie den Canal ablehnen." Das war freilich allzu starker Tabak. Eine derartige, in ihrer Plumpheit nur mit den gleichzeitigen und späteren Regierungs-Maßnahmen in derselben Frage zu vergleichende Attacke mußte gährend Drachengift selbst in die frömmsten Gemüther gießen. Nach Tische las man die Hohenlohe'sche Erklärung denn auch anders, doch die Kugel war bereits aus dem Laufe. Das traurige Schicksal des Canales hat einzig und allein die unbegreiflich ungeschickte Politik des Ministeriums verschuldet. Mit einem bißchen Diplomatie hätte man den verfahrenen Karren noch aus dem Sumpfe herausziehen können. Welche Kunst haben die Conservativen während der vergangenen Monate nicht im Bau goldener Brücken bewiesen! Doch auf der anderen Seite trug man Scheuklappen.

Nun ist der Kampf da, ein verhängnißvoller Kampf, wenn Wilhelm II. ihn nicht als Manöverübung betrachtet und rechtzeitig abbricht. So begreiflich seine Erregung ist, und so tief die Niederlage ihn verwunden muß, so wünschenswerth wäre es doch, daß sein gerechter Zorn sich auf die Häupter der eigentlich Schuldigen entlädt. Sein Ministerium war es, das ihn nach Dortmund gehen ließ; sein Ministerium gab es zu, daß sich der König mit solchem Feuer und Nachdruck für eine Vorlage einsetzte, von der es pflichtgemäß wissen mußte, daß keine sichere Mehrheit im Landtage dafür vorhanden war. Ohne Zweifel, Ansehen und Autorität der Krone haben durch die jammervoll verunglückte Canalcampagne Schaden gelitten. Nun aber ist es wichtige und vornehmste Aufgabe aller Betheiligten, den Schaden nach Möglichkeit zu repariren, statt ihn in's Endlose zu vergrößern. Die Gefahr liegt vor und ist dringend. Tritt die Krone selbst ein in den Kampf gegen eine Interessengruppe, deren unwandelbare Königstreue und Vaterlandsliebe die Jahrhunderte bestätigt haben, dann kann ihre Liebe zum Herrscherhause nicht unversehrt aus dem erbitterten Ringen hervorgehen. Was das für Preußen und Deutschland besagen will, weiß Jeder, der Gelegenheit hatte, freimüthige Gespräche in Casinos verschiedener Art mit anzuhören. Um Alles in der Welt — wenn dort schon so gesprochen wird, dann darf kein Pfennig mehr vergeudet werden aus dem Schatz monarchischen Empfindens, der fast noch unberührt in dem Herzen unseres Bauernvolkes ruht.

Wilhelm II. muß sich dazu entschließen, den Volksschichten, die von Alters her mit treuer Liebe an seinem Hause hängen, unbedingt dieselben verfassungsmäßigen Rechte einzuräumen wie denjenigen Kreisen, die das Königthum bisher immer nur gezwungen duldeten. Die Landbevölkerung und ihre Vertreter haben nicht die Pflicht, unbedingt für jede Regierungsvorlage einzutreten; sie müssen sie vielmehr pflichtgemäß darauf prüfen, ob sie dem flachen Lande auch von Nutzen ist oder ob sie den Kern des monarchischen Staates, den bäuerlichen Mittelstand, in seinen Grundfesten angreift. Der Herrscher rief dem Grafen Dönhoff, der für die Handelsverträge gestimmt hatte: „Recht wie ein preußischer Edelmann gehandelt!" lobend zu; wir Anderen aber glauben, daß die Gegner der Handelsverträge in noch höherem Grade ihrem preußischen Edelmannthum Ehre machten. Die Bedeutung des Kampfes um den Canal, sowohl für unsere innere Geschichte wie für die Entwickelung Wilhelm's II. liegt darin, daß sie die Landstände endgiltig den städtischen Politikern an Rechten gleich stellt und die poetische, aber am Ende des Jahrhunderts unhaltbare Legende vom Vasallenthum zerstört.

Caliban.

Rückblick auf die Sommerausstellungen.

Die nach Pariser Muster, nur mit weniger Geist und Geschmack, gefertigte „Revue", die unter dem Titel „Berlin lacht" den ganzen Sommer über im Metropol-Theater aufgeführt wurde und auch jetzt noch aufgeführt wird, berücksichtigt auch unsere beiden großen Kunstausstellungen am Lehrter Bahnhof und in der Kantstraße. Beide werden durch phantastisch gekleidete Mädchen dargestellt. An der „ganz Großen" nestelt und tupft und deutelt der „compère" der „Revue" herum. „Ja — aber wo sind denn eigentlich die Bilder?" fragt er zuletzt. „Die Bilder?" antwortet die „commère", „ja, die befinden sich mehr im Hintergrunde!" Wuppdich — dreht sich das Mädchen um und unter ihrem Rücken baumelt in der That ein kleines Landschaftsbild. Geschmackvoll ist der Witz nicht, aber er ist treffend. Das beweist schon das Jauchzen des Publicums. Desselben Publicums, das, wie die Geschäftsleitung der Ausstellung mit hohem Stolz immer wieder verkündet, zu so und so viel Tausenden hinauspilgert. Um die „Kunst" dort zu studiren? Bewahre! Man mache einmal die Probe auf das Exempel: Wenn das Dreher'sche Bier und das Tamtam der Militärmusik fehlte — wie stark würde die Zahl jener Tausende und Abertausende zusammenschmelzen. Man bilde sich doch nur nichts ein auf diesen Besuch. Weder für den Kunstgeschmack unseres Publicums, noch für die Werthschätzung der Ausstellung ist er maßgebend. Freilich dieses Mal wird es dem Publicum kaum verübelt werden können, wenn es den zahllosen Sälen des Ausstellungspalastes selbst nur eine knappe Anstandsvisite macht und dann hinauseilt. Ich brauche nicht den Beweis dafür zu liefern, daß die diesjährige Ausstellung einfach schlecht ausgefallen ist, wenn man das Verhältniß des Werthvolleren und Besseren zu der ungeheuren Masse des Mittelmäßigen und eben Schlechten, des wirklich Künstlerischen zur simplen Marktwaare in's Auge faßt. Vielleicht der achte Theil des Vorhandenen hätte eine sehenswerthe Ausstellung abgegeben, wenn auch lange keine Aufsehen erregende. Nun aber wird das wenige Gute durch das Uebrige völlig erdrückt. Wie gesagt, das kann als Axiom gelten. Und das Publicum — wem gelten seine Anstandsvisiten in Sonderheit? Wie oft habe ich in den letzten Wochen, wenn ich im Gespräche dieses und jenes Bild aus der Masse hervorhob, immer wieder gehört: „wo? was? — Das haben wir ja gar nicht gesehen!" Jawohl — vor Rochegrosse's greulicher Allegorie „Jagd nach dem Glücke", vor Max Rabes Illustrationen zur Palästinafahrt des Kaisers, vor allerlei Anekdotischem und Romantischem, allenfalls noch vor Kossak's „Reiterattacke bei Zorndorf" und Chokichi Suzuki's „Jagdfalken" stand man länger. Sehr lehrreich wäre auch ein Blick in die Verzeichnisse der verkauften Werke. Doch wir wollen ihn lieber nicht thun.

Ob's symptomatisch ist, daß es heuer so gar lange mit der Medaillen-Vertheilung dauerte? Konnte man nicht so leicht schlüssig werden, obschon doch die bösen Herren von der Opposition und Secession von der Jury ausgeschlossen waren? Wie dem auch sei — recht gemacht hat man es schließlich wieder wohl den Allerwenigsten, die Medaillenempfänger natürlich ausgenommen.

Es erhielten die große goldene Medaille: der Maler Professor Joseph Scheurenberg-Charlottenburg und der Kupferstecher Professor Hans Meyer-Berlin; die kleine goldene Medaille: der Maler Friedrich v. Schennis-Berlin, der Bildhauer L. Tuaillon-Rom, die Architekten Vollmer und Jassoy-Berlin, der Maler Julius Schmid-Wien, der Maler Gonzalo Bilbao-Sevilla, der Illustrator Hermann Vogel-Loschwitz, der Maler Adalbert Ritter v. Kossak-Berlin, der Maler Julius Wentscher-Berlin, der Maler Isidor Kaufmann-Wien. Vier von diesen Medaillen sind auf Collectiv-Ausstellungen entfallen. Scheurenberg erhielt sie wohl in erster Linie für seine langjährige ersprießliche Lehrthätigkeit. Sieht man sich seine Ausstellung an, so zeigt sich so deutlich ein Wandel in seiner künstlerischen Ausdrucksweise, daß man sich fragen darf, welcher seiner beiden Richtungen die Medaille zuerkannt worden ist? Auch bei Hans Meyer liegt die Frage nahe — ist der Graphiker oder der Maler also geehrt worden? Daß Tuaillon eine Medaille davontragen würde, lag so zu sagen in der Luft. Sie wird ihm gewiß gegönnt von Vielen, wie auch dem liebenswürdigen, gemüthreichen Zeichner Vogel-Plauen die seinige. Die Baukünstler Vollmer und Jassoy, die zusammen eine Medaille erhielten, haben sich in der modernen Kirchenbaukunst einen ansehnlichen Platz errungen. Es sei nur auf die Kaiser-Friedrich-Gedächtnißkirche und auf die Charlottenburger Trinitatiskirche hingewiesen. In Bezug auf die auswärtigen Künstler mag man dieses Mal besonders in Verlegenheit gewesen sein: die Hervorragenderen, die sich an der Ausstellung betheiligt haben, sind ja schon meistens ausgezeichnet worden. Freilich von Lavary, der eines der höchststehenden Frauenbildnisse geliefert hat, weiß ich das nicht. Hat er noch keine Medaille — dieses Bildniß wäre doch wohl einer Auszeichnung werth gewesen . . .

Doch kehren wir in's Metropol-Theater zurück. Da steht ja noch eine junge Schöne auf der Bühne: die „Secession", in einem liliengeschmückten durchsichtigen Gewande im Stil der „Jugend", wie letzthin zu sagen unser Publicum angenommen hat. „Was ist denn das?" fragt der „compère". „Das? Das ist die junge Secession!" — „Weiß schon, weiß schon, die den Conflict mit Menzel hat." Der Text ist schon seit einem Vierteljahr nicht mehr zutreffend, denn der Conflict ist ja beigelegt. Aber wiederum scheint mir die Bemerkung bedeutsam. Nämlich, indem so auf das Element des Sensationellen angespielt wird, in

Digitized by Google

dessen Zeichen die Ausstellung in der Kantstraße stand. Ich sage „stand", denn thatsächlich hat man sich sehr bald beruhigt. Sie ist in der ersten Zeit sehr viel, zu viel gelobt worden, sie ist sehr viel besucht worden, auch in der ersten Zeit, und ihre Eröffnung war ein „Ereigniß" für die kunstfreudigen und sensationslustigen Bewohner von „Berlin W." Daß Berlin nach all' den anderen Kunstcentren als letztes mit einer „Secession" hervortrat, ist weiter nicht verwunderlich, denn wir hinken hier ja in Kunstdingen ein wenig nach. Die Gründe für ihre Entstehung sind aber doch wohl zumeist nur mehr äußerlicher Art gewesen; eine innere Nothwendigkeit lag nicht mehr vor. Auch früher waren ihre Mitglieder beim Lehrter Bahnhof stets in erster Reihe anzutreffen und die great attraction. Der Kampf der „Alten" und „Jungen" hat ja schon ausgetobt. Der Verein der „IX", der vor 7—8 Jahren unter Liebermann's Führung zusammentrat, und der einige Jahre jüngere „Westclub" — das waren unsere eigentlichen „Secessionisten". Ihre Ausstellungen sind schon längst kein vielumstrittenes Sensations-Ereigniß mehr und die vornehmsten Mitglieder beider Vereine haben sich im Ausstellungspalast und in der Akademie große und kleine Medaillen und tönende Titel geholt. Also: „wozu der Lärm?" Denn Lärm gab's genug in der allendlichen Geburtsstunde unserer „Secession". Doch will's mir stets scheinen, als wäre der Kampf zuletzt nur noch einer der Personen und nicht um die Sache gewesen. Doch dem sei, wie da wolle. Genug — auch Berlin erhielt seine „Secession". Was hat sie mit ihrer ersten Ausstellung geleistet? Begrüßt wurde sie wie etwa eine sensationelle Première in einem unserer literarischen Theater. Das Drum und Dran sicherte ihr von vornherein einen großen Erfolg bei unserem Premièrenpublicum. Daß man in kaum drei Monaten eine eigene Ausstellung im eigenen Hause aus dem Boden stampfte, das trug mit dazu bei, daß zunächst ein Gefühl angenehmer Ueberraschung aufkam. Und — was nicht zu vergessen — die Ausstellung am Lehrter Bahnhof diente der an der Kantstraße in der That als eine sehr wirksame Folie. So erklärt sich denn wohl eine gewisse Ueberschätzung, die man ihr in der ersten Zeit, wo zudem Alles sich hindrängte, entgegenbrachte. Und ich stehe nicht an, zu erklären, daß so oder so die allermeisten Kunstwerke irgend ein Interesse darboten. Aber wenn man wieder und wieder hinging und die Ausstellung als Ganzes auf sich wirken ließ und im Einzelnen näher zuschaute, dann blieb von dem Sensations-Erfolg schließlich eigentlich nur noch die Sensation übrig. Vor Allem ist der Zweck „von dem heutigen Stande der deutschen Kunst" ein richtiges Bild zu geben, wie man wollte, nicht erreicht. Dazu sind denn doch zu viel Lücken vorhanden, sind andere Künstler nicht charakteristisch genug vertreten. Man höre nur herum in den linksstehenden Künstlerkreisen: gerade dort wird über die eigene Ausstellung das härteste Urtheil gefällt. Auch dort schon Klagen über Zurücksetzung, Nichtzulassung, die Unmöglichkeit, nicht etwa „ein" Bild, sondern „das" Bild vorzuführen, worauf es dem Künstler am meisten ankam. Und im Schooße der „Secession" träumt man schon von „Secessiönchen". Das schöne Liebermann'sche Wort aber: „durch das, was wir nicht bringen, wird sich unsere Ausstellung von den sonst üblichen unterscheiden", erhält so eine Nebenbedeutung, die sie gerade von den „sonst" üblichen" nicht mehr unterscheidbar macht. Bezeichnend erscheint mir auch, daß von Allem, was gebracht wurde, schließlich Böcklin, Leibl und Menzel immer wieder als Haupttrumpf ausgespielt wurden — drei Namen, die über allem Kampfgetriebe und allen Secessionsbestrebungen stehen. Im Uebrigen sind Karlsruhe, die Worpsweder und auch Dresden recht dürftig aufgetreten und bei den Berlinern und Münchenern — wie viel Neues gab es denn zu sehen? Und wie viel neuen Namen überhaupt begegnete man, wo man denn doch glauben sollte, daß das „Bahn frei!" sie in Schaaren herbeiziehen würde? Ich besinne mich im Augenblick nur auf Klein, Erich Hancke, etwa noch Emil Pottner.

Jedoch — es sei zugegeben, daß aller Anfang schwer ist. Warten wir die nächste Ausstellung ab. Vielleicht liefert die uns den Beweis der inneren Nothwendigkeit und Daseinsberechtigung, den die heurige uns doch wohl noch schuldig geblieben ist. An dem Kunstwerth der einzelnen Werke wird dadurch nichts geändert. Aber man erinnere sich nur des gewaltigen künstlerischen Erfolges der ersten Münchener Secessions-Ausstellung, oder, um ein Beispiel aus jüngster Zeit heranzuziehen, des Eindrucks, den die Wiener „Secessions"-Ausstellung machte — und man wird verstehen, was ich meine ... Daß etwa ein Drittel der verkäuflichen Sachen verkauft worden ist, will weiter nichts sagen.

J. Norden.

Dramatische Aufführungen.

„Die Genossin." Schauspiel von A. W. Pinero (Lessingtheater). — „Neigung". Schauspiel von J. J. David (Lessingtheater). — „Caub". Schauspiel von Walter Bloem (Kgl. Schauspielhaus).

Noch ehe die übrigen Bühnen ihren Winterfeldzug begonnen, hat es das leichtsinnig früh eröffnete Lessingtheater fertig gebracht, nacheinander mit drei abendfüllenden Novitäten durchzufallen. Der Dritte im Bunde mit Sven Lange und L'Arronge jun. ist der Londoner Bühnenschreiber Pinero, der von den kundigen Leuten unserer Kritik als Englands erster zeitgenössischer Dramatiker gefeiert wird. Wir haben seine Kunst schon früher („Die Zweite Frau") genossen, doch ist diesmal nicht wieder Blumenthal, der bekanntlich kein Wort englisch versteht, der ballhornende Uebersetzer, sondern sein ehemaliger Oberregisseur Hans Meery, dessen „freie" Bearbeitung schon darum verdienstlich ist, weil sie das Originalwerk „The notorious Mrs. Ebbsmith" vorweg um zwei Acte und damit unsere Langeweile um eine Stunde verkürzt. Doch bleibt des Trivialen, Verschrobenen, Oeden und Aergerlichen noch genug übrig. Auch hier mischt Pinero wieder ein Ragout aus anderer Schmaus, fast alles Ingredienzien aus der bewährten französischen Küche Sardou-Dumas-Meilhac, dann noch etwas scharfgepfefferte Worcestersauce zum Auffrischen darüber, „und man servirt", wie es bei Gouffé und Desbarats heißt. Nicht zu vergessen die plumpe Sensation des „Schlüsselstückes", wo irgend eine cause célèbre in durchsichtiger Umhüllung auf die Bühne gezerrt wird. Wenn wir sagen, daß die Heldin die Tochter eines socialdemokratischen Agitators ist, die in ihres Vaters Fußstapfen tritt und für die Verbesserung des Looses der Enterbten Reden hält, nebenher aber mit einem vermeintlich gleichgesinnten, liederlichen und schon beweibten Genossen in wilder Ehe lebt, so wissen wir Alle, daß damit roh auf die unglückliche Tochter von Karl Marx, die starkgeistige Eleanor Aveling, angespielt wird. Die weiteren Motive werden dann verändert, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge nicht allzu handgreiflich zu machen. Agnes Ebbsmith hat als Krankenpflegerin einem jungen Engländer, Charles Cleeve, der seiner Frau durchgegangen und in Florenz erkrankt ist, das Leben gerettet. In Venedig — o Frou-Frou! — treffen wir das liebende Pärchen wieder. Aber Agnes ist keine leichtsinnige Puppe wie Meilhac's vielbeweinte Pariserin, sondern eine ideale Geliebte, die ihr Verhältniß vor der „niedrigen Leidenschaft" bewahren will. Damit ist ihr Charley, der bald revolutionäre Brandschriften verübt, bald lyrische Gedichte begeht, allerdings nicht einverstanden, aber er denkt: was nicht ist, kann noch werden. Nun tritt aber der Charakterspieler auf, der gräßliche Herr Adolph Klein als Haase-Imitator: ein alter Familiendiplomat in angeblicher Disraeli-Maske, hüstelnd, gichtisch und ausgemergelt, von überaus vornehmen Manieren, auch gutmüthig, aber mit den cynischen Manieren und dem Lächeln des Lüstlings. Dieser Herzog von St. Olpherts erscheint also in Venedig, denn die Frau und die Verwandten Charley's machen unbegreifliche Anstrengungen, um diesen von der Genossin loszureißen. In einer Capitalscene, der bloß die tremolirende Orchesterbegleitung des Pariser Melodramas fehlt, erzählt der noble Herzog der armen Agnes, weß Geistes Kind der saubere Herr Neffe ist, und als sie ihm entgegnet, Little-Charley werde sie nie verlassen, da meint der alte Cyniker: „Wenn Sie ihn als Weib nicht fesseln, als Missionarin (?) nimmermehr!" Ein Wink mit dem Scheunenthor. Die Verächterin aller niedrigen Leidenschaften, das bisherige Mannweib, weiß sofort Rath und wird nun Charley's Geliebte — voll und ganz. Im letzten Acte zeigt es sich, daß das Opfer vergeblich war. Charley hat kein Kleingeld mehr, muß sich also, zum Scheine mindestens, mit seiner Frau aussöhnen. Entrüstet weist Agnes seinen und seiner zärtlichen Verwandten wohlgemeinten Vorschlag eines dreieckigen Verhältnisses zurück, und da sie einsieht, daß alle ihre emancipirten Theorien an ihr selbst zu Schanden geworden sind, so wird sie eine fromme Betschwester und findet als solche ein Asyl bei einer Pastorsschwester, die der büßenden Magdalena die Arme öffnet. Gott sei Dank, die englische Scheinheiligkeit ist gerettet! Aber was geht uns die ganze Geschichte an?

Und auch der vierte und letzte Streich des Lessingtheaters ging daneben. Und doch ist David nicht der Erstbeste, sondern ein eigengeartetes, entschiedenes Talent. In seinen Gedichten sind ein paar Verse, die den Schmerz über die Noth seiner elenden Jugend ausströmen, von ergreifender Schönheit; ebenso enthalten seine Novellen, die sich nur anfangs stark an Conrad Ferdinand Meyer's Manier anlehnen, manches Gute. Ob er ein Dramatiker ist? Das von ihm zuerst in Berlin aufgeführte Schauspiel „Hagar's Sohn" operirte zu viel mit novellistischen Zügen und psychologischen Subtilitäten, um sich halten zu können, und auch „Neigung" spricht nur von einer wesentlich epischen Begabung. Obwohl sich David inzwischen wieder gehäutet hat. Nach Meyer ist nun Ibsen sein Vorbild, doch verschmäht er auch die theatralischen Drucker unserer Tantièmenschreiber nicht mehr. So verführerisch wirkt also der Bühnenzauber auch auf ein ehrliches, herbes, strenges Talent! Wir sehen hier einen gutmüthigen Erfinder und phantastischen Egoisten, dem Hjalmar Ekdal nachempfunden, daneben seine seelisch verkümmerte Frau und eine verlotterte Bettelwirthschaft, alles frei nach Ibsen. Dann aber die Drucker und Schlager. Der Projectenmacher, im sicheren Glauben, einen Geldmann gefunden zu haben, veruntreut als Cassirer Gelder, wird vom Gewissen gefoltert und stürzt sich zum Fenster hinaus. Der letzte Aufzug ist dann wieder der schlechte Schlußact von Björnson's „Fallissement" oder das Schlußcapitel eines Romans der Marlitt oder Hillern, denn die „schöne Leserin" will doch wissen, was aus den übrigen Figuren wird. Also die Familie in Schwarz: der Sohn verläßt um seiner Beamtencarrière willen das compromittirliche Milieu, die Jüngste wird einstweilen Confectionöse, und die Aeltere heirathet einen biederen Lehrer und folgt so ihrer Neigung. Daher der Titel. Anerkennung verdient, daß David das Tendenziöse seines Stoffes nur mit Maß andeutet, dann die hübsche Steigerung bis zur entsetzlichen Katastrophe, vor Allem die ansprechende Darstellung des Kleinlebens der den mittleren Classen angehörigen Wiener Beamtenfamilien. Zumal die Mutter, diese Ehemär-

Digitized by Google

tyrerin, ist fein gezeichnet. Als ihre Tochter ihr jubelnd mittheilt, sie habe sich mit einem braven und geliebten Manne verlobt, da stellt ihr die vergrämte Frau das Bild ihrer eigenen trostlosen Ehe und Zukunft entgegen, denn auch sie hat einen armen Mann geheirathet; für sich erwartet sie längst nichts mehr, aber auch für ihr Kind wagt sie nichts zu hoffen. Der verzweifelte Schrei nach Geld, der durch das ganze Stück geht, hat etwas Ermüdendes und Niederdrückendes.

Ueber das patriotische Drama des Wupperthaler Rechtsanwalts ist platterdings nichts zu sagen, als daß die vaterländische Gesinnung tadellos ist. Wieder ein Hohenzollerndrama, nur daß statt Friedrich Wilhelm III. der wackere alte Blücher, sein Feldmarschall, auftritt und die gut preußische Hurrahstimmung weckt. Im Uebrigen wird der neue Concurrent Josef Lauff's vielleicht diesem, ganz gewiß aber nicht Wildenbruch gefährlich werden, so gut er ihm auch die opernhaften Tableaux, die kindliche Motivirung, die überraschenden Knalleffecte, die hochpathetische Sprache und die verwickelte Handlung abgelernt hat. Nicht weniger als drei sehr uninteressante Liebesaffairen umranken das historisch verbürgte Gerüst von Blücher's Rheinübergang bei Caub, wobei freilich unserem Dramatiker ein kleiner Schnitzer passirt. Russen waren es, die bei scharfem Frost eine Schiffbrücke nach dem Inselchen der altersgrauen Pfalz hinüberschlugen, und erst um Mitternacht brachen die jenseits gelandeten brandenburgischen Füsiliere das anbefohlene Schweigen. Ihr jubelndes Hurrah klang gewiß echter, als im Kgl. Schauspielhaus.

Notizen.

Vom Gesandtschaftsattaché. Briefe über Japan und seine erste Gesellschaft. Von Moritz v. Keisenberg. (Hannover, M. und H. Schaper.) Interessante Culturstudien eines zu der Gesandtschaft in Tokio commandirten jungen deutschen Ulanenofficiers, der nach einer kurzen Liebesepisode mit einer japanischen Gräfin amerikanischer Herkunft in der Blüthe seiner Jahre an einem Herzleiden endet. Der kleine Roman, den wohl der Herausgeber im Interesse der „Spannung" hineingeschrieben hat, spielt nur eine untergeordnete Rolle; den Hauptinhalt bilden die Schilderungen des gesellschaftlichen Lebens, der staatlichen und militärischen Einrichtungen, der religiösen Zustände, des Kunstlebens und der Volkssitten. Gerade neulich hat der Schauspieler Bonn versucht, unserer Cultur die japanische Treibhauscivilisation als Muster und Ideal vorzuhalten, und wir haben dazu kritische Glossen und Fragezeichen gemacht. Das Menschliche, Allzumenschliche bleibt unter jedem Himmelsstriche wohl gleich, und auch der junge Cavallerieofficier dieses Buches würde gegen Kiwito's „So was kommt bei uns nicht vor" gewiß energisch protestiren. Besonders Bonn's Lob der japanischen Wohlanständigkeit im Gegensatze zu unserem cant käme da übel fort. Der Briefschreiber erzählt uns zwar von der naiven Unbefangenheit dieser graziösen Naturkinder, wie sie sich in dem Ignoriren der Geschlechtsunterschiede kundgiebt, viel Seltsames, aber er betont doch immer, daß diese Wesen nicht mit der Seele zu lieben vermögen. Seine Beobachtungen an Geishas, kleinen „Musmis" und derartigen leichten Personen mögen ja vorwiegen, und in besseren Kreisen wird es damit auch besser bestellt sein. Aber den japanischen Tugendspiegel müssen wir doch höflich ablehnen.

Das Licht erlosch. Roman von Rudyard Kipling. Dritte Auflage. Aus dem Englischen neu übersetzt von Leopold Rosenzweig. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wir haben diesem schönen und guten Buch schon bei Gelegenheit seines ersten Erscheinens in deutscher Sprache eine Anzeige gewidmet. Die damalige Uebersetzung blieb dem Werke freilich Manches schuldig, weßhalb der Verlag diese 3. Auflage in einer ganz neuen und unvergleichlich besseren Verdeutschung aus anderer Feder erscheinen läßt. Es ist nun ein wirklicher Genuß, den Roman zu lesen und wieder zu lesen, denn er ist das Werk eines echten, begnadeten Dichters. Schon die Wahl des Stoffes ist für Kipling charakteristisch. Ein Maler verliert in dem Augenblicke, wo sein eigenartiges Talent sich zu allgemeiner Anerkennung durchzuringen beginnt, sein Augenlicht und büßt zugleich mit diesem unschätzbaren Gut den Glauben an die sich herzlos von ihm abwendende Jugendgefährtin ein. Als blinder Mann sucht und findet er dann den Tod auf einem jener Schlachtfelder Egyptens, wo sich vordem seine künstlerische Begabung zum ersten Male erfolgreich bethätigt hatte. Und wie ergreifend und doch so einfach ist das erzählt! Die Scenen am Meer, in Paris, in der Wüste wird kein Leser so bald vergessen, und das ist der beste Prüfstein einer dichterischen Schöpfung.

Grundzüge der Geschichte der neuesten russischen Literatur. Von S. A. Wengerow. Uebersetzt und eingeführt von Traugott Pech. (Berlin, Johannes Räde, Stuhr'sche Buchhandlung.) Der Verfasser deckt die Grundelemente auf, woraus sich die neueste literarische Bewegung entwickelt und, zeigt uns, wie diese Grundzüge der gesammten russischen Literatur ein durchaus eigenartiges Gepräge geben und sie eine wesentlich andere Rolle spielen lassen, als die Dichtung westeuropäischer Völker. Die interessante Aufgabe wird untersucht, welcherlei Umstände diesen Literaturaufschwung vorbereitet haben und wie es gekommen sei, daß der Aufschwung sich lediglich auf litterarischem Gebiet vollzogen hat, ohne die übrigen Sphären socialen Lebens aus ihrem Rückstand in eine fortschrittliche Bewegung mit hineinzuziehen. Die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung erblickt Wengerow vor Allem darin, daß in Folge der politisch brachgelegten Kräfte der russischen Gesellschaft alle ihre geistige und sittliche Energie sich ganz der literarischen Production zuwandte und sich ausschließlich darin bethätigte. Eine natürliche Folge davon war, daß die russische Literatur den specifischen Charakter einer literarischen Propaganda gewann. Diese Literatur, sagt der Verfasser, habe sich nie in die engere Sphäre rein-ästhetischer Interessen verschlossen, sondern sei stets ein Katheder gewesen, von dem aus ein lehrendes Wort erklang. Schon die Vierzigerjahre bezeichnen einen hohen Stand der socialen Erregung, die in Belinski gipfelt. Unter seinem Banner verdienen sich die Künstlersporen Turgenjew, Dostojewski, Gontscharow, Pissemski, Grigorowitsch. Sie Alle bekennen sich zu einer an westeuropäischen Ideen großgezogenen Weltanschauung. Ihre fortschrittlicheren Zeitgenossen, an deren Spitze der Satiriker Schtschedrin, der Tendenzdichter Nekrassow und Uspenski stehen, sind so recht die Annalisten der socialen Sturmfluth, die die Periode der Bauernreform in den Sechzigerjahren charakterisirt. Andererseits wieder hat sich der russische Gedanke gespalten — in Nationalismus und Europäismus, und der erstere erhob triumphirend sein Haupt im Organ Aksakow's. Die Kritik verlor immer mehr den Charakter literarischer Werthschätzung und gab sich als lyrisches Manifest irgend einer politischen Partei. Die Frage über die Ziele der Kunst, über die Kunst „für die Kunst" oder „für's Leben" dient nur als Vorwand für die Discussion social-politischer Probleme. Alles in Allem genommen würde man, wie Wengerow betont, irre gehen, wenn man die neueste Geschichte der russischen Literatur in Perioden etwa nach ihrem Kunststil oder ihren Kunstformen eintheilen wollte. Die einzig richtige Eintheilung ergiebt sich aus der Entwickelung der den Kunstschöpfungen eingeprägten Ideen, die einander ablösten in beständiger Abhängigkeit von der jeweiligen Cultur- und Gesellschaftsbestrebung. Somit kann man heute in Rußland nicht sowohl von Perioden der Romantik, des Realismus, Naturalismus oder Symbolismus reden, als vielmehr von Perioden des Hegelianismus (Belinski), Nihilismus (Pissarew), Nationalismus, Nietzscheanismus und sogar Marxismus. Wir empfehlen die kleine, aber kenntniß- und gedankenreiche Schrift.

Berichtigung. Der Verfassername des Aufsatzes „Treitschke als Literarhistoriker" in letzter Nummer ist leider verdruckt; es soll heißen Dr. Harry Mayne.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches **Technikum Ilmenau**

für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.

Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l. 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 402: M 3.—

1/4 Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manstеinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 23. September 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

6 Oct. 99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Volkszählung von 1900. Von Arthur Dix. — Die Zukunft der schwarzen Rassen. Von Karl von Bruchhausen. — Dampfkraft und Landwirthschaft. Von Alfred Nossig (Paris). — Dürfen wir noch Bier und Wein trinken? (Zur Mäßigkeitsbewegung.) Von Wilhelm Bode. — **Literatur und Kunst.** Ungedrucktes von Georg Herwegh. Mitgetheilt aus dem Nachlaß. — Die Quelle des communistischen Manifests. Von Ferdinand Goldstein. — **Feuilleton.** Die Angler. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Naboth's Weinberg. Von Caliban. — Zum Beginn der Musiksaison. Von Erich Urban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die Volkszählung von 1900.

Von Arthur Dix.

Die Wende des Jahrhunderts, an der so viele Bilanzen gezogen werden, soll uns auch eine große Bilanz über die Bevölkerung des Deutschen Reiches bringen. Eine Volkszählung freilich ist einem Culturstaat zum Glück keine Seltenheit mehr, sondern ein in kurzen Zwischenräumen regelmäßig wiederkehrendes Ereigniß. Aber die Volkszählung von 1900 soll mehr sein als eine gewöhnliche Zählung nach dem alten Muster. Sie soll in großem Stile angelegt, umfassend und ein würdiger Jahrhundertschluß, sozusagen eine Generalabrechnung sein. Obwohl uns noch mehr als zwölf Monate von ihr trennen, wird an ihrer Vorbereitung doch schon emsig gearbeitet*), und es ist an der Zeit, Wünsche und Rathschläge, die berücksichtigt werden wollen, baldigst vorzubringen. In erster Linie gilt es, fühlbare Lücken auszufüllen, die die Volkszählung von 1895 gehabt hat. Darüber hinaus aber tauchen neue, große Gesichtspunkte auf, die vielleicht der großen Mühen und auch Kosten wegen nicht in jedem Jahrfünft berücksichtigt werden können, die aber bei einer so groß angelegten Zählung, wie der zur Jahrhundertwende vorbereiteten, nicht außer Acht gelassen werden dürfen. Zunächst muß nochmals auf eine in der Presse schon gelegentlich erörterte Lücke der letzten Zählung hingewiesen werden: das ist der vollständige und tiefbedauerliche Mangel einer Erfassung der Nationalitäten- und Sprachenverhältnisse im Jahre 1895. Von welcher Bedeutung diese Lücke ist, das hat sich namentlich in vielen Erörterungen über die Polenfrage aus solchen deutschen Kreisen gezeigt, die über die Lage der Dinge in den Ostmarken nicht genügend unterrichtet sind und über die thatsächliche Verbreitung des Slaventhums in ganz Preußen wegen jener Lücke in der amtlichen Statistik nicht schlagend genug unterrichtet werden konnten. Doch da kein Grund vorliegt, an der Ausfüllung dieser unerklärlichen Lücke in der nächsten Volkszählung zu zweifeln, so soll auf diese Frage heute nicht mehr näher eingegangen werden. Aber eine andere, aus mannigfachen wirthschaftlichen, socialen und nationalen Gründen ungemein wichtige Frage ist bisher noch so gut wie gar nicht in den Kreis der Erörterungen gezogen worden, und auf ihn soll deßhalb an dieser Stelle mit allem Nachdruck verwiesen werden.

In unserem Zeitalter des Verkehrs hat die Volksbewegung, die fortgesetzte Wanderung großer Volksmassen von Ort zu Ort, eine überragende Bedeutung gewonnen. Ein Blick auf die Statistik unserer Großstädte genügt, um von ihrem Umfang ein Bild zu geben. Sehen wir beispielsweise nach Hamburg: dort waren im Jahre 1867 noch 77, im Jahre 1890 aber nur noch 54 vom Hundert der Bevölkerung Hamburger Staatsangehörige; im Hamburgischen Staate geboren war 1890 gerade noch die Hälfte der Bevölkerung, und von je 100 männlichen Einwohnern im Alter von 25—35 Jahren waren nicht weniger als 79 Fremdgeborene, die nach Hamburg eingewandert waren, und zwar ganz überwiegend aus Preußen. Dieses eine Beispiel mag zur Kennzeichnung des Umfanges der Volkswanderungen vollauf genügen. Die Bedeutung dieser Wanderungen tritt jedem Leser lebendig vor Augen, wenn er an die Sachsengängerei, die Anhäufung polnischer Colonien in Westphalen (Herne!), die Entvölkerung des preußischen Ostens denkt. Doch damit ist ihre Bedeutung nicht erschöpft; in Betracht zu ziehen sind noch — und nicht in letzter Linie! — Fragen wie die Lebensfähigkeit und Wehrfähigkeit der städtischen und ländlichen Bevölkerung, die Volksgesundheit und Volksvermehrung. Es liegt offen zu Tage: die Volkswanderungen sind überaus wichtig vom nationalen Standpunkte — wegen der Verschiebung der slavischen Elemente —, vom wirthschaftlichen — wegen der Entvölkerung des platten Landes einerseits, des Zustroms in die Industriemittelpunkte und Großstädte andererseits —, vom socialen — wegen ihres Einflusses auf Arbeitslosigkeit und Arbeitsbedingungen — um nur einige Hauptpunkte hervorzuheben. Die wichtigste, die nationale Bedeutung, ist aber keineswegs mit jener slavischen Frage erschöpft; ganz abgesehen davon, daß alle wirthschaftlichen und socialen Wirkungen auch schließlich immer wieder hier einmünden, sind für Staat und Nation die oben angedeuteten Erscheinungen von höchster Bedeutung: Die Wechselwirkungen zwischen Volkswanderung auf der einen, und Volksgesundheit, Lebens- und Wehrfähigkeit und Volksvermehrung auf der anderen Seite. Die Frage, welche Rolle die städtische und industrielle Bevölkerung einerseits, die ländliche und agrarische anderseits in Bezug auf die Wehrfähigkeit spielen, hat vor einiger Zeit zu lebhaften wissenschaftlichen und politischen Kämpfen Anlaß gegeben. Wer keine gewagten Taschenspielerkunst-

*) Zur Feststellung des Planes für die Volkszählung findet in diesen Tagen eine Versammlung von Vertretern aller staatlichen statistischen Aemter Deutschlands in Rostock statt. Den einzelnen Bundesstaaten und Gemeinden stehen Zusätze zu den dort festzusetzenden Zählkarten frei.

Digitized by Google

stücke mit der Statistik treibt, muß zu der Ueberzeugung gelangen, daß nach wie vor das platte Land in der Wehrfähigkeit seiner Bewohner durchaus die führende Stelle einnimmt. Auch die Lebensfähigkeit im Allgemeinen ist eingehend und gründlich untersucht worden, und es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß diese Untersuchungen schließlich zu dem zwar praktisch noch nicht ganz spruchreifen, aber wohlbegründeten Vorschlage geführt haben, für die agrarische Bevölkerung eine besondere Lebensversicherung mit einem der größeren Lebensfähigkeit entsprechenden, niedrigeren Prämiensatze zu schaffen!

Doch genug davon. Schon auf Grund der heute zur Verfügung stehenden unzureichenden Materialien steht es fest, daß zwischen den verschiedenen Bevölkerungsschichten in Stadt und Land erhebliche Unterschiede in Bezug auf Lebens- und Wehrfähigkeit, Volksgesundheit und -vermehrung bestehen. Durch die fortgesetzten Volkswanderungen werden diese Verhältnisse fortgesetzt verschoben; theils ist die Verminderung der Landbevölkerung als Nachtheil für die allgemeine, durchschnittliche Höhe der Volksgesundheit und Volkskraft zu betrachten, theils auch wieder der Zuzug frischer Kräfte vom Lande nach den Städten und Industriemittelpunkten als durchaus nothwendige Ergänzung und Auffrischung der dortigen Kräfte zu begrüßen. Unter allen Umständen aber steht es fest, daß diese Wanderungen in der Gesammtheit für den socialen und nationalen Organismus eine tief einschneidende Bedeutung haben.*) Je größer dieser Einfluß aber ist, um so nothwendiger ist es, daß wir den Verlauf und den Umfang dieser Wanderungen genau kennen. Es wäre ein unerträglicher Zustand, wenn wir bei der Beurtheilung einer so bedeutenden Grundlage unserer ganzen Volksentwickelung dauernd im Dunkeln umhertappen sollten. Hier soll und muß die Volkszählung von 1900, die große Bilanz der Bevölkerung an der Jahrhundertwende, helfend und aufklärend eingreifen.

Bisher ist unsere Kenntniß von dem eigentlichen Verlauf und der Art der Binnenwanderung einfach kläglich. So ziemlich das Einzige, wozu wir es bisher gebracht haben, ist, festzustellen, wieviel Einwohner der Provinz X aus der Provinz Y stammen. Was will das sagen? Diese Aufklärung ist minimal gegenüber den Anforderungen, die heute gestellt werden müssen, wenn wir einen wirklich tiefen und unanfechtbaren Einblick in die Grundlagen unserer Volksbewegung und Volkskraft gewinnen wollen. Gewiß, gar zu viel dürfen wir in dieser Beziehung von einer Volkszählung nicht verlangen, dürfen auch nicht vergessen, daß eins nie verloren gehen darf: die Uebersichtlichkeit. Um ein großes Stück aber können wir jedenfalls auch in dem nun einmal gegebenen Rahmen weiterkommen, und werden wir hoffentlich durch die Volkszählung von 1900 weiterkommen, wenn wir auch das Ziel nicht ganz erreichen. Dieses Ziel wäre etwa Aufschluß über Folgendes: Wie lange hat jeder deutsche Reichsangehörige in seinem Heimathort, wie lange in jedem weiteren Ort, in dem er längeren Aufenthalt genommen und eine wirthschaftliche Existenz zu behaupten gesucht, geweilt, und welcher Art und Größe waren die betreffenden Orte? Das heißt also: Welche Stufen, welche Stationen hat der Wanderungszug genommen — und wie verhält sich die Reihenfolge dieser Stationen und die Dauer des jeweiligen Aufenthaltes zu dem Lebensalter, dem Familienstand u. s. w. Nun muß ja immer wieder zugegeben werden: die Statistik kann uns nicht erzählen: Meyer hat 15 Jahre auf einem Bauernhof, 2 Jahre in einem Landstädtchen von 4000, 3 Jahre in einer Industriestadt von 20000, 12 Jahre in Großstädten von 100000 Einwohnern gelebt, hat gedient, 3 Kinder, die und die Brustweite, die und die Lungenstärke, die und die Krankheit ꝛc. ꝛc. Die Statistik rechnet mit Massenerscheinungen und ihre Aufzeichnungen sind nicht nur dann werthlos, wenn sie zu wenig, sondern auch dann, wenn sie zu viel umfassen und ergründen wollen. Aber zwischen dem „Zuviel“ und dem heutigen Stande, unserer heutigen Kenntniß von den Wanderungsverhältnissen, ihrem Umfang und Verlauf ist doch noch ein weiter Abstand, und wir haben alles Recht und gute Gründe, von der nächsten Volkszählung eine ganze Reihe neuer Aufklärungen zu erwarten und zu fordern. Nicht unerwähnt soll bleiben, daß daneben auch die Militärverwaltung durch genaue Erhebungen und Veröffentlichung der Ergebnisse bei der Untersuchung der Militärpflichtigen in dieser Beziehung ungemein viel werthvolles Material zur Beurtheilung der wichtigen Fragen beitragen kann. An Anregungen in dieser Richtung hat es nicht gefehlt, und es ist zu hoffen, daß sie nicht unbeachtet bleiben.

An die Volkszählung von 1900 aber vor Allem stellen wir die Forderung — und wir dürfen wohl glauben, daß das in ihrer Vorbereitung so rührige Statistische Amt sich solchen berechtigten Wünschen nicht verschließen wird — in der großen Bevölkerungsbilanz der Jahrhundertwende auch Aufklärung zu schaffen über die Volkswanderungen, deren tiefe Wirkung wir auf Schritt und Tritt in den bedeutendsten Fragen der socialen und wirthschaftlichen, in allen Zweigen unserer nationalen Entwickelung verspüren.

*) Diese Erkenntniß hat auch zur Gründung des Vereins für deutsche Wanderungspolitik geführt, der sich namentlich mit der Erforschung des Wesens und der Wirkung der großen Volkswanderungen beschäftigen will; eine tiefer gehende und ersprießliche Thätigkeit in dieser Richtung kann aber erst entfaltet werden, wenn durch eine Erweiterung der statistischen Erhebungen in dem hier angedeuteten Umfange eine zuverlässige Grundlage geschaffen ist.

Die Zukunft der schwarzen Rassen.

Von Karl von Bruchhausen.

Die Lehre von der Gleichheit aller Menschen ist ein trügerisches Ideal. Es giebt Herren-Rassen und — das Gegentheil davon; alle Erziehungskünste dieser Welt vermögen daran nichts zu ändern, da es sich um eine organische Veranlagung handelt. So zeigen unsere schwarzen Mitbrüder eine auffallende Unfähigkeit, innerlich tüchtige und dauerhafte — eines bedingt ja das Andere — Staatsgebilde zu schaffen. Das gilt nicht nur von den im Herzen des dunkeln Erdtheils sitzenden Völkerschaften, sondern auch von solchen Angehörigen der Negerrasse, denen es an Berührung mit neuzeitlicher Cultur nicht gefehlt hat. Wie anders die Völker weißer und gelber Rassen! Man gedenke der aufstrebenden Japaner und ihrer minder strebsamen Nachbarn, der Chinesen, denen man bei aller Verknöcherung in überlebten Formen nicht absprechen kann, daß sie ein festgefügtes, langlebiges Reich zu bilden im Stande waren. Oder auch der Inder, wenngleich ihre Fürstengeschlechter vor dem englischen Eroberer und Ausbeuter zu Vasallen heruntergesunken sind. Einen gewissen soliden Kern kann man ihren Reichen trotzdem nicht absprechen. Dagegen sind die Negerstaaten die reinen Spottgebilde und zwar ganz besonders da, wo sie Einrichtungen moderner Culturstaaten nachahmen. Haïti, San Domingo (Mulatten) und Liberia: wer etwas von diesen köstlichen Republiken weiß, lächelt, wenn er daran erinnert wird. Mit komischen Gespreize gefallen sich die schwarzen Herren in ihren Rollen und mit einer Corruption, welche eben so naiv ist, wie zum Beispiel die nordamerikanische raffinirt, nutzen sie den Staat — als milchende Kuh aus. Wer an der Quelle sitzt, füllt seinen Säckel nach Möglichkeit, und so kommt es, daß die öffentlichen Cassen jederzeit fast leer sind. Von irgend welcher Voraussicht in der Staatswirthschaft und von geordneter Verwaltung ist keine Rede. Wie der Neger, von einzelnen Ausnahmen, die aber nur die Regel bestätigen, abgesehen, in

Digitized by Google

seinem privaten Leben kindlich-gedankenlos, genußfröhlich und träge in den Tag hinein lebt, sich um das Morgen nicht allzu viel den Kopf zerbricht — Ameisen und Bienen könnten ihn beschämen —, genau so benimmt sich die Staatsleitung jener Republiken. In Folge dessen fristet der Staat dort ohne Geld und ohne Credit eine kümmerliche Existenz. Die Wegeverhältnisse liegen ganz im Argen, und die Republik Liberia, die seit 1847 besteht, verfügt nicht einmal über einen Telegraphen. Viel Spaß machen dem Kundigen auch die Militairverhältnisse: eine unglaubliche Comödie, welche nur noch durch das Gebahren der „Parlamente" überboten wird. Willkürherrschaft macht sich an allen Enden breit, und Menschenleben stehen nicht hoch im Werthe. Die Rechtspflege läßt Alles zu wünschen übrig, worunter besonders die in jenen Ländern ansässigen Europäer zu leiden haben. Der Neger fühlt sich dort als herrschende Rasse und findet es ganz in der Ordnung, unbequeme Weiße rechtlich zu vergewaltigen. Auch von den internationalen Rechten und Pflichten hat er nicht die geringste Ahnung, und von Zeit zu Zeit muß irgend eine europäische Macht ein Kriegsschiff dorthin entsenden, um brutal verletzte Rechte seiner Angehörigen zu schützen. Dann weicht der eben noch übermüthige und unverschämte Neger muthig zurück; dann muß er zahlen. Aber selbst aus dieser ihm überaus peinlichen Nothwendigkeit zieht er keine Lehre für die Zukunft und bei der nächsten Gelegenheit macht er es wieder ebenso. Die Zeit des Bestehens dieser drei kleinen und daher um so leichter zu regierenden Republiken hat lange genug gedauert, daß die Neger durch Selbsterziehung etwas hätten lernen können. So muß man denn, noch gestützt auf die Erfahrungen, welche die Vereinigten Staaten mit ihrem schwarzen Element gemacht haben, die Hoffnung auf Besserung fahren lassen. Unter diesen Umständen ist es unvermeidlich, daß jene Republiken eines Tages ihre Selbstständigkeit verlieren und in einem besser geordneten Staatswesen aufgehen werden. Sie verdienen nichts Anderes.

Man könnte nun sagen, daß die schwarze Rasse unter dem republikanischen Regiment nichts leistet, weil sie für diese — nothwendiger Weise zugleich parlamentarische — Regierungsform nicht die erforderliche Reife besitze. Aber die Erfahrung, die wir mit den Monarchien in Afrika machen, beweisen, daß der Fehler in der Rasse liegt. Im Allgemeinen kommen diese „Reiche" nicht über das Gebiet eines einzelnen Stammes hinaus, und die Staatskunst der Oberhäupter steht auf einer entsprechenden Stufe, auch wo besondere Verhältnisse die Grenzen weiter gezogen haben. Solche besondere Verhältnisse sind fast stets dadurch entstanden, daß begabtere und energische Herrscher — häufig Emporkömmlinge — sich mit Waffengewalt benachbarte Stämme unterworfen haben. Ein so gefügtes Reich hält nur so lange zusammen, wie das Tribut erpressende Militär-Regiment Kraft besitzt; meist bricht es, wenn nicht schon unter dem Sohne, so doch unter dem Enkel des Gründers zusammen. Etwas länger mag der Bestand dauern, wenn das Oberhaupt sich zum Träger einer religiösen Idee macht. Beides, Glaubensfanatismus und Soldatenherrschaft, kamen bei der Gründung des Mahdireiches (1882) zusammen. Der Mahdi sollte der von Gott gesandte Erlöser sein und der menschenreiche, tapfere Stamm der Baggara — sie sitzen für gewöhnlich im Süden von Kordofan — bildete den Kern seiner begeisterten Schaaren. So entstand ein Reich, welches sich von Emin's alter Provinz im Süden bis Wadi-Halfa im Norden und von Kassala im Osten bis weit nach Dar Fur hinein im Westen erstreckte: das ist eine dünn bevölkerte Fläche, dreimal so groß wie Deutschland. Aber mit der Zeit schwand die Glaubenszuversicht; die unterworfenen Stämme empfanden unwillig, daß sie mit ihrem Eigenthum und ihrer Arbeit lediglich die Baggara-Krieger zu füttern und den reichbesetzten Harem des Khalifen zu unterhalten hatten, ohne dafür die Wohlthaten einer geordneten, fürsorglichen Regierung einzutauschen. Jeglicher Handel wurde von dem Mahdi und seinem Nachfolger niedergehalten, die Grenzen des Reiches ängstlich geschlossen. Dank dieser unsinnigen Wirthschaft war das Reich der Derwische bereits innerlich morsch, als die Engländer 1896—98 ihm den Garaus machten. Ihr Sieg hat nur beschleunigt, was sonst in einigen Jahrzehnten doch eingetreten wäre.

Wenn wir nun die dunkelhäutigen Horden im Ostsudan vorübergehend eine derartige Macht erlangen sehen, daß Aegypten vor ihrem Einbruche zitterte (1885/86), so dürfen wir nicht vergessen, daß gerade die leitenden Persönlichkeiten des Mahdismus nicht der negritischen Rasse, mit der wir es hier zu thun haben, angehörten, sondern der Herkunft nach Araber waren. Ebenso steht es mit dem Sultanat Marokko, dessen Einwohner einen richtigen „Völkersalat" darstellen. Aber auch dort ist der Staat ein höchst merkwürdiges culturwidriges und machtloses Ding. Wie schwer wird es dem Haremsgewächs Abdul Aziz, auch nur eine gerechte Strafe zu vollstrecken, wenn — wie leider nicht allzu selten geschieht — irgend ein Europäer von seinen Unterthanen ruchlos ermordet ist. Daß der Raubstaat Marokko überhaupt noch auf der Karte von Afrika verzeichnet steht, verdankt er nur der gegenseitigen Eifersucht der europäischen Mächte: keine gönnt der anderen diesen, seiner Lage am Mittelmeer wegen sehr schmackhaften Bissen.

Es bleibt nun noch die einzige innerafrikanische Macht von einiger Bedeutung zu erwähnen: Abessinien. Auch hier gilt, was wir vom Mahdi-Reiche und von Marokko sagten. Die Abessinier bilden, obgleich sie vom hellen Gelb bis zum Ebenholzschwarz in der Hautfarbe spielen, eine mit semitischem Blut durchsetzte Volksart für sich, die den Negern in geistiger Beziehung unendlich überlegen ist. Daß die Abessinier, von einzelnen mohamedanischen Enclaven abgesehen, Christen sind, und zwar seit Jahrhunderten, möchten wir nicht zu hoch veranschlagen. Dieses Christenthum ist nichts als ein leerer, gedankenloser Formelkram, und im innersten Herzen sind die Söhne von Habesch noch ungeleckte Barbaren. Von europäischer Gesittung wollen sie in einer Art von aufgeblasenem Stolze — „seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" — nichts wissen. Wenn heutzutage, nach dem Erfolge über die Italiener, viel von dem aufstrebenden Abessinien die Rede ist, so bleibt das auf französische und russische Schönfärberei zurückzuführen. In Wirklichkeit verkörpert sich ein entsprechendes Streben nur in seinem Herrscher, dem Negus Negest Menelik. Sein Volk steht aber keineswegs hinter ihm und wer weiß, was geschieht, sobald er die Augen schließt. Es soll nicht verschwiegen werden, daß Abessinien einen altüberlieferten Staatsaufbau besitzt, aber nur auf seinem eigentlichen Boden. Wo die Abessinier — wie in den Galla-Ländern — als Eroberer erscheinen, führen sie ein das Land ruinirendes Militär-Regiment ein. Den Zusammenhalt erzwingen aber auch im eigentlichen Abessinien wohl erst die etwa 100 Geschütze und 100000 Mehrlader, womit Menelik es jederzeit in der Hand hat, aufrührerische Vasallen — so im vorigen Jahre noch den Ras Mangascha von Tigre — niederzuwerfen. Ein geistiger Zusammenhalt zwischen den Abessiniern, mit anderen Worten: Nationalgefühl, ist nicht vorhanden, so oft auch das Gegentheil versichert werden mag.

Dieser Mangel ist in verstärktem Maße den Neger-Stämmen eigen. Dazu kommt denn auch noch eine allgemein verbreitete große moralische Schwäche. Die Religion bedeutet bei ihnen nicht viel mehr, als einen äußeren Firniß, und bei den im Allgemeinen gutartigen Menschen kommt gelegentlich ganz unvermuthet die Bestie zum Ausbruch. Gemeinwohl ist ihnen ein unbekannter Begriff, und wenn Sclaven das Drückende ihres Looses bisweilen fühlen: das sittlich Entwürdigende der Sclaverei kommt ihnen nicht zum Bewußtsein. Die Schwarzen sind — und das ist eine unausrottbare Natur-

Digitized by Google

anlage — einmal nicht dazu geschaffen, sich selbst zu regieren. Es giebt daher nichts Thörichteres, als das bisweilen auch auf dem dunkeln Erdtheil angewandte Wort: Afrika den Afrikanern. Oder gar die Klage, daß diese schwarzen Völkerschaften aus freien Herren ihrer Gebiete zu Unterthanen der Weißen geworden sind. Für den Neger giebt es keine größere Wohlthat, als daß er vom Weißen gut regiert wird. Er gedeiht dabei vorzüglich und ein Aussterben der schwarzen Rasse — gleich den Rothhäuten Amerika's — ist dort, wo sie mit Weißen in Berührung kommt, keineswegs zu befürchten.

Dampfkraft und Landwirthschaft.

Von Alfred Nossig (Paris).

Die Dampfkraft hat auf die Entwickelung der Landwirthschaft ähnlich wie auf die der Industrie, in zweifacher Weise eingewirkt: einmal durch die Umgestaltung des Verkehrswesens, hierauf durch die Revolution in der Technik des Betriebes. Eine mittelbare Bedeutung für die Landwirthschaft gewinnen die Eisenbahnen und die Dampfschiffe, indem sie zur Entwickelung der Großstädte und der Industrie beitragen. Unmittelbar dienen sie ihr, indem sie ihre Producte den Großstädten und Industriecentren zuführen, als billige Vermittler des Massentransportes, ohne welche die Landwirthschaft nie zur Waarenproduction im großen Stil sich hätte entwickeln können. Eine ungeheure Bedeutung haben die Eisenbahnen für die Landwirthschaft dort, wo es sich um dünnbesiedelte oder noch ganz unbesetzte Gebiete handelt. Da werden sie zu Bahnbrecherinnen der Agricultur, zu Schöpferinnen neuer landwirthschaftlicher Productionsgebiete. So war es in den nordamerikanischen Colonialdistricten. In der Hoffnung, Ansiedler in die zu erschließenden Gegenden zu locken, bauten die Eisenbahn-Compagnien Linien durch noch völlig menschenleere Territorien und kamen dann den Farmern in jeder Weise entgegen. Sie ertheilten billige Fahrbillets an Landsucher, verkauften ihnen Land unter bequemen Abzahlungsbedingungen, erleichterten die Einfuhr von Samen, errichteten längs ihrer Linien Getreidespeicher. So haben sie in weniger als einem halben Jahrhundert fast die Hälfte der Union für die Landwirthschaft erschlossen.

In dieser schöpferischen Kraft des Dampfverkehrs lag aber zugleich eine gewisse Gefahr für die Landwirthschaft verborgen, insbesondere für die der alten europäischen Culturstaaten. Es tritt uns hier einer der wichtigsten wirthschaftlichen Unterschiede zwischen Landwirthschaft und Industrie entgegen. Während für die intensive maschinelle Industrie Europas die Eisenbahn- und Canalbauten, die Dampfschiffe, kurz, das Heranrücken entfernter Continente durch technische Vervollkommungen des Verkehrswesens und bessere Organisirung des Handels nur Vortheile brachten, da sie ihr den Absatz erleichterten, bedeuteten sie für die europäische Landwirthschaft eine gefährliche Concurrenz: die des jungfräulichen Bodens ferner wenig civilisirter Länder, wie Rußland, Amerika, Australien, Ostindien. Ja, es ist eine fast ausnahmslose Regel in der Wirthschaftsgeschichte, daß die Landwirthschaft bis zu einem gewissen Grade den Erfolg der Industrie bezahlen muß.*) Das normale capitalistische Tauschverhältniß zwischen Ländern, welche auf verschiedener industrieller Entwickelungsstufe stehen, ruht darin, daß das industrielle Land nach dem Agriculturland Industrieartikel ausführt und ihm zugleich landwirthschaftliche Producte abkauft. Oft übertrifft sogar die Kaufsumme dieser Producte den Werth der ausgeführten Industriewaaren, und doch hat das Industrieland zwei bedeutende Vortheile hierbei: es kauft Getreide und Rohmaterial für die Industrie billiger als bei sich zu Hause, und vermehrt die Kauffähigkeit des Agriculturlandes um die Kaufsumme.*) Was aber darunter leidet, das ist die Landwirthschaft des industriellen Staates; die Preise für ihre Producte sinken, die Landwirthe können die Concurrenz nicht ertragen, kurzum, die Entwickelung des Verkehrswesens ist zur Ursache der Agrarnoth geworden. Diese Concurrenzgefahr erscheint weniger drohend, wenn das Agriculturland in der landwirthschaftlichen Betriebsweise noch primitive Methoden befolgt, wie Rußland, wo der mittelalterliche Agrarcommunismus mit dem bindenden Flurzwange noch heute fortdauert. Furchtbar wird sie jedoch, wenn ein Land von noch unerschöpfter Bodenfruchtbarkeit sich zugleich die Vortheile der modernen landwirthschaftlichen Technik, der Transport- und -Handelserleichterungen sichert, wie dies in Amerika, der Heimath der Agriculturmaschinen und des Elevatorensystems der Fall ist.

Erhebt man sich aber auf den Standpunkt der Weltwirthschaft, der ökonomischen Interessen der ganzen Menschheit, welche sich früher oder später mit dem der einzelnen Nationen dennoch decken werden müssen, so kann man die productionssteigernde Wirkung der landwirthschaftlichen Maschinen sowie die riesigen Verkehrserleichterungen, welche der mechanische Transport und die mit ihm verbundene Handelsorganisation für landwirthschaftliche Producte erzeugen, nur mit Bewunderung und ungetheilter Genugthuung verfolgen. Daß Amerika auf diesem Wege den europäischen Staaten voranging, ist leicht erklärlich. Die Amerikaner waren durch die ungeheuren Dimensionen ihres Landes und die große Entfernung desselben von dem europäischen Markte ebensowohl wie durch den hohen Preis menschlicher Arbeit am meisten dazu gedrängt, bei der Bearbeitung des Bodens und dem Transport der Früchte Arbeit, Geld und Zeit zu sparen, billig zu produciren und die Producte rasch und billig zu vertreiben. Diesen Zweck aber erreichten sie am besten durch die Ausbildung der landwirthschaftlichen Technik, wozu sie als eminent modernes, von der Kette traditioneller Wirthschaftsmethoden freies Volk besonders berufen waren.**)

So sehen wir dann in den ersten Jahrzehnten nach dem Unabhängigkeitskriege, die besten Köpfe, ja die ersten Staatsmänner, vielfach aus dem Farmerstande hervorgegangen, über die Vervollkommnung der landwirthschaftlichen Geräthe nachsinnen. Die erste Verbesserung des alten Pfluges erfand der Präsident Jefferson. Bald kamen gußeiserne Pflüge allgemein in Anwendung. Das erste amerikanische Patent für eine Dreschmaschine datirt vom Jahre 1791; gegen 1840 waren Dreschmaschinen in Amerika schon allgemein verbreitet; sie wurden um diese Zeit durch Göpelwerke getrieben: gleichzeitig verbesserte man die Maiscultur durch die Einführung von Cultivatoren. Auch die ersten brauchbaren Mähemaschinen wurden von Amerikanern hergestellt und fanden seit der Londoner Weltausstellung Verbreitung. In den siebziger Jahren wurden diese Maschinen vervollkommnet durch die Anbringung des mechanischen Garbenbinders. Um dieselbe Zeit wurde die Dreschmaschine durch Anwendung des Dampfmotors aus-

*) Eine Kompensation von zweifelhaftem Werthe findet sie in dem mit der industriellen Entwickelung Hand in Hand gehenden Steigen der Grundrente und der Bodenpreise.

*) In diesem Verhältnisse stand England, das ursprüngliche industrielle Land, zu den übrigen europäischen Ländern bis um die Mitte der sechziger Jahre. Aus Rußland hat England von 1856—1894 um circa 400 Millionen Pfund mehr Waaren eingeführt, als es nach Rußland ausgeführt.

**) Siehe für die Entwickelung der landwirthschaftlichen Maschinen und Verkehrseinrichtungen in Amerika Sering „Die landwirthschaftliche Concurrenz Nordamerikas" 190 ff.; ferner W. H. Brewer „History of american agriculture" im Ackerbau-Census der Vereinigten Staaten von 1880, S. 513 ff., und Ch. H. Fitch „The manufacture of agricultural implements" im Gewerbe-Census von 1880. S. 686 ff. — Für die am Beginne des Jahrhunderts in England benützten Maschinen D. W. Hamm „Die landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen Englands" 2. Aufl. 1856.

Digitized by Google

gebildet. Dank diesen und zahlreichen anderen Maschinen, wie den Dampfpflügen und den Drill- oder -Säemaschinen ist in Amerika jede einzelne Feldarbeit, die Bestellung des Bodens, die Ernte und die Fertigstellung erleichtert, beschleunigt und potenzirt. Mit dem amerikanischen mehrschaarigen Pfluge (sulky gang plow), welcher mit 3—8 Pferden bespannt ist, kann ein Mann täglich 2 Acres (0,81 ha) umpflügen; in Californien gelten sogar 6—8, ja 10 Acres als eines Mannes Tagewerk. Die Ernte wird durch reaper und selfbinder bewerkstelligt, mit denen ein Mann auf ungünstigem Boden 8—12, in Californien 15—25 Acres täglich mähen kann. Die Krone des landwirthschaftlichen Maschinenwesens aber ist der „giant header", der „combined header and thrasher", welcher das auf den Halmen wogende Getreide zugleich schneidet, drischt, reinigt und in Säcke gefüllt auf die Stoppeln wirft. Diese Riesenmaschine, welche besonders auf den großen Ebenen Californiens zur Anwendung kommt, wird durch 24 Maulthiere in Bewegung gesetzt. Der „giant header" legt drei englische Meilen in der Stunde zurück; er schneidet und drischt 36—40 Acres täglich. 450 Sack von je 100 Pfund sind seine gewöhnliche Tagesleistung.*)

In der Vervollkommung der landwirthschaftlichen Production durch Anwendung von Maschinen folgen die entwickelteren Länder Europas Amerika auf dem Fuße. Unübertroffen aber steht Amerika in der Organisation des Getreidetransportes und des Getreidehandels. In Europa erfolgt bekanntlich der Transport des Getreides in Säcken und jede einzelne Umladung wird von Menschenhänden vorgenommen. Der Getreidehandel wird durch ein Netz von kleinen Zwischenhändlern besorgt, welche den Landwirthen die Ernte abkaufen und an die Großhändler in den Städten liefern. In Nordamerika wird, abgesehen von den Küstenländern des Stillen Oceans, das Getreide ausschließlich in losem Zustande transportirt, wodurch die Anwendung mechanischer Hülfsmittel beim Abwägen, Einladen, Umladen und Transport des Getreides ermöglicht wird. Mit solchen mechanischen Vorrichtungen sind die Getreidespeicher versehen, welche, behufs Erleichterung des Getreidehandels an allen Eisenbahnstationen des Getreide-Export-Gebietes errichtet wurden. Diese Getreidespeicher, Elevatoren genannt, dienen nicht nur dazu, das Getreide zu lagern, sondern auch die Umladung desselben in den Eisenbahnwagen oder den Oceandampfer zu vermitteln.**) In den Seestädten baut man dieselben weit in's Meer hinein, so daß gleichzeitig auf beiden Seiten die Dampfschiffe beladen werden können, während vom Lande her die beladenen Eisenbahnwaggons in die Halle des Elevators hineinfahren. Dank dem Ineinandergreifen aller technischen Mittel gelangte man dazu, täglich 300 Eisenbahnwaggons (150 000 Bushels) auszuladen und 200 000 Bushels (auf jeder Seite 100 000) in die Schiffe einzuladen. Von dem Augenblick an, wo das Getreide den Wagen des Farmers verlassen hat, bis es den europäischen Hafen erreicht, kommt menschliche Arbeitskraft bei dem Transport derselben nur insoweit zur Anwendung, als sie den Mechanismus der Elevatoren, der Eisenbahnzüge und Dampfschiffe lenkt.

Neben dieser ungeheueren Ersparniß an Zeit und Geld, welche der mechanische Transport bewirkt, bietet das Elevatorensystem den amerikanischen Landwirthen noch andere große Vortheile, indem es die wirthschaftlichen und rechtlichen Formen des Getreidehandels vereinfacht. Vor Allem wird der kleinere Farmer durch die Elevatoren der Nothwendigkeit enthoben, einen eigenen Speicher zu halten. Will er nicht unmittelbar nach der Ernte verkaufen, so kann er sein Getreide gegen mäßige Gebühr an den Elevator zur Aufbewahrung geben. Er enthält dafür einen Lagerschein „warehouse receipt", ein Ordrepapier, welches leicht von Hand zu Hand wandert. Er hat den Vortheil, daß er gegen Verpfändung des Lagerscheins bei der Bank des nächsten Marktfleckens sofort zu Gelde kommen kann, ohne genöthigt zu sein, sein Getreide zu ungünstiger Zeit loszuschlagen.

Bei der geschilderten Art des Einlagerns der ungesackten Körner ist es allerdings unmöglich, die von einzelnen kleinen Producenten gelieferten Getreidequantitäten getrennt zu halten. Man ist vielmehr genöthigt, alles in die Elevatoren gelieferte Getreide nach wenigen Hauptsorten zu scheiden und dem Eigenthümer eine Anweisung auf eine bestimmte Menge Getreide von bestimmter Qualität auszufolgen. Die Classificirung wird natürlich von Sachkennern, in größern Handelscentren unter Aufsicht der Handelskammern oder Kornbörsen vorgenommen.

So spielen im Getreidehandel die Elevatoren dieselbe Rolle wie im Geldverkehre die Banken. Der außerordentliche Vortheil dieses Systems für den Handel besteht vor Allem in der Vereinfachung der Besichtigung und des Verkaufs der Waare. Der Handel hat nur mit einigen wenigen großen Qualitätsclassen zu rechnen und die Preise für dieselben zu normiren. Dem überseeischen Exporthandel werden feste, öffentlich verbürgte Marken zur Verfügung gestellt: der unsichere Handel nach Probe fällt weg. Hochwichtig ist auch der Umstand, daß der Kaufmann für seine Operationen einen festen Anhalt findet; denn da sämmtliche Lagerscheine zu ihrer Gültigkeit der Eintragung in öffentliche Register bedürfen, so ist die Menge der in jedem Momente vorhandenen Vorräthe — der so gen. „visible supply" genau bekannt. Der Producent aber verdankt dem Elevatorensystem die Möglichkeit, seine Vorräthe jederzeit an eines der wenigen großen Handelshäuser zu verkaufen, welche die Elevatoren errichtet oder gepachtet. Findet er den Preis des Localagents zu niedrig, so kann er sein Getreide direct an den Elevator eines größeren Handelsplatzes verpachten. So erscheint die Gefahr, welche in dem Ausschlusse der Concurrenz der Käufer lag, die Monopolisirung der Preisbildung, ausgeschlossen. Jedenfalls hat der Farmer den großen Nutzen, daß er in Folge des Wegfalls des Zwischenhandels mit dem Welthandel direct in Verbindung steht.

*) Siehe die nähere Beschreibung dieser Maschine bei Sering l. c., S. 245, und bei Lafargue „Origine et évolution de la propriété". S. 481.

**) Die innere Einrichtung der Elevatoren beruht auf folgenden Principien. Zunächst wird das Getreide vermittelst eines Paternosterwerkes, d. i. eines mit Schaufeln besetzten, über Rollen laufenden, endlosen Gurtes auf die Höhe des Gebäudes gehoben. Dort wird es in einer Windkammer und durch Siebe gereinigt, in einem Behältniß mit beweglichem Boden abgewogen, hierauf durch eine Holzröhre in den Lagerraum herabgelassen. Dieser Raum, „Bin" genannt, bildet einen großen, nach unten trichterförmig zulaufenden Kasten. Um das Getreide von hier wieder auszuladen, öffnet man einen Schieber auf dem Boden der „Bin" und läßt die Körner durch eine bewegliche Röhre in den Eisenbahnwagen oder das Schiff gleiten.

Dürfen wir noch Bier und Wein trinken?

(Zur Mäßigkeitsbewegung.)

Von Wilhelm Bode.

Mitte Juni konnte man in den Zeitungen lesen, daß die Guttempler in Hamburg große Versammlungen abgehalten hätten, bei denen Tausende den Rednern und ihren radikalen Forderungen Beifall zollten. Vielleicht wurde auch hinzugefügt, daß es in Hamburg und nächster Umgebung jetzt rund 3000 Guttempler gäbe. Was diese Guttempler eigentlich sind und wollen, wissen manche Leser heute noch nicht und vor fünfzehn Jahren wußte es Niemand in Deutschland. Sie wollen ein Zeitalter herbeiführen, in denen weder Spirituosen, noch Bier und Wein getrunken werden; es soll sie Niemand mehr mögen und es soll sie Niemand herstellen oder verkaufen dürfen. Da sie die Mehrheit im Reichstage noch nicht haben — ihr einziger Kandidat bei der letzten

Digitized by Google

Wahl hatte kaum einen Achtungserfolg — so beschränken sie sich bei uns auf die Durchführung dieses Verbots für ihre eigenen Personen, und da viele ehemalige Trinker unter ihnen sind, so bedeutet auch das recht viel; es bedeutet für einige tausend Familien geradezu Rettung aus der größten Noth. Für die Orte, in denen sie zahlreich sind, haben sie noch etwas Schönes bewirkt; sie zeigen beständig, daß man auch ohne Rauschgetränke gemüthlich und gesellig sein und Feste aller Art feiern kann. Ihr Name wird in der Arbeiterfrage nicht genannt, und doch bewähren sie sich für die Arbeiterkreise, in die sie eingedrungen sind, als sociale Reformatoren ersten Ranges. Wir wollen uns also freuen, daß sie 1894 aus Amerika über Dänemark zu uns gekommen und in drei verschiedene Gruppen jetzt auf etwa 9000 Männer und Frauen angewachsen sind; in der ganzen Welt sollen sie 320000 zählen.

Aber haben sie Recht? Das ist nun freilich eine andere Frage. Ist der Genuß der geistigen Getränke, auch der mäßige und mäßigste, etwas so Verwerfliches, daß Jedermann sich davon lossagen sollte, wie die Guttempler fordern, daß ihn sogar der Staat mit Gewalt unterdrücken sollte? Ehe ich antworte, muß ich von mir selbst sagen, daß ich einer der Ersten war, die in Deutschland die geistigen Getränke für ihre Person ganz aufgegeben haben, daß ich zwölf Jahre lang Bier und Wein und erheblich länger die stärkeren Getränke nicht gekostet habe. Ich habe 1889 den ersten ganz radicalen Enthaltsamkeitsverein, den Alkoholgegnerbund, gegründet, der unter anderer Leitung eine wichtige agitatorische Propaganda entfaltet und in der Schweiz auch viele Mitglieder gefunden hat; die deutschen Guttempler — damals nur 205 Mann — gestatteten zu jener Zeit noch ein leichtes Bier, während das 1889 auch noch um die Existenz ringende „Blaue Kreuz“ nur von bestimmten Personen die Enthaltung fordert. Ich habe trotz dieses radicalen Vorstoßes sehr bald zu den gemäßigteren Trunkbekämpfern gehört, auf den internationalen Mäßigkeitskongressen beinahe zu den Reactionären, und habe sechs Jahre lang dem Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gedient, dem die Radicalen sehr wenig gewogen sind. Ich habe die Frage, um die es sich handelt, also von verschiedenen Seiten angesehen und weiß auch aus persönlicher Erfahrung, wie die volle Enthaltsamkeit, der mäßige Genuß und — die Betrunkenheit bekommen, nur trunksüchtig war ich noch nicht.

Wenn man mich nun fragt: „Sollen wir auf alle alkoholischen Getränke verzichten?“, so antworte ich: Sagt mir, wer ihr seid! Eines schickt sich nicht für Alle. Völlig verzichten sollten erstens die Trunksüchtigen; damit meine ich die, die man leider noch oft „Säufer“ oder „Trunkenbolde“ nennt. Es sind Kranke, und man soll sie behandeln wie Kranke; sie sollen sich aber auch selbst als Kranke ansehn und ihre Pflicht, das einzige Heilmittel zu ergreifen, nicht versäumen oder aber sich den Zwang gefallen lassen, zu dem der Gesunde dem Kranken gegenüber berechtigt ist. Es ist verfehlt, wenn sie sich bemühen, mäßig zu trinken; es ist thöricht, wenn Andere sie zur Mäßigkeit ermahnen. Mäßig sein können sie eben nicht, darin besteht ihre Trunksucht; sie dürfen ihrem Specialteufel auch nicht den kleinen Finger reichen. Es ist noch nicht lange her, daß die allgemeine Meinung war: „die Säufer bleiben Säufer“; es kommt vielleicht auf dem Lande jetzt noch vor, daß man solche Leute mit Absicht sich todtsaufen läßt. Der Wissende aber kann jetzt hinweisen auf die Tausende von Trinkern, die bei den Guttemplern oder Blaukreuzlern zu nüchternen und nützlichen Menschen wieder geworden sind, er denkt auch an die Trinkerheilanstalten, von denen die zu Ellikon in der Schweiz es dahin gebracht hat, daß zwei Drittel ihrer Patienten auf die Dauer geheilt sind. Wer wegen eines Angehörigen nähere Angaben braucht, lasse sich für eine Zehnpfennigmarke vom Mäßigkeits-Verlag in Hildesheim meine „Rathschläge für Trinker und ihre Freunde“ kommen.

Völlig enthaltsam werden sollten ferner die, die die Trunksucht zu fürchten haben oder sonst vom Trinken erheblichen Schaden spüren. Wir haben nicht Alle das Glück, von durchaus gesunden Vorfahren abzustammen, wir haben auch nicht Alle einen durchaus gesunden Beruf, der uns gestattet, nebenbei dann und wann auf unseren Körper loszustürmen; es sind nicht die schlechtesten allemal, die sich vor der einen oder anderen Form der Nervosität in Acht zu nehmen haben. Wer bei ehrlicher Selbstprüfung findet, daß auch der mäßige Genuß ihm nicht zuträglich ist oder daß er Gefahr läuft, an den Alkohol seine Freiheit zu verlieren, der muß eben den mäßigen Genuß aufgeben. Wie wir diese Selbstprüfung meinen? So, daß man probeweise Wochen oder Monate lang jeden Tropfen Wein, Bier und Schnaps meidet und sich beobachtet, ob diese Enthaltung leicht oder schwer fällt, ob sie dem allgemeinen Befinden zuträglich oder schädlich ist. Es schwadroniren Viele über die Unentbehrlichkeit dieser Getränke, ich habe schon oft an sie die Frage gerichtet: habt ihr's je versucht? Man sollte doch endlich den Wahn lassen, daß es zur Männlichkeit gehöre, eine gehörige Menge starken Getränkes vertragen zu können.

Der scheint mir eher ein rechter Mann,
Der einsam geh'n und Nein sagen kann.

Wer die Verschiedenheit der menschlichen Veranlagungen und Gesundheiten kennt — und das sollte doch jeder Erwachsene — der muß Jedermann das Recht zugestehen, sein eigenes Verhalten gegen den Alkohol so weit frei zu bestimmen, als er seine Pflicht gegen Andere damit nicht verletzt. Daraus folgt, daß der „Comment“ mit seinem allgemeinen Trinkzwang und seinem Cultus des Masseneinschüttens ein Stück Rohheit und Dummheit ist, das in's zwanzigste Jahrhundert nicht mehr geschleppt werden sollte, daß aber auch der feinere Trinkzwang bei unseren geselligen Veranstaltungen, in unseren Hotels, bei unseren patriotischen und kirchlichen Festlichkeiten, in unseren Curanstalten(!) ein großes Maaß Gedankenarmuth voraussetzt. Drittens geziemt sich die völlige Enthaltung für die, die unter dem Einfluß des Alkohols unrechte Dinge thun, vielleicht Verbrechen begehen. Wir verhalten uns darin ja verschieden, zur Vorsicht haben wir Alle Anlaß; nach meiner bescheidenen persönlichen Erfahrung kann z. B. ein geschmierter Wein Demjenigen schnell die Selbstbeherrschung rauben, der von reinem Wein und gutem Bier nichts Schlimmeres als Kopfschmerzen und Magenstörung bekommt. Gar viele unserer Mitbürger, sonst sehr achtungswerthe Menschen, fangen schon nach einem geringen Quantum an, zu krakehlen oder sie müssen irgend etwas zerstören oder fremdes Eigenthum an sich nehmen oder ihre beleidigte Ehre rächen oder begehen sonst etwas, das sie am anderen Tage bitter beklagen. Wie furchtbar ernst dieses Capitel ist, wird klar durch die Thatsache, daß jährlich zweihunderttausend Landsleute, zumeist junge Männer zwischen 17 und 27 Jahren, in die Strafanstalten wandern, weil sie „Vergehen oder Verbrechen gegen die Person“ begingen, d. h. bei den allermeisten, weil sie den Alkohol nicht vertragen konnten, den sie trinken zu müssen glaubten. Und warum hat denn unser hochgestellter Freund X. ein Menschenleben auf dem Gewissen? Weil er unter dem Einfluß des Weines wegen einer lumpigen Kleinigkeit zu einem Duell kam. — Es wird bald Zeit, daß wir einem Theile der Bürger nicht mehr gestatten, zwischen Wirthshaus und Gefängniß beständig abzuwechseln, daß wir Wirthshausbesuch und Alkoholgenuß Demjenigen durch Gericht und Polizei verbieten, der wiederholt unter ihrem Einfluß Anderen gefährlich geworden ist. Noch besser aber ist, wenn solchen Gefährdeten durch ihr eigenes Gewissen und die sittliche Anschauung ihrer Umgebung Schranken gezogen werden.

Eine vierte Gruppe der Verzichter muß ganz anderer Art sein. Es sind Diejenigen, die den Anderen den Verzicht leicht machen, die mit den Schwachen schwach werden wollen, wie es die Bibel nennt. Wir finden sie als besondere Schutz-

Digitized by Google

truppe im „Blauen Kreuz“, unkenntlicher bei den anderen Enthaltsamkeitsvereinen, wir sollten sie überall finden. Tausende von Frauen haben schon ihr Schicksal bejammert, weil ihr Mann trinkt, vielen von ihnen wäre geholfen worden, wenn sie selbst tapfer das Beispiel völligen Verzichtes vorgelebt hätten. Der Schwache bedarf des „Nächsten“, der mit ihm der Welt von Versuchern trotzt. Denn von dummen Teufeln ist ja der arme Trinker fast immer umgeben, und keinen Tag schweigen ihre Zuflüsterungen, ihre hetzenden Spottreden, keinen Tag, bis er zähe eine Zeit lang sich als unbelehrbar erwiesen hat und sie müde werden.

Nun ist noch ein großer Theil der Menschheit nach dem Urtheile nüchterner Fachmänner von den Alkoholgetränken ganz fernzuhalten, das ist unsere heranwachsende Jugend. Ich habe vor einigen Jahren hundert angesehenste Aerzte und Schulmänner befragt, was sie vom Trinken der Kinder hielten, und die einmüthige Antwort war: Kinder bedürfen dieser Getränke nicht und haben nur Schaden davon. Sie haben sofort Schaden, ihr Nervenleben wird belastet, sie schlafen schlechter, werden unaufmerksamer, unartiger; sie bekommen namentlich einen falschen Appetit, mögen Milch und süße Speisen nicht mehr, gewöhnen sich an das Scharfe und Beizende; sie lernen namentlich aber die dem Kinde natürliche Abneigung gegen diese bitteren und sauren Getränke überwinden, mögen Bier und Wein bald gern, trinken mehr und mehr davon und verlieren schließlich ihre junge Freiheit sehr bald an den schlimmsten Zwingherrn, den die Welt kennt. Die „Trunkenbolde“, die auf der Straße oder in ihren Häusern eine so traurige Rolle spielen, sind es nicht erst als reife Männer und Familienväter geworden, sondern in ihrer Kindheit ist oft der Keim der Trunksucht in sie hineingelegt, oft durch die eigene Mutter. Meine Schrift „Zum Schutz unserer Kinder (40. Tausend, 20 Pf.) oder mein Flugblatt „Warum unsere Kinder Bier und Wein nicht haben dürfen“ (210. Tausend, 5 Pf., das Tausend 15 Mk.) kann der Leser vom Mäßigkeits-Verlag in Hildesheim beziehen, wenn er die Kinder seiner Freunde und Nachbarn vor dieser Gefahr zu beschützen suchen will.

Es bleiben nun übrig die erwachsenen normalen Menschen in normalen Verhältnissen. Dürfen sie Bier und Wein trinken? Die radicalen Alkoholgegner sagen Nein, denn auch bei geringen Qualitäten sei der Alkohol ein Gift und wirke als solches sogleich oder mit der Zeit schädlich; namentlich aber komme der Mißbrauch der Getränke mit seinen bösen Folgen davon her, daß sie überhaupt gebraucht werden; die Trinksitte sei deßhalb völlig auszurotten, damit die Trunksucht verschwinde. Wer zu dieser Schule nicht gehört, antwortet, daß eine geringe Menge eines sehr verdünnten Giftes trotz des bösen Namens „Gift“ unschädlich sein kann und daß die alltägliche Erfahrung lehrt, daß der normale Mensch von einem Glase Bier oder Wein nicht vergiftet wird. Die Universitätsprofessoren Moritz in München und Ziehen in Jena sind nach sorgfältiger Prüfung zu dem Ergebniß gekommen, daß eine halbe Flasche Wein oder ein Liter Bier das zulässige Tagesquantum Alkohol für den gesunden Mann darstellen. Am Mißbrauch gehen Menschen und Völker zu Grunde, am mäßigen Gebrauch weder die einen noch die andern; Goethe und das jüdische Volk sind die besten Beispiele. Der Mißbrauch hebt den Gebrauch beim Alkohol so wenig wie bei Messern, Pulver, Dynamit auf; es wird auch Niemand bloß deßhalb zum Säufer, weil die Trinksitten bestehen. Und wenn auch sehr Vieles gegen den Alkohol spricht, so hat er doch seine Verbreitung nicht bloß der Thorheit, Unwissenheit und Schlechtigkeit der Menschen zu verdanken. Die eine Wahrheit: „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ schützt seine Existenz gegen alle die andern Wahrheiten, die über ihn gleichfalls in der Bibel stehen. Die Menschheit sehnt sich nach Freude, sie verdankt diesen Getränken außer schrecklich vielem Bösen auch unausdenkbar viel Freude und Behagen. Sie sind „Betrüger“, aber die Menschheit will ja auch über das graue Leben hinweggetäuscht sein, sie wird stets das am meisten lieben und verherrlichen, was sie am meisten mit Illusionen füllt. Die geistigen Getränke sind sehr bequeme Illusionsfabrikanten, und deßhalb haben sie nur eins zu fürchten: noch bequemere Schönfärber.

Der Menschenkenner weiß, wie wenig weit das Entsagungsevangelium dringt; eine Zeit lang wachsen die Zahlen seiner Anhänger rasch, dann kommt ein Stillstand, dann oft ein rapider Rückgang. Und der Menschenfreund gönnt es den Leuten, wenn sie auch durch gröbere Mittel die ernsten Gedanken eine Zeit lang bannen. Der Lebensgenuß ist kein Unrecht, und es ist kein Unrecht, Bier und Wein zu genießen. Aber eben: genießen! Nur bei strenger Mäßigkeit, bei öfterem Fortlassen durch Wochen oder Monate, wird man sie recht genießen, ohne Reue und ohne Vorwurf. Und der schön Genießende ist auch ein Vorbild. Ich meine damit nicht, daß man den Leuten Bier und Wein vortrinkt, ohne es zur Trunksucht kommen zu lassen, sondern unsere Umgebung muß es erfahren, daß wir den Wein oder das Bier leicht entbehren, selten wünschen, obwohl wir sie bei guter Gelegenheit auch mit Freude genießen. In dem Streite „Mäßigkeit oder Enthaltung?“ schlage ich deßhalb gern ein Mittleres vor: die nicht völlige Enthaltung, ein so seltenes und so mäßiges Trinken wie es Moltke, Döllinger und Pettenkofer*) geübt haben, um nur drei Zeitgenossen zu nennen, die durch ihr hohes Alter wie durch ihre geistigen Leistungen die Vorzüglichkeit ihrer Lebensweise deutlich erwiesen. Freilich, so gefallen wir weder den Wirthen und Brauern, noch den Guttemplern und anderen Radicalen, aber der Lieblingsplatz der Wahrheit ist der in der Mitte.

Literatur und Kunst.

Ungedrucktes von Georg Herwegh.

Mitgetheilt aus dem Nachlaß.

Petrarca besang ein sterbliches Wesen wie eine Heilige, Rafael malte die Heiligen wie sterbliche Wesen. Beides gefällt. Wer hat Recht?

O hätt' ich die Posaune des Engels am jüngsten Tage, ich würde nicht so lange damit warten; jetzt schon blies ich darein: Erwachet!

Tyrannen und Pöbel sind mir verhaßt, in Beiden verhüllt sich auf verschiedene Weise der Mensch.

Nicht geopfert hat man die deutschen Völker, sondern in's Haus geschlachtet.

Führe die Geißel in Handschuhen, und das deutsche Volk klatscht Beifall.

Drei Becher hat das Schicksal:
Einen, uns zu vergiften —
Einen, uns zu berauschen —
Einen mit Wasser, Freud' und Schmerz zu verdünnen.

Freiligrath und Geibel:

Einsam wären die Dichter? Ihr lügt —, wie Sclaven des Bagno,
Paarweis, schmiedet man sie an die Galeere des Staats.

Der Ocean, so wild und prächtig, gehorcht, denn er ist der Sclave des Stromes. Die Wolken, die ihre Blitze auf ihn schleudern, sind die Kinder des Sturmes.

An die Deutschen: Lieber ein tobend Meer, als ein unbewegter Sumpf.

*) Pettenkofer ist neuestens zu den ganz Enthaltsamen übergegangen; wir lassen ihn hier stehen, weil er sein großes Lebenswerk vor diesem Schritte gethan hat.

Digitized by Google

Zur selben Zeit, da die Eule auf Raub ausgeht, singt die Nachtigall.

Wenn die Erbsünde das Gute und Böse unterscheiden lehrt, dann leben die Deutschen noch heut im Paradies.

Einst galt's die Welt zu verstehen, nun gilt's, sie zu erschaffen.

Gebt den Völkern! Was sie bitten, ist wenig; was sie nehmen, viel.

Immer noch die alten Geschichten. Wie oft habt ihr ihn gekreuzigt, wie oft begraben! Rafael malte, was alle Tage vorkommt — Mutter und Kind.

Man vergoldet uns die Ketten um sie vor dem Roste zu schützen.

Christus erlöste den Menschen, zur Seite des Kreuzes starben gleich noch zwei.

Echte und falsche Steine — reine und unreine Reime.

Ein Schaf retten, ob auch die Herde verdirbt.

Dem Teufel und der Freiheit muß
Man sich mit Blut verschreiben.

Tyrannen sind Kometen; ihr Schweif ist das Fürchterlichste.

Der freie Mann kennt nur ein Heut; dem Sclaven laßt das Morgen.

An die Deutschen:

Die Freiheit selbst vergleich ich einer Kette,
Weil ihr das Bild am besten doch versteht.

Die Menschheit ist so weit gekommen, daß sie das, was sie bisher über sich glaubte, in sich fühlt.

Nero spielte den Hanswurst, und Hanswurste haben seitdem wie oft — den Nero gespielt.

In Frankreich hat die Revolution die Kinder verschlungen, in Deutschland verschlangen die Kinder die Revolution.

Emma.

Ich bin nicht ganz
Von dir getrennt.
Im Abendglanz,
Wenn schweigend brennt
Die Meeresfluth
Zu Füßen dir:
O denk', die Gluth,
Sie kommt von mir.

Vielleicht — vielleicht
Dann wird dir warm, —
Dein Herz beschleicht
Ein stiller Harm,
Und hörbar kaum
Für sich allein
Spricht's wie im Traum:
Ich harre dein.

Eva.

Ihr saht wohl manchen holden Leib,
Wer aber malt den Blick,
Den das unselig schöne Weib
Dem Engel warf zurück?
Dem Engel, den am Paradies
Der Schöpfer aufgestellt,
Als Eure Mutter er verstieß,
Verstieß — in seine Welt.

Wer malt mir ihres Auges Strahl,
Als Eva trat zum ersten Mal,
Den treuen Gatten an der Hand,
Auf blumenloses wüstes Land?
Als unter Schmerzen, unter Pein
Das Herz des Weibes klopft,
Und in den dürren Sand hinein
Die erste Thräne tropft?

Die nun aus Eden war verbannt,
Die Liebe hatte sie entflammt,
Und der die Liebe sich genannt,
Der Herr des Himmels sie verdammt . . .
Da wuchs die Frucht in ihrem Schooß,
Die erste Frucht zum Kain groß.

Nur Einer, sagt man, hatt' Erbarmen:
Der Engel, der die Wache hielt,
Der hat den Schmerzensblick der Armen,
Die Noth des schönen Weibs gefühlt.
Wenn still die ganze Welt geworden
Und schweigend auf ihr lag die Nacht,
Hat er des Paradieses Pforten
Dem Weibe heimlich aufgemacht.

Fragment.

Von einem Schrank an grauer Klosterwand,
Wo friedlich Heid' und Christ beisammen stand,
Nahm ich ein altes Bibelbuch herab.
Ich wischt' den Staub von hundert Jahren ab,
Und wie ein Spiegel hell und blank geschliffen,
Strahlt mir das Schloß mein blasses Bild zurück,
Indeß daneben, ziemlich abgegriffen,
Faust's Leben, Thaten, sammt der Höllenfahrt
Verrieth ein ungleich größer Leseglück.
Es ist nun einmal meine schlimme Art,
Wenn man im Land die Steuern ausgeschrieben
Und Manchem nicht der Stein vom Haus verblieben,
Da schau' ich stille Gottes Wort mir an,
Daß mir's vom kranken Lazarus berichte,
Wie Engel noch gepflegt den armen Mann,
Und Teufel — doch ihr kennt ja die Geschichte.

Ich öffnete den schweren Folianten,
Mich zu erbauen am Alten, Wohlbekannten.
Doch eh' es mir in meiner Hast geglückt,
Den reichen Mann zu schau'n im Höllenrachen,
Sah zwischen gelben Blättern ich erdrückt
Ein zartes Blümchen mir entgegenlachen.

Wie manche Rose starb auf Mädchenwangen,
Wie mancher Sonnenstrahl hat ausgeglüht,
Wie mancher Frühling ist zu Grab gegangen,
Seit jenem Tage, da du aufgeblüht!
Die deinen Fuß geküßt, die Silberwellen,
In denen du dich sehnend einst beschaut,
Sie schlafen längst im Urschooß aller Quellen,
Und keine deiner Schwestern wiegt bethaut
Ihr schwankes Köpfchen mehr im Morgenlicht,
Das seinen Glanz in neuen Blüthen bricht.
Wo sind die Farbenkelche hingekommen,
Darin die Biene trunken einst geschwommen?
Wo der Unsterblichkeit beschwingt Symbol,
Das sich so keck in jenem Lenz geschaukelt?
Es ist, wie andre Schmetterlinge wohl,
Am End' auch in das Element gegaukelt.
Wie oft hat sich der Aether umgestaltet,
Seitdem du dich in seinem Arm entfaltet,
Wie oft der West die Schwingen schon vertauscht,
Seitdem er sich in deinem Duft berauscht!
Du kleiner Tropfen aus dem Ocean,
Du stiller Hauch entrissen dem Orkan,
Einsamer Zeuge jener hohen Kraft,
Die in dem Herz der Erde webt und schafft,
Die ewig wirksam wie die reinen Sterne
In Menschenbrust! Du in geheimster Ferne

Digitized by Google

Des Todes Hand entwundene Trophäe,
Was zwingt mich heut' in deine Zaubernähe?
Was ahn' ich hier, daß ich so trunken bin?
Was reißt die volle Seele zu dir hin?

Die Lerche stürzt sich schmetternd in die Luft,
Vom eignen Jubel sonnenan getragen;
Ich hör' den Frühling schon im Blüthenduft
Die Flügel gleich der jungen Schwalbe schlagen;
Der Strom ist muthig seiner Haft entsprungen
Und brach die Fesseln ungestüm entzwei,
Er hat ein neues Freiheitslied gesungen
Und rauschet klingend am Gestad vorbei.
Sein stolzes, silberstrahlend Siegerhaupt
Ist mit des Jahres erstem Grün belaubt,
Und um ihn her in liebenden Gedanken
Sieht man des Maien bunte Kinder schwanken,
Wie träumend sie zum eignen Bild entbrennen,
Gleich sel'gen Geistern, die sich selbst erkennen.

An Cosima Wagner.

Auf jedes Menschen Angesicht
Liegt leise dämmernd ausgebreitet
Ein sanfter Abglanz von dem Licht
Des Sternes, der sein Schicksal leitet.

Der Genius der Harmonie
Wird Dich mit seinen Wundertönen
Umrauschen, und Du wirst Dich nie
Mit der verstimmten Welt versöhnen.

Letzte Vorsicht.

Brutus, Cassius sind ex,
Die es einst so toll getrieben,
Und ich hab' an einen Rex
Keine Briefe mehr geschrieben.

Punktum, und das Stück ist aus,
Und der Vorhang senkt sich leise.
Sterbensmüde geht's nach Haus —
Gute Nacht und — gute Reise!

Wär's nur mit der ganzen Kraft,
Wär's nur mit den vollen Gluthen,
Wär's mit aller Leidenschaft,
Daß man taucht' in Lethe's Fluthen!

Doch das Leben kühlt uns ab,
Langsam, eh' wir drunten liegen,
Daß wir nicht im feuchten Grab
Noch einmal den Schnupfen kriegen.

Die Quelle des communistischen Manifests.

Von Ferdinand Goldstein.

Daß die von Marx und Engels construirte materialistische Geschichtsauffassung die Basis ist, auf der unsere Socialdemokratie fußt, wird kein Arbeiter oder Arbeiterführer leugnen. Diese neue Wissenschaft ist von den beiden Männern in dem im Jahre 1847 erschienenen communistischen Manifest begründet worden, und diese Arbeit ist dann nicht nur die Basis der deutschen Socialdemokratie, sondern auch die der Arbeiterparteien aller Länder geworden. Daß sich dieses thatsächlich so verhält, lehrt uns das amtliche, von der Buchhandlung Vorwärts herausgegebene Schriftenverzeichniß vom Jahre 1897, in dem es wörtlich heißt: „Das im Jahre 1847 verfaßte Manifest ist die bedeutungsvollste Schrift der socialistischen Literatur. Trotz der 45 Jahre Zeitfortschritt haben die darin aufgestellten allgemeinen Grundsätze im Ganzen heute noch ihre Richtigkeit; und die hier in unerreichter Meisterschaft und programmatischer Kürze entwickelte Marx-Engel'sche Auffassung ist heute die wissenschaftliche Grundlage der socialistischen Parteien aller Länder geworden." Wenn man sich über den Werth dieses für den Socialismus entscheidende Wichtigkeit besitzenden Schriftstückes die richtige Vorstellung machen will, so muß man sich zunächst seine Entstehung vergegenwärtigen. Diese lernen wir aus Vorrede I des Manifests kennen: „Der Bund der Communisten, eine internationale Arbeiterverbindung, die unter den damaligen Verhältnissen selbstredend nur eine geheime sein konnte, beauftragte auf dem in London im November 1847 abgehaltenen Congresse die Unterzeichneten mit der Abfassung eines für die Oeffentlichkeit bestimmten, ausführlichen theoretischen und praktischen Parteiprogramms. So entstand das nachfolgende Manifest ..." Es war demnach nicht wissenschaftliches Streben, was Marx und Engels zur Verfassung der Arbeit veranlaßte, sondern das Machtwort einer Arbeiterversammlung, also muß entweder in den Köpfen der beiden die neue Geschichtsauffassung schon fix und fertig gewesen sein oder sie muß ihnen in Folge jenes Machtspruchs wie eine Erleuchtung von oben gekommen sein. Die erste der beiden Möglichkeiten ist auszuschließen, denn Marx und Engels haben in ihrem ganzen Leben kein größeres Geschichtswerk verfaßt, in dem sie ihre Auffassung an der Hand von Thatsachen begründet hätten; die kurzen Behauptungen im Manifest sind eben Behauptungen und keine wissenschaftlichen Beweise, sie verhalten sich wie die alttestamentliche, dogmatische Schöpfungsgeschichte zu der wissenschaftlichen Entwickelungslehre. Die zweite Möglichkeit ist ebenfalls auszuschließen, denn die Erleuchtung von oben, als möglich angenommen, kann hier nicht in Frage kommen, da sie von den tiefsten Volksschichten hätte kommen und demnach eine Erleuchtung von unten hätte sein müssen. Bleibt also nur das eine, die im communistischen Manifest entwickelte materialistische Geschichtsauffassung kann kein Product ihrer vermeintlichen Erzeuger sein.

Wenn wir den reichlichen Phrasenbombast bei Seite lassen, so bleibt als eigentlicher Inhalt der materialistischen Geschichtsauffassung die Entwickelung der Bourgeoisie und der Kampf des Proletariats gegen dieselbe. Die Bourgeoisie hat, wie das Manifest auseinander setzt, eine lange Entwickelung durchgemacht; sie entstand aus dem Pfahlbürgerthum, gewann durch die Entdeckung Amerikas und die Umschiffung Afrikas erheblich an Kraft und nahm endlich mit der Nutzbarmachung der Dampfkraft die Zügel der Regierung in die Hand, die sie heute noch festhält. Wenn daher von Bourgeoisie als Regierung die Rede ist, so ist immer von unserer Zeit die Rede, denn unsere Epoche ist die Epoche der Bourgeoisie (S. 10). Dieser Bourgeoisie schrieb nun das communistische Manifest im Jahre seines Erscheinens, also im Jahre 1847, bereits eine fast hundertjährige Classenherrschaft zu (S. 13), sie muß demnach 1750 zur Herrschaft gekommen sein. Damit widersprechen sich erstens die Manifestanten selber, denn die Bourgeoisie ist ja erst durch die Dampfmaschine zur Herrschaft gekommen, zweitens schlagen sie der Geschichte in's Gesicht, denn um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schmachtete Europa im Joch des eisernen Despotismus, nirgends ist von ernstlichen Versuchen, dies abzuschütteln die Rede, wodurch allein doch der Wechsel oder die Veränderung eines Regiments sich in der Weltgeschichte kundgiebt. Und in diesem 100jährigen Regiment soll die Bourgeoisie namhaftere und colossalere Productionskräfte geschaffen haben, als alle vergangenen Generationen zusammen: Unterjochung der Natur-

Digitized by Google

kräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschifffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen ... So unwissend konnten die beiden Volksmänner unmöglich sein, daß sie all' diese großartigen Entdeckungen in die traurige Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegten, sie wußten ganz bestimmt, daß erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Keime zu diesen grandiosen Culturpflanzen gelegt wurden, daß es aber erst unserem Jahrhundert und zwar keineswegs seinem Beginn vorbehalten war, sie zur Blüthe zu bringen. Die Lösung des Räthsels ist, daß die beiden hier unvorsichtig waren: sie sprechen von zwei ganz verschiedenen Zeiträumen, sie waren so sicher, daß ihre Parteigenossen den Widerspruch nicht merken würden, daß sie seit tausend Jahren begrabene und moderne Verhältnisse in einander verflochten und dieses Gewebe als neue Wissenschaft dem urtheilslosen Proletariat präsentirten. Ebenso unwahr sind die Einheitsbestrebungen der Bourgeoisie unserer Zeit. Man höre: „die Bourgeoisie hat die Bevölkerung agglomerirt, die Productionsmittel centralisirt und das Eigenthum in wenig Händen concentrirt. Die nothwendige Folge hiervon war die politische Centralisation. Unabhängige, fast nur verbündete Provinzen mit verschiedenen Interessen, Gesetzen, Regierungen und Zöllen wurden zusammengedrängt in Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Classeninteresse, Eine Douanenlinie." Als diese Worte geschrieben wurden, war Deutschland ein Knäuel kleiner, unabhängiger Staaten, heute ist aus diesem Knäuel ein Staatenbund geworden. Es mochten vor 50 Jahren einsichtige Staatsmänner die künftige Einheit Deutschlands mit Sicherheit vorausgesehen haben; daß Marx und Engels zu diesen gehört haben, ist nicht erwiesen. Was soll es aber heißen, wenn von unabhängigen, fast nur verbündeten Provinzen die Rede ist, die zu einer Nation zusammengedrängt wurden ꝛc.? Nicht einmal von England, wo Marx und Engels lebten, ist dies zuzugeben. Ebenso räthselhaft ist es, wenn wir lesen, „die geistigen Erzeugnisse der einzelnen Nationen werden Gemeingut. Die nationale Einseitigkeit, Beschränktheit wird mehr und mehr unmöglich, und aus den vielen nationalen und localen Literaturen bildet sich eine Weltliteratur." (S. 12). Wie können wir heute von einer einzigen Weltliteratur reden, wo alle Völker in dem schönen Wettkampf sich befinden, die beste Literatur zu haben. Ebenso ist es nicht charakteristisch für unsere Zeit, wenn Marx und Engels behaupten, an die Stelle der alten durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse treten neue, welche die Producte der entferntesten Länder und Climate zu ihrer Befriedigung erheischen. An die Stelle der alten localen und nationalen Selbstgenügsamkeit und Abgeschlossenheit tritt ein allseitiger Verkehr, eine allseitige Abhängigkeit der Nationen von einander." Dieser allseitige Verkehr, dieser Import von Rohstoffen aus den entlegensten Zonen wurde bereits nach der Entdeckung Amerikas von den europäischen Völkern in's Leben gerufen und eifrigst gepflegt, ist also nicht charakteristisch für unsere Bourgeoisie. Gänzlich unverständlich ist es auch, wie die Beiden schreiben konnten „sie (die Bourgeoisie) hat enorme Städte geschaffen, sie hat die Zahl der städtischen Bevölkerung gegenüber der ländlichen in hohem Grade vermehrt und so einen bedeutenden Theil der Bevölkerung dem Idiotismus des Landlebens entrissen. Wie sie das Land von der Stadt, hat sie die barbarischen und halbbarbarischen Länder von den civilisirten, die Bauernvölker von den Bourgeoisvölkern, den Orient vom Occident abhängig gemacht." Wer kann heute, geschweige vor fünfzig Jahren behaupten, der Orient hinge vom Occident ab, der Orient, der seit mehreren Jahrhunderten fast gänzlich aus der Reihe weltgeschichtlicher Länder ausgeschieden ist? Nach all' diesen unwahren Behauptungen bricht endlich die gesammte Darstellung jäh mit den Worten ab „Unter unseren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor." Damit ist der Beweis geliefert, daß das Vorhergehende von einer anderen Zeit gesagt wurde, daß es garnicht unsere Verhältnisse waren, die geschildert wurden.

Von welcher Zeit reden die beiden Verfasser? Antwort: vom römischen Kaiserreich. Doch war es nicht etwa eigenes Nachdenken, was ihnen die Aehnlichkeit zwischen unserer Zeit und dem sinkenden Römerreich zeigte; wäre das der Fall gewesen, hätten sie gewiß auf diese wichtige Uebereinstimmung aufmerksam gemacht; sie schrieben vielmehr die Schilderungen, wie sie Gibbon im ersten Bande seines weltberühmten Werkes über das Sinken und den Fall des römischen Kaiserreiches gegeben hatte, mit einigen Aenderungen ab. Das Manifest schreibt: „Die kaum hundertjährige Classenherrschaft." Gibbon sah in der Regierungszeit von Nerva bis zu den Antoninen eine besondere Periode des Kaiserreichs; über diese schrieb er: „Während einer glücklichen Periode von mehr als achtzig Jahren wurde das Staatswesen durch die Weisheit und Geschicklichkeit von Nerva, Trajan, Hadrian und den beiden Antoninen geleitet." (S. 1 f.) Diese Stelle haben also die beiden Manifestanten kritiklos benutzt, sie änderten nur die mehr als achtzig Jahre in kaum hundert Jahre um. Doch weiter! „Barbarische und halbbarbarische Völker von den civilisirten abhängig gemacht." Hören wir Gibbon:

Die wildesten Barbaren unterwarfen ihre Streitigkeiten häufig dem Schiedsspruch des Kaisers und wir sind durch einen zeitgenössischen Schriftsteller unterrichtet, daß Gesandtschaften die Ehre verweigert wurde, in die Reihe von Unterthanen aufgenommen zu werden, die sie nachsuchten (Gibbon S. 11).

„Eine Nation, Eine Regierung, Ein Gesetz, Ein nationales Classeninteresse, Eine Douanenlinie, Eine Weltliteratur."

Bis die Vorrechte der Römer sich über alle Einwohner des Reiches ausgedehnt hatten, hatte sich ein wichtiger Unterschied zwischen Italien und den Provinzen erhalten. Ersteres wurde angesehen als das Centrum der staatlichen Vereinigung und die feste Basis der Verfassung ... Vom Fuße der Alpen bis zum äußersten Ende Calabriens waren alle Eingeborenen Italiens geborene römische Bürger. Die Unterschiede waren erloschen, und die Völker wuchsen unmerklich zu einer großen Nation zusammen, verbunden durch Sprache, Gewohnheiten, bürgerliche Einrichtungen ... Virgil stammte aus Mantua, Horaz zweifelte, ob er sich einen Apuller oder einen Lucanier nennen sollte; aus Padua stammte der Historiker, der würdig war, die majestätische Reihe der römischen Siege zu verzeichnen (Livius). Die patriotische Familie der Cato stammte aus Tusculum, und die kleine Stadt Arpinum beanspruchte die zwiefache Ehre, Marius und Cicero hervorgebracht zu haben ... (S. 45 f.) Ein römisches Volk wurde nach und nach in den römischen Provinzen gebildet durch das doppelte Mittel der Colonisation und Reception der würdigsten der Provinzialen unter die römischen Bürger ... (S. 46.) Die Enkel der Gallier, die Julius Cäsar bei Alesia belagert hatte, commandirten Provinzen und wurden zum römischen Senat zugelassen ... (S. 48). Die alten Dialecte Italiens, das Sabinische, Etruskische, Venetische sanken in Vergessenheit. Von den Provinzen waren die östlichen weniger gelehrig als die westlichen ... Die westlichen Länder waren durch dieselbe Hand civilisirt worden, die sie unterworfen hatte. Sobald als die Barbaren in Botmäßigkeit gebracht waren, wurde ihr Geist für jede neue Kenntniß und Bildung empfänglich. Die Sprache Virgils und Ciceros, allerdings mit unvermeidlicher Verschlechterung, war so allgemein in Afrika, Spanien, Gallien, Britannien und Panonien geworden, daß die schwachen Spuren des Punischen oder Keltischen sich nur in den Bergen oder bei den Bauern halten konnten. Erziehung und Studium flößte den Eingeborenen solcher Gegenden unmerklich römisches Empfinden ein, und Italien gab Gewohnheiten sowohl wie Gesetze ihren lateinischen Provinzialen. Sie forderten begieriger und erhielten bereitwilliger die Freiheit und die Ehren des Staats; sie arbeiteten mit an der stolzen Nationalliteratur — Spanien allein brachte Columella, die Seneca Lucanus, Martial, Quintilian hervor — und an dem Waffenruhm; endlich lieferten sie in Trajan einen Kaiser, den die Scipionen nicht als ihren Landsmann anerkannt hätten (Gibbon, S. 48—50).

Doch weiter im Texte des Manifestes. „Erst die Bourgeoisie hat bewiesen, was die Thätigkeit der Menschen zu Stande bringen kann. Sie hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als egyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gothische Cathedralen, sie hat ganz andere Züge ausgeführt, als Völkerwanderungen und Kreuzzüge." Das stimmt allerdings für unsere Zeit, die den Gotthardtunnel, die Pacificbahn, die Forthbrücke, die Doppel-Schraubendampfer und ähnliche Wunderwerke ihre Schöpfungen nennen darf,

Digitized by Google

für die Mitte dieses Jahrhunderts stimmt es aber nicht, denn um diese Zeit war das Menschengeschlecht noch nicht so weit, geschweige weiter als zur Zeit der römischen Cäsaren. Aber Gibbon hatte ganz recht, wenn er mit Bewunderung von den zu gemeinnützigem Zwecke aufgeführten Bauten der römischen Kaiserzeit sprach. Er nennt das Stadium des Herodes Atticus zu Athen, das 600 Fuß lang war, ganz und gar aus weißem Marmor bestand, geräumig genug, das gesammte Volk zu fassen; derselbe errichtete zum Gedächtniß seines Weibes Regilla ein Theater, zu dem als Holz nur das der Ceder verwandt wurde .... Ferner Nero's goldenes Haus, das Colosseum, die Bäder des Titus, die claudische Säulenhalle, die Tempel, die dem Gotte des Friedens und dem Genius von Rom geweiht wurden, das Forum Trajans mit der berühmten Säule, die den Dakerkrieg in Reliefs darstellte, 110 Fuß hoch. Alle anderen Viertel der Hauptstadt und alle Provinzen des Reichs wurden auf dieselbe Weise verschönt, wurden mit Amphitheatern, Theatern, Tempeln, Säulenhallen, Triumphbögen, Bädern, Wasserleitungen versehen; die letzteren rufen besonders die Bewunderung Gibbons hervor. (S. 60—63).

„Die Bourgeoisie hat enorme Städte geschaffen." Auch das stammt aus Gibbon.

Das alte Italien soll 1100 Städte gehabt haben ... Der Geist der Vervollkommnung überschritt die Alpen und machte sich sogar in den Waldungen Britanniens fühlbar, die nach und nach für bequeme, elegante Wohnungen Raum geben mußten. York war der Sitz der Regierung, London bereicherte sich schon damals durch den Handel, und Bath war berühmt wegen seiner heilsamen Quellen. Gallien konnte sich seiner 1200 Städte rühmen ... Marseille, Arles, Nimes, Narbonne, Toulouse, Bordeaux, Autun, Vienne, Lyon, Langres, Trier mögen damals in einem ähnlichen oder vielleicht noch glücklicheren Zustande gelebt haben wie heute. In Spanien zählte Plinius 360 Städte. 300 afrikanische Städte erkannten einst die Oberhoheit Carthagos an; es ist unwahrscheinlich, daß ihre Zahl unter der Herrschaft der Kaiser geringer gewesen wäre. Carthago selbst erhob sich mit neuem Glanze, und diese wichtige Stadt erlangte bald alle Vortheile, die ohne Unabhängigkeit möglich sind ... Die eigentliche Provinz Asien zählte allein 500 Städte ... (Gibbon, S. 64—65).

„Die uralten nationalen Industrien sind vernichtet worden und werden noch täglich vernichtet. Sie werden verdrängt durch neue Industrien, deren Einführung eine Lebensfrage für alle civilisirten Nationen wird, durch Industrien, die nicht mehr einheimische Rohstoffe, sondern den entlegensten Zonen angehörige Rohstoffe verarbeiten und deren Fabrikate nicht nur im Lande selbst, sondern in allen Welttheilen zugleich verbraucht werden."

Der Osten war in dem Besitz der Künste und des Luxus, der Westen war von rohen, kriegliebenden Barbaren bewohnt, die entweder den Ackerbau verachteten oder ihn überhaupt nicht kannten. Im Schutze einer verständigen Regierung wurden die Producte glücklicherer Climate und die Industrie civilisirterer Nationen nach und nach in Westeuropa eingeführt, und die Eingeborenen wurden durch einen gut entwickelten und einträglichen Handel ermuthigt, die ersteren zu vermehren und die letztere zu verbessern. Es wäre unmöglich, alle die Dinge aufzuzählen, vegetabilische und animalische, die nach und nach in Europa eingeführt wurden von Asien und Egypten, aber es ist nicht unwerth, wenigstens oberflächlich einige der wichtigsten Dinge zu erwähnen (dies geschieht darauf S. 68—73).

„Die Bourgeoisie reißt (durch die rasche Verbesserung der Produktionsinstrumente), durch die unendlich erleichterten Communicationen alle, auch die barbarischen Nationen in die Civilisation ꝛc."

Alle Städte waren untereinander und mit der Hauptstadt durch öffentliche Chausseen verbunden, die vom Forum in Rom ihren Anfang nahmen, Italien durchzogen und erst an der Grenze des Reiches endeten. Wenn wir die genaue Entfernungslinie vom Wall des Antoninus bis Rom und von hier bis Jerusalem ziehen, finden wir, daß die große Kette von Verbindungen vom nordwestlichsten bis zum südöstlichsten Punkte des Reiches 4080 römische Milien beträgt. Der Vortheil, zuerst Kenntniß (von allen Geschehnissen) zu erhalten und Ordres möglichst schnell übermitteln zu können, nöthigte die Kaiser, durch ihr ausgedehntes Reich regelmäßige Posten einzurichten. Ueberall wurden Stationen errichtet in einer Entfernung von nur 4—5 Milien; jede von diesen war immer mit 40 Pferden versehen, und mit Hülfe dieser Relais war es leicht, hundert Milien an einem Tage auf den römischen Straßen zurückzulegen ... Die Verbindungen zur See waren nicht weniger brauchbar und offen. Die Provinzen schlossen das Mittelmeer ein, und Italien schob sich wie ein gewaltiges Vorgebirge in die Mitte dieses großen Wassers vor. Die Küsten Italiens sind im Allgemeinen entblößt von guten Häfen, aber menschlicher Fleiß hat diesen natürlichen Mangel corrigirt ... Von Ostia, das nur 16 Milien von der Hauptstadt entfernt war, trug eine günstige Brise Schiffe häufig in sieben Tagen nach den Säulen des Hercules und in neun oder zehn nach Alexandrien in Egypten (S. 66—66). — Die Liebe zur Literatur, fast unzertrennlich vom Frieden und dem Fortschritt der Cultur war bei den Unterthanen Hadrian's und der Antonine, die selbst unterrichtete Männer waren, allgemein. Sie war verbreitet über die Gesammtausdehnung des Reiches; die nördlichsten Völker Britanniens gewannen Geschmack an der Rhetorik, Homer sowohl wie Virgil wurden abgeschrieben und an den Ufern des Rheins und der Donau studirt, und bereitwillig ausgesetzte Belohnungen machten auch das kleinste literarische Talent ausfindig (S. 75).

„Die Bourgeoisie hat den Arzt, den Juristen, den Pfaffen, den Poeten, den Mann der Wissenschaft in ihre bezahlten Lohnarbeiter verwandelt."

Herodes Atticus gab dem Sophist Polemo über 8000 Pfund für drei Declamationen. Die Antonine gründeten eine Schule in Athen, in welcher Lehrer der Grammatik, Rhetorik, Politik und die vier großen Philosophenparteien unterhalten wurden zur Belehrung der Jugend. Das Gehalt eines Philosophen betrug 10000 Drachmen; ähnliche Institute wurden in den übrigen großen Städten des Reichs gegründet. Juvenal muß in einer mürrischen Satire, die auf jeder Linie seine eigene Enttäuschung und seinen Neid verräth, sagen:

O Juvenes, circum spicit et agitat vos,
Materiamque sibi Ducis indulgentia quaerit.

(Gibbon II, Anm. 110.)

„Die Bourgeoisie hat die persönliche Würde in den Tauschwerth aufgelöst und an die Stelle der zahllosen verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten die Eine gewissenlose Handelsfreiheit gesetzt." In diesem Satze spricht sich recht deutlich die thatsächlich reactionäre Natur der Socialdemokratie aus; wie aber konnten Marx und Engels nur wagen, ihren Mandanten etwas von verbrieften und wohlerworbenen Freiheiten zu erzählen? Allerdings war das Wagniß nicht allzu groß, denn wie hätte ihre aus den tiefsten Volksschichten sich recrutirende Gefolgschaft vermocht, gegen die dogmatischen Sätze auch nur das Geringste einzuwenden? Die Quelle für diesen Satz bildete aber ebenfalls Gibbon's Werk:

Nachdem alle die verschiedenen Rechte der Executiv-Gewalt auf die „kaiserliche Magistratur" übertragen waren, erlahmten die gewöhnlichen Staatsämter und sanken in Vergessenheit ... Die Volksversammlungen waren für immer abgeschafft ... (S. 88.)

Wie eben aus einander gesetzt, paßten die im communistischen Manifeste gegebenen Charakteristica der Bourgeoisie nicht für die Zeit, in der Marx und Engels ihre Arbeit schrieben, und auf unsere Zeit passen sie ebenso wenig. Ob in tausend Jahren etwas Aehnliches eingetreten sein wird, wird heute niemand zu behaupten wagen, an Hellseherei glaubt die Welt nicht mehr, und aus diesen Gründen hat man ein Recht zu dem Verdachte, daß die beiden die Verhältnisse einer anderen Zeit geschildert haben, und da sie uns in den Worten „unter unseren Augen geht eine ähnliche Bewegung vor" das direct eingestehen, so wird der Verdacht zur Gewißheit. Findet man ein älteres, in Fachkreisen wohlbekanntes Werk, das ähnliche Verhältnisse schildert, so darf man annehmen, daß dieses selbst oder eins auf ihm aufgebautes und ihm demnach ähnliches benutzt worden ist. Ich spreche daher hiermit den Satz aus: Marx und Engels haben ihre materialistische Geschichtsauffassung nicht der Erfahrung und dem Leben, sondern als echte Stubengelehrte dem Buch entnommen, und in recht ungeschickter Weise die von Gibbon geschilderten Zustände des Römerreichs einfach auf unsere Zeit übertragen. Höchst merkwürdig ist aber, daß die Quelle des Manifests bisher noch nicht entdeckt worden ist, allein bei der Oberflächlichkeit der socialdemokratischen Parteiführer und der Unwissenheit ihrer Gefolgschaft einerseits und der leider so großen Indolenz der gebildeten Classen ihnen gegenüber anderseits wird auch dies erklärlich werden.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Angler.

Von Guy de Maupassant.

„Schwere Körperverletzung mit tödtlichem Ausgang.“ Darauf lautete die Anklage, die den Tapezirer Leopold Renard vor das Schwurgericht brachte. Die Hauptzeugen waren Frau Flamèche, die Wittwe des Opfers, Louis Ladureau, Tischler, und Jean Durdent, Klempner. Neben dem Verbrecher stand seine Frau, schwarzgekleidet, klein, häßlich, wie eine als Dame aufgeputzte Meerkatze. Und Renard erzählte den Hergang wie folgt:

„Mein Gott, es ist ein Unglück, dessen erstes Opfer jedenfalls ich selbst war, und wobei mein Wille gar nicht in Betracht kommt. Die Thatsachen sprechen für sich selber, Herr Präsident. Ich bin ein ehrlicher Mann und habe mein Tapezirgeschäft seit sechzehn Jahren in ein und derselben Straße, bin bekannt, beliebt, geachtet von Allen, wie es die Nachbarn bestätigen, ja, wie es selbst die Portierfrau zugiebt, die nicht alle Tage guter Laune ist. Ich liebe die Arbeit, die Sparsamkeit, die anständigen Menschen und die anständigen Vergnügungen. Und das hat mich in's Verderben gebracht; mein Wille hat aber nichts damit zu thun, ich brauche die Achtung vor mir selbst nicht zu verlieren. Also, — seit fünf Jahren verbringen meine Frau und ich jeden Sonntag in Poissy. Erstens können wir dabei ordentlich frische Luft schnappen, und außerdem lieben wir das Angeln, ach und wie! wir lieben es so sehr, wie die kleinen Zwiebeln. Meine Mélie hat mir diese Leidenschaft eingeflößt, und sie ist noch viel passionirter dabei als ich, und alles Böse in dieser Geschichte kommt nur von ihr, wie Sie auch bald sehen werden. Was mich betrifft, so bin ich ein starker, aber stiller, sanfter Mensch, und gar nicht böse. Aber sie! O, sie sieht nach nichts aus, nicht wahr? klein, mager! und ist dabei niederträchtiger als eine Bluthündin. O, ich will nicht leugnen, daß sie auch gute Eigenschaften hat; ach ja, für einen Kaufmann sogar sehr schätzbare Eigenschaften. Aber ihr Charakter! Erkundigen Sie sich nur bei den Nachbarn und selbst bei der Portierfrau, die vorher für mich gezeugt hat ... Da werden Sie was zu hören kriegen. Also, — fortwährend machte sie mir Vorwürfe wegen meiner Sanftmuth: ‚Ich lasse mir gar nichts gefallen, — nicht so viel! ..‘ Hätte ich auf sie gehört, Herr Präsident, wahrhaftig, ich hätte monatlich mindestens drei Duelle oder Faustkämpfe zu bestehen gehabt ...“

Hier unterbach ihn Frau Renard: „Schwatz' Du nur zu, wer zuletzt lacht, lacht am besten.“

Der Angeklagte wandte sich ihr zu: „Ja wohl, ich kann Dich ruhig beschuldigen, weil Du auch Schuld daran bist ...“ Dann sich wieder zu dem Präsidenten wendend, fuhr er fort: „Also, wie gesagt, jeden Sonnabend Abend ging's nach Poissy, um dort am Sonntag von Sonnenaufgang an zu fischen. Diese Gewohnheit war uns, wie man zu sagen pflegt, schon zur zweiten Natur geworden. In diesem Sommer waren es drei Jahre, daß ich ein Plätzchen entdeckt hatte, o, ein Plätzchen! Ganz im Schatten, acht Fuß tief das Wasser mindestens, vielleicht gar zehn, ein wahres Paradies für den Angler. Und dieses Plätzchen, Herr Präsident, konnte ich thatsächlich als mein Eigenthum betrachten, denn ich war der Entdecker. Alle Welt wußte das und erkannte es ohne Widerrede an. Man sagte: ‚Das ist Renard's Plätzchen‘, und kein Mensch wäre mir dort je in die Quere gekommen, nicht mal Plumeau, der doch dafür bekannt ist, ich sage das, ohne ihn beleidigen zu wollen, daß er gern die Plätze den Anderen wegnimmt. Meines Plätzchens sicher, kehrte ich also jeden Sonntag mit den Gefühlen eines Eigenthümers dahin zurück. Kaum angekommen, bestiegen wir schon ‚Dalila‘. Das ist nämlich mein Boot, ein leichtes, sicheres Fahrzeug. Ich sage also, wir bestiegen Dalila und warfen den Köder aus. Den Köder richtig auszuwerfen, für diese Kunst giebt es nur Einen, und der bin ich, und die Collegen wissen das wohl. Sie werden mich fragen wollen, was ich für Köder auswerfe? Aber darauf kann ich nicht antworten. Das hat auch mit dem Unglück gar nichts zu thun; ich kann darauf nicht antworten, weil es mein Geheimniß ist. Mehr als Zweihundert haben mich schon darnach gefragt. Man hat mir Schnäpse angeboten und Kuchen und Fischsuppe, um mich zum Reden zu bringen. Ah ja, was haben sie nicht Alles versucht, um mein Recept herauszukriegen. Nur meine Frau kennt es, und die giebt das Geheimniß ebenso wenig preis wie ich ... Nicht wahr, Mélie?“

Der Präsident unterbrach ihn: „Kommen Sie nun bald zur Sache.“

Der Angeklagte nahm wieder das Wort. „Ich komme zur Sache, ich bin ja schon mitten drinn. Also Sonnabend, den 8. Juli, waren wir mit dem Zug um 5 Uhr 25 abgefahren; wie immer gingen wir noch vor dem Mittagessen den Köder auswerfen. Das Wetter versprach uns das Beste. Ich sagte zu Mélie: ‚Famos für morgen!‘ Und sie antwortete: ‚Ja, es ist vielversprechend.‘ Viel mehr Worte wechselten wir nie miteinander ... Dann gingen wir zum Mittagessen. Ich war ganz froh, so weit zu sein, denn ich hatte Durst. Und das, Herr Präsident, ist die Ursache von allem Unglück ... Ich sagte zu Mélie: ‚Weißt Du, Mélie, es ist so schönes Wetter; wie wär's, wenn ich eine Nachtmütze tränke?‘ Das ist nämlich ein weißes Weinchen, das wir so getauft haben, weil es, wenn man zu viel davon trinkt, einen am Schlafen verhindert. Sie verstehen? ... Darauf antwortete sie mir: ‚Thu, was Du willst, aber Du wirst davon krank, und kannst dann morgen früh nicht aufstehen.‘ Der Rath war klug, weise, fein, das muß ich zugeben. Und trotzdem konnte ich mich nicht enthalten. Ich trank meine Flasche. Und das war die Ursache von allem Unglück. Ich konnte also nicht einschlafen! Bis zwei Uhr Morgens trug mein Kopf diese Nachtmütze. Und dann plötzlich schlafe ich ein und zwar so fest, daß ich die Trompeten des jüngsten Gerichts nicht mal gehört hätte. Kurz, um sechs Uhr weckt mich meine Frau ... Ich springe vom Bett auf, ich fahre in Hosen und Jacke, einen Guß Wasser über's Gesicht und wir springen in unsere Dalila. Zu spät! Als ich an mein Plätzchen komme, ist es besetzt! Das war mir noch nie passirt, Herr Präsident, in drei Jahren niemals. Der Anblick machte einen Eindruck auf mich, wie wenn man mich ausgeplündert hätte. Ich rief: ‚Himmeldonnerwetter!‘ Und nun beginnt meine Frau mich auszulachen: ‚He, Deine Nachtmütze! Da hast Du's, Du Säufer? Bist Du nun zufrieden, alter Süffel?‘ Ich sagte nichts, weil sie Recht hatte. Trotzdem lande ich dicht neben dem Plätzchen, um wenigstens noch etwas zu profitiren. Vielleicht, daß dieser Mensch auch gar nichts fängt und dann ruhig seines Weges geht? Es war ein mageres Männchen, in weißem Anzuge, mit einem großen Strohhut auf dem Kopf. Er hatte seine Frau bei sich, eine große Person, die hinter ihm saß und strickte. Als sie bemerkte, wie wir uns dicht nebenan niederließen, hörte ich sie flüstern: ‚Es scheint am ganzen Ufer sonst keinen Platz mehr zu geben?‘ Und meine Frau, die schon wüthend war, antwortete: ‚Leute von Lebensart lassen sich erst über des Landes Brauch belehren, bevor sie reservirte Plätze besetzen.‘ Da ich keinen Krach machen wollte, sagte ich: ‚Sei ruhig, Mélie! Wir werden ja sehen.‘ Wir ließen also Dalila unter den Weiden, stiegen an's Ufer und angelten nun Seite an Seite, Mélie und ich, dicht neben den beiden Anderen. Und hier, Herr Präsident, muß ich nun in Einzelheiten übergehen ... Nach kaum fünf Minuten sehe ich, wie der Korken meines Nachbarn sich zwei-, dreimal bewegt; und dann zieht er einen herauf, so dick wie mein Schenkel, vielleicht nicht ganz so dick, aber doch beinahe! Mir klopft das Herz, der Schweiß perlt mir an den Schläfen, und Mélie wendet sich zu mir und sagt: „Na, Süffel, hast Du den gesehen, was?“ In diesem Augenblick fährt Herr Bru, der Gewürzkrämer von Poissy, ein passionirter Angler, im Boot vorbei und ruft mir zu: ‚Na, Renard, man hat Ihnen ja Ihren Platz weggenommen?‘ Ich antwortete: „Ja, es giebt eben sehr undelicate Menschen in dieser Welt, die keine blasse Ahnung von dem haben, was sich schickt.“ Der kleine Weiße neben mir that, als hörte er nichts, und seine große dicke Frau, ein wahres Faß, desgleichen!“

Hier unterbrach der Präsident den Angeklagten zum zweiten Male: „Sehen Sie sich vor! Sie beleidigen die hier anwesende Wittwe.“

Renard entschuldigte sich: „Verzeihung, die Leidenschaft reißt mich fort ... Also nicht eine Viertelstunde vergeht, da zieht der Kleine wieder einen herauf ... und gleich darauf noch einen, und fünf Minuten später noch einen. Mir standen schon die Thränen in den Augen. Und außerdem fühlte ich, wie es in meiner Frau kochte; in einem fort flüsterte sie mir zu: ‚Frechheit! Siehst Du nun, daß er Dir Deine Fische stiehlt? Du wirst heute nichts fangen, nichts, nicht einmal einen Frosch ... nichts, nichts, nichts.‘ Donnerwetter, mir zittert die Hand, wenn ich nur d'ran denke ... Ich sagte darauf: ‚Warten wir bis zwölf Uhr. Er wird doch frühstücken gehen, dieser Wilddieb, und dann nehme ich mir meinen Platz wieder.‘ Denn, Herr Präsident, ich habe die Gewohnheit, Sonntags immer am Platze selbst zu frühstücken. Wir nehmen unseren Proviant stets mit in der Dalila ... Aber es schlägt zwölf! Der Kerl hat ein eingewickeltes Huhn bei sich, und während er ißt, muß ich sehen, wie er noch einen fängt. Mélie und ich, wir bringen kaum einen Bissen hinunter, so schwer waren unsere Herzen. In diesem Augenblick erscheinen am anderen Ufer unsere beiden hier anwesenden Zeugen, Herr Ladureau und Herr Durdent. Wir kannten uns so vom Sehen ... Der Kleine hatte sich wieder ans Angeln gemacht. Er fing so viel Fische, daß ich ordentlich in Wuth gerieth. Und seine Frau sagte: ‚Das ist ja ein ausgezeichneter Platz! Hierher werden wir jetzt immer gehen, Desiré!‘ Da lief es mir kalt über den Rücken. Und neben mir wiederholte meine Frau in einem fort: ‚Du bist gar kein Mann; Du bist kein Mann! Fischblut hast Du in den Adern.‘ Da sagte ich ihr plötzlich: „Weißt Du, ich möchte lieber weggehen. Ich mache sonst noch eine Dummheit.“ Und sie flüstert mir immer wieder zu, in einem Tone, als hielte sie mir ein glühendes Eisen unter die Nase: ‚Du bist gar kein Mann. Fliehen willst Du also, freiwillig den Platz räumen? Na, so gehe doch, Memme!‘ Da fühlte ich schon, wie mir das Blut hoch stieg. Aber dennoch rühre ich mich nicht. Und da zieht der andere einen Hecht herauf: ach, so was hab' ich noch nie gesehen! Nie! ... Und da beginnt meine Frau laut vor sich hin zu reden, gerade als ob sie laut dächte. O, Sie werden ihre Bosheit schon erkennen. Sie sagte: ‚Das ist, was man einen Fischdiebstahl nennt, weil wir hier den Köder ausgeworfen haben. Zum Mindesten müßte man uns doch das Geld zurückgeben, das wir für den Köder ausgegeben haben.‘ Da wendet sich die Dicke des kleinen Weißen um und fragt: ‚Sprechen Sie vielleicht zu uns, Madame?‘ — ‚Ich spreche zu den Fischdieben, die aus dem Geld der Anderen Profit schlagen.‘ — ‚Sind wir es, die Sie Fischdiebe nennen?‘ Und nun gehen die Erklärungen los, und bald kommen die Schimpfworte. Ach, was für Worte wissen die Weiber, und dann kamen auch Schläge. Sie heulten so stark, daß unsere beiden Zeugen am anderen Ufer zu schreien begannen, um sich zu amüsiren: ‚He! Ihr dort unten! Gebt Ruhe! Ihr verhindert ja Eure Männer am Angeln!‘ Thatsache war nämlich, daß der Kleine und ich uns trotz alledem nicht rührten. Wir blieben da, wo wir waren,

Digitized by Google

die Nase überm Wasser, als hätten wir gar nichts gehört. Aber wir hörten nur zu gut: ‚Sie Lügnerin!' ‚Sie Luder!' ‚Sie Dirne!' Und so weiter und so weiter. Wahrhaftig, ein Matrose weiß keine derberen Ausdrücke. Plötzlich höre ich hinter mir ein Geräusch. Ich drehe mich um. Da sehe ich die Dicke, wie sie über meine Frau herfällt und mit ihrem Regenschirm auf sie einschlägt. Klapp, klapp, da hat Mélie zwei weg. Aber sie tobt, und wenn Mélie tobt, so haut sie auch. Sie packt die Dicke bei den Haaren, und da regnen die Ohrfeigen schon wie die reifen Pflaumen auf sie herab. Ich ließ sie ruhig gewähren. Die Frauen unter sich, die Männer unter sich ... Man muß die Schläge nicht durcheinander mischen. Aber da fährt zuletzt der kleine Weiße auf wie ein Teufel und will auf meine Frau losspringen. Doch nein, daraus wird nichts, Herr College! Wie er springt, empfange ich ihn mit meiner Faust. Und nun vorwärts. Eins auf die Nase, eins in den Bauch. Er erhebt die Arme, ein Bein und fällt hintenüber in den Fluß.. Ich hätte ihn sicherlich wieder herausgefischt, Herr Präsident, wenn ich nur gleich Zeit gehabt hätte. Aber die Dicke gewinnt nun die Oberhand und verhaut Mélie nach allen Regeln der Kunst. Ich weiß wohl, daß ich ihr nicht hätte zu Hülfe eilen dürfen, während jener Wasser schlucken mußte. Aber ich dachte gar nicht daran, daß er so schnell ertrinken könnte. Ich sagte mir: Pah, das wird ihn abkühlen, und lief zu den Weibern, um sie auseinander zu bringen. Zum Danke dafür bekomme ich Schrammen und Schläge und werde mit Nägeln und Zähnen zerkratzt. Kurz und gut, ich brauchte volle fünf, vielleicht gar zehn Minuten, um die beiden Weiber endlich zu trennen. Dann wende ich mich um. Nichts mehr zu sehen. Das Wasser spiegelglatt wie ein See. Und drüben die Collegen schrieen in einem fort: ‚Fischt ihn auf! Zieht ihn raus!' Die hatten gut reden, ich kann nicht schwimmen und noch weniger tauchen. Dann endlich kam ein Dammarbeiter herbei und zwei Herren mit Ruderstangen. Das Ganze muß gut eine Viertelstunde gedauert haben. Man fand ihn endlich unten am Boden meines Plätzchens, gut acht Fuß unter Wasser, wie ich gesagt habe, und so war er hin, der kleine Weiße. — So war die ganze Sache. Das beschwöre ich. Ich bin unschuldig, so wahr ich lebe."

Die Zeugen bestätigten die Wahrheit dieser Erzählung, und der Angeklagte wurde freigesprochen.

Aus der Hauptstadt.

Naboth's Weinberg.

Der Haager Friedensconferenz und ihrer fröhlichen Ergebnisse gedenkt heute kein Mensch mehr; es ist, als seien nicht drei Monate, sondern dreimal drei Jahrhunderte vergangen seit dem Tage, da die Mächte Europas, Asiens und Amerikas sich dem weißen Zaren zu Liebe in beträchtliche Geld- und Gefühls-Unkosten stürzten. Nur von dem englischen Edelmuthe, der auf jener Versammlung wieder so glänzend hervorbrach, geht noch fromme Sage. Man erinnert sich dunkel, daß die wahrhaften Menschenfreunde jenseits des Canales begeisterter als der Zar selbst für Abrüstung, Einsetzung von Schiedsgerichten und andere ideale Forderungen des gekrönten Gregor Werle eintraten. Um den mörderischen Kriegen in Zukunft rascher ein Ende zu machen und vor Allem die blutdürstigen Wilden gründlich an die Cultur zu gewöhnen, hatten britische Philantropen es sich sogar nicht verdrießen lassen, die Dum-Dum-Kugel zu erfinden. Nikolaus von Rußland hat, daran kein Zweifel, in gerechtem Entzücken über Albion's Haltung seine früheren Absichten auf Indien reuevoll aufgegeben. Hinfort braucht England, wenn es Civilisation und Bildung in barbarische Districte trägt, nicht mehr zu befürchten, daß unversehens der Kosak vom Pamir hinabsteigt, um den indischen Ebenen seinerseits die Cultur zu bringen, die er meint. Und bei der erwarteten Potsdamer Monarchen-Entrevue wird das Gespräch der beiden befreundeten Herrscher sich lange um Englands regen civilisatorischen Eifer drehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß man Großmama auf ihre alten Tage noch officiell zur Welt-Friedensfürstin krönen wird, was die würdige Dame um so inniger erfreuen muß, als ihre tiefe Abneigung vor all' und jedem Eroberungskriege erst neulich wieder von den maßgebenden Organen der öffentlichen Meinung eingehend besprochen und belobt wurde.

Es bleibe dahingestellt, ob Englands rege Thätigkeit im Interesse des allgemeinen, großen Culturwerkes ausschließlich auf Conto der edlen Londoner Volksseele zu setzen ist, oder ob auch das europäische Gewissen, von dessen Entdeckung in diesen Wochen die Rede ging, einen Theil daran hat. Wie ungeheuer streng die gesammte Welt heute über jeden Verstoß gegen Humanität und Gerechtigkeit denkt, das geht mit erfrischender Klarheit aus dem allerdings mißglückten Boykott der Pariser Ausstellung hervor. Wenn man es auch nicht verhindern kann, daß Bordeauxsäufer und Dirnenjäger im nächsten Jahre die Worlds Fair mitmachen, ja, wenn man anno 1900 vielleicht sogar selbst zu diesen schamlosen Schlemmern und Wüstlingen gehört — augenblicklich hat man doch das Recht und die Pflicht, gesittet Pfui zu sagen. Diese Entrüstung über die Verurtheilung des Dreyfus, wie schön stand sie den Nachbarn Frankreichs zu Gesicht! Den Engländern, die in Indien mißliebige Eingeborene ohne Proceß erschießen, verbannen und einsperren lassen! Den Italienern, vor deren Kriegsgerichten sich Milan nebst seinem Belgrader Hochverraths-Tribunal verstecken kann! Den Spaniern, die im Fort Monjuich und, auf Cuba ganz neue, sicher wirkende Mittel entdeckt haben, Unschuldige zu jedem gewünschten Geständniß zu bringen! Am ergriffensten von allen Nationen war natürlich wieder die deutsche. Ihre gemüthvolle Regierung erließ im „Namen der Menschlichkeit" eine Kundgebung für Dreyfus, die zwar keine Wirkung thun konnte, weil sie erstens nur längst Bekanntes und Gesagtes wiederkäute, und weil sie zweitens zu spät kam. Dafür brachte sie aber ganz Gallien gegen uns auf und zerstörte so die ohnehin dürftige Frucht der zehnjährigen unausgesetzten Bemühungen Wilhelm's II., die Franzosen und besonders die Pariser mit uns zu versöhnen. Erbaulich ist es ja grade nicht, zu sehen, wie die Diener des Kaisers in holdem Wahn beständig seine besten Absichten durchkreuzen. Was bedeuten jedoch alle Feinheiten der Politik, alle Interessen des Vaterlandes, wenn die Menschlichkeit in Frage kommt, die Philantropie, die moderne Cultur?

Ein wahrer Segen, daß den Kämpen für diese herrlichen Dinge der Stoff nie ausgeht, so daß sie immer in der Uebung bleiben und sich immer größere Gewandtheit aneignen. Kaum ist Rennes von der Tagesordnung abgesetzt, so steht Südafrika darauf. Man weiß, was es mit den Buren für eine Bewandtniß hat. Herrn Mosse's junge Leute, über die sich Heinrich von Treitschke in seinem letzten Colleg so ungemein schmeichelhaft ausdrückte, schenken uns auch in Bezug auf Oom Paul und die anderen Zurückgebliebenen reinen Wein ein. Ihnen zu Folge haben die Buren ihre Unabhängigkeit durch die Corruption, die oligarchische Unterdrückung der Mehrheit und durch ihre Culturfeindschaft verwirkt. Zwei Weltanschauungen prallen augenblicklich der Abwechslung halber in Südafrika aufeinander: Fortschritt und höhere Gesittung, Aufklärung, Wahrheit und Gerechtigkeit hüben; verbohrte Reaction, Trottelei, Bestechlichkeit und Zurückgebliebenheit drüben. Der Fortschritt, die höhere Gesittung u. s. w. wird von den englischen Großcapitalisten repräsentirt, die mit Hülfe von Mord und Brand und Maximgewehren höhere Dividenden aus ihren Transvaal-Minen herauszuwirthschaften hoffen; die Reaction und die Bestechlichkeit ist auf Seite der Buren zu suchen, weil sie ihr bißchen Unabhängigkeit vertheidigen und Herrn Chamberlain das Actien-Trinkgeld nicht gönnen wollen, das ihm Beit und Rhodes für die Einnahme von Prätoria versprochen haben. Das genügt. Hinzu kommt, daß, wie Herr Brandes aus London seinem Brodherrn telegraphirt, „die englischen Burenfreunde fast durchweg verschämte Antisemiten sind". Dafür kann zwar der arme Krüger blutwenig — thut aber nichts, er wird verbrannt. Der Mißwirthschaft in Transvaal muß durchaus ein Ende gemacht werden, und daß dabei die Goldfelder endlich in die Hände des Mr. Rhodes und seiner Cumpane gerathen, daß Mr. Chamberlain's Actien dadurch endlich zu steigen beginnen, das ist nur ein neuer Beweis für die Corruption der Buren. Diese Menschen besaßen die Unverschämtheit und Culturfeindlichkeit, Herren im eigenen Lande sein zu wollen und ungebetenen Fremdlingen, deren einziger Wunsch schnelle Bereicherung war, das Wahlrecht zu verweigern. Nicht einmal zu verweigern — aber sie knüpften an die Verleihung des Wahlrechtes gewisse Pflichten und Lasten, wie sie zwar der gewöhnliche Buer auf sich nehmen muß, der gebildete und cultivirte Einwanderer dagegen nun und nimmer tragen mag. Unsere Halbofficiösen und die es gern sein möchten vertreten ernsthaft die bescheidene Forderung der Uitlanders, Bürger des Transvaallandes werden zu dürfen, ohne deßhalb das englische Bürgerrecht aufgeben zu brauchen; von allem Waffendienst befreit, aber doch stimmberechtigt zu sein wie jeder Einheimische, der sein Blut für die Republik bei Majuba Hill oder Laing Neks verspritzt hat. Sie finden es gerecht, daß eine fremde Macht der südafrikanischen Republik Verfassungsänderungen durchgreifender Art aufdrängen will, denn diese fremde Macht handelt nach ihrer Meinung als Bannerträger der Cultur, Humanität und Philantropie. Wenn England eines Tages entdeckt, daß die Verfassung von Mecklenburg-Strelitz gewisse Mängel besitzt, und wenn Mr. Chamberlain aus philantropischen Rücksichten oder weil er den Kurs der in seinem Besitz befindlichen Mecklenburg-Strelitzer Staatsanleihen zu steigern wünscht, an den Großherzog von Mecklenburg-Strelitz dieselben humanen Forderungen wie an die Transvaalrepublick stellt, so wird er hoffentlich ebenfalls die thatkräftige Unterstützung des für Freiheit, Menschlichkeit und Profit erglühenden Berliner Börsenfreisinnes finden.

Was den Transvaal-Handel anbelangt, so ist Downing Street nicht nur der Hülfe dieser Notabeln, sondern auch der deutschen Regierung gewiß. Langsam beginnen sich die Nebel zu verflüchtigen, die noch immer das merkwürdige deutsch-englische Abkommen umwallen. Es scheint, als seien dem Reiche gewisse Vortheile zugedacht für den Fall, daß es der Abwürgung des Transvaals mit gefalteten Händen zuschaut. Mit gefalteten Händen, denn die Abwürgung geht im Namen der höheren europäischen Cultur vor sich, dem die bornirte Burenrückständigkeit zu weichen hat. England darf dem Reiche jene kleinen Vortheile schon gönnen. Weiß es doch, daß nach der Vernichtung der holländischen Freistaaten Südafrika englisch sein wird für alle Zeit, und John Bull's nächste Aufgabe dann darin besteht, den Deutschen nicht nur die zugebilligten kleinen Neuerwerbungen wieder abzunehmen, sondern sie gleichzeitig überhaupt aus Afrika hinaus-

Digitized by Google

zuwerfen. Schwer kann ihm diese Arbeit, die zuversichtlich ebenfalls im Namen der Cultur und Civilisation unternommen wird, nicht fallen; denn nach der Wegnahme Transvaals und der bereits gesicherten Erwerbung des portugiesischen Ost-Afrikas ist weder Kamerun noch die deutsche Ostküste mehr zu halten. Hoffentlich findet sich bei Zeiten ein neues Helgoland als Tauschobject.

König Ahab und die Königin Isebel, die in London residiren, brauchen Naboth's Weinberg, und sie werden ihn nehmen. Die capitalistischen Gesellschaften, von denen der unbestechliche Chamberlain sich Actien im Werthe von Millionen hat dediciren lassen, brauchen die Goldfelder der bestechlichen Transvaal-Leute, um nicht zusammenzukrachen. Da giebt es kein Zurück, da wird freudig Gut und Blut auf's Spiel gesetzt — Gut und Blut der gemeinen Soldaten, nicht der Actienbesitzer, versteht sich. Unter dem Klange von Hymnen auf den Fortschritt, die Gerechtigkeit und die Menschlichkeit wird man den kostbaren Raub einstecken, wie man die Diamanten-Minen von Kimberley einsteckte, gleichfalls beim Klange humanitärer Hymnen. Und das hochgebildete und ebenso cultivirte Preß-Europa applaudirt. Ahab und Isebel trafen es einst ähnlich gut; auch ihnen jauchzte Jerusalem zu. Es steht dann aber also geschrieben: „Ein Mann spannete den Bogen von ohngefähr und schoß den König Ahab zwischen den Panzer und Hengel. Und der König starb des Abends .. Und die Hunde leckten sein Blut .." Graf Bülow ist zum Glück ein friedliebender Mann, deß zum Dank er ja den Grafentitel empfing. Er wird all' sein Leben lang nicht auf Ahab schießen und den Hunden keinen Festschmaus bereiten. Caliban.

Zum Beginn der Musiksaison.

Das erste Concert hat stattgefunden. Der Anfang ist gemacht. Ich will nicht sagen, daß uns dieses Ereigniß unvorbereitet angetroffen hätte. Aber wie es mit allen schmerzlichen Dingen zu gehen pflegt, man wartet stündlich darauf, und dann thut's am Ende doch weh. Wüßten wir es nicht aus den Zeitungen und aus mündlicher Ueberlieferung, daß der kommende Winter besonders schrecklich werden würde, so hätte der Beginn der Concertsaison es uns kund gethan. Jenes erste Concert nämlich veranstaltete Herr Professor Reimann in der Kaiser Wilhelm-Gedächtniß-Kirche. Professor, Kirche, Orgel — wenn das nichts Schlimmes bedeutet! Und wirklich ist zur Thatsache geworden, was man vor einem Jahr noch kaum geglaubt hätte. Das Angebot nach Musik ist abermals gesteigert worden. Die alarmirendsten Gerüchte schwirren bereits durch die Luft. Daß z. B. Recensenten rar sind wie die Dienstmädchen. Daß demnächst sämmtliche Berliner Musikkritiker — außer denen der „Vossischen Zeitung" — in den Ausstand treten, weil man ihnen ihre Forderungen — täglich 20 Stunden Dienst und ½ Pfennig Honorar pro Zeile — nicht bewilligen mochte. Wenn nicht alles trügt, so gehen wir bösen Zeiten entgegen.

Die Zahl der Orte, an denen in Berlin Musik gemacht werden kann, läßt sich genau gar nicht bestimmen. Zu dem Kgl. Opernhaus, das in früherer Zeit beladen und geschützt durch allerlei Monopole und Privilegien ohne Concurrenz dastand, ist die „Oper des Westens" gekommen. Ferenczy spielt im Central-Theater Operette. Das Victoria-Theater — bis vor kurzem noch Alexanderplatz-Theater — huldigt ebenfalls der leichtgeschürzten Muse. Das Thalia-Theater pflegt die Gesangsposse. Apollo-Theater und Metropol-Theater bringen Ausstattungsoperetten, bei denen sich das Schauen mehr lohnt als das Hören. Das sind die Bühnen. Und nun die Concertsäle. Das sind die Räume, die mit einem bestimmten Programm nicht gleich verbunden sind. Da geht es nicht hier ernst und dort lustig her. Sondern überall ist es einmal traurig und einmal heiter. An zehn Abenden des Winters verwandelt sich der Zuschauerraum des Opernhauses in einen Concertsaal, um Felix Weingartner an der Spitze der Kgl. Capelle in sich aufzunehmen. Die „Philharmonie" ist für große Orchesterconcerte bestimmt, der Beethovensaal und Singakademie sind intimeren Darbietungen geneigter. Der Bechsteinsaal endlich beherbergt die Liedersänger, Quartette — mit einem Wort, die Künstler des Kammerconcerts. Zu diesen officiellen Stätten der Musikpflege können in jedem Augenblick die freiwilligen treten, die Festsäle der großen Hôtels, die Aulen der Gymnasien, nicht zu vergessen die Kirchen, die jede für sich ihr besonderes Musikleben besitzen. Stellt man sich nun vor, daß an manchen Abenden neben Oper und Operette fünf bis sechs Concerte stattfinden, daß dazu doch auch Menschen gehören, sogar solche, die ihre Billets bezahlen, daß vor Allem jede dieser Veranstaltungen in den Zeitungen besprochen sein will, so wird man Die nicht recht verstehen, die Angesichts derartiger Zustände sich in die Brust werfen und auf andere Großstädte — Paris z. B. — mit Verachtung herabblicken. Mir will es scheinen, als sei Paris ein glücklicheres Loos beschieden. Dort hört man an wenigen Stätten nur das Auserwählte, während wir, um das wirklich Gute zu genießen, das Minderwerthige mit in den Kauf nehmen müssen. Berlin hat sich im Laufe der Zeit zu einer Quarantaine für die mit Musik befallenen Menschen der ganzen Welt herausgebildet. Es werden hier Concerte von den allermöglichsten und -unmöglichsten Künstlern veranstaltet. Wem zum Heile? Und gleichzeitig mit dieser Frage steigen in mir bange Zweifel auf, was wir denn wirklich von der kommenden Musiksaison zu erwarten haben.

Bei den Bühnen ist die Antwort ziemlich sicher zu ertheilen. Die Kgl. Oper wird ruhig ihren Weg machen und mit Hülfe von Richard Wagner und Johann Strauß wohl auch ihre Geschäfte. Sie wird einige — doch nicht zuviel — Neuheiten bringen, von denen mehr durchfallen als Behagen erwecken. Das Theater des Westens wird sich quälen und abmühen um die Gunst des launischen Publicums. Sein ganzes Sein ist auf den Erfolg einer Neuheit gestellt. Gelingt der große Wurf, so ist das Theater in der Kantstraße wahrscheinlich für den Winter geborgen, doch hat man nach dem bisher bekannten Spielplan allen Anlaß, nicht allzu optimistisch zu sein. Central-Theater, Thalia-Theater und Victoria-Theater befinden sich in der gleichen Lage. Nur ist bei ihnen die Arbeit kleiner und die Gefahr geringer. Apollo-Theater und Metropol-Theater endlich brauchen um ihre Schicksale nicht besorgt zu sein. Haben sie sich doch zum Bundesgenossen einen mächtigen Helfer — die „Specialität" — erkoren. Was das Neue Kgl. Opernhaus bei Kroll im Schilde führt, weiß man nicht genau. Wenn der Erfolg der „Fledermaus" bis zum letzten Tropfen ausgepreßt ist, sollen zwei italienische Operntruppen die ertragreiche Operette ablösen, die erste — und das ist eine Merkwürdigkeit — unter der Führung des Marquis de Souza, der sich vor einiger Zeit getödtet hat. Es wird wohl also nur eine Theaterpistole losgegangen sein. Auch unter den Concerten giebt es manche, denen man in Ruhe prophezeien darf. Die zehn Symphonie-Concerte unter Weingartner und die großen Philharmonischen Concerte sind sich ihrer Ausgänge vollkommen sicher. Ueberraschungen stehen uns auch von den Concerten des Philharmonischen Chors, des Stern'schen Vereins und der Singakademie nicht bevor. Anerkannte Künstler werden den Nachweis führen, daß sie ihrer Vollendung näher gekommen sind oder stillgestanden und gar nachgelassen haben. Ein oder mehrere Wunder werden entdeckt werden. Aber — und hier schwindet mir das behagliche Lächeln — der Rest? Man hat vor einigen Jahren, als die Concertseuche einen immer bedrohlicheren Charakter annahm, auf die Anstifter dieses Unfuges, die sogenannten Concertdirectoren, vulgo Concertagenten geschlagen und sie für die Ausschreitungen verantwortlich gemacht. Die Antwort der also Mißhandelten pflegte dann so zu lauten, daß der Geschmack des Publicums mehr Musik verlange und auch befriedigt werden müsse. Daß sie selbst aber auch — und an dieser Stelle kamen sich die Herren gewiß nicht klein vor — durch eine gesteigerte Musikpflege nicht wenig zu dem Ansehen der Reichshauptstadt beitrügen. In dieser Form haben sicherlich beide — Schlagende und Geprügelte — Recht. Das Verlangen des Publicums nach Musik war mit dem Wachsthum der Stadt gestiegen. Es wurde befriedigt und mit hastigem Eifer so lange gestillt, bis eine Uebersättigung eintrat. Und die Concertagenten erwarben sich ihrerseits durch Zuführung frischer Musikgenüsse unbestreitbare Verdienst, dachten aber schließlich mehr an den Verdienst als an die Verdienste. Jedenfalls hat der Lärm, den man damals schlug, etwas reinigend und klärend gewirkt. Man wagte es selten mehr, wie es früher oft genug geschah, wahre Ungeheuerlichkeiten dem Zuhörer anzubieten. Man unterwarf die betreffenden „Objecte" erst einem privatissimum, um sich von ihrem Können zu überzeugen. Nachher hatte man wenigstens das Bewußtsein, den Anstand gewahrt zu haben. Bestehen aber blieben die mannigfachen Gefahren, in die bei der immer fortschreitenden Vermehrung der Concerte Concertgeber selbst und Publicum gestürzt werden. Verlangt das Publicum überhaupt so dringend nach Concerten und ist auch sein Verständniß, seine Aufnahmefähigkeit den Darbietungen gewachsen? Die guten Concerte mit Maß genossen sind sicherlich ein Bedürfniß. Man stelle sich aber ein Hetzjagd von Concerten vor, wie wir sie in den letzten Wintern mit Entsetzen erlebt! Bei Weingartner und Nikisch sitzen genug Leute, denen der Besuch dieser Concerte nur Gesellschaftssache ist, die hineingehen, weil die Mode es so will. Nun aber hundert Weingartner und Nikisch — von Joachim ganz zu schweigen! Welche Heuchelei, welches Kokettiren mit Genüssen, die in Wirklichkeit eine Qual bedeuten! Und wären es nur lauter Weingartner und Nikisch und Joachim. Aber das Künstlerproletariat, das sich einen Genossen wirbt, um in irgend einem Saal dem nichtsahnenden Musikfreund etwas vorzugeigen, vorzuklimpern oder vorzusingen? Was bietet es dem Publicum und was bedeutet es diesem? Die Fabel von dem armen Künstler, der sich den letzten Bissen abgespart oder ein geringes Erbe aufwendet, um nur ein Concert veranstalten zu können, riecht bedenklich nach der Hintertreppe. Aber sie hat einen wahren Kern. Das bis in's Maßlose fieberhaft gesteigerte Künstlerleben Berlins hat neben anderen Nachtheilen die große Gefahr, daß es Menschen zum Künstler macht, die sonst irgendwo in einer Pfarre säßen, auf dem Katheder thronten oder anderweitig sich ein ehrliches Brod schüfen. Aber Anerkennung, Ruhm und Gold winken. Man entdeckt plötzlich den höheren Beruf in sich, rackert sich in Instituten ab und feiert dann schließlich vor einem Parterre von Freunden bescheidene Triumphe, die gerade ausreichen, um in der Provinz, wo sie am dunkelsten ist, umherzureisen und kümmerlich sein Dasein zu fristen. Denn nicht etwa aus dem Grunde, der doch der selbstverständliche und einzige wäre, geben sie heut die Concerte, nämlich angetrieben von einer inneren Macht und unter dem Bann einer geheimnißvollen Gewalt. Man giebt Concerte erstens — und das sind eben jene wenigsten und auserwählten — als echter Künstler. Dann als Lehrer, der auf den Schülerfang ausgeht

Digitized by Google

und sich in dem bengalischen Licht irgend einer „Methode“ bewundern lassen will. Als Componist, der seine Werke spielt, damit sie doch wenigstens einmal Jemand spielt. Als Mann der Gesellschaft, der seinen Freunden zeigen will, was für ein verfluchter Kerl er ist. Als Habenichts, der auf diesem Wege zartfühlend seine hohen Gönner anbettelt. Man giebt Concerte als Narr, Phantast, Schwindler und armer Schlucker. Für alle diese Individuen ist der Concertsaal ein angenehmes Asyl, das sie in würdiger Haltung betreten und für den rechten Ort betrachten, wo sie sich unter den Augen einer „wohlwollenden“ Kritik produciren. Die Leiter solcher Veranstaltungen aber sehen dem Treiben mit geheimem Vergnügen zu, verfehlen dagegen nie, äußerlich stets ernsthaft und würdig zu bleiben, würdig einer so großen Sache!

Die Dinge soll man gehen lassen, wie sie laufen. Die Entwickelung des Menschen bringt eben allerlei mit sich, worüber man sich nicht freuen kann, sicherlich aber auch nicht ärgern. Das Kunstleben ist nun einmal auch eine Geschäftssache geworden. Und wenn das Geschäftliche das Künstlerische von Zeit zu Zeit überwindet, so ist das unumgänglich. Die Kunst nährt ihre Leute und läßt sich wiederum von ihnen fördern. Sie ist ein Artikel geworden, den man in Massen herstellt. Scherl und Wertheim sind nicht umsonst unsere führenden Geister. Also kein Kampf und keine Entrüstung! Aber schaden kann es nichts, wenn man ihnen einmal die Wahrheit sagt. Erich Urban.

Dramatische Aufführungen.

„Dolly“. Lustspiel von H. Christiernsen (Berliner Theater). — „Die heilige Frau“. Schauspiel von Hugo Ganske (Neues Theater). — „Der Platzmayor“. Gesangsposse von Jean Kren und Alfred Schönfeld (Thalia-Theater).

Vom Berliner Theater des Herrn Aloys Prasch spricht man nicht mehr gerne. Der Herr Intendant kam zwar mit den besten künstlerischen Absichten von Mannheim nach Berlin und leitete eine Zeit lang seine Bühne nicht ohne Geschick und Glück, aber das reiche Barnay'sche Erbe, das in der rührenden Anhänglichkeit eines großen Publicums an das Haus in der Charlottenstraße bestand und freilich schon durch Blumenthal's kurzes Interregnum etwas geschmälert war, das ist nun heute bis auf den letzten Rest verthan. Das Berliner Theater zählt kaum noch mit, wenn man unsere ersten Bühnen nennt. Wie das gekommen ist, alle die Mißgriffe und auch Mißgeschicke aufzuzählen, würde hier zu weit führen. Es fehlte vor Allem an der dramaturgischen Leitung, am Geschmack der Regie, an der Kunst, sich die schauspielerischen und dichterischen ersten Kräfte dauernd zu verbinden. Die Hauptschuld trägt der Director aber als guter Ehemann. Eine so aufdringliche, lärmende Provinzschauspielerin wie Frau Prasch-Grevenberg stellt man in einem vornehmen Theater nicht in die vorderste Reihe, fast Abend für Abend und in allen Stücken. Wer die eingereichten Novitäten nur darauf prüft, ob sie auch eine Bomben- und womöglich Hosenrolle für die Eheliebste enthalten, hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn bei sinkender Gestaltungskraft oder Beliebtheit der zum star aufgetrommelten Directorin das Theater immer mehr verödet. Aber auch wo sie nicht dominirte, also im classischen Repertoire nach Barnay's Vorgang, lag der Verfall klar zu Tage. Gerade die „classische“ Tradition des Directors Barnay, der noch ein besserer Bühnenleiter und Regisseur als Schauspieler war und sein Berliner Publicum und dessen Geschmack („Hüttenbesitzer!“) gründlich kannte und umschmeichelte, ist bei Prasch nur noch im Schlechten lebendig. Man brauchte bloß dem diesmaligen Eröffnungsabende beizuwohnen, diesem „Faust, der Tragödie erster Theil“, um das deutlich und schmerzhaft zu empfinden. Sieht man von dem trefflichen Bassermann ab, so war kaum eine Rolle angemessen besetzt, dazu das liederliche Zusammenspiel, die falsch angewandte Meiningerei und die Versündigungen am Dichtergeiste, z. B. ein Schauspieler in Goethemaske, der die „Zueignung“ declamirt, indeß die „schwankenden Gestalten“ im Hintergrunde vorüberziehen, und anderer grober Unfug mehr. Nur in der Kunst der billigen Claque zeigt sich die Barnay'sche Tradition noch lebendig. Wie die sämmtlichen gerade unbeschäftigten Künstler, Theaterarbeiter, Lieferanten, Schreiber und ihre Familien, Freunde und Anhänger aufgeboten und strategisch klug im ganzen Zuschauerraum vertheilt werden, und wie dann diese freiwilligen Claqueurs wirklich aus reiner Begeisterung jubeln, heulen, klatschen und trampeln, — wer es unter Barnay nicht mit dem Schmerzgefühl des lustigen Altmayer („Baumwolle her“ ꝛc.) schaudernd erlebt, der kann den Genuß unter Prasch bei jeder Première wieder haben. Nur daß der entfesselte Lärm unter Barnay etwas half und manchen Durchfall zu einem Sensationserfolg, den Director selbst aber in wenigen Jahren zum vielfachen Millionär machte, während sein Schüler und Nachfolger . . . nun Herrn Prasch's Rücktritt ist ja bereits angekündigt, wenn auch diesmal noch dementirt worden . . .

Auch das dänische Lustspiel, von Emil Jonas übersetzt, hatte jenen ironisch „lärmend“ genannten Erfolg, an denen das Berliner Theater so reich ist, daß es darüber immer ärmer wird. Es soll ein Lieblingsstück des Königs von Schweden und in Stockholm über hundert Mal gegeben worden sein, was für den Kunstsinn weder des Monarchen noch seiner Unterthanen spricht. Ein Gemisch von Meilhac's „La Cigale“ und Wilbrandt's „Malern“. Der Deutsche lieferte die unscheinbare Atelierraupe, die sich zum liebenden Schmetterling entwickelt, der Pariser ihre hochwohlgeborenen Verwandten und den ganzen zweiten Act mit dem vornehmen Hause, das der Kobold auf den Kopf stellt. Aber über Meilhac und Wilbrandt und über alle Begriffe hinaus geht die Thorheit der Lösung: wie Dolly verschleiert und unerkannt ihrem geliebten Maler Modell steht und zuletzt um den Hals fällt! Das Merkwürdigste mit an diesem merkwürdigen Abend war, daß Frl. Pahlen den Atelierbackfisch gab und nicht Frau Director Prasch. Sollten kommende Ereignisse schon ihren Schatten vorauswerfen?

Da loben wir uns das Neue Theater der Frau Nuscha Butze. Mit welchem Eifer wird da gespielt, ohne stars, ohne künstlerische Prätension, gut bürgerliche Familienküche und Alltagskost, aber „mit Lieb'“ zubereitet, wie es in der „Gustel von Blasewitz“ heißt. Und überall spürt man die kluge Hand eines unermüdlichen Regisseurs, wenn auch in Weiberröcken. Hier haben sie offenbar ihr Gutes. Diesmal giebt es sogar etwas sociale Frage, freilich nur gerade so viel, um eine moderne und realistische Stimmung zu verbreiten. Im Grunde ist der Klassenkampf gar nicht so schlimm gemeint und dient bloß als Einleitung zu einem Ehedrama, das unnöthig in's Tragische verfällt. Der Fabrikant wird für seine ganz kleine Untreue gar schwer bestraft, denn seine trotz alledem geliebte „heilige“ kleine Frau stirbt an der Aufregung, und dem guten Onkel bleibt rein nichts mehr zu vermitteln. Der ostpreußische Dichter ist nicht mehr bei seinem ersten Stück, aber seinem ersten Bühnendebüt. Möge er vor Allem daraus lernen, daß unser Publicum nicht halb so grausam ist, wie die Modernen behaupten, und daß es noch immer der schönsten Familienkatastrophe einen sogenannten guten Ausgang vorzieht. Besonders in Fällen, wo es sich nur um eine eingebildete Schuld, um Mißverständnisse und Lappalien handelt, wie in der „Heiligen Frau“. Vielleicht schreibt uns Ganske nächstes Mal das Lustspiel dazu, dem er hier mit so viel Eigensinn aus dem Wege gegangen ist. Manche muntere Scene, manch' hübscher Zug und gutes Wort spricht für seine Begabung nach der anderen Seite hin.

Am Thaliatheater, wo Director Hasemann tapfer, wenn auch unglücklich mit Wiener Volksstücken, Pariser Operetten und zuletzt Berliner Possen gegen den Widerstand seines kleinbürgerlichen Publicums kämpfte, ist der angestammte Geist Adolph Ernst's mit seiner „Ausstattungsposse“ eingezogen. Der Director ist hier auch der Hausdichter, wenigstens der halbe Dichter, denn dem Possenschriftsteller Kren hat sich der bisherige Localredacteur Schönfeld associirt. Thomas und Thielscher, Junkermann und Helmerding, hübsche Figurantinnen, Aufzüge, picante Costums, Gesang und Tanz, „Prospecte und Maschinen“ thun dann reichlich das Uebrige. August mit den Illusionen, nämlich der den Platz Berlin bereisende Commis Weyermann, — doch wer erzählt diesen wirren Blödsinn von vertauschten Briefen, einer wiedergefundenen Tochter, Hindernissen und Verwechslungen?! Es fehlt die echte Volksstückstimmung, der Humor und sogar der Witz. Das Beste ist noch die muntere Tingeltangelmusik des Herrn Gustav Wanda. Aber es ist doch ein verlorener Abend.

Notizen.

Der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands. Von F. Höck. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vormals J. F. Richter].) Während in den größeren Erdzeiträumen, deren Betrachtung der Geologie obliegt, das Klima in erster Linie verändernd auf die Pflanzenwelt eines Landes eingewirkt zu haben scheint, zeigt der Verfasser, daß die wesentlichsten Aenderungen in der Pflanzenwelt unserer Heimath während geschichtlicher Zeiträume meist auf den Menschen zurückzuführen sind. Dieser führte zahlreiche, seinen Zwecken dienende Arten aus der Ferne ein, pflanzte gleich ihr ursprünglich heimische Arten in bestimmten, bisher nicht vorhandenen Beständen an; neben ihnen erscheinen da eine Reihe ursprünglich fremder, gegen den Willen des Menschen eingeführter Unkräuter. Solche treten dann auch an anderen Orten, durch Ballast, Wolle u. a. eingeschleppt, auf. So ist die Mehrzahl der echten Kräuter von auswärts in Norddeutschland eingeführt. Doch auch alle früher vorhandenen Pflanzenbestände sind durch den Menschen verändert, wie der Verfasser an Wäldern, Wiesen u. s. w. zeigt. Sicher hat daher keine andere Kraft in dem Maaße verändernd auf unsere Pflanzenwelt eingewirkt, wie der Mensch. Die Beweisführung ist dem Verfasser in seinem knappen Rahmen durchaus gelungen.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Die

Spielwaren-Hausindustrie

des

Meininger Oberlandes

von

Dr. Oskar Stillich,

Dozenten an der Humboldt-Akademie in Berlin.

Preis: 2 Mark.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv- und Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden**, kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben**, ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrliche Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

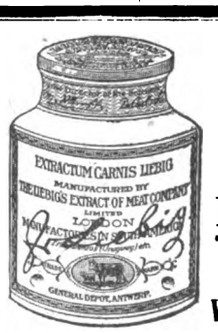
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.



LIEBIG Company's

FLEISCH-EXTRACT.

Nur echt,

wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.

Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Soennecken's Schnellschreibfedern gleiten sehr leicht und spritzen nie

1 Auswahl (12) Federn in 3 Sorten 30 Pf

1 Gros Nr 302: M 3.—

¼ Gros: M —.80

*Ueberall vorrätig * Berlin * F. SOENNECKEN * BONN * Leipzig * Preisliste kostenfrei*

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.

Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 30. September 1899. 28. Jahrgang Band 56.

* I-U-Lib *
16 Oct. '99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht. Von Max Ohnefalsch-Richter. — Die Hörstummheit. Von Dr. med. Alphons Fuld. — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Gounod. Von Theophil Zolling. — Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen. Von S. Simchowitz. — **Feuilleton.** Registernummer Drei. Von Timm Kröger (Kiel). — **Aus der Hauptstadt.** Falschmünzer-Presse. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg. — Notizen. — Anzeigen.

Transvaal in wirthschaftlicher Hinsicht.

Von Max Ohnefalsch-Richter.

Ohne auf die schwebenden Controversen, die nur hier und da gestreift werden sollen und allem Anschein nach jetzt doch zum Kriege führen, näher einzugehen, wollen wir uns den wirthschaftlichen Werth und die wirthschaftliche Lage Transvaals vor Augen führen. Als ehemaliger Land- und Forstwirth, der Naturwissenschaften studirt, auch selbst den Pflug geführt und im Orient umfangreiche Bewaldungs-Arbeiten für die englische Regierung geleitet hat, vermochte ich mir bei meinen durch ganz Transvaal von der südlichen Natalgrenze bis hinauf zur Rhodesischen Nordgrenze ausgeführten Reisen selbst ein Urtheil zu bilden, was einen gewissen Werth beanspruchen dürfte, zumal da mich meine Thätigkeit als Material sammelnder Transvaal-Ausstellungsdirector in die entlegensten, selten vom Europäer betretene Gegenden führte und mich mit allen Classen der Bevölkerung und allen Nationalitäten in enge Berührung brachte. Diplomatische, missionarische und commercielle Empfehlungen thaten das Weitere, mich in alle Kreise der Gesellschaft, von den Präsidenten der beiden Buren-Republiken, den ersten Goldkrösussen bis zu den letzten Minen- und Feldarbeitern, weißen wie schwarzen, einzuführen. Schwerlich dürfte ich je wieder in die Lage kommen, in einer kurzen Spanne Zeit von $5^2/_3$ Monaten so viel Reichthum und Protzenthum, so viel Elend und Hungersnoth, so viel Bodenfruchtbarkeit und Dürre, Gesundheit und Krankheit, körperlich wie geistig genommen, so viel Fortschritt und Rückschritt, so viel Freisinniges und Reactionäres neben und durcheinander anzutreffen.

Das nach den neuesten Vermessungen ungefähr 308 560 qkm große Land erstreckt sich vom 29. bis 22. Grad südlicher Breite, also über einen Landgürtel von sieben Breitengraden, ganz wie Deutschland, von der nördlichsten Spitze Ostpreußens bis zu der südlichsten Spitze Bayerns gerechnet. Von den Niederungen des Nordens, mit seinem heißen subtropischen Klima abgesehen, gehört Transvaal zu den gesündesten Ländern der Erde und wird deßhalb heute auch von Heilbedürftigen, besonders Lungen- und Asthmakranken aufgesucht, die unter dem klaren Himmel, in der reinen, warmen Luft des Hochfeldes oft noch ihre Genesung finden. Auch das 1706 m über dem Meeresspiegel gelegene Johannesburg ist, seitdem man die Stadt mit genügendem Trinkwasser durch eine von weither geführte Leitung versehen hat, recht gesund geworden. Noch vor wenigen Jahren war allerdings zuweilen der Wassermangel so groß, daß die Minen ihren Betrieb einstellen und sich die Europäer mit Sodawasser waschen mußten. Die Temperatur steigt im Sommer, der in die Monate October bis April fällt, in den wärmsten Strichen des Nordens allerdings zuweilen bis zu 59° C. im Schatten, eine Temperaturhöhe, die ich selbst noch Anfang März 1897 bei Ha Tschevase, einer der Stationen der Berliner Missionsgesellschaft, nur eine Tagereise vom Limpopo, beobachtet habe. Auch Schmeißer hat in seinem Werke über die Goldfelder Transvaals dieselben Hitzextreme mitgetheilt. In den nördlichen Niederungen wird die große Hitze vom Körper um so unerträglicher empfunden, weil die Regenzeit in die Sommermonate October bezw. November, bis Ausgang März zu fallen pflegt. Diese feuchtwarme Atmosphäre ist ebenso fruchtbar wie Miasmen bildend, weßhalb ich überall im Norden des von mir im Februar und März bereisten Zontpansberg-Districtes viele Fieberkranke, namentlich unter den Weißen, fand, dazu die böse Pferdekrankheit und noch schlimmere Rinderpest. Auch litten die Eingeborenen noch unter den Folgen von mehrjährigen Mißernten, die durch Ausbleiben der Niederschläge und der damit in heißen Ländern oft verbundenen Heuschreckenplage hervorgerufen worden waren und zu einer schlimmen Hungersnoth geführt hatten. Und doch ist die östliche Seite Afrikas in Folge der Verschiedenheiten der großen Windströmungen auf den Oceanen viel regenreicher, als die westliche und das Innere. Leider steht die meteorologische Statistik nicht auf dem Regierungsprogramm Transvaals, weßhalb nur mit aproximativen Zahlen gerechnet werden darf. Doch wurde, soweit lückenhafte Beobachtungen einen Werth haben, das in den vier Hauptregenmonaten December bis März fallende Regenquantum auf 25 Zoll im Mittel angegeben und soll im Allgemeinen zwischen 20 und 30 Zoll, in trockenen Unglücksjahren aber noch viel erheblicher nach unten zu schwanken. Um dieses Sommerwasser für die regenlose Winterzeit aufzuspeichern, das heute meist in den Flüssen unbenutzt in's Meer fließt, sollte man Thalsperren, Flußabdämmungen und Senkbetten anlegen, um das befruchtende Naß für die Landwirthschaft nutzbar zu machen. Hier wird sich, wenn die Goldfelder ausgebeutet sein, oder nachlassen sollten, den Johannesburger Mineningenieuren und Großcapitalisten ein weites segensreiches Feld zukünftiger Thätigkeit eröffnen, ein neues Goldfeld, das nicht zu erschöpfen ist, da bei intensivem Landwirthschaftsbetriebe dem Boden durch Düngung das an Stoffen zurück-

Digitized by Google

gegeben wird, was ihm durch die Aberntung der Früchte genommen war. Neuerdings hat beispielsweise ein intelligenter fremder Landwirth, ein Uitlander, eine Thalsperre zum Zurückhalten des Sommerwassers bei Pretoria eingerichtet, die phänomenale Erfolge zeitigt. Denn Wasser im Süden ist flüssiges Gold und bewässerbares Land liefert dann Erträge, von denen man sich bei uns keine Vorstellung machen kann. Weizen beispielsweise giebt 40—60fältige Frucht. Auch liegt dann der Boden nie brache und gewährt eine Ernte nach der anderen ohne Unterlaß und je nach der Wachsthumsdauer der cultivirten Gewächse zwei, drei, vier und mehr Ernten im Jahre. Für Kalifornien hat die Ausbeutung und Erschöpfung der Goldfelder die landwirthschaftliche Erschließung des Landes auf weite Strecken hin zur Folge gehabt, die gewaltige Ausdehnung eines lucrativen Körnerfrucht-, Obst- und Weinbaues, wo vorher kein Getreidehalm, kein Obstbaum, keine Weinrebe wuchs. Dieselben goldigen oder noch goldigere Aussichten in landwirthschaftlicher Hinsicht winken in Transvaal, und diese Erwägung mag heute einen weiterer Anlaß für die Annexionspolitik der Engländer sein.

In Transvaal haben übrigens seit nun vierzig Jahren die Deutschen zur Hebung der Landwirthschaft mehr beigetragen, als alle übrigen Nationen zusammengenommen, die Buren mit eingerechnet. Deutsche Missionare begannen von 1857 an auch ihr Werk als landwirthschaftliche Culturpioniere, denen dann die Colonisten gefolgt sind, so daß wir heute in einzelnen Gegenden, wie in den Districten Rustenburg und Lichtenburg des Südwesten und in Lüneburg des Südosten breite Flächen in den Händen von deutschen Landwirthen sehen, auf denen Ackerbau und Viehzucht, wie ich mich persönlich überzeugte, erfolgreich getrieben wird. Eignet sich der Süden und die Mitte von Transvaal auf den besseren Ländereien für Körner-, Hülsenfrucht und Tabakbau (noch berühmter, als der in Paris prämiirte Weizen ist der durch ganz Südafrika gesuchte Tabak des Landes), die schlechteren zur Viehzucht, so besitzt der üppige Norden mit seiner subtropischen Vegetation und den Resten herrlicher Urwälder mit Mahagoni-, Eisen- und Ebenholz weite Strecken, auf denen der Plantagenbau, der Anbau aller erdenklichen Südfrüchte, Nähr- und Handelsgewächse (als da sind Kaffee, Thee, Reis, Ananas, Zuckerrohr, Bananen, Palmen, Guavas, aber auch Citronen, Orangen, Feigen u. s. w.) eine große Zukunft hat. Auch dort im subtropischen Norden, wo der farbige Arbeiter des Sumpf- und Tropenfiebers wegen die Hauptfeldarbeiten verrichten muß, haben sich, wie ich mich ebenfalls an Ort und Stelle überzeugte, deutsche Colonisten hervorgethan. Aber im Verhältniß zum Gesammtareale ist der in Cultur gewonnene Theil ein verschwindend kleiner, wodurch sich auch zum Theil das Ueberhandnehmen der Heuschrecken erklärt, die nur in uncultivirten Boden ihre Eier legen und in hochcultivirten Ländern von selbst verschwinden. Ungarn, das nur wenige tausend Quadratkilometer größer als Trasvaal ist, ernährt über 17 Millionen Menschen, exportirt alljährlich große Mengen Getreide und Wein und unterhält dabei, ähnlich metallreich wie Transvaal, eine große blühende Montanindustrie. Dagegen ist Transvaal, ähnlich fruchtbar wie Ungarn, nicht im Stande, die schwachgesäte Bevölkerung von wenig über 1 Million, davon 288 750 Weiße und ungefähr 750 000 Farbige, selbst zu ernähren, und muß, wie erst neulich Paul Krüger in öffentlicher Rede dargethan hat, ein gut Theil seiner Lebensmittel importiren. So kommen Früchte und selbst Eier von Madeira, Mais, der die Hauptvolksnahrung der Schwarzen bildet, in schlechten Erntejahren bis aus Südamerika. Dabei existiren unglaubliche Einfuhrzölle von erschreckender Höhe, die erst von 1895 an von der Regierung der Hungersnoth wegen vorübergehend ermäßigt wurden, aber trotzdem noch sehr hoch geblieben sind. Wie muß unseren Agrariern das Herz im Leibe lachen, wenn sie hören, daß bis zum Ausbruch der letzten Hungersnoth für je 100 Pfund Mehl 15 Mark und je ein Pfund Speck 1 Mark Einfuhrzoll zu zahlen war. Und doch wagten auch vor dem Acutwerden der Krisis sich nur sehr wenige Landwirthe in den letzten zwei Jahrzehnten anzusiedeln, weil schon seit Jahren die schutzzöllnerische, monopolistische und reactionäre Burengesetzgebung jeden Fortschritt gehindert hat. Die Folge davon war, daß noch vor den jetzigen Unruhen der Hectar guten Landes in den besten Districten und in der Nähe der Eisenbahnen zu einem niedrigen Preise von 30 Mark vergeblich zum Kaufe angeboten wurde. Der völkerrechtswidrige Jameson'sche Einfall, so unglücklich er erdacht und ausgeführt war, — ein schlechter Einfall wörtlich und bildlich genommen — hat wenigstens das Gute gestiftet, daß er aus der chronischen Krisis eine acute gemacht hat. Die Katastrophe, ob sie nun schließlich noch ohne oder mit Krieg vor sich geht, ist unaufschiebbar, unaufhaltbar. Nur dadurch, daß mit der bestehenden Wirthschaft gebrochen (in welcher Form und unter welcher Regierung, lassen wir hier unerörtert) und tabula rasa gemacht wird, kann das wirthschaftlich kranke Land gesunden. Um vorläufig noch bei den landwirthschaftlichen Verhältnissen zu bleiben, hindert beispielsweise das „Plackerwet"-Gesetz jede landwirthschaftliche Entwickelung des Landes. Nach demselben dürfen auf einer Farm von 9000 Magdeburger Morgen nur fünf Familien Schwarze wohnen, es sei denn, die Regierung will eine Ausnahme machen. In Folge dessen ist jeder intelligente Landwirth, der doch vielmehr als fünf Familien farbiger Arbeiter zu einem Betriebe von 9000 Morgen bedarf, der Gnade und Willkür der Regierung und deren Beamten überliefert.

Während der jetzigen großen, ganz Südafrika vom Aequator bis zum Cap umfassenden Geschäftsdepression sprengen aber am Witwaters Rand die Mineure tief unter der Erde, besonders in den Tief-Flötzen, den Deep Leevel-Mines ruhig weiter, die Pochwerke zerstampfen immer gehaltreicheres Golderz (das bekanntlich mit der Tiefe an Goldgehalt zunimmt) und die Johannesburger Goldproduction wird, wenn sie nicht plötzlich in den nächsten Wochen oder Monaten eine gewaltsame Unterbrechung erleidet, im Jahre 1899 alle früheren Erfolge weit hinter sich lassen. Nach den zuverlässigen Angaben eines mir befreundeten großen Mineninteressenten, der sich am vorigen Sonnabend mit großer Besorgniß von Southhampton für Südafrika einschiffte, schätzt man die Goldausbeute pro 1899 gegenüber der vorjährigen um so viel höher, daß allein an Dividende 20 Millionen Mark mehr zur Ausschüttung an die Shaveholders gelangen müssen, notabene — wenn nicht inzwischen die Buren die unterirdischen Goldbergwerke sprengen und die oberirdischen Anlagen mit ihren Kanonen vom Johannesburger Fort aus dem Erdboden gleich machen. Obgleich eine Sprengung der Minen einen nach Millionen von Pfund Sterling zählenden Verlust involviren müßte, so thun die Shaveholders der Goldbergwerke gut, auch darauf gefaßt zu sein. Gerade ein solcher Verzweiflungsschritt, so barbarisch er uns erscheinen mag, würde zum Charakter des hartköpfigen Treckburen, der die bedrohte Unabhängigkeit seines Vaterlandes im gleißenden Golde sieht, vortrefflich passen.

Die Goldproduction Transvaals hat sich im Laufe der letzten zehn Jahre nahezu verhundertfacht. Nach den amtlichen Berichten betrug sie im Jahre 1887 erst 169 401 Pfund Sterling, 1898 etwas über 16 Millionen Pfund Sterling und wird, jetzt schon für 1899 auf mehr als 20 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Transvaal hat alle übrigen Länder als erstes goldproducirendes Land weit hinter sich gelassen, indem die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einer Production von $13^1/_2$ Millionen Pfund Sterling pro 1898 an zweiter Stelle stehen. Während sich 1898 Transvaal an der Gesammtgoldproduction der Welt nur mit 6 Procent

Digitized by Google

betheiligte, ist sie bis 1898 auf 28 Procent gestiegen. — England, das bei den Minen den großen Hauptantheil besitzt, dessen 150 000 Staatsangehörige unter den 208 750 Uitlanders Transvaals (davon höchstens 10 000 Deutsche) 80 000 Buren gegenüberstanden, weiß also auch hier, was es will. Jetzt hat man in den Tief-Flötzen eine Steiger-Teufe von circa 1000 Fuß erreicht, hofft aber mit dem Fortschreiten der Technik bis zu 5000 Fuß Tiefe hinunter zu gehen und berechnet, daß die Goldausbeute erst nach ungefähr 50 bis 80 Jahren (nach Anderen 100 Jahren) beendet sein wird. Transvaal ist jedoch auch an vielen anderen werthvollen Mineralien reich und große Lager von vorzüglichen Silber-, Blei-, Zinn- und Eisen-Erzen, von Kobalt, Antimon, Mangan, Asbest und Steinkohle harren des Abbaues. Mit Silber, Zinn, Eisen und Kohle sind bereits glückliche und vielversprechende Anfänge gemacht. Wie auch Schmeißer in seinem schönen Werke über die nutzbaren Mineralien Transvaals ausführt, sind nächst dem Golde nicht Silber, sondern Eisen und Steinkohle als die reichsten und zunächst wichtigsten Mineralschätze des Landes zu betrachten, die man sehr bald, wenn nur erst die Krisis überwunden sein wird, in größerem Maaßstabe zu heben bestrebt sein dürfte. Wenn man bedenkt, daß fast hundert Goldbergwerke, viele davon trotz der unruhigen Zeit einen an Umfang fortwährend zunehmenden Maschinenbetrieb unterhalten und immer neuere und bessere Maschinen unter colossalen Kosten expreß in Europa und Amerika für Transvaal anfertigen lassen müssen, liegt der Gedanke nahe, Eisenwerke und Maschinenfabriken im Lande selbst anzulegen. Bis jetzt hat man erst mit Maschinen-Reperaturwerkstätten begonnen, aber selbst das Eisen, dessen man dazu bedarf, aus fremden Erdtheilen bezogen. Dabei ist das Land voll von guten Eisenerzlagern und nicht minder reichen und guten Steinkohlen-Flötzen, welche einen brauchbaren Koaks liefern, der bekanntlich zur Reduction der Eisenerze in den Hochöfen und zur Gewinnung des Roheisens unerläßlich ist. Das Land besitzt also Alles, was es braucht, Erze und Kohle oder Koaks zur Gewinnung des Eisens und zum Betriebe der Maschinenfabriken. Das förmlich zu Tage liegende kostbare Eisenerz ist bisher bergmännisch von Europäern noch gar nicht gewonnen worden. Dagegen benutzen es einzelne Kaffernstämme Nord-Transvaals, die Basuto und Bawenda, seit Jahrhunderten für ihre häuslichen und kriegerischen Zwecke, zur Herstellung ihrer Pfeil- und Speerspitzen (Assageie), ihrer Schlachtbeile und Bodenhacken. Sie schmelzen das Eisen aus dem Erz ihrer Berge mit Holzkohle in keinen offenen Oefen und erzeugen mit ihrem primitiven Gebläse von drei Paar Blasebälgen aus Antilopenfellen und Antilopenhörnern eine ganz respectable Weißgluthhitze. Ich habe einige solche kafferische Erzschmelzer, die auch vorzügliche Schmiede sind, 1897 mit nach Charlottenburg auf die Transvaalausstellung gebracht. Die Steinkohlenlager sind dagegen bereits in regelrechten Abbau genommen, da man der Kohle als Brennmaterial unbedingt bedarf. Jedoch beträgt die gesammte Förderung in ganz Transvaal pro Jahr bis jetzt nicht viel mehr als $1^1/_2$ Millionen Tonnen. Bereits hat sich ein Transvaal Coal-Trust gebildet, der die systematische Ausbeutung der Steinkohlen-Flötze und die Vereinigung der verschiedenen, kleinen, bisher meist schlecht betriebenen Kohlengruben anstrebt. Mit dem Nachlassen des Gold-Output, der damit dann verbundenen definitiven Betriebsverminderung und Betriebseinstellungen der in den Erträgen zurückgehenden Goldbergwerke wird dementsprechend ein gut Theil menschlicher Arbeit und Capitalkraft frei und, weil einmal im Lande, sich anderen lucrativen Unternehmungen zuwenden. Diese wird sowohl den vielen anderen industriellen und hüttenmännischen Werken, sowie der Landwirthschaft zu gute kommen, so daß der Transvaal dazu berufen ist, bald der Maschinen- und Kohlenlieferant, die Frucht- wie die Kornkammer für ganz Südafrika zu werden, wie es bereits das erste goldproducirende Land der Welt ist. Das heutige Streitobject zwischen England und Transvaal ist also seines Preises und eines Kampfes werth.

Die Hörstummheit.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Zu den merkwürdigsten Anomalien der an Störungen und Besonderheiten so reichen Entwickelung der Lautsprache gehört die Stummheit ohne Taubheit, die „Hörstummheit", wie sie heute mit einem sprachlich ganz uncorrecten, aber von der Mehrzahl der Autoren adoptirten Ausdruck zumeist benannt wird. Das Leiden fordert unser Interesse nicht allein vom engen, fachmännischen, sondern auch von einem weiteren, psychologischen Standpunkt aus und es ist außerdem eines der praktisch bedeutsamsten Sprachgebrechen. Gehört es doch auch heute noch nicht zu den Seltenheiten, daß hörstumme Kinder von Eltern oder Erziehern ganz verkehrt beurtheilt und einer Taubstummenanstalt zugeführt werden, oder daß ein oberflächlich beobachtender Lehrer ein solches Kind für blödsinnig hält und auf seine Unterbringung in eine Idiotenanstalt dringt. Das Wesen der Störung besteht, kurz gesagt, darin, daß Kinder von normaler Intelligenz und gutem Gehör nichts oder nur wenige Worte sprechen können; dabei verstehen die Kinder die Sprache ihrer Umgebung, sie führen erhaltene Aufträge in der Regel gut aus, verständigen sich auch wohl durch eine Geberdensprache, aber ihr Sprachschatz und ihr Sprachvermögen ist nur auf wenige Worte beschränkt oder fehlt vollkommen. Hand in Hand damit geht ein scheues, zerstreutes Wesen, eine namentlich fremden Personen gegenüber weitgehende Zurückhaltung, so daß der Fernerstehende allerdings leicht dem Glauben verfällt, als ob die Intelligenz dieser Kinder unter die Norm herabgesetzt sei. Wenn wir die im Grunde verblüffende Besonderheit dieser Art von Sprachstörung in ihrem Wesen verstehen wollen, so müssen wir zuvor mit wenigen Worten auf die normale Entwickelung der Sprache eingehen. Schon ziemlich frühe, gegen das Ende des ersten Vierteljahres beginnt das Kind, das bisher nur sein mehr bekanntes als beliebtes Geschrei hören ließ, einzelne lautähnliche Töne zu produciren; zu derselben Zeit ungefähr, wo es die ersten Greifbewegungen macht, wo die Zappel- und Strampelübungen des Kleinen schon einen mehr geordneten, „zielbewußteren" Eindruck erwecken, fängt es auch an, eine Reihe von Lippen-, Zungen- und Gaumenlauten zu bilden, die bereits eine entfernte Aehnlichkeit mit den Lauten der Muttersprache zeigen. Man bezeichnet dieses erste Stadium der sprachlichen Entwickelung als die Periode der „wilden Laute". Daran schließt sich die zweite Periode, ausgezeichnet durch die beginnende akustische Aufmerksamkeit; mit zunehmender Intelligenz achtet das Kind mehr auf die Töne und Geräusche seiner Umgebung, es lernt die einzelnen Töne von einander unterscheiden und zugleich erwacht der Nachahmungstrieb „in seiner ganzen ursprünglichen Macht." Das Kind bildet zu dieser Zeit Laute, späterhin Silben und Worte, oft ohne besonderes Verständniß; viele Worte werden ohne jeglichen Sinn herausgeplappert, für andere besitzt das Kind wieder volles Verständniß, ohne daß es aber den Versuch macht, sie nachzusprechen. Die Periode dieser im Wesentlichen rein mechanischen Sprachausbildung beginnt zu ganz verschiedenen Zeiten, je nach der Lust zur Lautnachahmung, die bei den einzelnen Kindern verschieden früh und in ganz differenter Stärke erwacht. — Endlich nähert sich das Kind der höchsten Stufe sprachlicher Leistung, es entwickelt diejenige Fähigkeit, welche allein vom psychologischen Standpunkt aus als Sprache zu bezeichnen ist, die Sprache wird zum Ausdruck der geistigen Thätigkeit.

Digitized by Google

Natürlich ist im Beginne dieser Periode auch die mechanische Ausbildung noch nicht zum Abschluß gekommen, manche Laute werden noch ganz verkehrt, mangelhaft oder überhaupt nicht gebildet, das Kind stammelt noch. Auch die Fähigkeit, Gedanken und Gefühlen in zusammenhängender Rede Ausdruck zu verleihen, ist noch sehr unvollkommen; die einzelnen Worte werden nicht oder nur fehlerhaft flectirt, die Wortstellung ist noch ganz primitiv, Artikel, Fürwörter, Präpositionen werden ausgelassen, die Sprache ist noch agrammatisch. Ganz allmälig werden diese verschiedenen Mängel ausgeglichen, immer reicher und vollkommener wird die Sprache und mit dem Ende des dritten Lebensjahres ist gewöhnlich ein gewisser Abschluß erreicht; immerhin ist es gar nichts Seltenes, daß die Entwickelung viel langsamer verläuft und daß nicht wenige Kinder selbst zu Beginn ihrer Schulpflicht über die Periode des Stammelns und des Agrammatismus noch nicht hinausgekommen sind. Es ist nun sehr lehrreich und erleichtert das Verständniß der verschiedenen Sprachgebrechen in hohem Grade, daß jedes der verschiedenen Stadien der Sprachentwickelung und der Uebergänge zwischen ihnen sein Analogon in den zur Beobachtung kommenden Störungen der Sprache hat. Wenn wir jetzt zu unserem Ausgangspunkt zurückkehren und eine Erklärung des Wesens der Hörstummheit versuchen, so müssen wir kurz der verschiedenen Möglichkeiten gedenken, welche eine Hemmung in der Ausbildung der Sprache herbeiführen können. Hochgradige Anomalien und Entwickelungsstörungen an den Sprachorganen kommen bei Hörstummheit nicht vor und dürfen darum hier unerörtert bleiben. Hochgradiger Blödsinn kann völlige Sprachlosigkeit zur Folge haben; wo alle Begriffe fehlen, da stellt auch kein Wort mehr zur rechten Zeit sich ein; niedrigere Grade des Blödsinns sind oft mit Stammeln, mit Agrammatismus und dergleichen Störungen verbunden. Mangelnde Lust zur Lautnachahmung kann auch bei wenig erheblichem Schwachsinn die Sprache auf eine dürftige Anzahl weniger Worte beschränken oder auch völlige Sprachlosigkeit herbeiführen. Angeborene oder frühzeitig erworbene Taubheit ist eine der häufigsten Ursachen der Sprachlosigkeit; Taubstumme, die nicht nach der in den deutschen Taubstummenanstalten üblichen Methode unterrichtet wurden, befinden sich in Bezug auf die Lautsprache im allerersten Stadium der Entwickelung, genau wie Kinder in den ersten Lebensmonaten. Alle diese verschiedenen Möglichkeiten liegen bei den hörstummen Kindern nicht vor; sie hören gut, ihre Intelligenz weicht nicht wesentlich von der gleichalteriger Kameraden ab. Wenn da und dort eine Herabsetzung der geistigen Begabung beobachtet wurde, so liegt das, abgesehen von der Verwechselung mit niederen Graden des Schwachsinnes, daran, daß das wichtigste Mittel zur Ausbildung des Intellects bei diesen Kindern versagt. Es ist unmöglich, irrige Auffassungen und Vorstellungen solcher Kinder zu erkennen und zu corrigiren; das Bedürfniß, logisch und bis an's Ende zu denken, fällt bei Kindern fort, die nie in die Lage kommen, ihre Gedanken klar zu ordnen und denselben sprachlichen Ausdruck zu verleihen. So erklärt es sich denn leicht, daß manche hörstumme Kinder gegen ihre Altersgenossen in der Ausbildung der Verstandesthätigkeit zurück sind, von einer ursprünglichen mangelhaften Begabung darf man aber darum noch lange nicht reden.

Wenn wir die Geschichte eines hörstummen Kindes verfolgen, so finden wir in der Regel, daß bei ihnen nicht nur das Sprachorgan in unvollkommener Weise thätig ist; auch im Gebiet der gesammten übrigen, willkürlich bewegten Muskulatur zeigen sich ähnliche Störungen. Die Kinder haben fast alle erst in später Zeit gehen gelernt, sie sind auch, nachdem sie endlich diese Fähigkeit erlangt haben, ihren Altersgenossen gegenüber darin zurück; sie sind ungeschickter und langsamer in ihren Bewegungen, sie zeigen gewöhnlich nichts von dem lebhaften Bewegungsdrang anderer Kinder, sie sind körperlich träge und wenig geneigt, die einmal eingenommene Körperstellung spontan zu verändern, kurz, in der gesammten willkürlich bewegten Muskulatur macht sich ein gewisses Ungeschick und eine Unlust zur Bethätigung bemerkbar. Diese Verhältnisse geben uns einen wichtigen Schlüssel zum Verständniß des Leidens. Die Sprache im mechanischen Sinne ist der complicirteste aller Bewegungsakte; drei mächtige Muskelsysteme, die Muskulatur des Athmungsapparates, des Kehlkopfes, der Mundrachenhöhle müssen zu gleicher Zeit und in ganz verschiedener, fortwährend wechselnder Stärke und Abstufung thätig sein. Eine wohl artikulirte und modulirte Sprache verlangt eine Summe von Bewegungsakten, mindestens so complicirt, wie eine schwierige turnerische Leistung. Wir werden uns der Schwierigkeit für gewöhnlich nur nicht bewußt, weil wir von frühester Jugend an gewöhnt werden und darauf angewiesen sind, uns eine verständliche, lautreine Sprache anzueignen. Der ungeübte Redner, der Ungebildete, der sich in gewählter, hochdeutscher Rede auszudrücken versucht, liefern oft einen ergötzlichen Beweis dafür, wie schwierig im Grunde genommen die Sache ist. — Nun wird es leicht verständlich, daß bei einem allgemeinen Ungeschick zu complicirten motorischen Leistungen das Sprachorgan am augenfälligsten und intensivsten von der Störung betroffen sein muß; wenn schon der Erwachsene Leistungen, die ihm schwer fallen, nur durch eiserne Consequenz und energische Uebung zu erlernen vermag, dann ist es nicht weiter zu verwundern, wenn das Kind, dem natürlichen Gesetz der Trägheit folgend, die ersten erfolglosen Bemühungen bald aufgiebt und die wohl von vornherein nicht besonders große Lust zur Lautnachahmung bald völlig bei ihm schwindet. Auch die oft beobachtete Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit ist die einfache Consequenz des ursprünglichen Mangels; es wäre wunderbar, wenn das Kind der Sprache seiner Umgebung, die es doch nicht nachahmen kann, besonderes Interesse entgegenbringen sollte.

Ich habe im Eingange gesagt, daß die Hörstummheit auch in praktischer Beziehung ein bedeutsames Leiden sei. Sie ist es nicht sowohl deßhalb, weil Verwechselungen mit Idiotismus und Taubstummheit vorkommen und die Kinder dadurch unter Verhältnisse gelangen können, die die denkbar ungünstigsten zur Entwickelung ihres Intellekts oder zur Ausbildung ihres Sprachvermögens sind, sondern vor Allem, weil das Leiden heilbar ist. Freilich ist mit der auch in gebildeten Köpfen noch nicht ganz ausgerotteten Ammenweisheit von der angewachsenen Zunge nichts anzufangen; ein zu kurzes Zungenbändchen, das übrigens nicht zu den häufigen Vorkommnissen gehört, könnte höchstens die Bildung einzelner Laute erschweren, aber niemals völlige Stummheit zur Folge haben. Die Behandlung muß vielmehr eine rein erzieherische sein, sie kann nur von Jemand, dem die nöthige Zeit und Geduld, ein besonderes pädagogisches Geschick und eine ausreichende sprachphysiologische Schulung zur Verfügung steht, mit günstigen Aussichten unternommen werden. Dazu geeignete Personen finden sich in den Kreisen der Taubstummenlehrer und anderer, speciell in der Sprachphysiologie bewanderter Lehrer. Zur Behandlung bedarf es keiner besonderen ärztlichen Kenntnisse oder Fertigkeiten, es genügt dazu vollauf der Pädagoge; wohl aber sollte vorher die genaue Untersuchung durch einen sachkundigen Arzt nicht versäumt werden. Nur dadurch wird sich eine verhängnißvolle Verwechselung mit Taubstummheit, Schwachsinn oder einem nervösen Leiden mit Sicherheit verhüten lassen. Die richtig getroffene Auswahl und die geschickte pädagogische Behandlung werden dann auch in der übergroßen Mehrzahl der Fälle zu glücklichen Erfolgen führen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Gounod.

Von Theophil Zolling.

In diesem Jahre kann Gounod's „Faust" das vierzigjährige Jubiläum feiern. Er ist, trotz Wagner's phänomenal wachsendem Weltruhm, neben Verdi's noch immer unverwüstlichem „Troubadour" wohl die populärste Oper geblieben, die sich auf allen Bühnen Europas und Amerikas mit ungeschwächtem Erfolg erhält und trotz der Verballhornung Goethe's im Text und aller Concessionen an den französischen Geschmack in der Musik auch im „Vaterlande Gretchens" noch immer allgemein beliebt ist. An diese Jubelfeier mögen hier einige persönliche Erinnerungen an den 1893 verstorbenen Componisten anknüpfen.

Charles Gounod brachte zu Ende der Siebzigerjahre, als ich ihm näher treten durfte, nur die strengen Wintermonate in Paris zu und zwar an der Place de Courcelle in einem neuen stattlichen Hause, wo die Wohnstube mit den Bildern seines Vaters, eines vor Zeiten geschätzten Malers, und seines Sohnes geschmückt war und wo das riesige Arbeitszimmer den Umfang und die Akustik eines unvergleichlichen Concertsaales hatte. Den größeren Theil des Jahres aber lebte er auf seinem Landsitze bei Saint-Cloud, und dorthin lud er mich 1879 mit einem freundlichen Handschreiben ein, das man auf den ersten Blick für ein Billet-doux halten konnte: kleinstes Format, feinstes blaues Bristol-Papier mit künstlerisch gestochenen Initialen und ganz verliebtem Dufte, und darauf ein regelmäßiges Gekritzel ohne Kraft und Schwung, eine wahre Frauenhand. Nur die niedlichen, kugelrunden Punkte schienen den Componisten zu verrathen, der sich mehr in Noten- als in Buchstabenschrift übt.

Die Versailler Bahn brachte den Besucher in einer Viertelstunde von Paris nach Saint-Cloud, zu dessen Füßen jenseits der Seine und des grünen Boulogner Gehölzes die Steinwüste der Weltstadt liegt, unabsehbar, von Thürmen überragt, unter einem leichten Nebelschleier. Der Weg vom Bahnhofe führt ziemlich steil den Berghang empor, woran das Städtchen mit seinen Kapellen, Häusern und Landgütern klebt, immer zwischen hohen Mauern, die dem Auge das frohe Grün der Gärten entziehen und höchstens da und dort die Wipfel sehen lassen. Gounod's Haus glänzte wie eben erbaut in der Sonne, und doch war der zierliche Back- und Sandsteinbau durchaus nicht neu. Während des Krieges hatte er unter dem Feuer des Mont-Valérien viel gelitten und war nur durch ein Wunder dem Schicksale des Schlosses entgangen, dessen ausgebrannte Ruinen noch heute zu sehen sind. Ich trat durch das offene Thor und stand bald dem Meister gegenüber, einem kräftigen Manne von mittlerer Größe, der seinen Tropenhelm lüpfte. Ich sah die Stirne, die von einer endlosen Breite, Wölbung und Höhe war. Ueber dem langen dichten Vollbarte, der bis auf die ersten Knöpfe der hochgeschnittenen Weste reichte und vom Schnee des Alters angeflogen war, verschwand die Nase beinah. Der ganze Kopf der eines Kapuziners. Die leichte, graue Sommerjacke, die weißen Gartenhosen, die hellen Staubschuhe an den kleinen Füßen paßten nicht dazu. Man spähte nach Kutte und Sandalen. Allein den ersten Eindruck hob dann ein Blick der großen, braunen Augen auf, welche schelmisch, voll Esprit und Leben in die Welt sahen. Sie schienen nicht an asketische Verzückung gewöhnt, und wenn sie noch so gläubig gen Himmel schauten. Seine Lippen zwischen dem Mönchsbart waren roth, voll, sinnlich aufgeworfen, zum Lachen und Küssen geschaffen. Auch seine wohlklingende Stimme mit ihrer hohen Tonlage und sein herzliches Lachen sprachen von Weltlust.

In der Folge kam ich noch öfter mit ihm zusammen, auch in seiner Stadtwohnung, wo er mir seine Gemahlin, seine Tochter Jeanne und seine Schwiegermutter Madame Zimmermann (spr. Simärmann), die Witwe eines in den dreißiger Jahren beliebten Pianisten und Tonsetzers, seinen Neffen Guillaume Dubuffe, den ausgezeichneten Maler, vorstellte, endlich seine kleine Großnichte, die unter den Schutz einer Kinderfrau ihre ersten Schritte wagte. Gounod war ein entzückender Plauderer. Seine Gedanken faßte er meist in kleine Sätze zusammen, aber im Feuer der Begeisterung erhob er sich zu hübsch geformten, echt akademischen Perioden, zumal wenn er über seine Kunst sprach. Dabei erzählte er mir Manches von seinem Leben und seinem Bildungsgange. „Mein Dasein ist äußerlich einfach, still und klar," sagte er einmal. „Es gleicht dem Weltmeer, dessen Oberfläche nichts von den schrecklichen Kämpfen auf seinem Grunde verräth. Meine gute Mutter hatte mich zum Notar bestimmt, aber als ich einmal Rossini's Othello gehört, war es aus damit. ‚Mama, ich will auch Othello's componiren!' rief ich. Später hörte ich den Don Juan. ‚Mama, ich werde Othello's und Don Juan's machen!'"

„Ihr Traum hat sich erfüllt," sagte ich, während er sich vor Lachen schüttelte. „Ihre Musik hält in der That die Mitte zwischen deutscher und italienischer Kunst."

„Ich setzte meinen Willen durch. Meine Mutter, selbst eine arme Clavierlehrerin, bat den Professor Reicha, mir so schwere Dosen Contrapunkt einzugeben, bis ich für immer von meiner Leidenschaft geheilt sei. Nach zwei Jahren erklärte ihr endlich mein Lehrer, der Unterricht sei jetzt nicht mehr nöthig. ‚Und ist Charles curirt?' fragte Mütterchen freudig. ‚Nein, er kann jetzt mehr als ich.'"

Er schwieg wieder. Sein ganzes Gesicht strahlte.

„Im Conservatorium kam ich in die Classe von Halévy, dem Schöpfer der „Jüdin". 1837 gewann ich mit einer religiösen Composition den zweiten Grand-Prix und zwei Jahre darauf den Großen Römerpreis, der in einem Stipendium für einen Studienaufenthalt in der ewigen Stadt besteht. Jene drittehalb Jahre sind vielleicht die wichtigsten und jedenfalls die schönsten meines Lebens. Zwei Momente spielen in meinem Dasein eine entscheidende Rolle. Zuerst die Religion. Man mag sagen, was man will, aber die Eindrücke auf das kindliche Gemüth sind unauslöschlich. Meine Eltern waren strenge Katholiken, und ich wurde sehr fromm erzogen. Ihrem großen Luther ist in Rom sein katholischer Glaube abhanden gekommen; der meinige bestärkte sich im Schauen und Hören der herrlichen Werke des künstlerischen Katholicismus. Tagelang saß ich in den Kirchen vor einem schönen Bilde und versäumte keine wichtige Messa cantata. Oft machte ich auch den Klöstern einen Besuch, und das stille, beschauliche Leben ihrer Insassen schien mir ein begehrenswerthes Ziel. Nach Paris zurückgekehrt, erhielt ich eine Stelle ganz nach meinem Geschmack. Ich wurde nämlich im Fremdenmissionskirchlein Organist, Kapellmeister über fünf Sänger und — Tenor . . . Ich hatte damals ein gute Stimme. Nebenbei componirte ich Messen, Motetten und Cantaten, aber nur für den Hausgebrauch. Ich war für die Welt verschollen und wollte ihr ganz entsagen. Ich hörte im Priesterseminar Saint-Sulpice Theologie, empfing die sogenannten niederen Weihen (ordres mineurs) und trug geistliches Gewand."

„Ganz wie Abbé Vogler, Allegri, Liszt . . ."

„Man sagt, die Liebe habe mich abtrünnig gemacht. Glauben Sie kein Wort davon. Die Musik entzog mich dem Kloster. Ich hatte meine Kräfte im Stillen geübt und vermehrt. Ich fühlte, daß mir etwas Höheres oder vielmehr etwas allgemein Giltiges gelingen müßte. Die umfassendste Wirkung des musikalischen Schaffens wollte ich erreichen. Wohlmeinende Freunde redeten mir zu, und ich kam ihnen halben Weges entgegen. Augier und Ponsard versprachen mir Textbücher zu schreiben. Ich wagte den ersten Wurf mit der Oper:

Digitized by Google

„Sappho“ und wurde nicht entmuthigt. Sie kennen die Stationen meiner künstlerischen Passion? Auch nicht Ein großer, durchschlagender Erfolg auf den ersten Wurf ... Ich meine bei den Pariser Premièren. Sogar „Faust“ wurde anfänglich vom Publikum sehr lau und von der Kritik schlecht aufgenommen. Und mein letztes und liebstes Werk „Polyeucte“, womit ich eine ganz neue Bahn betrete, ist ganz einfach, sagen wir es heraus, ein colossaler Durchfall! Den Parisern gefiel darin höchstens das lustige Heidenthum, doch meinen Märtyrer gähnten sie an. Bah, was schadet das! Lassen Sie nur eine ernsthaftere Zeit kommen, und er wird wie ein Phönix auferstehen.“

„Sie sprechen von einer neuen Bahn? Polyeucte ist doch eher eine Rückkehr zu Ihrem älteren Ideal?“

„Ganz Recht. Ich komme allmälig auf das Oratorium zurück, von dem ich ausgegangen. Aber mit ganzer Seele!... Ja wohl, ich möchte nicht mehr für die Bühne schaffen, doch wen der Theaterteufel einmal hat, den läßt er nicht mehr los. Und merken Sie wohl, daß für mich der materielle Erfolg nicht den mindesten Werth besitzt. Er ist höchstens ein Ergebniß und selten ein endgiltiges, und nie und nimmermehr ein Ziel. Nichts ist mir verhaßter als die Erfolgjäger. Ich verstehe ihre Sinnesart nicht. Es geht über meinen Horizont. Je tiefer mein Nachdenken dringt, um so erhabener und göttlicher erscheint mir die Kunst und ihre Jüngerschaft. Glauben Sie mir, es giebt ein dreifaches Priesterthum auf Erden.“ Und er zeichnete mir das Schema auf:

1. Das Priesterthum des Guten: die Heiligen.
2. Das Priesterthum des Wahren: die Gelehrten.
3. Das Priesterthum des Schönen: die Künstler

Die substantielle Einheit:
das Ideal.

Auch dagegen verwahrte er sich einmal, daß man ihn als clerical verschrie. „Ich bin zuvörderst ein Christ und dann erst ein Katholik. Als solcher aber hasse ich ebenso sehr die Gläubigen, welche die Religion compromittiren, als die Ungläubigen, die aus religiösen Unklugheiten und Schwächen Vortheil ziehen wollen. Uebrigens bin ich toleranter als irgend Einer. Eines Tages neckte mich Victor Hugo, indem er vor mir seinen bekannten Vers declamirte:

Prêtre, c'est toi l'athée, et moi le vrai croyant!

Ich antwortete ihm: Lieber Meister, das Orchester hat mich daran gewöhnt, alle Instrumente zu hören.“

Doch nicht nur die Religion und die Musik griffen entscheidend in seine Entwickelung ein, erklärte er einmal. „Es ist das, was Ihr Goethe so schön das Ewig Weibliche, l'éternel féminin, genannt hat. Wahrlich, ich sage Ihnen, kein echter Künstler ist ein Weiberfeind. Freilich habe ich da auch manches Schmerzliche empfunden ... Zum Glück hat mich die Vaterliebe gerettet. Sprechen wir nicht weiter davon.“

Ich wußte wohl, worauf er anspielte. Obgleich die abenteuerliche Verirrung seines Herzens längst überwunden schien, so stieg doch noch hier und da die Erinnerung an die Londoner Ereignisse der Jahre 1871—74 vor ihm auf. Dann sah er wohl vor seines Geistes Auge ein Frauenbild: Georgine Weldon, das geniale Weib, um dessentwillen er seine Familie verließ. Sie war nicht schön, aber ihr mater dolorosa-Gesicht hatte es ihm angethan. Ueberdies war sie musikalisch und hatte eine seelenvolle Stimme. So sang denn Gounod mit ihr das urewige Duett der Liebe, aber es war eigentlich ein Trio. Georgina hatte alle Tugenden und Talente von der Welt, aber einen störenden Fehler: einen Mann. Drei Jahre verbrachte das sonderbare Kleeblatt zusammen im Tavistockhouse zu London, wo Dickens gelebt hatte. Sie pflegte den Componisten in gesunden und kranken Tagen. Sie war seine Muse, sein Cassirer, sein Alles. „Ich machte den Teufel, damit er als ein Gott erscheinen sollte,“ entschuldigte sie sich später. Eine Arbeitsfreude kam über ihn, wie er sie noch nie empfunden. Drei Opern und eine große Menge von Symphonien, Liedern und Transscriptionen entstanden dort. Er gründete Sängervereine und gab Concerte, und ihr praktischer Verstand organisirte Alles. Ihr allein hat er es zu danken, daß er sich während seines Aufenthaltes in England ein großes Vermögen erworben. Da erwachte plötzlich in ihm die Sehnsucht nach seiner Familie, die Liebe zu seinem Sohne, das Gewissen ... Er verabschiedete sich unter einem Vorwande und kam nicht wieder. Er schrieb ihr nur noch einmal, um seine Manuscripte zurückzufordern. Sie verweigerte die Herausgabe seines Eigenthums, weil sie wohl noch immer auf seine Wiederkehr hoffte. Zum höheren Spasse der Pariser mischten sich die Gerichte und Zeitungen ein. Da und dort fielen böse Worte. Die Partei Gounod nannte die „theure Mimi“ eine Verrückte, eine Freibeuterin, eine Diebin und Schlimmeres. Gounod selbst schwieg. Umso lauter vertheidigte sich das Kraftweib in öffentlichen Vorträgen und gab schließlich den „Polyeucte“ und alles Uebrige zurück. Die Scandalchronik aber war um einen häßlichen Fall reicher.

Damals stand er noch unter der seelischen Nachwirkung dieser häßlichen Geschichte. Er freute sich wieder im Schooße seiner Familie zu sein, aber die „Verirrung“ hatte er noch nicht überwunden. Für seine Stimmung sehr bezeichnend, lagen lauter mystische Bücher auf seinem Schreibtische: das seltene Liber conformitatum über die vierzig Aehnlichkeiten des heiligen Franz von Assisi, dann Thomas a Kempis, Pater Gratry und die Summa theologiae des doctor angelicus Thomas von Aquino. Von den Uebrigen getrennt lagen die „Ketzer“: Renan und Goethe's Faust in der Uebersetzung von Marc Monnier.

„Wie Schade, daß ich Ihren Dichter nicht im Original lesen kann!“ rief er aus. „Selbst bei der besten Uebertragung geht immer eine Welt von Schönheit verloren. Ich weiß wohl, man hat mir in Deutschland zum Vorwurf gemacht, daß mein ‚Faust‘ eine Profanirung von Goethe's Werk sei. Mir als Partei steht darüber kein Urtheil zu, ich glaube jedoch, daß die Pietät oder Pedanterie, wie Sie wollen, hier zu weit geht. Jedenfalls wird Deutschlands größtem Sohn in keinem Hause in Frankreich mehr Bewunderung und Verehrung gezollt, als in meinem Heim. Und nicht nur Deutschlands dichterischer, sondern auch sein musikalischer Genius hat bei uns eine Heimstätte, nicht doch, einen Altar gefunden. O, der herrliche Bach! Er ist der erhabenste Schöpfer im Reiche der Harmonie oder vielmehr, er ist der Schöpfer der Harmonie selbst. Seine Werke sind ewige Probleme und ewige Lösungen. Und der göttliche Mozart! Sein Don Juan ist das Größte, was je der Menschengeist geschaffen hat. Seit Jahren trage ich mich mit dem Gedanken, zwölf Mustervorstellungen davon zu veranstalten. Zu diesem Zwecke will ich ein Theater bauen, das man nachher wieder abbrechen soll. Ich werde die ganze Welt bereisen, um würdige Sänger zu entdecken. Ich will zu ihnen sagen: ‚Lernt Eure Rolle wie Ihr sie versteht und studirt sie hierauf nach meiner Auffassung.‘ Da es dazu viel Geld bedarf, so soll eine Subscription eröffnet werden, aber der Ehre der Unterschrift wird man erst dann theilhaftig, wenn man eine strenge Mozartprüfung bestanden hat. Nur Kenner und in Mozart Verliebte sollen Einlaß finden. Wahrlich, im Reiche des Schönen verdient neben Griechenlands Plastik und Neu-Roms Farbenwelt nur Deutschlands Tonkunst zu thronen. Und so groß ist bei Ihnen die musikalische Anlage, daß Sie in Schumann, Mendelssohn, Brahms, Wagner und in dem prächtigen Weber eine zweite Classicität erlebt haben. Namentlich Wagner verdanke ich viel Anregung, und man hat im dritten Acte des ‚Faust‘ und im ganzen ‚Romeo‘ Spuren davon finden wollen. Er ist ein großer Musiker, und sein zum Theil auch selbstverschuldetes Pariser Mißgeschick habe ich aufrichtig bedauert. Tannhäuser, Lohengrin, das ‚Gespensterschiff‘ (Fliegender

Digitized by Google

Holländer) sind Meisterwerke in ihrer Art, und sie werden ihre Geltung nie verlieren. Aber seine neueste Phase ‚Der Ring des Nibelungen' ist ein Attentat auf die Fundamentalgesetze unserer Kunst. Ich glaube, das wird ewig nur Zukunftsmusik bleiben. Von da an trennen sich unsere Wege. Er ist für stets größere symphonische Beschwerung der Partitur, und ich strebe immer mehr zu den Urformen der Harmonie zurück. Er ist die Complication, das Chaos, die Wissenschaft, und ich will die Einfachheit, die Klarheit, die Inspiration sein."

Man weiß, daß aus Gounod's phantastischem Plan eines Mozart-Festspielhauses nichts geworden ist. Auch hinsichtlich Wagner's irrte er sich. Den großen Erfolg des Meisters in Paris hat er selbst noch erlebt. Er arbeitete damals an einem Seitenstücke zum „Polyeucte", an der Oper „Abälard und Heloise". Und wenn er nicht componirte, so dichtete er. Er wälzte ein großes Musikwerk in seinem Gehirn und wollte selbst den Text dazu schreiben: eine Art Passionsspiel „La Rédemption" (Die Erlösung). „Kann man sich einen herrlicheren Stoff denken?" rief er begeistert. „Ich habe schon an tausend Verse dafür verfaßt. Setze ich sie in Musik, so soll man einsehen, was ich unter der apostolischen Wirkung und der christlichen oder philosophischen Mission der Musik verstehe."

Auf meine Bitte setzte er sich zuweilen an den Flügel und spielte einige Nummern aus „Abälard" vor, indem er seine noch immer angenehme, wenn auch nicht mehr kräftige Stimme dazu erschallen ließ. Namentlich die Geisterscene des letzten Actes, wo Abälard seiner Nonne erscheint und der Hintergrund sich zertheilt, um das Grab der Liebenden auf dem Kirchhofe Père Lachaise zu zeigen, war voll geistreicher und effectvoller Einzelheiten, obwohl der Quell der melodischen Erfindung manchmal weniger voll und frisch zu fließen schien. Bei einem dieser privaten Concerte in seinem Landhaus in Saint-Cloud wurde der Vortragende mitten im schönsten Satze von einem durch Mark und Bein dringenden Pfiff unterbrochen. Ich sprang entsetzt auf.

„Keine Angst!" rief Gounod, „das ist die Eisenbahn. Gerad unter unserem Hause befindet sich der Tunnel. Warten Sie ein Weilchen, und Sie werden noch ein Erdbeben erleben!"

Und richtig, im selben Augenblicke zitterte das ganze Haus und klirrten alle Scheiben; über den Büschen des Gartens aber flatterte eine Rauchwolke empor, die in der warmen Sommerluft zerstob. Die Stimmung war zerstört. Gounod erhob sich.

„Nein, beklagen wir uns nicht," sagte er mit etwas priesterlichem Ernst; „wir müssen uns daran gewöhnen, daß unsere liebsten Träume jeden Augenblick von der rohen Realität zerstört werden. Uebrigens habe ich mich an diese indiscrete Nachbarschaft gewöhnt, und mir ginge es wie dem Müller, wenn er sein Geklapper entbehren sollte. Es würde ihm etwas fehlen. Ueberdies bringt die Eisenbahn ein belebendes und modernes Element in unsere Einsamkeit. Sie pfeift unsere Träumereien aus, rüttelt uns wach und erinnert uns daran, daß wir nicht allein auf der Welt sind und auch unser Tagewerk vollbringen müssen."

Dieser Gleichmuth kam ihm übrigens in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens sehr zu Statten. Keines seiner neuen Werke schlug ein, weder seine Opern Le tribut de Zamora und Cinq-Mars, noch seine Oratorien Rédemption und Mors et vita. Und zuletzt nahmen gar Lohengrin, Tannhäuser und Walküre von der Pariser Oper Besitz. So flüchtete er sich wieder zu seinem geliebten Mozart, über dessen Don Juan er eine interessante Schrift veröffentlichte, die auch in's Deutsche übertragen wurde. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

Eindrücke von der Van Dyck-Ausstellung in Antwerpen.

Von S. Simchowitz.

Vor der Kirche zu Unser Lieben Frau in Antwerpen, am Fuße des vollendeten Nordthurmes, der trotz der schwindelnden Höhe in seinem zierlich durchbrochenen Aufbau den Eindruck macht, als müßte man ihn, nach dem Worte Kaiser Karls V., in ein Schmuckkästchen legen, steht ein alter Brunnen. Laubranken und Grotesken, aus Eisen geschmiedet, bekrönen ihn, und obendrauf steht eine kleine Mannsgestalt, den Degen zur Linken, in der Rechten aber eine abgehackte Riesenhand wie ein Siegeszeichen schwingend. Eine alte Sage, die mit naiv-falscher Etymologie an den Namen der Stadt anknüpft, hat hier ihre Verkörperung gefunden. In grauer Vorzeit saß an der Scheldemündung ein Riese, der von allen Schiffen eine hohe Abgabe erhob und den widerstrebenden Schiffern eine Hand abschnitt; da kam Salvius Brabo, „der Schützer von Brabant", besiegte den Riesen, hackte ihm nun seinerseits die Hand ab und warf sie in den Fluß. Und als dann später an diesen Ufern eine Stadt erstand, da nahm sie von der hineingeworfenen Hand den Namen Antwerpen an. Salvius Brabo ist eine Art brabantischer David, und ungefähr zu derselben Zeit, da die großen Italiener sich bemühten, den Riesentöter der Bibel in Erz oder Marmor zu bilden, soll ein Antwerpener Künstler die Brunnenfigur geschaffen haben: Quinten Massys, „in synen tyd grossmidt en daernaer famues schilder," wie seine Grabschrift besagt. Die Mythen bildende Kraft, die in der Kunstgeschichte nicht minder wirksam ist, als in der Religionsgeschichte, hat hier ihr Werk verrichtet: sie hat den sagenhaften Gründer von Antwerpen in Verbindung gesetzt mit dem Mann, der in historischer Zeit unzweifelhaft als erster Begründer der Kunststadt Antwerpen dasteht. Die Riesenhand aber, die übrigens auch im Wappen der Stadt auftaucht, sie ist gleichsam das prophetische Symbol von Antwerpen. Die Hand war es, die der Scheldestadt unvergänglichen Ruhm sicherte, die Hand nämlich, die mit dem Pinsel des Lebens farbigen Abglanz festhielt. Antwerpen gehört zu den Malerstädten. Deren giebt es gar viele, aber im ganzen nördlichen Europa keine zweite, die auf eine so lange Tradition zurückblicken kann. Wohl gedieh innerhalb Brügges, innerhalb Cöln's Mauern eine frühere Schule, wohl blühten zu Haarlem und Amsterdam zwei bis drei Generationen hindurch größere Künstler, zahlreichere Kunstfächer, aber Antwerpen bleibt die Ehre, vier Jahrhunderte lang die Heimaths- und Aufenthaltsstätte einer Reihe von Meistern zu sein, die zwar nicht überall von gleicher Bedeutung ist, die aber nie unterbrochen wird, auch nicht zu Zeiten kriegerischer Drangsale oder wirthschaftlichen Niederganges. Diese künstlerische Vergangenheit der Stadt drängt sich Jedem auf, der ihr Weichbild betritt, auch Demjenigen, der keine Kunde davon haben sollte. Eine ganze Schaar von Statuen erinnert ihn an die Größen der Antwerpener Malerschule, von Quinten Massys bis Hendrik Leys. Mitten auf dem Groenplaats, dem „Grünen Plan", im Schatten der Kathedrale, die seine hehre Kreuzabnahme birgt, steht Peter Paul der Erste und Einzige, der ungekrönte König von Antwerpen. An dem Kreuzungspunkt der Avenuen, wo das Volk, Alt und Jung, Vornehm und Gering, sich lustwandelnd ergeht, blickt David Teniers lächelnd auf das fröhliche Treiben herab, und auf dem kleinen Platz vor der Akademie, von stillen Gärten umrahmt, begrüßt uns Anton van Dyck, der, wenn Rubens als König von Antwerpen bezeichnet wird, sicher den Titel des Kronprinzen beanspruchen darf. So lebt er auch im Gedächtniß der Nachwelt, in der Empfindung seiner Landsleute. Man trennt Rubens und Van Dyck durch einen Zwischenraum, aber man sondert auch Van Dyck von der ganzen Schaar der Rubensschüler und giebt ihm einen Platz für sich. Die Antwerpener haben vor 22 Jahren den 300. Geburtstag ihres Rubens mit einem Pomp gefeiert, wie ihn die Welt bis dahin bei Künstler-

Digitized by Google

ehrungen noch nie erlebt hat. Sie haben in diesem Sommer den 300. Geburtstag des Van Dyck festlich begangen, zwar minder prächtig, aber nicht minder herzlich. Einem dritten vlämischen Künstler dürfte diese Ehre wohl kaum widerfahren. Es gab bei der Van Dyck-Feier, ganz nach dem Muster der Rubens-Feier, einen großen Festzug und noch andere schönen Dinge für die Menge. Von weit größerer Wichtigkeit für den wirklichen Verehrer des Meisters ist aber die in Antwerpen veranstaltete Ausstellung von über hundert seiner Werke, die, theils Bekanntes aus belgischen Museen und Kirchen, theils Unbekanntes aus Privatbesitz vorführend, uns einen guten summarischen Ueberblick über sein Schaffen ermöglicht.

Ein prächtiger Junge, von zierlichem Wuchse, aber wohlgenährt, von frischer, rosiger Gesichtsfarbe, bartlos, mit lässiger Gebärde seine schöne Hand zeigend und aus lebhaften, klaren Augen der Zukunft sanft entgegenlächelnd: so steht der junge Anton auf seinem ersten Selbstporträt vor uns da. Er dürfte sich etwa zwischen seinem 17. und 20. Lebensjahr befinden: ein halber Knabe noch, etwas Mädchenhaftes in seinem Wesen, und doch eine Erscheinung, die auf Frauenherzen Eindruck machen mußte. Aber dieser halbe Knabe war schon ein ganzer Meister. Mit zehn Jahren hatte er seine künstlerische Carriere begonnen, schon 1609 finden wir ihn in den „Liggeren", den Registern der Antwerpener St. Lucas-Gilde als Lehrling von Hendrik van Balen eingetragen. Van Balen genoß damals bei seinen Landsleuten eines viel größeren Rufes als der eben heimgekehrte Rubens, den man als dreisten Neuerer mit einem gewissen Mißtrauen überwachte. Er zeigt uns in typischer Weise den Zustand der vlämischen Kunst kurz vor der Einwirkung des Rubens: sorgfältige, aber zaghafte Arbeit, ziemlich lebhafte Empfindung für weibliche Schönheit und kindliche Anmuth, aber vollkommener Mangel an individueller Kraft und Originalität und darum ein beständiges Benutzen einer abgegriffenen Schönheitsschablone. Doch mochte für das Kind Van Dyck der weiche Van Balen ein passenderer Lehrer sein als der riesenhafte Rubens. Die zarte Empfindsamkeit des Meisters kam dem Naturell des Schülers entgegen. Trotzdem der junge Van Dyck unter den denkbar günstigsten materiellen Verhältnissen heranwuchs, muß es doch über seiner Jugend wie ein leichter Flor gelegen haben: in seinem achten Lebensjahre verlor er die Mutter, und dieser Verlust mußte seine Phantasie tief erregen, dieser frühzeitige Schmerz in die Seele des Verwaisten den Keim jener rührenden Trauer gesenkt haben, die später in seinen Werken zum Durchbruch kommen sollte. Und das Leben in der frommkatholischen Umgebung trug sicher dazu bei, seine Feinfühligkeit zu steigern. Ist seine Seele aber auch sehr leicht in Schwingung zu versetzen, so sind Hand und Augen darum nicht minder sicher. In kurzer Zeit hat er das gelernt, was sein Meister ihm überhaupt beibringen konnte, und mit 15 Jahren schlägt er bereits seine eigene Werkstatt auf und nimmt, gleich Rembrandt, selbst Aufträge entgegen. In diesem Lustrum aber, das er im Atelier des Van Balen zugebracht hat, vollzog sich die große Revolution der vlämischen Kunst.

Mit einigen entscheidenden Schlägen hat sich Rubens die Stellung erkämpft, die ihm gebührte, und der neue Stil beginnt nun wachsende Geltung zu gewinnen. Wie ein Rausch kommt es über die Antwerpener Malerwelt; auf die Epoche der lächelnden Grazie folgt die der überschäumenden Kraft, ähnlich wie in der deutschen Literatur des vorigen Jahrhunderts auf die tändelnden Anakreontiker die Sturm- und Drang-Genies folgten. Auch Van Dyck wird von der allgemeinen Strömung ergriffen; weit von sich weist er die ängstliche Manier seines ersten Meisters, und mit breiten wuchtigen Pinselstrichen wirft er die Köpfe der zwölf Apostel hin, die selbst Rubens' Aufmerksamkeit erregen. In das Atelier seines Abgottes aufgenommen zu werden, darauf ist Van Dyck's Streben gerichtet. Nach wenigen Jahren hat er sein Ziel erreicht: 1617 wird er Rubens' Arbeits- und Hausgenosse. Er lebt nun in dem prächtigen Palais am Meïr-Plaats, das der siegreiche Meister sich eben erbaut hat, mitten zwischen antiken Statuen und venezianischen Gemälden, im Verkehr mit großen Herren, geistreichen Gelehrten, schönen Frauen, die sich da zusammenfinden. Hat ihn das Leben im Vaterhause mit einer gewissen sanften Melancholie imprägnirt, so saugt er hier mit allen Poren das glühende Verlangen ein nach distinguirter Gesellschaft, nach exquisiten Vergnügungen, nach vornehm-prächtiger Lebensführung, eine Geschmacksrichtung, die später das Unglück seines Daseins, aber auch ein wesentliches Element seiner Kunst werden sollte. Er hatte zahlreiche Genossen, Jünglinge, die fast alle berufen waren, eine künstlerische Rolle zu spielen: Jordaens, Van Thulden, G. de Crayer, Quellin u. A. Aber binnen Kurzem war er ihnen allen voraus. Schon im April 1618 nennt ihn Rubens in einem Brief an Lord Dudley Carleton „seinen besten Schüler". Mehreren Gemälden des jungen Mannes widerfährt die Ehre, von Rubens selbst erworben und seiner auserlesenen Sammlung einverleibt zu werden. Als Rubens im März 1620 mit den Antwerpener Jesuiten einen Contrakt betreffs der Ausmalung ihrer Kirche abschließt, da bedingt es sich der P. Jacob Tirinus, der Prior des Profeßhauses aus, daß Rubens die Skizzen machen und sie „durch Van Dyck nebst einigen anderen von seinen Schülern" ausführen lassen sollte. In der Uebereinkunft wird noch weiter bestimmt, daß der Jesuitenprior zu gelegener Zeit bei Van Dyck ein Altargemälde für eine Seitencapelle bestellen solle. Im Juli desselben Jahres schreibt der Geschäftsträger des großen englischen Kunstfreundes, Grafen Thomas Arundel, an seinen Auftraggeber: „Van Dyck wohnt bei Herrn Rubens und seine Werke fangen an, beinahe ebenso hoch geschätzt zu werden als die seines Lehrers." Und in dem Brief eines anderen englischen Kunstfreundes, vom November 1620, heißt Van Dyck „des Rubens berühmter Schüler". Man sieht wohl, er war schon damals — der Kronprinz.

Rubens hatte mit großem Scharfblick die eigentliche Begabung seines Schülers, der über sich selbst noch im Unklaren war, erkannt. Er fand in ihm in erster Linie die Fähigkeit psychologischer Analyse, und weiter die Gabe, unter allen seelischen Regungen gerade den stillen Schmerz, die elegische Rührung hervorzurufen. Und so weist ihn der Meister auf die beiden Gebiete hin, die ihm adäquat sind: auf das Porträt, und innerhalb der religiösen Malerei auf die Leidensgeschichte Christi. Van Dyck malt eine ganze Passionsfolge: die Gefangennehmung, die Dornenkrönung, die Kreuztragung. Er sucht seinem Lehrer seine Art abzusehen und sie womöglich zu überbieten. Des Rubens' schwellende Muskeln bäumen sich bei ihm, das leuchtende Colorit wird zu dunkelrother Gluth. Seine Henker können nicht häßlich genug, seine Märtyrer nicht ekstatisch genug sein. Rubens versteht es, auf seinen Bildern große Massen in Bewegung zu setzen, bei Van Dyck drängt sich um die Hauptperson eine Menschenmenge, die innerhalb des gegebenen Raumes gar keinen Platz findet, die sich gleichsam selbst Licht und Luft wegnimmt. Was uns mit diesen Bildern wieder aussöhnt, das ist die Erscheinung Jesu: schön und zart von Gestalt, reinen und erhabenen Geistes blickt er seine Peiniger mit stiller Kümmerniß an, wortlos, ohne Zeichen des Grolls. Wo diese Figur fehlt, da werden Van Dyck's Jugendwerke in ihrer gewollten Kraft derb und roh; das „Martyrium des hl. Petrus" ist von geradezu widerwärtiger Wüstheit, und noch unglücklicher fällt ein Versuch auf dem eigensten Gebiet seines Lehrers, auf dem der Mythologie, aus: in seinem „Satyrstück" wird des Rubens' trunkene Lebenslust zur Gemeinheit und seine Breite zur Rohheit. Man merkt es: der junge Künstler fühlt sich am wohlsten, wenn er ein schönes Menschenantlitz vor sich hat, wenn er edle Gedanken, zarte Empfindungen ausdrücken kann; er übernimmt sich aber, sobald er mit aller Macht ganze Figuren in bewegter Stellung gruppiren soll.

Digitized by Google

Er ist noch voller Gährung und Unruhe in seinen Gruppenbildern, aber er wird zum perfecten Meister, sobald er ein Porträt malt. Man betrachte nur die Porträts des Sieur Vinck, eines Antwerpener Patriciers, und seiner Gattin. Gewiß erkennt man sofort den Rubensschüler, aber den Schüler, der seinem Meister fast gleichkommt. Zur Klarheit über sich selbst gelangte er erst in Italien. Die für jeden vlämischen Maler damals obligatorische Italienreise unternahm Van Dyck am Anfang des Jahres 1623, und erst Ende 1626 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Er hat während der $3^1/_2$ Jahre die Mehrzahl der italienischen Kunststädte besucht: Venedig und Florenz, Bologna und Mantua, und natürlich auch die ewige Roma. Von allen Meistern hat er gelernt: von den venezianischen Coloristen und den bolognesischen Akademikern, von den lombardischen Realisten und den römischen Praktikern. Aber ein Meister ist ihm der liebste: Tizian, und eine Stadt bevorzugt er vor allen anderen: Genua. Von Tizian lernt er seine unruhigen vlämischen Farben zu einem gesättigten harmonischen Gesammtton zu verschmelzen, von ihm, seine Gestalten in adliger Ruhe verharren zu lassen, kurz, das Einzelne dem Gesammteindruck unterzuordnen. In Genua aber weilt er so gern, obwohl oder vielmehr weil es keine Kunststadt war. Van Dyck's aristokratische Neigungen hatten sich entwickelt: er wünschte durchaus nicht, immer auf seine Kunst festgenagelt zu werden, sondern wollte in erster Linie als Cavalier auftreten. Der Reiz seiner distinguirten Erscheinung, die er durch eine passende Toilette zur Geltung zu bringen wußte, die Feinheit seiner Umgangsformen, seine geistvolle Unterhaltung machten ihn zu einer Zierde jedes Salons und er fühlte sich nirgends so unbehaglich, wie im Verkehr mit seinen Landsleuten und Collegen, die damals in den italienischen Kunstcentren, namentlich in Rom, als rechte Bohémiens lebten. Nur einige Wenige unter ihnen würdigte er seines Umganges, die übrigen mied er und wurde von den wüsten Zechkumpanen als pittore cavalieresco verspottet. In Genua war er von dieser beständigen Mahnung an seine Zunft befreit. Hier war er in erster Linie der „Sinjoor", wie ihn seine Landsleute wohl höhnisch nennen mochten, und erst in zweiter Linie der Maler. Und das that ihm wohl, gerade so wie es ein Jahrhundert früher dem feinfühligen Albrecht Dürer wohl that, in Italien ein „signore" zu sein, während er daheim nur ein „Schmarutzer" war. In der That war aber auch für den Künstler Van Dyck der Verkehr mit den genuesischen Nobili weit nützlicher, als der öde Atelier-Klatsch der Collegen. Die Bewohner der Via Nuova bildeten das vornehmste Material seiner Kunst. Im Umgang mit ihnen lernte er jene Feinheit und Schärfe psychologischer Analyse, die wir an seinem italienischen Skizzenbuch bewundern. Mit wenigen Strichen ist hier oft Rasse, Temperament, Beruf, Charakter eines Menschen festgehalten. Seine ausgeführten Porträts füllen noch jetzt die Prunksäle des genuesischen Adels, denn alle die Spinola, Brignole, Durazzo, Pallavacini ließen sich von ihm abconterfeien, und zuletzt noch, kurz vor der Rückkehr des Künstlers in seine nordische Heimath, das Staatsoberhaupt, der Doge Ambrosio Doria. In einer offenen Halle sitzt er da, im Hintergrunde braust das von Schiffen belebte Meer, der Schauplatz so mancher Heldenthat seiner kriegerischen Ahnen; er selbst, ein tiefbrünetter Mann, Mitte der Vierziger, kein Herrschertypus, sondern Aristokrat, primus inter pares, ein echter Repräsentant jenes Adels, der im erblichen Besitz aller Errungenschaften einer raffinirten Cultur, wohl fühlen mochte, daß seine große Zeit vorüber sei, dessen Haupttugend nicht Thatkraft, sondern Klugheit ist, eine Klugheit, die mit einer gewissen vornehmen Resignation Hand in Hand gehen muß. Diese Resignation ist auf dem Gesichte des Dogen deutlich ausgeprägt und verleiht ihm einen eigenartig fesselnden Reiz. Und der Gesammtstimmung entspricht auch das Colorit. Der Maler wählte eine Gewandfarbe, an der er seine ganze Virtuosität zu zeigen vermochte: der Doge trägt einen schwarzen Faltenrock, aber dieses Schwarz ist von einer Wärme und einer Leuchtkraft, und dabei von einer Feinheit in der Abstufung der Valeurs, wie es kein anderer seiner Zeitgenossen, Velasquez und Franz Hals ausgenommen, zu liefern vermochte.

Er ist in Italien nicht nur zu einem durchaus originellen und unabhängigen Porträtisten herangereift, auch auf dem Gebiete der religiösen Malerei hat er nun seinen eigenen Stil gefunden. Die sechs Jahre seines Antwerpener Aufenthalts (1626—32) sind außerordentlich fruchtbar nach dieser Richtung hin: in der Zeit von 1628—30 sind allein an dreißig große Altarbilder entstanden. Sein Ruhm hatte sich sehr rasch verbreitet, und die Aufträge flossen ihm von allen großen kirchlichen Gemeinschaften seines Vaterlandes zu, aus Antwerpen nicht minder, wie aus Mecheln und Courtrai, aus Dendermonde und Gent. Er beginnt seinem früheren Lehrer ein ernsthafter Concurrent zu werden: in seinen Werken ist eine aparte Note vorhanden, die dem Empfinden seiner Zeitgenossen besonders zuzusagen scheint. Das Andachtsbild hatte schon im Laufe des 16. Jahrhunderts eine große Wandlung durchgemacht. Mustert man den vorhandenen Vorrath von Altarbildern aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunnerts, so sieht man, daß die religiöse Malerei damals weit mehr auf die Darstellung der Ruhe als der Bewegung, der Freude als des Schmerzes ausging. Heilige Familien, heilige Unterhaltungen (Sante conversazioni), heilige Sippen sind weit zahlreicher als die Kreuzigungen und Grablegungen. Der Beschauer soll vor diesen Bildern schon einen Vorgeschmack himmlischer, rein geistiger Wonne haben. Das wird in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunders anders. Zwei Momente sind es, die diese Aenderung bedingen: einerseits der übermächtig gewordene Einfluß einer großen künstlerischen Persönlichkeit, des Michelangelo, andererseits jene Wandlung der allgemeinen Empfindungsweise, die man mit vollem Recht in erster Linie dem Jesuitismus auf Rechnung schreiben muß. Michelangelo's stürmisches Temperament ließ die Heiligen nicht mehr in ihrer früheren statuarischen Ruhe verharren; unter seinen Händen beginnen sie sich gewaltsam zu bewegen, nicht nur Freuden, sondern auch Schmerzen zu empfinden. Sie bleiben zwar Uebermenschen, aber sie erscheinen weit eher als kämpfende Titanen, denn als der himmlischen Seligkeit theilhaftig. Seine Nachfolger bleiben auf diesem von ihm gebahnten Wege: sie verbannen das epische Element aus ihren Darstellungen und werden dramatisch, ja oft rein theatralisch. Und da das Dramatische mit dem Tragischen und Pathetischen eng verknüpft ist, so beginnen sie die tragischen Sujets zu bevorzugen, die Martyrien und darunter natürlich das höchste Martyrium, das auf Golgatha. Dieser künstlerischen Strömung kam nun die jesuitische Empfindungsweise entgegen. Der Jesuitismus strebte danach, die Religion aus einer Sache des Verstandes und des Herzens, zur Sache der Phantasie, der Sinne, der Nerven zu machen. Wer sich die Mühe nimmt, das sehr lehrreiche Büchlein des Ignatius von Loyola, die „Exercitia spiritualia", zu lesen, der wird finden, daß diese Definition keine bloße Redensart ist. Hier wird ganz systematisch die Anleitung ertheilt, Visionen, mit starker Betonung der Sinnesempfindungen, hervorzurufen; einzelne Capitel sind mit einer Gluth geschrieben, die sie als Bilder in Worten erscheinen läßt. Man begreift nach der Lectüre des Buches, warum nun in der religiösen Kunst das visionäre Andachtsbild auftaucht. Man begreift aber auch, warum diese Auffassung der Religion an dem pathetischen, ja oft sogar pathologischen Andachtsbild Gefallen finden mußte, denn erfahrungsgemäß wirkt der Schmerz auf die Nerven weit stärker, als die Freude. Diese beiden Strömungen, die eine rein künstlerischer, die andere allgemeiner Natur, fließen zusammen, und das Resultat ist das, was man „Jesuitenkunst" nennt. Ihre ewig gültige Ausprägung hat diese Kunst durch Rubens erfahren. Bei

Digitized by Google

keinem Anderen ist der Schmerz so gewaltig und durchbohrend, aber auch bei keinem Anderen sind die heiligen Männer so schön, sind die heiligen Frauen so mit allen Reizen üppiger Weiblichkeit geschmückt. Wie der Sturmwind weht es durch alle seine Bilder; das ist ein Rausch in Farben, ein Schwelgen in Formen, und wie ein Rausch kommt es auch über den Beschauer. Auf die Nerven will Rubens wirken, aber man muß gesunde, robuste Nerven besitzen, um ihn zu ertragen.

Damit war nun seine Generation, in deren Adern noch die letzte feurige Blutwelle der Renaissance rollte, wohl versehen. Aber die Generation, die auf ihn folgte, und der auch sein Lieblingsschüler angehörte, hatte nicht über diesen Ueberschwang der Phantasie, über dieses Uebermaaß von Leidenschaft zu verfügen. Sie war schwächer, zarter, feiner organisirt. Nicht das Handeln, sondern das Empfinden war ihre Hauptstärke. Sie war nicht mehr lärmend in ihrer Freude, nicht mehr heftig in ihrem Schmerz. Sie lachte nicht, sie lächelte, sie schluchzte und heulte nicht, sie weinte stille Thränen und empfand dabei eine geheime Wollust. Den rechten Ton für diese Empfindungsweise findet nun Van Dyck in seinen religiösen Bildern. Wie weit entfernt ist er jetzt von der Siedehitze seiner Jugend! Auch jetzt wählt er mit Vorliebe Leidensscenen: Kreuzigungen und Beweinungen. Aber von dem Einfluß seines Lehrers hat er sich emancipirt. Da sieht man nicht mehr das Getümmel von Gestalten, keine gewaltsamen Bewegungen der Körper, selbst wenn die Leidenschaft in ihnen wühlt. Die Anordnung seiner Gruppen ist fast einförmig, die Gesten fast conventionell. Keine starken Farbenaffecte mehr, sondern ein einheitlicher, dem dämmernden Abend entnommener Ton. Auf alle Aeußerlichkeiten ist mit Bewußtsein und Absicht verzichtet, nur die tief innerliche Wirkung wird angestrebt und erreicht. Mögen diese Bilder wie die wenigen heiligen Familien, das Idyllische, oder mögen sie das Pathetische betonen, immer ist das Geistige in ihnen, der Ausdruck, von unwiderstehlicher Gewalt. Und sieht man genauer zu, so findet man, daß die Erschütterung stets von einem Punkte ausgeht: von den Gesichtern nämlich, auf denen lächelnde Heiterkeit und grenzenlose Verzweiflung mit gleicher Zartheit und gleicher Bestimmtheit ausgedrückt erscheinen. Van Dyck stellt sich in bewußten Gegensatz zu seinem Lehrer: nicht die Handlung, sondern die Empfindung ist ihm die Hauptsache, nicht das Dramatische, sondern das Lyrische. Dieses Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, zwischen älterer und jüngerer Generation findet man in der Kunstgeschichte gar häufig: so folgt auf den bewegten Rogier v. d. Weyden der sanfte Hans Memlinc, so, im Jahrhundert Van Dyck's, auf den heroischen Corneille der psychologische Racine, mit dem Van Dyck überhaupt, in seiner ganzen geistigen Physiognomie, eine frappante Aehnlichkeit aufweist. — Diese Umwerthung der Empfindungswerthe, die sich damals auf religiösem und künstlerischem Gebiete vollzog, sie greift auch gleichzeitig in dem gesellschaftlichen Leben Platz. Das Ursprungsland des modernen gesellschaftlichen Verkehrs, des guten Tones ist bekanntlich das Italien der Renaissance. Von da dringen die Formen eines civilisirten Umganges mit Menschen nach Spanien. Und erst im 17. Jahrhundert beginnt auch im nördlichen Europa die mittelalterliche Rohheit aus der guten Gesellschaft zu verschwinden. Gewöhnlich wird ja der Hof Ludwig's XIV. als der eigentliche Ausgangspunkt dieser Wandlung betrachtet. Man übersieht nur, daß Karl I. von England dem Roi soleil vorangegangen, daß Whitehall eine Vorwegnahme von Versailles ist. Und gerade an diesen Hof sah sich Van Dyck im Jahre 1632 zu dauerndem Aufenthalte versetzt. Genau ein Jahrhundert vorher war auch ein ausländischer Maler nach London an den englischen Königshof gekommen: Hans Holbein, der die englische Gesellschaft jener Zeit in einer Galerie von Bildnissen verewigt hat. Man vergleiche nur diese Porträts mit Van Dyck's englischen Werken, und man wird begreifen, welche Wandlung sich innerhalb diesen drei Generationen vollzogen hat. Fromentin hat dafür die kurze und glückliche Formel gefunden: Ce ne sont plus des chevaliers, ce sont des cavaliers. Die stolzen Barone haben ihre einsamen Burgen verlassen, ihre Rüstungen bei Seite gelegt. In Sammet und Seide angethan, finden sie sich nun im Salon ihres Königs zusammen. Ihr Geschäft ist nicht mehr der Krieg, sondern die Diplomatie und ihr wichtigstes Hülfsmittel die Conversation. Im Salon aber ist das erste Gebot: nicht auffallen. Und so wird denn Alles gedämpft: die Kraft der Stimme, der Bewegungen, der Empfindungen. Das Uebermaaß von Leidenschaft und Phantasie verschwindet, und eine ungeahnte Verfeinerung des Denkens, des Fühlens, der äußeren Formen tritt ein, allerdings auf Kosten der Kraft und der Originalität. Diese Menschen versuchen Alles: sie sind Hofleute, Militärs, Dichter, Kunstfreunde. Der Eine schreibt ein Liebesgedicht, während die von ihm geführte Fregatte im Sturme rollt; der Andere commandirt ein Reitergeschwader und beschäftigt sich nebenbei in erfolgreichster Weise mit einer neuen Technik der Radirung. Aber Alles, auch die Liebe, ist ihnen nur ein Spiel; sie sind einer wahren Leidenschaft nicht fähig, sie sind blasirt, trotz alles Schlürfens am Lebensbecher. Es fehlt ihnen nicht etwa an Muth, wohl aber an zielbewußter Thatkraft. Sie können gelassen für eine Sache sterben, — das haben sie auf der blutigen Walstatt von Marstonmoor und Naseby bewiesen, — aber sie vermögen nicht für sie zu leben. Das merry old England ist nicht erst durch Cromwell zu Grunde gegangen, es hat schon unter den beiden ersten Stuarts nicht mehr existirt. Wer Shakespeare's Entwickelungsgang mit Aufmerksamkeit verfolgt, der kann an der Wandlung seiner Typen die Wandlung der Zeiten feststellen: in seiner letzten Epoche treten die feurigen, thatkräftigen, tapferen Helden zurück und Prinz Hamlet taucht auf, eine bange Vorahnung des kommenden Geschlechts. Für eine so beschaffene Gesellschaft, bei der die ästhetische und intellectuelle Cultur das Uebergewicht über die ethische erlangt hat, war Van Dyck durch seine natürlichen Anlagen nicht minder wie durch seinen Bildungsgang der prädestinirte Darsteller. Hätte er etwa den ungestümen Percy oder Heinrich V. oder gar Sir John Falstaff abconterfeien sollen, sie wären mit seiner Arbeit wohl kaum zufrieden gewesen: das hätte Holbein besser gemacht. Aber die Linie zu einem Hamletkopf konnte Niemand so gut treffen wie Van Dyck.

Es war das Unglück des Hauses Stuart, daß Karl I. so ganz und gar seiner Umgebung glich. Aber für die Kunst war das vielleicht ein Glück; denn sie ist so um einige unvergleichliche Wunderwerke reicher. Betrachtet man die Züge Heinrich's VIII., wie sie uns Holbein hinterlassen hat, so versteht man es, wie dieser brutale Geselle, bei der ersten Entrevue mit Franz I., sich vor versammelten Hofstaaten in eine solenne Boxerei mit seinem königlichen Vetter von Frankreich einlassen konnte, aber man begreift auch, daß dieser Kraftmensch im Stande war, einen aus den Fugen gehenden Thron wieder einzurenken. Van Dyck's Karl I. kann man sich nicht vorstellen, wie er etwa Ludwig XIII. seine Faust in die Rippen stößt, aber seine politische Haltung wird aus seiner Physiognomie heraus erklärlich. Jedermann kennt den „Roi à la chasse" des Louvre. Weniger bekannt ist das dreifache Bildniß des Königs aus dem Schlosse zu Windsor. Karl I. ist hier von vorne, im Profil und in Dreiviertels-Ansicht dargestellt. Das Gemälde wurde nach Rom geschickt, um dort Bernini als Modell für eine Büste zu dienen. Und als der römische Bildhauer es erblickte, da rief er, voll echt südlichen Aberglaubens, aus: „Diesem König wird ein großes Unglück widerfahren." So unverkennbar ist diesem Antlitz der hippokratische Zug aufgedrückt — der Hamletzug! Und von einigen spärlichen Ausnahmen abgesehen, findet man diesen Zug auf allen englischen Porträts des Van Dyck: bei der Königin Henriette Maria, bei den unsagbar holden Königs-

Digitized by Google

kindern, und bei allen Frauen und Herren vom Hofe. Die malerischen Reize dieser Werke lassen sich mit Worten kaum ausdrücken. Die Feinfühligkeit ihres Urhebers ist hier auf dem Gipfel angelangt. Er findet eine Farbenscala, die all' in ihrer Einfachheit geradezu bestrickend ist; alle Dunkelheit, jeder peinliche Erdenrest ist verschwunden. Ein Pinselstrich genügt, und das intimste Leben ist in seiner zitternden Nacktheit enthüllt, ohne daß der Vornehmheit der Erscheinung dabei im Geringsten Abbruch geschieht; es ist da oft eine ganz erstaunliche Vereinigung von kühlster Ueberlegung und kühnstem Vorgehen. Wessen Augen blieben unempfindlich bei dieser wunderbaren Frische der schillernden Töne, bei diesem wonnigen Zusammenklingen zarter Nuancen, die er namentlich bei der Darstellung dessen benutzt, was ihm das Herz stets am tiefsten bewegt hat: der holden Frauen-Schönheit und der neckischen Kindes-Anmuth! Und doch liegt es über all' diesen Gestalten wie ein melancholischer Flor, und über den Beschauer kommt das Gefühl unsagbar süßer Trauer. Hatten die Menschen wirklich jenen Zug im Gesicht, oder kam er nur aus der Seele des Künstlers? Oder, was wohl das Wahrscheinlichste ist, hat das Auge des Genies etwas gesehen, was den Augen der Alltagsmenschen entging, hat es unbewußt seiner Umgebung das Geheimniß ihres Daseins enthüllt, das Geheimniß nämlich, daß sie unrettbar verloren ist? Hat er doch sich selber mit der gleichen Unparteilichkeit geschildert. Sein Selbstporträt mit der Sonnenblume muthet uns ganz anders an als sein Jugendbildniß. Aus dem schwärmerischen Jüngling ist ein vollendeter Cavalier geworden. In ein kostbares, aber bequemes Gewand gekleidet, blickt er mit fast spöttischer Sicherheit, erhobenen Hauptes, über die Achsel; über den schöngereimten Lippen ist der Schnurrbart keck emporgezwirbelt. Aber die Züge sind scharf geworden, die Hautfarbe hat ihre Frische verloren, um den Mund liegt eine müde Linie, und aus der Tiefe des lebhaften, dunkel umränderten Auges glüht es wie von geheimen Schmerzen. Moriturus te salutat!

Man giebt allgemein zu, daß Van Dyck zu den sechs oder sieben größten Porträtisten gehört. Weniger klar ist dagegen seine Stellung in der allgemeinen Entwickelungsgeschichte der Kunst. Wir sahen, daß er einer bestimmten Phase des Empfindens, nicht bloß des religiösen, sondern ganz allgemein des individuellen, künstlerisch Ausdruck verliehen hat. Man könnte ihn nun, von diesem Gesichtspunkte aus, eine künstlerische Uebergangsformation nennen. Er bildet das Bindeglied zwischen dem kraftstrotzenden, pathetischen Barock und der schmachtenden Grazie des Rococo, die sonst unvermittelt neben einander stehen würden. Zwischen dem Blämen Rubens und dem Blämen Watteau steht der Bläme Van Dyck, Beiden die Hand reichend. Seinen Einfluß auf die Kunst des Rococo kann man nicht leicht zu hoch anschlagen. Daß die Bildnißmalerei des 18. Jahrhunderts, und namentlich das englische Porträt, die schönste Blüthe jener Kunstepoche, von ihm abhängt, ist wiederholt betont worden. Aber auch die religiöse Malerei der Folgezeit hat ihm bedeutende Impulse zu verdanken. Die weiche Rührung in den Andachtsbildern der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und des 18. Jahrhunderts kommt von Van Dyck, und selbst bei Overbeck glaubt man noch ganz leise Van Dyck'sche Töne zu vernehmen. Freilich verfallen seine Nachahmer oft in Rührseligkeit, seine eigenen Hauptwerke aber haben noch, trotz veränderter Empfindungsweise, nichts von ihrer Macht über das Gemüth verloren.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Registernummer Drei.

Von Timm Kröger (Kiel).

An der Hauswand unserer Wohnung sah man ein Geschäftsschild: Dr. Hans Möller — Rechtsanwalt — weiß und unschuldig, wie meine Feder, die noch niemals eine herzlose Klage geschrieben und noch keinen bekümmerten Familienvater rauh an seine Verbindlichkeit erinnert hatte. Aus der gelben Messingumrahmung blinkte mein Name so vergnügt heraus, als sei er in Gold gefaßt; die Majuskeln umschlang ein anmuthiges Gewirr phantastischer Ellipsen und versinnbildlichte vortrefflich die hochfliegenden Erwartungen, womit ich vor einigen Wochen dem Schlosser zugesehen hatte, als er mit berußter Hand das saubere Kunstwerk annietete. Ging ich mit meinem jungen Weibchen aus, so standen wir wohl ein Weilchen davor, um die Fractursschrift des Porzellankünstlers anzustaunen. Wie genial er die Silben meines einfachen, sich so ehrlich ausnehmenden und so vertrauenerweckenden Namens auf die glatte Fläche geworfen hatte! — Und nun gar der Schmuck eines gelehrten Titels! Ein Vorname wie Hans, ein Familienname wie Möller, in der Strahlenglorie einer amtlich bezeugten Gelahrtheit, umrankt von wundervoll gezogenen Linien — wie viele konnten das aufweisen! Erfüllt von einem Gefühl, das ich für Ehrfurcht hielt, war ich im Anblick der Symbole meiner Persönlichkeit versunken.

„Wenn Du ein Anwaltsclient wärst und hättest einen Proceß zu führen," fragte ich meine Frau, „wärest Du im Stande, unter Hunderten einen anderen Vertreter zu wählen, als den mit diesem Namen und Titel und mit diesem Geschäftsschild?" Meine Frau strahlte mich mit ihren großen, schwarzen Augen an. „Und trotzdem — es ist merkwürdig."

„Was ist merkwürdig?" fragte sie. Ich schüttelte den Kopf. „Du machst mich ängstlich. Sag, was ist merkwürdig?"

„Weißt Du, ich wache jeden Morgen mit dem Gefühl auf, es müßte uns das Schild gestohlen sein und wundere mich Tag für Tag, daß es noch immer an der Mauer hängt. Und das finde ich merkwürdig, daß es noch immer da ist."

„Wer sollte uns denn das Schild stehlen?"

„Ich wüßte nicht, wem gerade mit dem bißchen Porzellan und Messing gedient sein könnte. Aber das Verschwinden unseres Schildes wäre die natürlichste Erklärung für eine Thatsache, die mich zu beunruhigen beginnt."

„Weißt Du eine andere dafür," fragte ich direct, „daß noch immer der erste Client auf sich warten läßt?"

„Darüber habe ich so viel noch nicht nachgedacht," antwortete sie sinnend — „ich habe mich zu sehr über das Glück gefreut, Dich so lange allein besitzen zu dürfen; im Uebrigen aber an Dich und Deine Zukunft geglaubt. Und ich finde es" — setzte sie hinzu — „selbst jetzt, wo ich darauf aufmerksam gemacht worden bin, so auffällig nicht. Denn vier Wochen sind's doch erst her. Es kommen doch nicht alle Leute eigens nach der Wiesenstraße, nur um unser Schild zu bewundern. Und siehst Du, da muß es sich doch auch erst herumsprechen, daß hier ein neuer Rechtsanwalt wohnt, daß er Hans Möller heißt und Doctor und überhaupt ein so grausam kluger Mann ist. Nun ist er freilich nicht allein ein kluger, sondern auch ein beredter Mann, aber davon wissen vorläufig nur sein Freund Peter und seine Frau."

„Gewiß, gewiß" — war meine Erwiderung. „Das heißt, von der guten Meinung, die Du von Deinem Manne hegst, abgesehen; die magst Du selbst verantworten. Im Uebrigen aber sollst Du Recht haben. Aber das ändert nichts an der Thatsache, daß sie peinlich ist, die Zeit des Hangens und Bangens und des Wartens und der Sorge, um so mehr, da gar nicht abzusehen ist, wie und wenn es sich 'mal ändern soll."

Aber mein Weibchen war guten Muthes. „Kleingläubiger," sagte sie lächelnd, „hast Du nicht mich, haben wir uns nicht einander und haben wir nicht immer noch auf der Bank?"

Ja, wir hatten „immer noch" auf der Bank, aber es wurde „immer" weniger. Und wenn wir unseren Wochenbedarf entnahmen, so fanden wir die Miene des Kassirers „immer" fragwürdiger. Er wußte offenbar nicht, was er aus uns zu machen hatte. Früher hatte er wohl einen Vorstoß gemacht, als halte er uns für Capitalisten, aber das that er schon lange nicht mehr. Wir wurden kühl und immer kühler behandelt. Es blieb mit sauertöpfischer Miene hinter dem Pult bei seinen Contobüchern und ließ uns durch einen Lehrling die Beträge vorzählen.

— — — Wie wohl unser erster Client aussehen würde, das war auf ausgedehnten Spaziergängen der Gegenstand meines eifrigen Nachdenkens. Eines Tages — ich war, noch immer tief in Gedanken, auf dem Heimweg und schon in der Stadt —, da hängte sich etwas an meinen Arm. Es war meine Frau. „Hurra, der erste Client ist da, war da, oder vielmehr: zwei erste Clienten waren zusammen da, einfache, aber bescheidene Leute, die ihre Schuhe auf der Vordiele ausgezogen und in Socken Deine Stube betreten haben. Sie sind zwar fortgegangen, wollen aber wiederkommen. Ich habe bei ihnen gesessen und sie so gut unterhalten, wie ich konnte, aber es dauerte ihnen zu lang."

„Zu lang bei Dir, ohne Schuh bei Deiner Unterhaltung, Schatz?

Digitized by Google

Die Welt wird schlecht und dumm und blind und immer blinder. Das Schönste versteht sie nicht zu würdigen."

Meine Frau wurde ungehalten. „Sei ernsthaft, Hans, es waren die ersten Clienten!"

„Nun, glänzend scheint die Clientel ja gerade nicht gewesen zu sein. Aber gleichviel, schade ist es doch, daß ich gerade in dem Augenblick nicht zu Hause war, wo mich die ersten Leute besuchten, die mein Schild wahrgenommen haben."

„Nicht wahr, jammerschade."

„Wir wollen hoffen, daß sie ihr Versprechen, wieder zu kommen, halten werden."

Im Gehen unterhielten wir uns weiter. „Sag 'mal Hänschen, wenn nun nachher, wie wir hoffen wollen, fort und fort Leute kommen, die mit Dir sprechen wollen, muß ich dann immer bei ihnen sein und sie unterhalten? Heute ging es an" — plauderte sie — „wir hatten Bohnensuppe und die kann Julie kochen, die kocht sich ja eigentlich von selbst; aber, wenn wir großen Braten machen, dann kann ich es ihr nicht allein überlassen. Dann muß ich mit nachsehen."

„Nein, Liebe, dann kannst Du es nicht und brauchst Du es auch nicht: ich glaube, es ist wohl überhaupt nicht Sitte, daß Anwaltsfrauen wartenden Clienten die Zeit vertreiben; auch ist Dein Plaudermündchen dazu viel zu schade."

Wir hatten unseren Weg fortgesetzt, nahmen eine Straßenecke ... und viel fehlte nicht, da wären wir mit einem Herrn zusammengestoßen. Es war ein kleiner Herr mit schwarzem Haar und Schnurrbart, klugen, schalkhaften Brillengläsern mit weichen, wie zum Lächeln geschürzten Mundwinkeln.

„Ah, Freund Peter," rief ich, — „Du kommst mir gerade recht."

„Sehr verbunden," entgegnete Peter, uns die Hände schüttelnd.

„Du bist mir hier in's Garn gelaufen und ich lasse Dich nicht, bis Du Dein Versprechen eingelöst hast."

„Mein Versprechen?"

„Gewiß, Dein Versprechen. Du hast meine Rednergabe, meine Begabung für das Anwaltsgeschäft gerühmt, Du hast mir eine Clientel zugesagt, riesengroß — sechszehn Gehülfen auf dem Bock, drei Geheimzimmer für den Chef, einen Wartesaal, geräumig wie eine Scheunendiele."

„Na, und?" fragte Peter. „Reicht die Wohnung noch immer aus? Wie viel Nummern hast Du denn in Deinem Register? Ist das Hundert voll?"

„Es gefällt Dir zu scherzen, lieber Peter, heute sind (leider in meiner Abwesenheit) die ersten Leute bei mir gewesen, die nach mir gefragt haben — bescheidene Leute mit sicherlich bescheidenen Objecten. Sie sind auf Socken in meine Stube gegangen."

Peter wurde ernst und nachdenklich. „Das ist ... allerdings ... merkwürdig," brummte er. — „Das kann nicht so bleiben. Es müssen Leute in Stiefeln kommen, fettige Brieftaschen mit fettigen Hundertmarkscheinen in den Rocktaschen. In Socken, das geht nicht. Leute in Socken sind in Anwaltszimmern nicht zu gebrauchen, die haben keine blauen Scheine, sondern Armuthsscheine in den Taschen. Da muß was geschehen. Dabei kannst Du nicht bestehen. Aber sei ruhig, ich will's schon machen, Hans. Haben Sie keine Sorge, gnädige Frau" — wendete er sich an mein Weibchen — „wir wollen's schon machen." Und geschäftig schoß er davon.

— — — Das Eis war gebrochen und kam in's Treiben. Am folgenden Tage erschienen die beiden Bescheidenen richtig wieder, wiederum auf Socken in das Allerheiligste des Herrn Doctors schleichend, Unvermögensbescheinigungen, nach Peter's zutreffender Voraussage, in den Taschen. Es waren Vater und Sohn, die sich über eine Polizeistrafe von drei Mark beschweren wollten. Dann kam noch eine Armenpartei, die eine Ehescheidungsklage einzureichen beabsichtigte. Das waren die Nummern eins und zwei im Register. Am zweiten Tag mußte ich einen Mann, der eine Unterschrift beglaubigt haben wollte, an einen Notar verweisen und wurde bei der Gelegenheit sehr bemitleidet, daß ich nicht so weit studirt hätte. Darauf drei stille Tage. Am vierten sah ich wieder nach, ob auch das Schild noch da sei, aber noch an demselben Tage kam die große Sache. Mich überschleicht immer dankbare Rührung, wenn ich an die große Sache denke, die meinen Ruf, meine Zukunft begründete und mein und meines Weibchens Glück festigte, diesem Glück jedenfalls die Probe, auch bei knappen Schüsseln fortzublühen, ersparte. Wer weiß, wie es uns ergangen wäre, hätte nicht die Feuersbrunst vom zehnten März, die weit im Westen den Abendhimmel röthete, den Hof von Kiebitzreihe zerstört. Die Feuersbrunst von Kiebitzreihe — das war nämlich die große Sache. Wenn ein Verbrechen vorlag, so mag Petrus es dem Uebelthäter in seinem Haben buchen, daß jene böse That doch eine gute Nebenwirkung gehabt hat und daß es dem Doctor Hans Möller und Frau den Lebensweg geebnet hat. Ist es aber ein Zufall gewesen ... so ... nun da läge die Sache, um das Ereigniß und die Verfolgung eines Unschuldigen doch unter einen optimistischen Gesichtswinkel zu bringen, schon etwas verwickelter. Peter nennt das moralische Drahtzieherei. Und Drahtzieherei und Unsinn ist ihm überhaupt jeder Versuch, unsere Freude an der glücklichen Wendung in unserer Lebensführung auf ihre Beschaffenheit als glückliches Ereigniß nach allen Seiten zu prüfen.

„Ein Vorgang," entwickelt er, „der eine berufsmäßige oder sonst pflichtgemäße und nutzbringende That auslöst, ist, so weit es sich um den Thäter der Folgethat und um seine Beziehungen dazu handelt — so weit ist er also im Feuer der Pflicht geläutert, oder — correcter — chemisch umgewandelt, etwas ganz Anderes geworden, als er früher war, wiedergeboren und nunmehr rein und glänzend, so trübe auch seine ursprüngliche Gestalt geworden sein mag. So ist auch die Feuersbrunst von Kiebitzreihe für Dich eine Nummer im Register, eine Anwaltssache, die mit der Journalnummer so und so eingelaufen ist, eine Nummer, die sich nur dadurch von den Nummern eins und zwei unterscheidet, daß sie einen glänzenderen Verlauf genommen hat. Nun bist Du es aber auch Dir und Deiner Frau schuldig, die Freude auszukosten, sie Dir nicht durch Moralpriestereien zu vergällen. Leute, die das thun, kommen mir immer vor wie hysterische Weiber, die ihre Hühnersuppe nicht entbehren wollen, aber auch nicht wollen, daß Hühner geschlachtet werden."

Daß mein Freund Recht hat, ist ja gar nicht zu bezweifeln. Für mich ist jenes denkwürdige Ereigniß daher schon längst auf die Nummer Drei meines Registers zurückgeführt:

Nr.	Betrifft	Gegenstand		Beendigung	Bemerkungen
3	Hofbesitzer Friedrich Albrecht Bülau v. Kiebitzreihe.	Untersuchungssache wegen Brandstiftung.	18./V.	10./VII.	Freigesprochen durch Urtheil des Schwurgerichts.

Ein Facsimile davon befindet sich mit einer kleinen Denkschrift in perpetuam memoriam für die Nachkommenschaft, die wir erhoffen, unter meinen Geheimpapieren; der Tag des Einganges dieser Sache ist zu einem Familienfesttage geworden; auf unserer Tafel erscheint am 18. Mai eine Extraflasche, wir lassen unsere Gläser leise klingen, nicken uns zu und trinken auf Nummer Drei. Es bleibt aber nicht allein die Sache in Andenken, sondern auch die Person meines Clienten, und in Augenblicken, wo ich mir Friedrich Albrecht ganz unschuldig vorstelle, rufe ich auch ihm, als dem Mitbegründer meines Glückes, ein kräftiges Heil zu. Der Brandfall und die damit in Verbindung stehende Untersuchung hatte in unserem Kreis viel Aufsehen gemacht und wuchs zu einer richtigen cause célèbre aus. Die von mir den Geschworenen gehaltene Rede, die meinen Ruhm durch Stadt und Land trug, mag den richtigen Ton getroffen haben. Ich war jung und mein Herz voll junger Begeisterung für die Wahrheit und das Recht und voll von menschlichem Mitgefühl (gleichviel, ob schuldig oder unschuldig) für denjenigen, der sich das Uebel einer so schweren Anklage zugezogen hatte. War ich auch nicht geradezu von der Unschuld meines Clienten so überzeugt, daß ich jede andere Möglichkeit für ausgeschlossen hielt, so erachtete ich es doch für ein sittliches Erforderniß, daß auf Grund eines so lückenhaften und unzuverlässigen Materials ein Schuldspruch nicht erfolgen dürfe. Ich warnte die Geschworenen, sich in das Gebiet der Vermuthungen zu verlieren und Vorgänge feststellen zu wollen, deren wahres Gesicht wir nicht mehr ermitteln könnten. Ob der Angeklagte — führte ich aus — den Brand vorsätzlich verursacht habe, oder daran unschuldig sei, wie wir Anderen alle es seien und zu sein behaupteten, — wer unterfange sich, das zu entscheiden? „Der Herr Staatsanwalt weiß es so wenig, wie ich und wie Sie. Das weiß nur Einer, von uns keiner!" Ich hatte ein ziemlich kräftiges Organ und ich stellte seine ganze Kraft in den Dienst dieser Gewissensaufrüttelung, womit ich meine Rede schloß. Und es war keine Komödiantenbegeisterung, die mich hinriß, es war kein unechtes Pathos. Vielleicht war es eben deßhalb nicht wirkungslos. Nach ganz kurzer Berathung erfolgte der Freispruch.

Friedrich Albrecht Bülau war nicht auf Socken gekommen, sondern in festen Kniestiefeln, angethan mit einem braunen Ueberzieher, woraus er, wissend, was sich schickt, einen Blauen gezogen und mir eingehändigt hatte. Er besaß ein rothes, vertrauenerweckendes Gesicht, Haare von unbestimmter Farbe, blaue Augen, rothen Kinnbart und einen dünnen röthlichen Backenbart. Ich habe niemals einen Menschen gesehen, der in so kritischer Lebenslage auch nicht einen Augenblick die Ruhe verlor. Daß ich meinem Peter diesen Zuwachs meiner Praxis zu verdanken habe, hatte ich keinen Augenblick bezweifelt. Die Auskunft, die ich von meinem Clienten erfuhr, erhob meine Vermuthungen zur Gewißheit. Ich sei ihm von einem Herrn, den er im Rathsbrunnen kennen gelernt habe, dringend empfohlen — „ein liebenswürdiger Herr, klein, dunkel."

„Und Brille —" ergänzte ich.

„Das ist der Richtige", sagte Friedrich Albrecht Bülau von Kiebitzreihe.

— — — Vom Schwurgericht war ich wie ein Triumphator zurückgekehrt, den Hut stets zum Gruß der Bürger in der Hand. So war ich durch meine Rede, die sachlich nichts enthielt, was nicht schon in den Akten stand, in der Achtung meiner Mitbürger gestiegen. Oben an der Treppe unserer Wohnung erwischte mich meine Frau und zog mich, bevor ich noch die Akten in der Canzlei ablegen konnte, in ihr Zimmer. Was mir dort widerfuhr, will ich nicht preisgeben. Ich verrathe nur, daß es mich wärmer gemacht hat, als die Vertheidigung und als alle Hochachtung auf der Gasse.

Einige Veränderungen waren schon in den letzten Wochen, wo die große Verhandlung sich vorbereitete, in meiner Praxis eingetreten. Es thronten mehrere Gehülfen auf hohen Sitzböcken, die sonst so leeren Repositorien füllten sich mit Aktenheften. Die Aktenschwänze waren neu, weiß und reckten sich in ihrem jungen Eifer so steif, als wollten sie da-

Digitized by Google

durch die Festigkeit ihrer Vorsätze versinnbildlichen, das Amtsgeheimniß unter allen Umständen zu wahren. Mit dem heutigen Tage aber trat ein förmlicher Umschwung ein. Das Wartezimmer war voll von Leuten, die ich nicht kannte und die trotzdem das Bedürfniß hatten, mich anzustaunen. Die zuletzt Gekommenen hatten sogar auf dem Gange Platz nehmen müssen und zwar auf Stühlen, die Julie aus ihrer Kammer und aus der Küche hergegeben. Der allerentschlossenste Client begnügte sich mit einer Vorrichtung, die ziemlich primitiv war, wenn sie auch eigentlich ein Kunstwerk darstellte. Diese Einrichtung war nämlich eine Art Leitertreppe, sie besaß aber an verschnitzten Stellen Gelenke und Hängen und konnte daher auch die Gestalt annehmen, die sie jetzt hatte, nämlich — die Gestalt eines Brettstuhls. Aber all' die Guten mußte ich dilatorisch behandeln. Die Meisten wurden nach flüchtiger Untersuchung der Sache gebeten, morgen wieder zu kommen. Denn der heutige Abend sollte uns und unserm Freund Peter allein gehören. Und so geschah es. Ein einfaches Abendessen, aber wir waren vergnügt miteinander.

— — — Als wir die Teller zurückgeschoben und die Cigarren angebrannt hatten, fragte Peter plötzlich: „Du, hältst Du Deinen Friedrich Albrecht für unschuldig?"

„Ich constatire mit dem Vertheidiger ein non liquet und Du? Willst Du Dir die Meinung des Staatsanwalts aneignen?"

„Ich will mir gar nichts aneignen, ich will Dir nur eine Geschichte erzählen."

„Los!"

„Du erinnerst Dich, wie Du mir von den ersten Clienten sagtest, die auf Socken gekommen waren?"

„Ganz recht!"

Diese Clienten gingen mir mit ihren Socken mehr im Kopf herum, als ich zugeben wollte. Ich versuchte, eine Art Syndicat bei dem Hüttenwerk unserer Stadt für Dich zu erwirken. Das mißlang. Da fügte es schon nach einigen Tagen der Zufall, daß ich Dir von Nutzen sein konnte. Ich saß im Rathsbrunnen und las die Fliegenden. Ein guter Judenwitz, ein erträglicher Schwiegermutterwitz — das war die geringe Ausbeute. Am Nebentisch gewahrte ich einen vereinzelten Gast im braunen Ueberzieher, rauchend, aus einem großen Steinkrug trinkend, sehr nachdenklich, eine Art Oekonom, verständig aussehend, mit einem Wort — der mir damals ganz unbekannte Friedrich Albrecht Bülau. Und dieser Gast nahm sein Ungethüm von Krug und rückte, etwas verlegen, an meinen Tisch.

‚Entschuldigen Sie, ich möchte Sie etwas fragen. Sind Sie in der Stadt bekannt?'

Einigermaßen.

‚Können Sie mir einen tüchtigen Rechtsanwalt empfehlen?'

Vielleicht. Aber da muß ich wissen, um was es sich handelt.

Die Frage paßte unserem Friedrich Albrecht gerade nicht, aber er überlegte ruhig und entschloß sich dann Auskunft zu geben. ‚Ich sehe nicht ein, weßhalb ich es Ihnen nicht sagen soll. In einigen Wochen wird's durch alle Zeitungen gehen.' Und nun erzählte er mir, wie er, kaum aus der Nachbarprovinz in diese ihm ganz unbekannte Gegend, wo er, den Hof Kiebitzreihe erworben, gekommen, das Unglück gehabt habe, sein Besitzthum in Flammen aufgehen zu sehen, daß er sogar in den Verdacht der Brandstiftung gerathen sei und vor das Schwurgericht komme. ‚Ich bedarf eines Vertheidigers; nun rathen Sie mir!'

Ich rieth, entweder zu Dr. Möller, also zu Dir, oder zu Dr. Meyer zu gehen. Friedrich Albrecht sagte: ‚So! und Hm! und rauchte. Dann wendete er sich wieder an mich: ‚Wen empfehlen Sie denn am meisten?'

Ja, das kann ich Ihnen nur sagen, wenn Sie mir eine Gewissensfrage beantworten.

‚Und welche?'

Sind Sie schuldig oder unschuldig?

Er sah mich komisch verdutzt und verwundert an. ‚Wie so?'

Ja, sehen Sie, die Sache ist so. Wenn Sie schuldig sind, müssen Sie zu Dr. Möller gehen. Sind Sie aber unschuldig, dann können Sie auch zu Dr. Meyer gehen. Unschuldige vertheidigt Dr. Meyer ganz gut.

‚Hm! Hm!' sagte Friedrich Albrecht und war ganz in Rauchwolken und Nachdenken versunken. Es dauerte eine ganze Weile, bevor er den Nebel mit der Hand verjagte. Immer in's Leere starrend, leerte er seinen Krug und schloß den dicken Zinndeckel so vorsichtig, als sei er zerbrechlich wie ein ausgeblasenes Ei. Dann legte er ein Geldstück auf den Tisch und stand auf. ‚Danke Ihnen!'

Bitte sehr.

‚Ich werde wohl zu Dr. Möller gehen.'

So denke ich auch.

„Nicht wahr," schloß Peter seine Erzählung, „es ist doch was Schönes und Tröstliches um das Vertrauen auf den Sieg der Unschuld?!" Um seine Mundwinkel schwebte ein Lächeln, dessen Ursache ich jenseits von Gut und Böse vermuthe.

Aus der Hauptstadt.

Falschmünzer-Presse.

Aus Belgrad ist die erschütternd grausige Kunde gekommen, daß Herr Milan eine Reihe seiner politischen Gegner zu zwanzigjähriger Kettenstrafe hat verurtheilen lassen, und das aus keinem anderen Grunde, als aus dem persönlicher Rachsucht. Unsere großen Zeitungen aber fahren fort, die Rehabilitirung des Mannes von Rennes zu betreiben und dreyfusischer als Dreyfus selbst zu sein, der durch die Zurückziehung des Revisionsgesuches den Kampf um seine Ehre wohl aufgegeben hat. Den unschuldigen Opfern des Karten- und Dirnenkönigs sprangen keine Originalcorrespondenten hilfreich bei, ihnen zu Liebe wurde keine Preßcampagne von unerhörter Ausdehnung und Wucht eingeleitet, das Verfahren gegen sie fand kaum oberflächliche Kritik Seitens der öffentlichen Meinung, die uns von gescheiterten Handlungsgehilfen und ehemaligen Closetreinigern täglich zweimal servirt wird. Wie kam es, daß alle Welt diese Unglücklichen vernachlässigte und ihrem furchtbaren Schicksal überließ? Daß man gleichgültig den scheußlichen Spruch der Blutrichter hinnahm und auch jetzt noch dem Entsetzlichen mit einiger Gleichgültigkeit gegenübersteht? Dreyfus hat die Thränendrüsen von Tausenden geöffnet, Lieder auf den Märtyrer von der Teufelsinsel tragen die kleinen Mädchen sentimental im weißen Busen, die Dichter aller Sprachen und Zungen preisen ihn lyrisch, episch und dramatisch, und die Intellektuellen aller Länder, alle Menschen von Herz und Gefühl ergreifen einmüthig, zornflammend Partei für ihn gegen seine Verfolger. Und dabei haben wir heute, wenn man's pedantisch erwägt, weniger Anlaß als je zur Sympathie mit dem von uns vergötterten Mühlhausener. Er, der in verdächtig prahlerischen, für die Druckerschwärze und die Vorgesetzten bestimmten Privatbriefen seinem grob geschminkten Deutschenhasse allzu wilden Ausdruck gab; er, dessen übermäßiger Biereifer und unzeitige Neugier im Dienst ebenso geeignet war, Verdacht zu erwecken, wie sein rücksichtsloses Streberthum ihm die Freundschaft der Kameraden rauben mußte; er, der eine traurige Nützlichkeitsehe schloß, sein Weib nach besten Kräften betrog und sich dann, in der Stunde der Gefahr, doch nicht scheute, so zu thun, als beklage er nicht sein, sondern ihr trauriges Loos — dieser kaltsinnige, schlau berechnende Egoist beging am Ende doch den unbegreiflichen Fehler, auf seine Wiederehrlichmachung zu verzichten und sich wie ein reumüthiger Verbrecher mit der lumpigen Begnadigung zu begnügen. Alle Eigenschaften seines Charakters, seine ganze Wesensart ist so undeutsch im Kern, daß unser innerstes Empfinden vor ihm zurückschaudert, auch wenn er unschuldig wäre. Und dennoch erhitzte sich Germanien für diese Angehörigen einer fremden Rasse, einer fremden Welt, für diesen persönlich unangenehmen Gesellen, der unser Land mit schmutzigen Reden beschimpft hatte. Wie kam nur der Fackelzug zu Stande, den ihm unsere Nation, hingerissen in schwärmerischer Liebe, darbrachte? wie kam es nur, daß einzelne Böswillige sogar ungestraft den tollhäuslerischen Gedanken propagieren durften, seinetwegen Frankreich den Krieg zu erklären?

Von den Ernüchterten wird heute sich jeder selbst die richtige Antwort zu geben wissen, und der Ernüchterten sind bereits viele, wenn auch die große Mehrzahl sich noch mit Händen und Füßen gegen das trostlose Eingeständniß sträubt, ein gerüttelt Maaß beigetragen zu haben zu der schmählichsten Blamage des Jahrhunderts. Gewiß gab die natürliche Regung des Mitgefühls für einen schuldlos Gemarterten den ersten Anstoß zu der deutschen Dreyfusbewegung. Mitleid und Rührung sind so angenehme und dabei wenig kostspielige Nervenreize, und man versagt sich dies Vergnügen nicht, wenn einen das Zeitungsblatt immer von neuem dazu einlädt. Aber die kleine Emotion wäre nach drei Tagen vergessen gewesen, niemals hätte ein solcher Taumel, eine solche Siedehitze der Wuth und solch orgiastische Antheilnahme die Gemüther verbiestert, wenn es nicht den Besitzern der Rotationspressen um eine Kraftprobe zu thun gewesen wäre. Einfach genug lautete die Aufgabe: mit den denkbar plumpsten und ordinärsten Mitteln die Masse der Bevölkerung in einen Haschischrausch zu versetzen, aus dem nur die Opiumverkäufer selbst oder grenzenlose Langeweile sie erwecken konnte. An einem markanten Beispiele sollte die Alles zerdrückende Macht der Presse nachgewiesen werden. Und es ist gelungen, den Nachweis so zu führen, daß schwarze Verzweiflung Jeden packen muß, der bisher an die Existenz einer Volksseele und eines, wenn auch noch so dumpfen Heerdenbewußtseins geglaubt hat.

Niemals noch, auch in der dunkelsten Zeit der Menschheit nicht, ist gröber und glücklicher auf ihre Gehirnarmuth speculirt worden. Nach den phantastischen Erfolgen des Scherlismus hatten Menschenfreunde alle Ursache, auf das Aeußerste gefaßt zu sein, aber diesen Triumph der Finsterniß konnten sie nicht erwarten. Wenn es den Zeitungen gelungen wäre, Dank der höllischen Schlauheit ihrer Fabrikanten die Urtheilskraft der Leser einzuschläfern und ihnen sacht, mit feinen wissenschaftlichen Kniffen, die eigene Meinung zu suggeriren, dann möchte es zur Noth hingehen. Daß dem Intelligenten der Dummkopf gehorchen und frohnen muß, die Gewißheit hatten die Intelligenten schon lange vor Darwin. Aber immer hatte man geglaubt, den Schwachen im Geist allerhand hübsches Brimborium vormachen und sie in den Wahn versetzen zu sollen, daß man sie für Reiche und Starke halte. Selbst der brave alte Oxenstierna meinte seinem Sohn nur ganz im Vertrauen sagen zu dürfen

Digitized by Google

daß die Welt mit sehr wenig Witz gelenkt werde, und er behauptete nicht, was weiser gewesen wäre, daß gar kein Witz zu ihrer Lenkung gehöre.

Dreyfus ein makelloser Heiliger, dessen weißes Gewand der generalstäblerische Lindwurm aus purer Lindwurmbosheit besudeln wollte, Parsifal und Christus zugleich; Picquart die „feinste Culturblüthe am Menschheitsbaum", ein Lichtgott, Drachentödter Siegfried, Fürst und Held, von dem man andachtsvoll verschweigt, daß er der Erfinder ebenso schmutziger wie alberner Spionagesysteme ist. Zola, früher ein „ekelhafter Pornograph", dessen Namen man nicht vor keuschen Ohren nennen durfte, jetzt der eiffelthurmhohe Kämpe für Reinheit, Wahrheit und Tugend. Wer immer für Dreyfus eintrat, ob er nun Stapfer hieß oder überhaupt keinen Namen hatte, avancirte doch auf der Stelle zum „ausgezeichneten Gelehrten, dessen kraftvollem Flug längst alle feineren Geister mit Bewunderung folgen". Aber nicht nur die geistige Physiognomie ändert sich vortheilhaft, sobald man in die Reihe der Dreyfusapostel eintritt, auch Antlitz und Körper nehmen unverzüglich ein ideales Aussehen an. Hauptmann Breon, der vier Wochen lang eine bornirte Commißvisage wie seine Leidensgefährten zur Schau trug, erfreut sich vornehmer, ausdrucksvoller, feingeschnittener Züge, sobald bekannt wird, daß er gegen die Verurtheilung votirt hat. Auf der anderen Seite, bei den Feinden des Teufelsinsulaners, wimmelt es selbstverständlich von Galgenvögeln- und Verbrechern-, Fuchs- und Idiotengesichtern. Coppée, Barrès, Lemaitre, Bertillon — alle die einst verhätschelten Größen unterm Strich haben jetzt die Wahl, viehische Schurken und Schelme oder blödsinnige Trottel zu sein. Und der Leser merkt es nicht. Der Leser verbrennt getreulich mit, was er gestern angebetet, und betet, die Stirn auf der Erde, an, was er verbrannt hat. Wofür ihn wohl die Originalcorrespondenten, Redacteure und Verleger halten: für einen viehischen Schurken und Schelm oder einen blödsinnigen Trottel? Nach dem Spruche: „Schweinehund, na ja — aber Dummkopf, nein bitte, das thut weh" zu urtheilen, haben sie ihm in den letzten Monaten und Jahren schier unerträgliche Schmerzen verursacht, und das trotz den von ihm pünktlich gezahlten Abonnements- und Insertionsgeldern.

Ob Dreyfus schuldig ist, ob unschuldig; ob die Generalstäbler ihre frechen Fälschungen in überwallender Vaterlandsliebe oder aus niederträchtig kleinen Beweggründen begangen haben — nicht darum handelt es sich mehr. Das verbrecherische Treiben der modernen Preßcamorra, die verwegenen Fälschungskunststücke der Männer, die sich uns aus eigenem Rechte zu Lehrern und Führern gesetzt haben — sie stehen zur Discussion. Niemand, auch der Freieste und Selbstständigste nicht, vermag sich dem Einflusse des gedruckten Wortes zu entziehen. Von den Zeitungen wird eine Gewaltherrschaft auf die Gemüther ausgeübt, wie sie den Königen und der Kirche nie vergönnt gewesen ist. Und Könige und Kirche gehorchen der neuen, unheimlichen Macht; blindlings unterwerfen sich ihr die Millionenvölker des Erdballs. Sie trägt das Licht der Bildung und Aufklärung, davon so viel Wesens gemacht wird, aber sie benutzt es nicht zur Erhellung der Nacht, sondern schleudert es als Brandfackel in die Paläste, die sie verwüsten will, und in die Seelen. Die Intelligenz des Einzelmenschen hat fraglos in den letzten Jahrhunderten zugenommen; die Intelligenz der Masse ist Dank der Erfindung der Zeitungen rapid zurückgegangen. Das bißchen Papier mit Druckerschwärze, das in höchstens fünfzig Jahren Staub und Schmutz geworden sein wird, hypnotisirt die Menschheit, wie kein großer Gedanke sie je hypnotisirt hat. Ihm opfert sie lächelnd Ueberzeugung und Urtheilskraft. Wäre die systematische Verdummung der Menge nicht bereits so weit vorgeschritten, wie dürften die Zeitungsfalschmünzereien es dann wagen, ihr Bleigeld am hellen lichten Tage, ohne die geringste Vorsichtsmaßregel, in den Verkehr zu bringen? Ein schlauer Betrug imponirt am Ende selbst dem Geschädigten; dummdreiste Gaunerei dagegen fügt zum Verlust auch noch den Affront.

Nach ihrem Triumphe in der Dreyfusaffaire fühlt sich die Camorra stark genug für das schwierigste Unternehmen. Ein Theil ihrer Mitglieder münzt die nackte, schamlose Börsenspeculation Chamberlain's zu einem heiligen Kriege für Cultur und Gesittung um; die Uebrigen sind angelegentlich damit beschäftigt, den deutschen Kaiser zu betrügen. Seit drei Monaten, seit dem Beginn des Canalrummels, beweisen die Organe des Berliner Freisinns unabläßig, daß der preußische Adel niemals eine Stütze des Königthums gewesen ist, während die Bewohner des Thiergartenviertels alleweil durch's Feuer für die Monarchie gegangen sind. Willibald Alexis und Johann Jacoby werden als Kronzeugen angerufen, und immer tiefer werden die plebejischen Bücklinge, die der Geheimrath Lessing seine Socialdemokraten a. D. vor dem Träger der Krone machen läßt. Diese Leute wissen ganz genau, daß alle Welt ihre traditionell feindseligen Gesinnungen gegen das Haus Hohenzollern kennt, und dennoch getrauen sie sich, aller Welt in's Gesicht zu lügen und alle Welt zu zwingen, die widrige Komödie ernst zu nehmen. So aufdringlich plump sind freilich die Bemühungen, das Wohlgefallen Wilhelm's II. zu erringen, so würdelos lächerlich die Schmeicheleien und Ergebenheitsbetheuerungen, so albern die handgreiflichen Verdächtigungen, die gegen Hans v. Miquel und seine paar Getreuen im Hohen Rathe geschleudert werden, daß sie nothwendig ihren Zweck verfehlen müssen. Aber schon die bloße Thatsache des freisinnigen Feldzuges, allein die Hoffnung dieser Leute, zur Regierung zu kommen, zeigt ihr hochgradiges Selbstbewußtsein an und ihren unbändigen Machtkitzel. In beiden Parlamenten befindet sich die Hand voll Abgeordneter, die dem zerschlissenen Freisinnsbanner folgt, in humoristisch wirkender Minderheit; sobald's zur Wahl kommt und dem blinden Hödur auf etliche Stunden der Staar gestochen wird, erkennt die staunende Abonnentenschaar immer von Neuem, daß diese Art Demokratie keine Spur eines Rückhaltes im Volke mehr hat. Nichts steht ihr zur Verfügung, als ihre Rotationsmaschinen — und mit diesen Falschmünzerpressen hält sie den papiernen Reichthum aufrecht, der sie zur Herrin der deutschen Welt macht.

Daß wir uns solchem Münzrecht beugen und unsere Taschen gierig mit den Falsificaten vollstopfen, wird dem kommenden Historiker zur Charakteristik der deutschen Verfallzeit genügen. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ewige Liebe". Schauspiel in drei Acten von Hermann Faber. (Kgl. Schauspielhaus.)

Herr Faber, dessen wirklicher Name Goldschmidt gewissermaßen doch auch ganz nett und jedenfalls auch nicht verdächtiger klingt, verdient den Ehrennamen eines Künstlers. Denn zweifellos ist es eine Kunst, Machwerke wie sein Schauspiel von der ewigen Liebe bei einer Bühne anzubringen. Herrn Faber's Held hat seiner Braut das Gelöbniß ewiger Liebe geleistet, und die Gute wartet schon deßhalb treulich sechs Jahre lang auf ihn, weil sich in dieser Zeit absolut nichts Besseres für sie findet. Nach Ablauf der Prüfungsfrist begegnet dem bis dahin gleichfalls standhaften Bräutigam das kleine Mcltheuer, sich doch noch in eine Andere zu verlieben, eine süße Geigenfee, wie sie sich auf dem Theater so appetitlich ausnehmen. Nun ist der schreckliche Conflict da, der furchtbare Kampf zwischen Leidenschaft und Gewissen, der seit unzähligen Jahren so oft Angesichts des Souffleurkastens ausgefochten worden ist. Glücklicherweise hält sich Herr Faber nicht bis zum Schlusse dabei auf, was die Bodenlosigkeit der von ihm producirten Langweile noch vermehrt hätte. Er läßt die Geigenfee den durchschlagenden Erfolg erzielen, ohne den es zwischen den Coulissen nie abgeht — und nun berauscht der Duft des Lorbeers ihr bizarres Köpfchen. Sie will dem Ruhme nachjagen, weit über's Meer, sich in ihm sonnen, sich von ihm verbrennen lassen. Walter, der hohe Held, mag sie auf dieser Sonnenfahrt begleiten, wenn er will — doch nicht als Gatte, nur als Geliebter. Das paßt aber Waltern nicht, der als Gymnasialoberlehrer weiß, was Moral und Anstand ist. Folglich scheidet er, gebrochenen Herzens, wie üblich, von ihr. Martha, die treue Braut, taucht wieder im Hintergrunde auf. Im Allgemeinen fängt, wer zwei Hasen hetzt, gar keinen; wir dürfen aber, wenn anders der Poet Faber sich nicht bloß mißverständlich ausgedrückt hat, darauf hoffen, daß Walter als Graf von Gleichen noch mit beiden Damen glücklich werden wird, theils in zahmer, theils in wilder Ehe.

Angelesen nur und mit den Augen des täppischen Theaterarbeiters gesehen, wie diese triste Handlung, ist auch jede Einzelheit des Stückes. Keine Figur, bei der man wenigstens momentan vergißt, daß sie mit dem Winkelmaaß mühsam construirt worden ist; keine Scene, deren man sich nicht bereits dunkel erinnert, und auch in dem üppig wuchernden Beiwerk nichts, was entfernt wie Eigengewächs anmuthet. Man wird nicht warm trotz dem vielen Aufgewärmten. Faber hat auf die Nebensachen und Nebenpersonen weit mehr Gewicht als auf die eigentliche Handlung und die Herzensqualen des Helden und der Heldinnen gelegt, und seinen guten Geschmack ehrt das. Aber leider springt der bunte Episodenkram völlig aus dem Rahmen des Stückes heraus, und die paar gelungenen Witzchen, die paar hübschen Conturen, die es auf dem mißrathenen Gemälde zu sehen giebt, sind ganz willkürlich, zusammenhanglos hinaufgesetzt. An anderer Stelle nähmen sich der brummige Musikgreis und der abenteuerlustige Kleinstädter am Ende ganz erträglich aus; hier wirken sie deplacirt und sind nur weitere Beweise für die Unfähigkeit des Autors, ein Theaterstück zu bauen. Für seine Unfähigkeit, schlecht und recht, denn wer trotz inbrünstigem Studium der Theaterei sich schließlich doch so wenig heimisch zwischen den Coulissen zeigt, an dem ist Hopfen und Malz verloren. „Ewige Liebe" ist fünf Jahr alt, und zwei Jahre lang hat die Intendanz gezögert, ehe sie das bei ihr lagernde Schauspiel herausbrachte. Man begreift ihre Zurückhaltung und sympathisirt damit.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Kammergutsfrage in Coburg.

Aus dem Herzogl. Staatsministerium in Meiningen erhalten wir folgende Berichtigung:

In dem Aufsatz „Die Kammergutsfrage in Sachsen-Coburg-Gotha" in Nr. 35 der „Gegenwart" behauptet Herr K. v. S., beide Ländchen,

Digitized by Google

nämlich Weimar und Meiningen, seien heute noch die größten Preußenhasser. Irgend ein Beweis für diese Behauptung ist nicht beigebracht; sie ist, so viel Meiningen anlangt, — und nicht anders wird es sich mit Weimar verhalten — gänzlich aus der Luft gegriffen. Im Gegentheil: Das Herzoglich Sachsen-Meiningische Haus steht mit dem Königlich Preußischen in den engsten verwandtschaftlichen Beziehungen: der Erbprinz und die Prinzessin Marie sind Kinder einer preußischen Prinzessin; der Erbprinz gehört seit seiner Jugend ununterbrochen als dienstthuender Officier, jetzt als commandirender General dem Preußischen Heere an, er ist mit einer Schwester des Kaisers vermählt. In Meiningen steht ein preußisches Infanterie-Regiment, die Eisenbahnen im Lande, mit zwei geringfügigen Ausnahmen befinden sich im Besitz Preußens, und das Landgericht in Meiningen ist seit 1. October 1879 neben Meininger und Coburger Richtern mit Preußischen besetzt, und zu seinem Bezirk gehören zwei preußische Kreise. Das sind gewiß keine Anzeigen einer feindseligen oder auch nur abgeneigten Gesinnung gegen Preußen, sondern vielmehr Beweise des vollkommensten Vertrauens der Regierung und der Landesvertretung des kleinen Ländchens gegenüber der preußischen Großmacht und der besten Beziehung zwischen beiden Staaten.

Herr K. v. S. sagt weiter in einer ganz haltlosen Redewendung, Herzog Ernst von Coburg-Gotha sei bei Abschluß des Domänenabkommens vom Jahre 1855 „der Abgott der harmlosen Freiheitshelden — nämlich der Landtagsabgeordneten — gewesen", „die von Tyrannenmord und deutscher Republik redeten" ... An einer anderen Stelle heißt es: „Döllstädt" — die werthvollste Domäne in Gotha, wie vorher gesagt wird — „ist der Stammsitz seiner" — des Herrn K. v. S. — „Familie, der von den Wettinern nach dem Aussterben des einen Asts einfach als herrenloses Gut widerrechtlich eingezogen wurde, obwohl das Geschlecht noch in der Mark fortblühe. Man hat ja oft fälschlicher Weise von Raubrittern gesprochen; hier war es Fürstenraub." Auch für diese schwere Beschimpfung der Wettiner ist nicht der Schatten einer Rechtfertigung beigebracht. Offenbar war Döllstädt ein Lehngut — als Allodialgut hätte es überhaupt nicht eingezogen werden können. Zur Erbfolge in ein Lehn sind aber nur die Abkömmlinge des ersten Erwerbers im Mannesstamm berechtigt; war nun der, das Lehngut Döllstädt besitzende Ast der Familie ausgestorben, so hätte der noch fortblühende Ast nur dann Anspruch auf die Lehnsfolge gehabt, wenn auch dieser Ast von dem ersten Erwerber abgestammt hätte. Daß dies der Fall, hat Herr K. v. S. anzugeben entweder nicht für nöthig gehalten, sei es, weil er mit dem Lehnrecht nicht genügend vertraut ist, sei es, weil er durch seine Behauptung von der widerrechtlichen Einziehung oder Beraubung den Leser zu verblüffen hoffte, oder er kann es nicht behaupten. Stammt aber der noch blühende Ast nicht von dem ersten Erwerber ab, so war nach dem Lehnrecht der Landesherr als Lehnsherr wohl befugt, das heimgefallene Lehn einzuziehen; die bloße Verwandtschaft des blühenden Astes mit dem letzten Lehnsbesitzer verlieh kein Recht auf Lehnsfolge und kam für den Lehnsherrn gar nicht in Betracht. Die widerrechtliche Einziehung eines Lehngutes war nicht so leicht: zunächst konnte ein Lehnsherr, zumal in einem kleinen Lande, sie schon deßhalb schwerlich wagen, weil er dadurch das Mißtrauen und die Abneigung aller seiner Vasallen erregt hätte, auf deren Treue und Ergebenheit seine eigene Macht zumeist beruhte. Weiter aber hätte dem in seinem Recht verletzten Lehnsbesitzer oder Lehnsfolger der Schutz der Reichsgerichte zur Seite gestanden, denen auch die Reichsfürsten unterstanden.

Notizen.

Da wir im Erscheinen begriffene Lieferungswerke erst besprechen, wenn sie uns vollständig vorliegen und ein abschließendes Urtheil ermöglichen, so signalisiren wir nur kurz, daß der Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig unter dem Titel: Richard Leander's Sämmtliche Werke die poetischen Schriften des verstorbenen Hallenser Chirurgen Richard von Volkmann erscheinen läßt. Die im Hauptquartier vor Paris 1870/71 geschriebenen reizenden „Träumereien an französischen Kaminen" haben seiner Zeit viel Anklang gefunden und sind bereits in 25 Auflagen verbreitet; aber auch die späteren liebenswürdigen Erzählungen und Gedichte verdienen diese Gesammtausgabe. Der Verlag veranstaltet zu gleicher Zeit eine Volksausgabe von Karl v. Hase's Kirchengeschichte. Losgelöst vom Ballaste der Quellen- und Literaturübersichten, wendet sich das classische Lehrbuch, das den Mittelpunkt der Lebensarbeit des großen Leipziger Theologen bildet, nicht mehr nur an Fachmänner, sondern an jeden gebildeten Deutschen. Endlich haben Breitkopf & Härtel auch die große Ausgabe von Felix Dahn's Poetischen Werken in 21 Bänden — im Zeitraume von etwa zwei Jahren — durchgeführt. Davon enthalten 15 Bände Romane und Erzählungen (darunter das Hauptwerk: „Ein Kampf um Rom"), 4 Bände Dichtungen und 2 Bände Theater. Wir zweifeln nicht an dem großen Anklang, den diese schön ausgestattete und billige Gesammtausgabe finden wird.

Im Verlage von Richard Taendler in Berlin sind einige Romane erschienen, die besser als das gewöhnliche Lesefutter sind und eine Erwähnung verdienen: „Das Goldherz", von Anton Frhr. von Perfall, ist die psychologisch feine Schilderung einer modernen Frauenseele, die auf der Suche nach sich selbst fast ihr Lebensglück verscherzt. Noch hübscher ist die Novelle „Graf Stachelberg's Brautschau", worin die amerikanische Geldheirath als Auffrischung altadeliger Namen zeitgemäß behandelt wird. Perfall versteht es, durch die Kraft seiner Schilderung auch die verworrensten Conflicte und abenteuerlichsten Vorgänge dem Leser wahrscheinlich und interessant zu machen, oft zeigt er sogar echten Humor. Das gleiche Thema streift auch Arthur Zapp's „Miß Nelly's Freier": eine junge Amerikanerin, die, bei Verwandten in Deutschland zum Besuch, mit ihren Millionen eine Schaar mitgiftlüsterner Freier anlockt und einen nach dem andern „abblitzen" läßt. Weniger gefällt uns die zweite Hälfte des Romans, die in Amerika spielt und mit der üblichen Leihbibliotheken-Spannung operirt, aber aus der Schablone nicht herauskommt. Viel zu breit angelegt ist „Antonie" Roman von H. von Schreibershofen. Es wird hier die Frage der gemischten Ehen behandelt. Antonie ist ein untergeschobenes Kind, dessen Dasein ihrem angeblichen Vater ein großes Vermögen sichert. Gewissensbisse treiben ihn dazu, in der römisch-katholischen Kirche Ruhe zu suchen, ihr auch Antonie zuzuführen und deren Zukunft für alle Fälle durch eine Heirath mit einem bedeutend älteren Manne sorgenlos zu gestalten. Sehr bald trennt sich Antonie von ihrem Gatten, tritt zur evangelischen Kirche über, heirathet wieder, abermals einen Katholiken, folgt ihm nach Italien, seinem Vaterlande und macht dort die Erfahrung, daß ihre Ehe nicht anerkannt wird. Also sehr verwickelte Verhältnisse, die nur recht äußerlich verknüpft und gelöst werden, — echte Frauenarbeit. Das Beste sind die Naturschilderungen von Tirol, Italien und der Nordsee.

Der große Erfolg, den der Königsberger Professor Lassar-Cohn mit seinem Buch „Chemie im täglichen Leben" erzielte, hat ihn nun veranlaßt, im gleichen Verlage (Hamburg, Leopold Voß) einen Supplementband herauszugeben: „Einführung in die Chemie in leichtfaßlicher Form." Geist, Anordnung, Illustration und Vortrag sind die altbewährten geblieben, nur daß hier gewissermaßen eine Einleitung zu dem vielverbreiteten Werke gegeben wird, das Theoretische und Grundlegende zu Anwendung, Resultat und Praxis. Auch hier excellirt der Verfasser wieder in der schweren Kunst, strengste Wissenschaftlichkeit in leicht faßlicher Weise exact und knapp vorzutragen. Man lese nur einmal die geradezu classisch einfache Darstellung der Leuchtgasbereitung oder des Acetylens, um die geistreiche, unterhaltende, eine Fülle von Belehrung spendende Art des Verfassers zu beobachten. Eine solche Gabe populär-wissenschaftlicher und doch niemals seichter, trivialer oder unwissenschaftlicher Darstellungskunst ist bei uns Deutschen ganz ungewöhnlich. Das Buch ist denn auch aus Laienvorträgen entstanden, d.h. aus Volkshochschulvorträgen, aus dem Leben und für das Leben. Sehr lesenswerth ist in dieser Hinsicht die Vorrede, worin Lassar-Cohn seine Ansichten über den naturwissenschaftlichen Unterricht an Volkshochschulen entwickelt. Wendet sich also das Buch zuerst an Volkshochschüler, denen es als ein gutes Nachlese- und Lehrbuch empfohlen sei, so kann es doch auch jüngeren Chemikern, wie überhaupt allen gebildeten Laien werthvolle Dienste leisten. „Ein Werdender wird immer dankbar sein."

Der Verlag von E. Kempe in Leipzig giebt eine Reihe von Schriften „Frauen-Berufe" heraus, die wirklich verdienstvoll und praktisch sind. „Die Comptoiristin" und „Die Lehrerin" sind bereits erschienen. Beide Büchlein bieten mehr, als man erwartet; in durchaus erschöpfender Weise sind beide Berufe nach allen Seiten hin behandelt und durchgearbeitet; es ist genau angegeben, was eine künftige Lehrerin oder Buchhalterin wissen muß und leisten soll; was sie dann aber auch in den einzelnen Fächern und Stellungen erwarten kann. Sie erfährt bis in's Einzelne, welche Mittel und Wege sie einschlagen muß, um Erfolg zu haben: Forderungen, Leistungen, Bildungsgang, Aussichten. Auch das neueste Heft „Die Schriftstellerin" enthält gute Lehren und Winke, doch fehlt leider eine Warnung vor gewissenlosen Commissionsverlegern, die für ihre Autoren weiter nichts thun, als den gepfefferten Kostenvorschuß einstreichen, nirgends inseriren, kaum Besprechungsexemplare versenden und das ihrer Thätigkeit anvertraute Buch einfach seinem Schicksal überlassen. Gerade die „stilvoll" ausgestatteten Werke sind solchen Ausbeutern die einträglichsten Objecte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Schriftsteller-Heim in Jena.

Es gelangen jetzt überall hübsch ausgestattete Baustein-Karten zur Ausgabe, die das Bild eines stattlichen Hauses im Renaissance-Stile aufweisen. Ein solches Haus soll demnächst als Schriftsteller-Heim in Jena errichtet werden, und mit den Karten richtet das Heim-Comité an alle Freunde unserer Literatur einen Appell, zur Erbauung des Hauses je nach Kräften ein Scherflein beizutragen. Ein sehr wichtiger Anfang zur Verwirklichung des Planes ist bereits gemacht worden. Ein Mitglied des deutschen Schriftsteller-Verbandes in Jena hat in hochherziger Weise den reizend gelegenen Bauplatz gestiftet, der einen Werth von 25 000 Mk. repräsentirt, die Stadt Jena ist dem Projecte durch verschiedene Vergünstigungen entgegengekommen, und der Großherzog von Sachsen, der erlauchte Förderer aller literarischen und künstlerischen Bestrebungen, hat das Protectorat über das Heim übernommen. Die Baustein-Karten sind in der Preislage von 1 Mk., 10 Mk., 20 Mk., 50 Mk., 100 Mk., 500 Mk. und 1000 Mk. überall zu haben. Wo dies noch nicht der Fall sein sollte, wolle man sich direct mit dem **„Ortsausschuß für das Schriftsteller-Heim in Jena"** in Verbindung setzen. Der Bilderschmuck wurde von Künstlerhand ausgeführt und stellt insbesondere in den höher bewertheten Exemplaren ein äußerst geschmackvolles Kunstwerk dar.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Abenteuriaden**, kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben**, ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausg. 30 M. — Bassermann: Dantes Spuren in Italien, Lwb. 25 M. — Hch. Kurz: Gesch. d. dtsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."
Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ½ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende
von
Wilhelm Roscher.
Siebente Auflage.
Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.
Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 7. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

* I-U-Lib *
23 Oct. 99

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Ergebnisse der Agrarpolitik. Von Alfred Nossig (Paris). — Das Ende des Marxismus. Von K. Paul Mohr. — Volks- und Krankenernährung. Von Sanitätsrath A. Kallert. — **Literatur und Kunst.** Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. — Claus Groth und Fritz Reuter. Von Professor K. Köster. — **Feuilleton.** Der gute Anton. Von Anselm Heine. — **Aus der Hauptstadt.** Die letzte Hypothek. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung. Von Dr. med. Karl Sudhoff. — Notizen. — Anzeigen.

Die Ergebnisse der Agrarpolitik.

Von Alfred Nossig (Paris).

Es kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein, den socialpolitischen Werth, die umgestaltende Tragweite und Wirkungsfähigkeit der mannigfachen, von der organisirten Selbsthülfe und der staatlichen Intervention angewendeten „großen und kleinen" Mittel ihrer ganzen factischen und potenziellen Bedeutung nach zu untersuchen. Alle diese Reformversuche sind noch zu wenig crystallisirte Geschichte; sie sind recht eigentlich flüssige Gegenwart, die von einer abgeschlossenen Epoche zu einer künftigen, in unfaßbar verschwommenen Formen hinüberschwankt. Es soll hier also nur in allgemeiner Weise bestimmt werden, in wie weit diese Reformmittel die Wirkungen des freien Systems zu hemmen vermocht und welches wirthschaftliche Gepräge sie der Zeit, in der wir leben, verliehen. Denn das Eine springt zunächst mit aller Evidenz in die Augen, daß die Epoche der unbeschränktesten Entfaltung des Freihandels vorüber ist, und daß die letzten Decennien des 19. Jahrhunderts ein neues wirthschaftliches Regime repräsentiren. Die Entwickelung der Landwirthschaft in diesem Jahrhundert ist, so gut wie die der Industrie, in zwei abgegrenzte Perioden geschieden. Für die zweite Periode, in der wir uns gegenwärtig befinden, gelten nicht mehr jene Grundfactoren, welche uns an der Schwelle unseres Jahrhunderts entgegentreten.

Aus zwei Quellen stammen die Veränderungen, die sich in dem Geflecht der wirthschaftlichen Grundbedingungen vollzogen. Zunächst hat der Proceß der natürlichen Entwickelung, welche im Rahmen des freien Systems unter dem Einflusse der national-ökonomischen Gesetze stattgefunden, tiefgehende Modificationen gezeitigt. Er hat die permanente Agrarnoth mit allen ihren charakteristischen wirthschaftlichen Bedingungen erzeugt. Am Beginne des Jahrhunderts ein kraftstrotzender, nicht allzu dicht besiedelter Boden, heute extensive und intensive Bodenerschöpfung bei dichter Besiedelung; damals niedrige Bodenpreise, starke Nachfrage nach landwirthschaftlichen Producten, daher hohe Getreidepreise, jetzt hohe Bodenpreise, Absatzschwierigkeiten in Folge der Weltconcurrenz, daher trostlos niedrige Getreidepreise. Früher starkes Arbeitangebot und billige Löhne, nun, trotz der erhöhten Löhne, die für die Arbeitgeber zu hoch, für die Arbeitnehmer immer noch zu niedrig sind, Arbeitermangel. Einst vom Capital umworben, muß die Landwirthschaft heute, trotz der Fortschritte in der Creditorganisation, vielfach zu drückend hohen Zinsen sich bequemen; nach der Regulirung einigermaßen capitalkräftig, ist das Grundeigenthum heute überschuldet. Um die Zeit, als es zum freien Concurrenzkampfe in die Schranken trat, über einen starken Bauern- und Mittelstand verfügend, weist es gegenwärtig die pathologischen Formen des Latifundien- und Parcellenbesitzes auf. Der Arbeiterstand endlich, ursprünglich durch vielfältige, theils in der Agrarverfassung, theils in der Tradition wurzelnde Bande an den Boden geknüpft — in unseren Tagen, Dank der capitalistischen Entwickelung der Landwirthschaft, von der Productionsgrundlage vollkommen losgelöst. Mit einem Worte: Umgestaltungen fast aller wirthschaftlichen Grundfactoren, radikal genug, um eine neue Epoche zu inauguriren. Hierzu treten nun die bedeutsamen Veränderungen, welche aus einer zweiten Quelle fließen: aus dem Umschlage in den theoretischen Anschauungen und der praktischen Wirthschaftspolitik, aus der Erschütterung des Vertrauens in die Principien des Freihandels. Veränderungen, welche sich sämmtlich dahin zusammenfassen lassen: Einschränkung des individuell-capitalistischen Regimes und des freien Wettbewerbs durch organisirte Selbsthülfe und Staatsintervention. Versucht man es nun, den Charakter dieser neuen Epoche zu präcisiren, so würde man sehr fehlgehen, wenn man von einem planmäßigen Reglementirungs-System, von einem Zwangs-Regime, wie es etwa das feudale war und das collectivitische in gewissem Sinne sein will, sprechen würde. So weit sind wir lange nicht. Wir leben in einer Uebergangsepoche, in einer Epoche gemischter Systeme, in welcher das Princip der wirthschaftlichen Freiheit über das der autonomen und staatlichen Intervention noch bei Weitem überwiegt.

Daß unsere Epoche thatsächlich diesen wirthschafts-politischen Charakter trägt, beweist am besten die Entwickelung der Landwirthschaft während derselben. Ungeachtet des Netzes interventioneller Maßregeln, welches man über das heutige Wirthschaftsleben geworfen, vollzieht sich diese Entwickelung im Großen und Ganzen dennoch in jenen Richtungen, welche das System des freien Wettbewerbs vorgezeichnet. Ohne die Zweckmäßigkeit der einzelnen Interventionsarten an dieser Stelle systematisch untersuchen zu wollen, können wir den Erfolg der gesammten bisherigen Interventionsthätigkeit dahin charakterisiren, daß er den Intentionen bei Weitem nachsteht. Die Intervention — wir sprechen immer im Großen und Ganzen — ist noch zu jung, zu schwach, zu unerfahren, zu

Digitized by Google

wenig planvoll und zielbewußt, um die gewaltig angeschwollene Kraft des zweiten Grundelementes unserer Epoche, der wirthschaftlichen Freiheit, welche heute in der Form der permanenten Agrarkrise auftritt, zu binden. In der That hört man heute, trotz aller organisirten Selbsthülfe, welche vielfach schon seit der Mitte des Jahrhunderts kräftig aufgeblüht, trotz aller staatlichen Intervention, die schon in den sechziger Jahren begonnen und in den achtziger mit neuer Energie eingesetzt, dieselben Klagen, welche im Beginne der Interventionsepoche ertönten. Trotz aller privaten, gesellschaftlichen und staatlichen Wirksamkeit zur Hebung der landwirthschaftlichen Bildung und Technik, geht der Bodenerschöpfungsproceß weiter, trotz aller Reformen auf dem Gebiete des Creditwesens läuft die Bodenverschuldung fort. Und ebenso wüthet der Proceß der Enteignung, der Concentration und Zersplitterung trotz der Umkehr in der Bodenvertheilungs-Politik, breitet sich die Preisnivellirung trotz aller Schutzzölle aus, emigrirt der Bauer und der Landarbeiter trotz Wucher-Gesetzgebungen, Rentengütern, Anerbenrecht, Bimetallismus und aller anderen administrativen Schlagwörter und Agrarierpanazeen. Mit Recht wird hervorgehoben, daß die großen Bodencredit-Gesellschaften statt den bedrohten Grundbesitz zu retten, ihn durch die dargebotene Leichtigkeit der Verschuldung dem Ruine noch mehr entgegengedrängt; daß die Regierungen es nirgends zu Wege gebracht, auch nur dem schreiendsten Mißstande des freien Regimes — der Speculation mit Bodenproducten — Einhalt zu thun*); daß die moderne Bodenparcellirung oft nicht zur Vermehrung der Zahl bäuerlicher Besitzer, sondern zur Vergrößerung des Besitzes wohlhabender Bauern, also zu bäuerlicher Bodenconcentration führt**), ebenso wie das Rentengut sich nur dann wirthschaftlich haltbar erweist, wenn es als Majorat bäuerliches Bodenmonopol schafft und die jüngeren Geschwister zum Elend oder zur Auswanderung zwingt.

Die Streiflichter, welche wir auf die eclatantesten Schwächen der Staatshülfe geworfen, sollen aber keineswegs die Erfolge derselben völlig in den Schatten stellen. Nur Parteiverblendung könnte es bestreiten, daß die organisirte Selbsthülfe und die staatliche Intervention auf agrarischem Gebiete Bemerkenswerthes geleistet. Gewiß, radicale Abhülfe haben sie nicht gebracht; aber ohne sie wäre die Agrarnoth noch bei Weitem größer, als sie ist. Die Bedeutung der genossenschaftlichen und staatlichen Intervention liegt vor Allem darin, daß sie in wirksamster Weise die kommende Wirthschafts-Epoche vorbereitet; jene sicherlich nicht allzu ferne Zeit, in welcher das Princip der planvollen Leitung des wirthschaftlichen Lebens der Nationen — in vollkommenerer, elastischerer Weise als während des Feudalsystems — wieder aufgenommen werden wird. Die Intervention hat dieses Princip in den Vordergrund geschoben, sie gewöhnt die Geister allmälig an dasselbe. Intervention ist die Vorschule der Administration. Aber nicht nur das. Sie war auch, sowohl in ihrer genossenschaftlichen als in ihrer staatlichen Form, unzweifelhaft die beste Lehrmeisterin der Landwirthschaft und die thätigste Freundin der agricolen Producenten. Und nicht ihr geringstes Verdienst ist es, daß sie den überraschenden Wendungen der agrarischen Entwickelung mit Verständniß gefolgt und da fördernd eingesetzt, wo der richtig erkannte wirthschaftliche Proceß es verlangte. Wir sprechen von der bedeutsamsten Erscheinung, welche die Entwickelung der Landwirthschaft in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts, die wir der Kürze halber als Interventions-Epoche bezeichnen, hervorgebracht; von jenem unerwarteten Endresultate des freien Systems auf agrarischem Gebiete, welches die einheitliche, national-ökonomische Evolutionstheorie in gewissem Sinne, wenn auch nicht vollständig, zu erschüttern droht: von der wirthschaftlichen Concurrenzfähigkeit des Bauernbesitzes.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, während der Epoche des unbeschränkten freien Systems, zur Zeit des Aufblühens der Industrie und der Städte, da die landwirthschaftliche Production den Charakter der Waarenproduction anzunehmen begann, war das wirthschaftliche Uebergewicht des Großgrundbesitzes über den Kleinbesitz eine unverkennbare Thatsache. So lange es, bei stets gesichertem Absatze, sich nur darum handelte, möglichst viel und möglichst billig zu produciren, war Derjenige im Vortheile, welcher mehr Boden unentgeltlich zur Verfügung hatte und raubwirthschaftlich exploitiren konnte. Auf jener höheren Stufe der landwirthschaftlichen Weltproduction aber, deren Erreichung mit dem Schluß der freien Epoche zusammenfällt, wird die Production en gros bei niedrigen Preisen und erschwertem Absatz vielfach zu einer Calamität, besonders wenn die Bodenerschöpfung die billige Herstellung ausschließt und den Producenten vor die Alternative stellt, entweder mit geringen Erträgen sich zu begnügen oder kostspielige Intensificirungs-Maßregeln zu treffen. Der standard of life des Großgrundbesitzes thut das Seinige dazu, um die wirthschaftliche Lage desselben zu erschweren. Ihm tritt nun der Bauer mit seinen geringen Lebensansprüchen, mit seiner Selbstarbeit, mit der liebevollen, intensiven Bewirthschaftung seines kleinen Grundstücks entgegen; der Bauer, der sich bei der Beschränktheit seiner Produktion um die Niedrigkeit der Weltmarktpreise weniger zu kümmern braucht, da er zu großem Theile für Eigenconsum arbeitet und das bißchen Waare, das er producirt, leichter anbringt als der Großproducent seine Riesenstocks. Kein Wunder, daß unter solchen Bedingungen der Großproducent zu Grunde geht, während der Kleinproducent sich durchschlägt. An diese als wirthschaftliche Thatsache nicht zu bestreitende Erscheinung knüpft sich die bedeutsame Frage, ob dies Verhältniß nur als das vorübergehende Resultat der Agrarkrise oder als der Ausdruck der normalen Entwickelung auf agrarischem Gebiete aufzufassen sei. Anders gesagt: ob die agrarische Entwickelung, ebenso wie die industrielle, unvermeidlich zur collectiven und nur zur collectiven Production führt, ob der während der Agrarkrise widerstandsfähige Kleinbesitz schließlich dennoch dem Großbesitz werde unterliegen müssen oder ob die Entwickelung der landwirthschaftlichen Production nach Qualität und Intensität, im Gegensatze zu jener der industriellen, die Erhaltung des Kleinbetriebes erfordere.

Zur Klärung dieser Frage haben die bisherigen Resultate der genossenschaftlichen und staatlichen Intervention wesentlich beigetragen. Dank ihnen trat die wahre Tendenz des agrarischen Concentrationsprocesses und damit die der agrarischen Entwickelung überhaupt deutlich zu Tage. Es giebt kaum einen complicirteren, schwerer zu entwirrenden wirthschaftlichen Vorgang als den der heutigen Bodenbewegung. Es wird vielfach bestritten, ob Concentration überhaupt stattfindet; diejenigen, welche sie zugeben, können sich nicht darüber einigen, ob sie auf Kosten des mittleren oder des Kleinbesitzes vor sich geht. In diese Fragen Licht zu bringen, ist eine der wesentlichsten Aufgaben der heutigen Agrarwissenschaft. Hier sei nur darauf hingewiesen, welche Anhaltspunkte die Intervention liefert. Die Intervention war dazu berufen, die verheerenden Wirkungen der Agrarkrise zu mildern und die Landwirthschaft auf der Bahn der normalen Entwickelung zu erhalten. Der Latifundienbesitz war nicht bedroht. Bedroht war nur der mittlere Großgrundbesitz und der Bauernbesitz. Nun hat es der Intervention wahrlich nicht an gutem Willen gefehlt, dem mittleren Großgrundbesitz zu helfen. Organisirte Selbsthülfe und Staatsaction waren ursprünglich nur auf die Rettung dieser Classe gerichtet. So viel aber auch von den landwirthschaftlichen

*) Die Reformen der Productenbörse haben sich bekanntlich als erfolglos erwiesen. Vergl. Blondel, „Etudes sur les populations rurales en Allemagne." S. 339—342.

**) So in eclatanter Weise in Congreß-Polen. Vergl. K. Doliwa „Objawy kapitalizmu w. Polsce" (1899) und J. Bloch „Ziemia i jej Odluzenie w król. Polskiem". Warschau 1892.

Digitized by Google

Gesellschaften zur Hebung der Rentabilität des mittleren Großgrundbesitzes geschehen, so unglaubliche Summen der Staat in Form von Steuererlässen und Subventionen dem Interesse dieser Classe gewidmet, es wollte nicht gelingen, ihren Fall zu hemmen. Unrettbar, scheint es, schmilzt sie zusammen: von oben frißt der Latifundienbesitz an ihr, von unten minirt sie der Parcellenbesitz. Man will den unaufhaltsamen Fall des mittleren Großgrundbesitzes durch die persönliche Eigenart dieser Producentenclasse erklären, durch ihre Unfähigkeit, sich im Lebenszuschnitt und im Betrieb den neuen wirthschaftlichen Bedingungen anzupassen. Aber ist dies nicht auch nur ein Hinweis, daß diese Classe in der normalen wirthschaftlichen Entwickelung nicht bestehen kann?

Welch' andere Resultate hat die Intervention in der Sphäre des Bauernbesitzes zu verzeichnen! Wo sie nicht durch das hemmende Geflecht ungünstiger, historisch entwickelter Verhältnisse beschränkt war, wo sie frei schaffend eingreifen konnte, wie in den nordamerikanischen Territorien, da hat sie einen ganzen Bauernstand begründet, welcher alle Zeichen der Lebensfähigkeit aufweist. „Das Heimstättengesetz — sagt Sering — bedeutet eine der wichtigsten Epochen der amerikanischen Geschichte. Millionen und aber Millionen Acker Landes sind unter diesem Gesetze während der verflossenen beiden Jahrzehnte vergeben worden; der Westen der Vereinigten Staaten verdankt neben der raschen Ausbreitung des Bahnnetzes wesentlich diesen Gesetzen sein wunderbar rasches Aufblühen.“*) In der That ist es höchst bemerkenswerth, daß die furchbarste Concurrenz für den europäischen Großgrundbesitz nicht von einem anderen, noch besser ausgerüsteten, auf noch breiterer Basis producirenden Großgrundbesitz ausgeht, sondern von dem genossenschaftlich organisirten amerikanischen Farmerstand.

Aber auch in den alten Staaten, wo auf dem Bauernstande der Fluch der schlechten Regulirung lastete, hat die Intervention sehr bezeichnende Erfolge errungen. Wie in Amerika die staatliche Landvertheilungspolitik, so hat in Europa die genossenschaftliche Organisation, insbesondere die des Creditwesens, durch ihre Wirkungen den landwirthschaftlichen Entwicklungsproceß in's rechte Licht gerückt. Wo die Bauern auf historisch zu schwacher Grundlage isolirt fortkämpfen mußten, sah man sie, dank ihrer wirthschaftlichen Unwissenheit und dem Wucher, allerdings dem Absorptionsproceß verfallen. Wo aber die genossenschaftliche Organisation ihnen die wirthschaftliche Einsicht und die materiellen Mittel, welche früher ein Privilegium des Großgrundbesitzes waren, zugänglich gemacht, da griff ein überraschender Umschwung Platz. „Tausende, die dem Wucherer schon dreiviertel verfallen waren, sind gerettet, Tausenden ist durch leichtere Creditgewährung die Einführung neuer, vortheilhafterer Wirthschaftsmethoden ermöglicht worden, Hunderttausende aber sind .... durch den Anschluß an die genossenschaftlichen Cassen zu moderner Denkweise in wirthschaftlicher Beziehung erzogen worden .... und stehen jetzt als moderne Menschen im modernen Kampf um's Dasein. Nur so aber können sie denselben bestehen, wie nur aus dem Grunde, weil sie der modernen wirthschaftlichen Denkweise entbehren, die Großgrundbesitzer in der Mehrzahl dem langsamen Aussterben verfallen sind. Keine künstlichen Mittel können in diesem Auflösungsproceß helfen, nur da, wo von innen heraus eigene Kraft ihn in einen Umwandlungsproceß ändert, ist die Krisis zu überstehen und führt sie sogar, wie bei dem Bauernstande der Gegenwart, zur langsamen aber sicheren Hebung.“

Es fragt sich nun, wie es zu erklären ist, daß gerade diese Classe, welche der älteren socialistischen These nach zum Untergange verdammt ist, die Kraft zum Bestehen des wirthschaftlichen Kampfes in sich gefunden hat? Der Formelfanatiker hat die Antwort sofort zur Hand. Für ihn giebt es keine befremdende Erscheinung; auch hier liegt nichts Neues für ihn vor. Der Concentrations- und Zersplitterungsproceß — behauptet er — geht weiter — und das ist wahr. Ob dieser Proceß den mittleren Großgrundbesitz oder den mittleren Kleinbesitz trifft, ist gleichgiltig — und das ist nicht wahr. Die Vortheile, welche die Intervention dem Kleingrundbesitz gebracht, wird weiter behauptet, bestehen hauptsächlich darin, daß er so produciren kann, wie der Großproducent, d. h. auf collectivistischer Basis. Die agrarische Entwicklung führt also, ebenso wie die industrielle, zur collectivistischen Production .... Ganz richtig! Aber warum geht dennoch der mittlere Großgrundbesitz, der sich seit jeher der Betriebsmittel zur collectiven Production, der Förderung der landwirthschaftlichen Gesellschaften und der genossenschaftlichen Creditorganisation sowie der staatlichen Hülfe erfreut, unaufhaltsam zu Grunde, während der Kleingrundbesitz sich emporschwingt? Sollte da nicht die Macht des landwirthschaftlichen Entwickelungsgesetzes mitspielen? Sollte nicht gerade eine Combination des individuellen intensiven Kleinbetriebes mit gewissen collectivistisch organisirten Productions- und Handelsthätigkeiten der landwirthschaftlichen Entwickelungstendenz am Besten entsprechen?

*) „Die landwirthschaftliche Concurrenz Nordamerikas“, S. 119. — Freilich thut die Schwäche der Bundesregierung Alles, um das Land der Wohlthaten dieses vernünftigen Landgesetzes wieder zu berauben und auch auf den öffentlichen Ländereien der Concentration den Weg zu bahnen. Dank der combinirten Wirkung des Verkaufs-, des Holzcultur- und des Heimstättengesetzes ist es jetzt jedem Ansiedler möglich, 480 Acker = 760 preußische Morgen fast kostenlos zu erwerben, eine Fläche, die seine Bedürfnisse bei Weitem übersteigt. Andererseits werden die Landgesetze durch Speculanten umgangen und ausgedehnte Ländereien auf Grund betrügerisch erworbener Heimstätten-Ansprüche monopolisirt. Schließlich ist es noch immer möglich, öffentliches Land in beliebig großen Stücken von der Bundesregierung zu kaufen.

Das Ende des Marxismus?

Von K. Paul Mohr.

Wenn diese Zeilen im Druck erschienen sein werden, wird die deutsche Socialdemokratie wieder ihre Oktoberparade über ihre Heerschaar abgehalten haben. Die Parteigenerale werden, angethan mit dem ganzen Rüstzeug der marxistischen Waffen, aufmarschieren, sie werden manöveriren und paradiren und vor versammelter Genossenschaft klar zeigen, daß die alten Waffen gut und schneidig sind, insonderheit aber werden sie darthun, daß der marxistische Panzer hieb- und stichsicher ist und noch von keiner Kugel, sei es auch eine nur kleinkalibrige, im Geringsten durchlöchert ist. Neben dem kleinkalibrigen (Die Voraussetzungen des Socialismus und die Aufgaben der Socialdemokraten von Ed. Bernstein, Stuttgart, Dietz; Das Ende des Marxismus von Dr. P. Weisengrün Leipzig, Otto Wiegand) hat man auch „grobes“ Geschütz vernommen. (4) Die philosophischen und sociologischen Grundlagen des Marxismus, Studien zur socialen Frage. Wien, Karl Konegen, Die Zukunft des Socialismus. Dresden, V. Böhmert.) Das Verdienst, die Kritik den Marxismus in regeren Fluß gebracht zu haben, gebührt Bernstern. Und da sein Buch namentlich in der „Parteipresse“ viel Staub aufgewirbelt hat — Kautsky hat sogar vor kurzem eine Gegenschrift verfaßt — „Bernstein und das Socialdemokratische Programm“ — entbehrt es zur Zeit nicht eines größern Interesses. Ob freilich die Socialdemokratie sofort an eine Revision ihrer wissenschaftlichen Anschauungen und Begriffe gehen wird, ist allerdings mehr als zweifelhaft. Bernstein ist kein Marx oder Engels; seine Kritik ermangelt auch der Lessing'schen Schärfe und Geschliffenheit, auch jeglicher Wucht und Kühnheit. Er geht äußerst vorsichtig vor, jedes Wort erscheint sorgsamst gewählt, fast schrittweise hat er es sich ab-

Digitized by Google

nötigen lassen, daß er auch diese oder jene Position des Marxismus nicht für haltbar erachtet. Erst als man ihm direkt die Pistole auf die Brust setzte, bekannte er, daß er die sechs Artikel des Erfurter Programms in ihrer heutigen „apodiktischen" Fassung nicht anzuerkennen vermag. Ob ein solcher Mann zum Reformator von Massenanschauungen das Zeug hat, bleibt mindestens abzuwarten. Nach dem Bisherigen ist eher zu glauben, daß, wenn Bebel auf dem Parteitag über die Angriffe auf die Grundanschauungen und die taktische Stellungnahme der Partei gesprochen haben wird, wird die Bernsteiniade der Vergangenheit angehören und der ehemalige Bankbeamte und spätere Redacteur des „Socialdemokrat" während eines Decenniums, der discussionslustige Theoretiker wird am eigenen Leib erfahren haben, daß man nicht ungestraft vom Baume der Erkenntniß naschen darf. Aber was auch das Schicksal des Mannes wird, der das Erfurter Programm in seinen Hauptsätzen nicht mehr anerkennt, es kann Niemand Wunder nehmen, daß sein wider den Parteidoctrinarismus unternommener Kampf so kläglich scheitern mußte. Im Grunde genommen, was hat Bernstein gegen Marx und den Marxismus anders vorgebracht, als was vor ihm hervorragende Oekonomen in treffenderer und schärferer Weise immer und immer wiederholt haben, die Schaffl, Schmoller, Wagner, Sering! Und haben die Worte dieser Männer auf die Vertreter des Socialismus Eindruck gemacht? Was ist das anders als eine Wiederholung von früher und besser Gesagten, wenn Bernstein in seiner Zuschrift an den vorjährigen Parteitag bekennt: „Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen wie sie das „Manifest" schildert. Es ist nicht nur nutzlos, es ist auch die größte Thorheit, sich dies zu verheimlichen. Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Capitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Capitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der gesellschaftlichen Stufenleiter. — Die Concentrirung der Production vollzieht sich in der Industrie auch heute noch nicht durchgängig mit gleicher Kraft und Geschwindigkeit" u. s. w. Jedoch lassen wir die Frage der Originalität, da Bernstein selbst auf sie wenig Gewicht legt. Der Grundgedanke, der sich durch das ganze Werk zieht, ist der: Der Socialismus hat ebenso wie seine wissenschaftlichen Begründer Marx und Engels eine Entwickelung durchgemacht, gewisse Häutungen. Manches aber, was noch nicht ganz überwunden ist, sind Reste von Utopismus. Daher ruft er der Socialdemokratie zu: Und was sie ist, das wagt sie zu scheinen. „Je mehr die Socialdemokratie sich entschließt, das scheinen zu wollen, was sie ist, um so mehr werden auch ihre Aussichten wachsen, politische Reformen durchzusetzen." Der Hochdruck ist hier auf Reformen, d. h. demokratische, zu legen. Bernstein zeigt nun, daß man sich nicht klar geworden ist über die Tragweite der Veränderungen, die sich inzwischen überall vollzogen haben. Noch gefällt man sich im „Cant", dem gedankenlosen Nachplappern von Schlagworten oder dem Herleiern bewußt unwahrer Redensarten. Darum stellt er die Forderung auf „Kant" wider „Cant" oder noch besser zurück auf „Lange". Er ist der Ueberzeugung, daß der Socialdemokratie ein Kant Noth thut, der einmal mit der überkommenen Lehrmeinung mit voller Schärfe kritisch-sichtend in's Gericht geht, das aufzeigt, wo ihr scheinbarer Materialismus die höchste und darum am leichtesten irreführende Ideologie ist, daß die Verachtung des Ideals die Erhebung der materiellen Factoren zu den omnipotenten Mächten der Entwickelung Selbsttäuschung ist, die von denen, die sie verkünden, durch die That bei jeder Gelegenheit selbst als solche aufgedeckt ward und wird." „Die Fortentwickelung und Ausbildung der marxistischen Lehre muß mit ihrer Kritik beginnen. In diesem Sinne untersuchte Bernstein was von den Grundsätzen des Marxismus noch heute mit Recht bestehe resp., was sich an seinen Voraussetzungen inzwischen geändert habe.

Das Fundament des sogenannten wissenschaftlichen Socialismus ist die materialistische Geschichtsauffassung, auf dieser erheben sich als die Grundpfeiler des Marxismus: Die Anschauung vom nothwendigen Zusammenbruch der heutigen capitalistischen Gesellschaft aus immanenter ökonomischer Nothwendigkeit — Die Zusammenbruchstheorie. Diese Anschauung gründet sich im Einzelnen auf die Meinung von der Capitalsconcentration in Riesenbetrieben, der Zunahme und wachsenden Verelendung des Proletariats, der Ueberproduction und der in ihrem Gefolge befindlichen periodischen oder schleichenden Krisen. Bernstein geht daher zuerst an eine Untersuchung der Berechtigung der materialistischen Geschichtsauffassung, für die er mit dem Leipziger Docenten P. Barth den Namen „ökonomische Geschichtsauffassung" für bezeichnender hielt. Er zeigt, wie gerade bei den Urhebern dieser Lehre sich eine Entwickelung nachweisen lasse, wodurch die Theorie „an ihrer absolutistischen Deutung Einschränkungen erlitten". Von jenem Satz bei Marx: „Die Productionsweise des materiellen Lebens bedingt den socialen, politischen und geistigen Lebensproceß überhaupt. Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt" — bis zu jenem Wort von Engels: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische Entwickelung beruht auf der ökonomischen. Aber sie Alle reagieren aufeinander und auf die ökonomische Basis" — ist allerdings ein weiter Weg. Es wäre daher ein Rückschritt, wenn man von der höher entwickelten Form auf die ursprüngliche zurückginge. Als Folgerungen aber jener reiferen Darstellung ergebe sich, daß der Kausalzusammenhang zwischen technisch-ökonomischer Entwickelung und der Entwickelung der sonstigen socialen Einrichtungen ein immer mehr mittelbarer werden und damit die Naturnothwendigkeiten der Ersteren immer weniger maßgebend für die Gestaltung der Letzteren. Kurz, dem idealogischen und insbesondere den ethischen Faktoren ist nunmehr ein größerer Spielraum selbständiger Bethätigung wie vordem gegeben. Bernstein weist also den ökonomischen Faktoren die Stelle der Grundtöne, gewissermaßen den Baßton an, während die Melodie schließlich aus vielen Tönen zusammenklingt.

Mit einigen Worten geht auch Bernstein auf die marxistische Werththeorie ein, obwohl Marx selbst seine communistischen Forderungen gar nicht darauf gestützt hat, daß der Lohnarbeiter nicht den vollen Werth seiner Arbeit erhält. Nach Bernstein ist der Arbeitswerth absolut nichts als ein Schlüssel, ein Gedankenbild wie das beseelte Atom. Er begnügt sich zu constatiren, daß die Mehrarbeit eine empirische, aus der Erfahrung nachweisbare Thatsache ist, die keines deduktiven Beweises bedarf. Ob die Marx'sche Werththeorie richtig ist oder nicht, ist für den Nachweis der Mehrarbeit ganz und gar gleichgiltig. Sie ist in dieser Hinsicht keine Beweisthese, sondern nur Mittel der Analyse und der Veranschaulichung. Gewiß ist die Mehrarbeit empirisch, dennoch wäre es sehr interessant, wenn Bernstein die Ursachen gezeigt hätte, die zur Bildung von Mehrarbeit führen. Diese Untersuchung ist er uns schuldig geblieben. Den meisten Scharfsinn verwendet er auf die Widerlegung der unbeschränkten Geltbarkeit der Marx'schen Zusammenbruchs- und Verelendungstheorie, und sicher ist Bernstein hier in seinem Kampfe am glücklichsten. Die Marx'sche Lehre, wie sie in dem berühmten von der geschichtlichen Tendenz der capitalistischen Accumulation niedergelegt ist, besagt: Die capitalistische Productionsweise verwandelt die „Arbeiter in Proletarier", die bisher inviduell und zersplittert angewandten Productionsmittel in gesellschaftlich concentrirte. Hand in Hand hiermit geht eine Centralisation der Capitale in immer wenigeren Händen.

Digitized by Google

Mit der beständig abnehmenden Zahl der Capitalmagnaten, welche alle Vortheile dieses Umwandlungsprocesses usurpiren und monopolisiren, wächst die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des capitalistischen Productionsprocesses selbst geschulten, vereinten und organisirten Arbeiterclasse. Bernstein tritt nun zuerst dem Gedanken entgegen, daß der Concentration der industriellen Unternehmungen eine Concentration der Vermögen parallel laufe. Seine Gegenbeweise sind das Wesen der Actiengesellschaft, die zwar den Betrieb centralisire, aber nicht die Vermögencentralisirung herbeiführe. Des Weiteren zeigt er an der Einkommenstatistik Englands, Frankreichs, Preußens, Sachsens, daß der gesellschaftliche Reichthum nicht auf weniger Personen, sondern auf eine wachsende Zahl sich verteilt habe. Und daß die Empfänger hoher Einkommen auch „Besitzende" sind, hat nicht allein einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit, sondern läßt sich auch in Einzelfällen beweisen. „Nicht vom Rückgang, sondern von der Zunahme des gesellschaftlichen Reichthums hängen die Aussichten des Socialismus ab", diese Schlußfolgerung glaubt Bernstein aufstellen zu müssen. Auch eine fortschreitende Concentrirung der Betriebe vermag er nicht zu sehen. Nach der Gewerbestatistik repräsentirten Arbeiter

		1882	1895	Zunahme
Kleinbetriebe	(1—5 Pers.)	2457950	3056318	24,3 %
Kl. Mittelbetriebe	(6—10 „	500097	833409	66,6 „
Größere Mittelbetr.	(11—50 „	891623	1620848	81,8 „

Die Bevölkerung dagegen vermehrte sich nur um 14%. Ebenso wie in der Industrie seien auch im Handel die mittleren und kleinen Geschäfte noch nicht gewillt, den großen Waarenhäusern so rasch Platz zu machen. Ja in der Landwirthschaft zeige sich sogar ein gewisser Stillstand oder direkt Rückgang des Größenumfangs der Betriebe. Vielleicht hätte Bernsteiu gut gethan, darauf hinzuweisen, daß in gewissen Gewerben, wo die Tendenzen zur capitalistischen Concentration besonders stark hervortreten, sich starke Strömungen geltend machen, durch eine gestaffelte Umsatzsteuer diese Tendenzen abzuschwächen oder ganz zu inhibiren (z. B. Gestaffelte Umsatzsteuer für Mühlen in Bayern; Besteuerung der Waarenhäuser). Daß aber Umsatzsteuern in den Gewerben, in denen Mittelbetriebe und Großbetriebe gleich gut produciren, mehr und mehr zur Einführung gelangen, ist wohl keine Frage mehr. Wir werden auch hier nicht den von Marx vorgezeichneten Entwickelungsgang sehen.

Scharf tritt Bernstein der Verelendungstheorie gegenüber und allen Denen, die sie jetzt wegzuinterpretiren versuchen. Auch Kautsky versucht in seinem neuen Werk jenem obencitirten Marx'schen Satz eine andere Deutung zu geben. Er will aus jenem Satz eine dreifach mögliche Auffassung herausinterpretiren: Einmal soll der Satz eine bloße Kennzeichnung zweier einander widerstrebenden Tendenzen, einer nach Herabdrückung und einer nach Erhebung des Proletariats sein. Eine zweite Auffassung verstände unter dem Wort „Elend" ausschließlich physisches Elend, eine dritte vor allem das sociale Elend, gemessen an den gegebenen socialen Bedürfnissen, der steigenden Productivität der Arbeit und der gesellschaftlichen Lebenshaltung. Eins aber unterdrückt auch Kautsky geflissentlich. Das ist, das in der citirten Stelle auch von Knechtschaft (nicht Knechtung), von Entartung (nicht Degradation — was heißt diese Fälschung?), von Ausbeutung die Rede ist. Ebenfalls in der Krisentheorie kommt Bernstein zu einem anderen Ergebniß als Marx und Engels. Er zeigt, daß die Anschauung von Engels, wonach wir uns in der Vorbereitungsperiode eines neuen Weltkrachs von unerhörter Vehemenz befänden, sich nicht aufrecht erhalten lasse. Wenn nicht unvorhergesehene äußere Ereignisse eine allgemeine Krise herbeiführen — und das kann, wie gesagt, jeden Tag geschehen — so ist kein zwingender Grund vorhanden, auf ein baldiges Eintreten eines solchen aus rein wissenschaftlichen Gründen zu folgern.

So fällt ein Stein nach dem andern aus dem Marx'schen Gebäude. Der Bann ist gelöst. Von allen Seiten stürmen die Kämpfer gegen den Marxismus heran. Sicher ist Vieles noch unwiderlegt und — auch unwiderlegbar. Aber haben die Nationen nicht auch die Pflicht, wenn sie vorwärts streben wollen, um „ihre großen Männer herumzukommen?" Und um Marx und den Marxismus wird man herumkommen."

Volks- und Krankenernährung.

Von Sanitätsrath A. Kallert.

„Macht aus Erde oder Steinen Fleisch oder Eiweiß, und die sociale Frage ist gelöst", pflegte der jüngere Dumas zu sagen. Das klingt paradox, aber nur scheinbar, denn alle wirthschaftliche Noth und die Hälfte allen Erdenwehs überhaupt resultirt aus der leidigen Magenfrage. Und da wir essen müssen, um leben zu können, so entsteht die Nothwendigkeit, die Ernährung mit dem Erwerb in ein richtiges Verhältniß zu setzen. Dies ist oft sehr schwierig, denn gerade das zur Erhaltung unserer Leiblichkeit ausgiebigste Nahrungsmittel ist auch das theuerste. Wir meinen natürlich das Fleisch, weil es am meisten Eiweiß enthält. Und Eiweiß ist für unsere Ernährung der wichtigste Stoff. Während für den erwachsenen Arbeiter von mittlerem (65 bis 70 kg) Körpergewicht und bei mäßiger Arbeit 100 bis 120 g, bei schwerer Arbeit 140 bis 150 g Eiweiß in der täglichen Kost gerechnet werden, bleibt die Kost unbemittelter Arbeiter nach vielseitigen Erhebungen nicht selten weit unter diesem Kostmaaß. Aehnliche niedrige Eiweißmengen in der täglichen Nahrung von Arbeitern, besonders von solchen, die sich vorwiegend von Pflanzenkost (hauptsächlich Kartoffeln) ernähren, sind von vielen Forschern festgestellt, und wenngleich von mehreren derselben geltend gemacht wird, daß der Arbeiter auch mit weniger als 100—120 g Eiweiß in der täglichen Arbeit auskommen kann, so kann doch eine fortgesetzte eiweißarme Nahrung mit der Zeit eine gesundheitsschädigende Wirkung äußern, indem sich eine allgemeine Hinfälligkeit, Appetitlosigkeit und mangelhafte Verdauung einstellt. Andererseits findet nach Ed. Pflüger, wie schon früher J. v. Liebig lehrte, keine Muskelarbeit ohne Eiweißzersetzung statt und läßt sich wohl durch Eiweiß, nicht durch Fett und Kohlenhydrate der Stoffwechsel weit über das Bedürfniß hinaus steigern. Um daher die Leistungsfähigkeit und den Gesundheitszustand der Arbeiter zu heben, ist überall da, wo der Eiweißgehalt unter dem Normalsatz bleibt, auf eine Erhöhung der Eiweißmenge in der Nahrung hinzuwirken. Man würde freilich das fehlende Eiweiß ohne Schwierigkeit durch thierische Nahrungsmittel (Fleisch, Schlachtabgänge) ergänzen können. Indeß stellt sich solcher allgemeinen Einführung der Kostenpunkt entgegen, indem Fleisch und Fleischwaaren für eine Erhöhung des Eiweißes in der Nahrung des Arbeiters zu theuer zu sein pflegen. Da eine Arbeiterfamilie im Durchschnitt etwa 60 Procent der Gesammtausgaben auf Beschaffung der Nahrung verwendet, so ist der Kostenpunkt nicht außer Acht zu lassen. Zwar würde sich durch billige Fische (wie Heringe, Stockfisch, Schellfisch u. a.) eine Ergänzung des Eiweißes bewirken lassen, indeß nur in beschränktem Maaße, weil der Geschmack der Fische nicht Jedermann und nicht immer zusagt. Auch Milch und Molkerei-Erzeugnisse, die reich an

Digitized by Google

Eiweiß sind, wären hierzu geeignet, aber sie lassen sich an den größeren Arbeitsplätzen nicht immer in genügender Menge und in einem haltbaren Zustande beschaffen. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln sind besonders die Hülsenfrüchte reich an Eiweißstoffen und auch billig. Sie sind aber schwer verdaulich, und wollte man allein durch diese oder durch Brod ꝛc. eine ausreichende Eiweißmenge in der Nahrung herbeiführen, so würde letztere zu voluminös werden und zu große Anforderungen an die Magenthätigkeit stellen.

Aber es handelt sich ja nicht nur um Volksernährung in allgemeinen, sondern auch um die Ernährung von Kranken und Reconvalescenten. Die Bedeutung, welche die Ernährungstherapie in den letzten zwanzig Jahren gewonnen hat, ist ein sprechender Beweis dafür, welch werthvollen Heilfactor wir für viele Fälle in der Anordnung einer ausreichenden und zweckmäßigen Krankenkost besitzen. Mannigfache Untersuchungen haben gezeigt, daß die Consumption, die stetige Kräfteabnahme, die sich im Gefolge vieler Krankheiten einstellen, nur zum Theil auf die Krankheit als solche, viel mehr dagegen auf die andauernd mangelhafte und unzweckmäßige Nahrungsaufnahme zurückzuführen sind, und daß gar manche Krankheit weit schneller geheilt wird, wenn der Arzt sich nicht allein darauf beschränkt, Arzneimittel zu verordnen, die den localen Krankheitsprozeß treffen sollen und so eine specifische Wirkung entfalten, sondern wenn vielmehr auf eine hygienisch-diätetische Therapie der Hauptwerth gelegt wird. „Qui bene nutrit, bene curat“: dies Wort, welches v. Leyden schon vor Jahrzehnten ausgesprochen hat, charakterisirt am besten die vorstehenden Sätze. Während der Gesunde jedoch zumeist instinctiv seine Nahrung richtig bemißt, wird der Kranke gar oft von seinem Instinct irre geführt, und man würde ihm einen schlechten Dienst erweisen, wenn man lediglich seinen Wünschen bezüglich der Ernährung Rechnung trüge. Viele Kranke haben ein sehr geringes Verlangen nach Nahrungsaufnahme, das sich bis zum Widerwillen gegen jede Speise steigern kann. Diese psychischen Hindernisse, welche sich der Krankenernährung in den Weg stellen, sind oft viel bedeutender, als die physischen, durch eine objective Erkrankung bedingten Veränderungen, welche die Resorption, Assimilation oder Umsetzung der Nahrung beeinträchtigen können. Beide Schwierigkeiten, die psychischen sowohl als die physischen, zu überwinden oder zu umgehen, wird also die Aufgabe einer rationellen Krankenernährung sein, und von diesen Gesichtspunkten aus müssen jene zahlreichen Präparate beurtheilt werden, die zur Ernährung Kranker oder Genesender so vielfach empfohlen worden sind. Sie alle verfolgen das Ziel, den Nährwerth der Nahrung ohne merkliche Vermehrung des Volumens derselben zu erhöhen und, womöglich damit noch vereint, die Nahrung in einer Form einzuführen, die dem Körper die Verwerthung derselben wesentlich erleichtert. Namentlich für das Eiweiß haben die letzten Jahre eine beträchtliche Anzahl solcher Präparate gebracht. Bekannt sind z. B. die Bemühungen von Dr. Hundhausen in Hamm i. W., den bei der Weizenstärkefabrikation gewonnenen Weizenkleber für diesen Zweck zu verwenden; ebenso hat man die bei der Mais- und Reisstärkefabrikation abfallenden Eiweißstoffe sowie die des Blutes hierzu verwendet. Alle diese Bemühungen sind aber wegen des Kostenpunktes auf Schwierigkeiten gestoßen. Wenn die mit Eiweißstoffen versetzten Nahrungsmittel wesentlich theurer sind, als letztere für sich allein, so hält es schwer, den neuen Präparaten, auch wenn sie keinen Beigeschmack besitzen, allgemeinen Eingang zu verschaffen. Von diesem Gesichtspunkt aus mußten die Versuche der modernen Chemie, concentrirte Eiweißpräparate auf den Markt zu bringen, das allgemeinste Interresse erregen. Daß dieses Interesse für Präparate wie Somatose, Nutrose, Sanatogen, Aleuron, Eucasin, Pepton ꝛc. kein tiefergehendes wurde, das lag an dem meist hohen Preis dieser Präparate, der ihre Anwendung im Haushalt, in der Küche, mit einem Wort als Nahrungsmittel ausschloß.

Hier schafft die Erfindung des Bonner Professor Finkler Wandel, und es erklärt sich aus dem Vorhergehenden zur Genüge das ungeheuere Aufsehen, das er mit seiner auf dem vorjährigen Madrider Kongreß mitgetheilten Veröffentlichung in der gesammten wissenschaftlichen Welt erregte, daß es ihm gelungen sei, durch neue chemische Verfahren aus Pflanzenstoffen ein völlig reines Eiweiß zu gewinnen, das vermöge seines concentrirtesten Nährwerthes die gewaltigsten Umwälzungen auf dem Gebiete der Volksernährung herbeizuführen berufen sei, und das ferner vermöge seiner Billigkeit einen völligen Ersatz für Fleisch biete. Die allseitige Zustimmung, mit der diese Mittheilungen aufgenommen wurden, führten bald zu einer eingehenden Prüfung dieses neuen Eiweißstoffes, der im Handel den Namen Tropon erhielt. Die größten Krankenhäuser in Deutschland, Oesterreich und Italien stellten mit diesem Mittel eingehende Versuche an; von allen Seiten fanden sich die Angaben Finklers im vollsten Maaße bestätigt, und schon heute gehört das Tropon zu den regelmäßigen Nahrungsmitteln in den Menagen der großen Kranken-, Heil- und Irrenanstalten, in den Küchen unserer Militärlazarethe, in den Waisenhäusern und Pflegeanstalten, wie sie sich namentlich auch in Norditalien in so musterhafter Einrichtung finden.

Das Tropon ist ein aus pflanzlichen und thierischen Rohstoffen hergestelltes, wenig voluminöses, hellbraunes, nahezu geschmackloses Pulver von sandiger Beschaffenheit. Es ist im trockenen Zustand nicht fäulnißfähig, nicht hygroskopisch, im Wasser unlöslich. Der Eiweißgehalt desselben beträgt nach genauen Untersuchungen 90,44 Procent; auf Trockensubstanz berechnet ca. 95—99 Procent. Die ihm von seinem Erfinder nachgerühmten Vorzüge sind: die unbegrenzte Haltbarkeit, die Geschmacklosigkeit, das geringe Volumen, billiger Preis und vor allem die gute Verdaulichkeit. Billiger als Tropon stellt sich allerdings das Aleuron mit einem Preis von Mk. 1.55 per Kilogramm. Es enthält jedoch auf Trockensubstanz berechnet nur 80 Procent Eiweiß und wird auch in seiner Ausnutzbarkeit vom Tropon bedeutend übertroffen. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vortheil, namentlich gegenüber dem nicht geschmacksfreien Eucasin und den meist bitter und auf die Dauer stets widerlich schmeckenden Peptonpräparaten, ist die nahezu völlige Geschmacklosigkeit des Tropons. Auch die billigeren Eiweißpräparate, das schon erwähnte Aleuron und die viel gerühmte Erdnußgrütze verleihen den damit bereiteten Speisen einen sonderbaren Geschmack und werden auf die Dauer nicht gern genommen.

Ueber die Herstellung des Präparates sind wir nur im Allgemeinen unterrichtet. Zur Darstellung eignen sich die verschiedensten thierischen und pflanzlichen Rohstoffe, selbstverständlich am besten solche, welche ihrer schwierigen Transportfähigkeit wegen nicht direct zur menschlichen Ernährung dienen, oder welche sich durch besondere Billigkeit auszeichnen wie Lupinen oder getrocknete Fische. Die Darstellung aus den genannten Rohstoffen gestaltet sich natürlich verschieden und ist im Einzelnen nicht bekannt. Da die thierischen Proteinstoffe einen höheren Nähr- und Nutzungswerth im Körper als die pflanzlichen Proteinstoffe zu besitzen scheinen und das Eiweiß der menschlichen Nahrung zu rund $^1/_3$ aus thierischen Nahrungsmitteln herzurühren pflegt, so werden die aus dem Thier- und Pflanzenreich dargestellten Eiweißstoffe so gemischt, daß das Tropon mindestens zu $^1/_3$ aus thierischen und zu $^2/_3$ aus pflanzlichen Eiweißstoffen besteht. Die Darstellung des Tropons haben die Tropon-Werke in Mülheim a. Rhein übernommen.

Ernährungsversuche an Menschen bestätigen den Nährwerth des Tropons. Prof. Finkler ersetzte z. B. das gesammte Eiweiß in der Nahrung eines Arbeiters durch Tropon (bis 163 g für den Tag) und fand, daß der Verlust an unverdaulichem Stickstoff durch den Darm bei der Tropon-Ernährung am geringsten war. Dazu konnte eine außer-

Digitized by Google

ordentliche große Arbeit bei ausschließlichem Tropon-Genuß ohne Verlust an Körpergewicht ausgeführt werden. Ferner wurde das Tropon an junge Mädchen im Alter von 14—15 Jahren, an Kranke und Reconvalescenten in Mengen von 15—30 g, in vielen Fällen bis 50 und 70 g verabreicht und dabei stets eine bedeutende Zunahme des Körpergewichtes beobachtet. Aus diesen Versuchen ist zu schließen, daß das Tropon nicht nur die Arbeitsleistung eines Organismus besorgen, sondern auch andererseits zum Ansatz als Muskelsubstanz im Körper dienen, also die sämmtlichen Leistungen vollziehen kann, welche dem Eiweiß überhaupt zuzuschreiben sind.

Aus der großen Zahl der von Heilanstalten herausgegebenen Veröffentlichungen beanspruchen die an der bekannten Görbersdorfer Anstalt für Lungenkranke angestellten Versuche von Dr. Weickert das meiste Interesse. Der dort 4 Wochen an 18 Patienten durchgeführte Versuch zeigte zunächst die vorzügliche Bekömmlichkeit des Tropon, die Patienten fühlten sich dabei sogar so wohl, daß sie nach Ablauf der Versuchsperiode freiwillig weiter bei der Troponkost verblieben. Ferner aber zeigte sich die ökonomische Seite und die eigentliche Bedeutung des Versuchs darin, daß die Anstalt, die entsprechend den dargereichten täglichen Troponportionen bei einem Theil die halbe, bei einem anderen Theil die ganze Fleischportion gestrichen hatte, hiermit pro Kopf und Tag 17 resp. 28 Pfennige gespart hatte. Und dabei war eine tägliche Gewichtszunahme von 2 Pfund pro Person erzielt worden.

Es leuchtet ein, wie nicht nur die großen Anstalten, die Volksküchen, die Gefängnisse, die Arbeitermenagen nach diesem Mittel greifen, um ohne Erhöhung ihres Budgets ihre Nahrung zu verbessern; es ist überdies anzunehmen, daß auch in der Haushaltsküche ein solches Präparat mit Freuden begrüßt wird, das bei seinem niedrigen Preise entweder bei gleichbleibendem Ernährungswerth die Tagesausgaben herabsetzen oder bei gleichbleibenden oder nur gering vermehrten Ausgaben den Ernährungswerth erhöhen und die Kräfte eines Jeden und seine Widerstandsfähigkeit heben wird. Die speciellen Eigenschaften des Tropon kommen hierbei sehr zu Hülfe. Es ist ein feines hellgraues Pulver, das beim Kochen allerdings, als genuiner Eiweißkörper, sich nicht auflöst, das aber genau etwa wie Mehl, allen gebundenen Speisen zur Erhöhung ihres Nährwerthes zugesetzt werden kann.

Die unbegrenzte Haltbarkeit des Tropons, sein verhältnißmäßig geringes Volumen, der außerordentlich hohe Eiweißgehalt, sowie die gute Verdaulichkeit legen den Versuch nahe, ob es sich etwa nicht auch als angenehmes Verproviantirungsmittel auf längern Reisen, namentlich Seefahrten in entlegene Gegenden (Nordpol) verwerthen lasse, insbesondere aber auch, ob es sich nicht für die Verpflegung unserer Armee im Felde eignen würde.

Literatur und Kunst.

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

Wenn man von Wagner's Gattin und Lebensgefährtin spricht, so meint man die geniale Cosima Liszt, welche sich von Hans von Bülow trennte, um ihr Leben dem Meister zu widmen, und die auch nach seinem Tode mit großartiger Energie und Hingebung den „Gedanken von Bayreuth" in That umsetzt. Nur die Wenigsten wissen, daß Richard Wagner zweimal verheirathet war und ein Vierteljahrhundert in kinderlosem Ehebunde mit einer echt deutschen Frau lebte, welche Sorge, Verfolgung und Noth mit dem flüchtigen Barrikadenkämpfer von Dresden, dem Verbannten von Zürich und Paris theilte und alle die Launen und Härten seines Genies mitkämpfend ertrug. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet von der Dulderin, in Bayreuth wird sie todtgeschwiegen, von liebedienernden Wagnerianern wie auf Befehl verlästert. Der sozusagen officielle Wagner-Biograph Carl Fr. Glasenapp streicht, so unglaublich es klingen mag, ihren Namen aus der Geschlechtstafel des Wagner'schen Hauses, wo die gleichgiltigsten Ascendenten und Descendenten mit standesamtlicher Gewissenhaftigkeit eingetragen sind, und verzeichnet bloß: „Wilhelm Richard Wagner, vermählt mit Cosima Liszt . . ." Auch in dem sorgfältigen Register seines Buches wird man vergeblich nach dem Namen Wilhelmine Wagner suchen; ostentativ wird sie nur als Minna Planer angeführt. Aber so gern es wohl geschehen wäre, ganz und gar ließ sich die wackere Frau, die fast dreißig Jahre lang Wagner's Namen in Ehren trug, aus dieser breit angelegten Biographie nicht verbannen. So ist sie denn drei Mal flüchtig erwähnt: Verlobung, Hochzeit, Tod. Obwohl er sich sehr leicht in nächster Nähe hätte erkundigen können, denn Minna war dem Kreise Liszt-d'Agoult auch persönlich genau bekannt, so „kann" Glasenapp nur einige fremde Urtheile über sie anführen. Der Pariser Arzt de Gaspérini bezeichne sie als eine vaillante créature, eine dem Meister nahestehende langjährige Freundin (M. v. Meysenbug?) als eine „gute Frau", die es aber nicht verstand, die vielen Mißverhältnisse und die Ungunst der Lebenslage des großen Künstlers mit Seelengröße und weiblicher Anmuth versöhnend zu mildern. „Sie wollte vermitteln, indem sie von dem Genius Concessionen an die Welt verlangte, welche dieser nicht bringen konnte, nicht bringen durfte . . . Dem so ganz von seinem Dämon Beherrschten hätte von jeher ein hochgesinntes, verständnißvolles Weib zur Seite stehen müssen — ein Weib, das es verstanden hätte, zwischen dem Genius und der Welt zu vermitteln, indem sie begriffen hätte, daß diese Beiden sich ewig feindlich zu einander verhalten." Und Glasenapp fügt unmaßgeblich die Anklage bei, „es heiße (?!), daß ihr prosaischer Sinn nie einen völligen Begriff von der Bedeutung ihres Gemahls erlangte und daher auf seine Wünsche und Absichten nicht einzugehen verstand und ihm später manche Noth bereitete, die durch keinen häuslichen und ökonomischen Sinn gut gemacht wurde . . ." Kurz, sie habe „trotz vieler guter Eigenschaften wenig fördernd in das Leben des Künstlers hineingegriffen" (!). Unsere Quellen lauten freilich anders, und so mag gleich hier das wohl erwogene Urtheil einer langjährigen vertrauten Freundin Minna's stehen. Sie schreibt uns:

„Frau Minna Wagner war um 1850 herum eine stattliche, hübsche Erscheinung. Ohne auf der gleichen Bildungsstufe mit ihrem Mann zu stehen, so besaß sie doch, was das Gemüth, die wirkliche Herzensgüte betraf, viele Haupteigenschaften, in denen sie ihm weit überlegen war und um derentwillen man sie lieb haben und ehren mußte. Sie zeichnete sich keineswegs durch eine besonders geistvolle Conversation aus, aber sie hatte, was wichtiger ist, in den schwersten Zeiten, wo es Beiden oft am Allernothdürftigsten fehlte, trefflich verstanden, dem von ihr verehrten Mann und Künstler die Sorge um's tägliche Brod und die bittere Prosa jeder Stunde möglichst fern zu halten. Und nicht nur das; in jenen dunkeln Stunden hatte sie sogar Mittel gefunden, das Gastrecht und die Barmherzigkeit an noch Aermeren auszuüben, wodurch man sich selbst weniger mittellos vorkommt. Was sie von poetischem Verständniß besaß, suchte sie praktisch zu bekunden. Wo eine Andere geschwärmt oder schlechte Verse gemacht hätte, handelte sie, und wenige Frauen, die wie Minna Wagner durch eine so harte Schule gegangen, können sich rühmen, ihr Schlußexamen so tüchtig bestanden

Digitized by Google

zu haben wie sie. Feinen Tact mußte man von ihr freilich nicht fordern; dazu war sie eine zu leidenschaftliche, sich nicht beherrschen könnende und nicht genügend gebildete Natur, aber wer an ihr vortreffliches Herz appellirte, durfte sicher sein, verstanden zu werden und Gehör zu finden. Als sie sich mit Wagner vermählte, war sie die schöne, gefeierte Tragödin, und er der damals noch unberühmte, d. h. unscheinbare, verhältnißmäßig unbekannte und immer überschuldete Musiker. Die Eitelkeit hatte somit keinen Theil an ihrer Wahl. Allerdings, um später in einem Leben von Kampf, Entbehrungen und der ärgsten Prosa noch so viel Athem zu behalten, um trotz Allem mit einem Manne wie Wagner gleichen Schritt halten zu können, ihm stets ebenbürtig zu bleiben, dazu hätte es vielseitiger Naturanlagen und einer Schwungkraft bedurft, die die gute Minna wohl nie besessen, jedenfalls zu pflegen nie die Muße gehabt hat. Der Kern war vortrefflich! Die Welt wird es nie erfahren, was diese gute treue Proletarierseele Alles für ihren Mann gethan hat."

Ein Päcklein bisher sorgsam gehüteter Briefe, die Minna Wagner an eine Freundin in Berlin schrieb, ist dazu angethan, ein freundliches Licht auf diese im Dunkel gelassene Frau zu werfen. Sie sind nur zum kleinsten Theile zum Abdruck geeignet, denn sie enthüllen uns eine eheliche Tragödie, die besser mit dem Schleier der Vergessenheit bedeckt bleibt. Aber hier handelt es sich um eine Ehrenrettung. Daß Minna die Vorwürfe Glasenapp's und seiner Hintermänner nicht verdient, geht klar aus ihren Briefen hervor. Auch hier erscheint sie als eine aufopfernde Lebensgefährtin. Sie hat nicht allein tapfer mit ihm gegen Noth und Elend gekämpft, sie hat auch sein Genie erkannt und ihm einen sittlichen Halt gewährt, ohne den er vielleicht während der Pariser Nothjahre 1839—1842, wenn nicht schon früher, zu Grunde gegangen wäre. Das deutsche Volk schuldet dafür der vielfach Unverstandenen und Verunglimpften Gerechtigkeit und Dank.

Richard Wagner lernte sie 1836 als Kapellmeister des Magdeburger Stadttheaters kennen. Minna Planer, die Tochter des Directors, war die beliebte erste tragische Liebhaberin der Truppe. „Die einmal gefaßte Neigung trat bald mit derselben Heftigkeit auf, womit sich bei dem lebhaften und entschiedenen Naturell des jungen Künstlers jede Empfindung in ihm äußerte", versichert der Beschwichtigungshofrath Glasenapp. So verlobten sie sich und reichten sich in der kleinen Tragheimer Dorfkirche die Hand zum Ehebunde, obwohl alle ihre Verwandten protestirten, denn Wagner erfreute sich keines guten Rufes, wie er denn auch von Hans von Bülow's sittenstrenger Mutter stets ehrlich gehaßt wurde. Die Familie meinte, Minna habe als talentvolle Tragödin eine bessere Zukunft vor sich, denn als Frau eines verschwenderischen, ausschweifenden Musikers, von dessen Begabung die „maßgebenden" Künstler recht wenig hielten. Minna ließ sich aber nicht abschrecken, denn sie glaubte an ihn, an sein Herz, seinen guten Willen, sie glücklich zu machen. Daß sie für sein Streben, sein Genie kein Verständniß besessen, wird der Leser dieser schlichten Frauenbriefe gewiß nicht folgern. Als Schauspielerin hatte sie einen scharfen Theaterinstinct, und man versichert uns, daß Wagner's starker Sinn für scenische Wirkungen von seiner ersten Frau geweckt und gefördert worden sei. Musikalisch war sie allerdings nicht, gewiß weniger als Wagner's zweite Gemahlin, die als Wittwe mit männlicher Thatkraft und weiblicher Hingebung das Lebenswerk des Meisters fortsetzt. Dessen wäre Minna ganz gewiß nicht fähig gewesen. Es ist auch gewiß, daß sie mit der Betheiligung ihres Gatten am Dresdner Aufstande nicht einverstanden war und ihm stets einen Vorwurf daraus machte, sie Beide dadurch aus ihrer angesehenen Stellung gebracht und seine Anerkennung um Jahrzehnte verzögert zu haben. Zur Strafe las ihr Wagner oft die harten Worte in der Vorrede zu „Oper und Drama" vor, über das Unglück einer in der Jugend, unter armseligen Verhältnissen voreilig geschlossenen Ehe. Dann lächelte sie wohl gutmüthig und zeigte auf das Päckchen stürmischer Liebesbriefe, das sie wie ein Heiligthum aufhob. „Wenn Du mich nicht nimmst, schieß' ich mich morgen todt", stand in einem seiner Magdeburger Briefe. Unbegreiflich scheint jedem Kenner der Verhältnisse Wagner's Behauptung: er habe seine Frau durch übergroße Nachgiebigkeit zu heillos verwöhnt und verzogen, ihr in Allem nachgegeben, so daß sie endlich in sich selbst allen Halt zu einigem Gerechtwerden gegen ihn verlor. Weder das Eine, noch das Andere ist wahr. Wohl aber, daß ihr die Liebe zu ihm so heilig war, daß sie ihn mit keiner Anderen theilen wollte. Nicht „Concessionen an die Welt" muthete sie ihm zu; er verlangte solche von ihr. Sie aber scheute selbst vor dem Eclat nicht zurück, um seine Liebe für sich allein zu haben, und ging eher in die Verbannung. So in Zürich, so in Paris, so überall. Wagner beklagte sich oft, daß seine Frau nur die „Pflicht der Ehe" von ihm heische, nicht aber das „Recht der Leidenschaft" anerkenne. Ein Ungeheuer von Genie, wie er, bedürfe Glanz, Licht, Luxus, Schönheit, Liebe, und immer mehr Liebe. Seine Frau sei zu klein, zu kleinlich, zu philströs. Daß auch die starkgeistigen Freundinnen aus dem Liszt'schen Kreise, die ihr sonst wohl wollten, ihre Eifersucht mit strengen Worten tadelten, ist selbstverständlich. Die „gute" d'Agoult, wie sie Minna in einem Briefe nennt, stellte sie oft zur Rede, und ihre Töchter Blandine Ollivier, die lebenslustige Gattin des nachmaligen napoleonischen Ministers, und Cosima von Bülow selbst ließen es an Vorhaltungen über die „scenes douloureuses, qui ont éclaté entre le mari et la femme" nicht fehlen: „Comme vous je plains Mme. Minna sans parvenir à donner tort à Richard, notre très illustre ami." Und Frau Cosima fährt fort: „Ce que vous me dites de Minna me fait bien de la peine, elle a beaucoup à supporter et elle a en plus le chagrin de penser que son dévouement et sa patience ne sont bons à rien; la distance incommensurable qui la sépare de son mari annule les bonnes qualités, et les souffrances ne sont pas moins là."

Noch bezeichnender ist die Moralphilosophie der Fürstin Carolyne Wittgenstein, der Freundin Liszt's, nur daß sie die Eifersucht als eine echt weibliche Krankheit entschuldigt, wenn sie auch — durchaus nicht im Sinne der „philiströsen" Minna — die genialen Männer keineswegs für den Egoismus der Ehe geschaffen und als Freigut erklärt, denn die Gerechtigkeit und sogar die Treue seien relative Begriffe. So schreibt sie einmal: „Ah, vous êtes jalouse! C'est pour le coup la maladie sacrée, le tort sublime de la femme. Ne me parlez pas d'un coeur audessus de ce dessous!... mais guérissez, guérissez vite; soyez moins sacrée, moins sublime et plus contente. Songez d'abord que les hommes de génie, cela est à tout le monde ... que tout le monde en veut sa part, et se fait un droit de le demander... Ce que vous me dites de ce pauvre Richard est si vague, et ce qu'il dit lui-même est si obscur que je ne me rends pas clairement compte de tout ce qui se passe. Vous m'accuseriez peut-être de naiveté, si je vous disais que je me crois pas capable d'un sentiment qui ferait tort à Mme. Minna, que par conséquent celle-ci ne saurait sans inconséquence et sans exagération empoisonner une relation sans aucun danger. Elle donne ainsi en pâture à la vulgarité des interprétations du vulgaire, qui ne demande pas mieux que de tout mésurer à son aune, des sentiments et des rapports qu'elle devrait tenir à honneur pour elle comme pour l'homme de génie de soustraire à des commentaires indignes. Je ne crois pas ici au pire des cas, mais dans le pire des cas, on pourrait encore bien dire que tout est rélatif en ce monde. Même la justice, même la fidelité. Ne laissez donc pas troubler la justesse de votre jugement sur Wagner et sur celle qui lui a été si pieusement bonne."

Digitized by Google

All' diese bisher ungedruckten Zeugnisse beziehen sich auf die sogenannte Züricher Katastrophe 1858, wo, um mit Eliza Wille zu reden, der „Neid der Götter" die schaffensfrohe Idylle Wagner's im Hause seines Mäcens zerstörte. Frau Minna glaubte Ursache zur Eifersucht zu haben, machte Hallo — wie sie sich in den vorliegenden Briefen ausdrückt —, erkrankte in Folge der Aufregung und reiste zu ihren Verwandten nach Sachsen, während sich Richard nach Italien zurückzog. Aus dieser Zeit, in der „Tristan und Isolde" angefangen wurde, sind mehrere Briefe Minna's vorhanden, doch verbietet die Rücksicht auf annoch Lebende die Veröffentlichung. Nur einige Auszüge, die für Richard und Minna Wagner charakteristisch sind oder Neues enthalten, mögen hier folgen.

Dresden, den 29. December 1858.

Unmöglich kann ich dieses verhängnißvolle Jahr beschließen ohne nicht zuvor Dir meine herzlichsten Grüße zu senden. Bitte, schreibe mir doch bald, ob es Dir gut geht.

Leider kann ich Dir dies nicht von mir sagen, ich bin elend und krank durch zwei Abscheulichkeiten geworden und werde mich sehr langsam, vielleicht gar nicht wieder erholen. Mein armes Herz tobt noch gewaltig. Ich sehe elend aus, daß mich meine Bekannten nicht wieder erkennen.

Daß ich mir hier eine kleine Parterre-Wohnung gemiethet hatte, glaube ich Dir geschrieben zu haben, ich wollte mir nur das Nöthige von unseren Effecten aus Zürich kommen lassen, was ich aber glücklicher Weise nicht mehr nöthig hatte, weil die gute treue Frau Tichatschek*) mir das kleine Logis, bestehend in zwei Stübchen, so nett von ihrem Ueberfluß hergerichtet hatte, daß nichts fehlte, sogar die kleine Küche und Speisekammer hatte sie ausgestattet, Holz, Kohlen, Erdäpfel, Eier, Mehl, Brod, Butter u. s. w. fehlen nicht. Es war mir dieser Freundschaftsdienst in verschiedener Hinsicht außerordentlich lieb, da mir mein Schwager das erforderliche Geld doch nicht vorschießen konnte. Ich lebe sehr eingeschränkt und sitze dennoch auf dem Trocknen. Mein guter Mann scheint in Venedig selbst sehr viel zu gebrauchen, wie das stets der Fall ist, wenn er allein lebt, so daß nichts für mich übrig bleibt. Neujahr sollte ich Geld von ihm zugewiesen bekommen, gestern jedoch schreibt er mir, daß er es selbst nöthig gebrauche. Recht hübsch das, doch ich bescheide mich und werde nicht gerade Hungers sterben, wenn ich nur ein Dach und eine warme Stube habe. Richard ist viel krank in Italien, erst drohte ihm ein garstiges nervöses Fieber, das ihn zwölf Tage in das Bett bannte. Seit beinahe fünf Wochen hat er eine große offene Wunde im Bein, die fortwährend eiterte, so daß er heftige Schmerzen dabei empfand. Von Auftreten ist gar keine Rede; er wird in und aus dem Bett getragen und kann natürlich nicht an Arbeiten denken.

Der verhängnißvolle Tristan, den ich seines Anlasses wegen gar nicht liebe, scheint nur mit großen Unterbrechungen und Anstrengungen in das Leben gerufen werden zu können. Wollen sehen, was bis dahin noch Alles geschieht. Mir scheint es, als ob bei solchen Arbeiten kein Glück wäre. Vielleicht irre ich mich hierin. Wir wollen daher sehen, was das Ende bringt, und ob diese Oper den Leuten gefällt. Ich wünsche es von Herzen! Doch einer ersten Aufführung beiwohnen kann ich aus verschiedenen Gründen noch nicht.

Die Mittheilung von dem Tode des kleinen Guido hat mich völlig erschreckt. Gott möge dieser kalten, vom Glück verwöhnten Frau alle Schicksalsschläge fern halten, aber ich glaube, daß es eine Vorsehung giebt. Ich dachte mir immer, wenn nun plötzlich unser Herrgott solchen Uebermuth durch Krankheit eines Kindes Einhalt thun würde — und siehe da! o mir schaudert völlig!

Versteht sich, daß ich keine Magd mir halten kann. In große Gesellschaften darf ich nicht gehen, nur in kleinen Familienkreis, dagegen muß ich auf Anrathen meines Arztes das Theater oft besuchen, wo ich nicht zu sprechen nöthig habe, was mich sehr anstrengt. Den Besuch der Theater durchzuführen, würde mir nicht gut möglich geworden sein, wenn mir Se. Excellenz Herr von Lüttichau, dem ich anstandshalber einen Besuch machen mußte, anderen Tages nicht ein Billet für alle Vorstellungen zugeschickt hätte, ohne daß ich nur ein Wort darum verloren. Das war höchst liebenswürdig und eine Ausnahme, die nur selten Jemandem zu Theil wird. Ueberhaupt nehmen mich die hiesigen Leute sehr herzlich und freundlich auf und, wie ich glauben muß, diesmal nur meiner selbst willen. Doch wie gesagt, ich muß mich ruhig halten, um mich nicht aufzuregen, was mir sogleich meine alte Schlaflosigkeit herbeiführt.

Meine Kur hier wird noch sehr lange dauern, somit werde ich meinen Mann nie wieder oder doch noch sehr lange nicht wieder sehen. Ich brauche Ruhe und Frieden.

. . . Das liebe Weihnachtsfest ist vor der Thür. Die Leute kaufen ungeheuer viel, trotz der entsetzlichen Theuerniß hier. Nur ich werde sehr still und ohne Bescheerung das Fest, sowie das Neujahr verleben.

Richard schreibt mir viel und herzlich, ich ihm auch, dennoch aber wünsche ich ein Zusammensein mit ihm noch sehr fern. Ich würge immer noch daran, aber es will nicht hinunter.

Apropos sage mir in Deinem nächsten Briefe doch noch einmal den Namen jenes Mannes, dem Du begegnet und der geäußert hatte: Schade, daß die Wagner wieder zu ihrem Manne geht, sie hätte zu mir kommen können, da ich Wittwer bin u. s. w. Daß ich nicht zu ihm und Keinem gehen würde, weißt Du. Das hätte ich auch schon haben können; doch interessirt mich zu wissen, wer der ist, der das zu Dir sagte. Befriedige meine Neugier.

Dresden, den 12. März 1859.
Marienstraße 9.

Meine Gute, Liebe!

Heut seit langer Zeit drang der Sonnenstrahl in mein Herz, durch Deine lieben Zeilen. Versteht sich, sehen müssen wir uns. Vielleicht läßt sich das mit einer Lohengrin-Aufführung vereinigen, zu der ich schon lange nach Berlin reisen wollte und wovon mich nur das abwechselnde Unwohlsein der Sänger abhielt. Es wäre mir auch ein doppelter Genuß, die Richard'sche Oper an Deiner Seite zu hören.

Anfang April will Richard wieder die Schweiz betreten und sogar bei Wille's in Herrliberg wohnen. Was sagst Du dazu? Doch muß ich Dich bitten, dies Geheimniß bei Dir zu bewahren, da mein guter Richard im strengsten Incognito dort wohnen will. Wenn er nicht ausgeht und nur im Zimmer stecken bleibt, dann glaube ich, ist es möglich, daß man seine nahe Anwesenheit nicht bemerkt. Er schreibt mir, daß er die beiden Knaben Wille's jetzt sehr liebt u. s. w. Seit lange schon bekam ich wieder unfreundliche Briefe, der Grund davon ist mir nun klar. Oh wie freue ich mich, Dich bald zu sehen, mit Dir sprechen zu können!

Vorgefallen ist hier nichts, was werth wäre, Dir mitzutheilen; Du dagegen wirst Manches erfahren haben, was mich interessiren könnte und Du mir in Deinen Zeilen verschweigst. Ich finde, Du hast Recht. Unwillkürlich fällt mir aber immer ein, was auch Du kennst:

Die Welt will, daß man sie betrüge
Durch ein erheuchelt fromm Gefühl,
Mit Anstand immer Frieden lüge,
Wenn's in der Brust auch dumpf und schwül.

Die Devrient ist sehr krank, ihr Mann ist jetzt hier. „Das Leben ist ein Traum, dieses wünscht Dein Stabérl." Das ist doch zu hübsch und soll mein Wahlspruch für alle Zeiten sein.

Schandau, den 26. Juli [1859].

Bis Ende August bleibe ich hier. Wohin mich dann mein Schicksal führt, ist unbestimmt. Es ist möglich, daß ich nächsten Winter nach Berlin gehe, um ihn dort zu verbringen, d. h. nur in dem Falle, wenn Richard nach Amerika ginge, was für ihn pecuniär gut wäre und ihm

*) Die Gattin des Dresdner Hofopernsängers Josef Tichatschek.

Digitized by Google

auch als Künstler lieb sein müßte, weil er dort ein ausgezeichnetes Orchester zu seiner Verfügung bekommen würde, nach dem er so viele Jahre vergebens schmachtet. Daß er noch immer in Luzern sich aufhält, wird Dir nicht unbekannt sein. Durch die Unzuverlässigkeit meines lieben Mannes wurden mir neue Kränkungen nicht erspart, wodurch mir ein Wiedersehen nicht sehr bald wünschenswerth sein könnte. Doch das Schlimmste dabei ist, daß ich immer wieder Rückschritte in meiner Gesundheit machen muß. Mein altes Herzklopfen und Zittern am ganzen Körper ist wieder so heftig, daß ich kaum schreiben kann.

Mit dem Tristan wird Richard erst Anfang September fertig werden, also gerade in zwei Jahren, statt in einem. Möchte diesmal seine Muse von besserem, förderndem Einflusse in der Ferne auf ihn wirken, als es in der unmittelbarsten Nähe geschehen ist! Leider sind die Kriegszeiten der Kunst nicht sehr vortheilhaft. Wagner schrieb mir, daß er den Nachtheil sehr hart empfinde, was auch schlimm für mich ist.

Unsere Uebersiedelung nach Paris steht unter den jetzigen Bewandtnissen noch in weitem Feld, wie überhaupt mein Wiedersehen mit meinem Mann.

Bad Schandau, den 29. August [1859].

Gern hätte ich Dir früher geschrieben, wenn ich Dir Bestimmtes über meine Zukunft hätte mittheilen können, allein das ist noch Alles in der Schwebe, nichts läßt sich bis jetzt bestimmen, nicht einmal, ob ich genesen werde oder nicht; ich glaube Letzteres. Die dummen neuen Aufregungen, die ich noch vor meinem Fortgehen von dem schönen Dresden vor beinahe drei Monaten durch meinen guten Mann abermals erleiden mußte, haben mich wieder bedeutend und für lange zurückgebracht, wie dies beim Herzleiden ja so leicht der Fall ist. Muß ich nun unter solchen Umständen bei fortgesetzten Kränkungen, die meine Herzkrankheit verschlimmern und mir sogar des Nachts den erquickenden Schlaf rauben, nicht öfter rückwärts schauen? Muß ich nicht alles Vertrauen verlieren, wenn mir das kaum Versprochene: daß ich nur noch Gutes empfangen, d. h. keine Beleidigungen mehr zu ertragen haben soll — immer wieder gebrochen wird? Nein, meine Gute, da gehört ein ganz besonderer Charakter dazu, um da noch vergessen und gesund zu werden. Meinen Mann mit einem Anderen tauschen, möchte ich nicht um eine Welt; im Gegentheil, ich möchte in Ruhe und Frieden in einer Ecke der Welt mein bischen Erdenwallen verbringen.

Richard ist noch immer in Luzern im Schweizerhof. Man hatte ihn einige Wochen mit dem Visu auf seinem Paß aufgehalten; mittlerweile hat er die Lust, nach Paris zu gehen, etwas verloren, zumal auch er annahm, daß Ollivier's noch nicht zurück sind.

Am 6. d. M. wurde endlich Lohengrin auf dem Hoftheater in Dresden zum ersten Male aufgeführt. Ich liebe diese Oper sehr, und die Hauptpartien wurden besser als in Berlin durchgeführt. Ich muß mich öfter an Richard's Werken erlaben und kräftigen, sonst könnte ich keine freundlichen Briefe an ihn schreiben. An mir hat er gewiß eine glühende Verehrerin seiner früheren Werke. Mir ist es, als hätte ich sie mit geschaffen, da ich ihn währenddem pflegen und alle häuslichen Sorgen allein auf meine Schultern nehmen durfte. Wie so ganz anders war er in den letzten Jahren unseres Beisammenseins!

Man erkennt aus diesen Briefen, daß Minna ihren großen Gatten noch immer liebte und verehrte, und daß es trotz ihrer gegentheiligen Versicherungen nur seines Winkes bedurfte, sie wieder in seine Arme zu führen. Ende März 1859 war er in Folge der kriegerischen Unruhen in der Lombardei nach der Schweiz zurückgekehrt, diesmal nach Luzern, wie wir gesehen haben. Aber schon im September siedelte er nach Paris über, um sich dort in erfrischendem Verkehre mit den lebendigen Organen seiner Kunst zu erhalten und womöglich eine Aufführung des Tannhäuser durchzusetzen. Bald nach seiner Uebersiedelung traf auch Frau Minna bei ihm ein, ungeachtet der Warnungen ihrer sämmtlichen Angehörigen und Freundinnen, die ihr neue Kränkungen und alles Schlimme vorhersagten. (Schluß folgt.)

Klaus Groth und Fritz Reuter.

Von Professor K. Köster.

Klaus Groth hatte bekanntlich anfangs über Fritz Reuters Erstlingswerk ein hartes Urtheil gefällt, das nicht allein damals zu einem recht unerquicklichen Streite zwischen den beiden Koryphäen plattdeutscher Poesie führte, sondern noch bis in die jüngste Vergangenheit nach nunmehr fast vierzig Jahren Veranlassung gegeben hat, Klaus Groth die bittersten Vorwürfe wegen seiner damals ausgesprochenen Ansichten zu machen und ihn in der herbsten Weise anzugreifen. Wie erklärt sich denn Groth's hartes Urtheil über Fritz Reuter? Hat er an demselben bis zuletzt festgehalten?

Klaus Groth mußte, und zwar anfangs allein, den harten Kampf gegen alle Vorurtheile, die fast allgemein gegen das Plattdeutsche als Schrift- und Dichtersprache herrschten und von den verschiedensten Seiten mit Bitterkeit ausgesprochen und immer von Neuem wiederholt wurden, ausfechten. Und die Vorwürfe, die dem Plattdeutschen gemacht wurden, welche waren es? Die Sprache, hieß es, passe nicht für edle Gegenstände, sei nicht fähig, höhere Stimmungen des Herzens und Gemüthes in angemessener Weise zum Ausdruck zu bringen. Und die Gegner, die weder das plattdeutsche Volk noch seine Sprache anders als höchstens sehr oberflächlich kannten, die mit nicht geringer Verachtung auf das Plattdeutsche herabsahen, waren von ihrem parteiischen Standpunkte aus vielleicht im Recht. Woher hatten sie denn ihre Kenntnisse des Plattdeutschen? Die Sprache der Wissenschaft, der Kirche, der Schule, es war die hochdeutsche, — die Sprache des Handels und Verkehrs in allen höheren Schichten der Bevölkerung, die Sprache der Gebildeten im Umgange mit ihresgleichen war die hochdeutsche. Das Plattdeutsche vernahm man in den größeren Städten nur bei den niederen Volksclassen, auf dem Lande bei der kleinstädtischen und bäuerlichen Bevölkerung, und deren Gesichtskreis war dazumal allerdings bei der verhältnißmäßig geringen Schulbildung, bei dem damals nur schwierigen Verkehr mit den Centren höherer Cultur ein sehr beschränkter; er umfaßte die Gegenstände und Erlebnisse des alltäglichen Lebens dieser Kreise, der bäuerlichen Wirthschaft, der Schifffahrt, des niederen Handwerks. Derer, die aus diesen Kreisen sich emporarbeiteten, in den Mittelpunkt geistigen Lebens, in die höheren Kreise der Gebildeten traten, waren im Allgemeinen nicht Viele. Sie sprachen dann hochdeutsch. Werfen wir einmal einen Blick auf die damalige Schuljugend unserer der Zahl nach sehr beschränkten, meistens nur in den größeren Städten befindlichen höheren Schulen. Es waren mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen Söhne von Leuten, die ein Universitätsstudium hinter sich hatten oder sonst durch ihre Stellung, ihre Umgebung, ihren Wohnort an den Centren der Kunst und Wissenschaft eine höhere Bildung erworben hatten. Ganz anders heutzutage, wo selbst kleine Bauern, Handwerker, Kaufleute, Volksschullehrer ihre Söhne die in Folge der allgemeinen Einführung des Einjährig-Freiwilligen-Dienstes wie Pilze aus dem Boden geschossenen kleinen und größeren höheren Lehranstalten besuchen lassen. Wo man damals zur Noth einmal plattdeutsche Verse oder Gedichte, wenn man sie so bezeichnen kann, zu hören bekam, fand man, daß sie mit dem täglichen Leben dieser niederen Kreise in naher Berührung standen, „nach dem Kuhstall rochen" und die allerdings oft recht derben Späße dieser Volkskreise zum Ausdruck brachten. Bänkelsänger und andere Poeten der Art lieferten oder verbreiteten sie. Diesen Zuständen ein Ende zu machen, war Klaus Groth seit langen Jahren bemüht gewesen. Er hatte einen behaglichen und gesicherten Beruf aufgegeben, seine Gesundheit, sein Leben daran gesetzt und hatte den Versuch gemacht zu zeigen, daß auch das Plattdeutsche wohl fähig sei, die edelsten Empfindungen des menschlichen Herzens, auf die erhabensten Ziele gerichtete Gedanken, nicht nur des

Digitized by Google

alltäglichen Lebens Erfahrungen, sondern die höchsten Ideale in schöner, ebenmäßiger Sprache ausdrücken und mitzutheilen. Sein Quickborn in seiner jetzt wie damals unbestrittenen Schöne ward aber nur von Wenigen verstanden, und Viele von diesen wollten diese hochidealen und doch das reale Seelenleben des Menschen darstellenden Poesieen nicht als plattdeutsche gelten lassen; sie athmeten hochdeutschen Geist, behaupteten sie, „weil das Plattdeutsche nur gemeine und allen Idealen fernstehende Gegenstände und Seelenstimmungen darzustellen im Stande sei!“

Da erschien neben Klaus Groth als plattdeutscher Dichter Fritz Reuter mit seinen „Läuschen und Rimels“; und wenn er sich in diesen Gedichten und Schnurren auch über die bisherigen Dichterlinge der damaligen Zeit mit ihren Machwerken nicht unbedeutend erhob, der Stoff war doch der alte in Vorstellungsweise und Ton: bei ihm diente die plattdeutsche Sprache wieder, um oberflächliche, derbe Scherze und allerlei spaßhafte und witzige Anekdoten zum Ausdruck zu bringen. Aber dabei erkannte Groth sofort die hohe Begabung des Verfassers dieser Gedichte. Wer wollte es ihm mit einigem Recht verargen, wenn er Front machte gegen einen solchen — Mißbrauch der plattdeutschen Sprache durch einen hervorragend begabten Dichter?! Denn so darf man es wohl bezeichnen, wenn man sich auf Groth's Standpunkt stellt und mit ihm das große und erhabene Ziel im Auge behält, dem er zustrebte: die plattdeutsche Sprache als solche zu halten und zu heben, die Muttersprache der damals zehn Millionen Norddeutschen den Culturſprachen wieder anzureihen, wenigstens auf dem Gebiete der Erzählung und der Poesie. Waren denn die Bewohner des norddeutschen Flachlandes mit ihrer plattdeutschen Sprache nicht ebenso fähig als volle Menschen zu gelten? standen sie um ihrer Sprache willen geistig und seelisch hinter ihren Brüdern im südlichen Deutschland zurück? oder sollten sie, um ihr Menschenthum zur Geltung zu bringen, ihre Gedanken und Empfindungen erst in die ihnen immerhin mehr oder weniger fremde hochdeutsche Sprache umsetzen?

Anstatt eines Helfers fand nun Klaus Groth in dem Dichter der Läuschen und Rimels zwar keinen directen Gegner, aber einen Mann, der, ihm an und für sich nicht fern stehend, den Feinden der plattdeutschen Dichtung die besten Waffen in die Hand drückte zu Gunsten ihres Bestrebens der plattdeutschen Sprache ihre Fähigkeit, eine poetische und ideale Literatursprache im edelsten Sinne des Wortes zu sein oder zu werden, abzusprechen. Wir wollen gar nicht leugnen, daß Klaus Groth etwas über die Schnur gehauen hat in seinem Urtheile über Reuters erste Dichtungen, soweit sie ihm bekannt geworden. Groth selbst wußte sehr wohl, daß er sich in seiner Kritik anfangs zu einiger Heftigkeit hatte hinreißen lassen, obwohl er, was die Sache selbst betraf, seinen Standpunkt behauptete. Er hat es oft genug ausgesprochen, wie ja wohl bekannt ist und wie ich dessen häufig genug Zeuge gewesen bin. Sobald Reuter mit seinen folgenden Schriften auf der Bildfläche erschien, hat Klaus Groth ihn den Feinden und Nörglern des Plattdeutschen gegenüber mit Freuden als seinen hervorragendsten Genossen bezeichnet im Kampfe um die Anerkennung der Kraft, Schönheit und Würde der plattdeutschen Sprache, kurz des Werthes, den sie besitzt, der Vermittler zu sein für das Schönste, Edelste und Höchste, was in der Menschenbrust lebt und webt.

Wer könnte einem Schriftsteller höhere Anerkennung zollen, als es Groth gethan in seiner mir vorliegenden Besprechung von Reuter's „Festungstid“ und von seinem Gedichte „Hanne Nüte un de lütte Pudel“? Als Beweis meiner Behauptung führe ich einige Sätze aus diesen Besprechungen an. Ueber die „Franzosentid“ äußert sich Groth Weihnachten 1859 im Altonaer Merkur also: „Ut de Franzosentid ist von einer so köstlichen Lebendigkeit, voll ebenso echtem Humor, daß man sie dem Besten, was in der Art je von Spaniern oder Engländern geschrieben ist, kühn an die Seite setzen darf. Dieser talentvolle Mann hat hier plötzlich seinen Gegenstand gefunden, und die Freude des Schaffens selber, mit der diese Erzählung geschrieben sein muß, wird ihm gesagt haben, daß er ihn gefunden. Ich habe Fritz Reuter einmal aus innerster Ueberzeugung für seine Läuschen und Rimels weh thun müssen; ich konnte nicht anders, als ihm sagen, daß man auf Kosten der Würde des Volkes nicht lachen dürfe. Habe ich je seit dem Erscheinen der Pickwickier aus voller Seele gelacht, so ist es hier über diesen kostbaren Amtshauptmann aus dem echtesten Holz norddeutscher Biederkeit, seinem köstlichen Rathsherrn Hasse, über den komischen Müller und seinen Knecht Friedrich. Wie jene einen Franzosen betrunken machen und dieser ihn, den Verlorenen, später wieder sucht: es ist ohne Gleichen an Leben und Frische. Eben darin, daß der rechte Ernst die Folie bildet, daß Würde und Werth der Personen dabei nicht untergeht, ist der Unterschied von den früheren Productionen Fritz Reuter's. Bei allem Lachen wird es dem Leser an einer Thräne nicht fehlen und an der herzlichen Theilnahme für eine schöne Seele in der Hülle eines schlichten jungen Mädchens.“

Zu „Hanne Nüte un de lütte Pudel“ bemerkt Groth in demselben Blatte im December 1860: „Für Freunde der plattdeutschen Litteratur würde die Anzeige genügen, daß Fritz Reuter's Neuestes in einer gereimten Erzählung besteht, die man als ein Seitenstück zu seiner Prosaerzählung „Ut de Franzosentid“ in den „Ollen Kamellen“ bezeichnen kann. Sie ist mit derselben Lebendigkeit und Frische erzählt, knüpft mit derselben Sicherheit den Faden der Handlung und führt ihn weiter ohne Irren und Schwanken.“ Nur ist der Stoff so real und die Verwickelung ist auch dem Stoffe nach so spannend, daß man fast die gebundene Rede als einen Schnür- und Hemmschuh empfindet für den nothwendigen raschen Fortschritt. Allein Reuter baut seine Reime so mühelos, Wort und Bild fließen ihm in solcher Leichtigkeit zu, daß man kaum den Zwang der Rede empfindet“ u. s. w. Und zum Schluß: „Wir aber können und müssen jedenfalls auch für diese seine Arbeit dankbar sein; sie zeigt uns unser prächtiges norddeutsches Volk in seiner Würde, sie zeigt unsere Sprache in ihrer Macht.“

Nachdem Groth bereits vor vierzig Jahren über Reuter's beste Dichtungen sich derartig anerkennend ausgesprochen, ist ganz gewiß nicht die geringste Berechtigung mehr vorhanden zu stetig neuen Angriffen auf seine Person wegen seines Urtheils über Reuter's Erstlingswerk. Ueber die Art, wie der Kampf von jener Seite geführt wird, bin ich nicht gesonnen mich weiter auszulassen. Denn in den Ton, wie er drüben stets wieder angestimmt wird, einzustimmen, verspüre ich keine Neigung.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der gute Anton.

Von Anselm Heine.

Fünfzehn Jahre hat er ihr gehört und nun — — —

Von Neuem beginnt sie ihr Hin- und Herwandern, die Schleppe ihres weißseidenen Schlafrocks raschelt leise am Boden nach. Thränen fließen ihr über's Gesicht.

Sie hat es nie glauben wollen — das mit der Andern, nun schreibt er es selbst. In Helgoland hat er sich trauen lassen, ganz in der Stille. Und wie brutal er seine Mittheilung gemacht hat! Einfach ein kurzer Brief an ihren Mann: seine Heirath, daß seine Frau eine

Digitized by Google

Belgierin sei, und daß er mit ihr in Brüssel leben würde. Kein Wort an sie ... Laut aufschluchzend wirft sie sich über die Chaiselongue und bearbeitet die große weiße Decke, die da liegt, mit ihren Fäusten. Wie ein ungezogenes Kind. Dann streichelt sie das weiße Fell. Von ihm! Alles, was sie hier umgiebt, ist von ihm. Er war ja immer so sorgsam und verschwenderisch für sie. Auch das ist jetzt vorbei. Auch das hat jetzt die Andere. Sie schließt die Augen und stöhnt. Unaufhörlich muß sie sich das ausmalen: die Beiden zusammen. Sie kennt ihn so genau. Jede Situation. — Und wer weiß, wie lange sie schon getheilt hat mit der Andern? Er reiste so oft nach Belgien in den letzten Jahren. Dies ist das Erniedrigendste. Zu denken, daß er sie betrogen hat! Und sie ist immer so selig gewesen, wenn sie an seinem Arme in eine Gesellschaft trat oder an seiner Seite spazieren fuhr. Alle kannten den berühmten Künstler und beneideten sie um diesen Besitz. Selbst ihr Mann war stolz auf die Bekanntschaft. Merkwürdig harmlos ist der immer geblieben zwischen ihnen Beiden. Holthaus empfand es sogar manchmal peinlich, daß er von ihm immer wieder eingeladen wurde, nach Berlin zu kommen und bei ihnen zu wohnen. Ja, sie hat Glück gehabt bis jetzt. In Allem. Das schöne Haus, die Kinder gut verheirathet und ihr lieber Mann, der eine so rührende Verehrung für sie hat. Der Gute! Sie richtet sich auf, ganz fromm und ernsthaft.

„Ja, nun werde ich wieder eine ehrbare Frau werden." Sie hat die Hände gefaltet. Gott führte sie doch gnädig. Nun befreite er sie von all der Lüge, die doch immerhin schwer auf ihr gelastet hatte. Jetzt wollte sie ihrem Anton wieder eine treue Gattin sein. Daran sucht sie sich aufzurichten. Aber dann kommt ihr ein unbequemer Gedanke. Wenn es schon zu spät wäre? Wenn ihr Mann Verdacht schöpfte? Sie hat so haltlos geweint heute Morgen, als er ihr den Brief vorlas. Das muß er ja gemerkt haben! Mit Anstrengung ruft sie sich sein Verhalten in jenem Augenblick zurück. Hat er nicht ein sehr betroffenes Gesicht gemacht? Damals, in ihrer Aufregung hat sie auf nichts geachtet, aber nun fällt ihr Alles wieder ein. Ganz eigenthümlich hat er sie betrachtet. Sehr prüfend. Und dann äußerte er ein paar unfreundliche Worte. Er, der immer so zärtlich ist. Er sagte: „Du solltest doch mehr auf Dich halten, Amalie, mir scheint, Du vernachlässigst Dich seit einiger Zeit." Amalie! Sonst sagte er Amélie. Und keine Silbe über die Heirathsanzeige. Dann, als er in's Geschäft ging, hat er ihr nicht die Hand geküßt. Ganz steif und finster ist er aufgestanden und zur Thür hinausgegangen. Er weiß es, er weiß es! Jetzt weiß er es!

Verstört starrt sie in's Leere. Was soll sie beginnen? Er wird sie fortschicken, hinaus aus der warmen Behaglichkeit, in der sie so glücklich war. Das ist der Zusammenbruch, die Vernichtung. In diesem Augenblick erscheint ihr der Schmerz um Holthaus wie ein thörichter Luxus. Alle ihre Gedanken concentriren sich in dem einen Wunsche, der Vergeltung zu entgehen. Mechanisch tritt sie vor den Spiegel. Kann Anton sie denn wirklich entbehren? Aber der Spiegel giebt ihr keinen Trost. Er zeigt ihr eine schlaffe, allzu üppige Gestalt und ein schlaffes, vor Erregung fleckiges Gesicht. Nein, er wird ihr nicht verzeihen. Kein Ehrenmann würde das. Und Anton gerade, der seine Frau auf einen Thron stellt. Er lebte ja nur in ihren Triumphen. Jeden ihrer gesellschaftlichen Erfolge betrachtete er als persönliche Auszeichnung für sich selbst. Der Gute! Und nun auf einmal dieser Schlag für ihn. Was muß er dabei leiden! Ein warmes Mitleid mit diesem Manne, den sie all' die Zeit her halb vergessen hat, steigt in ihr auf. Sie kommt sich gegen ihn so niedrig vor, seiner Güte so unwürdig. Wie hat sie es nur über's Herz gebracht, ihn zu betrügen, Jahr um Jahr? Am liebsten möchte sie sich vor ihm verkriechen. Nicht mehr aus Furcht, jetzt nur aus überwältigender Scham und aus Jammer über das, was sie ihm angethan hat. Aber sie will sich vor ihm demüthigen, ihm Alles beichten. Und dann will sie sogleich sein Haus verlassen, damit er von ihrem Anblick befreit wird. Wirre Pläne huschen über ihre Seele.

Da klingelt es an der Hausthüre. Irgend eine Frauenstimme. Eine Commerzienräthin wird gemeldet. Merkwürdig, wie viele gute Freundinnen sich nach ihrem Befinden erkundigen, seit heute Morgen! Das ist nun schon die Vierte. Aber sie kann nicht empfangen in diesem Zustande. Sie kann nicht.

„Sagen Sie, ich hätte Migräne, Fanny!" Aber die gute Freundin geht nicht. Sie ist draußen im Flur mit dem Hausherrn zusammengetroffen, der aus dem Contor herauf kommt. Sie reden zusammen. Die angstvolle Frau hier drinnen hört jedes Wort. Erst Gleichgiltiges, und jetzt, jetzt kommt die Folter. Mit angehaltenem Athem steht sie an der Thüre und leidet. Vor Allem für ihren Mann, dem nun auch das nicht erspart bleibt.

„Also mit Holthaus ist es nun doch wahr?" fragt die Besucherin. „Man munkelte schon lange von einer schönen Belgierin. Das Verhältniß muß schon Jahre lang bestehen, und was sagt denn Ihre liebe Frau zu der Geschichte? Wußte sie davon? Und wird sie Holthaus nicht ein wenig vermissen? Wie?"

Und jetzt fängt er an zu sprechen, ihr Mann mit seiner hohen, ein wenig scharfen Stimme. Was wird er sagen? Was sagt er nur? — Das Blut rauscht ihr in den Ohren. Aber allmälig nimmt sie sich zusammen. Und jetzt versteht sie. Ganz genau. Ein hysterische Lust zu lachen kommt sie an. Kichernd und schluchzend spricht sie hier drinnen Alles nach, was sie ihn draußen sagen hört:

„Ich kann nur wiederholen, gnädige Frau, Holthaus denkt nicht daran, seine bisherige Lebensweise aufzugeben. Noch heute hat meine Frau einen Brief von ihm erhalten, in dem er auch dieses unmöglichen Gerüchtes erwähnt. Solches Geschwätz entsteht ja leicht, namentlich, wenn es sich um eine Person en vue handelt. Nein, Holthaus war und ist unverheirathet und wird es bleiben. Vielleicht verbreiten Sie das gütigst, gnädige Frau?"

Er hat sehr langsam und pointirt gesprochen. Mit beleidigter Stimme. Die Gattin sieht ihn förmlich vor sich, wie er sich bläht und sich kropft und auf die Zehen reckt. Ihr Gesicht ist weiß geworden, der Mund verzieht sich, als sähe sie ein Gewürm. Und auf einmal wird sie ganz ruhig. Jetzt ist sie keine Schuldige mehr. Er hat zurückgezahlt.

Noch immer hört sie ihn, wie er sich anstrengt und die „Familienehre vertheidigt". Sie lächelt bei dem Wort, das ihr in den Sinn kommt. Beinah ein wenig amüsirt. Und dann zieht eine Art Frieden über sie. Eine ruhige ironische Behaglichkeit. Er hat ihr über Schmerz und Reue hinweggeholfen. — Am Ende muß sie ihm noch dankbar sein.

Dem guten Anton!

Aus der Hauptstadt.

Die letzte Hypothek.

Die Hirsche schrien heuer, im total verregneten September, nicht mit der Freudigkeit und der Passion, die sie sonst vortheilhaft auszeichnet. Bei dem kläglichen Verlaufe der Brunst und dem geringen Ohrenschmause, den das königliche Wild diesmal bot, behielt man im Romintener Jagdschlosse Zeit und Ruhe, aufmerksam dem Geschrei zu lauschen, das aus den Berliner Waldungen schreckhaft herüberdrang. Das Hifthorn gellte durch den Thiergarten und durch's Kastanienwäldchen, die Piqueure sprengten rastlos von der nördlichen Wilhelmstraße zur südlichen, und die Meute der im Solde des Regenten stehenden Chefredacteure, Recherchеure, Agenten und Vertrauensmänner hoffte schon kläffend das Wild gestellt zu haben. Aber Herr Dr. Johannes v. Miquel ist kein capitaler Vierundzwanzigender, der in reckenhafter Leidenschaft mit wildem Röhren dem vermeintlichen Nebenbuhler entgegenzieht und dabei einem gewandten Schranzen Gelegenheit zum meuchlerischen Blattschusse giebt. Herr Dr. Johannes v. Miquel ist auch in Liebenberger Forsten nicht zu erlegen, wie das unglückliche Böcklein de Caprara de Montecucculi, das arglos in die plumpe Falle lief und sich mit Knütteln todtschlagen ließ. Herr Johannes v. Miquel gehört vielmehr als guter

Digitized by Google

Frankfurter zu den paar excellenten Goethekennern, deren wir uns rühmen dürfen, und ist mit den politischen Kunstgriffen des Reinecke Fuchs über die Maßen vertraut. So zerrann das umfangreiche Kesseltreiben gegen ihn in Erfolglosigkeit. Just der überlaute Lärm im Berliner Walde, der allzu frühe Siegesjubel des Trosses veranlaßte den Jagdherrn von Rominten, den getreuen Fuchs noch nicht auszugraben. Haman ist Minister geblieben, der Galgen, den die um Mardochai für ihn errichtet hatten, hat seinen Beruf verfehlt, und Israel darf nicht tanzen und fröhlich sein.

Wer die Geheimgeschichte der preußischen Ministerkrisis von 1899 schreiben will, thut gut, sich gleich morgen an die Arbeit zu machen, denn übermorgen ist vielleicht schon jede Spur verweht. Der Kaiser weiß und wußte, daß sein Finanzminister niemals für den Canal geschwärmt hat. Aus den 216 Millionen Baugeld, so rechnete Miquel, werden sicherlich im Laufe der Jährlein 316 oder 416 Millionen, und zu dem Zinsverluste, den der Staat Jahr für Jahr an dem hoffnungslos unrentablen Unternehmen haben wird, kommt der Rückgang der Eisenbahnprofite. Es kommt hinzu die schwere Schädigung der Landwirthschaft, die unter Umständen zu bedrohlicher Explosion führen und neben dem militärfrommen Bunde der Landwirthe eine radicale Bauernpartei Sigl-Wieland'scher Observanz aus dem Boden stampfen kann. Es kommt hinzu die Gefährdung der schlesischen Interessen, die selbst dem Rickertnappen Gothein in die Augen gesprungen ist und ihn zu entschiedenem Widerspruche gegen das Canalabenteuer gezwungen hat. „Die Schlesier", sagte ein großer Mann, „müßten Tinte gesoffen haben, wenn sie sich in Gutem oder in Bösem den Canal aufbürden ließen". Dr. Hans Miquel vereinigt nicht umsonst in seinem Hirn die Intelligenz des Gesammtministeriums. Er erkannte die Schwächen der Canalphantasterei, erkannte auch diesmal, daß die Agrarier und alle anderen Vertreter der östlichen Provinzen Esel sein müßten, wenn sie die Aventiure mitmachten. Doch es lag nicht in seiner Art, sich dem königlichen Willen unverblümt entgegenzustemmen. Immerhin hatte er den verhältnißmäßigen Muth, von der Reise nach Dortmund abzurathen, wo dann das Wort von dem unbeugsamen und unerschütterlichen Entschlusse fiel, und an den Dortmunder Feierlichkeiten nahm er nicht Theil.

Die da behaupten, ihn allein treffe die Schuld an der Ablehnung des luftigen Projectes, haben so unrecht nicht. Allerdings trat er auf Wunsch seines königlichen Herrn und um der lieben Einheitlichkeit des Ministeriums willen im Landtage wiederholt für den Entwurf ein, aber so, daß selbst die Nichtfortgeschrittensten den Mangel an Begeisterung bemerken mußten. Auch war die Regierung ohne ihn ein todtes Uhrwerk. Die ragenden Herren hatten sich im Laufe der Jahre vollkommen daran gewöhnt, daß er Alles machte, alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte. Jetzt, wo er matten Herzens die Sache ihren Gang gehen ließ, fiel es ihnen in ihrem Gottvertrauen gar nicht bei, nun wenigstens ihrerseits die doch unumgänglichen Vorbereitungen zu treffen. Wieder einmal ist bei diesem Anlasse das Ministerium von den Nörglern weit überschätzt worden. Keinem Politiker konnte der Gedanke kommen, daß die ehrlich canalschwärmenden Excellenzen, die doch dazu den dringenden, heißen Wunsch des Kaisers kannten, nicht einmal den kleinen Finger rühren würden, um sich bei Zeiten eine Mehrheit im Abgeordnetenhause zu sichern. Diese Mehrheit wäre zu beschaffen gewesen; nur zur rechten Stunde hätte es eines freundschaftlichen Winkes an die Adresse der beamteten Volksvertreter bedurft. An solche Einwirkung aber dachte man erst, als es schon viel zu spät dazu war, als bereits die politische Ehre der Landräthe auf dem Spiele stand. Daß sie dann das Wartegeld dem Harakiri vorzogen, ist weniger ein Beweis heroischer Moralität als schlichten, aber gesunden Menschenverstandes.

Zum ungeheuchelten Erstaunen des Herrn von der Recke und der übrigen Aufrechten im Ministerium fiel die Vorlage. Ihre ohnmächtige Wuth äußerte sich in gewaltigen Lufthieben, die alle krachend auf unschuldige, glücklicher Weise derb organisierte Häupter gingen. Schärferen Instinct verrieth die liberale Presse. Da Herr Alfred Dreyfus sein Revisionsgesuch zurückgezogen hatte, gab es in Frankreich für ihre Wahrheits-, Humanitäts- und Gerechtigkeitsliebe nichts mehr zu thun, und so konnte sie sich wieder mit ungeschwächter Kraft den so lange vernachlässigten inneren Angelegenheiten widmen. Längst war Johannes Miquel ihrer cultur- und fortschrittsfreundlichen Seele ein Greuel. Er hatte die fatalen Einkommen- und Vermögens-Steuer-Gesetze durchgedrückt, die dem ohnehin überlasteten Börsianer den knappen und mühevollen Gewinn noch mehr schmälern. Er galt mit Fug als ein nur lauer und verdächtiger Freund neuer Handelsverträge, er hatte, trotz seiner verflossenen Directorschaft bei der Disconto-Commandit-Gesellschaft, den Effecten- und Schlußscheinstempel wesentlich erhöht, den Terminhandel eingeengt und den Börsencommissar erfunden. Und was dem Fasse den Boden ausschlug: er stand im dringenden Verdachte, den gebenedeieten Ramschbazarismus nicht für den letzten Culturfortschritt des Jahrhunderts zu halten. Der Stern der Stunde winkte; jetzt oder nie vermochte man seiner ledig zu werden. Zudem waren die duldenden Leser einigermaßen verstimmt ob der schmutzigen denunziatorischen Hatz auf die kleinen Land- und Regierungsräthe, die couragirt dem feinen Kopf von der Recke die Heeresfolge verweigert hatten, und Stimmen wurden laut, denen dies unaufhörliche Anschwärzen und Anpetzen ebenso schmachvoll deuchte, wie das Katzbuckeln und Royalistenspielen. So beschloß man, mit Heraklesmuth an den Gewaltigen Hand anzulegen. Seit Dortmund und seit der Canal statt zu Wasser zu Luft geworden war, schien Miquel's Credit beim Kaiser erschöpft. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Monarch die Zinsen von ihm einforderte und dann die Concursanmeldung erzwang.

Die Treibjagd begann bei günstigem Wetter. Viele Hunde sind des Fuchsen Tod, und von der betäubenden Wirkung ihres Gebells hatten die Preßköter eben erst in Rennes hinreichende Pröbchen abgelegt. So trauten sie sich das Höchste zu. Miquel's Falschheit und Doppelzüngigkeit, ja, sein dreister, königsfeindlicher, unfreisinniger Ungehorsam gegen die Weisungen des Monarchen wurden mit derselben heiligen Entrüstung und derselben Ausdauer an den Pranger geschlagen, wie kurz vordem die Mercier, Boisdeffre, Roget. Als nun gar Herrn Singer's Centralorgan die Honorarrechnungen des unseligen Postleitartiklers und Entrefiletfabrikanten veröffentlichen konnte, als der Stadt eine Geschichte erzählt werden konnte, wie man Präsident der Seehandlung wird und in dunkler Nachtstunde, aus dem Kastanienwäldchen kommend, fulminante Leiter gegen das Canalproject Seiner Majestät schmiedet, da war der Ring geschlossen. Der Mantel mußte fallen, der Herzog ihm folgen. Und wäre jetzt nicht Ernst Lieber auf dem Plane erschienen, der den fest eingewurzelten Glauben an die Schlauheit der Centrumsführer mit glänzendem Erfolg zu nichte macht, und wäre nicht ein Spätklein ersonnen worden nach Art des weiland Liebenberg'schen, wer weiß, ob es dann dem in Zahlungsschwierigkeiten befindlichen Finanzminister noch gelungen wäre, sich mit so guter Art herauszuwinden.

Ernst Lieber's Thun und Reden für sich. Er verrieth so gutmüthig seines Herzens Gelüste, und so aufdringlich pries er sich als den Retter aus allen Gefahren, inclusive der socialdemokratischen, an, daß er selbst bei Vertrauensvollen Verdacht erwecken mußte. Statt die gewiß sehr heilsame Fahrt nach Kiautschau anzutreten und mittlerweile den Topf in Berlin von Andern zerschlagen zu lassen, mischte er sich vorlaut in die Affaire ein und rettete dadurch den Topf. Gleichzeitig war der ungemein geschickte Versuch gemacht worden, die Conservativen und den Bund der Landwirthe gegen Miquel zu insurgiren. Boten von angeblich recht hoher Stelle waren gekommen und hatten gewisse Kunde im agrarischen Lager verbreitet, daß der Johannes es gewesen sei, der gegen Onkel Chlodwig's liebevollen Einspruch die Maßregelung der 22 Landräthe durchgesetzt habe. Die Führer des Bundes krochen nicht auf den Vogelleim, und wenn einige Blätter der Rechten es thaten, so darf dies höchstens als neuer Beweis für die These betrachtet werden, daß die Zeitungsindustrie umgekehrt proportional den Verstandeskräften der in ihr beschäftigten Menschheit zunehme. Man darf ja Herrn Miquel als natürliche Folge seiner ein bißchen zu großen Klugheit auch zutrauen, daß er gelegentlich eine sehr große Dummheit begeht. Nichts destoweniger war es eine Tollheit, anzunehmen, daß sich dieser Mann, der ganz genau weiß, wie wenig geheim die geheimen Verhandlungen des Staatsministeriums auf die Dauer bleiben, die Narretei zu Schulden kommen lassen würde, ein ganz offenbares und albernes Doppelspiel zu spielen, seinerseits und gegen den Willen der canalfreundlichen Collegen die gehässige Maßregelungsmaßregel durchzusetzen. Er mußte ja gewärtig sein, daß dieser heimtückische Streich zwei Stunden später in allen Abendblättern bekannt gemacht und glossirt wurde. Thatsächlich erwies sich denn auch die gewisse Kunde, die von angeblich recht hoher Stelle in's agrarische Lager gedrungen war, als unwahr, obgleich sie, wie sich das in solchem Falle von selbst versteht, buchstäblich Wahrheit gewesen war. Dem Ministerrathe hatte der Antrag vorgelegen, in Folge der Abstimmung über den Canal den Landtag aufzulösen und die widerspenstigen Landräthe aus Amt und Würden zu entfernen. Fürst Hohenlohe hatte sich, im hoffnungsfreudigen Optimismus seiner achtzig Jahre, für die Auflösung ausgesprochen, während Miquel das kleinere Uebel empfahl — denn etwas geschehen mußte jetzt, etwas thun mußte das Ministerium, um seine verletzte Autorität und auch die Autorität des Monarchen nach Möglichkeit zu wahren. Dr. Hans also bat, mit der Opferung der Landräthe fürlieb zu nehmen und diese Opferung schmerzlos zu vollziehen. Die Mehrheit fiel dem gewandten Redner bei, und man ersann die seltsame Strafe, dem störrigen Landrathe das volle Gehalt zu zahlen, ihn aber von jeder Arbeit bis auf Weiteres zu dispensiren.

Durch die „Versöhnung" mit den Conservativen also, deren Presse, von bösem Traum geängstigt, eine Minute lang Front gegen ihn machte, hat der große Finanzmann nicht die letzte Hypothek aufgenommen. Diese Versöhnung war überflüssig, da keine Entzweiung vorangegangen war. Immerhin wird der kuriose Vorfall dem Manne, dessen politische Pleite zur Zeit alle bedenklichen Elemente inbrünstig ersehnen und herbeizuführen trachten, ein Memento sein. Die letzte Hypothek nimmt Johannes Miquel nicht an dem Tage auf, wo er sich die Freundschaft der Rechten von Neuem sichert, sondern er greift zu dieser verzweifelten Transaction erst dann, wenn er seine Bundesgenossen im jenseitigen Lager sucht. Und die Psychologie des eigenartigen Mannes darf für abgeschlossen nicht eher gelten, als bis er diese That gethan oder sie endgiltig ungethan gelassen hat.

Er hat von Theophrastus Bombastus genug an sich, und die pupillarische Sicherheit seiner Augen ist gering genug, so daß man ihm bei oberflächlicher Betrachtung auch solch' einen Schritt wohl zutrauen könnte. Wie wenig es ihm um die Sache zu thun ist, wie still geduldig, vorsichtig gebeugten Rückens, er jeden Wassersturz und jedes Gewitter über sich hinbrausen läßt, das hat die Reise nach Dortmund hübsch illustrirt. Mit klammernden Organen hängt er an der Macht; die Begier, sie auszubeuten, sich das heimliche Scepter nicht entwinden zu lassen,

Digitized by Google

ist groß und größer vielleicht noch als seine nicht gewöhnliche Klugheit. Tiefer Einblick in die wirthschaftliche und politische Lage Deutschlands, wissenschaftlich genaue Erkenntniß des Ziels, wohin das Schiff gesteuert werden muß, wenn es nicht in früher Zukunft elend versinken soll, versinken, weil die Lenzpumpen versagen — keinem andern deutschen Staatsmanne eignet die Gabe auch nur annähernd so wie ihm. Man spricht ihm das Herz für die Bestrebungen der Kleinen ab, die keuchend dem zermalmenden Drucke des Land und Leute vernichtenden Großcapitals zu entrinnen suchen. Es mag sein, daß ihm das Herz überhaupt fehlt. Aber diesen immerhin kleinen Mangel ersetzt seine Einsicht. Sie befiehlt ihm und zwingt ihn, den Kern der Nation vor der Auslaugung durch die Börse und den Industrialismus, durch die unsinnige Weltmarkteroberei um jeden Preis zu schützen. Und wie die Dinge zur Zeit liegen, muß man es als die glänzendste Seite seines Talentes feiern, daß er den Nächstbetheiligten gar nicht als der Schutzpatron von Bauer und Kleinbürger erscheint. Denn Stumm und die Burgstraße sind Trumpf im Reiche.

Häuser bauen darf das kleine, werkthätige Volk nicht auf Johannes Miquel. Er würde vielleicht versagen, wenn ihn ein Gewaltger klipp und klar vor die Entscheidung stellte, von nun an Canal- und Weltmarktpolitik sans phrase zu treiben oder abzudanken. Der Machtkitzel siegte dann vielleicht über seine Klugheit. Inzwischen aber ist es so interessant wie herzerfreuend, den stillen Kampf dieses merkwürdigen Mannes zu verfolgen, zu beobachten, wie er, nachdem er sich unentbehrlich zu machen gewußt hat, ohne Unterlaß das Aeußerste thut, um den von oben her rauschenden Strom einzudämmen und zu nützlicher Arbeit zu zwingen. Zu beobachten, wie er den Staatswagen ganz unmerklich, in stummem Gehorsam und seiner Liebenswürdigkeit auf ein Gleis bringt, das nimmermehr zu der frostigen Berghöhe führt, nach der heute gekrönte Phantasie noch sehnsuchtsvoll zittert. All' dies aufreibende Bestreben und Mühen Johannes Miquels, das seine zähe Kraft doch gar nicht ermüden, um wie viel weniger ertödten zu können scheint, ist der einzige erquickliche Anblick in unerquicklicher Zeit. Und mehr: es ist unsere einzige Hoffnung, ist vielleicht die letzte Hypothek, die noch aufgenommen werden kann auf das Vertrauen des deutschen Volkes.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Rahab." Drama von Rudolf v. Gottschall. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Als ich wiederkam ..." Lustspiel von Oskar Blumenthal und Gustav Kadelburg. (Lessing-Theater.) — „Colinette." Lustspiel von G. Lenôtre und Gabriel Martin. (Neues Theater). — „Jagdfreuden." Schwank von Georges Feydeau. (Residenztheater.)

Der sechsundsiebzigjährige Leipziger Poet, der noch immer strebend sich bemüht, noch immer tapfer im Kampfe steht und sich in der besten aller kritischen Bethätigungen versucht: nämlich im Bessermachen, Rudolf v. Gottschall hat mit seiner „Rahab" neuerdings einen beachtenswerthen Beweis für die lang anhaltende Jugend- und Schaffenskraft der alten Dichtergeneration geliefert. In den Beifall, den sein neues Werk beim Publicum des Schauspielhauses fand, mischte sich gegen den Schluß hin das übliche entrüstete Zischen der Herrschaften, die den deutschen Parnaß von der Schumannstraße und dem Prinz Friedrich Carl-Ufer begrenzt wähnen, aber der markigen und ungemein theaterwirksamen Scene, die Rahab, Astarten's Hohepriesterin, zur gemeinen Tempeldirne erniedrigt sieht, vermochten sogar die berufsmäßigen Oppositionellen keinen Widerspruch entgegenzusetzen. Gewiß erspäht das moderne Auge in Gottschall's doch so planvoll durchdachter, sauber konstruirter und reich geschmückter Tragödie allerlei Schwächen und Mängel, für die man noch vor zwanzig Jahren kein Auge hatte, und wir hätten gewünscht, daß der Dichter wenigstens auf ein Stündchen bei den Modernen in die Schule gegangen wäre. Denn so klangvoll und schön seine Verse auch sind, so unbarmherzig oft unterbricht ihr melodischer Fluß doch die Handlung und macht sie stocken, tödtet das scenische Leben und wandelt das Drama zur Sprechoper um. In Momenten, wo man sich anschickt, dem Aufeinanderprallen rasender Leidenschaften athemlos zu folgen, wo man Naturschreie, Brand und Gluth erwartet, läßt Gottschall deklamiren. Und seine Personen deklamiren allzu ausgiebig. Ihre tönenden Jamben setzen das Feuer, das in der Handlung lodert, unter Wasser; retardiren gerade an den entscheidenden Stellen, wo das Drama vorwärts stürmen möchte. Die Freude am Wortprunk verleitet Gottschall, den geschmackvollen und vorsichtigen, immer auf's Neue zu scenischen Unklugheiten. Sehr wirksame Auftritte erhalten dadurch, daß die Hauptperson sich übermäßig breit ausspricht, während von Rechtswegen der entscheidende Schlag fallen sollte, ein steifes und papiernes Aussehen. Ganz besonders unleidlich berührt diese Eigenheit des Dramatikers Gottschall in der Vergiftungsscene Rahab's, die doch von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Es handelt sich da um einen Mangel, der leicht beseitigt werden kann und der beseitigt werden muß, weil der moderne Geschmack ihn so wenig wie lange Monologe erträgt, die Gottschall ebenfalls zu sehr bevorzugt. Rahab enthält so viele dichterische Schönheiten, daß es bedauernswerth wäre, wenn diese gewissenhafte und vornehme Arbeit an puren Aeußerlichkeiten zu Grunde ginge.

Die Leute, denen Rahab's Liebeskleiden und die Einnahme von Jericho durch die Israeliten zu wenig modern vorkam, amüsirten sich um so köstlicher in dem neuen und hochmodernen Schwanke des großen Blumenthal, der lang angekündigten Fortsetzung des „Weißen Rößl". Nach der Aufführung der nun verschollenen Blumenthalerei „Zwei Wappen" veröffentlichten wir hier ein spaltenlanges Verzeichniß der Witze, die der beliebte Taschenspieler anderen Scherzbolden gemaust und dann harmlos seiner eigenen Schöpfung einverleibt hatte. Diesmal wäre ein Verzeichniß der Plagiate am Platze, die Blumenthal an sich selbst begangen hat. Da diese Liste aber naturgemäß zu wenig kurzweilig ausfallen würde, lassen wir sie fort. Wer das „Weiße Rößl" kennt — und wer ist Banause genug, es nicht zu kennen? — findet in der vorliegenden ersten und, so Gott will, letzten Fortsetzung jeden, auch den melancholischsten Spaß wieder. Ein rührenderes Wiedersehen ist kaum auszudenken. Der urechte Berliner in Worten und Redensarten, wie ihn Blumenthal kennt und schätzt, der Enthusiast für Kranzler, Pankow und die Hasenhaide; daneben der liebe bescheidene Privatgelehrte mit dem Reisezauber; das salzkammergütige Gastwirthspaar, der schneidige und kluge Rechtsanwalt — keiner ist ausgeblieben. Als neue Producte der fruchtbaren und originellen Phantasie Oskars des Bluffers stellen sich allein eine Malerin und ein österreichischer Oberleutnant dar, die sich am Ende kriegen, nachdem der echte Berliner bei ihr abgeblitzt ist. Besondere Beachtung verdient die reizende Grundidee des Stückes, die zwar mit Ach und Krach nur für zwei Acte ausreicht, und dann von den Autoren bei Seite gelegt wird, die aber trotzdem allerhand Achtung vor der Blumenthal'schen Geschicklichkeit im Strecken und Recken einflößt. Papa Giesecke hängt an seinem Schwiegersohn wie eine Klette. Um ihn wenigstens zeitweilig abzustreifen, schützt das junge Paar eine Reise nach Spitzbergen vor, begiebt sich jedoch thatsächlich in's Weiße Rößl. Der Papa macht sich aus Spitzbergen nichts, bei Ahlbeck sieht er die Ostsee ja eben so schön und viel bequemer. Anfangs wollte er seinen Kindern trotzdem am Nordkap die Hand reichen, nun aber besinnt er sich, beschließt, sie einmal allein zu lassen und trifft sie folgerichtig im Salzkammergut. Ein durch seine Plattheit überraschender Schlager, der die üblichen, nicht endenwollenden Lachstürme entfesselte. Ob indeß den Herrschaften, die ihre Billets bezahlen müssen, ebenso lachstürmisch zu Muthe sein wird, wie den guten Premièrenfreunden, die dies grundsätzlich nicht thun, scheint mehr als unsicher. Dazu ist der Witz diesmal doch zu sehr aus dritter Hand, zu lau und läppisch. „Als ich wiederkam" wird, was den Cassenerfolg anbelangt, seinem Vorgänger nicht die Schuhriemen lösen dürfen. Ich sah beim letzten Fallen des Vorhanges gute und treuherzige Gesichter, auf denen deutlich die erwartungsbange Frage geschrieben stand: Na zum Donnerwetter, kommt denn nun der Witz nicht bald?

Der Mißerfolg der Firma Blumenthal & Kadelburg lehrt wiederum das Bedenkliche aller Fortsetzungen und Imitationen. Wirst du wo gut aufgenommen, sollst du nicht gleich wiederkommen, ist ein goldener Spruch. Sogar ein Goethe mußte es an der Ablehnung seines wandernden „Wilhelm Meister" erfahren, und der Erfolg des zweiten Faust kommt bis heute nicht der Wirkung des jugendfrischen ersten gleich. Nur Beaumarchais mit seinem „Figaro", der den „Barbier" fortsetzte und übertraf, macht eine Ausnahme; die abermalige Fortsetzung „La mère coupable" verunglückte dann freilich wieder. Noch schlimmer geht es den Nachahmern, die den Erfolg eines Anderen fructifiziren wollen, indem sie das einträgliche Modewerk copiren. So hat leider bis heute Ibsen seine Imitatoren — daher die vielen Durchfälle —, und wo sind nach Fulda die Märchenstücke, nach den Pariser Residenztheaterschwänken die Lauff, Jacoby, Jarno, Rosenthal geblieben?! Es konnte nicht fehlen, daß auch der Welterfolg der Sardou'schen „Madame Sans-gêne" zur Nachahmung reizen würde. „Colinette" heißt die Frucht dieser Speculation, die aber schwerlich gelingen wird, in Berlin noch wenig als in Paris. Wieder ein Napoleonstück, aber ohne Bonaparte. Der ist diesmal Ludwig XVIII., der aufgeschwemmte „König des Fauteuils", vom Zipperlein und von galanten Neigungen geplagt. Und an Stelle der Wäscherin und Generalin begrüßen wir die ebenso resolute Armeelieferantenstochter und Obristin Colinette, die ihren wegen Beherbergung eines napoleonischen Generals verhafteten Gemahl durch den noch immer beliebten Kleidertausch aus der Gefangenschaft befreit. Die historischen Anekdoten sind in Sardou's Manier, doch ohne sein Geschick in Scene gesetzt, während Aufbau und Stil auf bejahrtere Vorbilder hinweisen, auf Scribe, Legouvé und den älteren Dumas. Als Bearbeiter nennt sich auf dem Zettel Herr Alfred Halm, aber besser als er überträgt Frau Nuscha Butze als Colinette die welsche Unnatur in die deutsche Gemüthsphäre.

Zur Fortsetzungsliteratur gehört gewissermaßen auch der jüngste Schlager des Directors Lautenburg. Die Franzosen spinnen ja immer das gleiche Garn, höchstens eine andere Nummer in Mischung und Stärke, und reißt auch der Faden manchmal ab, so bleibt die Maschine doch nicht stehen, denn ein geschickter Handgriff verknüpft die Enden im Nu wieder. Wenn wir den Titel des Originals „Monsieur chasse" nennen, so weiß man auch gleich den Inhalt. Der lockere Ehemann hat sein Jagdrevier ganz selbstverständlich nicht draußen in Feld und Wald, sondern in der behaglichen Wohnung einer Geliebten. Ebenso wenig neu ist die Verwickelung, daß die Ehegesponsin, um sich zu rächen, auch ihrerseits mit ihrem Anbeter nach Paris geht — natürlich in das

Digitized by Google

nämliche Haus, worauf dann die Jagdfreuden unter Betheiligung der Polizei und der lachenden Zuschauer losgehen können: Verwechslungen, Schwindeleien, Verfolgungen, ein abgefaßter Jäger und ein als corpus delicti confiscirter Rock. Der vortreffliche Schlußact bringt die übliche Versöhnung: Madame darf die Großmüthige spielen, denn Monsieur weiß ja nichts von ihren übrigens tugendhaft bestandenen Anfechtungen. Eine einzige Scene des jungen Feydeau — er ist der Sohn des hochbegabten aber etwas anrüchigen Verfassers des Romans „Fanny" — enthält mehr Welt- und Bühnenkenntniß, Geist und Laune, als ein ganzes abendfüllendes Fabrikat von Blumenthal, Kadelburg & Comp.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Düsseldorfer Goethe-Ausstellung.

Hochgeehrter Herr!

In dem hochinteressanten Aufsatz Ihrer Goethe-Nummer (34) „Goethe, der Rheinländer" sind die Ausstellungen an unserer Ausstellung nicht alle berechtigt. Es ist doch nur ein Versehen, wenn der Verfasser uns als Schnitzer vorwirft, wir hätten den Ostseeprovinzler Victor Hehn unter die „Rheinischen Goetheforscher" eingereiht; das Buch lag und liegt in einer ganz anderen Gruppe, ja in einer ganz anderen Koje, die den rheinischen Goethesammlern gewidmet ist und zwar in der Unterabtheilung „Goetheschätze aus rheinischem Familienbesitz". Wenn man den Katalog S. 255 aufschlägt, so wird es sich von selbst aufdrängen, daß wir vollkommen recht gethan haben, zur Charakteristik der Ausstellerin Frau Marie Zanders neben der Copie des Tizian'schen Petrus Martyr, neben dem Fürich'schen „Fischer" und dem Stich des Altenberger Domes, den Goethe erwähnt, auch das Lieblingsbuch der Goethefreundin, den Victor Hehn, aufzulegen, das die Dame uns einschickte. Daß wir das Buch gerne einem großen Publicum nebenbei vor die Nase setzten, werden Sie verstehen. — Wie wir Max Bewer, ein Düsseldorfer Kind, unter den Goetheforschern bewerthen, lehrt der Katalog; wir haben die „Fünfzig Pfennige" S. 244, die oben auf dem Titel gedruckt und unterstrichen sind, ruhig mit abdrucken lassen. Sie mögen das auch als „Geschmacklosigkeit" empfinden: eine nicht mißzuverstehende Bewerthung unsererseits liegt auch darin. Das funkelnagelneue Nibelungenlied hatte uns Frl. Simrock, die Tochter des Dichters, eingesendet, statt der ersten Auflage, um welche wir baten; bei der letzten Handanlegung gelegentlich der Numerirung der Ausstellung ist das Buch verschwunden, um Wichtigerem Platz zu machen. Im Katalog werden Sie es nicht finden. Unfehlbar sind wir freilich auch nicht. Schuld an den Mißverständnissen unserer Intentionen trägt ja nur das späte Erscheinen des Katalogs, der aber in seiner jetzigen Gestalt nicht eher fertigzustellen war. Erschienen ist er in Ed. Wartig's Verlag in Leipzig.

Ergebenst der Ihrige

Hochdahl bei Düsseldorf. Dr. med. Karl Sudhoff.

Notizen.

Der Rennstieg. Von August Trinius. Eine Wanderung von der Werra bis zur Saale. (Minden, J. C. C. Bruns). Es ist eine Freude, das Rennstiegbuch des bekannten Thüringer Wandersmannes in einer neuen, verbesserten Auflage den Freunden des Thüringer Waldes und seines altgermanischen (?) Grenzpfades darbringen zu dürfen. Die Jahre, die dem Erscheinen der ersten Auflage gefolgt sind, haben gelehrt, daß dies Buch in der That einem Bedürfniß entspricht. Es war damals gleichsam ein Mahn- und Weckruf; seitdem wird der Rennstieg wieder begangen, und die Schaar begeisterter Anhänger für ihn wächst von Jahr zu Jahr. Wir kennen einen berühmten Schriftsteller, der auf seinem allsommerlichen Zug nach dem Süden nie versäumt, seine Fahrtgenossen zwischen den Stationen Probstzella und Kronach auf den altehrwürdigen Waldpfad aufmerksam zu machen, der Nord und Süd, Thüringen und Franken, Katholisch und Evangelisch, das Flußgebiet von Rhein und Elbe scheidet. Dann wird der Lauf der Bäche und Quellen betrachtet, ob sie noch nordwärts oder schon südwärts fließen, ob also die Wasserscheide und Paßhöhe erreicht ist u. s. w., und dann lächelt man wohl über den „komischen" Herrn und seinen Eifer und freut sich lieber darauf, daß man in das Gebiet des — bayrischen Biers kommt. Nun, Trinius in seinen poetischen Wanderschilderungen, vor Allem aber im ersten Capitel, wo er die Geschichte des Rennstiegs erzählt und scharfsinnig Ueberlieferung und Sage auf ihre historische und ethnographische Wahrheit untersucht, theilt die Begeisterung jenes Rennstiegschwärmers und beweist uns, daß der Waldgau, wohin ja auch Freytag den ersten Band seiner „Ahnen" verlegt, was geschichtliches Interesse und landschaftliche Schönheit betrifft, unsere Liebe vollauf verdient.

Präludien. Ein Essaybuch von Franz Servaes. (Berlin 1899.) Die Präludien sind für unsere Leser eher Nachspiele, denn die Mehrzahl dieser Aufsätze ist — ohne unsere Genehmigung — aus der „Gegenwart" abgedruckt, so die Artikel über Liliencron, Holz, Dehmel, Menzel, Böcklin, Liebermann, Ury. Sehr zum Nachtheil der Sammlung ist aber der Nachdruck, bis auf etwa 50 Seiten, kein wörtlicher, sondern durch Einschiebsel und Nachträge erweitert, die in den wenigsten Fällen glücklich und interessant sind und wohl nur das dicke Buch füllen und den Anschein erwecken sollen, als ob es sich um neue Arbeiten handelte. Neu ist nicht viel mehr, als die phrasengeschwellte Einleitung und die Betrachtungen über Bismarck, aus denen wohl kein Leser klug wird. Denn Servaes' Ausdrucksweise und Stil droht immer mehr in eine Manier zu verfallen, die ihn höchstens für Hypermoderne, Symbolisten, Impressionisten und Convulsionisten genießbar macht. Sogar die Witzblätter sind schon auf diese Fundgrube für unfreiwillige Komik aufmerksam geworden und haben mit urkräftigem Behagen Servaes' Kunstberichte in der Neuen freien Presse citirt, die freilich mit manchen Stellen der „Präludien" um den Record der Geschmacklosigkeit streiten könnten. So schreibt Servaes in dem Wiener Blatt über ein Plakat: „In welken, ersterbenden Farben, die zwischen weinendem Gelb und erstickendem Grün auf- und niedergleiten, und in verblasenen, zerflatternden Linien, die unklar verlaufen und mystisch verebben, ist der Gegenstand mehr verhüllt als ausgedrückt. Blickt man genauer zu, so erkennt man eine Venus von Milo und einen Rafaelkopf. Man wird zugestehen müssen, daß schon ein redlicher, moderner Wille dazu gehört, um diese alte Beauté nebst ihrem angejahrten Knaben derart in's Transcendentale-Mysteriöse der jüngsten Pariser Seuchlingskunst zu ziehen." Sehr lustig parodirt die Münchner „Jugend" diesen Stil mit seinem „hypernervösen Himmelblau wahnsinniger Verständnißlosigkeit, bald erstickt von mattvioletten Adjectiven, die nicht wissen, wie sie zu ihren karminfarbigen Substantiven kommen und in kühner Aengstlichkeit zurückprallen vor dem so überaus grünen Blödsinn, den Anmaßung, künstlerische Unbildung und spreewassergetaufte Schnoddrigkeit im mystisch-antithetischen Blechkessel widerlicher Sensationswuth träumerisch zusammenkocht" u. s. w. Wir sind nur begierig, wie lange sich die Wiener diese „Säuglingskritik" werden gefallen lassen, und pflanzen einstweilen vor den wahlverwandten „Präludien" eine Warnungstafel für etwaige Leser oder gar Käufer auf.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Das Schriftsteller-Heim in Jena.

Es gelangen jetzt überall hübsch ausgestattete Baustein-Karten zur Ausgabe, die das Bild eines stattlichen Hauses im Renaissance-Stile aufweisen. Ein solches Haus soll demnächst als Schriftsteller-Heim in Jena errichtet werden, und mit den Karten richtet das Heim-Comité an alle Freunde unserer Literatur einen Appell, zur Erbauung des Hauses je nach Kräften ein Scherflein beizutragen. Ein sehr wichtiger Anfang zur Verwirklichung des Planes ist bereits gemacht worden. Ein Mitglied des deutschen Schriftsteller-Verbandes in Jena hat in hochherziger Weise den reizend gelegenen Bauplatz gestiftet, der einen Werth von 25 000 Mk. repräsentirt, die Stadt Jena ist dem Projecte durch verschiedene Vergünstigungen entgegengekommen, und der Großherzog von Sachsen, der erlauchte Förderer aller literarischen und künstlerischen Bestrebungen, hat das Protectorat über das Heim übernommen. Die Baustein-Karten sind in der Preislage von 1 Mk., 10 Mk., 20 Mk., 50 Mk., 100 Mk., 500 Mk. und 1000 Mk. überall zu haben. Wo dies noch nicht der Fall sein sollte, wolle man sich direct mit dem **„Ortsausschuß für das Schriftsteller-Heim in Jena"** in Verbindung setzen. Der Bilderschmuck wurde von Künstlerhand ausgeführt und stellt insbesondere in den höher bewertheten Exemplaren ein äußerst geschmackvolles Kunstwerk dar.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv-** und **Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen

Nationalökonomie des Handels und Gewerbfleißes.

Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende

von

Wilhelm Roscher.

Siebente Auflage.

Bearbeitet von **Wilhelm Stieda.**

Preis geheftet 16 Mark. In Halbfranz gebunden 18 Mk. 50 Pf.

Der Herausgeber war bestrebt, dem Buche auch nach Roschers Tode seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten und hauptsächlich nur auszuscheiden, was statistisch nicht mehr der Gegenwart entsprach oder durch neuere gesetzgeberische Errungenschaften veraltet war, andererseits aber in die Darstellung und die Anmerkungen einzureihen, was das politische Leben und die wissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte an Gedanken und Thatsachen zu Tage gefördert hat. Und da gerade auf dem hier behandelten Gebiete des Wirtschaftslebens sehr viel Neues geschaffen worden ist, so wurde eine umfassende Ergänzung nötig. Besondere Aufmerksamkeit wurde u. a. geschenkt dem Eisenbahnwesen, der Organisation der Börse und ihren Geschäften, den Maßnahmen und Entwickelungsphasen auf dem Gebiete der Großindustrie und des Handwerks, den zahlreichen sozialpolitischen Fragen, wie Frauen- und Kinderschutz, Normalarbeitstag, Unfallversicherung, Arbeiterwohnungen, Arbeitseinstellungen, Arbeitslosigkeit und Arbeitsnachweis, Einigungsämter ꝛc.

Wir hoffen, daß diese sorgfältige Berücksichtigung der neuesten Entwickelung dem Werke seine alte Anziehungskraft erhalten haben und es nach wie vor allen Geschäftsmännern und Studierenden zur Benutzung erwünscht erscheinen lassen wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

LIEBIG Company's
FLEISCH-EXTRACT.
Nur echt,
wenn jeder Topf den Namenszug *J. Liebig* in **blauer Farbe** trägt.
Verbessert geschmacklose Suppen und Saucen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 14. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich. Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth. — **Literatur und Kunst.** Ernst Haeckel über die Welträthsel. Von Heinz Ueberschaar. — Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. (Fortsetzung.) — **Feuilleton.** Eine Bekanntschaft. Von Mark Twain. — **Aus der Hauptstadt.** Falsches Spiel. Von Caliban. — Von der französischen Kunstausstellung. Von J. Norden. — Anzeigen.

Die Ausstandsclausel in den Bauverträgen.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Das durch Einführen der unbeschränkten Gewerbefreiheit entfesselte freie Spiel der Kräfte konnte seinen Einfluß auf die Zustände im Handwerke nicht verfehlen und mußte seine Wirkungen auf das Zustandekommen und die Lösung des Arbeitsvertrages äußern. Als eine unabweisbare Folge dessen waren in Sonderheit im Baugewerbe die seitherigen Gewerbegebräuche wesentlich verändert. Während bis dahin der Werkmeister sich auf die Ausführung von Bauarbeiten für einen bestimmten Grundeigner als Besteller beschränkte, vereinigte er von da ab in zahlreichen Fällen den Bauherrn und den ausführenden Werkmeister in seiner eigenen Person, indem er auf erworbenen Baustellen für eigene Rechnung Bauten zu dem Zwecke ausführte, solche später zu verkaufen, also Handelsgeschäfte mit bebauten Grundstücken zu betreiben. Das Bestreben eines möglichst baldigen Zurückerlangens des in die Bauwerke verwendeten Capitals mußte den Wunsch eines schnellen Umsatzes erzeugen. Dieser Wunsch drängte zu einer schnelleren Herstellung des Bauwerks, also zu einer Beschleunigung des Bauens. Seinem Beispiele schlossen sich alle Diejenigen an, welche wegen des anfänglich erzielten reichen Gewinnes sich dem Handel mit Häusern zuwendeten. Sie erkannten sehr bald die Zweckmäßigkeit schneller Fertigstellung als Mittel des leichteren Gewinnes und die daraus entspringende Nothwendigkeit, in der mit dem ausführenden Werkmeister abzuschließenden Bauverdingung bestimmte Fertigstellungsfristen festzusetzen und deren Einhalten durch vereinbarte Vertrags-(Conventional-)Strafen zu sichern. Hieraus entstand der gemeingewöhnliche Gebrauch einer Vertragsabrede als Regel, welche Fertigstellungsfristen vereinbart und deren Verzug durch Geldstrafen sühnen läßt, weil nur mit Hülfe dieser der Bauherr sicher über die Verwerthung des geplanten Neubaues verfügen, d. h. dessen Vermiethung von einem bestimmten Zeitpunkte ab in Aussicht nehmen kann.

Anfänglich fanden die Werkmeister im Baugewerbe auch keine Nachtheile in einer derartigen Zusage, weßhalb sie anstandslos derselben beistimmten. Allein die sich stets mehrenden Arbeiterausstände im Baugewerbe von mehr oder minder großem Umfange und mehr oder minder langer Zeitdauer brachten sie zu der Erkenntniß der in einem solchen Zugeständnisse liegenden Verlustgefahr. Denn sie haben in Folge dessen mit einem zweifachen wirthschaftlichen Nachtheil zu rechnen, welcher ihnen aus dem zeitweisen Ruhen der Arbeiten erwachsen kann. Sicher trifft sie der entgehende Unternehmergewinn, so lange ihnen die Möglichkeit entzogen ist, ihr Betriebscapital durch Verwendung in eine sich bietende Arbeitsgelegenheit zweckdienlich zu verwerthen. Ihm tritt aber auch noch die Aussicht hinzu, die für den Fertigstellungsverzug zugebilligten Vertragsstrafen dem Bauherrn zahlen zu sollen, zumal seit das Reichsgericht den Rechtsgrundsatz erkannte, daß nicht jeder Arbeiterausstand und nicht jede Arbeitssperre einer den Vertragswillen entkräftenden höheren Gewalt oder einem die gleiche Wirkung herbeiführenden unabwendbaren Zufalle gleichgewürdigt werden könne, vielmehr in jedem Einzelfalle geprüft werden müsse, ob der Umfang des Streiks solches rechtfertige und ob er durch Entgegenkommen des Arbeitgebers sich würde haben abwenden oder doch in seiner Wirkung abschwächen lassen. Aus dieser durch erlittene Verluste gewonnenen Einsicht entstand deßhalb das neuerdings hervorgetretene Bestreben der Unternehmer von Baubetrieben, sich hiergegen durch die Ausstandsclausel, d. h. durch eine Vertragsbestimmung zu decken, wonach um die Zeitdauer eines Arbeiterausstandes oder einer Arbeitssperre die vereinbarten Fertigstellungsfristen hinausgeschoben werden.

Verkennen läßt sich nicht, daß die Clausel einen gewissen Grad von Berechtigung hat und daß namentlich der Uebernehmer von Bauausführungen darauf Bedacht nehmen soll, sich nach Kräften aus denjenigen wirthschaftlichen Nachtheilen zu befreien, welche die Arbeitskämpfe der letzten Jahre ihn gebracht haben und zukünftig noch bringen werden, zumal solche mit stets wachsender Erbitterung geführt werden und besorgen lassen, daß sie immer nachhaltiger und folgeschwerer sein werden. Allein die Ausstandsclausel bedeutet praktisch nichts Anderes, als die aus einem Arbeiterausstande entspringende Verlustgefahr dem ausführenden Werkmeister abzunehmen und auf die Schultern des Bauherrn abzuwälzen. Es fragt sich deßhalb, ob ein solches Vorgehen an sich gerechtfertigt erscheint und auch Aussicht hat, verwirklicht zu werden, d. h. das Einverständniß Derjenigen zu finden, welche dadurch mehr belastet werden sollen. Und solches ist zu bezweifeln. Die Bauverdingung ist nämlich wie jeder andere Vertrag die wechselseitige Willensübereinstimmung auf Erwerb und Veräußerung von Rechten; sie ist in Sonderheit darauf gerichtet, daß der Bauherr als Besteller ein Bauwerk auf der Grundlage der genehmigten Bauzeichnungen kunstgerecht und fehlerfrei, aber auch fristgerecht hergestellt haben und der

Digitized by Google

Werkmeister solches dementsprechend errichten will. Jeder der beiden Vertragstheile hat ein wesentliches Interesse daran, daß die getroffenen Vertragsabreden auch erfüllt werden. Der Bauherr muß in der Mehrzahl der Fälle darauf Bedacht nehmen, die in den Bau verwendeten Capitalien auch wirthschaftlich richtig nutzen, mithin das Gebäude von einem bestimmten Zeitpunkte ab nutzbringend in Gebrauch nehmen zu können. Er veranschlagt dementsprechend die Zinsen des Anlagecapitals, d. h. der Aufwendungen für Erwerb der Baustelle, Anschaffung der Baumaterialien und Bauwerklohn als Zuschlag zu den Baukosten. Das Gebäude selbst darf er nach allgemeingeltendem örtlichem Baurechte jedoch erst nach erfolgter polizeilicher Gebrauchsabnahme, oder wo solche nicht angeordnet ist, längere Zeit nach der Vollendung des Rohbaues in Gebrauch nehmen oder nehmen lassen. Dabei ist er auch von den ortsüblichen Umschlagsterminen, d. h. den Zeiten, in welchen der Wohnungswechsel nach der eingebürgerten Verkehrssitte sich zu vollziehen pflegt, abhängig. Diese pflegen überwiegend zu dem Oster- oder dem Herbsttermine stattzufinden. In Folge dessen läuft er Gefahr, das fertige Gebäude eine Zeit lang nicht nutzen zu können, wenn dessen Gebrauchsabnahme über die üblichen Umschlagstermine hinaus sich verzögert. Dies verursacht ihm einen Einnahmeausfall in Höhe der entgangenen Miethzinse. Neben diesem kann ihn aber auch noch der weitere Vermögensnachtheil treffen, die Miether schadlos halten zu müssen, mit welchen er, was bei Geschäftshäusern neuerdings die Regel zu sein pflegt, während des Baues Miethsverträge abschloß, denen er aber die Miethsgelasse wegen versagten Gebrauchs-Abnahmeschein nicht zum Miethsgebrauche übergeben darf. Er ist also ebenso wie der ausführende Werkmeister der Gefahr ausgesetzt, aus dem Fertigstellungsverzuge Straffolgen zu erleiden. Daß er sich aber zu einer vorzeitigen Vermiethung entschließt, findet seinen Grund darin, weil nur auf diese Weise er den Wünschen des Miethers Rechnung tragen kann, die Miethsgelasse dem jeweiligen Bedürfnisse des Miethers entsprechend räumlich zu gestalten, ohne die Kosten eines Umbaues aufwenden zu brauchen.

Angesichts solcher Verlustgefahr, welche den Bauherrn in Schadloshaltung des Miethers, aber den Werkmeister in Zahlung verwirkter Vertragsstrafen aus dem Nichteinhalten der Fertigstellungsfrist für ein zu errichtendes Bauwerk treffen kann, ist mit einem an Gewißheit grenzenden Grade von Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß capitalsstarke Bauherren auf die geplante Ausstandsclausel einzugehen sich nicht entschließen werden, um sich das Recht zu wahren, nach Prüfung der für den Ausstand ausschlaggebenden Ursachen und der zu seiner Verhinderung bezw. Beendigung geeigneten Mittel auf die verwirkten Vertragsstrafen zu verzichten oder zu bestehen. Sie werden hierbei wesentlich durch den Umstand mitbeeinflußt werden, ob und in welchem Umfange ihnen selbst daraus Entschädigungsverbindlichkeiten erwachsen können, zu deren theilweisen Deckung die Vertragsstrafen Verwendung finden sollen. Und diese Erwägungsgründe sind für private Bauherren bestimmend, ihr Einverständniß zu der Ausstandsclausel nicht zu ertheilen, mithin einen Bau-Verdingungsvertrag, in welchem solche Aufnahme fand, nicht zu vollziehen. Die Gemeinden als Bauherren sind jedoch deßhalb außer Stande, auf solche einzugehen, weil sie durch Zugestehen derselben Partei für die Arbeitgeber, also gegen die Arbeitnehmer im Baugewerbe nehmen und deßhalb die ihnen obliegende Pflicht verletzen würden, die Interessen aller Gemeindemitglieder gleichmäßig zu wahren. Aus dieser Erwägung haben sie bisher auch stets eine Erklärung abgelehnt, wenn während eines Arbeiterausstandes an sie das Ansuchen erging, einen Aufschub der Fertigstellungsfrist um die Dauer des Streikes zu gewähren. Die Reichs- und Staatsbehörden dagegen stehen auf dem in dem Erlasse des preußischen Ministers des Innern vom 7. November 1898 — II 14703 — vertretenen Standpunkte, den ausgebrochenen Streik als Anlaß zum Hinausschieben der Fertigstellungsfristen nicht anzuerkennen, was unwiderlegbar die Thatsache beweist, daß in den allgemeinen Uebernahmebedingungen sich neuerdings eine solche findet, wonach Arbeitsausstände nicht als höhere Gewalt gelten und kein Anrecht auf Fristverlängerung oder Preiserhöhung begründen. In Folge dessen fehlt die Aussicht, der Ausstandsclausel praktische Geltung zu verschaffen.

Nun gehen die Arbeitgeberverbände von der Annahme aus, es würden die Bauherren gezwungen sein, sich der Ausstandsclausel bedingungslos zu unterwerfen, wenn die Bauunternehmer unter sich einig seien und hiervon die Uebernahme der Bauarbeiten abhängig machen sollten. Allein diese Schlußfolgerung erweist sich als Trugschluß, weil sie auf trügerischen Voraussetzungen beruht. Es ist dabei nämlich von dem Vordersatze ausgegangen, daß nur gewerbsmäßige Baubetriebe zur Uebernahme von Bauarbeiten verstattet seien. Dieser ist aber irrig. Denn es werden im § 3 des Bauunfall-Versicherungsgesetzes auseinander gehalten Bauausführungen in gewerbsmäßigen Baubetrieben und in Selbst-Regie des Bauherrn. So lange der Befähigungsnachweis noch nicht als Vorbedingung für die selbstständige Ausführung von Bauarbeiten gesetzlich anerkannt wurde, kann es einem Bauherrn nicht verwehrt werden, durch von ihm selbst angenommene und gelohnte Bauarbeiter unter Anleitung eines von ihm bestellten verantwortlichen Bautechnikers Bauwerke herstellen zu lassen. Er wird jedoch zu diesem Auswege seine Zuflucht nehmen, wenn es ihm unmöglich ist, einem gewerbsmäßigen Baugewerksmeister die bezüglichen Arbeiten übertragen zu können, ohne sich der ihm lästigen und gefahrvollen Ausstandsclausel unterwerfen zu müssen. Damit werden aber die Bauarbeiten gerade der capitalstärksten Bauherren den Baugewerksmeistern entzogen und gleichzeitig deren wirthschaftliche Leistungsfähigkeit und gewerbliche Selbstständigkeit stark gefährdet, so daß schon dieser Umstand dafür bestimmend sein sollte, auf Festhalten an der Ausstandsclausel zu verzichten. Denn daran ist gar nicht zu denken, daß der Antrag gesetzliche Anerkennung finden werde, Regiebauten für die Zukunft soweit einzuschränken, als das Object des Baues insgesammt den Betrag von 3000 Mark nicht überschreitet, was von Seiten des Verbandes der Baugewerks-Berufsgenossenschaften angestrebt wird.

Aber hierzu braucht es gar nicht erst zu kommen. Denn das Streben nach Selbsterhaltung und Verbesserung seiner wirthschaftlichen Lage wird bei dem entfesselten Spiel der freien Kräfte und in der wilden Jagd nach einer Arbeitsgelegenheit für eine erhebliche Zahl gewerbsmäßiger Baubetriebe, welche vor die Alternative gestellt werden, entweder auf die Uebernahme einer angetragenen Arbeit verzichten oder von der Ausstandsklausel Abstand nehmen zu sollen, ausschlaggebend dafür sein, der sich bietenden Arbeitsgelegenheit den Vorzug zu geben. Hindert sie hieran die aus der Mitgliedschaft bei dem Arbeitgeberbunde entspringende Verpflichtung, an der Ausstandsklausel festhalten zu müssen, so werden sie in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle es vorziehen, der Zugehörigkeit zu entsagen, als sich die Einnahmequelle abzuschneiden. Denn auf den Erwerb angewiesen, werden sie um so leichter zu ihrem Entschlusse gelangen, als nur diejenigen Bauherren Uebernahmebedingungen stellen und aufrecht erhalten können, welche auch im Stande sind, ihren Zahlungsverpflichtungen zu entsprechen. Und weil vornehmlich nur capitalsstarken und soliden Bauherren gegenüber es sich um eine Entscheidung nach dieser Richtung hin handeln kann, so wird die Wahl um so leichter sein, je größer das Bauvorhaben, je höher also der abfallende Unternehmergewinn ist. Auf diese Weise verlieren die Arbeitgeberverbände ihre besten Kräfte, weil nur durchaus leistungsfähigen Werkmeistern derart umfangreiche Bauausführungen angetragen zu werden pflegen. Mithin ist die Zersplitterung der Bauarbeitgeber

Digitized by Google

und die Erstarkung der organisirten Bauarbeitnehmer der einzige zu erwartende Erfolg aus dem Festhalten an der Ausstandsklausel als Uebernahmebedingung für die Mitglieder des Arbeitgeberbundes im Baugewerbe.

Ob sie vom privatrechtlichen Standpunkte aus haltbar sei oder nicht vielmehr der Nichtigkeit nach § 637 des B.-G.-B. unterliegt, kann hier ebenso unerörtert bleiben, wie ob solche nicht gegen § 100 q der Gewerbeordnung verstößt, welcher verbietet, die Mitglieder einer Zwangsinnung in der Annahme von Kunden zu beschränken. Denn sie wird in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen in Folge des Nichteingehens der Bauherren darauf sich als gegenstandslos erweisen. Wo darauf bestanden werden sollte, wird sie die Wirkung erzielen, der Bauausführung in Selbstregie den Vorzug vor der Uebertragung an einen gewerbsmäßigen Baubetrieb zu verschaffen. Um die Möglichkeit dessen den Reichs-, Staats-, Gemeindebehörden zu erhalten, wird in den maßgebenden Kreisen, d. h. bei den gesetzgebenden Körperschaften die Erkenntniß von der Zweckmäßigkeit reifen, den Seitens der Baugewerbe begehrten Befähigungsnachweis denselben vorzuenthalten. Denn nur, so lange der selbstständige Betrieb des Baugewerbes Jedermann gestattet, also nicht von Erfüllung der Vorbedingung eines geführten Befähigungsnachweises abhängig gemacht, ist die Möglichkeit der Regiebauausführung gegeben. Sich solche abzuschneiden oder bedingungslos sich lästigen Uebernahmebedingungen zu unterwerfen, wäre eine Unbesonnenheit, welche nicht vorausgesetzt werden kann. Und deßhalb ist vom öffentlich-rechtlichen Standpunkte aus die geplante Ausstandsklausel als ein zweischneidiges Schwert anzusehen, welches leicht vernichtend auf Denjenigen zurückfallen kann, von dem es abwehrend geführt wurde, nämlich auf den Baugewerkenstand, welcher damit den Bauherren zu Leibe zu gehen gedachte. Als weitere Folge der Schwächung der gewerbsmäßigen Baubetriebe und Stärkung der Regiebauausführungen würde die Leistungsfähigkeit der Baugewerksberufsgenossenschaften gefährdet, jedoch diese deren Versicherungsanstalten erhöht werden. Daraus könnte leicht sich die Zweckmäßigkeit herausstellen, eine Aenderung in dem Träger der Versicherung zu treffen, d. h. der Versicherungsanstalt den Vorzug vor der Berufsgenossenschaft zuzugestehen. Dies würde aber unwillkürlich folgeweise dahin führen, mit dem berufsgenossenschaftlichen Systeme zu brechen und an dessen Stelle Versicherungsanstalten zu setzen, welche für den Umfang größerer Staatsgebiete errichtet werden bezw. deren Thätigkeit den bestehenden Versicherungsanstalten für die Alters- und Invaliditätsversicherung zu übertragen, welche Absicht der Staatssecretär des Innern in der Reichstagssitzung am 14. Februar d. J. durchblicken ließ. Damit würde jedoch ein Schritt zur Verschmelzung der gesammten Arbeiterversicherung gethan sein, wie er gelegentlich der Conferenz im Reichsamte des Innern vom 4. bis 9. November 1895 angebahnt wurde, und allmälig aber sicher dem Ziele zugestrebt werden, welches die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ (Bd. 57, S. 417) in der Forderung einer „Reichsversicherungsanstalt an Stelle der Berufsgenossenschaften als Träger der Unfallversicherung“ befürworteten. Mithin würde aus der Ausstandsklausel als Saat die nicht erwartete Frucht sich entwickeln, den Baugewerkenstand in seiner gewerblichen, gesellschaftlichen, wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit und Selbstständigkeit zu schwächen, wenn nicht sogar zu vernichten; ein Erfolg, welcher zweifellos nicht geplant und nicht vorausgesehen, aber immerhin zu besorgen ist.

Cartelle und Privatbahnen in Oesterreich.

Von Rudolf Cohn-Schlackenwerth.

Wer sind die wirklichen Machthaber im politischen und wirthschaftlichen Leben Oesterreichs? Gewiß nicht die böhmischen Feudalen, die soeben im Sturze des Grafen Thun eine heilsame Lection empfangen. Diese Kaste hat wegen ihrer geistigen und wirthschaftlichen Ohnmacht längst die politische Führung verloren und kann für die Thaten und Unterlassungen, unter denen ihr Name steht, nicht verantwortlich gemacht werden. Aber wer ist eigentlich verantwortlich für die Entwickelung der österreichischen Dinge in den letzten Jahren? Verantwortlich eigentlich Niemand, man hat die Dinge eben so gehen lassen, wie sie mochten und sie sind anfangs langsam, dann immer schneller nach abwärts geglitten. Verantwortlich — nein — es wäre ungerecht, einzelnen Unbedeutendheiten eine solche Last aufzubürden, wir haben eben Niemand gehabt, all' die langen Jahre, den man für etwas verantwortlich machen könnte. Es fehlte uns an einer Autorität, die auf der breiten Basis eines arbeitsreichen Strebens so recht von unten nach oben erwachsen wäre, an einem Manne, der mehr ist als der armselige Erbe eines Titels. Verantwortlich ist Keiner für unser wirthschaftliches und politisches Elend, aber mitschuldig sind Viele, sehr Viele. Vor Allem die großen Unternehmergruppen, die in unserem Lande übermüthiger geworden sind, als in irgend einem Lande der Welt, weil sie über sich keinen Stärkeren gefühlt haben. Die Cartelle in Oesterreich zeigen am Besten, wohin an und für sich so wohlthätige und unentbehrliche Institutionen wie die Cartelle gelangen müssen, wenn nicht eine unnahbare Autorität über allen Machereien der großen Unternehmer das öffentliche Interesse vertritt.

Vor etwa drei Jahren wendete sich die österreichische Canditen-Industrie an die Regierung, weil sie durch die Cartelle ihrer Rohstoff-Fabrikanten, der Zucker- und Traubenzucker-(Glucose)-Fabrikanten in eine mißliche Lage gerathen war. Die Zuckerwaaren-Industrie, die mit einem großen Theil ihrer Erzeugnisse auf den Export angewiesen ist, mußte beim Einkauf außer der hohen Verbrauchssteuer noch die hohen Cartellzuschläge bezahlen, wodurch sie der Concurrenz mit ihren ausländischen Mitbewerbern bald nicht mehr gewachsen war. Die Regierung that, was in solchen wirklich dringenden Fällen immer gethan wird, nämlich nichts. Als aber das Traubenzucker-Cartell die Preise immer mehr und schließlich auf mehr als 7 fl. über den Weltmarktpreis hinaufschraubte, bezogen die Canditenfabrikanten die Glucose aus Amerika. Man hätte glauben sollen, daß die Regierung sich über die unvorhergesehenen Zolleingänge gefreut hätte, weil Glucose früher nur im Inlande gekauft wurde. Da geschah etwas ganz Ungeheuerliches. Trotz der bestehenden Handelsverträge, trotz der Schwierigkeiten der Zustimmung Ungarns erhöhte die damalige Regierung des Grafen Badeni den Glucose-Zoll auf eine solche Höhe, daß fortan kein Faß mehr eingeführt werden konnte. Die Tendenz, einen Schutzzoll in einen Sperrzoll zu verwandeln, sobald der Uebermuth eines Cartells die alten Zollschranken zu niedrig findet, trat unter dem nun verflossenen Ministerium Thun-Kaizl ebenso hervor, wie unter den früheren. Die ganze unbestochene Presse beklagte sich einmüthig über das Vorgehen der Petroleumsyndicate; trotzdem fand Herr Kaizl den Muth, den Zoll noch zu erhöhen, trotz Handelsverträge, trotz Ungarn, dem einige Millionen für dieses „Zugeständniß“ an Oesterreich bezahlt werden mußten, trotz der ausländischen Oel-Syndicate, die den Preis des Petroleums ohnehin auf einer unnatürlichen Höhe halten. Ebenso hat die Agitation gegen das Zuckercartell nicht verhindern können, daß der bisherige Zoll noch weiter erhöht wurde, obwohl auch der alte Zoll schon ein Sperrzoll und kein Schutzzoll mehr war. Demselben Minister, der das gethan, sollte man ohne Weiteres glauben, er werde gegen die Cartelle einschreiten, wenn sie nach dem neuen Entwurf der Aufsicht des Finanzministers und einer Commission von Hofräthen und kaiserlichen Räthen unterstellt sein werden! Es hat keinesfalls an Gelegenheiten gefehlt, die Zollschraube fester anzuziehen, als ausländische Ringe durch Preisschleuderei in Oesterreich öster-

Digitized by Google

reichische Fabriken zur Unterwerfung und zum Anschluß an ihr Cartell zwangen. Als das geschah, als die englischen Zwirner in einem Kampfe voll von Niederträchtigkeiten die österreichischen Zwirner zur Capitulation zwangen, als das reichsdeutsche Oxalsäure-Cartell gegen eine Aussiger Neugründung eine scrupellose Niederwürgerei etablirten, da rührte sich kein Finanzminister für die Zollerhöhung, die nur dann angewendet wird, wenn es gilt, einem Cartell die absolute und unbeschränkte Herrschaft über den heimischen Markt in die Hände zu spielen.

Der Vorschlag, den Cartellen mit Zollherabsetzungen zu begegnen, ist natürlich schon alt, und auch der Motivenbericht der Badeni-Regierung zum Cartellgesetz sah sich genöthigt, ihn zu erwägen. Was in dem Regierungselaborat dagegen gesagt war, das ist so absichtlich-dumm, daß man Angesichts der großen Sachkenntniß, welche der descriptive Theil zeigt, an eine bewußte Täuschung des Publicums und des Parlaments glauben muß. „Abgesehen davon, daß in Folge des Zollbündnisses mit Ungarn die Abänderung der im Zolltarife festgesetzten Zollsätze einseitig nicht statthaft ist, kann eine solche Maßregel darum nicht in's Auge gefaßt werden, weil sie um der Verhinderung zeitweiliger Ausschreitungen willen, die Blüthe und den Bestand ganzer Industriezweige in Frage stellen würde. Dann aber wäre eine solche Zollherabsetzung eine Strafmaßregel, eine ungerechte Strafe für alle Unternehmer, die dem Cartelle nicht beigetreten sind und könnte schließlich durch die Bildung internationaler Cartelle in ihren Wirkungen paralysirt werden." Als ob die Ungarn in diesem Falle nicht genau dieselben Interessen hätten wie wir! Als ob man die Zölle nicht so herabsetzen könnte, daß sie die „Blüthe und den Bestand" der Industrie nicht in Frage stellen! Als ob es sich überhaupt bei uns jemals um „Schutz"zölle handelte und nicht fast immer um unüberschreitbare Sperrzölle! Als ob die Maßregel neben den Schuldigen auch die armen Unschuldigen treffen könnte, die einem bestehenden Cartell nicht beitreten! Als ob nicht vielmehr jene Fabrikanten, die einem Cartell ihrer Berufsgenossen fernbleiben, die eigennützigsten und niedriggesinntesten Ausbeuter wären, welche die hohen Cartellpreise mitgenießen und nur von den Lasten und Productionseinschränkungen, also von den Opfern der Cartellirung nichts wissen wollen! Als ob Herr v. Bilinski ein anderes Mittel wüßte, um internationalen Verbänden zu begegnen und sich die großen Weltsyndicate um die Beschlüsse der von ihm erfundenen Cartellcommission kümmern würden!

So wie diese wenigen Sätze, so sind alle 55 Seiten des Regierungselaborates. Es ließe sich leicht nachweisen, daß die Entstellungen und Verdrehungen des wahren Sachverhaltes nicht ärger sein könnten, wenn die Cartelle selbst den Entwurf verfaßt oder bezahlt hätten. In der That haben sich für die Annahme des Entwurfes am meisten die Cartelle, ihre Agenten und ihre Presse eingesetzt. Es wäre ein Leichtes, auf die zahlreichen Intimitäten zwischen der Regierung und den Cartellen hinzuweisen, aber die Natur dieser Beziehungen entzieht sie der öffentlichen Besprechung. Es sei nur daran erinnert, daß die Kosten der officiösen „Reichswehr"-Revolverei, eines der beschämendsten Capitel der jüngsten Geschichte unseres Landes, von den cartellirten Unternehmern bestritten wurden und daß die Badeni-Regierung sich also nicht scheute, von den Leuten, die sie zu bekämpfen vorgab, ihre Revolverpresse aushalten zu lassen.

Der nun glücklich auf die Strecke gebrachte Ministerpräsident Graf Thun erhält als Betheiligung am Zuckercartell eine jährliche Baarsumme, welche ungefähr doppelt so groß ist wie ein Ministergehalt. Daß er dem Cartell beitrat, ist ihm nicht vorzuwerfen, denn er hätte viel mehr herausschlagen können, wenn er, gleichsam als Streikbrecher, sich vom Cartell fern gehalten und seinen Zucker selbst raffinirt und verkauft hätte. Seine Abfindungssumme vom Zuckercartell hat er ihm durch Zollerhöhung reichlich hereingebracht. Nach dieser Richtung trifft ihn auch kein Vorwurf. Ob er sein Ministergehalt ebenso dem Lande hereingebracht hat, diese Frage mag sich der Herr Graf selbst beantworten. Als Badeni ging, war der Zuckerpreis 36 fl., Minister fielen, Minister stiegen auf, der Rohzuckerweltpreis fiel, der Rohzuckerweltpreis stieg, aber der Cartellpreis blieb unverändert 36 fl. bis zur neuen Steuererhöhung, und ist heute noch eigentlich der alte Preis. Ueber allen Ministern, über allen eintagslebigen Regierungen, über allen Consumenten waltet ewig und unerschütterlich das Cartell. Graf Thun konnte das Parlament nach Hause schicken, Versammlungen verbieten lassen, Zeitungen confisciren lassen, aber den Zucker um einen Kreuzer billiger machen, das konnte er nicht.

Die Cartelle in Oesterreich bestimmen ohne Widerrede, was wir zu bezahlen haben für Zucker, Petroleum, Eisen, Emailgeschirr, Walzfabrikate, Holzpappe, Buntpapier, Drahtstifte, Soda, Essig, Canditen, Chocolade, künstliche Düngemittel, Traubenzucker, Reisstärke, Frachten, Chemikalien, Kattunwaaren, Blech, Glas, Flaschen, Dynamit, Ziegel, Schienen, Kupfer, Zink ꝛc. Nicht als ob wir die Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit der Cartelle übersehen würden, im Gegentheil, wir verkennen durchaus nicht, daß beispielsweise gerade die österreichische Zuckerindustrie, die stärkste Industrie unseres Landes, ohne Cartell gar nicht mehr denkbar ist und auch ohne Cartell nie mehr sein wird. Wogegen wir uns aber wenden müssen, das ist die Zügellosigkeit der Cartelle, die unser gesammtes öffentliches Leben vergiften und die Presse der Regierung und zum Theil die der Opposition ihren Zwecken dienstbar gemacht haben.

Aber unsere verschiedenen Regierungen haben auch in Hinsicht auf die Vernachlässigung der Staatsinteressen gegenüber den großen Bahngesellschaften viel und schwer gesündigt. Sind die Staatsbahnen nach der trefflichen Broschüre des Dr. Kaizl sämmtlich „passive Eisenbahnen", so sind die Privatbahnen solche, die es werden wollen. Das heißt, alle Privatbahnen streben darnach, dem Staate zu einem möglichst hohen Preis ein möglichst schlechtes Material anzuhängen. Daß die Actiengesellschaften darnach streben, ist nicht weiter verwunderlich, — es ist aber höchst frevelhaft, daß sie Niemand daran hindert und daß es hier zu Lande keine Autorität giebt, die sich vermessen könnte, den großen Bahngesellschaften, deren Verwaltungsräthe einen Abzugscanal für verfrachte Minister darstellen, mit Erfolg entgegenzutreten.

Das stärkste Beispiel für die Macht einer Privatbahn bietet wohl die Ferdinands-Nordbahn, welche die Industrie und das Publicum durch ihre concessionswidrig hohen Tarife um fast 3 Millionen Gulden jährlich schädigt und außerdem bei der Einlösung in 4 Jahren den Staat um nicht viel weniger als 45 Millionen Gulden benachtheiligt. Die gegenwärtige Concession der Nordbahn datirt vom Jahre 1886 und die damalige Concessionsverlängerung war an für sich einer der schmachvollsten finanziellen Scandale in der an solchen Dingen reichen Geschichte Oesterreichs. Die Popularität der Abgeordneten Schönerer und Steinwender ist aus ihren Reden in den Nordbahndebatten herausgewachsen, und die Mißachtung der liberalen Presse stammt aus jenen Tagen, als sich die Intimität der Pauschalienpresse mit der Nordbahn öffentlich documentirte. War die Concession von 1886 an und für sich ein Beweis für die unglaublichste Corruption in den wichtigsten Stellen unseres öffentlichen Lebens, so ist es nunmehr von Interesse, hier zu constatiren, daß nicht einmal dieser der Bahn so überaus günstige Vertrag, den sie mit so noblen Mitteln erlangt hat, eingehalten wird und daß sie noch über das Maximum der neuen Concession hinaus einen Extragewinn von vielen Millionen aus dem Staatssäckel herausschlägt.

Der Staat hatte sich im Jahre 1886 vorbehalten, die Tarife bis auf das Staatsbahnbarême herabzusetzen, so lange

Digitized by Google

vom Hauptnetz nicht 100 fl. pro Actie verdient werden, und sie auch unter das Staatsbahnbarême zu reduciren, sobald die Dividende 100 fl. vom Hauptnetz überschreitet. Heute, wo jährlich fast 140 fl. Dividende gezahlt werden, ist aber noch nicht einmal in allen Tarifen und Ausnahmesätzen das Staatsbahnenniveau erreicht, noch viel weniger aber unterschritten. Der Staat hätte nach dem klaren Wortlaut der Concession das Recht, das Erträgniß durch Tarifreductionen nicht nur auf 100 fl. herabzudrücken, sondern es sogar vorübergehend auch unter das Concessionsmaximum zu reduciren. Was die Vernachlässigung dieses wichtigen Tarifbestimmungsrechtes bedeutet, das läßt sich sehr einfach zeigen. Auf Grund ihres Staatsvertrages hätte die Nordbahn höchstens mit einem Gesammterträgniß von 130 fl. pro Actie zu rechnen, was einem Actienwerthe von 2600 fl. entspricht. Der Cours der Actie bewegt sich jedoch zwischen 3200 und 3600 fl., ein Beweis dafür, mit welcher Sicherheit die Macher der Nordbahn darauf rechnen, daß der Staat ihnen Ende 1902 die Bahn mit ihren 73000 Actien zu einem um 40 oder 50 Millionen Gulden zu hohen Einlösungspreis übernimmt. Das wird der Nordbahn nicht gelingen!

Jeder unbefangene Leser wird nach den Gründen fragen, welche das Eisenbahnministerium für sein Verhalten angiebt. Diese Gründe ergeben sich aus einer machiavellistischen Finte der neuen Concession, deren Verfertiger schon im Jahre 1885 darüber klar waren, wie sie eine Ausrede für die Nachsicht der Vertreter des Staatssäckels zu schaffen haben. Sie erfanden eine sogenannte Betheiligung des Staates an dem Reingewinn über das Dividenden-Maximum hinaus. Von dem, was über 100 fl. pro Actie vom Hauptnetz verdient wird, erhält der Staat die Hälfte. Sagen wir also, es würden heuer 140 fl. vom Hauptnetz verdient werden, so erhält der Staat hiervon 20 fl., das ist im Ganzen etwas weniger als anderthalb Millionen. Dafür aber muß der Staat bei der Einlösung in drei Jahren nach den fünf günstigsten der letzten sieben Jahre als Durchschnitts-Erträgniß eine entsprechend höhere Einlösungs-Rente bezahlen. Rechnet man also genau aus, was der Staat als „Gewinnantheil" erhält und was er als capitalisirte Mehrrente für den Supergewinn über das Maximum hinaus bezahlt, so ergiebt dies das Fünfundzwanzigfache eines Siebentels oder Fünftels, also zumindest das Dreieinhalbfache des sogenannten Gewinnantheils. Das heißt, der Staat erhält Mitte 1900 etwa einundeinhalb Millionen und hat Mitte 1903 oder Anfang 1904 dafür mehr als fünf Millionen zurückzugeben. Für drei Jahre 350% Zinsen. Eine so hinterlistige Bewucherung eines Staates unter dem Titel eines Gewinnantheils ist in der Finanzgeschichte europäischer Staaten noch nicht dagewesen. Man borgt dem Finanzminister von 1900 eine Million und erhält dafür vom Finanzminister von 1903 — wir Oesterreicher haben ja alle Jahre einen anderen — dafür dreieinhalb Millionen zurück. Früher, wenn man illegitime Gelüste auf den Staatssäckel hatte, bestach man die Minister, jetzt braucht es das nicht oder vielmehr, das allein thut es nicht, man muß den Staatssäckel selbst bestechen.

Es giebt noch eine zweite Ausrede, warum die Tarife der Nordbahn nicht herabgesetzt werden, das ist die Befürchtung, die billigen Frachtsätze könnten auf die Erträgnisse der concurrirenden Staatsbahnen mit einwirken und sie herabdrücken. Das gerade Gegentheil ist richtig. Die Staatseisenbahnen concurriren nur auf ganz kleinen Strecken mit der Nordbahn, sie hätten durch weitere Tarif-Herabsetzungen sogar noch große Vortheile wegen des verbilligten Kohlenbezuges. Die galizischen und niederösterreichischen Staatsbahnen beziehen jährlich viele tausende Waggons Kohle aus den Nordbahnrevieren, und erhalten für diese Kohlen nur unbedeutende Refactien. Die Nordbahn concurrirt in Wirklichkeit nur mit der Staatsbahn-Gesellschaft und der Oesterreichischen Nordwestbahn. Wenn die Erträgnisse dieser Bahnen durch billigere Nordbahntarife herabgedrückt werden sollten, was übrigens nicht wahrscheinlich ist, so ist dies Angesichts der bevorstehenden Verstaatlichung dieser Privatbahnen immerhin kein Nachtheil für den Staat.

Die wirklichen Gründe, warum die Minister Guttenberg und Bilinski nicht schon früher gegen die viel zu hohen Tarife einschritten, sind wohl zumeist persönlicher Natur. Der ehemalige Eisenbahnminister Guttenberg, Feldzeugmeister a. D., dem die größte Verantwortung für das Vorgesagte trifft und der kein einziges Mal eine ausgiebige Herabsetzung der Tarife verfügt hatte, ist nach dem Bankerott des Ministerums Badeni, dem er angehörte, vom Verwaltungsrath der Nordbahn für ungefähr 4000 fl. jährlicher Tantième als Mitglied aufgenommen worden, gleichzeitig mit dem früher Badeni-Minister Rittner. Er erhält jetzt Tantièmen von jenen Erträgnissen, die nur durch sein Verschulden in solcher Höhe über das Concessionsmaximum hinauswachsen konnten. Der jetzige Eisenbahnminister Wittek hat schon mehrere Male größere Tarifreductionen verfügt, ohne aber den Stand der Nordbahnfrage im Wesentlichen zu ändern. Die Bahn hat noch jetzt Gelegenheit gefunden, einzelne Tarifsätze ausgiebig zu erhöhen. Bei dem gegenwärtigen Minister kann man die Sachkenntniß und den guten Willen zum Einschreiten gegen den Uebermuth der Bahn voraussetzen. Es mangelt aber diesem Manne, der von der Börsenpresse und ihren Gönnern seines Pflichtbewußtseins wegen gehaßt wird, an dem nöthigen Rückhalt, um gegen eine so mächtige Bahn, welche in der Lage ist, die einflußreichsten Protectionen und Bekanntschaften für ihren Verwaltungsrath zu kaufen, mit Erfolg einzuschreiten. So lange das Verständniß für diese wichtigen Wirthschaftsgebiete in der großen Oeffentlichkeit nicht geweckt ist, besteht auch wenig Aussicht, den Machereien des Nordbahndirectors mit Erfolg entgegenzutreten, weil ein Minister allein, der ohnehin wegen seiner europäischen Denkart von den Mächtigen mit Mißtrauen betrachtet wird, dazu naturgemäß zu schwach ist. Hoffentlich wird das unter dem neuen Ministerium besser.*)

Literatur und Kunst.

Ernst Haeckel über die Welträthsel.

Von Heinz Ueberschaar.

Der bedeutendste deutsche Darwinist, der ewig junge und feurige Jenaer Naturforscher, der schon vor 33 Jahren als junger Mann die gelehrte Welt mit seiner „Morphologie der Organismen" und bald darauf mit seiner Natürlichen Schöpfungsgeschichte in Aufregung versetzte, läßt soeben sein literarisches „Vermächtniß" erscheinen.**) Nachdem er schon vor sieben Jahren sein Glaubensbekenntniß in dem Vortrage „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft" niedergelegt, soll sein neues Buch seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen begründen und zusammenfassen. „Meine naturphilosophische Gedankenarbeit", so erklärt Haeckel, „erstreckt sich jetzt über ein volles halbes Jahrhundert, und ich darf in meinem 66. Lebensjahre wohl annehmen, daß sie reif im menschlichen Sinne ist; ich bin auch völlig gewiß, daß diese reife Frucht vom Baum der Erkenntniß für die kurze Spanne des Daseins, die mir noch beschieden ist, keine bedeutende Vervollkommnung und keine principielle Veränderung mehr erfahren wird. Mancherlei Mahnungen des herannahenden Alters drängen zum Abschluß; auch bin ich ganz und gar ein Kind des 19. Jahrhunderts und will mit dessen

*) Der Verfasser wird den Gegenstand in seiner demnächst bei Carl Minde in Leipzig erscheinenden Schrift „Oesterreich am Ende des 19. Jahrhunderts" ausführlicher behandeln.

**) „Die Welträthsel, Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie von Prof. Ernst Haeckel". Bonn, Emil Strauß

Digitized by Google

Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen." Das Epoche machende Buch ist mit der jugendlichen Frische und der glänzenden Darstellung geschrieben, die alle Schriften Haeckel's auszeichnen; klar bis auf den Grund, ohne jedes Phrasenwerk, zum Theil aber mit prophetischem Feuer und ehrlichem, echtem Pathos. An der Lösung der Welträthsel hat der Verfasser sein langes, reiches Leben hindurch als Forscher und Denker unentwegt mitgewirkt. Im Kampfe gegen Irrthum und überlieferten Wahnglauben, wie auch gegen feige Muthlosigkeit hat er stets, ein Rufer im Streite, in erster Reihe gestanden. Jetzt, am Schlusse des 19. Jahrhunderts legt er das Gesammtergebniß seiner philosophischen Gedankenarbeit in diesem Buche nieder, um diese reiche Frucht den denkenden und ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände als sein Vermächtniß zu überlassen. Kein gebildeter Deutscher wird Haeckel's „Welträthsel" unbeachtet lassen können, denn dies Werk wird ein Markstein in der Wandlung der Weltanschauung beim scheidenden Jahrhundert sein.

In vier Gruppen zerlegen sich die Welträthsel: Mensch, Seele, Welt, Gott. Im anthropologischen Theil bespricht der Verfasser den Körperbau des Menschen und sein Leben, seine Keimes- und Stammesgeschichte. Ein allgemeines Culturbild unseres zu Ende gehenden Jahrhunderts wird aufgerollt und der Kampf der Weltanschauungen als Gegensatz zwischen Monismus und Dualismus gefaßt. Die Uebereinstimmung in der menschlichen und thierischen Organisation wird in bekannter Weise aufgezeigt: der Mensch ein echtes Säugethier, ein echtes Wirbelthier, ein Tetrapode, ein Zottenthier, ein Herrenthier — ein echter Affe! Gleichheit im Körperbau, in Lebensfunctionen, Keimbildung und Entwickelung. Der psychologische Theil schildert das Wesen der Seele und ihre Stufen, ihre Keimes- und Stammesgeschichte, endlich Bewußtsein und Unsterblichkeit der Seele. Hier wendet sich Haeckel gegen Virchow, Wundt und Du Bois-Reymond. Bei allem altgewohnten Draufgängerthum versäumt er aber nie, auf den verbleibenden großen Rest des noch Ungelösten hinzuweisen; so auch in dem Abschnitt über die Entwickelung der Menschenseele aus der Thierseele. Die Unsterblichkeitsvorstellung nennt er die Citadelle des Aberglaubens, und doch sei sie ihrerseits krasser Materialismus: der materielle Leib steht auf, um in einem materiellen Himmel zu wohnen. Die ausgezeichneten unter den Hunden, die ihm höher stehen, als stumpfsinnige Mägde und rohe Knechte, können mit gleichem Recht die Unsterblichkeit für sich in Anspruch nehmen wie der Mensch! Von jugendlicher Frische ist auch seine Polemik gegen die unduldsame Kirche, zumal den Papismus. Die Kosmologie zerlegt der Verfasser in das Substanzgesetz, die Entwickelungsgeschichte der Welt, Einheit der Natur, Gott und Welt. Betrachtungen über Wissen und Glauben, Wissenschaft und Christenthum, sowie ein Abriß der neuen monistischen Dogmatik und Ethik beschließen das Buch. Das Interessanteste ist ohne Zweifel Haeckel's Beantwortung der Fragen: Wie weit ist uns die Lösung der Welträthsel gelungen? Welchen Werth besitzen die ungeheuren Fortschritte, welche das scheidende 19. Jahrhundert in der wahren Natur-Erkenntniß gemacht hat? Und welche Aussicht eröffnen sie uns für die Zukunft, für die weitere Entwickelung unserer Weltanschauung im 20. Jahrhundert, an dessen Schwelle wir stehen? Und Haeckel vertritt die Meinung: das neunzehnte Jahrhundert hat größere Fortschritte in der Kenntniß der Natur und im Verständniß ihres Wesens herbeigeführt als alle früheren Jahrhunderte; es hat viele große „Welträthsel" gelöst, die an seinem Beginne für unlösbar galten; es hat uns neue Gebiete des Wissens und Erkennens entdeckt, von deren Existenz der Mensch vor hundert Jahren noch keine Ahnung hatte. „Vor Allem aber hat es uns das erhabene Ziel der monistischen Kosmologie klar vor Augen gestellt und den Weg gezeigt, auf welchem allein wir uns demselben nähern können, den Weg der exacten empirischen Erforschung der Thatsachen und der kritischen genetischen Erkenntniß ihrer Ursachen. Das abstracte große Gesetz der mechanischen Causalität, für welches unser kosmologisches Grundgesetz, das Substanz-Gesetz, nur ein anderer concreter Ausdruck ist, beherrscht jetzt das Universum ebenso wie den Menschengeist; es ist der sichere unverrückbare Leitstern geworden, dessen klares Licht uns durch das dunkle Labyrinth der unzähligen einzelnen Erscheinungen den Pfad zeigt." Um uns davon zu überzeugen, wirft Haeckel einen flüchtigen Rückblick auf die erstaunlichen Fortschritte, welche die Hauptzweige der Naturwissenschaft in diesem denkwürdigen Zeitraum gemacht haben. Und er kommt zu den folgenden Ergebnissen:

I. Fortschritte der Astronomie. Die Himmelskunde ist die älteste, ebenso wie die Menschenkunde die jüngste Naturwissenschaft. Ueber sich selbst und sein eigenes Wesen kam der Mensch erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts zu voller Klarheit, während er in der Kenntniß des gestirnten Himmels, der Planeten-Bewegungen u. s. w. schon vor 4500 Jahren erstaunliche Kenntnisse besaß. Durch die Erfindung der Photographie und Photometrie, vor Allem aber der Spectral-Analyse (durch Bunsen und Kirchhoff, 1860) wurden die Physik und Chemie in die Astronomie eingeführt und dadurch kosmologische Aufschlüsse von größter Tragweite gewonnen. Es ergab sich nun mit Sicherheit, daß die Materie im ganzen Weltall dieselbe ist, und daß deren physikalische und chemische Eigenschaften auf den fernsten Fixsternen nicht verschieden sind von denjenigen unserer Erde. Die monistische Ueberzeugung von der physikalischen und chemischen Einheit des unendlichen Kosmos, die wir dadurch gewonnen haben, gehört sicherlich zu den werthvollsten allgemeinen, welche wir der Astrophysik verdanken, jenem neuen Zweige der Astronomie, um dem sich namentlich Friedrich Zöllner große Verdienste erwarb. Nicht minder wichtig ist die klare, mit Hülfe jener gewonnene Erkenntniß, daß auch dieselben Gesetze der mechanischen Entwickelung im unendlichen Universum ebenso überall herrschen, wie auf unserer Erde; eine gewaltige, allumfassende Metamorphose des Kosmos vollzieht sich ebenso ununterbrochen in allen Theilen des unendlichen Universums wie in der geologischen Geschichte unserer Erde; ebenso in der Stammesgeschichte ihrer Bewohner wie in der Völkergeschichte und im Leben jedes einzelnen Menschen. In einem Theile des Kosmos erblicken wir mit unseren vervollkommneten Fernröhren gewaltige Nebelflecke, die aus glühenden, äußerst dünnen Gasmassen bestehen; wir deuten dieselben als Keime von Weltkörpern, die Milliarden von Meilen entfernt und im ersten Stadium der Entwickelung begriffen sind. Bei einem Theile dieser „Sternkeime" sind wahrscheinlich die chemischen Elemente noch nicht getrennt, sondern bei ungeheuer hoher Temperatur (nach vielen Millionen von Graden berechnet!) im Urelement (Prothyl) vereinigt; ja vielleicht ist hier zum Theil die ursprüngliche „Substanz" noch nicht in „Masse und Aether" gesondert. In anderen Theilen des Universums begegnen wir Sternen, die bereits durch Abkühlung gluthflüssig geworden, anderen, die schon erstarrt sind; wir können ihre Entwickelungsstufe annähernd aus ihrer verschiedenen Farbe bestimmen. Dann wieder sehen wir Sterne, die von Ringen und Monden umgeben sind wie unser Saturn; wir erkennen in dem leuchtenden Nebelring den Keim eines neuen Mondes, der sich vom Mutter-Planeten ebenso abgelöst hat wie dieser letztere von der Sonne. Von vielen „Fixsternen", deren Licht Jahrtausende braucht, um zu uns zu gelangen, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß sie Sonnen sind, ähnlich unserer Mutter Sonne, und daß sie von Planeten und Monden umkreist werden, ähnlich denjenigen unseres eigenen Sonnensystems. Wir dürfen auch weiterhin vermuthen, daß sich Tausende von diesen Planeten auf einer ähnlichen Entwickelungsstufe wie unsere Erde befinden, d. h. in einem Lebensalter, in welchem die Temperatur der Ober-

Digitized by Google

fläche zwischen dem Gefrier- und Siedepunkt des Wassers liegt, also die Existenz tropfbaren flüssigen Wassers gestattet. Damit ist die Möglichkeit gegeben, daß der Kohlenstoff auch hier, wie auf der Erde, mit anderen Elementen sehr verwickelte Verbindungen eingeht, und daß aus seinen stickstoffhaltigen Verbindungen sich Plasma entwickelt hat, jene wunderbare „lebendige Substanz", die wir als alleinigen Eigenthümer des organischen Lebens kennen. Die Moneren, (z. B. Chromaceen und Bacterien), die nur aus solchem primitivem Protoplasma bestehen, und die durch Urzeugung (Archigonie) aus jenen anorganischen Nitrocarbonaten entstanden, können nun denselben Entwickelungsgang auf vielen anderen, wie auf unserem eigenen Planeten, eingeschlagen haben; zunächst bildeten sich aus ihrem homogenen Plasmakörper durch Sonderung eines inneren Kerns (Karyon) vom äußeren Zellkörper (Cytosoma) einfachste lebendige Zellen. Die Analogie im Leben aller Zellen aber — ebensowohl der plasmodomen Pflanzenzellen wie der plasmophagen Thierzellen — berechtigt Haeckel zu dem Schlusse, daß auch die weitere Stammesgeschichte sich auf vielen Sternen ähnlich wie auf unserer Erde abspielt — immer natürlich die gleichen engen Grenzen der Temperatur vorausgesetzt, in denen das Wasser tropfbarflüssig bleibt; für glühend-flüssige Weltkörper, auf denen das Wasser nur in Dampfform, und für erstarrte, auf denen es nur in Eisform besteht, ist organisches Leben in gleicher Weise ganz unmöglich. Die Aehnlichkeit der Phylogenie, die Analogie der stammesgeschichtlichen Entwickelung, die wir demnach bei vielen Sternen auf gleicher biogenetischer Entwickelungs-Stufe annehmen dürfen, bietet natürlich der constructiven Phantasie ein weites Feld für farbenreiche Speculationen. Ein Lieblingsgegenstand derselben ist seit alter Zeit die Frage, ob auch Menschen oder uns ähnliche, vielleicht höher entwickelte Organismen auf anderen Sternen wohnen? Unter vielen Schriften, welche diese offene Frage zu beantworten suchen, haben neuerdings namentlich diejenigen des Pariser Astronomen Camille Flammarion eine weite Verbreitung erlangt; sie zeichnen sich ebenso durch reiche Phantasie und lebendige Darstellung aus, wie durch bedauerlichen Mangel an Kritik und an biologischen Kenntnissen. Soweit wir gegenwärtig zur Beantwortung dieser Frage befähigt erscheinen, können wir uns nach Haeckel etwa Folgendes vorstellen: 1. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auf einigen Planeten unseres Systems (Mars und Venus) und vielen Planeten anderer Sonnen-Systeme der biogenetische Proceß sich ähnlich wie auf unserer Erde abspielt; zuerst entstanden durch Archigonie einfache Moneren und aus diesen einzellige Protisten (zunächst plasmodome Urpflanzen, später plasmophage Urthiere). 2. Es ist sehr wahrscheinlich, daß aus diesen einzelligen Protisten sich im weiteren Verlauf der Entwickelung zunächst sociale Zellvereine bildeten (Coenobien), später gewebebildende Pflanzen und Thiere (Metaphyten und Metazoen). 3. Es ist auch fernerhin wahrscheinlich, daß im Pflanzenreiche zunächst Thallophyten entstanden (Algen und Pilze), später Diaphyten (Moose und Farne), zuletzt Anthophyten (gymnosperme und angiosperme Blumenpflanzen). 4. Es ist ebenso wahrscheinlich, daß auch im Thierreiche der biogenetische Proceß einen ähnlichen Verlauf nahm, daß aus Blastäaden (Katallacten) sich zunächst Gasträaden entwickelten, und aus diesen Niederthieren (Coelenterien) später Oberthiere (Coelomarien). 5. Dagegen ist es sehr fraglich, ob die einzelnen Stämme dieser höheren Thiere (und ebenso der höheren Pflanzen) einen ähnlichen Entwickelungsgang auf anderen Planeten durchlaufen, wie auf unserer Erde. 6. Insbesondere ist es ganz unsicher, ob Wirbelthiere auch außerhalb der Erde existiren, und ob aus deren phyletischer Metamorphose sich im Laufe vieler Millionen Jahre ebenso Säugethiere und an deren Spitze sich der Mensch entwickelt haben, wie auf unserer Erde; es müßten dann Millionen von Transformationen sich dort ganz ebenso wie hier wiederholt haben. 7. Dagegen ist es viel wahrscheinlicher, daß auf anderen Planeten sich andere Typen von höheren Pflanzen und Thieren entwickelt haben, die unserer Erde fremd sind, vielleicht auch aus einem höheren Thierstamme, der den Wirbelthieren an Bildungsfähigkeit überlegen ist, höhere Wesen, die uns irdische Menschen an Intelligenz und Denkvermögen weit übertreffen. 8. Die Möglichkeit, daß wir Menschen mit solchen Bewohnern anderer Planeten jemals in directen Verkehr treten könnten, erscheint ausgeschlossen durch die weite Entfernung unserer Erde von anderen Weltkörpern und die Abwesenheit der unentbehrlichen atmosphärischen Luft in dem weiten, nur von Aether erfüllten Zwischenraum. Während nun viele Sterne sich wahrscheinlich in einem ähnlichen biogenetischen Entwickelungs-Stadium befinden wie unsere Erde (seit mindestens hundert Millionen Jahren!), sind andere schon weiter vorgeschritten und gehen im „planetarischen Greisenalter" ihrem Ende entgegen, demselben Ende, das auch unserer Erde sicher bevorsteht. Durch Ausstrahlung der Wärme in den kalten Weltraum wird die Temperatur allmälig so herabgesetzt, daß alles tropfbar flüssige Wasser zu Eis erstarrt; damit hört die Möglichkeit organischen Lebens auf. Zugleich zieht sich die Masse der rotirenden Weltkörper immer stärker zusammen; ihre Umlaufsgeschwindigkeit ändert sich langsam. Die Bahnen der kreisenden Planeten werden immer enger, ebenso diejenigen der sie umgebenden Monde. Zuletzt stürzen die Monde in die Planeten und diese in die Sonnen, aus denen sie geboren sind. Durch diesen Zusammenstoß werden wieder ungeheuere Wärme-Mengen erzeugt. Die zerstäubte Masse der zerstoßenen collidirten Weltkörper vertheilt sich frei im unendlichen Weltraum, und das ewige Spiel der Sonnenbildung beginnt von Neuem. Das großartige Bild, welches so vor unseren geistigen Augen die moderne Astrophysik aufrollt, offenbart uns ein ewiges Entstehen und Vergehen der unzähligen Weltkörper, einen periodischen Wechsel der verschiedenen kosmogenetischen Zustände, welche wir im Universum nebeneinander beobachten. Während an einem Orte des unendlichen Weltraums aus einem diffusen Nebelfleck ein neuer Weltkeim sich entwickelt, hat ein anderer an einem weit entfernten Orte sich bereits zu einem rotirenden Balle von gluthflüssiger Materie verdichtet; ein dritter hat bereits an seinem Aequator Ringe abgeschleudert, die sich zu Planeten ballen; ein vierter ist schon zur mächtigen Sonne geworden, deren Planeten sich mit secundären Trabanten umgeben haben, den Monden, u. s. w., u. s. w. Und dazwischen treiben sich im Weltraum Milliarden von kleineren Weltkörpern umher, von Meteoriten und Sternschnuppen, die als scheinbar gesetzlose Vagabunden die Bahn der größeren stören, und von denen täglich ein großer Theil in die letzteren hineinstürzt. Dabei ändern sich beständig langsam die Umlaufs-Zeiten und die Bahnen der jagenden Weltkörper. Die erkalteten Monde stürzen in ihre Planeten wie diese in ihre Sonnen. Zwei entfernte Sonnen, vielleicht schon erstarrt, stoßen mit ungeheuerer Kraft auf einander und zerstäuben in nebelartige Massen. Dabei entwickeln sie so colossale Wärme-Mengen, daß der Nebelfleck wieder glühend wird, und nun wiederholt sich das alte Spiel von Neuem. In diesem Perpetuum mobile bleibt aber die unendliche Substanz des Universums, die Summe ihrer Materie und Energie ewig unverändert, und ewig wiederholt sich in der unendlichen Zeit der periodische Wechsel der Weltbildung, die in sich selbst zurücklaufende Metamorphose des Kosmos. Allgewaltig herrscht das Substanz-Gesetz.

II. Fortschritte der Geologie. Viel später als der Himmel wurde die Erde und ihre Entstehung Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Die zahlreichen Kosmogenien alter und neuer Zeit wollten zwar über die Entstehung der Erde ebenso gut Auskunft geben wie über diejenige des Himmels, allein das mythologische Gewand, in welches sie sich sämmtlich hüllten, verrieth sofort ihren Ursprung aus der

Digitized by Google

dichtenden Phantasie. Unter all den zahlreichen Schöpfungssagen, von denen uns die Religions- und Cultur-Geschichte Kunde giebt, gewann eine einzige bald allen übrigen den Rang ab, die Schöpfungsgeschichte des Moses, wie sie im ersten Buche des Pentateuch (Genesis) erzählt wird. In den Kreisen der orthodoxen Theologen besitzt sie Geltung noch bis auf den heutigen Tag. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begannen unabhängig davon wissenschaftliche Forschungen über den Bau der Erdrinde, und wurden daraus Schlüsse auf ihre Entstehung abgeleitet. Der Begründer der Geognosie, Werner in Freiberg, ließ alle Gesteine aus dem Wasser entstehen, während Voigt und Hutton (1788) richtig erkannten, daß nur die sedimentären, Petrefacten führenden Gesteine diesen Ursprung haben, die vulkanischen und plutonischen Gebirgsmassen dagegen durch Erstarrung feurig-flüssiger Massen entstanden sind. Der heftige Kampf, welcher zwischen jener neptunistischen und dieser plutonistischen Schule enstand, dauerte noch während der ersten drei Decennien unseres Jahrhunderts fort; er wurde erst geschlichtet, nachdem Karl Hoff (1822) das Princip des Aktualismus begründet und Charles Lyell dasselbe mit größtem Erfolge für die ganze natürliche Entwickelung der Erde durchgeführt hatte. Durch seine „Principien der Geologie" (1830) wurde die überaus wichtige Lehre von der Continuität der Erdumbildung endgiltig zur Anerkennung gebracht, gegenüber der Katastrophen-Theorie von Cuvier. Drei überaus wichtige Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung verdanken wir den glänzenden Fortschritten der neueren Geologie. Erstens wurden damit aus der Erdgeschichte alle Wunder ausgeschlossen, alle übernatürlichen Ursachen beim Aufbau der Gebirge und der Umbildung der Continente. Zweitens wurde unser Begriff von der Länge der ungeheuren Zeiträume, die seit deren Bildung verflossen sind, erstaunlich erweitert. Wir wissen jetzt, daß die ungeheuren Gebirgsmassen der paläozoischen, mesozoischen und cänozoischen Formationen nicht viele Jahrtausende, sondern viele Jahrmillionen (weit über hundert!) zu ihrem Aufbau brauchten. Drittens wissen wir jetzt, daß alle die zahlreichen, in diesen Formationen eingeschlossenen Versteinerungen nicht wunderbare „Naturspiele" sind, wie man noch vor 150 Jahren glaubte, sondern die versteinerten Ueberreste von Organismen, welche in früheren Perioden der Erdgeschichte wirklich lebten, und welche durch langsame Umbildung aus vorhergegangenen Ahnenreihen entstanden sind.

III. Fortschritte der Physik und Chemie. Die zahllosen wichtigen Entdeckungen, welche diese fundamentalen Wissenschaften im 19. Jahrhundert gemacht haben, sind so allbekannt, und ihre praktische Anwendung in allen Zweigen des menschlichen Culturlebens liegt so klar vor Aller Augen, daß Haeckel hier nicht Einzelnes hervorzuheben braucht. Allen voran hat die Anwendung der Dampfkraft und Elektricität unserem Jahrhundert den charakteristischen „Maschinenstempel" aufgedrückt. Aber nicht minder werthvoll sind die colossalen Fortschritte der anorganischen und organischen Chemie. Alle Gebiete unserer modernen Cultur, Medicin und Technologie, Industrie und Landwirthschaft, Bergbau und Forstwirthschaft, Landtransport und Wasserverkehr, sind bekanntlich im Laufe des 19. Jahrhunderts — und besonders in dessen zweiter Hälfte — dadurch so gefördert worden, daß unsere Großväter aus dem 18. Jahrhundert sich in dieser fremden Welt nicht auskennen würden. Aber werthvoller und tiefgreifender noch ist die ungeheure theoretische Erweiterung unserer Natur-Erkenntniß, welche wir der Begründung des Substanzgesetzes verdanken. Nachdem Lavoisier (1789) das Gesetz von der Erhaltung der Materie aufgestellt und Dalton (1808) mittels desselben die Atom-Theorie neu begründet hatte, war der modernen Chemie die Bahn eröffnet, auf der sie in rapidem Siegeslauf eine früher nicht geahnte Bedeutung gewann. Dasselbe gilt für die Physik betreffend das Gesetz von der Erhaltung der Energie. Die Entdeckung desselben durch Robert Mayer (1842) und Hermann Helmholtz (1847) bedeutet auch für diese Wissenschaft eine neue Periode fruchtbarster Entwickelung; denn nun erst war die Physik im Stande, die universale Einheit der Naturkräfte zu begreifen und das ewige Spiel der unzähligen Naturprocesse, bei welchem in jedem Augenblick eine Kraft in die andere umgesetzt werden kann.

IV. Fortschritte der Biologie. Die großartigen und für unsere ganze Weltanschauung bedeutsamen Entdeckungen welche die Astronomie und Geologie in unserem 19. Jahrhundert gemacht haben, werden noch weit übertroffen von denjenigen der Biologie; ja Haeckel betont, daß von den zahlreichen Zweigen, in welchen diese umfassende Wissenschaft vom organischen Leben sich neuerdings entfaltet hat, der größere Teil überhaupt erst im Laufe unseres Jahrhunderts entstanden ist. Innerhalb desselben sind alle Zweige der Anatomie und Physiologie, der Botanik und Zoologie, der Ontogenie und Phylogenie, durch unzählige Entdeckungen und Erfindungen so sehr bereichert worden, daß der heutige Zustand unseres biologischen Wissens denjenigen vor hundert Jahren um das Vielfache übertrifft. Das gilt zunächst quantitativ von dem colossalen Wachsthum unseres positiven Wissens auf allen jenen Gebieten und ihren einzelnen Theilen. Es gilt aber ebenso und noch mehr qualitativ von der Vertiefung unseres Verständnisses der biologischen Erscheinungen, von unserer Erkenntniß ihrer bewirkenden Ursachen. Hier hat vor allen Anderen Charles Darwin (1859) die Palme des Sieges errungen; er hat durch seine Selections-Theorie das große Welträthsel von der „organischen Schöpfung" gelöst, von der natürlichen Entstehung der unzähligen Lebensformen durch allmälige Umbildung. Indem Haeckel die Ergebnisse dieser und anderer Disciplinen zusammenfaßte und in der Stammesgeschichte der Organismen den Schlüssel zu ihrem einheitlichen Verständniß fand, gelangte er zur Begründung jener monistischen Biologie, deren Principien er (1866) in seiner „Generellen Morphologie" festzulegen versucht hat.

V. Fortschritte der Anthropologie. Allen anderen Wissenschaften voran steht in gewissem Sinne die wahre Menschenkunde, die wirklich vernünftige Anthropologie. Das Wort des alten Weisen: „Mensch, erkenne dich selbst" (Homo, nosce te ipsum) und das andere berühmte Wort: „Der Mensch ist das Maaß aller Dinge" sind ja von Alters her anerkannt und angewendet. Und dennoch hat diese Wissenschaft — im weitesten Sinne genommen — länger als alle anderen in den Ketten der Tradition und des Aberglaubens geschmachtet. Haeckel zeigt, wie langsam und spät sich erst die Kenntniß vom menschlichen Organismus entwickelt hat. Eine ihrer wichtigsten Zweige, die Keimesgeschichte, wurde erst 1828 (durch Baer) und ein anderer, nicht minder wichtiger, die Zellenlehre, erst 1838 (durch Schwann) sicher begründet. Noch später aber wurde die „Frage aller Fragen" gelöst, das gewaltige Räthsel vom „Ursprung des Menschen". Obgleich Lamarck schon (1809) den einzigen Weg zur richtigen Lösung desselben gezeigt und „die Abstammung des Menschen vom Affen" behauptet hatte, gelang es doch Darwin erst fünfzig Jahre später, diese Behauptung zu begründen, und erst 1853 stellte Huxley in seinen „Zeugnissen für die Stellung des Menschen in der Natur" die gewichtigsten Beweise dafür zusammen. Haeckel selbst hat sodann in seiner Anthropogenie (1874) den ersten Versuch gemacht, die ganze Reihe der Ahnen, durch welche sich unser Geschlecht im Laufe vieler Jahrmillionen aus dem Thierreich langsam entwickelt hat, im historischen Zusammenhang darzustellen. Man weiß, daß er dabei auf vielfachen Widerspruch stieß, besonders von Seiten der Philosophen. Auch wir sind der Meinung, daß Haeckel im enthusiastischen Fluge seiner kühnen Hypothesen vielfach über das Ziel hinaus schoß. Die Kette der Beobachtungen ist denn doch noch lange nicht lückenlos geschlossen, und manches einzelne Zwischenglied fehlt noch. Daher ist denn auch neuerdings die antidarwinische Opposition mächtig angewachsen.

Digitized by Google

Uebrigens ist Haeckel besonnen genug, um, nachdem er in der hier angeführten Weise die Fortschritte der Natur-Erkenntniß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts aufgezählt hat, offen und ehrlich einzugestehen, daß wir dem innersten Wesen der Natur heute vielleicht noch ebenso fremd und verständnißlos gegenüberstehen, wie Anaximander und Empedokles vor 2400 Jahren, wie Spinoza und Newton vor 200 Jahren, wie Kant und Goethe vor 100 Jahren. Ja er muß sogar eingestehen, daß uns dieses eigentliche Wesen der Substanz immer wunderbarer und räthselhafter wird, je tiefer wir in die Erkenntniß ihrer Attribute, der Materie und Energie, eindringen, je gründlicher wir ihre unzähligen Erscheinungsformen und deren Entwickelung kennen lernen. Was als „Ding an sich" hinter den erkennbaren Erscheinungen steckt, das wissen wir auch heute noch nicht. Aber er meint: „was geht uns dieses mystische „Ding an sich" überhaupt an, wenn wir keine Mittel zu seiner Erforschung besitzen, wenn wir nicht einmal klar wissen, ob es existirt oder nicht? Ueberlassen wir daher das unfruchtbare Grübeln über dieses ideale Gespenst den „reinen Metaphysikern" und freuen wir uns statt dessen als „echte Physiker" an den gewaltigen realen Fortschritten, welche unsere monistische Natur-Philosophie thatsächlich errungen hat. Da überragt denn alle andern Fortschritte und Entdeckungen unsers „großen Jahrhunderts" das gewaltige allumfassende Substanz-Gesetz, das „Grundgesetz von der Erhaltung der Kraft und des Stoffes". Die Thatsache, daß die Substanz überall einer ewigen Bewegung und Umbildung unterworfen ist, stempelt dasselbe zugleich zum universalen Entwickelungs-Gesetz. Indem dieses höchste Naturgesetz festgestellt und alle anderen ihm untergeordnet wurden, gelangten wir zur Ueberzeugung der universalen Einheit der Natur und der ewigen Geltung der Naturgesetze. Aus dem dunkeln Substanz-Problem entwickelte sich das klare Substanz-Gesetz. Der „Monismus des Kosmos", den wir darauf begründen, lehrt uns die ausnahmlose Geltung der „ewigen, ehernen, großen Gesetze" im ganzen Universum. Damit zertrümmert derselbe aber zugleich die drei großen Central-Dogmen der bisherigen dualistischen Philosophie, den persönlichen Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit des Willens. Viele von uns sehen gewiß mit lebhaftem Bedauern oder selbst mit tiefem Schmerze dem Untergange der Götter zu, welche unsern theuern Eltern und Voreltern als höchste geistige Güter galten. Aber in dem reinen Cultus des „Wahren, Guten und Schönen", welcher den Kern unserer neuen monistischen Religion bildet, finden wir reichen Ersatz für die verlorenen anthropistischen Ideale von „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit". Die Verschmelzung der anscheinenden Gegensätze, und damit der Fortschritt zur Lösung des fundamentalen Welträthsels, wird uns durch das stetig zunehmende Wachsthum der Natur-Erkentniß mit jedem Jahre näher gelegt. So dürfen wir uns denn der frohen Hoffnung hingeben, daß das anbrechende zwanzigste Jahrhundert immer mehr jene Gegensätze ausgleichen, und durch Ausbildung des reinen Monismus die ersehnte Einheit der Weltanschauung in weiten Kreisen verbreiten wird." So bietet der Jenenser Forscher mit seinem warmen Herzen und seinem eindringenden Wissen eine in sich geschlossene Weltanschauung. Man braucht, wie wir, nicht mit allen seinen Folgerungen einverstanden zu sein, um doch zu finden, daß sein Testament glänzend bestätigt, was er mit so schönem Stolze von sich selbst sagt: „Das Einzige, was ich für mich in Anspruch nehme, und was ich auch von meinen entschiedensten Gegnern verlangen muß, ist, daß meine monistische Philosophie von Anfang bis zu Ende ehrlich ist, das heißt der vollständige Ausdruck der Ueberzeugung, welche ich durch vieljähriges eifriges Forschen in der Natur und durch unablässiges Nachdenken über den wahren Grund ihrer Erscheinungen erworben habe."

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

(Fortsetzung.)

Mitte November 1859 traf Minna in Paris ein. Nach fast einjähriger Trennung war das Ehepaar zum zweiten Male hier vereinigt, und dieser abermalige Aufenthalt wird durch die Aufführung des Tannhäuser und die Vollendung der Meistersinger-Dichtung doppelt bedeutsam. Mit Schauder mochte der Componist an die grauenhafte Noth zurückdenken, als er vor zwanzig Jahren hier mit Notenschreiben und journalistischen Arbeiten das Leben fristete und mit Minna darbte und hungerte. „Ein kranker deutscher Handwerksbursche war da," schrieb er im Juni 1840 in sein Tagebuch, „ich bestellte ihn zum Frühstück wieder; Minna erinnert mich bei dieser Gelegenheit, daß sie eben für Brod das letzte Geld würde wegschicken müssen ... Alle Quellen sind erschöpft!" Dieses zweite Mal ging es ihnen besser, wenn auch noch lange, lange nicht gut. Der Verkauf der Nibelungen-Partitur an den großmüthigen Züricher Mäcen half ihm aus den ersten finanziellen Nöthen, in die er sich bald in Folge seiner Concerte verstrickte. Aber auch später kam er aus den Geldklemmen nicht heraus. Schon der dreimalige Wohnungswechsel, wie der gesellschaftliche Aufwand verschlangen namhafte Summen, denn er mußte schon um der „Reclame" willen „ein Haus machen". Dazu die unglückliche Wahl des joli petit hôtel in der Rue Newton, die bald nach seinem Einzuge dem Seinepräfecten Hausmann zum Opfer fiel, so daß die meisten Gebäude und auch sein Häuschen niedergerissen wurden, was ihn in Processe mit seinem Wirthe verwickelte, dem er die dreijährige Miethe vorausbezahlt hatte. Und gerade hier hatte er sich ein so behagliches Heim geschaffen, von dem uns seine Freunde und Freundinnen nicht genug erzählen können. Auch Malvida v. Meysenbug, die ihn in London kennen gelernt, besuchte ihn hier häufig, und sie hat unlängst seine Häuslichkeit sehr anziehend geschildert, freilich nicht ohne die bei Wagner's gute Freundinnen üblichen Ausfälle auf Minna. „Es wurde mir klar, daß seine Frau so wenig zu ihm passe ... Aus dieser gänzlichen Unfähigkeit, das Wesen des Genius und die daraus entspringenden Folgen in seinem Verhältniß zur Welt zu begreifen, entstand nun fast täglich Pein und Qual im Zusammenleben, das durch die Kinderlosigkeit der Ehe auch noch des letzten versöhnenden und mildernden Elementes entbehrte. Dennoch war Frau Wagner eine gute Frau und in den Augen der Welt entschieden der bessere und leidende Theil. Ich entschied anders und empfand ein grenzenloses Mitleid mit Wagner, denn die Liebe hätte die Brücke bauen müssen, über die er zu den anderen Menschen hinüberschritt, und dem sie statt dessen den bitteren Kelch noch bitterer machte. Ich stand übrigens recht gut mit Frau Wagner, sie war freundlich und vertrauensvoll mit mir und kam oft, mir ihr häusliches Leid zu klagen. Ich that dann, was ich konnte, um sie zu einem besseren Verständniß ihrer Lebensaufgabe zu bringen, allein natürlich vergeblich. Es war ihr in fünfundzwanzigjähriger Ehe nicht aufgegangen und konnte es auch nicht, eben ihrer innersten Natur nach." Daß die lieben Freundinnen mit ihren Hetzereien und Rücksichtslosigkeiten selbst die meiste Schuld trugen an dem gestörten häuslichen Frieden, davon wird freilich nichts gesagt. Unter den Besuchern nennt Malvida v. Meysenbug auch Cosima's Schwester Blandine Ollivier, „eine wundersam fesselnde Erscheinung. Dieses holdselige Wesen verband die Grazie der Französin und einen feinen, witzigen, fast sarkastischen Geist mit einem tiefen seelischen weiblichen Element, das, im Verein mit ihrer edlen Erscheinung, sie unwiderstehlich machte. Wir trafen einander oft in seinem Hause und waren Beide der Ansicht, daß wohl kaum zwei unpassendere Menschen als Wagner und seine Frau zu einem so engen Bunde zusammengeführt worden seien." Milder urtheilten jedenfalls die

Digitized by Google

Männer, unter ihnen der weitaus bedeutendste von Wagner's Pariser Freunden: Paul Amand Challemel-Lacour, von dessen Existenz Glasenapp in der (1884) erschienenen zweiten Ausgabe seiner Biographie gar nichts und in der seit 1894 erscheinenden dritten Ausgabe*) recht wenig weiß, obwohl sein Name in jedem Conversationslexikon zu finden ist.

Glasenapp erzählt jetzt, daß Wagner auf Anrathen seines Freundes Frédéric Villot dem Pariser Publicum eine Prosaübersetzung seiner Dichtungen (Fliegender Holländer, Tannhäuser, Lohengrin, Tristan) zu unterbreiten wünschte. „Für den Zweck dieser Uebersetzung bot sich ihm die Mitarbeit eines (!) Mr. Challemel-Lacour, der sich seiner Aufgabe durch eine hinreichende Kenntniß der deutschen Sprache gewachsen zeigte und auch die französische Uebertragung des einleitenden Briefes an Villot übernahm." Nun ist dieser gewisse Challemel-Lacour einer der ersten Staatsmänner der zufällig französischen Republik, geboren 1827, Mitarbeiter Gambetta's, Niederwerfer der Lyoner Commune, Akademiker, Botschafter, Minister und als Senatspräsident 1896 gestorben. Er war sogar ein alter Freund Wagner's, den er in Zürich kennen gelernt hatte, wo der nach dem Staatsstreich Verbannte Professor der französischen Literatur am Eidgenössischen Polytechnikum war, bis ihn 1859 die Amnestie nach Frankreich zurückführte. Die Polizei verbot aber sofort seine öffentlichen Vorträge in Paris, obwohl die Aesthetik und Philosophie dem Kaiserreich nicht eben gefährlich sein konnte, so daß Challemel in die Redaction des „Temps" eintrat, den der deutschenfreundliche Elsässer Neffzer leitete. Dann wurde er Secretär der Revue des Deux-Mondes und gründete die Revue germanique, die für die Verbrüderung der zwei größten Culturvölker eintrat, aber leider bald wieder einging. Er war des Deutschen durchaus mächtig, übersetzte H. Ritter's Geschichte der Philosophie und Wilhelm v. Humboldt's philosophische Schriften; auch Wagner's damaligem Leibphilosophen Schopenhauer, den er in Frankfurt besucht hatte, widmete er in der Revue des Deux-Mondes eine lichtvolle Abhandlung. Auch für Wagner hat er in Frankreich journalistisch gewirkt, wie die Aufsätze in der Revue germanique beweisen, obwohl er mehr Philosoph und Politiker war, ein tieferes musikalisches Verständniß kaum besaß und namentlich von dem Dichter Wagner nicht eben viel hielt. Ob ihm Wagner als Mensch sympathischer war, steht dahin. Er pflegte ihn „Maëstro Ego" oder „Meister Feuerbrand" zu nennen, verurtheilte mit strengen Worten die aristokratischen, luxuriösen und galanten Neigungen dieses „Marat der Musik" — dieser auch von Wagner citirte Ausdruck ist von Challemel geprägt — und stand im Verein mit seiner feingebildeten Gattin immer auf der Seite Minna's, die er la meilleure des femmes d'artiste hieß. Schon in Zürich hatte ihn Wagner als Uebersetzer in's Auge gefaßt, zunächst für „Oper und Drama", aber Challemel, dem philosophische Interessen näher lagen, behandelte die Angelegenheit dilatorisch. Erst in Paris, wo ihn Wagner sofort aufsuchte, trat man der Sache näher, wie aus uns vorliegenden bisher ungedruckten Briefen Challemel-Lacour's an einen gemeinsamen Freund hervorgeht. Am 10. November 1860 berichtet er:

Nous sommes allés hier soir au dernier concert de Wagner. Salle à peu près pleine, mais évidemment beaucoup de billets donnés. Il est, je pense, hors de contestation qu'il y a eu lui de l'étoffe, de la puissance, une horreur absolue du convenu, peut-être du génie. Cela sera contesté pourtant, car la venalité, l'ignorance, l'esprit de routine, pour tout dire, l'infamie de tout ce qui noircit du papier pour les journaux, les Débats exceptés, n'ont point de bornes. J'ai aperçu Berlioz, qui m'a paru applaudir de grand cœur. Pour le succès au théâtre, c'est autre chose. Le public n'est ni musicien, ni religieux, ni artiste; il veut être amusé, voilà tout. Wagner n'est pas descendu encore, et, je le souhaite pour lui, ne descendra jamais au degré qu'il faut pour être le pourvoyeur de nos plaisirs. Autre malheur: Wagner a un système ce qui ne serait qu'un inconvénient pour son talent s'il ne le montrait que dans ses œuvres; mais il s'en fait le théoricien. Rien ne fait peur à un public timide, soumis au succès et à la tradition, comme la pensée qu'on veut lui imposer un système. Wagner aura beau faire de la belle, de la superbe musique, comme l'ouverture de Tristan et Iseult, les imbéciles, c'est à dire le public, auront toujours peur d'aller entendre un plaidoyer, au lieu d'entendre un opéra.

Von seinem Verkehr im Hause Wagner's schreibt Challemel nur flüchtig: „Nous n'avons pas vu Wagner, quoique nous y soyons allés; mais il demeure dans un pays perdu au fond des steppes boueuses qui s'étendent entre la Barrière de l'Etoile et Passy. Il nous a envoyé une invitation pour ses soirées de mercredi; nous n'y avons pas encore été mais nous irons." Und in der Folge fehlten die Freunde selten bei einem Wagner'schen Empfangsabend. Erst in einem späteren Schreiben kommt Challemel auf die Uebersetzung zu sprechen. So am 24. Mai 1860: „Il y a déja si longtemps que Mr. Wagner m'a parlé de son affaire et que je suis engagé avec lui qu'il est temps de songer à la besogne. Soyez donc assez bon pour m'envoyer au plus tôt son gros volume et son Tristan. C'est lui-même qui, ayant besoin de son exemple pour refaire et abréger la préface, m'a rappelé que vous en aviez un. S'il était perdu, égaré, ou, ce qui revient quelque fois au même, prêté, dites-le moi, car j'attends." Und als dann der „Tristan" und das „dicke" Buch „Oper und Drama" eintreffen, macht er sich endlich an die Arbeit. Am 8. Juni schreibt er bestätigend: „Je compte être bientôt quitte des délices, que je goute avec Mr. Wagner, quoique pour en supporter le poids, j'étais obligé de me relever le cœur par quelques autres travaux." Man erkennt an seiner Ironie, daß er nur widerwillig und bloß um sein Wort zu halten, die Uebersetzerthätigkeit begann, die ihn an der Vollendung seines Buches über Wilhelm von Humboldt hinderte, in dem er einen congenialen Geist verehrte. Schon nach wenigen Tagen klagt er: „Je travaille en manœuvre à la gloire un peu problématique, comme poëte du moins, de Mr. Wagner. Je dis en manœuvre, et notez que je m'en félicite; cela laisse l'esprit neutre, je traduis à peu près comme je rayerais du papier, et je francise, tant bien que mal, les extases de Tristan, tout en pensant à Garibaldi. Et moi aussi, cela m'émeut, moins à cause du succès que j'en attends, qu'à cause du rare exemple d'énergie et de vie, qui permet, dans la décrépitude universelle, de croire que tout n'est pas éteint en Europe. A force de se laisser éteindre par des mains de fripons et de bourreaux, le cœur de la France a fini par battre au commandement, avec la docile régularité d'une montre éprouvée." Wie man sieht, ein sonderbarer Uebersetzer, der bei Tristan's Ekstasen an Garibaldi, Sizilien und das napoleonisch mißregierte Frankreich denkt. Es ist aus jener Zeit ein französisch geschriebenes Briefchen an Challemel (22. August), erhalten, worin Wagner ihm die Bedingungen seiner Uebereinkunft mit dem Buchhändler Bourdillat meldet, dem Inhaber der Librairie nouvelle, der kurz zuvor auch Liszt's „Bohémiens" verlegt hatte. Wir erfahren daraus, daß der Uebersetzer den bescheidenen Betrag von 60 Francs für den Bogen, mithin im Ganzen über 1000 Francs, davon die Hälfte als sofortige Anzahlung empfangen sollte. Von einem Honorar für den Autor ist in dem Briefe mit keinem Worte

*) Das Leben Richard Wagner's. 1. Band (1813—1843), 2. Band 1. Abth. (1843—1853), 2. Band 2. Abth. (1853—1864). Leipzig, Breitkopf & Härtel. Es ist eine fleißige Arbeit, die den ungeheuren Stoff der Wagnerliteratur sehr übersichtlich und gründlich verarbeitet und aus manchen unbekannten (officiellen) Quellen schöpft, also durchaus den Standpunkt vom „Hause Wahnfried" vertritt. Unsere Citate in der letzten Nummer bezogen sich auf die noch zu Lebzeiten Wagner's erschienene 2. Ausgabe, und wir stellen gerne fest, daß in der neuen Bearbeitung der Name Minna Wagner weder in der Stammtafel noch im Register oder Text mehr secretirt wird. Im Gegenteil wird jetzt ziemlich häufig Minna Wagner genannt, allerdings immer mit der alten Unfreundlichkeit. Den Druckfehler in unserem ersten Artikel „die Tochter des Direktors" statt: des Mechanikers P. haben die Leser wohl schon berichtigt.

Digitized by Google

die Rede. Ob Wagner dabei leer ausging, wie Glasenapp annimmt, und ob der stark optimistische Vertrag überhaupt abgeschlossen und eingehalten wurde, ist zum Mindesten fraglich. Thatsache bleibt, daß zwischen Challemel und Wagner eine Erkältung eintrat. Der unbeugsame Republikaner war der Ansicht, der ehemalige Dresdener Revolutionär verleugne seine ganze Vergangenheit, wenn er um die Protection des Decembermannes bettle, um den Tannhäuser in die Große Oper zu bringen. „Savez-vous", schreibt er dem gemeinsamen Freunde, „que Wagner a fait demander une pension de 6 à 7000 francs à l'empereur et qu'on s'est moqué de lui aux Tuilleries?" Ebenso mißfiel ihm Wagner's Intimus Liszt, der auf die Frage des Kaisers: „N'est-ce-pas, j'ai bien vieilli?" höfisch geantwortet habe: Sire, vous êtes le siècle!" worauf ihn Napoleon folgenden Tages zum Commandeur der Ehrenlegion ernannt habe. Ganz besonders haßte Challemel Minna's Todfeindin und Nebenbuhlerin die schöne Blandine Ollivier, die ihm als der Typus der Corruption des Kaiserreichs galt. Am 20. November schließt er einen Brief als Unglücksprophet: „Je ne vous parle plus du triomphant Wagner, défenseur, admirateur, proneur de Napoléon et du despotisme, depuis que celui-ci lui a joué le tour pendable, je crains, de lui ouvrir l'opéra. Puisse-t-il ne pas regretter bientôt cette exhibition, idéale comme il dit!"

Wagner lebte damals wie in einem Fieber oder Krampf; das Auf und Nieder seiner Hoffnungen und Wünsche, die Bestrebungen und Enttäuschungen, die fast immerwährenden Geldsorgen, all' die Extreme, ohne die er freilich nicht leben zu können erklärt, rüttelten an seinen Nerven. Daß sich unter solchen Umständen das häusliche Leben recht unerquicklich und friedlos gestaltete, geht auch aus Minna's Briefen an ihre Berliner Freundin hervor, von denen das folgende Stimmungsbild nicht ohne Interesse ist:

Paris, den 24. März [1860].

Meine gute Freundin!

Hoffentlich bist Du gesund und heiter und zürnst mir meines langen Schweigens wegen nicht. Wohl weiß ich, daß Du einen trüben Brief von mir nachsichtsvoll aufgenommen haben würdest, allein ich war nicht wohl und so tief verstimmt, daß ich, erst wieder etwas aufgefrischt, Dir Nachricht von mir geben wollte. Von den Concerten also, wovon das erstere den 25. Januar stattfand, wirst Du Gutes oder auch Böses gelesen haben. Richard wurde von dem zahlreichen Publicum enthusiastisch aufgenommen, und es mußte sogar in beiden Concerten der Marsch aus dem Tannhäuser zwei Mal wiederholt werden. Allen Nummern folgte ein nimmer enden wollendes Beifallklatschen. Leider hatten die Concerte nichts weiter nach sich gezogen, als ein sehr bedeutendes Deficit, was bis jetzt noch nicht gedeckt werden konnte, da es mehrere tausend Francs übersteigt. Die Einnahmen waren groß, doch die Kosten noch viel größer. Denke Dir, daß die Miethe für die drei Abende, ohne Beleuchtung und Bedienung, allein 8000 Francs, das Orchester mit den Proben eben so viel und der Chor 3000 kostete. Das Local, worin die Proben gehalten wurden und die Affichen u. s. w. noch nicht inbegriffen.

Gegenwärtig ist Richard in Brüssel, wohin er der Einladung nur sehr schwer folgte; dort soll er dieselben drei Concerte in einem Zeitraum von 14 Tagen wiederholen. Es ist gewiß eine starke Zumuthung, immer wieder mit der gleichen Musik und dem Einstudiren derselben anfangen zu müssen. Brennte das Feuer ihm nicht zu hart auf den Nägeln, er wäre hier in seiner Bequemlichkeit geblieben, so aber meint er doch ein paar tausend Francs von denen, die er hier verloren, dort wieder zu gewinnen. Ich will es wünschen.

Das Schlimme sagte ich Dir im Voraus, jetzt höre von mir auch das Gute. Vor 12 Tagen kam der Befehl vom Kaiser, daß der Tannhäuser an der großen Oper gegeben werden soll, und noch immer ist keine Uebersetzung vorhanden. Wieder arbeiteten Zwei*) daran über zwei Monate, doch wieder vergebens; alle Poesie ist mit den Uebersetzern fort, und es war nur erst der erste Akt fertig. Die Franzosen arbeiten nicht gern, und wenn, dann recht langsam und leichtfertig. Der Director empfiehlt jetzt einen gewissen Weiß**), wir kennen ihn nicht, ebenso nichts von seinen Productionen. Künftigen November müßte der Tannhäuser schon zur Aufführung kommen, drei bis vier Monate rechnet man zum Einstudiren. Gott gebe seinen Segen!

Ein kaiserlicher Befehl will hier viel sagen, besonders aller ernsthaften, kleinlichen Chicanen mit einem Mal überhoben zu sein. Dies zumal von den Sängern, was den meisten Aerger erspart, da Richard keine Brillanten à la Meyerbeer zu verschwenden hat. Der hat seine Freigebigkeit noch vor Kurzem bis zur Frau des Feuilletonisten vom Journal des Débats, Berlioz, erstreckt, der er ein paar Brillant-Ohrgehänge schickte. Durch die Kunst, fürchte ich, wird es Wagner wohl schwerlich dazu bringen, solche Geschenke machen zu können; das hat auch sein Gutes, bei Licht betrachtet!

Wagner sagte mir schon, als sich ihm keine Aussicht eröffnen wollte, eine seiner Opern in nächster Saison an der großen Oper, wo die höchsten Tantièmen, gegeben zu sehen, daß wir Paris verlassen wollten, weil es nutzlos gewesen sein würde, wenn wir bei der gräßlichen Theuerniß hier geblieben wären. Du hast wirklich keinen Begriff, wie das hiesige Leben kostspielig ist; man lebt dagegen in der Schweiz und bei uns daheim wie vom Geschenkten. Meine Kunstgenüsse, mit Ausnahme der Concerte, waren wirklich mäßig. Vier Mal war ich mit im Theater, sonst auch nirgends. Mit dem französisch Sprechen will es auch noch nicht vorwärts, die Lust fehlt mir unter den obwaltenden Umständen ganz und gar.

Mittwoch ist Bekannten und Freunden unser kleiner Salon erschlossen. Es kommen viel Leute zu uns. Außerdem sehe ich keine bei uns, die mir lieb sind. Blandine ist — —, die auch bei allen denen, die sie kennen, in keinem guten Rufe steht, was zwar in Paris nichts sagen will. Philisteröse, unter die ich mich leider zählen muß, stößt sie eher ab. Frau Ollivier besucht meinen Mann öfter, ohne anständiger Weise nach meiner Wenigkeit zu fragen. Ich bin dergleichen gewöhnt und lasse Alles geschehen, ohne die geringste Notiz davon zu nehmen. Nur kann ich es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich hierher gekommen bin. Fällt in dieser Art früher oder später wieder etwas Eclatantes vor, so reise ich nach der Schweiz, wo ich bleibe. In meine Heimath gehe ich nicht; ich würde mich schämen müssen, da Alle mir abredeten, hierher zu reisen und mir viel Schlimmes prophezeiten.

Es sollte mir leid sein, wenn ich Dich durch mein Vertrauen, was ich nun einmal zu Dir, mein gutes Kind, gefaßt, im geringsten in Verlegenheit setzte. Es schien mir in Deinen Briefen fast so, als ob Du aus einer gewissen Scheu, von Allem, was ich Dir darüber mitgetheilt, absichtlich vermiedest etwas zu erwähnen. Glaube mir, ich täusche meinen Richard mit Keinem! Im Gegentheil! Wie ich Dir schon gesagt, ich wohne im obersten Stock, weiß nichts von dem, was unten geschieht, bekomme meine Briefe von dem Diener auf mein Zimmer gebracht. Es interessirt meinen Mann durchaus nichts, was mich betrifft, oder wer mir geschrieben, was man mir geschrieben ꝛc. Als ich Deinen vorletzten Brief erhielt, worin Du mich um zwei Billets für Mr. und Mad. Challemel ersuchtest, reichte ich Richard umgebogen diese Stelle, weil ich schon mehreremals eine Fehlbitte um zwei Concertbillets für einen gewissen Herrn Ketten, Deutscher, dessen Knabe ein famoser Klavierspieler ist, gethan hatte, während ich hören mußte, daß Frau Blandine ganze Logen zur Auswahl fast aufgedrungen wurden. Deßhalb also wollte ich durch Deine Schriftzüge meine zweite Bitte für Challemel's bekräftigen. Bin ich vielleicht der Saumseligkeit angeklagt worden, so war es gewiß nicht meine Schuld. Ich konnte nicht mehr thun, als meine Bitte wiederholen. Nur einmal, weiß ich, hat man Challemel's zwei Plätze geschickt, ich habe nichts mehr thun können.

Die Welt dünkte mich sonst doch hübscher als jetzt, ich mache mir nichts mehr aus ihr.

Hans von Bülow war fast zwei Monate hier und gab in dieser Zeit vier Concerte, die gut besucht und mit vielem Beifall aufgenommen wurden. Seine Frau wirst Du wohl in Berlin öfter besuchen — — — Bülow sieht sehr elend aus, wir hatten ihn oft zum Essen. In Liszt's Mutter, die hier allein lebt, habe ich eine liebe alte Frau und Freundin kennen gelernt; ich besuche sie oft und gewinne sie immer lieber. Sie lebt ziemlich verlassen, die Enkelin kann keine Ehrenhüterin brauchen! Die Ollivier hat sich gegen Bülow scheußlich benommen, so daß er ohne Abschied von ihnen reiste. Die d'Agoult ist nicht hier, sondern schon lange in Italien. (Schluß folgt.)

*) Der Zollbeamte Edmond Roche und der Dramatiker Charles Nuitter.

**) Wohl der spätere Essayist J. J. Weiß.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Bekanntschaft.

Von Mark Twain.

Auf unserer Schweizerreise war ich mit meinem Fahrtgenossen Harris einmal im Schweizerhof in Luzern abgestiegen, wo wir eine Bekanntschaft machten, an die ich zeitlebens denken werde. Man ging um 7½ Uhr zur Wirthstafel, wo sich eine Menge Angehöriger aller Nationalitäten zusammenfanden, doch ließen sich an den endlosen Tischen besser Kleider als Menschen beobachten, weil man die Gesichter meistens nur aus der Perspective zu sehen kriegte. Das Frühstück aber wurde an runden Tischchen eingenommen, und wenn man einen Platz in der Mitte des Saales zu erhalten das Glück hatte, konnte man so viele Gesichter studiren, als man nur wünschte. Des Oefteren suchten wir dabei zu er-

Digitized by Google

rathen, zu welcher Nation die Leute gehörten, und dies gelang uns ziemlich gut, nur mit dem Errathen ihrer Namen glückte es uns weniger. Um diese zu rathen, ist wahrscheinlich viele Uebung nöthig. Also gaben wir denn auch diesen Sport auf und begnügten uns mit weniger schwierigen Versuchen. Eines Morgens sagte ich zu meinem Freunde beim Frühstück: „Dort sitzen Amerikaner!“

„Ja,“ entgegnete Harris, „aber aus welchem Staat?“

Ich nannte einen, Harris einen anderen Staat. Daß aber das junge Mädchen, das zu jener Gesellschaft gehörte, sehr schön und sehr geschmackvoll gekleidet sei, darin waren wir einig; nur über ihr Alter konnten wir uns nicht einigen. Ich hielt sie für Achtzehn, Harris für Zwanzig. Wir ereiferten uns darüber, und ich sagte schließlich, als ob es mein Ernst wäre: „Die Sache läßt sich ja leicht entscheiden, — ich will hingehen und sie fragen.“

Harris erwiderte spöttisch: „Ja, das wird das Beste sein. Du brauchst ja nur hinüberzugehen und mit der hier gebräuchlichen Formel zu sagen: ‚Ich bin Amerikaner!‘ dann wird sie sich natürlich ungeheuer freuen, Dich zu sehen.“ Wobei er mir zu verstehen gab, daß ich es wohl schwerlich wagen würde, sie anzureden.

„Ich habe es nicht im Ernst gemeint,“ versetzte ich, „aber Du traust mir doch zu wenig Muth zu; ein Weib macht mir nicht so leicht bange, und bei Gott, jetzt geh' ich hin und spreche mit dem Fräulein.“ Mein Plan dabei war sehr einfach: ich wollte sie ehrerbietigst anreden und um Entschuldigung bitten, wenn ihre große Aehnlichkeit mit einer früheren Bekanntschaft mich getäuscht hätte. Antwortete sie mir dann, der Name, den ich genannt habe, sei nicht der ihrige, so wollte ich mich abermals höflichst entschuldigen, meine Verbeugung machen und mich verziehen. Daraus konnte doch gewiß kein Unglück entstehen. Also ging ich an den Tisch hinüber, verbeugte mich vor dem Herrn und wollte mich eben mit meiner Rede an die junge Dame wenden, als sie mir zuvorkam.

„Also hab' ich mich doch nicht geirrt!“ rief sie aus. „Ich sagte gleich zu John, Sie seien es und kein Anderer. Er wollte mir nicht glauben, aber ich wußte, daß ich Recht hatte, und wettete darauf, Sie würden mich sehr bald erkennen und zu uns herüber kommen. Es freut mich, daß Sie es gethan haben, denn wenn Sie fort wären, ohne mich zu erkennen, hätte ich Ihnen das sehr übel genommen. Bitte, setzen Sie sich doch! Ach ja, wie merkwürdig! Sie sind wirklich der letzte Mensch, den ich je wiederzusehen hoffte!“

Das war nun freilich eine Ueberraschung, die mich förmlich betäubte und mir einen Augenblick die Besinnung nahm. Indessen schüttelten wir uns herzlich die Hände, und ich setzte mich neben sie. Aber in einer solchen Klemme war ich wirklich noch nie gewesen. Mir dämmerte es dunkel, als ob ich ihr Gesicht schon einmal gesehen hätte, aber wo das gewesen war und welcher Name zu ihr gehörte, das war mir ganz entfallen. Daher beeilte ich mich denn auch, die Rede auf Schweizer Landschaften und Dinge zu bringen, um mich nur nicht zu blamiren, aber es half nichts: sie ging ohne Umschweife auf die ihr näher liegenden Sache los.

„Ach ja!“ fing sie an, „was das für eine Nacht war, als der Sturm die vorderen Boote wegriß! Wissen Sie noch?“

„Wie sollte ich nicht!“ antwortete ich, aber ich hatte keine blasse Ahnung. Ich wollte, der Sturm hätte auch gleich das Steuer, den Schornstein und den Capitän selbst weggerissen, — vielleicht wäre mir dann ein Licht aufgegangen, wo ich die Fragerin unterbringen sollte. Ich erinnerte mich an absolut gar nichts.

„Und wissen Sie noch, wie die arme Mary bange war?“

„Jawohl,“ sagte ich, „das wird mir Alles wieder ganz gegenwärtig.“ Das wünschte ich nämlich, aber es war wie aus meinem Gedächtniß weggepustet! Das Klügste wäre gewesen, offen die Wahrheit einzugestehen, aber das konnte ich nicht mehr nach ihrem Lobe, weil ich sie wieder erkannt hatte. So schlitterte ich denn immer tiefer hinein und hoffte vergebens auf einen rettenden Faden, um aus dem Labyrinth heraus zu kommen. Und die junge Dame fuhr lebhaft fort: „Denken Sie, George hat doch Mary geheirathet!“

„Wirklich? Ist es möglich!“

„Jawohl; er meinte, ihr Vater sei viel mehr Schuld gewesen, als sie selbst, und ich glaube wirklich, er hatte Recht. Meinen Sie nicht auch?“

„Natürlich, ganz klar, ich habe es ja immer gesagt!“

„O nein, Sie waren anderer Meinung, wenigstens in jenem Sommer.“

„Ja, im Sommer, ganz recht, aber im Winter darauf war ich anderer Ansicht.“

„Es stellte sich heraus, daß Mary gar nicht Schuld war, sondern nur ihr Vater und der alte Darley.“

Um doch etwas zu erwidern, bemerkte ich: „Ja, Darley war mir immer ein lästiges altes Geschöpf!“

„Das war er auch, aber trotz seiner Sonderbarkeiten liebte sie ihn zärtlich. Wissen Sie noch, wie er immer versuchte, in's Haus zu kommen, sobald es nur ein Bißchen kalt war?“

Ich wagte mich nicht weiter vor. Offenbar war Darley kein Zweifüßler, sondern irgend ein Vierfüßler, vielleicht ein Hund oder gar ein Elephant. Da aber jedes Thier eine Haut besitzt, so fiel ich unverfänglich mit der Bemerkung ein: „Und was er für ein Fell hatte!“

Das mußte passen, denn sie stimmte zu: „Ja, ein sehr dickes — und erst eine Wolle!“

Das verblüffte mich wieder, ich wußte nicht recht weiter und sagte nur: „Ja, an Wolle fehlte es ihm nicht!“

„Einen Neger mit solchem Wollhaar könnte man lange suchen,“ bekräftigte sie. Das war ein Lichtblick, denn mir fing schon an schwül zu werden, und ich war froh, als sie fortfuhr: „Er war doch selbst bequem genug untergebracht, aber sobald es kalt wurde, fand er sich stets bei der Familie ein und war nicht wieder aus dem Hause zu bringen. Man ließ ihm manches hingehen, weil er einst Tom das Leben gerettet hatte. Erinnern Sie sich noch an Tom?“

„Ganz deutlich, er war ein so schöner Mensch!“

„Jawohl, und das Kind ein so schönes Ding.“

„Ein schöneres Kind habe ich nie gesehen.“

„Ich spielte so gerne mit ihm!“

„Und ich schaukelte es so gern auf den Knieen.“

„Wie hieß es doch?“

Das war Glatteis! Hätte ich nur des Kindes Geschlecht gewußt. Zum Glück fiel mir ein Name ein, der für beide Geschlechter paßte. Ich sagte also: „Es wurde Fränzchen genannt.“

„Nach einem Verwandten vermuthlich. Aber das verstorbene Kind, das ich nie gesehen habe ... wie hieß es doch?“

Da das Kind todt war und sie es nie gesehen hatte, wagte ich auf gut Glück einen Namen zu nennen, und so antwortete ich dreist und gottesfürchtig: „Es hieß Thomas Henry!“

Sie wurde nachdenklich und meinte: „Das ist doch sonderbar — sehr sonderbar!“ Ich saß ganz still, und der kalte Schweiß lief an mir herunter. Aber so groß auch meine Verlegenheit war, ich hoffte noch immer, mich aus der Klemme zu ziehen. Wenn sie nur nicht noch mehr Namen von Kindern wissen wollte! ... Ich war also begierig, wo der nächste Blitz einschlug. Aber sie war noch mit dem Namen des letzten Kindes beschäftigt, bis sie plötzlich fortfuhr: „Es war schade, daß Sie gerade abreisten, als mein Kind geboren wurde, sonst hätten Sie ihm seinen Namen geben müssen.“

„Ihr Kind? Sind Sie denn verheirathet?“

„Seit dreizehn Jahren.“

„Getauft, meinen Sie wohl?“

„Nein, verheirathet, — dieser Junge hier ist mein Sohn.“

„Das scheint ja fast unmöglich! Halten Sie mich nicht für unhöflich, aber ich möchte mir wirklich die Frage erlauben, ob Sie älter als Achtzehn sind?“

„Gerade an jenem Tage, wo der Sturm war, von dem wir sprachen, wurde ich Neunzehn; es war mein Geburtstag.“ Da war ich so klug wie vorher, denn das Datum des Sturmes wußte ich nicht. Ich dachte nach, was ich wohl Unverfängliches sagen könnte, um die Unterhaltung fortzusetzen, ohne einen Mangel an Gedächtniß zu verrathen. Aber nichts Unverfängliches wollte mir einfallen. Sagte ich: „Sie haben sich seither nicht im Geringsten verändert!“ so war das riskirt; bemerkte ich dagegen: „Sie sehen jetzt viel besser aus,“ so ging das auch nicht. Eben wollte ich eine Bemerkung über das Wetter machen, als meine Landsmännin mir zuvorkam.

„Wie habe ich mich gefreut,“ rief sie aus, „wieder einmal von den lieben alten Zeiten zu sprechen! Sie nicht auch?“

„Gewiß, eine solche halbe Stunde habe ich noch nie erlebt,“ versetzte ich voll Inbrunst und hatte Lust hinzuzufügen: Lieber wollte ich mir bei lebendigem Leibe die Haut abziehen lassen, als das noch einmal durchmachen. Ich war von Herzen glücklich, die Feuerprobe überstanden zu haben und wollte mich verabschieden. Aber sie fuhr fort: „Nur eins geht mir noch im Kopf herum!“

„Was denn?“

„Der Name des verstorbenen Kindes. Wie sagten Sie doch, daß es hieß?“

Jetzt war ich übel daran, denn ich hatte den Namen unterdessen ganz vergessen. Wie konnte ich aber auch ahnen, daß ich ihn noch einmal brauchen würde. Ich ließ mir aber nichts merken und antwortete frech: „Joseph William.“

Doch der Knabe neben mir verbesserte meinen Irrthum: „Nein, Thomas Henry.“

Ich bedankte mich bei ihm und sagte: „Ach ja, ich habe es mit einem anderen Kinde verwechselt! Richtig, Thomas Henry hieß das arme Kind ... Thomas, hm — nach dem großen Thomas Carlyle, und Heinrich — hm — nach Heinrich VIII., die Eltern waren auch sehr zufrieden mit den Namen.“

„Dadurch wird die Sache nur noch sonderbarer,“ murmelte meine schöne Freundin.

„Wieso denn?“

„Weil die Eltern es immer Amalie nennen, wenn sie von ihm sprechen.“

Jetzt war meine Weisheit zu Ende. Ich war wie auf den Mund geschlagen und wußte weder aus noch ein. Um die Sache fortzusetzen, hätte ich lügen müssen, und das wollte ich nicht. So saß ich denn stumm und ergeben da und wartete auf meine Entlarvung als Schwindler. Und plötzlich lachte meine Gegnerin hell auf und sagte: „Mir machen die Erinnerungen an die alten Zeiten offenbar mehr Spaß als Ihnen. Ich habe ja auch gleich gemerkt, daß Sie sich nur so stellten, als ob Sie mich kennten. Nachdem ich also mein Lob an Sie verschwendet, beschloß ich, Sie zu strafen. Und das ist mir auch gelungen. Es war mir ungeheuer angenehm, mein Herr, durch Ihre Güte Georg und Tom und

Digitized by Google

Darley kennen zu lernen, denn ich hatte vorher nie etwas von ihnen gehört. Aber wenn man es nur richtig anzufangen weiß, dann kann man von Ihnen eine ganze Menge Neues erfahren. Mary, und der Sturm, der die vorderen Boote wegriß, sind Thatsachen, aber alles Andere ist Schwindel. Mary war meine Schwester, ihr ganzer Name ist Mary Sanderson. Nun, mein Herr, wissen Sie jetzt, wer ich bin?!"

Ich athmete auf. „Ja, jetzt erinnere ich mich Ihrer! Sie sind noch gerade so hartherzig wie vor dreizehn Jahren auf dem Schiff, sonst würden Sie mich nicht so bestraft haben. Sie sind noch ganz wie Sie waren, von innen und außen. Noch ebenso jung wie damals. Ihre Schönheit ist unverändert, und findet ihr Abbild in Ihrem prächtigen Knaben! Und nun — wenn diese Worte Sie gerührt haben, lassen Sie uns Frieden schließen, denn ich erkläre mich für besiegt."

Und mein Vorschlag wurde zum Beschluß erhoben und auf der Stelle ausgeführt.

— — — Als ich zu Harris zurückkam, sagte ich: „Da siehst Du, was Talent und Geschicklichkeit ausrichten können!"

„Ich sehe nur, was Unwissenheit und Einfalt im Stande sind! Daß ein Mensch mit seinen fünf Sinnen sich fremden Leuten so aufdrängt und eine halbe Stunde lang in sie hineinredet, so was ist noch nicht dagewesen! Was hast Du ihnen nur vorgeschwindelt?"

„Nichts Schlimmes! Ich habe das Mädchen einfach gefragt, wie es heiße!"

„Das sieht Dir ähnlich! Das bist nur Du im Stande! Es war thöricht von mir, — ich hätte nicht zugeben sollen, daß du hingehst, Dich zu blamiren. Aber wie konnte ich mir denken, daß Du Dich so weit vergessen könntest! Was werden die Leute von uns denken? Aber wie hast Du es angefangen? Ich hoffe doch nicht ganz ohne Einleitung!"

„O nein, ich sagte einfach: Mein Freund und ich, wir möchten gerne wissen, wie Sie heißen, — wenn Sie nichts dagegen haben!"

„Himmel, gleich mit der Thür in's Haus! Eine Plumpheit, die Dir Ehre macht, und ich danke Dir noch ganz besonders, daß Du mich auch hineingemischt und mit blamirt hast! Was antwortete sie aber?"

„Nichts Ungewöhnliches! Sie sagte mir einfach ihren Namen."

„Unmöglich! — und zeigte sie gar keine Ueberraschung?"

„Doch — ein wenig schon — vielleicht die Ueberraschung — mir kam es so vor, als sei es Freude."

„Mehr als wahrscheinlich ... es muß natürlich die hellste Freude gewesen sein — wie hätte sie sich auch nicht freuen sollen, von einem Wildfremden mit einer solchen Frage angefallen zu werden! Und was thatest Du weiter?"

„Ich gab ihr die Hand und sie schüttelte sie."

„Das hab' ich gesehen — ich traute meinen Augen kaum! Hat der Herr denn nicht gesagt, er werde Dir den Hals umdrehen?"

„Nein, mir kam es vor, als freuten sie sich Alle, meine Bekanntschaft zu machen."

„Das wird ganz gewiß der Fall gewesen sein! Sie werden bei sich gedacht haben: der muß seinem Wärter entlaufen sein, wir wollen uns einen Spaß mit ihm machen! Das ist die einzige Erklärung für ihre Freundlichkeit. Du nahmst auch Platz — haben sie Dich denn dazu eingeladen?"

„Nein, ich dachte aber, sie hätten es nur vergessen."

„Welches Tactgefühl! Und was hast Du noch gethan? Was hast Du noch gesprochen?"

„Ich fragte die Dame, wie alt sie sei."

„Nein, wirklich, Dein Zartgefühl ist großartig! Weiter — weiter! kümmere Dich nicht um mein grämliches Gesicht, — so sehe ich immer aus, wenn ich eine recht tiefe Freude erlebe. Erzähle weiter! Sie gab Dir ihr Alter an?"

„Ja, und dann erzählte sie mir von ihrer Mutter, ihrer Großmutter, den übrigen Verwandten und ihren eigenen Angelegenheiten."

„Alles von selbst?"

„Das nicht gerade, aber ich stellte einfach die Fragen und sie gab mir Antwort."

„Das ist ja famos! Hast Du nicht auch nach ihren politischen Ansichten gefragt?"

„Freilich — sie ist Demokratin und ihr Mann Republikaner."

„Ihr Mann? Das Kind ist doch nicht etwa verheirathet?"

„Sie ist kein Kind, sie ist verheirathet, und der Herr dort neben ihr ist ihr Mann!"

„Hat sie auch Kinder?"

„Ja, sieben und ein halbes."

„Das ist unmöglich!"

„Nein, es ist die reine Wahrheit. Sie hat es mir selbst gesagt."

„Aber sieben und ein halbes? Was soll das halbe bedeuten?"

„Das ist aus einer anderen Ehe — ein Stiefkind wird nur halb gerechnet."

„Aus einer anderen Ehe? So hat sie schon einmal einen Mann gehabt?"

„Ja, vier, und dies ist der vierte."

„Ich glaube kein Wort, die Unmöglichkeit liegt ja auf der Hand. Ist der Junge ihr Bruder?"

„Nein, ihr Sohn und zwar der jüngste. Er ist nicht so alt wie er aussieht, und erst elf und ein halbes Jahr."

„Das ist Alles vollständig Unsinn! Die Sache scheint mir aber ganz klar: sie haben gesehen, wen sie vor sich hatten, und Dich zum Narren gehalten. Ich bin nur froh, daß ich nichts damit zu schaffen habe; hoffentlich denken sie nicht, wir zwei seien im gleichen Spital krank. Wollen sie denn noch lange hier bleiben?"

„Nein, sie reisen vor Mittag ab."

„Die sind gewiß herzlich froh darüber. Wie hast Du es erfahren? Du hast sie wohl gefragt?"

„Nein, zuerst fragte ich ganz im Allgemeinen nach ihren Plänen, und sie antworteten, sie wollten noch eine Woche hier bleiben und Ausflüge machen. Gegen das Ende der Unterhaltung versicherte ich sie dann, wir würden sie gern begleiten, und schlug vor, Dich zu holen und ihnen vorzustellen. Sie zögerten aber ein wenig und fragten, ob Du aus derselben Anstalt seiest wie ich. Ich sagte ja, worauf sie bemerkten, sie hätten sich doch anders besonnen und wollten sofort abreisen, um einen kranken Verwandten zu besuchen."

„Das ist der Gipfel Deiner Dummheit! So weit hat es noch Niemand gebracht. Wenn Du vor mir stirbst, weißt Du, dann setze ich Dir ein Denkmal aus lauter Schafsköpfen, so hoch wie der Straßburger Thurm! Also wollten sie wissen, ob ich aus derselben Anstalt sei wie Du? Aber was für eine Anstalt meinten sie denn?"

„Ich weiß nicht; ich vergaß danach zu fragen."

„Aber ich weiß es! Sie meinten ein Irrenhaus! Und jetzt halten sie uns für zwei ausgebrochene Narren. Siehst Du nun, was Du angerichtet hast? Und schämst Du Dich gar nicht?"

„Weßhalb? Ich dachte mir nichts dabei. Und dann, was schadet es denn? Es waren sehr nette Leute, und ich schien ihnen zu gefallen."

Harris machte einige grobe Bemerkungen und eilte auf sein Zimmer — um Tische und Stühle kurz und klein zu schlagen, wie er sagte. Er ist nämlich ein merkwürdig cholerischer Mensch, und die geringste Kleinigkeit bringt ihn außer sich. —

Die junge Dame hatte mich eklig hineingelegt, aber gleichviel: an Harris habe ich mich wieder schadlos gehalten. Man muß immer auf die eine oder andere Weise sein Müthchen kühlen, weil die wunde Stelle sonst noch lange schmerzt.

Aus der Hauptstadt.

Falsches Spiel.

Junge Burschen, die nie erfahren haben, was Erziehung ist, denen Niemand die köstlicheren und feineren Reize des Lebens wies, Niemand das Evangelium der Arbeit predigte — was muß aus ihnen werden, wenn sie im Licht der elektrischen Sonnen Berlins führerlos flaniren? Kommen sie aus dunkeln Winkeln herbeigekrochen und hat ihnen die gebenedeite Fee unserer Tage kein Checkbuch in die Wiege gelegt, dann stoßen sie zu dem Armeecorps der Pülcher und Zuhälter, aus dessen Geheimgeschichte der ergebnißlos verlaufene Prozeß Guthmann unterschiedliche Pröbchen zu Besten gab. Hausen ihnen aber daheim capitalkräftige Eltern, die dem Lieblingssöhnchen gegenüber nicht kargen und knausern, dann nennen sie sich Cavaliere, füllen Tags über die American Bar, Nachts die schmierig-eleganten Separatzimmerchen der Hotels und amüsiren sich im Uebrigen ganz merkwürdig anspruchslos, wie der eben beendete Moabiter Spielerproceß gezeigt hat. Daß er eben so wenig greifbare Resultate zeitigte und schließlich ebenso im Sande verlief, wie die Affaire Guthmann, verstärkt die zwischen beiden Sensationen bestehenden Aehnlichkeiten. Hier wie dort öffneten sich unbehagliche Ausblicke auf die Daseinsbethätigung der großstädtischen jungen Männerwelt. Hier wie dort dieselbe decrepide Schaffensunlust, dieselbe Hinneigung zu allerzweifelhaftesten Frauenzimmern, dasselbe Einhertänzeln auf der schmalen Grenzlinie, die vom Müßiggange das Verbrechen trennt. Wenn Guthmann seine Bräute einkluftete und dann zu Erwerbszwecken auf die Straße schickte, so handelte er, will man die Sache moralisch betrachten, nicht viel anders als die jungen Adligen, die einen Theil ihres gar nicht einmal so himmelschreiend üppigen Aufwandes aus nächtlichen Jeugewinnen bestritten. Und die Versuchung, ein unbequem oder gefährlich gewordenes Allerweltsdämchen zu beseitigen, lag Herrn Guthmann so nahe wie dem oder jenem Mitgliede des Harmlosen-Clubs das Falschspiel. Rechnet man erst mit sicheren Einnahmen aus unlautern Quellen, dann ist man allzu sehr geneigt, sich die wider Erwarten ausbleibenden durch Betrug oder Gewalt zu verschaffen. Guthmann's proletarische Verlumptheit trennt ihn nur äußerlich von dem in Lack und Claque prangenden Gentleman der Bluffcirkel. Wie die parasitäre Lebenshaltung, so ist ihnen auch die Weltanschauung gemeinsam. Ob Schnaps oder veuve Cliquot das Lieblingsgetränk dieser Schmarotzer ist, ob man sie zum Abschaum der Menschheit zählt oder zur hoffähigen crême de la crême, das bleibt sich gleich. Jeder von ihnen trägt das Brandmal des Degenerirten und Ueberflüssigen an der Stirn.

Einen anderen sittlichen Standpunkt wird man dem Spielerprocesse gegenüber, soweit er die Angeklagten betrifft, billigerweise nicht einnehmen dürfen. Am Ende hat der sittliche Standpunkt hier überhaupt nichts zu suchen, und nur der sittengeschichtliche ist am Platze. Das Jeu in allen Dur-Tonarten zu verdammen, vornehmlich deßhalb, weil es

Digitized by Google

eins der Lieblingslaster des vermaledeiten Junkerthums und des säbelklirrenden Militarismus ist, das geht selbst in unserer bürgerlich-romantischen Zeit nicht wohl an. Wie wenig es die Offiziertugenden untergräbt, hat Niemand schlagender bewiesen als die ärgste Spielratte aller Zeiten, die doch den Krieg von 1813 rettete. So lange wir das Spiel in Industrie- und Bergwerks-Actien erlauben, bei dem es nie ohne Unanständigkeit und Schurkerei abgeht; so lange hier zu Lande mit Papierroggen und Papierweizen gehandelt werden darf, haben wir kein Recht dazu, dem verhältnißmäßig nobeln Hazard den Hals zu brechen. Das hieße mit gezinkten Karten spielen. Und die Börsenblätter, die zur Stunde in moralischen Betrachtungen schwelgen, setzen unklug die heiligsten Interessen ihrer Brod- und Inseratengeber auf's Spiel. Wenn sie den Staat zwingen wollen, alle Rouletten zu verbrennen, die blühende Kartenindustrie zu zerstören, die pointirenden Lieutenants zu schaffen, dann reizen sie damit auch zur Verbietung der Courszettel und Schließung des Burgstraßen-Palastes auf. In Toleranzhäusern pflegt man doch sonst Toleranz zu üben. Um die Equipagen, die Mittags durch die Thiergartenstraße rollen, spritzt der Schmutz, aber er trifft die würdigen alten Herren im Wagen nicht, und was die jungen Freundinnen der alten Herren anbelangt, so heftet er sich höchstens an den Saum ihrer tailor made-Kostüme. In einer Stadt, darin Bleichröder gelebt und gewirkt hat, darin Bleichröders Jünger und Berufsgenossen im Sinne des heimgegangenen Meisters fortwirken, sollte die weiland Bleichröderpresse sich unkluge Recriminationen ersparen. Und auch die Vossische Zeitung thut nicht wohl daran, die moralische Verderbtheit der Ostelbier abermalen an den Pranger zu stellen, sie, die vier Handelsredacteur-Skelette im Hause hat und am eigenen Fleisch und Blut immer von Neuem erfahren mußte, wie das verfluchte Würfelspiel in Schadow- und Burgstraße die besten Kerle zu Spitzbübchen macht. Leben und leben lassen. Wer am Tage ehrlicher und strenger Arbeit nachgeht, der hat unweigerlich das Recht, die Abende nach seinem Gusto zu verbringen, und er braucht sie weder goethisch noch lessingisch zu veredeln. Ebenso wenig darf man's einem guten Gesellen verargen, daß er sein redlich verdientes Geld lieber im Baccarat als in Treberactien durchbringt. Nur die Befugniß, *fremdes* Geld zu verschleudern, steht Niemandem zu, ausgenommen natürlich Depot-Bankiers und Aufsichtsräthen. Wenn unreife junge Männer, die selbst noch keinen Thaler verdient haben, mit blauen Lappen wie mit Coriandoli um sich werfen, dann besteht dringende Gefahr, daß sie sich selbst ebenso leichtfertig wegwerfen. Wir haben unsere Jugend eines Tages wahrscheinlich viel zu nöthig, als daß wir ihr erlauben könnten, zu verlottern. Und wir wünschen nicht, daß sie allein das Luderleben für normal und menschenwürdig hält, wie es offenbar die Moabiter Herrlein thun, die von ihren Beziehungen zu verrufenen Dirnen, ihrem Verkehr mit Zuchthäuslern, ihrem bedenklichen nächtlichen Handwerke mit größerem Selbstbewußtsein und Stolz sprachen, als Napoleon im Angesicht der Sonne von Austerlitz zur Schau trug.

* * *

Interessanter als die Kröcher, Kayser und Schachtmeyer, von denen nur der Letztere als ehemaliger Bankgeschäftslehrling Anspruch darauf erheben darf, wissenschaftlich ernst genommen zu werden; markanter als das Zeugengewimmel um sie her, ein Talent und ein Charakter zugleich ist der königliche Criminal-Commissarius von Manteuffel, den jetzt die öffentliche Meinung zum Opfersteine schleift. Die Berliner Polizei erfreut sich keiner besonderen Beliebtheit bei ihren Schutzbefohlenen, und es mag sein, daß die entkommenen zwölf oder dreizehn Mörder zufriedener mit ihr sind, als die übrigen 1 800 000 Einwohner der sogenannten Metropole. Man hat ihr wiederholt zu große Sorglosigkeit, bureaukratische Pedanterie und Langsamkeit, Mangel an Uebersicht und was weiß ich sonst noch vorgeworfen. Im Falle Manteuffel sollten diese Klagen billig verstummen, und wenn Herr Scherl gerechte Redacteure hätte, wenn Mosse's und Ullstein's junge Leute bessere Freisinnige und klügere Taktiker wären, dann hätte der königliche Criminal-Commissar v. Manteuffel bei seiner Flucht in die Oeffentlichkeit hier ebenso sympathische und kraftvolle Unterstützung gefunden, wie vor wenigen Jahren der jetzige deutsche Botschafter am Goldenen Horn. Allerdings, v. Manteuffel ist insofern ein antiliberaler Polizeibeamter, als ihn nach eigenem Geständnisse in dem Augenblick, wo er einen Junker verhaften sollte, innerlich fror. Er hat sich aber besiegt, er legte die Hand an die Furchtbaren, und acht Monate lang mußten die Ostelbier im Kerker schmachten, auf einen Tageblatt-Artikel hin, den eine seitdem verschollene „authentische und beste Quelle" gespeist hatte. Wer nicht liberal denkt, mag sich befremdliche Gedanken machen über den alle Rechtssicherheit verneinenden Umstand, daß immerhin unbescholtene Männer fast dreiviertel Jahr lang auf die verdächtige Denunciation eines rachsüchtigen Angeschossenen und Nichtgentlemans hin in Haft gehalten werden konnten. Er mag den Zettel, den der königliche Criminal-Commissar v. Manteuffel für den Zeugen Graf Königsmark präparirt hat, eine allzu stümperhafte Nachahmung Fouché'scher Kunstgriffe schelten, und die zahllosen Widersprüche nicht verstehen, die sich zwischen den Aussagen des königlichen Criminal-Commissars v. Manteuffel und denen der wichtigsten Zeugen ergeben. In solche Untiefen jedoch hätte sich der freisinnige Abonnent aus eigenem Antrieb nun und nimmer begeben. Für ihn mußte, wenn die maßgebenden Zeitungen ihrer Aufgabe gewachsen gewesen wären und sie recht verstanden hätten, aus dem Proceßgetriebe leuchtend die Apotheose des Berliner Tageblattes, und damit der gesammten Großpresse, emporsteigen. Was der Proceß Dreyfus herrlich begonnen hatte, das konnte die Spielrattenhatz glorreich vollenden. Die Allgewalt, die Weltherrschaft des bedruckten, zweimal täglich ausgegebenen Papiers offenbarte sich vierzehn Tage nach Beendigung der Tragikomödie von Rennes neuerdings in Moabit. Herr Mosse ließ, weil es ihm so gefiel, eines schönen Tages einen Aufsatz gegen drei junge Aristokraten, Mitglieder mächtiger Familien, drucken, einen Aufsatz, darin jede Zeile von faustdicken Lügen strotzte — und die drei verschwinden in dunkler Kerkernacht. Kein Schatten eines Beweises lag gegen sie vor, die zuerst erhobene Anklage auf Falschspiel mußte fallen gelassen werden, ebenso wenig gelang es, die Angeschuldigten des gewerbsmäßigen Glücksspieles zu überführen oder hinreichend zu verdächtigen — trotzdem blieben sie acht Monate lang in ihren Ketten. Was bedeutet die Ablehnung der Canalvorlage, der Sieg der vereinigten Mucker, Cultur- und Fortschrittsfeinde, der krassen Interessenpolitiker und rückständigen Junker gegenüber diesem Triumphe des Mossismus? Und dem königlichen Criminal-Commissar v. Manteuffel gebührt das Verdienst, die neue Allmacht rechtzeitig erkannt und sich ihr voll und ganz zur Verfügung gestellt zu haben.

Daß man ihm im liberalen Lager diese Aufopferung übel dankt, ihn haßerfüllt schmält und verwarnt, ändert an seinen Meriten nichts, stellt aber die Intelligenz der subalternen Zeitungsbeamten in kein bengalisches Licht. Es mag indeß auch sein, daß man ganz schlau zu handeln und den königlichen Criminal-Commissar durch heftige Preßangriffe in seiner erschütterten Stellung zu halten hofft. Was man dem Todfeind im Kastanienwäldchen wider Willen gethan, das durfte man einem Manteuffel nicht verweigern.

Selbst dann nicht, wenn er seine ausgezeichneten Maßnahmen in der Spieleraffaire weniger der Preßgroßmacht, als einer noch größeren Macht zu Liebe getroffen hätte. Es hält ja schwer, die Vermuthung völlig von der Hand zu weisen, daß es sich hier um eine Haupt- und Staats-Action des neuen Curses handelt. Neben äußeren Gründen — dem bekannten scharfen Erlasse des Kaisers, der die Regierung zu dem Entschluß aufpeitschte, endlich einmal ein Exempel zu statuiren — lassen vor allem innere Gründe die Annahme gerechtfertigt erscheinen. Solch' ein excessives Mißgeschick, wie dem Vorgehen gegen den Club der Harmlosen beschieden war, trifft seit einem Jahrzehnt doch nur die politischen Unternehmungen des neuen Curses. Und grundsätzlich nur diese Unternehmungen werden mit dem ausschweifenden Mangel an staatsmännischer Gewandtheit und Einsicht in's Werk gesetzt, den wir diesmal bei der Strafverfolgung der Harmlosen anzustaunen Ursache hatten.

Caliban.

Von der französischen Kunstausstellung.

Es ist eine Reihe von Jahren her, als ich die seltene Gelegenheit hatte, mit Altmeister Menzel einen Rundgang durch die Internationale Ausstellung zu machen, die damals im Landesausstellungspalast beim Lehrter Bahnhof stattfand. Man kennt ja wohl die Art des alten Herrn: wie er so von Bild zu Bild schreitet, an ihm herumdeutet mit dem, man kann wohl sagen, schon historischen Zeigefinger der schwarzbehandschuhten Rechten, docirend, erläuternd, oft mit ein paar durch die Luft geführten Strichen eine ganze Composition neuschaffend, dort eine Einzelheit energisch an's Licht ziehend, hier mit einer unnachahmlichen Bewegung einer Arbeit den Gnadenstoß gebend, dann wieder ebenso beredt schweigend, wortlos, die Unterlippe etwas vorstreckend, mit scharfem Blick über die Augengläser hinwegschauend, lange vor einer Leinewand stehen bleibend.

... Wir waren im Hauptsaale der französischen Abtheilung. „Gewiß", sagte er auf einmal nachdenklich, „wir begegnen überall dem französischen Einflusse; er ist der maßgebendste und daher finden wir eigentlich alle nationalen Unterschiede aufgehoben. Es erklärt sich aber das auch aus der Entwickelungsgeschichte der europäischen Völker. Denn seit den Zeiten der Renaissance hat fast ganz allein die französische Kunst sich ruhig fortentwickeln können, hat sich bei ihr eine festgefügte Tradition der Fortentwickelung herausgebildet — man denke nur an das 17. Jahrhundert in Deutschland — und so ist sie zu einer bestimmenden und herrschenden Richtung geworden. Da müssen einmal Alle hindurch, da muß sich Jeder einmal umschauen und anlehnen, wenn er vorwärts will." Menzel hatte dabei natürlich nur das Technische und eine gewisse Ausbildung des Geschmacks im Auge.

Unwillkürlich mußte ich jetzt wieder daran denken, als ich in der Akademie der Künste mit dem alten Grafen Dramard, Präsidenten der „Société française des Amis des Arts" und Vorsitzenden des Comités der Ausstellung, die hier eben stattfindet, über diese sprach. Ich bemerkte, daß sie mich etwas enttäuscht habe, daß doch gar zu viele Lücken seien, daß namentlich der Salon des „Champs de Mars" nur dürftig vertreten sei u. s. w. „Eh bien, mon Dieu, que voulez vous!... Mais remarquez bien — il y a pourtant la grande tradition!"

Da war es wieder, das Wort von der „Tradition". Und das muß man dieser Ausstellung lassen: von einer Tradition, die in der

Digitized by Google

französischen Kunstausübung in Ehren steht, zeugt nun diese Ausstellung gewiß, mag sie im Uebrigen noch so lückenhaft sein und manch' minderwerthige Marktwaare aufweisen, wie denn überhaupt wohl anzunehmen ist, daß das Ganze ein Geschäftsunternehmen ist. Eben um dieser Tradition des Schönen in der Technik willen pilgerten aus aller Herren Länder, pilgerten auch deutsche Künstler immer nach Paris, „um sich da umzuschauen", wie Adolf Menzel sich ausdrückte. Längst schon, vor dem Richard Muther geboren war, für dessen „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert" der ungenannte Verfasser des Vorworts zum Katalog der Ausstellung seltsamer Weise das Verdienst in Anspruch nimmt, im Kunstleben Deutschlands Bresche geschlagen zu haben in das Vorurtheil gegen französische Kunst. Wann hat's denn hier ein solches Vorurtheil gegeben? Und wie viele deutsche Künstler sind in den letzten 50 Jahren und auch früher schon nach Paris gezogen, wie viele deutsche Künstler sind in den Ateliers von Ingres und Couture, Delaroche und Gérôme, Courbet und auch Millet Schüler gewesen. Im Gegentheil, viel zu viel ist man dorthin gepilgert insofern, als man oft in eine bloße Nachahmung hineingerieth und nicht etwa die empfangene Anregung umzuwerthen wußte, wie wohl einem Menzel, Leibl, Feuerbach und wenigen Anderen das gelang, während so Vielen drüben ihr Deutschempfinden ganz und gar abhanden kam und sie mit den schönen technischen Ausdrucksmitteln auch Anschauungen mitbrachten, die mit deutschem Wesen und Empfinden nichts zu thun haben.

Das „Vorwort", das nichts weniger prätendirt, als uns kurz über die Entwicklung der französischen Kunst — trotz Muther's Buch! — „aufzuklären", enthält überhaupt manch' Verworrenes und Seltsames und das Lob, das hier und da nebenbei dem Kunsthandel gespendet wird, nimmt sich etwas verdächtig aus. Ganz verfehlt aber wäre die Annahme, daß die nunmehrige Ausstellung, wie der Verfasser des „Vorworts" offenbar glauben machen will, einen „zusammenfassenden Ueberblick über die verschiedenen Epochen der französischen Kunstgeschichte" biete. Wie gar viele hervorragendste Künstler fehlen ganz, wie viele andere, selbst Bonnat und Carolus Duran, sind verhältnißmäßig nur dürftig vertreten, ebenso wie Dagnan-Bouveret, Billote, Béraud u. s. w. Wenn ich sage dürftig, so meine ich aber nicht ihre hier vorhandenen Bilder; nur daß diese nicht immer bezeichnend genug sind für die Eigenart des Künstlers und daß es ihrer mitunter zu wenige sind. Wer kann sich denn z. B. von René Billote, dem stimmungsvollen Maler der „heure bleue" in den vorstädtischen Theilen von Paris, nach dem einzigen hier vorhandenen Bilde, einem brauntönigen Abendmotiv aus Argenteuil, eine richtige Vorstellung machen, oder etwa von Dagnan-Bouveret nach dem alleinigen Bildniß einer jungen schwarzgekleideten Dame in gelbem Sessel, so reizvoll auch die technischen Seiten dieser Malerei sind? Daß wir hier schon lange eine weit umfassendere Vorstellung und dabei eine richtige von diesen Malern haben, wie auch von den ebenfalls durchaus nicht genügend vertretenen Sittenmalern Béraud und Frappa, dem Landschafter Rafaelli — so ist das doch noch keine Entschuldigung für das Ausstellungscomité. Die Landschaftsmaler sind überhaupt am schlimmsten weggekommen. Wie kann ein Cazin und ein Harpignies fehlen! Und wenn man einen „zusammenfassenden" Ueberblick geben wollte, wie durften ein Yon, Sisley und viele, viele Andere unberücksichtigt bleiben. Auch Iwill mit seinem der stolzen Rohan'schen Devise nachgebildeten Bekenntniß „Cazin ne puis — Iwill je suis", auch Poitevin sind nur mangelhaft vertreten. Dafür lernen wir in Le-Gaut-Gerard und Le Sénéchal de Kerdréoret zwei neue individuelle Landschafter kennen, die nicht ohne Reiz sind. Beide erklären in den autobiographischen Notizen, die der Redacteur des Katalogs sich von den meisten Ausstellern zu verschaffen vermocht hat, daß ihr „Ideal" darin bestehe, möglichst der Natur nahe zu kommen. „Je ne suis d'aucune école; je travaille seulement devant la nature", schreibt Le-Gaut-Gerard, und sein College: „mon idéal est de rendre la nature le plus simplement possible et de faire éprouver à ceux qui s'arrêtent devant mes tableaux l'impression que j'ai éprouvé moi-même". Mehr oder weniger wird das freilich das „Ideal" eines jeden strebsamen und künstlerisch empfindenden Malers sein. Diese Beiden erreichen es auch wirklich, obschon mit ganz verschiedenen Mitteln: in einer breiten schönen Farbigkeit, wo jeder Ton voll zur Geltung kommt, malt z. B. Le Sénéchal den Fischmarkt eines Bretonischen Dorfes, während Le-Gaut-Gerard namentlich ein Antwerpener Motiv in sein impressionistisches bläulich verschwimmenden Farben nicht minder wirksam zum Ausdruck bringt. Auch der flott hingespachtelte picardische Ententeich von Auguste Durst ist ein Bild, das sich sehen lassen kann. Durst gehört, gleich den Vorgenannten zur Gruppe des Champs de Mars. Auch er ist zum ersten Male in Berlin, wie desgleichen Lucien Lévy-Dhurmer, eine interessante Erscheinung, der sich die Meister der italienischen Renaissance „zum Vorbilde genommen" haben soll, was er aber in dem hier vorhandenen großen Triptychon „Das Paradies" nur in Bezug auf Aeußerlichkeiten verräth. „Il a le gout des sourires fuyants, des regards noyés, des sentiments nuancés" heißt es von ihm im Katalog. Seine Vorliebe für das „flüchtige Lächeln", den „verschleierten Blick", die „nüancirte Empfindung" tritt hier nur in nebelhaften, dunstigen, blaugrünen und rothgelblichen Tönen und in einer sehr nüancirten Zeichnung der verschnörkelten Pflanzen, die fast wie Stickerei wirken, zu Tage. Jedoch hat das Ganze coloristische Vorzüge: die Farben schillern und fließen wirksam durch einander. Aber der innere Gehalt? Man braucht für Exter's bekanntes, das gleiche Motiv behandelnde Gemälde, das in diesem Sommer ja wieder hier zu sehen war, nicht gerade zu schwärmen, um ihm in dieser Beziehung den Vorzug zu geben ... Ueberhaupt wäre es hier wiederholt interessant, Parallelen zwischen französischer und deutscher Kunstauffassung zu ziehen. Man vergegenwärtige sich z. B. gegenüber dem Bilde des greisen Gérôme „Daphnis et Chloë", wie Böcklin denselben Stoff gegeben hätte.

Wirklich Hervorragendem begegnet man eigentlich nur auf dem Gebiet der Bildnißmalerei, wozu dann noch ein Paar der in Frankreich so beliebten, mit allerlei sinnigen und unsinnigen Titeln drapirten Actmalereien, und das eine und andere Genrebild kommt. Roybet's „Astronom" mit der academisch sauberen Vortragsweise im Stile der älteren Spanier wird von der großen Masse gewiß viel bewundert, aber ich muß das weit flüchtiger behandelte, aber große coloristische Vorzüge, namentlich in der Behandlung der Luft, aufweisende Bild des jungen Latouche „Glockenstube" mit dem durch bunte Glasgemälde hereinfluthenden Licht und den kräftig bewegten Glockenziehern doch viel höher stellen. Weit besser ist eine Porträt-Arbeit von Roybet, die den Grafen Dramard in altniederländischer Tracht und äußerst flotter Pose darstellt. Denselben blondgrauen Charakterkopf hat auch Bonnat gemalt, ebenfalls mit sehr lebendiger Auffassung und jener Farbenkraft, die für ihn stets bezeichnend ist. Man sehe sich darauf nun auch das Bildniß seiner Mutter an: wie lebendig der Kopf, wie natürlich die Haltung und vor Allem wie geistvoll die Hände — diese Klippe so vieler Bildnißmaler. Eine Schülerin Roybet's und Henner's, der selbst zwei seiner leuchtend aus dem Dunkel hervorschimmernden allbekannten, nackten Mädchengestalten mit den weich zerfließenden Umrissen beigesteuert hat, ist Juana Romani. Sie hat von beiden Lehrern das Beste gelernt — von dem Einen die glänzenden Fleischtöne, von dem Anderen die Freude an bunten Stoffen, in deren Auswahl sie aber mehr Geschmack zeigt als Roybet. Nicht uninteressant ist Blanche, vom Champs de Mars. Er hat den bekannten Placatmaler Jules Cheret in seinem Atelier in einer Pose erfaßt, die ebenso lebendig, als für das künstlerische Temperament dieses Malers ungemein charakteristisch ist. Rondel, ein anderes Mitglied derselben Gruppe, zeigt eine ganz andere Factur: seine alte Frau mit dem schwarzen Crêpe-Schleier über dem nachdenklichen Gesicht ist ein coloristisches Bravourstück. Den Preis aber muß ich Carolus Duran zuerkennen. Nicht etwa in seinem virtuosen, übrigens schon vielgereisten Act „Erwachen", der in der Fleischmalerei an Geschmack wohl das Höchste bedeutet, war dies zu sehen, aber ungeachtet, daß der Maler diesem herrlichen Körper den blonden Kopf Sarah Bernhardts aufgesetzt hat, doch recht banal wirkt. Und auch nicht seiner Landschaft in braunen und gelben Dämmerungstönen, obschon sie ihn von einer neuen Seite zeigt — sondern seinem „Mandolinenspieler", der ein paar dunkler Dichteraugen im wachsbleichen Gesicht, schwarz gekleidet, lässig und verträumt in einem rothsammtenen Lehnstuhl sitzt. Der Farbenaccord ist berückend. Aber vor Allem der Ausdruck dieses Kopfes und die Sprache dieser Hände, der Hände eines Buckligen, drücken dem Bilde den Stempel des Hervorragenden auf. Schade, daß nicht mehr von solchen Arbeiten, Documenten der „großen Tradition", vorhanden ist. Duran ist auch einer von den Wenigen, die es für überflüssig gehalten haben, mit einem Künstlerbekenntniß zu posiren. Es steht viel krauses Zeug in diesen Bekenntnissen. Derselbe Le-Gaut-Gerard, den ich erst schon citirte, erklärt z. B.: „ich gestehe dem Schönen seinen Platz auf allen Gebieten zu, aber ich habe das natürliche Bestreben, vor Allem — die Harmonie zu suchen." Oder Georges Motelly, der schreibt: „Ich liebe sehr die Impressionisten, aber ich wünschte ihnen das geben zu können, was ihnen fehlt — die schöne Art der Meister, die vor uns da waren. Das ist mein Ideal!" Blanche klagt: „Ich fühle es, daß ich mich noch nicht selbst gefunden habe. Das ist in neuerer Zeit des Widerstreits so vieler Theorien ungeheuer schwer!" Aubert, der manch' Verwandtes mit Chaplin zeigt, versichert: „Ich trage meine Motive stets in meiner Einbildung mit mir und das Ideal meiner Art Malerei ist — die Poesie!" ... So ließe sich noch Vieles bringen; aber es führte zu weit.

Bezeichnend ist, daß immer wieder die Ehrfurcht vor der „Natur", das Streben ihr nahe zu kommen, der Wunsch die selbstempfangenen Eindrücke Anderen zu suggeriren laut werden. Und vergleicht man die Arbeiten dieser „theoretisch" so mit einander Uebereinstimmenden — man müßte glauben, daß es Hunderte von „Natures" gäbe, auch eine solche Natur, die die stärkste Unnatur ist. Größere Gegensätze als Gérôme's „Daphnis et Chloë" und Le Sénéchal's „Fischmarkt" lassen sich kaum denken und beide erklären sie doch die Natur für ihre alleinige Lehrmeisterin, ihre empfindungsvolle Wiedergabe für den Endzweck ihrer Kunst.

Und dann wiederum gehe man von hier zu Schulte hinüber und schaue sich unter den dort jetzt zur Ausstellung gelangenden Werken französischer Maler, wie Aman-Jean, Renoir, Pissaro und anderen Vertretern des Champs-de-Mars um und in dem Salon Cassirer, wo Degas, Manet und Puvis de Chavanne eben das Wort haben. Auch sie bezeichnen die Wiedergabe der Natur als ihr Endziel. Aber für sie giebts nicht bloß die vielgerühmte „alte Tradition", sondern auch das Recht der „Individualität". Dieses Recht aber scheint mir in der Ausstellung der Akademie mit wenigen Ausnahmen recht verflüchtigt zu sein.

J. Norden.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Achtung für Denker.

Wer sich auf dem Gebiete der Forschung über Wesen und Bestimmung des Menschenlebens zu der Erkenntniß hindurchgerungen hat, daß die wichtigsten Räthselfragen des Lebens bisher weder durch die Naturwissenschaften, noch durch die Philosophie, noch durch die Glaubenslehren irgend einer Kirche vernunftbefriedigend gelöst worden sind, der dürfte in einem neu erschienenen Werk, betitelt: **„Das Leid als die Wurzel des Glückes"** manchen klärenden Gedanken finden. Betr. Werk wird zur Zeit, soweit der Vorrath an Ex. reicht, Interessenten auf bestimmte Zeit **leihweise** überlassen und **kostenlos** zugesandt. Adr. G. Müller, Halensee bei Berlin, Friedrichsruher Str. 13, II.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Nebst Nachtrag 1897. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Houssaye, Comédie française 1680—1880 Liebhbd. 30 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgesch. d. dtsch. Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Magie als Naturwissenschaft.

1. Theil: **Die magische Physik.**
Ein Band. Gr. 8°. 5 M., geb. 6 M. 50 Pf.

2. Theil: **Die Magische Psychologie.**
Ein starker Band. Gr. 8°. 10 M., geb. 11 M. 50 Pf. ord.

Von

Dr. Carl du Prel.

Der bekannte Verfasser kommt in dem Werke zu dem Schluß, daß die **Magie wissenschaftlich geworden** ist, die **Wissenschaft magisch.** Diese eingetretene Grenzberührung wird eine immer weitere Ausdehnung finden, und die Naturforscher werden dieses neu aufgeschlossene Untersuchungsfeld höchst willkommen heißen. Wenn so die beiden Parteien vereint arbeiten werden, wird eine Periode der fruchtbarsten Entdeckungen und der merkwürdigsten technischen Erfindungen eintreten.

Beiträge zur Grenzwissenschaft.

Ihrem Ehrenpräsidenten Dr. Karl Freiherrn du Prel
gewidmet von der
Gesellschaft für wissenschaftliche Psychologie in München.
Mit Bildnis Karl du Prel's.
Ein Band Groß-Oktav. Preis 5 Mark.

Inhalt:

Das Diesseits und Jenseits der Kräfte von **Karl August Hager.**
Untersuchungen ausländischer Gelehrter über gewisse Traumphänomene von Dr. **Rich. Wedel.**
Uebersinnliches in der Ilias und Odyssee von **J. A. Mordtmann.**
Kant'sche Ethik und Okkultismus von Dr. **Walter Bormann.**
Die Seelenlehre du Prel's und andere Weltanschauungen von **Professor Max Seiling.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Oeffentliche Handelslehranstalt zu Bautzen.

Höhere Handelsschule und Lehrlingsschule unter städtischem Patronat.
Prospecte durch Director Professor Hellbach.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 21. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die friedliche Eroberung China's. Von Wilh. H. Andrä. — Wasserwirthschaft und Landwirthschaft. Von Ingenieur Karl Inhelder. — **Literatur und Kunst.** Ein holländischer Pamphletist. Von Max A. Geselschap. — Richard Wagner's erste Frau. Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc. (Schluß) — **Feuilleton.** Ideen. Von Multatuli (Eduard Douwes Dekker). Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr. — **Aus der Hauptstadt.** Der neue Kammerdienst. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals der amerikanische Milliardär Astor. Von Prof. M. Gutsch. — Notizen. — Anzeigen.

Die friedliche Eroberung China's.

Von Wilh. H. Andreä.

Mit der friedlichen Eroberung China's scheint es doch nicht so glatt zu gehen, wie man auch bei uns hoffte, und es bleibt heute noch fraglich, ob sie überhaupt möglich ist ohne größere kriegerische Verwickelungen. England, Frankreich und Rußland sind jeden Augenblick bereit, mit bewaffneter Macht einzugreifen, und nur die Eifersucht und die Furcht vor einem Weltbrand hält ihre brutale Begier im Zaum. Vielleicht hat Italien mit seinem anscheinend endgiltigen Verzicht auf die Bucht von Sanmun das bessere Theil erwählt, oder das regsame kleine Belgien, das nur commercielle Landconcessionen anstrebt. Auch bei uns herrscht die Abneigung vor größeren kriegerischen Eingriffen vor, und nicht ohne Besorgniß empfängt man die neuesten Meldungen aus Shanghei, wonach die nachgerade chronischen Unruhen im Hinterlande von Kiautschau einen heftigeren Charakter anzunehmen scheinen. Danach rüsten sich die geheimen Gesellschaften vom Großen Schwert und von der Rothen Faust zu einem entscheidenden Schlage gegen die Missionare und die christlichen Chinesen, auch sollen bereits neue Gewaltthätigkeiten vorgekommen sein. Ja man will wissen, daß Freiherr v. Ketteler, der kaiserliche Gesandte in Peking, schon ein Ultimatum gestellt hat, wonach Deutschland, wenn China nicht sofort die nöthigen Schritte thut, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen, selbst eingreifen und mit Gewalt dafür Sorge tragen wird, daß den deutschen Unternehmungen der Schutz zu Theil wird, dessen sie theilhaftig werden müssen, sollen anders sie sich der Entwickelung erfreuen, worauf sie mit Rücksicht auf das in ihnen angelegte deutsche Capital und die deutsche Arbeit Anspruch haben. Ein Krieg gegen China wäre für uns ein Unding, wie die Verwandlung der übervölkerten Provinz Schantung in ein Heer- und Kriegslager. Diplomatische Actionen und Flottendemonstrationen genügen im Einzelfalle vollauf, wobei man freilich mit den Charaktereigenthümlichkeiten der Chinesen allezeit stark wird rechnen müssen, die Verlogenheit ihrer Behörden und die Rückständigkeit und Dickfelligkeit des Volkes. Es wird von den besten Kennern des Landes mit Recht stets wieder darauf hingewiesen, daß man gerade auf immer größere Widersprüche stößt, je länger man mit der bezopften Rasse verkehrt und je gründlicher die Kenntniß der Sprache und Sitten dieses fernen Landes wird. Ganz genau so äußert sich auch Sir Robert Hart, der Generaldirector des chinesischen Seezolldienstes, wie die „Japan Mail" berichtet, in einer Unterredung mit dem Marquis Ito bei dessen kürzlichem Besuch in Peking. Sir Robert Hart hat mit wenigen Unterbrechungen länger als vier Jahrzehnte im Reich der Mitte gelebt. Trotzdem meinte er: „China ist wirklich ein schwer zu verstehendes Land. Vor ein paar Jahren glaubte ich endlich so weit gekommen zu sein, etwas von seinen Angelegenheiten zu wissen und ich suchte meine Ansichten darüber zu Papier zu bringen. Heute komme ich mir wieder wie ein vollkommener Neuling vor. Wenn ich jetzt aufgefordert würde, drei oder vier Seiten über China zu schreiben, würde ich nicht recht wissen, wie ich dies anfangen sollte. Nur eins habe ich gelernt. In meinem Vaterlande heißt es gewöhnlich: Laß dich nicht biegen und wenn es dabei auch zum Bruche kommt. In China dagegen gerade umgekehrt: Laß dich biegen, aber laß es nicht zum Bruche kommen." Wir Deutsche sollten den Wink beherzigen. Wir wollen mit China in erweiterte Geschäftsbeziehungen kommen und müssen durch Ausbeutung des unschätzbaren, ungehobenen Reichthums die Kaufkraft des Landes zu heben suchen, um dann ein größeres Absatzgebiet für unsere Erzeugnisse im Reiche der Mitte zu finden. Diese Erwartungen können sich aber nur dann erfüllen, wenn wir uns mit den Chinesen auf guten Fuß stellen. Denn für jeden Kaufmann steht der Satz fest, daß Derjenige die besten Geschäfte macht, welcher seine Kunden am besten zu behandeln weiß. Der Chinese nun ist anerkanntermaßen ein für uns Westländer so schwer verständliches Individuum, daß wir gerne jede Gelegenheit ergreifen sollten, uns über seine Eigenthümlichkeiten zu informiren.

Für uns kommt als erste Frage in Betracht: Kann sich China aus sich selbst reformiren? Jeder, welcher die Verhältnisse einigermaßen kennt, muß das entschieden bestreiten. Eine Unmasse kaiserlicher Dekrete überschwemmen das Land, sind voll der edelsten Absichten, aber ohne die Spur eines wahrscheinlichen Werthes, weil sich Niemand nach ihnen richtet. Hülfe muß also von außen kommen. Aber wie schwierig diese Frage ist, beweist der Umstand, daß die meisten europäischen Mächte bereits seit über dreißig Jahre ihre Vertreter in Peking haben, ohne daß, mit Ausnahme in der allerletzten Zeit, etwas Greifbares hätte erreicht werden können. China sträubt sich gegen fremde Einmischung so lange es geht.

Viele Freunde Chinas bezeichnen das, was dem Reiche der Mitte fehlt, kurz mit „westlicher Cultur", „westlicher

Digitized by Google

Wissenschaft". Aber wäre es wirklich damit gethan? Laßt die Chinesen von den Kräften des Dampfes und der Elektricität profitiren, bauet ihnen Eisenbahnen von einer Metropole zur andern, richtet Posten, Telegraphen, Bankwesen, ein vernünftiges Währungssystem ein, und die glücklichen Tage eines neuen Aufschwunges werden für China kommen. Ist dem aber wirklich so? Setzt denn das Vorhandensein von Eisenbahnen nicht Ehrlichkeit der Beamten voraus? Oder repräsentirt westliche Civilisation wirklich weiter nichts als die Errungenschaften der modernen Technik und Wissenschaften? Wenn die Civilisation Chinas durch Aufstellen von Krupp'schen Kanonen und Anschaffung von Kriegsschiffen möglich wäre, würde es ein Leichtes sein, sie durchzuführen, aber damit ist es eben nicht gethan; denn Charakter und Gewissen, diese den Chinesen fehlenden Eigenschaften, müßten in erster Linie entwickelt werden.

Es fehlt den Chinesen nicht an geistigen Fähigkeiten: Geduld, praktischer Sinn und Fröhlichkeit sind ihre hervorragenden Eigenschaften, aber Charakter und Gewissen, das findet man nicht. Gewiß mag es nicht wenig Beamte geben, die ihr Amt ehrlich versehen, aber das sind eben Ausnahmen, und wie kann man von den Untergebenen Ehrlichkeit erwarten, wenn die Vorgesetzten stehlen und betrügen in einer Weise, die jeder Beschreibung spottet? Die Chinesen selbst müssen ja diesen Mangel eingestehen und sie sprechen dies zuweilen auch ganz offen aus. Wir wurden oft bei derartigen Geständnissen an die Anekdote erinnert, die Carlyle in seinem Werke „Das Leben Friedrich's des Großen" erzählt: Der Monarch unterhielt sich öfters und gern mit einem Schulinspector. Einmal fragte er ihn: „Na, wie geht denn eigentlich ihr Geschäft?" „Nicht schlecht", erwiderte Sulzer, „aber mit der Zeit wird es immer besser!" „Wie so?" fragte der König. „Früher, als wir Lehrer annahmen, daß das Streben des Menschen böse von Jugend auf sei, war man in den Schulen sehr streng, jetzt aber, nachdem wir immer mehr zur Erkenntniß kommen, daß im Menschen der Trieb zum Guten eigentlich mehr ausgeprägt ist, ziehen wir mildere Saiten auf." Der alte Fritz schüttelte jedoch bei diesen Worten sein Haupt und sagte mit trübem Lächeln: „Lieber Sulzer, er kennt diese verdammte Rasse nicht!"

Anscheinend führt ja der Chinese ein ganz zufriedenes Dasein, aber es ist wohl mehr stumpfe Resignation, die wir fälschlich für Zufriedenheit halten. Vor einigen Jahren reiste ein Missionär auf dem großen Canal und sah überall die Leute eifrig ihre Felder bebauen. Es war im Mai, das Land bot thatsächlich einen hübschen Anblick und der Reisende mußte den Fleiß bewundern, womit solch' weite Flächen gepflegt wurden. Erst durch Gespräche mit den Landleuten erfuhr er, daß die armen Menschen einen schrecklichen Winter hinter sich hatten; denn durch die Fluthen war die letzte Ernte vollständig zerstört und Alles an den Rand des Verderbens gebracht worden. Die Beamten hatten zwar einige Versuche gemacht, das Elend zu lindern; aber wie es ja stets der Fall ist, war Alles unzureichend. Von all' diesem Elend sah man aber auf den ersten Blick gar nichts. In anderen Gegenden hatten Millionen Menschen zu derselben Zeit Ueberfluß gehabt, ohne daß man sich gegenseitig aushalf, schon aus dem Grunde, weil man nichts von einander wußte und weder chinesische noch fremde Zeitungen von dem Nothstand berichteten. Nicht selten haben Zeitungsnachrichten die Merkwürdigkeit chinesischer Charaktereigenschaften im hellsten Lichte erscheinen lassen, und deßhalb ist es mit Freuden zu begrüßen, daß auf dem deutschen Büchermarkte ein Werk*) erscheint, welches geeignet ist, uns in eingehender Weise mit dem chinesischen Volkscharakter bekannt zu machen. Nach der Lectüre dieses interessanten und gerade gegenwärtig sehr wichtigen Buches verstehen wir Manches, was uns bisher nicht begreiflich war. Der Verfasser des englischen Originals, Arthur H. Smith, hat während seiner 22jährigen Missionsthätigkeit im Innern China's mit der gelben Rasse im engsten Verkehr gestanden, sein Beruf hat ihm einen tiefen Blick in das seelische Leben des Chinamannes gestattet und so ist es begreiflich, daß das Smith'sche Buch zum Besten gezählt wird, was überhaupt über die Chinesen geschrieben wurde. Allerdings ist dabei der orthodox religiöse Standpunkt des Verfassers nie zu vergessen. Die herrlichsten Früchte christlicher Civilisation glaubt er in den hervorragenden Charakteren zu erblicken, welche sie hervorbringt. Dagegen bestreitet er, daß die Religionssysteme, welche jetzt in China herrschen, etwas Aehnliches vermögen. „Kann sich doch keine menschliche Einrichtung dem Gesetz entziehen, welches sagt: An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen. Uebrigens hat der Confucianismus Zeit genug gehabt, seinen ganzen Einfluß geltend zu machen; neue Wirkungen sind jetzt von ihm nicht mehr zu erwarten. Wenn man sich nun in Ruhe von dem China, wie es sich unseren Augen jetzt darbietet, ein Bild gemacht hat, dann muß auch das mildeste Urtheil ungünstig für den Confucianismus ausfallen." Diese Behauptung wird nun in dem schönen Buche sehr ausführlich und anschaulich im Einzelnen begründet, aber es ist doch sehr bezeichnend, daß der Uebersetzer, der Kaufmann Dürbig, der China ebenfalls aus eigener Anschauung kennt, diesen christlichen Optimismus gegenüber den chinesischen Dingen wesentlich einschränkt und angreift. Daß die Religionen, selbst in der Form, wie sie jetzt in China herrschen, die allerdings ruhig als eine Degeneration der Urlehren bezeichnet werden können, in Folge ihres inneren Werthes noch eine Existenzberechtigung haben, wird auch von Dürbig nicht bestritten; macht doch z. B. die Lehre Buddha's jetzt selbst in christlichen Ländern Eroberungen, und giebt es doch viele Anhänger der Ansicht, daß die Zukunftsreligion eine Vermischung der Lehren Christi und Buddhas sein würde. „Stellen wir uns nun vorurtheilsfrei auf den Standpunkt der Chinesen, so müssen wir vor Allem zugeben, daß das Volk mit seinen Religionen vollkommen zufrieden ist und sich nach nichts Anderem sehnt. Die Missionare kommen in's Land und predigen der gelben Rasse, daß das, was sie seit Jahrtausenden als ihr Heiligstes gekannt, eine Irrlehre sei. Kann das angenehm berühren? Was würden wir zu buddhistischen Aposteln sagen, die ihr Glück bei uns versuchen wollten und kämen, um uns zu predigen, daß die Lehre Buddhas die einzig wahre Religion sei? Ich glaube, diesen Predigern würde von uns recht deutlich gezeigt, daß sie sich am besten möglichst rasch wieder dahin zurückziehen, woher sie gekommen. Können wir es also den Chinesen übel nehmen, wenn sie christlichen Missionaren gegenüber den gleichen Wunsch haben? Was muß sich außerdem der bezopfte Mann von dem Christenthum für eine Vorstellung machen, wenn er z. B. in Tientsin die Masse verschiedener Missionsanstalten neben einander sieht! In jeder Kapelle dieser unzähligen Confessionen predigt man das: „Liebet eure Feinde!" und ist doch selbst unter sich so intolerant wie nur möglich. Wie soll sich der arme Chinese unter den vielen Confessionen, von denen jede behauptet, sie lehre das Christenthum in der richtigen Form, zurechtfinden? Muß er da nicht vielmehr zu dem Schlusse kommen, daß die Apostel aus fernen Landen eigentlich selbst nicht wissen, was sie wollen?" Gerade diese Zersplitterung erscheint Dürbig der Hauptgrund, warum das Christenthum im fernen Osten im Vergleich zu den Anstrengungen verhältnißmäßig nur kleine Fortschritte macht. Er ist eben nicht allein die den Chinesen unverständliche Lehre, welche abstößt, sondern vor Allem die Art und Weise, wie man sie auszubreiten versucht. Die Missionare sind die einzigen „fremden Teufel", welche in's Innere des Landes vordringen und in ihnen sieht der Chinese die Vorposten westlichen Einflusses, gegen den er sich mit Händen und Füßen sträubt.

*) Smith, Chinesische Charakterzüge. Deutsch frei bearbeitet von F. C. Dürbig. Würzburg, A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch).

Digitized by Google

Es liegt Dürbig ferne, die Verdienste der Mission nicht gebührend anzuerkennen, aber er verlangt, daß auch die Einwände, welche man in China gegen sie macht, zum Ausdruck kommen. Denn auch die Art und Weise, wie Missionsanstalten und Kirchen angelegt werden, bietet Angriffspunkte. Wir Europäer müssen ja unsere Wohnungen an Orten errichten, welche unseren sanitären Ansprüchen genügen und man versteht sehr wohl, wenn daher die Missionsanstalten auf Anhöhen ihren Platz finden, wo eine Existenz für uns möglich ist. Das ändert aber nichts an der Thatsache, daß diese Gebäude dann alle etwas Dominirendes haben, wodurch sich die sensiblen Chinesen verletzt fühlen. Wenn Smith ferner meint, es werde nicht die Diplomatie sein, die China reformiren werde, so haben die Ereignisse in den letzten Jahren doch das Gegentheil bewiesen. Wem anders als dem durch die Diplomatie ausgeübten Druck verdanken westliche Nationen die Menge von Concessionen, welche in jüngster Zeit von der gelben Rasse gemacht wurden? Man faßt jetzt China kräftiger an als früher, und der Erfolg wird nicht ausbleiben, so sehr das chinesische Beamtenthum auch gegen den fremden Einfluß wüthet, weil ihm dadurch langsam, aber sicher, der Boden unter den Füßen schwindet. Die Weltgeschichte wird doch ihren Gang gehen. Allerdings darf man diesen Wechsel nicht von heute auf morgen erwarten. Dürbig glaubt, es werde in dieser Beziehung viel gesündigt und auch von Kiautschau in zu kurzer Zeit zu viel erhofft; gut Ding will Weile haben! „Wir Deutsche sind im ostasiatischen Handel nach England am meisten interessirt und nichts hat mich auf meinen Reisen im fernen Osten mit mehr Stolz erfüllt, als mich auf Schritt und Tritt von dem hohen Ansehen, welches der deutsche Kaufmann überall genießt, überzeugen zu können, und zwar haben sich die Hamburger und Bremer Großkaufleute diese Stellung einzig und allein durch ihre eigene Tüchtigkeit, ohne staatliche Hülfe geschaffen, unter dem für den Handel so überaus günstigen Régime des freien England. Man hatte im Anfang in kaufmännischen Kreisen große Sorge, daß die Entwickelung unserer ostasiatischen Station durch Militarismus und Bureaukratismus verhindert würde; denn an einem Platze, an dem dem Bewohner durch Polizeivorschriften das Leben sauer gemacht wird, würden sich unsere Kaufleute nicht niederlassen. China hat genügend Metropolen, von denen aus bis dato der Handel beherrscht wurde und man verändert sein Domicil eben nur dann, wenn man mindestens gleich Gutes, d. h. vor allem „Freiheit in allen Bewegungen", erwarten kann."

Die Erklärung von Kiautschau als Freihafen, sowie die in der dem Reichstage zugegangenen Denkschrift über Kiautschau ausgesprochenen Ansichten der Regierung lassen darauf hoffen, daß man wirklich an maßgebender Stelle dem kaufmännischen Element den Vorrang lassen und es nicht durch Officiere und Beamte unterdrücken will. Bleibt man bei diesem Kurs, dann werden sich unter der deutschen Flagge unsere besten, thatkräftigsten Elemente zusammenfinden, um China für den deutschen Handel friedlich zu erobern.

Wasserwirthschaft und Landwirthschaft.

Von Ingenieur Karl Inhelder.

Ein baltischer Culturingenieur P. Rosenstand-Wöldike hat unlängst unter Anknüpfung an das Wort des bekannten amerikanischen Nationalökonomen Carey: „Der Landbau ist überall der Anfang der Cultur und ihr Erhalter" schlagend nachgewiesen, daß die in unserem Abendlande übliche Wasserwirthschaft den Landbau — und somit auch die allgemeine Cultur — auf's Allerschwerste, gleichsam principiell und grundsätzlich, schädigt und gefährdet, indem sie darauf ausgeht, das wichtigste Lebenselement des Landbaues — das „lebendige" Wasser — ihm auf dem kürzesten Wege möglichst rasch und vollständig zu entziehen, es fortzuschaffen und dem Meere zuzuführen, wo es zur Förderung des menschlichen Wohlseins gar nichts mehr beitragen kann. Auf ihrem Wege von den Quellen bis zum Meere werden in der That die Wasserläufe im Abendlande mit ganz geringfügigen Ausnahmen schon dadurch dem Landbau entzogen, daß man sie überall, zum Zwecke rascher Entwässerung, den niedrigsten Stellen zuführt, und daß man sie dabei in erster Reihe der Industrie zur Verfügung stellt und in zweiter zu Verkehrszwecken benutzt, beides zumeist unter directer Zurücksetzung und Schädigung des Landbaues. Die üblen Folgen zeigen sich auch darin, daß die Gewässer durch ihre möglichste Tieflegung und rasche Abführung sich gar oft im Unterlaufe der Ströme zu verheerenden Ueberschwemmungen aufstauen, falls solche nicht durch kostspielige und zugleich wenig zuverlässige Uferbauten verhindert worden sind, während doch sowohl im Interesse des Landbaues und der allgemeinen Cultur, als auch zur Sicherung gegen Hochfluthen von alledem genau das Gegentheil geschehen müßte und unter gesunderen Verhältnissen mit Erfolge auch thatsächlich geschieht. Durch eine wirklich rationelle Wasserwirthschaft muß zunächst das rasche Abfließen des wichtigsten Lebenselementes des Landbaues möglichst gehindert werden; — durch seitliche Ableitungen mittelst nahezu horizontaler Canäle soll das Wasser in möglichst weitem Umkreise dem Landbau zur Verfügung gehalten werden; — erst in zweiter Reihe sind Wasserüberschüsse für den Verkehr, zunächst der Bodenproducte, in Anspruch zu nehmen; — ganz zuletzt, in allerletzter Stelle, erst wenn dem Landbau und der Verfrachtung seiner Producte Genüge gethan worden, dann erst darf das nun noch überschüssige Wasser der Industrie zur Verwendung für ihre Zwecke überlassen werden. Es ist bekannt, daß in vollem Umfange solche rationelle Wasserwirthschaft auf der ganzen Welt allein in China seit Jahrtausenden ununterbrochen in voller Blüthe besteht.

Schon im Jahre 1872 that Professor Reuleaux folgenden Ausspruch: „China mit seiner viertausendjährigen Culturperiode ist als ein praktisches Beispiel dafür zu betrachten, daß die Völker nur dort dauernd bestehen, wo die richtige Beherrschung, Benutzung und Vertheilung des Wassers bereits zur zweiten Natur geworden ist"; — und auch der Franzose Charles de Poston hat die dringende Nothwendigkeit betont, von dem uralten Wasserwirthschaftssysteme der Chinesen nähere Kenntniß zu erlangen; — endlich ist schon vor mehr als vierzig Jahren durch den Freiherrn August von Haxthausen vergeblich darauf hingewiesen worden, daß die in der Urzeit so dicht bevölkerten Länder der asiatischen Türkei und Persiens und der Weltmonarchien von Assyrien und Babylon ihren blühenden Zustand nur den ausgedehnten Bewässerungssystemen verdankt haben, nach deren Zerstörung jene ausgedehnten Ländergebiete zu entvölkerten und unbewohnbaren Wüsten und Steppen geworden sind, wo nur wenige Culturoasen sich erhalten haben, und daß man es noch heute an China und Indien sehen könne, wie nur bei ausgedehnter Bewässerung dichte Bevölkerung möglich bleibe. Daß es eine der unabweislichsten Pflichten der Staatsverwaltungen wäre, dem Landbau, auch unter nördlicheren Breiten, das Wasser in reichlicherem Maaße als bisher zuzuführen und ihm mehr als nur die spärlichen „Brosamen vom reichgedeckten Tische der Industrie" zu gönnen, namentlich da der Landbau nachweislich vom Wasser einen vielfach höheren Nutzen dem Volksvermögen bringt, als die Industrie es zu thun vermag, — das Alles ist schon vor mehr als einem halben Jahrhundert (1843) schlagend nachgewiesen worden vom Grafen de Gasparin in seinem noch heute nicht veralteten Cours d'agriculture und auch später mit neuen Beweisen belegt worden in Journal d'agriculture pratique 1878. Und der agronomische Fachmann Eugène Simon hat nach

Digitized by Google

zehnjährigem Studium des chinesischen Ackerbaues nachgewiesen, daß Frankreich, welches etwa 36 Millionen Einwohner nur mit Hülfe ausländischer Lebensmittelzufuhren unterhält, deren 140 Millionen, also die vierfache Zahl, ganz selbstständig ernähren könnte, wenn es chinesischer Acker- und Wasserwirthschaft sich hingeben wollte (Cité chinoise p. 358). Neuerdings hat auch der verdienstvolle deutsch-russische Schriftsteller H. v. Samson-Himmelstjerna in Dorpat, dessen chinesische Studien in der „Gegenwart" so viel Aufsehen erregten, den Gedanken einer rationelleren Wasserwirthschaft mit dem ihm eigenen Feuer aufgegriffen. In einer beachtenswerthe Arbeit „Ueber Wasserwirthschaft" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) knüpft er an das valencianische Wassergericht an, welches, wiewohl die größte culturhistorische Merkwürdigkeit des europäischen Abendlandes, doch von der Wissenschaft gänzlich vernachlässigt worden ist. Es wird zunächst nachgewiesen, daß diese Einrichtung keineswegs von den Arabern, wie fälschlich behauptet worden, sondern vielmehr von den Iberern herstamme, aus prähistorischer Zeit; die Huerta de Valencia sei gleich den in Steppen und Wüsten verstreuten „Paradiesen" des westlichen Asiens ein „Ueberlebsel" uralter hoher Cultur. Ferner wird dargethan, wie die besorglichen Verhältnisse des europäischen Abendlandes in erster Linie aus dem Umstande sich herleiten, daß hier, bei perverser Wasserwirthschaft, stets verabsäumt worden sei, die Gefahren der Uebervölkerung durch Bewässerungsackerbau fernzuhalten. Sodann wird gezeigt, daß unser Abendland nicht anders werde zu friedlichen Zuständen gelangen können, als durch Einführung des Bewässerungsackerbaues, welcher allein der Nothwendigkeit, Nahrungsmittel zu importiren, überheben könne. Und schließlich wird beantragt: das Deutsche Reich möge die Initiative ergreifen zur internationalen Erforschung des Gewohnheitsrechtes, mittels dessen die uralten Bewässerungsculturen sich haben erhalten können. Samson schreibt: „Wenn zur Lösung sozusagen idealer Aufgaben, wie zur Armenpflege, zur Sicherung gegen Unfälle aller Art, zur Altersversorgung u. s. w. Associationen und Staatshülfe an Stelle der Familie und patriarchalischer Stammesgemeinschaften erfolgreich eingetreten sind: — und wenn mit internationalen Kräften in's Werk gesetzte Arbeiten sich der Polarforschung, der Herstellung von Sternkarten u. s. w. angenommen haben, — so müßte doch solche Gemeinsamkeit noch leichter sich erlangen lassen und noch wirksamer sich zu erweisen haben, wo es sich um Befriedigung noch greifbarerer Bedürfnisse und um Abstellung noch dringenderer Nothstände handelt: um die unumgänglich nothwendige Vermehrung und Verstärkung der Nahrungs- und sonstigen Lebensmittelbeschaffung durch größere Ergiebigkeit des Landbaues mittelst Wiederherstellung rationeller Wasserwirthschaft. Warum sollten sich nicht künstliche Familienverbände, d. h. Ackerbewässerungs-Genossenschaften, in der Nähe der Strom-Quellgebiete bilden, sobald der Staat ihre Bildung durch Verleihung des Expropriationsrechtes und des Rechtes zur selbstständigen und unabhängigen Verwaltung auf Jahrtausende hindurch erprobter Grundlage ermöglichte? Und warum sollte der Staat die Bildung von Ackerbewässerungs-Genossenschaften nicht gar befördern wollen, da er es doch für Wiesenent- und -Bewässerungen durch das Institut der Zwangsgenossenschaft thut?"

Es ist allerdings und nicht ganz mit Unrecht eingewendet worden, daß die „Paradiese" von Valencia, Syrien, Westasien, Centralasien und China sich klimatischer Bedingungen erfreuen, die sich nicht willkürlich herstellen lassen; mithin wären bezügliche Versuche in Deutschland aussichtslos. Dagegen führt Samson in seinem geistreichen Plaidoyer an: erstlich, daß gar viele dieser „Paradiese" sich im Hochgebirge befinden unter äußerst rauhem Klima, wie diejenigen Westasiens, Nordchinas und Transbaikaliens — (z. B. in Eriwan sinkt die Wintertemperatur bis zu — 26° R.) — und zweitens, daß auch durch moderne Ackerbewässerungs-Anlagen in klimatisch und durch die Bodenverhältnisse wenig begünstigten Localitäten der Beweis geliefert worden ist: welche Wunder die Ackerbewässerung zu verrichten vermag. Die glänzenden, paradiesesartigen Erfolge der Ackerbewässerung auf der rauhen Hochwüste des Salt-Lake in Nordamerika sind bekannt; nicht minder die staunenswerthen Erfolge, die in der Sand- und Moorwüste der belgischen Campine durch Bewässerung erzielt worden sind. Im russischen Gouvernement Cherson, das von äußerst strengen Wintern heimgesucht wird, wurde von etwa 150 Morgen ausgesogenen ungedüngten Wiesenlandes gleich im ersten Bewässerungsjahre 1878 fünfunddreißigfältige Weizenernte erzielt; und auch im zweiten Jahre waren — ohne Dünger — die Erfolge überraschend: der Hanf erreichte eine Höhe von 2,85 Meter und chinesische Rübe (rjedka) ganz colossale Dimensionen. Auch auf die schönen Bewässerungserfolge der dänischen „Heide-Gesellschaft" weist Samson hin, sowie auf die wahrhaft erstaunlichen Resultate, welche neuere Ackerbewässerungsanlagen in den russischen Gouvernements Samara, Saratow, Tambow und im Gebiete der Donischen Kosaken ergeben haben. Samson vergißt dabei den Hinweis auf die uralten Bewässerungsanlagen in Oberitalien von Trient bis zum Apennin.

Je mehr man mit dem Gedanken an Wiedereinführung rationeller Wasserwirthschaft sich beschäftigen wird, um so tiefer wird man sich davon überzeugen, daß kein aussichtsvolleres und segensreicheres Cultur- und Friedenswerk unternommen werden könnte, als eine mit internationaler Gemeinsamkeit auszuführende Erforschung der Bedingungen, unter welchen Bewässerungsanlagen in uralter Zeit errichtet und Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag intact erhalten worden sind. So lautet Samson's sehr bescheidener Wunsch. Wir aber hoffen auch auf praktische Versuche. Es darf erwartet werden, daß in Deutschland mit Ackerbewässerung gegebene gelungene Beispiele in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich ziehen würden.

Literatur und Kunst.

Ein holländischer Pamphletist.

Von Max A. Geselschap.

Wie ein Witz der Geschichte sieht es aus, daß uns gerade im Goethejahr 1899 vom Leben und Schaffen des Holländers Multatuli (d. h. „ich habe viel getragen") Bericht gegeben wird, eines faustischen That-Idealisten, „der die Sünden der Welt auf sich nahm". Merkwürdig auch, daß wir Deutschen von diesem Holländer nun erst erfahren, nachdem er zwölf Jahre todt ist und vorher fünfundzwanzig Jahre unter uns in freiwilliger Verbannung aus seinem Vaterlande gelebt hat. Die Geschichte seines Lebens, das Wilhelm Spohr mit großer Liebe und Wärme aus dem Wust von Thatsachenmaterial reconstruirt hat, liest sich wie der Lebensgang eines modernen Propheten, der die Großen zur Demuth zwingt und die Schwachen zu sich erhebt, dem Hingebung wie Mißverständniß auf dem Fuße folgen, an den sich der Haß und die Liebe der Menschen anklammern. Die einzelnen Stücke des Auswahlbandes „Multatuli", den Spohr bei J. C. C. Bruns in Minden erscheinen läßt, üben schon diese Wirkung, die übrigens auch dem Umstande zu verdanken ist, daß es sich nicht um eine trockene Uebersetzung, sondern um eine wirkliche Nachdichtung handelt.*) Wer ein geniales

*) Wir geben in unserem Feuilleton eine Probe von Wilhelm Spohr's congenialer Uebersetzerkunst.

Digitized by Google

Menschenleben mit seinen Höhen und Tiefen kennen lernen möchte, das Lieben und Hassen eines gewaltig activen Menschenherzens, der wird in Multatuli seinen Mann finden. Wir gestehen sogar offen, daß er uns als Mensch noch bedeutender oder wenigstens interessanter scheint, denn als Pamphletist, Satiriker und Humorist.

Eduard Douwes Dekker wurde am 2. März 1820 zu Amsterdam als Sohn des Kauffahrteicapitäns Engel Douwes Dekker (das „Douwes" [sprich Daues] gehört zum Familiennamen) geboren. Die Familie war mennonitisch, doch Eduard hatte sich, in seinen Gefühlen schwankend, nicht taufen lassen. Er besuchte das Gymnasium, ging aber schließlich nach Bestimmung seines Vaters zum Handelsberuf über. Er lag ihm nur kurze Zeit ob, denn der Kaufmannsstand war ihm verhaßt und gab ihm auch später in seinen Werken oft Gelegenheit zu abfälligen Charakterisirungen und zur satirischen Hervorkehrung seiner niedrigen Seiten. Im Jahre 1838, eben 18 Jahre alt, schiffte er sich mit dem Schiffe „Dorothea", das sein Vater befehligte und das seinen älteren Bruder Jan als ersten Steuermann hatte, nach Ostindien ein, um sich dem Staatsdienste auf den holländischen Inselcolonien zu widmen. Er erreichte sein Ziel am 6. Januar 1839. Am 15. Januar trat er bereits als Canzlist (klerk) bei der Allgemeinen Finanzkammer zu Batavia in Dienst, zunächst ohne Besoldung, vom 1. März ab ein Gehalt von 80 Gulden monatlich beziehend.

Siebzehn Jahre einer aufstrebenden, wechselreichen Carrière, in einem fremdartigen Milieu und bei einem activen Temperament, wie es das Dekker's war, schließen eine beträchtliche Summe von Lebenswerthen in sich. Arbeiten am grünen Tische war nicht nach seinem Behagen, und seiner derartigen Veranlagung verdankte er denn auch, daß er oft auf „verlorene Posten" geschickt wurde, in Districte, die zum Aufruhr neigten oder sich schon im Aufstande befanden oder deren Verwaltung von den Vorgängern in den Sumpf gearbeitet war. Er weilte oft als einziger Europäer an diesen Posten und konnte seiner Wonne, in Gefahren aller Art auf sich selber gestellt zu sein, reichlich genugthun; hier war er König, König durch sich selber, in all' seiner Blöße, durch höchsteigne Macht. Er begab sich unter das erregte Volk, unbewaffnet, seines Sieges gewiß, allein vertrauend auf seine Persönlichkeit und seine Rede, die ein Stück seines Wesens war. Er konnte sich später nicht verhehlen, daß ihn manchmal Feinde in diese ihm wonnige Situation gedrängt hatten. Doch er blieb immer Herr über die Gemüther der Eingeborenen, denn ach, er liebte diese Leute und wußte, daß, wenn es ihm nicht gelänge, sicher die Feuerrohre seiner Landsleute ihrer Herr werden würden — und also bezwang er sie, und so oft mit der schmerzenden Gewißheit, daß diese Leute Grund hatten, auf's Bitterste empört zu sein.

Dekker hat um solcher Dinge willen manches Duell ausgefochten, meistens erzwang er sich durch den Sieg den Gruß der Feigen, die, auch wenn sie Officiere waren, das Glück seiner Waffen fürchteten. Sonne, Stütze, eine Sänftigerin in allem Leiden gewann er sich in seiner Frau, seiner Tine, der Everdine Huberte, geborenen Baronesse van Wynbergen. Doch sie lernte er erst im Jahre 1845 kennen. In den Jahren vorher, nach dem Verzuge von Natal in die Padang'schen Lande, hatte er Zeiten der schwersten Prüfungen zu bestehen, in denen kein Tröster ihm nahe war. Im Begriff, zur Wahrnehmung seiner Aufträge in's Innere von Padang einzudringen, sah er sich dem Verdachte einer ungetreuen Cassenführung im Amte zu Natal ausgesetzt. Er hat später im „Havelaar" mit so viel Freimuth bezüglich seiner selbst, wie Schärfe in der Darstellung der Gründe, die Anlaß zu diesen Anfeindungen gaben, über diesen Gegenstand berichtet. Er wußte einige Punkte der Untersuchung sofort richtig zu stellen und bat sich für Andere die Einsicht in Natal befindlicher Acten aus, und schloß den an seinen damaligen höchsten Vorgesetzten und eben an seinen Feind, den General Michiels gerichteten Brief: „Ich ersuche Euer Hochedelgestrengen, daß Sie sich aller wohlwollenden Erwägungen betreffs meiner enthalten mögen. Ich bin jung und unbedeutend im Vergleich mit der Macht der herrschenden Begriffe, denen mich zu widersetzen meine Principien mich nöthigen; doch bleibe ich trotz alledem stolz auf meine sittliche Unabhängigkeit gestellt, stolz auf meine Ehre." Dieser ungewohnte Ton imponirte so, daß man Dekker sofort wegen „ungetreuer Amtsführung" vom Amte suspendirte. „Und so stand ich damals da zu Padang, noch nicht dreiundzwanzig Jahre alt, und starrte die Zukunft an, die mir Ehrlosigkeit bringen solle!" Allein trotz weiterer Widersetzlichkeiten, die er sich im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit erlaubte, verhaftete man ihn nicht, was in einem derartigen Falle hätte geschehen müssen. Doch da gleichzeitig das Gehalt nicht ausgekehrt wurde, so sparte General Michiels mit dem Gehalt auch die Unterhaltung eines Gefangenen. Es war wohl eine Zeit des Hungerns für Dekker, denn kaum wagte Jemand ihm in Padang, wo er noch fremd war, unter den gegebenen Umständen einen Bissen Brodes anzubieten. Das Duell war hier sehr in Mode, und man glaubte des Generals Gewogenheit erwerben zu können, wenn man sich mit dem in Ungnade Gefallenen schlug. Dekker war reizbar, und eine Anspielung auf „die Thorheit Jemandes, der gegen den General anwolle", oder die Bemerkung, daß „die sittliche Unabhängigkeit" doch nur schlecht ihren Mann zu nähren scheine, sonstiger Spott über seine Armuth und seine Entbehrungen brachten ihn auf, und so gab es Abende, an denen er zwei Forderungen zum Austrag zu bringen hatte. Als er aber Betrügereien, Grausamkeiten, ja einen Giftmord in Lebak aufdeckte, verlor er endgiltig sein Amt und wurde von dem nach Holland in den Ruhestand segelnden Generalgouverneur Duymaer van Twist ungehört und in allen Hoffnungen betrogen zurückgelassen. Er irrte, Brod suchend für sich und die Seinen, auf den indischen Inseln umher. Er schrieb Tine in diesen Tagen: „Wir werden schwer heimgesucht. Küsse das Herzblättchen für mich. Wär's nicht um seinetwillen, ich würde getrost ein Ende machen." Manchmal zeigt sich ein Hoffnungsstrahl; so im November 1856; er gedachte zu Suka Sarieh unter günstigen Abzahlungsbedingungen einige Reisschälmaschinen erwerben zu können. Aber diese Hoffnung schlug fehl, und im Frühjahr 1857 entschloß sich Dekker, nach Europa zurückzukehren. Tine brachte er bei seinem Bruder Jan, dem früheren Seemann, unter, der in Rembang eine Tabakplantage besaß.

Er hielt sich einige Monate in Deutschland auf und war dann Ende 1857 in Brüssel, wo er im Wirthshaus „Prince Belge" wohnte, von der Güte des Krughalters lebte und aus seiner peinlichen Lage — er hatte dort Schulden eines Aufenthalts von sieben Monaten — erst durch die Ankunft seines von Indien zurückkehrenden Bruders Jan befreit wurde. Hier schrieb er auch im Januar 1858 seinen Brief an den pensionirten Generalgouverneur Duymaer van Twist, den er noch immer für einen ehrlichen Mann halten mochte. Dieser Brief ist später veröffentlicht worden, ohne daß freilich bei seiner Abfassung daran gedacht worden war. Er ist „eine Aeußerung von Mensch zu Mensch"; Dekker rechtfertigt sich durch Anfügung mehrerer die Mordangelegenheit betreffender Schriftstücke und spricht die Erwartung aus, van Twist werde ihn nach Einsicht in diese Documente in seinen Bemühungen, wieder Anstellung in niederländisch-indischem Dienst zu erlangen, unterstützen: „Ich bin ärmer als der ärmste Tagelöhner. Das Papier, worauf ich schreibe, ist geborgt. Meine Frau und meine Kinder habe ich dem Mitleid meines Bruders anheimgeben müssen." Aber der Schluß lautet: „Doch, Excellenz, anders dienen, als ich zu Lebak diente, kann ich nicht!" Duymaer van Twist hat niemals geantwortet.

Digitized by Google

Im Spätjahr 1858 war er in Kassel, und der dortige Aufenthalt ist ihm als ein erquickender und eindruckreicher in Erinnerung geblieben. Er dichtete hier das später in den „Havelaar" aufgenommene deutsche Gedicht, sowie das Lied Saïdjah's „Ich weiß nicht, wo ich sterben werde", und zwar ursprünglich in malayischer Sprache. Im April oder Mai des Jahres 1859 kam Tine mit den Kindern und einer javanischen Kindsmagd (babu) auch in Europa an. Sie haben dann Zeiten durchgemacht, deren Sorgen und Kummer sie bald zu erdrücken drohten. Sie wurden hin- und hergeworfen, ihre schwarze Begleiterin ließ sie den Behörden und Herbergsleuten als Gaukler erscheinen, den Gensdarmen galten sie als Landstreicher. Es existirt für dieses Elend eine Fülle von Belegen, deren Aufzählung man in Spohr's Biographie findet. Während Dekker den „Havelaar" schrieb, eröffnete sich ihm die Aussicht, „Die Braut dort oben", ein Stück, das er 1843 zu Padang unter dem Eindruck seiner Verfolgung wegen „ungetreuer Amtsführung" geschrieben hatte, in einem Theater, das neu errichtet werden sollte, aufgeführt zu sehen. Van de Vries, der nach Brüssel kam, um dieserhalb mit Dekker zu verhandeln, lernte Bruchstücke aus dem „Havelaar" kennen. Er rieth Dekker, vor der Herausgabe sich erst an den König zu wenden. Inzwischen lernte auch Jacob van Lennep, der in Holland zu großer Popularität gelangte Schriftsteller, das Manuscript kennen und war so von dem Werk eingenommen, daß er für die Herausgabe zu sorgen beschloß. Dekker reiste nun nach Amsterdam. Für ihn handelte es sich noch immer um Erreichung des Zieles: Rehabilitirung seiner Person unter gründlicher Ausmerzung der Schäden im indischen Verwaltungssystem. Er schrieb den „Havelaar", „damit dem Javanen geholfen werde". Ließ man ihn diese Absicht durch erneute Berufung in die Indische Verwaltung erreichen, so hätte er sein Buch ungedruckt gelassen. Die Verhandlungen zerschlugen sich, und — der „Havelaar" ging in Druck. Van Lennep ließ sich die Sorge um das Werk nicht entringen; obwohl Dekker den Verleger Gunst schon bereit gefunden hatte, das Werk herauszugeben, und sein Bruder Jan die Kosten der Drucklegung vorschießen wollte, bestand sein „Freund" van Lennep darauf, selbst einen „anständigen" Verleger zu besorgen. Dekker gab ihm nach. Aus dem Buche einen Verdienst herauszuschlagen, daran dachte er nicht. Aber van Lennep zeigte sich als generöser Freund, er streckte Dekker zu seinem Lebensunterhalte 1200 Gulden vor; dieser ging darauf ein, in der Absicht, später das Geld zurückzugeben, und er erhielt das Geld in sechs monatlichen Raten von je 200 Gulden. Im Mai 1860 kam das Buch in 1300 Exemplaren bei dem Verleger De Ruyter heraus; die gewöhnliche Auflage pflegte damals in dem kleinen Holland nur 500 Exemplare zu betragen. Obwohl im October diese Auflage schon vergriffen war, was eine für Holland ungewöhnliche Erscheinung bedeutete, so hatte Dekker doch Grund, aufs Höchste unzufrieden zu sein. Der Verleger Ruyter that nichts für das Buch, er annoncirte nicht, man setzte den Preis für das Buch zu hoch an (vier Gulden) und streute überall aus, daß es vergriffen sei. Nach Indien kamen nur wenige Exemplare; begreiflicher Weise war dort die Nachfrage sehr groß, und es wurden 100 Gulden für das Exemplar bezahlt. Dekker kam bald hinter die Gründe dieses Verhaltens seines enthusiastischen Freundes van Lennep, der ihm bezüglich des „Havelaar" einst geschrieben hatte: „flectere si nequeo superos, acheronta movebo." Dekker erfuhr spät, was van Lennep beabsichtigte. Gegen „Amsterdamer Patricier" hatte er sich geäußert, „daß das Buch sein Eigenthum sei und daß er sich zum Herrn desselben gemacht habe, um es zu unterdrücken." Zu öffentlicher Antwort gezwungen, bestätigte er diese Gesinnungen, indem er sagte: „Habe ich es für meine Pflicht als Niederländer erachtet, Ihr Buch zur Kenntniß der Mächtigen zu bringen, der Verständigen und der Gebildeten unter unserer Nation, hier und in Indien — ich würde vermeinen diese Pflicht zu übertreten, ja, Verrath gegen mein Vaterland geübt zu haben, indem ich Ihr Buch hätte dazu dienen lassen, den Abschaum der Nation, hier und in Indien, in Bewegung zu bringen, daß der Morddolch gewetzt, und die Fackel der Vernichtung geschwungen werde, und Mißhelligkeiten sonder Zahl über das Land meiner Geburt ausgeschüttet würden." Die Nachfrage nach dem Buche war ungeheuer. Van Lennep sorgte weder für eine Neu-Auflage, noch ertheilte er irgend Jemandem das Druckrecht. De Ruyter versagte noch 1865 dem Verfasser auf dessen Bitte die Zustimmung, Theile aus seinem „Havelaar" in einer „Blumenlese" aus seinen Werken zu veröffentlichen. Dekker lag in den Jahren 1860 und 1861 im Rechtsstreit, um sich die Bestimmung über sein Werk zurückzuerkämpfen, verlor aus Gründen, die das Princip des Streitfalles nicht berührten, in der ersten und in der Berufungsinstanz den Proceß und klagte dann, der Mißhelligkeiten müde, nicht weiter. Erst 1870, nach Jacob van Lennep's Tode, wurde das Eigenthumsrecht des „Havelaar" von den Erben für 2200 Gulden an den Verleger Schadd verkauft, und erst in den darauffolgenden Jahren konnte das Buch, das gleichwohl ein Aufsehen erregt hatte, wie es in Holland nie gesehen war, in weiteren Auflagen erscheinen; innerhalb weiterer vier Jahre waren dann aber 20000 Exemplare abgesetzt.

Dekker war vom Jahre 1866 ab bis an sein Lebensende fast ausschließlich in Deutschland. Die Jahre bis 1870 verbrachte er in größter Noth. Er wanderte ruhelos, obdachlos, mit allem und mit sich selbst hadernd, von Stadt zu Stadt; bald war er in Frankfurt, dann in Coblenz, um dann wieder nach Cöln und Mainz sich verschlagen zu lassen. Oft erlaubte ihm der Zustand von Schuhen und Kleidern nicht, das Haus zu verlassen. Es mangelte ihm an der einfachsten Nahrung. Seine eigenen Werke hatte er nicht in Besitz, und er sah sich deßhalb mehrfach in der Verlegenheit, auf Angriffe nicht gebührend antworten zu können. Dann fehlte es an den Pfennigen für Petroleum, an den Groschen um Briefe zu frankiren oder das Strafporto für eingehende wichtige Sendungen zahlen zu können. In Köln hatte er in dieser Lage die brutalste Behandlung von den Leuten erfahren müssen, kriegte obendrein die Polizei auf den Hals und stand vor der Gefahr, zwei Koffer mit Büchern und Handschriften auf Stadtbefehl auf dem Markte öffentlich verkauft zu sehen. Seinen Schirm versetzt er das eine Mal für 10 Groschen, ein anderes Mal für 1 Thaler, um Brief- und Strafporto aufzubringen. Während einer Fußreise in Deutschland — wohl vagabondirend — war er gezwungen, den Bauern Erbsen und Bohnen aus den Gärten zu stehlen, damit er seinen Hunger stille. Es war wohl damals, daß er „während $2^1/_2$ Monaten bis auf drei Male kein gekochtes Essen genossen hatte, manchmal Brot und Fleisch, manchmal auch nur Brote. Und er empfand es noch als Glück, wenn er nur Brot hatte."

Wiewohl die „Ideen" eine Aufnahme fanden, die nach einer Doppelauflage sofort einen Neudruck nöthig machte, so verbesserte das die Lage Dekkers keineswegs. Er wohnte elend. Es kam zu keinerlei Abrechnung mit dem Verleger D'Ablaing, und er mußte durch Vortragreisen im Lande sich und seine Familie aufrecht zu erhalten suchen. Doch benutzte D'Ablaing einst, als Dekker seine Frau in Brüssel, wo sie sich bald nach Erscheinen des „Havelaar" niederließ, in tiefster Noth wußte und nach Rettungsmitteln sich umsah, die Gelegenheit, in großer Freundschaft ihm den Erwerb des Besitzrechtes der in seiner Firma erschienenen Werke („Ueber freie Arbeit" und die beiden ersten Bände der „Ideen") anzutragen. Dekker erkannte wohl die Triebfeder dieses Verhaltens, doch er biß um seiner Frau willen in den sauren Apfel. Immerhin glaubte er nach Bezahlung der Schuld seiner Frau noch eine Summe in Händen zu behalten. Aber D'Ablaing bezahlte ihn mit einer quittirten Rechnung für seine elende Bodenkammer und andere Kleinigkeiten. Dekker blieb wenig oder nichts übrig. Einige Jahre später verlangte

Digitized by Google

D'Ablaing für Abtretung des Besitzrechtes der für einen Spottpreis von ihm erworbenen Schriften 5000 Gulden!

Dazu die Irrungen, Wirrungen seines Herzens, seines Ehestandes. Dekker's ganze Persönlichkeit macht es erklärlich, daß er die Frauen enthusiasmirte. Und nicht nur die, denen er persönlich begegnete. Schon nach Erscheinen des „Havelaar" hatte man ihm gesagt, „daß er alle Frauen auf seiner Seite habe". Er schrieb zu dieser Zeit an Tine: „Im Allgemeinen ist es, als ob die Frauen närrisch wären, selbst auf der Straße und in Artis (der zoologische Garten von Amsterdam). Aber geradeaus gesagt, unplaisirlich finde ich es nicht. Du würdest es mir auch nicht glauben, wenn ich sagte, daß ich es unangenehm fände." Er hatte schon im „Havelaar" gesagt, daß ihm nichts die Schönheit so klar, so destillirt darstellen könne, als eine schöne Frau, das sichtbare Bild des Wahren, des Unstofflich-Reinen. Die Frauen dankten ihm, denn er war ihr Ritter auch in all' ihrer Bedrängtheit. Er schrieb über sie im Jahre 1863 an Mejuffrouw Mimi Hamminck Schepel, die auch eine Eroberung seiner Männlichkeit war und später seine zweite Frau wurde: „Wo ich Anhänglichkeit fand, das Begehren, sich anzuschließen, das war größtentheils, ja, fast ausschließlich bei den Frauen. Was unter Männern meines Geistes ist, wird sich erst nach zwanzig Jahren zeigen, wenn sie, die mich in ihrer Kindheit lasen, die Gesellschaft lenken werden. Wer älter war bei meinem Auftreten, war von vornherein schon eingenommen von Caffee, Zucker, Bibelgott, corpus juris, Werthpapieren und anderen Ladenartikeln. Es wird gestritten werden in meinem Namen, wenn ich selbst nicht mehr da sein werde. O, ich weiß es, es ist Tod nöthig, um Leben zu erwecken, und kein Weg leitet gen Himmel denn über Golgatha." So wurde er der „Mann zwischen zwei Frauen", zwischen seiner Gattin Tine und Mimi. Aber Tine und die Kinder wollte er um jeden Preis wieder nach Holland ziehen, wäre es selbst um den eines ménage à trois. Er zog im ganzen Lande von Stadt zu Stadt, um öffentliche Vorträge zu halten. Er hatte großen Erfolg, und ein erheblicher Theil Schulden wurde getilgt. Dazu kam, daß Mimi, die während all' der Zeit mit großer Aufopferung ihn unterstützt hatte, eine Erbschaft von fünftausend Gulden machte. Auch eröffnete sich ihm die Aussicht, daß er seine „Ideen" auf eigene Rechnung werde herausgeben können. Mit solchen Hoffnungen richtete er im Haag für Frau und Kinder und Geliebte eine Wohnung ein und erwartete sie freudig. Die drei Betheiligten vertrauten auf ihre menschliche Würde, ihren Tact und ihre Opferfreudigkeit. Ihre Rollen waren nicht leicht, doch Tine entsagte endgiltig allen Ansprüchen auf Dekker und wollte mit ihm und Mimi den Haushalt theilen. Welche Erwägungen bei diesem Entschlusse auch mitgespielt haben mögen, immer gehörte eine heroische Selbstüberwindung dazu, ihn auszuführen. Aber Tine muß damals schwer gekämpft haben; sie war schädlichen Einflüsterungen von „Freunden" ausgesetzt, die sich tactlos in Verhältnisse mischten, deren Reinheit ihrem Verständniß verborgen war oder bei ihnen den Neid erregte, den Niedrige gegen Hohe fühlen. Diese „Freunde" redeten ihr vor, sie falle Dekker zur Last. O, sie hatte wohl ohnedies genug mit ihrem Herzen zu kämpfen, und das Schüren von Außen brachte es endlich so weit, daß sie ein zweites Mal — heimlich, während Dekker's Abwesenheit — nach Italien zu gehen beschloß. Ende Mai 1870 verließ sie Holland wieder. Und Dekker hatte noch dafür gesorgt, daß unter Anderem ihr von dem Blatte „Noorden", für dessen Feuilleton er seine „Millionen-Studien" schrieb, jede Woche zwanzig Gulden ausgehändigt werden sollten. Zudem hatte er Abmachungen mit dem Tageblatt „Locomotief" zu Samarang in Indien getroffen, nach denen er für Mitarbeit 1000 Gulden jährlich bei vierteljährlicher Vorausbezahlung zu erhalten hatte. Man hatte zu neuem Hoffen recht, und nun reiste seine Frau flüchtig davon, in Mainz übernachtend, wo er selbst in dieser Zeit anwesend war, und ohne daß sie sich sprachen. Erst durch einen Brief von ihr aus Innsbruck erhielt er Nachricht von der Abreise. Er hat diesen Schlag nie ganz verwinden können.

Im Jahre 1870, nachdem Tine nach Italien gegangen war, wo sie bald darauf in Venedig starb, vereinigte sich Dekker in Mainz mit Mimi, und sie ist dann bis an sein Lebensende bei ihm geblieben. Es drohte der Krieg mit Frankreich. Wer in Mainz bleiben wollte, mußte den Beweis liefern, daß er für drei Monate verproviantirt sei. Das konnte Dekker nicht, und so bezogen sie in den letzten Tagen des Juni ein paar Zimmer im „Wirthshaus zur Gustavsburg", das außerhalb eine kleine Stunde von Mainz entfernt lag. Er arbeitete hier am dritten Bande der „Ideen", der bei van Helden herauskam; allein, wieder unter großer Noth, da der Verleger, sonst von der besten Freundschaft für den Dichter beseelt, nicht immer die Honorirungstermine einhalten konnte, und Dekker, mit der Sorge für zwei Haushalte belastet, sehr viel Geld nöthig hatte. Aber er hatte wieder einen Strich hinter den Hoffnungen und Plänen der letzten Jahre gezogen, sah muthig in die Zukunft und war aufgeräumt und zu Zeiten wohl recht glücklich. Der Ausbruch des Krieges brachte Verkehr und vielen Lärm. Ueberall waren Soldaten einquartirt, die den ganzen langen Tag nichts Anderes zu thun wußten, als zu singen „Lieb Vaterland, magst ruhig sein". Später wurden in der Nähe große Schlächtereien für das in Frankreich eingezogene Heer errichtet. Täglich wurden viele hundert Ochsen geschlachtet, und nun kamen die Juden und trafen ein Abkommen mit dem Wirth der „Gustavsburg", und alsbald lagen auf dem Hofe derselben große Haufen Abfall von den Schlächtereien: Köpfe, Herzen, Darmtheile u. s. w. in Unzahl. „Die Luft war verpestet und es war ekelerregend, den Blick aus dem Fenster zu werfen." Dekker kam nicht mehr zum Arbeiten, und man zog nothgedrungen am 1. November 1870 nach Wiesbaden. Er hat hier ein ganzes Jahrzehnt gelebt, wohnte zuerst Schillerplatz 4, später in der Schwalbacherstraße gegenüber der Caserne. Hier kam er zum erstenmale nach Jahrzehnten zu einiger Ruhe.

In die Zeit des Wiesbadener Aufenthalts fällt auch die Aufführung seines Dramas „Fürstenschule" an verschiedenen Plätzen Hollands. Er reiste im Frühjahr 1875 nach Rotterdam, um die Proben zu leiten. Es erlebte zunächst in Utrecht, dann in Rotterdam und vielen anderen Orten großen Erfolg und ist seitdem auf den meisten Bühnen Hollands viel gespielt worden. Dekker war ein rhetorisches Genie. Seine Art, zu sprechen, muß den tiefsten Eindruck gemacht haben. Besonders in der Mitte der siebziger Jahre gab er sich der Thätigkeit des Redners mit Eifer hin. Schon in den ersten sechziger Jahren begann er mit seinen Vortragstournées. Er sprach meist mit großem Erfolg, obschon es in den ersten Zeiten vorkam, daß er nicht so viel Geld hatte, um die betreffende Stadt verlassen zu können. Er liebte es, daß man ihm für die Wahl des Stoffes bis auf den Abend der Versammlung freie Hand ließ. Am liebsten sprach er frei, aus der Stimmung heraus, die ihn beherrschte. Man nannte ihn „le grand improvisateur". Vor dem Sprechen schloß er sich gern mehrere Stunden ein. Leitfaden oder Notizen hatte er meist nicht nöthig; für die linke Hand ein Stuhl, das war wohl das wichtigste Requisit, doch ging es auch ohne dasselbe. Stil und Einkleidung waren originell, epigrammatisch wie seine Werke, die Auffassung der gewöhnlichsten Dinge überraschend und dem Hörer neue Perspectiven bietend. Es war, als wenn er die Seele der Dinge bloßlegte. Seine Universalität erlaubte ihm, vielseitig zu sein. Er sprach über Poesie, Philosophie, das freie Studium, Lügen in der Rechtschreibung, Bildung, Verhalten gegen Preußen, das Buch Hiob, die Bergrede, Aberglaube, die Vlämische Bewegung, über die Colonien, über Thatsachen der Ethnologie, Idealismus in der Lebensauffassung u. s. w. Ueber

Digitized by Google

die Aufnahme, die er auf diesen Zügen fand, schrieb Tine 1868 einmal an eine Freundin: „On est frappé de son éloquence et des ses idées sublimes et geniales. En Frise on l'adore." Bedeutenden Beifall fand er auch in Belgien, wo er von den Parteigängern der Vlämischen Bewegung, die das germanische Element vertritt und neben der Sorge für Sprache und Literatur auch heimlich das Ziel einer politischen Loslösung von Belgien und der Vereinigung mit Holland anstrebt, vergöttert wurde.

Nach dem letzten, 1877 erschienenen Bande der „Ideen" ist zu Dekker's Lebzeiten keine neue Arbeit mehr von ihm erschienen. Seine Schriften erlebten mehrfach Neuauflagen, von denen er die Correctur besorgte und die er auch mit Noten versah. Von dem Aufenthalt in Wiesbaden und einem kurzen zu Geisenheim folgen wir ihm zur letzten Station, nach Nieder-Ingelheim in Rheinhessen, wo ihm ein Verehrer ein Haus mit Garten kaufte. Hier kamen endlich, endlich Tage der Ruhe, die durch die alten Sorgen nur hin und wieder unterbrochen wurden. Heilen konnten die Wunden nicht, aber die Schmerzen wurden gelindert. „Niemals, d. h. nach meinem westindischen Schiffbruch, hätte ich erwarten können, daß ich noch einst einen so angenehmen Aufenthalt erringen werde." Die Verpflichtungen gegen den Freund drückten ihn, obwohl dieser selbst nicht Veranlassung dazu gab. Mit den Jahren verringerten sich die auf dem Hause lastenden Schulden, und im Ganzen lebte er ungestört in seiner Einsiedelei. Das Haus — „Auf der Steig" nennt man es — steht allein und beherrscht von mäßiger Anhöhe die Rheingegend. In den letzten Jahren setzte ihm das Asthma zu. Er nahm Arsenik und Morphium, um Ruhe vor Hustenanfällen und Athembeengung und um Schlaf zu gewinnen. Sein Zustand war indeß nicht besorgnißerregend, und daß er sich mit dem Gedanken des Sterbens vertraut machte, war mehr die seinem Alter entsprechende Aeußerung des Hanges, in das Wesen des Lebens zu dringen. Er schaute dem Ende fast verlangend entgegen, obwohl die Gegenwart nicht mehr drückend, oft liebreich war. Es war sein Wunsch, daß er beim Sterben, „bei dieser belangreichen Gelegenheit, hell im Kopfe sein möchte", nicht im Athmen beengt, das das Denkvermögen störe. Im Sommer 1886 war das Asthma schlimmer geworden, und er fühlte sich stark abnehmen. Doch im Herbst arbeitete er wieder intensiver, und erst im Januar des folgenden Jahres fühlte er mit Sicherheit, daß es zu Ende gehe. Seine Leiche wurde in Gotha durch Feuer bestattet.

Multatuli ist ein Dichter. Seine Phantasie gestaltet Alles zum Greifen deutlich und farbig. Freilich ein Tendenzpoet, denn er schreibt immer, um etwas zu beweisen. Die Moralphilosophie ist seine Stärke, doch der Humor verklärt und mildert auch den Zorn und Haß seiner Satire. Leider kommt er selten über das Aphoristische und Fragmentarische hinaus, denn er hat wenig Compositionstalent. Aber diesen Mangel theilt er ja mit allen großen Humoristen, mit Sterne und Jean Paul, Heine und Claude Tillier.

Richard Wagner's erste Frau.

Mit ungedruckten Briefen von Minna Wagner-Planer ꝛc.

(Schluß.)

Die altgewohnten und doch immer neu quälenden Aufregungen warfen Minna wieder auf das Krankenlager, und der von allen Seiten bedrängte Meister sah sich vergeblich nach Mitteln um, seine Frau in die ihr durch den Hausarzt Pusinelli verordnete Badecur nach Soden im Taunus zu schicken. In der höchsten Noth half ihm die Großmuth einer russischen Verehrerin. Frau Marie Kalergis (nachmalige Frau v. Muchanoff) erstattete ihm das Concertdeficit von 10000 Francs aus ihren eigenen Mitteln, und die leidende Minna reiste noch im Juni ab. Mitte August trafen sich beide Ehegatten in Frankfurt, denn durch Minna's rastlose Bemühungen in Dresden hatte der Flüchtling die Erlaubniß erhalten, sein Vaterland wieder zu betreten. Nach einer kleinen Rheinreise kehrten sie in die schon halb in Trümmer gelegte Rue Newton zurück, um bald darauf unter unsäglichen Verdrießlichkeiten eine neue Wohnung zu beziehen. Aus der schönen Villa der Champs Elisées ging es in die Nähe der Oper, in einen zweiten Stock der Rue d'Aumale, die in der Erinnerung der Freundin Malvida als eine unsympathische Wohnung fortlebt und von Niemann, der in Paris den Tannhäuser „creirte", als eine „außerordentlich düstere Behausung" bezeichnet wird. Auch Wagner, der damals die Proben leitete, fand die Wohnung „nicht sehr geräumig, doch wieder wohnlich eingerichtet und — es muß nun einmal wieder gehen". Ebenso traurig und resignirt lautet Minna's letzter Pariser Brief:

Paris, den 14. November [1860].
3 Rue d'Aumale, ist unsere jetzige Adresse.

... Allerdings war Richard krank, doch ist er Gott Lob! so weit hergestellt, daß er mit mir einen Spaziergang wieder machen konnte, und somit gedenkt er schon nächster Tage die Proben zu seinem Tannhäuser zu besuchen. Sein Kranksein überhaupt, welches volle 14 Tage dauerte, hatte er sich durch einige Anstrengungen, indem er mit den beiden Sängerinen, die im Tannhäuser beschäftigt sind, ihre Partien studirte, zugezogen. Er mochte sich noch zum Ueberfluß etwas erkältet haben, und das machte ihn, der ohnedies stets nervös aufgeregt ist, noch nervöser. Auch fieberte er stark. Bettlägerig war Richard eigentlich nicht, und ich hörte schon, daß die Zeitungsblätter etwas stark übertrieben haben, was sich dadurch widerlegen wird, daß Wagner sich den Deutschen hier zeigt, sie empfängt ꝛc.

Leider ist Richard ein sehr ungeduldiger Patient, der besonders dann immer seinen Unmuth gegen mich ausströmen läßt. Nichts will er dulden, wenn man ihm gütlich etwas einredet; so z. B. hielt er sich nicht warm genug, so daß er sich durch neue Erkältung eine Augenentzündung zugezogen, doch ist auch diese mit Hülfe unseres trefflichen Arztes glücklich überstanden, daß er gegenwärtig wieder schreiben und lesen kann.

Unser Haushalt beschränkt sich bei der hiesigen Theuerniß wieder nur auf einen Dienstboten, welcher einzig in Therese besteht, die wohl hohen Lohn beansprucht, aber nichts arbeitet, so daß ich auch noch Magd neben der Haushälterin geworden bin.

Was mein Leben sonst betrifft, so kann ich nichts sagen. Die Abgeschiedenheit unserer vorigen Wohnung, wo ich nichts als Trümmer um mich sah, ließ mich kaum merken, daß ich in der Weltstadt Paris lebte. Gegenwärtig weiß ich es nur durch den bekannten Straßenlärm, sonst von nichts weiter.

Ach, mir wird nie ein Ueberfluß zu Gebote gestellt, das weiß Gott! Leb wohl, ich will Dir nichts weiter schreiben. Es würde doch nichts Heiteres sein.

Der dreimalige Theatertumult, der in der Kunstgeschichte kaum seines Gleichen hat und den Tannhäuser in Paris, nach Challemel's Ausdruck, „erwürgte", zerstörte Richard und Minna Wagner's theuerste Hoffnungen. Die gesammte Entschädigung für alle Mühen und Plagen eines ganzen Jahres bestand in einem Honorar von 750 Francs. Die Enttäuschten, doch nicht Entmuthigten richteten die Blicke der Heimath zu. Zunächst rief die Lohengrin-Aufführung den Gatten nach Wien. Ein herzlicher Brief an Minna hat sich aus jenen Tagen erhalten. „Liebste Minna", schreibt er am 20. Mai, „die Leute kommen, weiß Gott! schon früh um 8 Uhr zu mir: ich kann mich nicht rühren, und schreibe Dir jetzt schnell nur ein Paar Zeilen, während drei Gäste in

Digitized by Google

meinem Zimmer sich unterhalten. Samstag war „Fliegender Holländer". Ganz tadellose, herrliche Aufführung! Publicum gerade wieder wie bei Lohengrin. Ich hatte mich in eine Parquet-Loge versteckt, daß man mich nicht sehen sollte. Das half aber nichts. Nach der Ouverture mußte ich auf's Theater, um mich zu bedanken, dreimal nach jedem Akte, fünf oder sechs Mal nach dem letzten, wo ich denn wieder etwas sprechen mußte. Ein unglaublich herzliches, lebhaftes Volk; dazu Fürsten und Grafen in den Logen. Alles rief und applaudirte mit. Nun, ich kann wirklich was erzählen. Sobald wegen Tristan Alles geordnet, gedenke ich sofort zurückzureisen, wahrscheinlich morgen Abend, so daß ich zu meinem Geburtstag unterwegs bin. — Sei mir nur nicht böse, gute Minna, wenn ich hier abbreche, die Störung ist zu groß. Heute über 8 Tage bin ich jedenfalls wieder bei Dir. In Karlsruhe muß ich ebenfalls Alles zum Beschluß bringen. Von dort schreib ich Dir wieder." Leider zerschlugen sich die Hoffnungen auf die Tristan-Aufführung in Wien und Karlsruhe, und als Wagner wieder in Paris eintraf, war die Auflösung seiner dortigen Häuslichkeit beschlossene Sache. Die zur Uebersiedelung nach Deutschland und für Minna's Abreise nach Soden zur Vollendung ihrer im letzten Sommer begonnenen Cur nöthigen Mittel wurden nach vielen Fehlschlägen von den diplomatischen Freunden (Metternich, Pourtalès, Hatzfeld) beschafft, so daß, wie Wagner versichert, Minna „eigentlich wenig von seiner Noth merkte". Die ganze Einrichtung, einschließlich des Erard'schen Flügels, wurde verpackt, und am 10. Juli reiste Minna „mit dem Vogel" (dem grauen Papagei) nach dem Taunus ab. Wagner folgte am 29. nach, sagte seiner Frau in Soden Adieu und ging zur Allgemeinen Tonkünstler-Versammlung nach Weimar. Erst im Winter erinnerte sich Minna wieder ihrer Freundin und warf dabei einen traurigen Rückblick auf die verflossenen Monate.

Dresden, den 15. December [1860].

Liebste Freundin!

Solltest Du mich schon unter die Todten zählen, so nimm in Deinem Herzen nur noch ein Mal einen Belebungsversuch vor. Der Mensch, oder mache ich eine Ausnahme? hat gar ein zähes Leben! Seit vier Wochen bin ich wieder hier, nachdem ich den 10. Juli schon von Paris abreiste und direct nach Soden ging. Der siebenwöchentliche Aufenthalt dort bekam mir diesmal so schlecht, daß ich endlich mit einer spanischen Fliege auf der Brust, die ich wegen Athemlosigkeit auflegen mußte, nach Weimar steuerte, wo ich einen geschickten Arzt zu Rathe zog. Sechs volle Wochen blieb ich wieder dort, und wie es mir zu gefallen anfing, machte ich mich eiligst davon zu meiner Schwester nach Zwickau. Wäre Richard mir nicht entgegen gewesen, in Weimar hätte ich mich auf jeden Fall niedergelassen. Ich hatte so viel liebe Menschen dort kennen lernen, und die Gegend ist sehr hübsch. Gegenwärtig treibe ich mich wieder einmal heimathlos seit fünf Monaten von Ort zu Ort herum, was mir auf meine alten Tage natürlich sehr erwünscht sein muß.

Am 24. v. M. war der Tag unserer sogenannten silbernen Hochzeit, den ich sehr traurig (solo) verbrachte. Könnte ich diese 25 Jahre aus meinem Leben streichen, dann vielleicht würde ich auch wieder lustig. Aber man muß sich nicht versündigen und immer noch froh sein, daß einem das Fell nicht lebendig über die Ohren gezogen worden ist.

Am Tage meiner 25jährigen Verheirathung also erhielt ich von meinem Mann als Geschenk ein goldenes Armband und den Congé auf ein ganzes Jahr. Dann, sagt er, würden wir uns vielleicht in München oder am Rhein einmal sehen, einstweilen sollte ich mich hier fest niederlassen, wozu ich aber von der hiesigen Behörde nicht einmal die Bewilligung bekam. Man macht mir als der Frau eines Betheiligten von 49 schon für einen kürzeren Aufenthalt Schwierigkeiten. So steht es im Königreich Sachsen!

In Paris ist mir durchaus nichts Gutes begegnet. Erst Umzug, Richard's Krankheit, Tannhäuser-Affaire — böse Launen von Seiten Richard's, dann Einpacken und wieder Abreisen, da hast Du alle meine angenehmen Erlebnisse von dort. Die Schlimmsten verschweige ich Dir, vielleicht treffe ich Dich doch wieder in dieser Welt, dann theile ich sie Dir mündlich mit.

Von dem Mißlingen des Tristan in Wien hast Du vielleicht directe Nachrichten. Die Sänger sind ein rares Völkchen, besonders für solche Aufgaben, und Ander hat die Stimme bis auf einige Ruinen verloren. Isolde muß sich also noch gedulden, bis sich der geeignete Held für sie findet. Es ist und bleibt auch ein gar zu verliebtes und ekliges Paar.

Bis künftigen April bleibe ich hier; wohin ich dann meinen Wanderstab lenke, wissen die Götter. Das Alles dankt man den Tristan's. Hätt' ich Geld, käme ich zu Dir nach Berlin, statt des unvollkommenen Schreibens. Vielleicht gewinne ich in der Lotterie. Wer kein Glück mehr in der Liebe hat, hat es im Spiel, sagt man. Dann sehe ich Dich! Bis dahin behalte mich ein bischen lieb und sei innigst geküßt von

Deiner

Minna.

Glasenapp motivirt die Auflösung des Hausstandes mit Wagner's schmerzlichem Entschluß: „Ich werde den Rest meines Lebens wandern" und knüpft die folgende Betrachtung daran: „Damit war die unvermeidliche Trennung von Minna entschieden, die ihn auf solch' ungewissen Wanderungen nicht begleiten konnte. Für sie war Dresden die örtlich verkörperte Erinnerung an die Glanzzeit und den Höhepunkt ihres Daseins als Frau Kapellmeisterin, zugleich der Ort, an dem sie ihre Verwandten und wirklich gute ergebene Freunde besaß, der rechte und einzige Ort, um in der sorgenlosen Pflege ihrer Gesundheit den Rest ihrer Tage friedlich zu verbringen. Bei aller aufrichtigen Liebe und Treue, die in jedem seiner zahlreichen an sie gerichteten Briefe gleichmäßig zum Ausdruck kommt, läßt sich doch nicht verschweigen, daß diese Trennung, so sehr von jetzt ab ihre gleichzeitige selbständige Erhaltung eine vermehrte Quelle seiner Sorgen bildet, dennoch für ihn zur tief empfundenen wesentlichen Befreiung und Erleichterung wurde. Für so kritische Lebenslagen, wie seine gegenwärtige und die ihr noch folgenden, war ihre, durch ihr Herzleiden doppelt reizbar gewordene Natur nicht geschaffen; sie konnte sie ihm durch ihre Gegenwart nur erschweren, nicht erleichtern." Aus dem verwickelten und verschnörkelten Bayreuther Deutsch übersetzt, heißt das so viel wie beiderseits willkommene Trennung unter oft schwieriger Zahlung von Alimenten. Sogar auf Scheidung hofften wohl damals die guten Freunde und Freundinnen, wie denn auch noch in der neusten Auflage von Brockhaus' Conversationslexikon zu lesen ist, daß die Ehe 1861 getrennt wurde. Und da muß zu Ehren Wagner's gesagt werden, daß er besser war als seine Umgebung und jeden Gedanken einer Scheidung von seiner schwergeprüften kranken Lebensgefährtin stets von sich wies. Sogar den Plan eines abermaligen Zusammenlebens, in Dresden oder anderswo, hatte er durchaus nicht aufgegeben, doch kam es nicht mehr dazu, wenn sich auch die Ehegatten noch ab und zu sahen. Gegen Ende Februar, als Wagner seine Wohnung in Biebrich am Rhein „mit unsäglicher Mühe" eingerichtet hatte, traf Minna unerwarteter Weise auf zehn Tage von Dresden aus bei ihm ein. Wendelin Weißheimer weiß darüber allerlei zu erzählen. „So sehr ihn der gutgemeinte Ueberfall rührte, so verhehlte Wagner mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Es war mir ergötzlich zu sehen, wie er sich zusammennahm und sich sichtlich bemühte, als liebevoller Gatte und gemüthlicher Hausvater zu erscheinen. Er ließ kalte Speisen aus dem Hôtel bringen, bereitete selbst den Thee und sott ein halb Dutzend Eier dazu." Natürlich weiß auch Glasenapp gleich eine unsaubere Begründung dieses „ungelegenen Ueberfalls". Minna kam nur „um ihn von der Hauptmasse der im Kellerraum abgestellten

Digitized by Google

Sachen zu befreien, welche sie für ihre Dresdner Einrichtung bestimmte. Sie hatte dabei im Sinne, ihm für seine demnächst zu gewärtigende völlige Amnestirung auf alle Fälle daselbst eine Häuslichkeit zu bereiten und ihn dadurch womöglich ganz zu sich herüberzuziehen." Und Weißheimer erzählt von dem unerwarteten Biebricher Besuch weiter, Minna habe Wagner's Vorlesung des Meistersinger-Textes, den sie noch nicht kannte, durch einige Fragen, die ihn zu eigentlich überflüssigen Erörterungen nöthigten, und einen Zwischenruf gestört, „während ein von ihr gedrehtes Brodkügelchen über sein Manuscript rollte". Das wird von Glasenapp mit großem Behagen wiederholt, obwohl er sonst seine Biographie mit seitenlanger Polemik gegen den „braven Wendelin" vielfach ungenießbar macht.*) Ist Weißheimer's Erzählung den Thatsachen entsprechend, so war es wohl von Minna's Seite eine Art Galgenhumor, denn sie erkannte die ihr feindlichen Einflüsse und daß bereits der Stern Cosima am Horizont aufgegangen war. Es ist auch nicht zu vergessen, daß Wagner's Laune in Biebrich — schon in Folge seiner ewigen Geldklemme und einer erzwungenen Unthätigkeit — höchst verdrießlich war, wie Bülow bestätigt; sogar Frau Cosima hatte darunter zu leiden. Jedenfalls schieden die Gatten freundlich von einander, wie sie denn auch noch zusammen nach Darmstadt zum „Rienzi" fuhren. Es war ihre Lieblingsoper, — „die Ursache der Berufung zur Dresdner Hofkapellmeisterschaft war für sie unter allen Werken Wagner's das Höchste geblieben; gegen die neuen Schöpfungen ihres Mannes hat sie sich skeptisch abweisend verhalten". Diese Unterstellungen werden durch Minna's eigene Briefe jetzt Lügen gestraft; nur „Tristan" war ihr, seiner Veranlassung wegen, unsympathisch, wie wir gesehen haben. Bald nach dem Biebricher „Ueberfall" kam Wagner sogar zu Minna nach Dresden. Wieder sehr zu Glasenapp's Verdruß. Er kann das dortige „gemeinsame Pariser resp. Züricher Mobiliar" gar nicht vergessen, womit sie ihre „häusliche Niederlassung verschönerte", ja, „sie hatte sogar für den Fall einer vorübergehenden oder dauernden Dresdener Niederlassung ihres Mannes Vorsorge getroffen". Doch der tückische Plan zerschlug sich. „Auch Dresden," so berichtet Wagner, „wo alle Mittel zur Aufführung meines Tristan vorhanden waren, durfte ich nun zwar wieder betreten; als ich mich aber nun für einige Tage dort einfand, mußte ich an der besonderen Haltung der Kgl. Generaldirection des dortigen Hoftheaters sofort erkennen, daß an ein Befassen mit mir und meinem Werke dort nicht im Entferntesten auch nur zu denken sei." Wagner kehrte also wieder in sein Asyl am Rhein zurück, um sich dann im November in Wien nach dem Schicksale seines Tristan umzusehen, auf dem, wie Minna behauptete, „nun einmal ein Fluch ruht".

In der ersten Ausgabe seiner Biographie schreibt Glasenapp: „Gerade als Wagner der sorgenvollen Wiener Lebensepoche entgegenging, hatte Minna sich äußerlich völlig von ihm losgesagt, der ihre Lage immer neuen Erschütterungen aussetzte." Minna hat sich im Gegentheil niemals von ihm „losgesagt"; vielmehr war es sein „congé", der sich eben bis zu ihrem Tode verlängerte. Sie hat sich auch dann nicht von ihm losgesagt, als die scheelsüchtigen Wiener Zeitungen über den „orientalischen Luxus" der Wagner'schen Villa in Penzing zeterten, daß sein Sammtsopha 3000 Gulden gekostet habe und daß die eigens angefertigten Tapeten zur Bewunderung ihrer Pracht am Graben ausgestellt seien, sowie sie von seiner Haushälterin Marie klatschten, aus welcher der Wiener Tratsch eine niedliche Ballettänzerin machte! . . . Und als die Wiener Herrlichkeit sammt dem Tristan zusammenbrach, da weiß uns Eliza Wille zu berichten, daß der Landflüchtige bei ihr oft an Minna's einsames Leben in Dresden dachte, — was natürlich den großen Minnahasser Glasenapp zu der unwirschen Einschränkung veranlaßt, von einem solchen „fremden sentimentalen Zug" sei Wagner „jeder Zeit weit entfernt" gewesen. Und der Besserwisser aus Riga fügt hinzu: „Wie konnte es ihm wohl unter den damaligen Verhältnissen in den Sinn kommen, Minna wegen ihrer angeblichen Einsamkeit zu beneiden, da sie doch an dem Aufenthaltsorte ihrer Wahl im Kreise ihrer Verwandten und im Umgange mit rechtlichen (!), aufrichtig ergebenen Freunden nichts weniger als einsam und jedenfalls gerade in diesem Augenblick weit besser daran war als er?" Plus royaliste que le roi, — die Wagnerpfaffen sind eben in Bezug auf Minna immer grausamer und liebloser als Wagner selbst. Und als dann ein König den großen Tondichter zu sich beruft, da kann der Biograph wieder seine Meinung nicht verschweigen, daß Wagner seine Frau unmöglich zu sich nach München, in die dortigen „complicirten" Verhältnisse berufen konnte. Diesmal hat er allerdings Recht, denn Minna's Platz an der Seite ihres Gatten war nicht mehr frei. Als aber die altbayerischen „Patrioten" gegen den Meister und seinen königlichen Beschützer demonstrirten und Wagner durch cynische Verleumdungen in München unmöglich machen wollten, da wußte der „Volksbote" seinen Lesern zu erzählen, die Gattin des „großen Componisten Rumorhäuser mit den zahllosen seidenen Schlafröcken" lebe seit seiner Rückkehr aus Paris von ihm getrennt und müsse, indeß ihr Mann „in Ueberfluß und Ehebruch" schwelge, in Dresden mit Mangel und Noth kämpfen und fast Hungers sterben. Dieses Märchen fand in den Münchener Volksschichten überall Glauben und rief namentlich unter dem weiblichen Geschlecht eine nachhaltige Bewegung hervor. Die in den grellsten Farben ausgeführte Schilderung von Minna's Nothstand ging in alle Blätter über, so daß Wagner seine Frau bat, dem Gerede durch eine öffentliche Erklärung ein Ende zu machen. Minna, die zwar bis zuletzt nie im Ueberfluß lebte, aber doch immer, wenn es ihrem Gatten gut ging, ein leidliches Auskommen hatte, erließ denn auch sofort die gewünschte Erklärung, und der Sturm legte sich.

Es war der letzte Liebesdienst der Aermsten. Am 25. Januar 1866 erlag sie in Dresden ihrem Herzleiden. Nachdem sie noch am Abend zuvor Besuch in ihrer Wohnung empfangen, verschied sie in der Nacht lautlos und ohne Kampf. Die Todesnachricht traf ihren Gatten auf einer Erholungsreise in Marseille. Er hat damals geäußert, sie habe in großer Liebe viel Leid und wenig Freud' an seiner Seite ertragen. Ein schönes Wort. Es verdient in Stein gegraben zu werden auf der vergessenen Gruft der unglücklichen Frau.

*) Andere ungünstige Quellen werden einfach todtgeschwiegen. Die interessanten Erinnerungen des Exministers Ollivier an seinen Schwager Wagner sind nirgend erwähnt. Die Wagner-Artikel der „Gegenwart" 1897 werden zwar emsig benutzt und ausgeschrieben, aber ohne Quellenangabe.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ideen.

Von Multatuli (Eduard Douwes Dekker).

Aus dem Holländischen von Wilhelm Spohr.

Der Impresario.

Ein fein gekleideter Herr, goldbekettet und zufrieden, wandelte einen der Canäle Amsterdams entlang. Er war „Geschäfte" wegen in der Stadt. Gleich sollt ihr sehen, wegen was für welcher. — Es wandelte ihm eine Dame mit ihrem Kinde vorauf. Ich weiß nicht durch welchen Zufall, das Kind fiel in's Wasser. Die Mutter stieß einen Schrei aus . . . und sprang dem Kinde nach und rettete es. Der Mann von Geschäften sah dem Vorgange zu, zog sein Notizbuch hervor

Digitized by Google

und schickte sich an, etwas darin zu notiren. „Gnädige Frau, darf ich mir erlauben, nach Ihrem Namen und Ihrer Adresse zu fragen?“

„Mein Kind, mein Kind, ich habe mein Kind wieder!“

„Sehr wohl, aber darf ich so frei sein . . .“

„Ich hab' mein Kind wieder,“ wiederholte hartnäckig die Mutter, die nicht begriff, wie man sie nach etwas Anderem als nach ihrem Kinde fragen könne.

„Mit der Frau ist nichts anzufangen,“ brummte der neugierige Frager. „Ei, lieber Mann, ich werde Sie anständig belohnen, wenn Sie mir morgen den Namen und die Adresse von dieser Dame aufgeben.“

So bat der Fremdling einen der Umstehenden, und es scheint, daß er diesmal erfuhr, was er zu wissen wünschte. Wenigstens ließ er sich Tags darauf bei der glücklichen Mutter anmelden. „Gnädige Frau, ich hatte die Ehre, anwesend zu sein . . .“

„O, waren Sie dabei, mein Herr? Haben Sie's gesehen? Ich sah nichts, ich hörte nichts, ich sprang . . .“

„Verschonen Sie mich, gnädige Frau, ich habe gehört . . .“

„Gehört?“

„Ja, gnädige Frau, ich habe gehört, wie Sie . . .“

„Gehört? Was denn?“

„Ich habe gehört, wie Sie geschrieen haben, verehrte Frau . . . ich komme, um Ihnen ein Engagement beim Theater anzubieten.“

Arme Mutter! Dieser Mann war ein Impresario, der Zugstücke suchte. Er hieß: Publicum.

Don Juan.

Don Juan ist dick und fett, wie es sich gehört. Aber Dimanche ist mager.

„Meine Familie ist in Noth, edler Don Juan! Ihr wißt, was ich für Euch gethan habe . . .“

„Gut gesprochen, mein lieber Dimanche, nehmt Platz!“

„Ich danke der Aufforderung, werther Herr . . . ich wünschte, daß Ihr diese Rechnung . . .“

„Eure Rechnung ist entzückend. Fahrt so fort! Darf ich Euch 'ne Prise anbieten?“

„Ich danke für die Prise, Don Juan . . . doch diese Rechnung, und . . .“

„Wißt Ihr wohl, daß Ihr eine gute Hand schreibt, o universeller Dimanche? Ich ernenne Euch zu meinem Secretär . . . dann könnt Ihr für mich schreiben!“

„Ich danke dafür, Herr Ritter, doch meine Angehörigen leiden Mangel . . . und um Euretwillen sollten wir . . .“

„Mangel? . . . Leiden? . . . Mangel leiden? . . . O herrlich schöne Verbindung von tief gefühlten Klängen! Ich sage . . . ich erglühe . . . ich will . . . ich weiß selbst nicht, was ich will, doch thut das nichts zur Sache . . . der Ausdruck ist prächtig! Thut mir den Gefallen und sagt das noch einmal . . .“

„Wir leiden Mangel, Herr . . .“

„Göttlich! Was für ein Leben . . . diese Gluth . . . was für ein Feuer! Ich erhebe Euch zu meinem Leibdichter. Fahret fort, wohlberedter Dimanche!“

„Danke für's Dichteramt, Herr Grande . . . ich meinte, daß Ihr . . . um Gotteswillen, bedenkt, daß wir sterben . . . und obendrein, ich hab' Schulden . . . ich kann nicht bezahlen . . . und nun sagt man, daß ich unehrlich bin . . . derweil Ihr . . . bedenkt, Herr, Ritter. Don, Juan, Grande, wie muß ich Euch anreden, um verstanden zu werden? Don Juan . . . o Gott . . . wir sterben, und man sagt, daß ich . . .“

„Sterben? . . . Erhabener Gedanke! Aber er trifft nicht recht zu . . . Freund Dimanche! Ihr lasset Euch durch Eure Begeisterung zur Ungenauigkeit hinreißen. Sterben? Ihr mit Eurem Vortragstalent? Sterben? Ihr? . . . mit solcher Handschrift? Unmöglich, Dimanche! Seht hier! Ich, Don Juan . . . ich schenke Euch . . . nehmt's an! . . . seid nicht beschämt . . . ich bin's Euch schuldig . . . ich schenke Euch, ex plenitudine potestatis . . . versteht Ihr das?“

„Ach nein . . . aber meine Rechnung . . .“

„Ich schenke Euch die Unsterblichkeit! — Leporello, willst du den Herrn 'mal herauslassen?“

Ich weiß nicht, ob Dimanche noch Zeit hat, zu antworten: „Ich dank' Euch, Don Juan-Publicum, für Eure Unsterblichkeit!“ aber mich dünkt, ich sehe den armen Teufel so betrübt hinweggehen, um Frau und Kindern Unsterblichkeit mit nach Hause zu bringen — anstatt Brodes, das sie erwarteten, um nicht sterben zu brauchen.

Die alte Reisigfrau.

Ich saß mit Fancy auf einer Bank vor den Thoren Haarlems. Da humpelte in der Ferne ein altes Mütterchen. Sie bückte sich oft, raffte etwas auf und sammelte es in ihre Schürze. Ach, es waren kleine Stücke Holz, die sie suchte . . . Welche Armuth, dachte ich. Und ich berechnete, daß sie alsbald in die Nähe der Bank kommen werde, auf der ich saß, und ich warf ein Stück Geld nieder, daß sie es aufsammeln sollte. Und ich freute mich bei jedem Schritt, womit sie dem Geschenke näher kam, das ich ihr durch den Zufall zuwenden wollte. Aber reisigsammelnde Frauen und Kometen sind zweierlei. Dieser Komet beschrieb eine andere Bahn, als ich berechnet hatte, und ich befürchtete . . .

„Frauchen!“

„Wie?“

„Ihr sucht so eifrig . . . ich glaube, daß dort etwas liegt, da!“ Sie kam nicht und ging sammelnd weiter. Ganz natürlich. Sie suchte Holz und Reiser unter den Bäumen, und was ich sie weisen wollte, lag auf dem Fußpfad. Da lag nicht Holz, wonach sie Begehr hatte. Wahrscheinlich dachte sie, ich triebe meinen Spott mit ihr.

„Wirklich und wahrhaftig, Frauchen . . . Kommt 'mal da heraus. Ich glaube in der That, daß da etwas liegt . . . ja, es scheint gar Geld . . .“

„Nun . . . däuchte Euch das, so hättet Ihr's wohl selbst aufgehoben!“

Da nahm ich das Geldstückchen und brachte es ihr und war betrübt, daß die alte Frau so wenigen guten Menschen begegnet war in ihrem langen Leben.

Sittenlos und unsittlich.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt, aber das ist eine Lücke in der Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Gewohnheit, sich vom Kopf bis zu den Zehen mit ranzigem Thran zu beschmieren. Ein junger Samojede unterließ das. Er beschmierte sich absolut nicht, weder mit Thran noch mit sonst etwas.

„Du folgst den Sitten nicht“, sagte ein samojedischer Gelehrter . . . „Du hast keine Sitten . . . Du bist sittenlos . . .“

Das war ganz correct gesagt. Es ist selbstverständlich, daß der junge sittenlose Samojede mißhandelt wurde. Er fing mehr Robben als irgend ein anderer, aber es half ihm nichts. Man nahm ihm seine Robben ab, gab sie Samojeden, die gehörig nach Thran stanken, und ihn ließ man Hunger leiden. Allein es wurde noch ärger. Nachdem er noch einige Zeit in unbeschmiertem Zustande gelebt hatte, begann der junge Samojede endlich, sich mit Eau-de-Cologne zu waschen. Diese Wohlriechendheit konnte man nicht ausstehen in Samojedien!

„Er handelt gegen die Sitten,“ sprach nun der Gelehrte jener Zeit, „er ist unsittlich! Kommt, wir wollen fortfahren, ihm die Robben abzunehmen, die er fängt, und obendrein soll er noch Prügel haben . . .“

Das geschah. Doch weil man in Samojedien keine üble Nachrede kannte, kein Druckrecht, keine Verdächtigung, keine dumme Orthodoxie, noch falschen Liberalismus, noch corrumpirte Politik, noch corrumpirende Minister, noch ein verrottetes Parlament . . . so schlug man den Patienten mit den abgenagten Knochen der Robben, die er selbst gefangen hatte.

Digitized by Google

Beschränkter Gesichtskreis.

„Also erzähle uns nun einmal ohne Scherz, was eine ‚Specialität' ist!"

„Ich scherze nicht. Und ich werde es auch nicht thun. Der Gegenstand ist zu traurig dazu. Eine Specialität ist so einer, der sein Leben lang viele Dinge vernachlässigt hat, um den Preis der Mittelmäßigkeit zu erringen in dem Wettlauf der Ausüber eines bestimmten Faches. Eine Specialität ist Jemand, der, indem er sich blind starrt auf einen Punkt, das Recht erkauft zu haben meint, Kurzsichtigen als was Anderes zu erscheinen als was sie sind. Eine Specialität ... hast du wohl schon einmal die Straßen fegen sehen?"

„Nicht so oft, wie ich im Interesse der Reinlichkeit wohl wünschen möchte. Aber doch hin und wieder."

„Fühltest du nicht manchmal die Lust in dir aufsteigen, solchem Ihm oder Ihr den Besen aus der Hand zu reißen und einmal zu zeigen, wie man fegen muß?"

„Oftmals."

„Fegten also, nach dem Ideal, das du dir vom Straßenfegen bildetest, diese Menschen gut?"

„Mit der Hand auf dem Herzen, bei meiner Seele Seligkeit, auf Ehre und Gewissen, im Angesichte von Göttern und Menschen .... nein!"

„Sehr wohl. Nach dieser Constatirung frage ich dich, ob du so einen Straßenfeger für im Stande hältst, dir ein juristisches Gutachten zu geben, deine Kinder vom Keuchhusten zu heilen, die Staatsschulden zu tilgen, Buchdruckerkünste zu erfinden, Amerikas zu entdecken ꝛc. ꝛc.?"

„Mit Hand, Herzen ꝛc., Alles wie zuvor: nein!"

„Ei nun: so ein Feger, der nicht fegen kann und kein anderes Fach versteht als Nichtfegenkönnen, das ist eine Specialität."

Das Samenkorn.

Beim Anschauen eines Kunstwerkes, bei der Schätzung einer hervorragenden That, beim Beurtheilen eines ausgedrückten Gedankens lege ich mir allezeit die Frage vor: Was ging da vor in der Seele des Künstlers, des Helden, des Philosophen, daß das Ideal geschaffen, die That beschlossen, der Gedanke hervorgebracht und ihm als fertige Idee Form gegeben wurde? Das ist: ich frage, wie die Seele befruchtet ward? Welche Zustände sie durchlief bei Schwangerschaft und Niederkunft? Nun wohl, das Ereigniß einer großen Conception ruft mir jedesmal den Text zu: mit Schmerzen sollst du Kinder gebären! Wenn ein Samenkorn sprechen könnte, würde es klagen, daß da Schmerz liege im Aufkeimen.

Helden, Künstler und Philosophen werden mich begreifen und die Klage des Samenkornes verstehen.

Aus der Hauptstadt.

Der neue Kammerdienst.

In Berlin tobt der Kampf um des armen Zedlitz-Neukircher's Leichnam erbittert fort, und die helmbuschumflatterten Helden hinter den Mauern geben die Hoffnung nicht auf, auch seinen Todfreund Achilles Miquel zu erlegen, nach dessen verwundbarer Ferse sie ohne Unterlaß ihre Speere stoßen und ihre sorgfältig vergifteten Pfeile abschießen. Hinter den Coulissen ringt im dritten und letzten Gange Krupp mit Stumm, während man auf der Germaniawerft, die dem Essener Allgewaltigen nun ja auch gehört, schon den Kiel legt zu der Yacht Hohenzollern II, die Anno 1905 unter'm wilden Jubel der Bevölkerung den Mittelland-Canal befahren soll. Ein agrarischer Freischärler wird wegen Majestätsbeleidigung peinlich processirt; den vom Hof verbannten Kammerherren und Schlüsselbewahrern theilt man mit, daß sie keinesfalls auf Verzeihung rechnen dürften, sie nähmen denn an ihrer politischen Persönlichkeit den Schnitt vor, um dessentwillen Christoph Martin Wieland den wackeren Kombabus so uneingeschränkt gepriesen hat. Wer wittert da nicht Morgenluft? Und wer ist so wenig Demokrat, daß er jetzt nicht seine lästig gewordene republikanische Gesinnung mit entschiedenem Ruck abstreift und sich in regierungsfähige Toilette wirft? Das neunzehnte Jahrhundert kann nicht zu Ende gehen, ohne uns den Schneider beschcert zu haben, der Kammerherrenfracks für naturgebogene Rücken aus dem morgenländischen Westend der Hauptstadt herzustellen weiß und zierliche Seidenescarpins an die Stelle der krummen Hosen setzt, davon Wilhelm Busch gesungen hat.

Und während sich so Gewaltiges vorbereitet und die Wahrheit im Anmarsch ist, tagt anscheinend über den Wolken die stärkste demokratische Partei Deutschlands und beschäftigt sich drei Tage und drei Nächte lang mit der akademischen Frage, ob Herr Bernstein in London ein Esel, Herr Bebel ein Idiot, Herr Schippel ein gemeiner Kerl und Herr Liebknecht ein altersschwacher Trottel ist. Der Nichteingeweihte kann wirklich kaum umhin, an der gesunden Vernunft der socialen Demokratie zu zweifeln. Statt die dünnen Reihen des Berliner Freisinns und des Kölner Liberalismus zu verstärken, der freilich nach allem Anderen eher als nach Kölnischem Wasser riecht, vertrödelt sie unwiederbringlich kostbare Zeit mit theoretischen Erörterungen. Jetzt, wo es gilt, dem wankenden Finanzminister das entscheidende ôte-toi que je my mette zuzurufen, wo Pachnicke sich anschickt, für den unglückseligen Auchnichtredner Studt einzuspringen und sein Protector Rickert definitiv entschlossen ist, dem Fürsten Hohenlohe hinfort das lästige Memoriren rhetorischer Kunstwerke zu ersparen, jetzt versagt die Gruppe Singer! Die ganze Woche gehörte dem Parteitage, und die ganze Woche hindurch befaßte er sich ausschließlich mit einem langweiligen Druckhefte, das kein Mensch gelesen hat, diejenigen am allerwenigsten, die es als eine Offenbarung begrüßten. Statt die Reize des Canalprojectes zu erörtern, das Junkerthum die Vorfrucht der Socialdemokratie zu nennen und sodann, wenn auch in höhnischer Weise, die Loyalität und Königstreue der Freisinnigen hervorzuheben, beschränkten sich die Genossen auf alberne Katzbalgereien um sogenannte Principien. Sie haben den demokratischen Gedanken in einem Augenblick verrathen, wo ihm zwei bis drei Portefeuilles winkten, und dadurch neuerdings ihre Unzuverlässigkeit erhärtet. So wenigstens glauben die Kurzsichtigen. Gottlob wartet ihrer eine angenehme Enttäuschung.

Die alten und jungen Herren, die heute in Liberalismus machen, ohne sich viel um den Sinn des geheimnißvollen Fremdwortes zu kümmern, empfinden der Socialdemokratie gegenüber jene liebevolle Zuneigung und Zärtlichkeit, die man immer dem unpraktischen, bei der Erbschaft-Vertheilung über's Ohr gehauenen Bruder bewahrt. Sie ließen dem braven Tölpel all' die schönen Ideale, wofür ihr gemeinschaftlicher Vater, der achtundvierziger Schwarmgeist, erglüht war, und reservirten für sich nur die paar zinstragenden Freiheiten, die dem Großcapital und der Börsenherrschaft den Weg ebneten. Mit dem rothen Blutsverwandten theilten sie den altfränkischen Haß gegen Junker und Pfaffen, die doch, wie u. A. die Canal-Figura und der christliche Socialismus zeigen, schon längst keinen Hund mehr vom Backofen locken können, und sie waren es baß zufrieden, daß Bebel die Volksmassen auf diese Popanze hetzte. Dadurch kamen die Raubritter in den Privatcomptoirs und die Mammonpriester des Burgstraßen-Tempels in wohlthätige Vergessenheit und konnten ihrer gottgesegneten Arbeit in Ruhe obliegen. Auch daß der socialdemokratische Benjamin die republikanische Firma fortführte und dafür in ganz Deutschland reisen ließ, gefiel dem Börsen-Liberalismus wohl. Konnte er nun doch nach außen hin mit flammender Begeisterung die Stärkung des monarchischen Gedankens betreiben, ohne befürchten zu müssen, damit nennenswerthe Erfolge zu erzielen. Im Angesicht der socialdemokratischen Gefahr, die Thron und Vaterland bedrohte, machte es sich immer höchst decorativ, auf das treue Bürgerthum hinzuweisen, das Mittags in Kohlenwerthen fixte, Abends aber bereit

Digitized by Google

war, den letzten Rothweintropfen auf das Wohl des jeweiligen Monarchen zu vergießen. Zeigte sich die Socialdemokratie schon von dieser Seite als eine ungemein nützliche Erfindung, so stieg ihre Bedeutung noch wesentlich dadurch, daß sie bei allen wichtigen Anlässen eine unbedingt zuverlässige Hülfstruppe für den bedrängten Capitalismus und die großcapitalistische Ausfuhrpolitik abgab. Sie stimmte gegen das Börsengesetz, wie sie für die Handelsverträge stimmte. Nach alledem mußte es in freisinnigen Kreisen mit Recht Empörung wachrufen, als die socialistische Fraction das Canalunternehmen nur lau beförderte und seiner in Hannover mit keinem Worte gedachte. Eine Störung des bislang als so angenehm empfundenen Vasallenverhältnisses war eingetreten, und hervorragende Börsianer dachten bereits daran, den aufsässig gewordenen Umstürzlern die monatlichen Subsidien zu entziehen.

Indessen sollte man hier nicht voreilig urtheilen. Die sozialdemokratische Partei ist sich ihrer Verpflichtungen immer bewußt geblieben und hat ihnen jederzeit mit Treue nachzukommen versucht. Wenn sie diesmal nicht unmittelbar in den Kampf eingriff, so lag dies zweifellos allein daran, daß sie die klug berechneten Kreise der Männer aus Berlin W nicht stören wollte. Wo es in ihrer Macht stand, die Entscheidung zu fördern, da that sie dienstfertig das Letzte. Zedlitz-Neukirch präsidirte noch heute der Seehandlung und schriebe in seinen knapp bemessenen Mußestunden zahllose Entrefilets und Leitartikel, die ihm nützten und Niemand schadeten, da Niemand außer dem Corrector sie las, wenn nicht der „Vorwärts“ dem Stillleben ein Ende gemacht hätte. Zedlitz-Neukirch mußte das Seehandlungspräsidium quittiren, als er keine Zeitungsaufsätze mehr schreiben durfte, denn es lag dringende Gefahr vor, daß er sich nun um die Geschäfte der Bank kümmern würde. Einer solchen Eventualität konnte die Regierung das ohnehin geplagte Land nicht aussetzen, und die Linke bekam ihren Willen. Es ist immerhin etwas werth, den politischen Gegner um Amt und Brod zu bringen. Diesen seelischen Hochgenuß aber verdankte der Canalliberalismus wiederum ausschließlich seinem socialdemokratischen Kammerdiener, der ihm zu Liebe sogar Briefe stiehlt und fremde Geschäftsbücher durchschnüffelt.

Und daran nicht genug. Einsichtige Socialdemokraten haben längst erkannt, daß die schroffe Betonung des „Endziels“ sowie die breite Ausmalung gewisser Zukunftstaats-Herrlichkeiten geeignet ist, die Begehrlichkeit der Wähler wachzurufen, sie mit anti-capitalistischem Neid und Haß zu erfüllen und so in eine Stimmung zu versetzen, die den Großbankier unter Umständen unangenehm berühren könnte. Ebenso fand die Gepflogenheit, alle bürgerlichen Parteien als eine einzige reactionäre Masse zu behandeln, je länger je weniger den Beifall aufgeklärter Socialrevolutionäre, die recht wohl voraussahen, daß man dadurch die proletarische Menge dem Liberalismus zu sehr entfremdete. Des Weiteren beunruhigte diese scharfäugigen Politiker die sogenannte Mittelstands- und Agrarfrage einigermaßen. Es konnte ihnen unmöglich verborgen bleiben, daß Großcapital und Großindustrialismus so lange nicht zur absoluten Herrschaft kommen würden, als der rückständige Bauernstand ein Recht auf Existenz geltend machte und mit fanatischer Wuth versocht. Der Socialradaukratie Bebel'scher und Liebknecht'scher Observanz war es Dank ihrer brutalen Offenherzigkeit auf ewig verwehrt, den Bauer zu fangen und so die Arbeit zu verrichten, die das mobile Capital von ihr begehrte. Nur ein hübsch maskirter, kleinbürgerlich angethaner Surrogat-Socialismus vermochte hier den im Interesse der Großbanken und Großexporteure so nöthigen Erfolg zu erzielen. Man erfand deßhalb die neue Richtung, die nun in Hannover zum siegreichen Durchbruche gelangt ist. Das socialdemokratische Schreckgespenst ist gebannt, nur ein paar Jahre noch, nur die paar Jahre noch, die der alten Garde zu leben vergönnt sind, und die Jungen werden mit fliegenden Fahnen dem Talmi-Liberalismus jede gewünschte Kastanie aus dem Geschützfeuer von rechts holen. Eine simple Reformpartei, die über all' und jedes Dogma mit kalt vernünftigem Lächeln zur Tagesordnung übergeht, die im Fett der Compromisse erstickt, um kleinliche Vortheile schachert, sich philiströs mit dem heute Erreichbaren begnügt und über fanatische Schwärmer höhnisch die Achseln zuckt — von wannen soll ihr der wilde Schwung der Idee kommen, das lodernde Feuer, womit allein Welten in Brand gesetzt, woraus allein neue Welten geboren werden? An dem Tage, da die Socialdemokratie ihre jetzige Mauserung beendet hat, ist es überhaupt mit ihr zu Ende; an dem Tage droht von ihr keine Gefahr mehr. Aus dem ungeschlachten Riesenkinde, das die bestehende Gesellschaft mit einem Faustschlag zertrümmern wollte, ist dann ihr geschniegelter Kammerdiener geworden.

Dem Bernstein und Auer, dem Schippel und Heine werden nicht umsonst von allen Spießbürgern hallende Lobsprüche gespendet, und nicht umsonst feiert die Börsenpresse sie und hält den Schild über sie. Das Berliner Thiergarten-Viertel schickt sich an, courfähig zu werden und die erledigten Kammerherrenstellen zu besetzen, seine Damen nehmen Unterricht in den feineren Hofsitten — da bedarf die neue Aristokratie auch der politischen Kammerdiener. Sie hofft zuversichtlich, in der werdenden Reformpartei brauchbares Material zu finden. Und sobald sie die Macht in den Händen hat, wird sie sich dankbar zeigen. Statt der Ruthen Scorpionen, statt der Zuchthausvorlage eine Galgenvorlage. Der Ackerbaustaat Deutschland konnte eine große Industrie-Arbeiterpartei ertragen, konnte und mußte sogar Coalitionsfreiheit gewähren und Streiks erlauben. Der Industriestaat der Zukunft darf das nicht mehr, will er sich nicht selbst zu Grunde richten. Auf dem Weltmarkt besteht und siegt für die Dauer allein das Land der niedrigsten Löhne. Durch das Auftauchen der radicalen Socialdemokratie wurde die Verelendung der Arbeitermassen gehemmt, durch das Emporkommen der Agrarbewegung die völlige, besinnungslose Verindustrialisirung Deutschlands. Wie Feuer und Wasser bekämpfen sich sonst die beiden feindlichen Mächte; in dieser einen Beziehung aber wirkten sie bisher zusammen und trieben die Maschine. Gelingt es dem Großcapital, beide Kräfte durch einander aufzuheben, so hat er gewonnen Spiel. Jedenfalls aber wäre es ein grotesker Spaß und eine üppige Ironie der Parteigeschichte, wenn zur selben Zeit, da die Vertreter der Bauernschaft ihrer Ueberzeugung wegen sogar die Kammerherrenstellen fahren lassen, die Se. Majestät zu vergeben hat, die Socialdemokratie sich um den Posten eines Kammerdieners bei gar nicht majestätischen Herrschaften bewürbe. Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Splitter und Balken“. Lustspiel in vier Aufzügen von Hugo Lubliner. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Ein glückliches Paar“. Lustspiel in drei Aufzügen von Hermann Faber. (Deutsches Theater.)

In London ruhte das Amt des Theatercensors bis vor kurzem in den Händen eines ehemaligen Unterofficiers — sollte der jüngst pensionirte Herr sich etwa nach Berlin begeben haben und hier Dramaturg des Königlichen Schauspielhauses geworden sein? Nach den beiden letzten Neuheiten dieser Bühne muß das selbst der annehmen, der dem Theater am Gensdarmenmarkte bisher seiner tüchtigen darstellerischen Kräfte wegen öffentlich immer noch mit einigem Respect begegnete. Die Erinnerung an ein so fürchterliches Stück wie die „Ewige Liebe“ des betriebsamen Faber konnte nur durch eine dramatische Großthat ausgelöscht werden; statt ihrer tischte man den im Parkett versammelten Dulbern „Splitter und Balken“, ein neues vieractiges Unglück des Lublincr, auf. Augenscheinlich wollte man den Beweis führen, daß es noch elendere Machwerke als die „Ewige Liebe“ giebt. Aber der Club der Harmlosen, der sonst die weiten Räume des leider nur in einer Beziehung königlichen Musentempels bevölkert, hatte sich diesmal in eine Horde wüthender Zischer verwandelt, und das Lustspiel fiel durch, wie im Schauspielhause seit Jahren nichts durchgefallen ist. Es lohnt sich wahrhaftig nicht, dem Jammerproducte des Mannes aus der Bendlerstraße auch nur ein Wort kritischen Unwillens zu sagen. Es ist dies auch schon darum unmöglich, weil man nur bei unausgesetzter, angestrengter Aufmerksamkeit etwa im Laufe des dritten Actes errathen konnte, was der verehrte Autor vielleicht gewollt hat. Diese Aufmerksamkeit anzuwenden, war mir nicht gegeben; ich unterhielt mich vielmehr damit, aus Farbe und Form der Handschuhe, die sämmtliche Anwesende dauernd und krampfhaft vor dem Munde hielten, die Moden des heurigen Herbstes festzustellen. Wahrscheinlich habe ich mich dabei besser amüsirt, als irgend ein anderer Zuschauer.

Digitized by Google

Das Deutsche Theater ist bekanntlich eine „vornehme und ernsthafte" Bühne. Seine Mitglieder setzen ihr beträchtliches Können principiell nur für bedeutsame Kunstwerke ein, und mit Verachtung blicken sie wie ihre Leibkritiker auf die kleinen, unmodernen Musenhäuser, das Königliche Schauspielhaus beispielsweise, wo man seinen Ehrgeiz allein darin sucht, das öde Amüsementsbedürfniß des süßen Parquettmobs zu befriedigen. Nur schade, daß Herr Brahm gegenüber seinen Goldmännern nicht genügend Autorität besitzt, um seine idealen Absichten in jedem Falle zur Geltung bringen und für stricte Befolgung der literarischen Grundsätze des vornehmen und ernsthaften Instituts sorgen zu können. Er hätte Herrn Engels dann zweifellos die Albernheit der jämmerlichen Paraderolle klar zu machen gewußt, in die der beliebte Komiker sich vergafft hatte, und wir wären mit Faber's „Glücklichem Paar", das Deutsche Theater aber mit einer erschütternden Blamage verschont geblieben.

Im Laufe einer einzigen Woche zwei echte Faber — das ist hart. An und für sich schon gehört das kritische Amt in Berlin zu den am wenigsten beneidenswerthen; es kommt gleich hinter dem Finanzministerposten. Bringen aber sowohl die „idealistische" wie die „realistische" Bühne, der Gensdarmenmarkt wie die Schumannstraße, Neuheiten von Goldschmidt-Faber, und das ohne hinreichende Zwischen- und Erholungspause, dann verlieren für den Recensenten sogar die Schrecken der Teufelsinsel alle Furchtbarkeit. Der Frankfurter Rechtsanwalt und Bühnendichter Goldschmidt hat, wie alle Juristen, für Literatur und Theater immer etwas übrig gehabt. Er hat ungeheuer viel gelesen und gesehen. Man kann es ihm billiger Weise nicht verargen, daß er wieder auf seine Kosten zu kommen und die Summen wieder herauszuschlagen sucht, die er für Journale und Theaterstücke bislang bezahlt hat. So klebt er denn seine gesammelten Erinnerungen behutsam hintereinander auf. Ulk-Witz, Dorfbarbier-Humor, Fulda-Psychologie, realistische Kleinmalerei, breit angelegte Charakterbilder und Moseraktschlüsse — bei ihm giebt sich Alles ein Rendezvous. Er stellt einen Helden auf die Beine, der ein tüchtiger Romancier und zugleich ein Idiot strengster Observanz ist. Dr. Emil Wendelin hat alle ihm bekannten, heirathsfähigen Damen auf eine Liste geschrieben, um so ihre Qualitäten genauer prüfen und dann die am besten für ihn passende Frau herausfinden zu können. Diese sublime und so natürliche Idee des Theoretikers scheitert an dem Cretinismus des Praktikers. Er erwischt richtig die Falsche, läßt sich verloben, wechselt in Angst und Grausen die üblichen Küsse und bittet am Ende himmelhoch einen hilfsbereiten Freund, ihm die Braut wieder abzunehmen. Um diese blödsinnige Figur hat Goldschmidt-Faber drei Acte und eine Charakterkomödie herumgedichtet. Da er jedoch die derben Possensituation nicht auszubeuten vermag, so stopft er eine Fülle verworrener Reminiscenzen aus den Possen Anderer in das Stück hinein, backt aus aufgeweichten Brodresten aller Art einen dramatischen Warschauer Kuchen. Herrn Engels begeisterte das mißfarbene Sammelsurium, und er ging gewaltig in's Zeug dafür. Seine komische Kraft ist groß genug, um durch sich allein zu wirken, und wenn er fühlt, daß der Autor völlig versagt, arbeitet er mit munteren Mätzchen und schafft's am Ende doch. Freilich ähnelt er dann höchst verdrießlich Herrn Thomas, freilich zeigt er dann, daß er gewiß ein famoser Schauspieler, ein Caricaturist und Groteskkomiker erster Ordnung, aber doch nur zeitweise ein Künstler ist. An stückeschreibenden Dilettanten verderben die Mimen. Und deßhalb muß man vor Herrn Faber, der ein bösartiger Dilettant ist, ausführlich und laut warnen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals der amerikanische Milliardär Astor.

Verehrter Herr!

Ihr New Yorker Mitarbeiter macht sich in Nr. 36 Ihres geschätzten Blattes mit Recht über den „abtrünnigen" Milliardär William Waldorf Astor und seinen noblen südfranzösischen Stammbaum lustig. Als guter Alt-Heidelberger kann ich Sie versichern, daß die badisch-pfälzischen Astors, denen auch der ausgewanderte Johann Jacob Astor angehörte, einem weitverbreiteten urdeutschen Bauerngeschlecht entstammen, das noch heute den richtigen Namen Aschthor führt. Auch der Vater des Begründers der Milliardärdynastie war kein Nachkomme der Hugenotten, kein d'Astory oder d'Astorg, sondern urkundlich der ehrsame Bauernsohn und Metzger Aschthor in Walldorf.

Hochachtungsvoll

Prof. M. Gutsch.

Notizen.

Das große Kartenwerk von Mittel-Europa des verstorbenen Vorstandes des kartographischen Bureaus im Preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten Professor W. Liebenow erscheint jetzt lieferungsweise im Verlage der bekannten geographischen Anstalt von Ludwig Ravenstein in Frankfurt a. M. Welch' große Bedeutung dem geographisch wichtigen Werke beizulegen ist, geht wohl am Besten daraus hervor, daß nicht allein sämmtliche in Betracht kommenden topographischen Bureaus der deutschen Generalstäbe bis auf den neuesten Stand gebrachtes Correcturmaterial geliefert, sondern daß auch die ausländischen Generalstäbe in liberalster Weise gleiches Material zur Verfügung gestellt haben. Besonders das Entgegenkommen des französischen Kriegsministeriums bei dieser Angelegenheit dürfte von großem Interesse und mehr als alles Andere ein Beweis des guten Einvernehmens mit unseren westlichen Nachbarn sein. Die graphische und farbige Ausstattung ist überaus schön und scharf. Sämmtliche Wohnplätze bis zum Weiler (Städte über 5000 Einwohner nach Größe geordnet) sowie die meisten Schlösser, Güter, Höfe, Forsthäuser, Berggasthäuser, Aussichtsthürme, Hütten, Bergwerke, Salinen ꝛc. ꝛc sind vorhanden, ferner Eisenbahnen jeder Art mit Stationen, Landstraßen, Vicinalstraßen, Verbindungs- und Gemeindewege, zahlreiche Höhenangaben, Flüsse, Canäle, Moore, Haiden, Wiesen ꝛc. Eine gleichzeitige zweite Ausgabe des topographisch-politischen Kartenwerks ist eine Radfahrer-Ausgabe, die Haupt- und Nebenradfahrerstraßen mit Angabe gefährlicher Stellen sowie Entfernungszahlen bringt. Die Zahlen selbst sind das Resultat sorgsamster Ermittlungen unter Zuhülfenahme der Meßtischblätter und topographischer Karten aller Staaten; theils offiziell mitgetheilt, theils den offiziellen Radfahrerführern entnommen. Ein Hauptvorzug der Liebenow-Ravenstein'schen Radfahrerkarte liegt aber darin, daß diese Karte die einzige ist, welche das ganze mitteleuropäische Gebiet von Orleans bis Debreczin und von Memel bis zum Brennerpasse in Tirol bei großer Vollständigkeit und Klarheit einheitlich zur Darstellung bringt. Nicht allein für den Radfahrer, sondern auch für alle mögliche andere Zwecke ist diese Ausgabe fast noch brauchbarer als die topographisch-politische Ausgabe.

Reiseerlebnisse aus dem Staate Santa Catharina. Von Franz Giesebrecht. (Berlin, Hermann Paetel.) Der vielgenannte Verfasser erzählt in dem hübsch illustrirten Büchlein die Entstehung und Entwickelung der deutschen Kolonien Dona Francisca und Blumenau in Südbrasilien und behandelt im Anschlusse daran die Anlage der neuen Kolonie Hansa. Giesebrecht hat die in Frage kommenden Gegenden des Staates Santa Catharina selber bereist und entwirft ein anschauliches Bild von dem Leben und Treiben der deutschen Kolonisten im brasilischen Urwald. Es ist recht erfreulich hieraus zu ersehen, wie deutsche Thatkraft in das Bollwerk des brasilischen Urwalds Bresche gelegt hat, daß das gewaltige Gebiet der Hanseatischen Colonisationsgesellschaft bald ganz besiedelt sein wird und daß die hier geschilderten bescheidenen Anfänge ein wichtiges Absatzgebiet für das deutsche Reich versprechen. Noch erfreulicher wäre es, wenn diese Colonisationsarbeit nicht abermals wie in Nordamerika ꝛc. zu Gunsten anderer, zum Theil feindlicher Staatengebilde gethan und statt dessen für das größere Deutschland nutzbringend gemacht würde. Auch in Südamerika den verpfafften Völkerschaften bloß als Culturdünger zu dienen, dazu ist unser Volksthum zu gut. Vielleicht beantwortet Giesebrecht in seinem angekündigten größeren Werke diese uns vor allem nahegehende Frage nach der Möglichkeit deutscher Reichscolonien in Südamerika.

Wir haben über das neueste philosophische Werk von Maurice Maeterlinck: Sagesse et destinée letzten Winter gleich nach Erscheinen des Originals sehr ausführlich berichtet. Nun ist das gedankenreiche Buch des „belgischen Shakespeare" auch in deutscher Uebersetzung von Oppeln-Bronikowski unter dem Titel: „Weisheit und Schicksal" bei Eugen Diederichs, Leipzig erschienen. Diese Bearbeitung ist

Digitized by Google

sogar umfangreicher als die französische Ausgabe, in der jene Paragraphen fehlen, die die Stellung des Autors zu Napoleon I. charakterisiren. Während sich Maeterlinck in seinem „Schatz der Armen" dem Mittelalter zuwandte und neue Kraft aus dem Jungbrunnen der Mystik schöpfte, hat er in seinem neusten Buche einen Schritt weiter gethan und steht auf dem Boden der Renaissance, eines freudigen Optimismus. Mit einem neuen Weltbild hat er auch eine neue Moral aufgestellt und dem Problem des Sokrates, wie man gut, glücklich und weise zugleich sein kann, eine neue Gestalt gegeben; er berührt sich in seinen neuen Lehren unverkennbar mit Friedrich Nietzsche, obschon er dessen Schriften nicht kennt, ja er prägt oft Sätze, die in Inhalt, Tonfall, sogar in Worten an Zarathustra gemahnen. Was ihn von Nietzsche unterscheidet, ist seine sanftere Natur; es kommt bei ihm Alles versöhnlicher, weniger negativ und zerstöretisch zum Ausdruck; auch umranken mystische Figuren und poetische Bilder in blühender Fülle nach wie vor seine Gedanken. Der Mystiker ist geblieben, aber seine Ziele haben sich geändert, hoffentlich zum Vortheil seiner Poesie, die schon allen Boden unter den Füßen zu verlieren und sich in Schemen und Schatten zu verflüchtigen drohte. Jedenfalls ist diese Abkehr vom unfruchtbaren Symbolismus ein erfreuliches Symptom der Gesundung.

Bibliographie der deutschen Zeitschriftenliteratur mit Einschluß von Sammelwerken und Zeitungen, herausgegeben von F. Dietrich, E. Roth, L. Jellinek und M. Grolig (Leipzig, F. Dietrich). Das Unternehmen bezweckt bekanntlich, ein regelmäßig erscheinendes, alphabetisch nach Schlagworten sachlich geordnetes Verzeichniß von Originalaufsätzen zu bieten, die während eines Halbjahres in Zeitschriften, Sammelwerken und Zeitungen deutscher Zunge erschienen sind; dieses sachliche Verzeichniß wird durch ein Autorenregister ergänzt. Während im ersten Bande der „Bibliographie" (Jahrgang 1896) nur 275 zumeist wissenschaftliche Zeitschriften berücksichtigt wurden, ist die Zahl der im vierten Bande aufgenommenen Publicationen bereits auf über 900 aus allen Wissensgebieten angewachsen. Daß ein solches Unternehmen von den literarisch Thätigen mit Freuden begrüßt werden wird, liegt auf der Hand. Genaue Kenntniß der einschlägigen Literatur für eine wissenschaftliche Arbeit oder einen Aufsatz, der sich an den großen Kreis der Gebildeten wendet, ist neben der Befähigung für die Schriftstellerei überhaupt erstes Erforderniß, aber wem stehen die Zeitschriften alle zu Gebot, oder wer kann die Zeitschriften alle durchsehen, die über den fraglichen Punkt schon Abhandlungen gebracht haben? Man denke nur an die Mühe, die oft vergeblich angewandte Mühe, um bei Abfassung eines Schulprogramms die nöthigen Hülfsmittel zu bekommen, oder an die Enttäuschungen, wenn man hintennach sieht, daß man ein von anderen glücklich bearbeitetes Feld, eine schon abgebaute Mine noch einmal durchwühlt hat! Vor derlei Erfahrungen kann uns die genannte Bibliographie bewahren. Es handelt sich natürlich um meist wissenschaftliche Zeitschriften, doch ist z. B. die „Gegenwart" und eine Reihe anderer politisch-literarischer Blätter auch berücksichtigt. Was haben solche Periodica im letzten Jahre für Arbeiten gebracht über die sociale Frage, den Socialismus, das Bürgerliche Gesetzbuch, die bedingte Begnadigung, über Erdölbildung, die Röntgenstrahlen, die Missionen, über die Phonetik, über Cicero, Luther, Freytag, Keller, Bismarck u. s. w. Solche Fragen, um nur Einiges auf Geratewohl herauszuheben, beantwortet dieses trefflich ausgestattete Werk. Für Bibliotheken wird es geradezu unentbehrlich sein.

Handbuch der natürlich-menschlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher. Von A. Döring. (Stuttgart, Fr. Frommann.) Diese Arbeit ist zunächst ein Versuch, der ethischen Bewegung in Deutschland und den übrigen Culturländern ein Hülfsmittel für die Verwirklichung ihres Programms auf dem Gebiete der Jugenderziehung zu bieten. Sie ist aber zugleich auch ein Versuch, den Beweis zu liefern, daß eine sittliche Erziehung im Sinne dieses Programms möglich ist — ja mit Aussicht auf tiefgehenden Erfolg auch von Staatswegen unternommen werden könnte. Eine wirksamere sittliche Erziehung, ein nachhaltigerer ethischer Unterricht als bisher, Beides unabhängig von den alten Stützen der religiösen Moralbegründung, muß jedem Nachdenkenden als eines der wichtigsten Bedürfnisse unserer Gesittung erscheinen. Schon Friedrich der Große und die französische Revolution, neuerdings die gegenwärtige französische Republik haben dies Problem, freilich mit unzulänglichen Mitteln, zu lösen versucht. Ein erster Haupttheil bietet den Stoff für einen zusammenhängenden, systematisch gegliederten ethischen Unterricht, wie er, frühestens mit dem 13. Lebensjahre beginnend, in mehreren Jahreskursen ertheilt werden sollte. Princip und Inhalt der sittlichen Forderung wird in reicher Gliederung, dem wirklichen Leben überall nahe bleibend, dargestellt. In gleichem Sinne und Tone wird dann das Zustandekommen der sittlichen Willensrichtung gezeigt. Ein zweiter Haupttheil giebt Anleitung zu einer dem ethischen Unterrichte vorangehenden und die nothwendige Vorbedingung für sein Wirksamwerden bildenden sittlichen Erziehung vom ersten Lebensmomente an, gegliedert nach den Entwickelungsstufen des kindlichen Lebens. Auch hier wird eine reiche Fülle von Anregungen in streng methodischer Anordnung geboten. Die Schrift ist von der Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur mit einem Preise ausgezeichnet worden. Sie ist nach Inhalt und Form gleich vorzüglich.

Von der schönen Gesammtausgabe der Werke von Leo Graf Tolstoi ist soeben der 4. Band bei Arwed Strauch in Leipzig erschienen. In literarischer Hinsicht ist diese Ausgabe die beste und vollständigste und überragt himmelweit die Uebertragungen einzelner Werke Tolstoi's, die zum Theil nach französischen Uebersetzungen und meist ohne Kenntniß des russischen Lebens hergestellt, zum Theil sogar gänzlich unberechtigte, willkürliche Auslassungen aufweisen und kaum einen bloßen Abklatsch des lebenstrotzenden Originals bieten. Und doch liegt gerade in der treuen Schilderung der Wirklichkeit und in der Befähigung, dem Alltäglichen zugleich den Charakter des Erhabenen zu geben, Tolstoi's Stärke und das Geheimniß seines Erfolges. Der uns vorliegende Band enthält neben einem guten Porträt Tolstoi's die Kreutzersonate nebst Nachwort, den Tod des Iwan Iljitsch, Wandelt dieweil ihr das Licht habt, in mustergiltiger, unverkürzter Uebersetzung von Wilhelm Henckel, die den Uebertragungen der früheren Bände durch Raphael Löwenfeld mindestens ebenbürtig ist und dem Dichter durchaus congenial entgegenkommt.

Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen. Von Heinrich Frhr. v. Welck. (Braunschweig, Rich. Sattler). Der sächsische Herzog war einer der heftigsten Gegner der Reformation und ein erbitterter persönlicher Widersacher Luther's, mit dem er sich in fortwährender Polemik zwanzig Jahre befand, ein unseliger Fürst, der beladen mit dem Hasse der Reformpartei, wie unbetrauert von seiner eigenen Kirche starb, der er dabei doch ein furchtloser Kritiker war. Die interessante Biographie ist für Kirchenhistoriker und Theologen von Werth, in erster Linie selbstverständlich für Bibliotheken und Archive.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Achtung für Denker.

Wer sich auf dem Gebiete der Forschung über Wesen und Bestimmung des Menschenlebens zu der Erkenntniß hindurchgerungen hat, daß die wichtigsten Räthselfragen des Lebens bisher weder durch die Naturwissenschaften, noch durch die Philosophie, noch durch die Glaubenslehren irgend einer Kirche vernunftbefriedigend gelöst worden sind, der dürfte in einem neu erschienenen Werk, betitelt: **„Das Leid als die Wurzel des Glückes"** manchen klärenden Gedanken finden. Betr. Werk wird zur Zeit, soweit der Vorrath an Ex. reicht, Interessenten auf bestimmte Zeit **leihweise** überlassen und **kostenlos** zugesandt. Adr. G. Müller, Halensee bei Berlin, Friedrichsruher Str. 13, II.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Thüringisches
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, -Techniker u. -Werkmeister.
Director Jentzen.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Naumann: Illustr. Musikgesch. 2 Lwbde. 10 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Medicin und Recht.

Medicinisch-juristischer Wegweiser
bei Ehescheidungs- und Vaterschaftsklagen in Sachen des ärztlichen Berufsgeheimnisses und des Operationsrechtes, bei strittiger Dispositionsfähigkeit ꝛc.
mit den gesetzlichen Bestimmungen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz, **sowie den Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe, unter Berücksichtigung des neuen bürgerlichen Gesetzbuches.**

Von

Dr. med. Wilhelm Rudeck.

Ein starker Band von 30 Bogen.
Geheftet 10 Mark, gebunden in Halbfranz 12 Mark 50 Pf.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. **Mit natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 28. October 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die evangelische Bewegung in Oesterreich. Von Johann Mäder. — Die Haftung der Motorfahrzeuge. Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin). — **Literatur und Kunst.** „Unsere beliebteste Schriftstellerin." Von Richard Wulckow. — Aus dem Archiv der Schillerbühne. Von Gustav Jansen. — **Feuilleton.** Nur ein Modell. Von Franz Hercseg. — **Aus der Hauptstadt.** Die neue Flotte. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die evangelische Bewegung in Oesterreich.

Von Johann Mäder.

Der staatsmännische Lehrmeister aller Deutschen hat einmal geklagt, daß wir von Haus aus keine oder schlechte Politiker seien. Und Bismarck hat Recht, wie fast immer. Sprächen nicht die großen Welterfolge unseres Handels dagegen, so würden wir sagen: wir sind keine Politiker, weil wir nicht praktische Geister sind, wie etwa unsere germanischen Vettern in England und Amerika. Es liegt wohl der Fehler eigentlich nicht im Mangel eines praktischen Geschäftssinnes, als in einer gewissen sentimentalen Seite unseres Wesens, in unserem überstarken Gemüth, unserer Innerlichkeit. Religiöse, ethische Fragen gehen uns näher, als politische und sogar wirthschaftliche Dinge; man sehe nur die allgemeine Wahlapathie und dagegen die Erfolge der katholischen Gesellenvereine, eines Egidy, der ethischen ꝛc. Gesellschaften und der — Heilsarmee bei uns. Ein eclatantes Beispiel liefert die Stellungnahme unseres Volkes zu dem Kampf der Deutschen in Oesterreich. So erfreulich auch die moralische und materielle Unterstützung ist, welche unsere Presse, der rührige Deutsche Schulverein ꝛc. den bedrängten deutschen Brüdern der Ostmark zuwandten, eine eigentlich nationale Antheilnahme machte sich kaum bemerkbar. Erst vom Augenblicke an, wo der politische Nothschrei von drüben eine religiöse Färbung annahm, als der kecke Ruf erscholl: „Los von Rom!" und die evangelische Bewegung in Deutsch-Oesterreich um sich griff und vom Ministertisch, von den Kanzeln, von den Staatsanwälten und der Polizei bekämpft wurde, da erst ergriff die Noth der Brüder unsere weitesten Kreise und packte die Herzen an der empfindlichsten Stelle. Woraus zu schließen, daß die religiösen Fragen uns noch immer mächtig bewegen und daß wir eben noch die alten „Ketzer" sind. Vielleicht in Folge der ausschlaggebenden Stellung des Centrums und der vielfach aggressiven Haltung der ultramontanen Presse heute wieder wie in den Tagen des Culturkampfes.

Jetzt hat sich in Wien ein jäher Umschlag zu Gunsten der durch Jahrzehnte drangsalirten Deutschen vorbereitet, und man scheint endlich drüben einzusehen, daß Oesterreich nicht ohne und noch weniger gegen die Deutschen regiert werden kann. Freilich mußte es weit kommen, bis diese Erkenntniß zur energischen Ab- und Umkehr zwang. Der eigensten Initative des Kaisers Franz Josef entsprang die rettende That, welche dem schönen Lande hoffentlich auch den so nothwendigen Völkerfrieden, Beruhigung und Wohlfahrt bringen möge. Ueber die Motive des Umschwunges ist man nur auf Vermuthungen angewiesen. Es ging eben so nicht weiter. Dieser Krieg Aller gegen Alle, der rohe Uebermuth der Tschechen, die volksverrätherische Ränkesucht der deutschen Clericalen, all die Verhetzungen und Brunnenvergiftungen — das ganze Reich drohte ja aus einander zu fallen. Aber wenn auch ein gewissenloser Graf Thun und seinesgleichen noch etwas länger nach Taaffe's Vorbild hätte „fortwursteln" können, die in Mitleidenschaft gezogene ungarische Reichshälfte mußte schon zur Selbsterhaltung auf einen Wechsel in der cisleithanischen Politik dringen. Nicht minder schwer mag für den Kaiser Franz Josef die schon in Frage gestellte Großmachtstellung in die Waagschale gefallen sein. Als nach unserer Besetzung von Kiautschau auch andere Nationen sich zur Theilung Chinas meldeten, da ging ein Hohngelächter durch die ganze Welt, als die Wiener und Pester Blätter von der Abenteuerlust des Grafen Goluchowski sprachen und für den kranken Mann an der Donau ebenfalls ein Stück China beanspruchten. Noch schlimmer als dieser Heiterkeitserfolg war die Wirkung der Thun'schen Repressalienrede gegen den preußischen Bundesgenossen und Minister Kaizl's Spott über das abgespielte Clavier des Dreibundes, welche Dreistigkeiten in Berlin nicht wenig verschnupften. Ja, man darf sagen, daß nach solchen Provocationen und angesichts der systematischen Slawisirung der österreichischen Armee hier sehr wenig Lust mehr vorhanden war, den Bund zu erneuern. Und diese Lebensfrage für Oesterreich, der gefährdete Dreibund, ist denn wohl auch der Hauptgrund für den jähen Eingriff des Kaisers Franz Josef in das staatsauflösende Treiben seiner Minister. Daß auch die Wiener Beichtväterpartei, von der Bismarck in seinen Erinnerungen spricht, ihren noch wie zu Wallenstein's Zeiten mächtigen Einfluß spielen ließ, ist gleichfalls behauptet worden. Sicher ist, trotz aller Ableugnungen, daß die „Los von Rom"-Bewegung den clericalen Häuptern mächtig in die Glieder gefahren ist. Wir hatten im letzten Frühling Gelegenheit, mit einigen Lehrern und Schülern des österreichischen Collegiums in Rom zu sprechen, die sich allabendlich im Colosseum zu einer Erholungsstunde einfinden. Diese leider der Heimath entfremdeten und doch in deutscher Liebe an ihr hängenden jungen Cleriker meinten zwar lächelnd, die ketzerische Bewegung sei ihrer Kirche nur willkommen, denn dabei würden alle unsicheren und faulen Elemente ausgestoßen, aber man sah es ihnen an, daß sie nicht ohne ernste Besorg-

Digitized by Google

niß waren. Auch von anderer clericaler Seite wurde uns dies bestätigt. Der Gedanke also, daß die Beichtväterpartei dem Kaiser gleichfalls zum Frieden mit den Deutschen rieth, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

Ein Rückblick auf die evangelische Bewegung in Oesterreich ist demnach zeitgemäß. Sie begann (von älteren Bewegungen abgesehen) am 10. und 11. December 1897 in Wien, wo der cand. med. Födisch und der stud. med. Rakus unter dem brausenden Jubel von 4000 Studenten den Kampfesruf „Los von Rom!“ erhoben. 1898 machte die Bewegung Fortschritte, die Zahl der Uebergetretenen ging indeß erst 1899 in die Tausende. Bis zum letzten Juni waren über 10000 Personen aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten, darunter 7000 bis 8000 zum Protestantismus, 1200 bis 1500 zum Altkatholizismus. Die Uebrigen wurden confessionslos. Nach einer anderen Statistik traten bis zum 31. März 1899 in 211 Orten, besonders in Böhmen, 2602 Personen zum Protestantismus über. In der Zeit vom 1. Januar bis 30. Juni 1899 betrug die Zahl der Uebertritte in Wien nach dem dortigen Oberkirchenrath 3449 Personen. Das würde für ein ganzes Jahr 6898, fast 7000 Personen ergeben. Eine solche Zahl ist selbst für eine Großstadt beträchtlich. Im Durchschnitt der drei Jahre 1895—97 betrug die Zahl der Uebertritte nur 656. Sie ist also 1899 auf mehr als das Fünffache gestiegen. Der Durchschnitt betrug in den genannten drei Jahren pro Semester: in Böhmen 1436, in Niederösterreich 1359, in Oberösterreich 185, in Mähren und Schlesien 383. Die Uebertritte dauern noch fort. In einer Woche traten z. B. Ende August und Anfang September in Teplitz 14, in Komotau 20 Personen über. In Turn traten 300 Personen zum Protestantismus über. Im laufenden Jahre traten 1194 Personen zum Altkatholizismus über. Er hat jetzt 11 Geistliche und 15000 Bekenner (und Bekennerinnen). An der Universität Bern giebt es bereits eine altkatholische theologische Facultät (neben der evangelischen). In den 1890 er Jahren, zum Theil erst 1899, sind in Wien, Böhmen, Steiermark und anderswo viele Personen zum Altkatholicismus übergetreten. Gleichwohl glauben wir nicht an seine Zukunft. Er ist ein Werk der Halbheit, wie ja auch sein Begründer, der gelehrte Döllinger, nur „ein Halber“ im Strauß'schen Sinne war. Früher oder später wird er doch wieder in der römischen Mutterkirche einmünden, denn den einzig logischen Schritt, den Uebertritt zum Protestantismus, werden die altkatholischen Päpstlein nach Kräften zu verhindern suchen. Man hat mit Recht gesagt, wenn die evangelische Bewegung in Oesterreich siege, so werde sie auch nach Schlesien, Sachsen, Bayern, der Schweiz ꝛc. hinübergreifen. In der Rheinpfalz traten bereits nach Zeitungsnachrichten 1899 viele Katholiken zum Protestantismus über. Damit hängt es wohl zusammen, daß die wieder im clericalen Fahrwasser schwimmende bayrische Regierung nun auch Maßregeln gegen die Bewegung ergriff. Als der bekannte Pfarrer Bräunlich am 14. April 1899 in München in einer Versammlung des Evangelischen Bundes sprach und ähnlich wie Macaulay, Cobden, E. de Laveleye, Gladstone, Bluntschli, Canovas del Castillo und Andere das augenfällige Fortschreiten der protestantischen, Zurückbleiben der römisch-katholischen Völker ꝛc. berührte, da wurde er beim Staatsanwalt angezeigt, indes wurde die Klage vom Landgericht und, am 18. August 1899, vom Münchener Oberlandesgericht zurückgezogen.

Franz Spirago, Professor der katholischen Religion in Trautenau (vermuthlich an der Oberrealschule oder Lehrerbildungsanstalt) richtete im September ein Schreiben an Dr. Kathreiner, den Obmann der Katholischen Volkspartei. Er tadelt darin, vom katholischen und deutschen Standpunkte aus, in sehr scharfen Worten die Haltung der erwähnten Partei in der Sprachenfrage. Diese Haltung sei eine Hauptursache der evangelischen Bewegung. Viele Ultramontane und sogar einzelne Protestanten werfen ihr in der That vor, sie sei politisch nicht religiös. Als ob das Eine das Andere ausschlösse! Luther war z. B. eine tief religiöse Natur, einer der frömmsten Menschen, die jemals gelebt haben. Das hinderte ihn aber nicht, ein guter deutscher Patriot zu sein, mit feurigen Worten gegen den Geldabfluß nach Rom und ähnliche Dinge zu donnern. Ein anderer Einwand geht dahin, der Ruf „Los von Rom!“ bedeute zugleich „Los von Oesterreich!“, d. h. zum Deutschen Reiche. In Wirklichkeit entstand die Bewegung hauptsächlich dadurch, daß viele deutsche Katholiken nur tschechische oder slowenische Priester haben konnten. Aehnlich drohten südösterreichische Italiener zum Protestantismus überzutreten, wenn man ihnen nicht Priester ihrer Nationalität gebe. Sie hatten nämlich slawische Priester. Diese Drohung scheint geholfen zu haben. Der Fürstbischof Cardinal G. Kopp von Breslau verordnete jüngst die Heranbildung deutscher Priester für den österreichischen Theil seiner Diöcese. Dies Priesterseminar nimmt indeß auch Tschechen auf, die wohl bald die Mehrheit der Zöglinge ausmachen werden. Es wird also wohl Alles beim Alten bleiben oder — noch schlimmer werden.

Wir Reichsdeutschen haben nicht ohne Verwunderung diese evangelische Bewegung in Oesterreich werden sehen, und doch hat sie für den Geschichtskundigen nichts Erstaunliches. Die vielen und großen Nachtheile, welche die Gegenreformation für Oesterreich gebracht hat, sind oft hervorgehoben worden, auch von namhaften Oesterreichern, z. B. von Grillparzer. Sogar H. Leo sprach 1866 von der österreichischen, d. h. ultramontanen, „Geistessteifigkeit“. Nach dem päpstlichen Nuntius Aleander waren 1521 neun Zehntel der Deutschen lutherisch gesinnt. Nach Ranke nahm Karl's V. Schwester Isabella, die Gemahlin König Christian's II. von Dänemark, 1524 in Nürnberg das lutherische Abendmahl. 1522 predigte der Protestant Paul Speratus in der Stephanskirche in Wien. Nach Lamprecht nahm Maximilian II. am Morgen seines Krönungstages 1562 in Frankfurt am Main unter heimlichem Dispens des Papstes das Abendmahl in beiderlei Gestalt. Er hatte einen lutherischen Hofprediger. Der Kaiser und sein Bruder Karl waren um 1560 im Begriff, Protestanten zu werden. Der Letztgenannte wurde 1564 als Karl II. Herzog von Steiermark, Kärnten und Krain. Gewöhnlich wird Ferdinand II. als der Haupturheber der österreichischen Gegenreformation betrachtet, aber die Hauptarbeit war bereits von dem Vater des Kaisers, dem erwähnten Herzog Karl II., gethan worden. Der Herzog handelte dabei unter jesuitischen und bayerischen, wittelsbachischen Einflüssen. Seine Base und Gemahlin, die bayerische, eifrig katholische Prinzessin Maria, war ihm an Thatkraft überlegen. Böhmen war vor der Gegenreformation zu vier Fünfteln protestantisch. Auch in Nieder- und Oberösterreich, Steiermark ꝛc. gab es viele Evangelische. Die böhmischen Güterconfiscationen von 1620 waren eine Hauptursache der dortigen Latifundienbildung, denn die Güter der protestantischen Adelsfamilien fielen umsonst, oder für Spottpreise an Katholiken, zum Theil an ausländische Emporkömmlinge. Diese Confiscationen werden heutzutage selbst von manchen Katholiken, sogar von Jesuiten, mißbilligt. Oesterreich wurde gegen die protestantische, überhaupt gegen die moderne Cultur abgesperrt. Die normale Entwickelung des sog. Land- oder Kleinadels und des Bürgerthums wurde verhindert. Infolge dessen fehlte den Magnaten jene Concurrenz, welche nothwendig ist, um so manche Glieder dieser Classe und anderer Stände vor dem Fehler der Trägheit, des Pseudoconservatismus, der Reaction zu bewahren. Schon Napoleon I. bezeichnete die Uebermacht von circa 50 Magnatenfamilien als den Grundschaden Oesterreichs. Es war damals nach Napoleon stets um eine Schlacht und um eine Idee zurück. Bei Königgrätz siegten nicht bloß der Protestantismus und der Schulmeister, sondern auch der Landadel und das Bürgerthum Preußens über das österreichische Magnatenthum. Wenn 1519 ein in Deutschland erzogener Habsburger

Digitized by Google

Kaiser geworden wäre, so hätte die Geschichte Europas eine andere Wendung genommen. Ganz Deutschland und ganz Oesterreich-Ungarn wären heute protestantisch. Luther dachte wohl an etwas Aehnliches, als er Karl V. als das „jungedele Blut von Oesterreich" bezeichnete. Wenn Oesterreich von 1519 an nicht den Protestantismus, Deutschland und Italien bekämpft, nicht wegen der Lombardei Krieg geführt, sondern seine Kraft donauabwärts gewandt hätte, so wären Südwestrußland, Rumänien, Serbien, Monastir und Saloniki heute österreichisch, längst germanisirt. Es scheint actenmäßig festzustehen, daß die Westmächte zur Zeit des Krimkrieges Oesterreich für den Verzicht auf Lombardo-Venetien zu Gunsten Sardiniens den Besitz der Donaufürstenthümer anboten, und daß dies Anerbieten abgelehnt wurde.

Als nun die österreichische Regierung immer schärfer gegen die Bewegung vorging und auch einige Reichsdeutsche, die sie für evangelische Proselytenmacher hielt, einfach auswies, da entstand bei uns eine sehr energische Gegenagitation. Im vergangenen Juli erschien in einer Anzahl hervorragender Zeitungen ein „Aufruf zur Unterstützung der evangelischen Bewegung in Oesterreich". Zu den zahlreichen Unterzeichnern gehörten Theologen, Juristen und andere Notabeln, darunter 4 Grafen, 2 Freiherren, verschiedene andere Adelige. Unter den Juristen befanden sich der Leipziger Professor R. Sohm, 1 Landgerichtspräsident, 2 Landgerichtsdirectoren, 3 Landgerichtsräthe, andere Richter und hervorragende Rechtsanwälte. Der Aufruf trat auch für die schwer bedrohten, verfassungsmäßigen Rechte der protestantischen Oesterreicher ein. Auch der bekannte Leipziger Docent Dr. Karl Walcker ergreift jetzt das Wort in einer Brochure „Oesterreichs evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse" (Göttingen, Fr. Wunder) und macht folgenden Vorschlag: „Die Zeiten der Folterkammern, der Daumschrauben, der Ketzerverbrennungen, der Autodafé's, des Sanbenito und der Carocha, der französischen und österreichischen Dragonaden, der Liechtenstein-Dragoner sind vorüber. Das Zeitalter mächtiger nationaler und internationaler Rechtsschutzvereine hat begonnen. Ein Versuch dieser Art war und ist die 1845 in Schottland gestiftete Evangelical Alliance, Evangelische Allianz, nicht zu verwechseln mit dem 1886 in Erfurt gestifteten Evangelischen Bunde. Die Allianz hat, so zu sagen, Fiasko gemacht; indeß hauptsächlich weil sie allen protestantischen Religionsgemeinschaften ein gemeinsames Glaubensbekenntniß aufzwingen wollte, noch dazu im Sinne der veralteten, schottisch-englischen Theologie des 16. Jahrhunderts. Wenn man den gesunden Kern der Allianz-Idee wieder aufnehmen wollte, so müßte man etwa folgendermaßen vorgehen: Der Name könnte lauten: Internationaler Rechtsschutzverein der Evangelischen (oder: der Protestanten). Der Verein ließe jeden Protestanten und Nichtprotestanten nach seiner Façon selig werden. Er gestattete allen ehrenhaften Evangelischen den Zutritt, ausgenommen solchen, welche sich in Widerspruch mit nothwendigen Staatseinrichtungen setzen. Es giebt z. B. in Rußland, Ungarn ꝛc. Secten, welche den Kriegsdienst, den Eid, angeblich sogar das Steuerzahlen, verwerfen. Geschützt werden alle Protestanten, welche um ihres Glaubens willen von Nichtprotestanten verfolgt werden. Es wäre unlogisch, unpolitisch, wenn der Verein sich in Disciplinarprocesse mischen wollte, die von evangelischen Kirchenbehörden gegen evangelische aufgeklärte oder orthodoxe Geistliche wegen angeblicher Heterodoxien, oder aus anderen Gründen angestrengt werden. Protestanten sind auch zu schützen, wenn sie aus Religionshaß fälschlich eines gemeinen Verbrechens beschuldigt werden. Man denke z. B. an J. Calas. In den Vereinigten Staaten giebt es bereits zum Schutze der Protestanten gegen den Ultramontanismus eine American Protective Association (abgekürzt A. P. A.) Es giebt auch eine ähnliche Canadian, Australian und Britannic Protective Association. Eine formellrechtliche internationale Verbindung dieser Associationen mit dem Evangelischen Bunde wäre vielleicht schwierig oder unmöglich; aber ein formloses, ungezwungenes, freundschaftliches Zusammengehen bezüglicher amerikanischer, englischer, deutscher und anderer Vereine wäre eher möglich, recht wirksam; ähnlich wie Preußen und Rußland die polnischen Dissidenten schützten, und wie die Botschafter und Consuln der Großmächte in der Türkei, wohl auch in China, identische Noten zum Schutze der Christen überreichen." Und Walcker stellt folgende Forderungen zum Schutze der evangelischen Bewegung auf: Die Aufhebung der Bestimmung, daß Minderjährige nicht mit ihren Eltern von einer Confession zur anderen übertreten dürfen. Die Zulassung der evangelisch-theologischen Facultät in den Verband der Universität Wien. Die Zulassung evangelischer Geistlichen aus dem deutschen Reiche, Ungarn ꝛc., sei es auch mit nachfolgender Naturalisation. Volle Rede-, Preß-, Versammlungs-, Vereins- und Uebertritts-Freiheit. Strenge Bestrafung aller Beamten und Nichtbeamten, die sich etwa Ungehöriges gegen die Protestanten heraus nehmen. Die Ueberweisung katholischer Kirchen an die Protestanten, wenn ganze Gemeinden übertreten. Solche Ueberweisungen kamen zur Zeit der Reformation in Deutschland und anderswo unzählige Mal vor. Wenn ein Theil der Gemeindemitglieder, z B. die Hälfte, oder ein Drittel übertritt, so haben sie ein Recht auf den entsprechenden Theil des Kirchenvermögens. Die Förderung von Uebertritten unter den nicht deutschen Nationalitäten Oesterreich-Ungarns. Die Berliner Mitglieder des Evangelischen Bundes hielten unlängst eine Versammlung ab, wobei der Architekt von Stralendorff die Protestantisirung der Tschechen empfahl. Wenn dieselbe erreicht wäre, so würde das Verhältniß der Tschechen zu den Deutschen sofort viel besser werden, der nationale Frieden und das Reichsinteresse würden mächtig gefördert werden. Aehnliches würde von Uebertritten der Slowenen, Polen, Ruthenen, Rumänen ꝛc. gelten. Ein großer Theil der Magyaren, einschließlich des Adels, ist schon heute protestantisch; es giebt bereits altkatholische Tschechen, ferner protestantische Tschechen und Slowaken. Auch auf sein altes Postulat, das er schon in der „Gegenwart" vertheidigt, kommt Walcker zurück: eins der Hauptmittel zur Hebung der militärischen, wirthschaftlichen, finanziellen und politischen Macht des Donaureiches sieht er in der Zolleinigung mit dem deutschen Reiche. In Oesterreich stellten die deutsche Volkspartei, die deutsche Fortschrittspartei, die verfassungstreuen Großgrundbesitzer und die christlich sociale Partei im Mai 1899 ein gemeinsames Programm auf; im achten Punkte desselben wird ebenfalls eine Art Zolleinigung mit dem deutschen Reiche (und anderen Ländern) verlangt. Die Reichsdeutschen können aber nach Walker darauf nur eingehen, wenn die deutschen und protestantischen Interessen in Oesterreich wie in Ungarn nach Gebühr berücksichtigt werden. In der Politik der deutschen Centrumspartei spielen sogenannte Paritätsforderungen bekanntlich eine große Rolle. Folglich wären diese Partei und ihre österreichischen Gesinnungsgenossen verpflichtet, die Paritätsforderungen der österreichischen Protestanten moralisch zu unterstützen. Man braucht aber nur die Stellungnahme der „Germania" und der Kölnischen Volkszeitung gegen die „Los von Rom-Bewegung" zu beobachten, um zu wissen, daß das Centrum auch in dieser Sache die Parität nur für sich, aber nicht für Andere verlangt. Bestehen wir also einstweilen auf unserem guten Recht und warten wir ab, ob die deutschfreundliche Wendung in Oesterreich anhält und auch die evangelische Bewegung hindernd oder fördernd beeinflußt.

Die Haftung der Motorfahrzeuge.

Von Kreisgerichtsrath Dr. Benno Hilse (Berlin).

Als vornehmste Aufgabe der gesetzgebenden Körperschaften muß erkannt werden, das geschriebene Recht der ausgebildeten Verkehrssitte anzupassen, also Beide in möglichst genaue Ueber-

Digitized by Google

einstimmung zu bringen. Und deßhalb kann das Rad der Gesetzgebung auch niemals stille stehen. Denn unabänderlich werden neue Gesichtspunkte hervortreten und neue Einrichtungen geschaffen werden, welchen Rechnung getragen werden muß, sei es, weil sie des gesetzgeberischen Schutzes benöthigt sind, oder weil das Gemeinwesen oder der einzelne Staatsbürger eines Schutzes gegen Benachtheiligung durch sie bedarf. Letzteres trifft vornehmlich hinsichtlich der heutigen öffentlichen, vom Reiche, dem Staate oder von Privatpersonen als Unternehmer betriebenen Verkehrsanstalten zu, welche seit Verwendung der maschinellen Kraft als Betriebsmittel bisher unbekannte Gefahren hervorriefen und die bekannten in ihrer Folgeschwere erhöhten.

Bald nach Eröffnung der ersten Eisenbahn wurde das Bedürfniß erkannt, sowohl den Eisenbahnunternehmen einen Schutz gegen Verkehrsstörungen durch andere zu gewähren, andererseits deren Haftung für die aus dem Betriebe entspringenden Schädigungen zu erweitern. Auf der ersteren Erwägung beruhten die Strafregeln der §§ 315 und 316 des Strafgesetzbuches, welche diejenigen strafbedrohen, die vorsätzlich oder fahrlässig Handlungen begehen, durch welche der Betrieb einer Eisenbahn gefährdet wird. Aus der letzteren ging das Haftpflichtgesetz vom 7. Juni 1871 hervor, nach dessen § 1 der Betriebsunternehmer für den daraus entspringenden Schaden haftet, wenn bei dem Betriebe einer Eisenbahn ein Mensch getödtet oder körperlich verletzt wird, sofern er nicht beweist, daß der Unfall durch höhere Gewalt oder durch eigenes Verschulden des Getödteten oder Verletzten verursacht ist. Beide Rechtsregeln stehen mithin gewissermaßen in einem engeren inneren Zusammenhange zu einander und ergänzen sich gegenseitig. Denn das Haftpflichtgesetz verändert die allgemeingeltenden Rechtsgrundsätze über die Vertretung der wirthschaftlichen Folgen des außervertraglichen Verschuldens den Eisenbahnbetriebsunternehmern gegenüber darin, daß die Rechtsvermuthung aufgestellt wird, es sei ein eingetretener Unfall auf den Eisenbahnbetrieb ursachlich zurückzuführen, infolge dessen der Betriebsunternehmer aus seiner Eintrittsverbindlichkeit dafür nur befreit wird, wenn und insoweit er höhere Gewalt oder eigenes Verschulden des Beschädigten bei Entstehen des Unfalles oder bei Abwendung seiner Folgen nachzuweisen vermag, wogegen bei der sonstigen privatrechtlichen Schadenersatzverbindlichkeit der Beschädigte denjenigen, welchen er zum Ersatze heranziehen will, den Nachweis erbringen muß, daß das Verhalten desselben die Schädigung verursachte und ihn kein eigenes zusammentreffendes Mitverschulden bei deren Entstehen oder bei der Abwehr ihrer Folgen zur Last fällt. Wegen dieser erweiterten vermögensrechtlichen Haftung mußte dem Eisenbahnbetriebe aber auch ein nachdrücklicher Schutz gegen die durch Dritte herbeigeführten Betriebsstörungen verschafft werden, und diesen sollen die Strafvorschriften sichern.

Die Vollbahnen, welche zur Zeit des Erlasses der vorangestellten Rechtsregeln als neue Verkehrsmittel bekannt waren, bewegen sich auf ihrem eigenen Bahnkörper. Und dieser Umstand ließ sowohl deren Haftpflicht als auch Strafandrohungen für Betriebsstörungen in einem milderen Licht erscheinen. Allein seit Entstehen und Ausbildung der auf öffentlichen Verkehrsstraßen sich bewegenden Straßenbahnen erscheinen beide nicht mehr der ausgebildeten Verkehrssitte und dem Zeitverhältniß entsprechend. Das Schutzbedürfniß sowohl der Straßenbahnunternehmer als auch der sonstigen Straßenverkehrenden ist ein völlig verändertes geworden. In Sonderheit wird der sonstige Fuhrbetrieb auf den öffentlichen Verkehrsstraßen durch die Strafvorschrift des § 316 für fahrlässige Gefährdung des Straßenbahnbetriebes ungebührlich belaste, aber auch der Straßenbahnunternehmer durch die ihm zugemuthete Eintrittsverbindlichkeit selbst für die durch Dritte herbeigeführten, jedoch in einem mittelbaren Zusammenhange zu dem Bahnbetriebe stehenden schädigenden Ereignisse zu arg in Mitleidenschaft gezogen. Und doch hat die Rechtsprechung des Reichsgerichtes sich zu den Rechtsgrundsätzen bekannt, daß die Haftpflicht der Eisenbahnen und der Schutz des Eisenbahnbetriebes gegen Betriebsstörungen auch auf die bei Erlaß der Vorschriften noch wenig bekannten und verschwindend gering betriebenen Straßenbahnen Anwendung finden müsse, weil ein Regierungscommissar auf die von Seiten eines Abgeordneten gestellten Fragen, wie es denn mit den Straßenbahnen gehalten werden solle, die Erklärung abgab, daß solche selbstverständlich den gleichen Grundsätzen unterstellt wären.

Die gewaltige Ausbildung, welche das Straßenbahnnetz inzwischen gefunden, hat jedoch zu der Erkenntniß geführt, daß beide Rechtsgrundsätze dem Zeitgeiste und der Verkehrssitte nicht mehr entsprechen und ein ganz anderes Schutzbedürfniß der Straßenbahnen und der Straßenverkehrenden gesetzliche Anerkennung gebieterisch fordere. Es ist mit dem sonstigen Straßenverkehre völlig unvereinbar, wegen jedes an sich auch noch so leichten Zusammenstoßes mit einem durch elementare Kraft getriebenen Straßenbahnwagen den leichtfahrlässigen Straßenverkehrenden einer Gefängnißstrafe zu unterwerfen, aber ebenso widersinnig, den Straßenbahnunternehmer für die Folgen einer Verletzung haftpflichtig zu erklären, welche einem ihrer Fahrgäste oder einem sonstigen Straßengänger dadurch zugefügt wurde, daß in Folge eines auf Verschulden des Wagenführers eines anderen Gefährtes herbeigeführten Zusammenstoßes er zu Schaden kam. Erfahrungsgemäß und statistisch nachweisbar pflegen nämlich die Führer von Lastfahrzeugen absichtlich Zusammenstöße mit Straßenbahnwagen herbeizuführen, in Sonderheit dann, wenn sie bei Letzteren eine nachgesuchte Anstellung nicht erhielten oder aus einer solchen enthoben werden mußten. Noch zahlreicher sind die Unfälle darauf zurückführbar, daß ein anderes Gefährt den Weg in einem Zeitpunkte kreuzte, als ein Straßenbahnwagen in solcher Nähe war, daß er nicht mehr vorüber konnte, oder daß ein solches verbotswidrig die Gleiseanlage benutzend plötzlich anhielt und dadurch Anlaß zum Anprall des nachfolgenden Straßenbahnwagens bot. Den nichtrechtskundigen Staatsbürgern bleibt es aber unverständlich, weßhalb den durch dasselbe schädigende Ereigniß verletzten Personen eine Schadloshaltung gewährt oder vorenthalten wird, je nachdem, ob sie innerhalb eines Straßenbahnwagens oder eines anderen Fahrzeuges, etwa eines Omnibusses, sich befanden als der Schadensfall eintrat. Noch unverständlicher bleibt ihnen aber der Zusammenhang uns der Rechtsgrund, weßhalb von z. B. zwei Radfahrern, von denen jeder mit einem Straßenbahnwagen karambolirte, der eine straffrei blieb, der andere straffällig wurde und zwar lediglich wegen des zufälligen Umstandes, daß dort thierische hier elementare als Betriebskraft eingestellt war. Nach dieser Richtung hin Abhülfe zu schaffen, also die Strafgefahr abzuschwächen, bemüht sich der Verband deutscher Lohnfuhrunternehmer; allein deßhalb bisher mit ungünstige Erfolge, weil er die rechtliche Seite verkennend den unrichtigen Weg einschlägt. In gleicher Weise sich aus der Haftpflicht zu entlasten wäre eine naheliegende Aufgabe des Verbandes der deutschen Straßenbahnen, welcher dieser sich bisher jedoch nicht unterzog, vielleicht, weil er den Wald vor Bäumen nicht sah oder auch seinerseits nur auf rein technische Fragen Werth legte und die wirthschaftlichen und rechtlichen nicht gebührend berücksichtigte.

In dem Straßenverkehre, in Sonderheit der Großstädte, zeigt in neuerer Zeit sich aber ein ganz verändertes Bild, welches hervorgerufen wird durch die in weiterem Umfange eingestellte mechanische Kraft an Stelle der thierischen als Betriebskraft für Beförderungsmittel. Von den durch Personen in Bewegung gesetzten Zwei- und Dreirädern ganz abgesehen, welche für die Straßengänger stets lästig, aber auch dann gefahrvoll werden können, wenn des Fahrens unkundige oder leichtfertige oder die Folgen ihrer Handlungen noch nicht erkennende Personen sich ihrer bedienen, sind es die in aller Gestalt sich zeigenden Motorfahrzeuge, welche ein Schutzbedürfniß der Straßengänger und der sonstigen auf den

Digitized by Google

öffentlichen Straßen verkehrenden Fahrzeuge gebieterisch fordern. In Folge des erheblichen Wagengewichtes, der gesteigerten Schnelligkeit in ihrer Fortbewegung, können sie leicht Anlaß zu Zusammenstößen mit anderen Fahrzeugen und zu sonstigen schädigenden Ereignissen werden, deren Umfang und Folgenschwere unabsehbar ist. Die Erfahrung hat gelehrt, daß im Vorjahre in Berlin ein Automobilgefährt in Folge des Umstandes durchging, weil dessen davon herabgestiegener Führer einem Bekannten den Mechanismus erklären wollte, wobei Letzterer versehentlich einen Hebel in seiner Lage veränderte und dadurch das führerlose Gefährt in Bewegung setzte, welches in rascher Gangart seinen Lauf so lange fortsetzte, bis es durch ein sich ihm entgegenstellendes beladenes Lastfuhrwerk zum Fallen gebracht wurde. Im laufenden Jahre führte ein durch Benzin getriebener Motorwagen einen folgenschweren Unfall herbei, weil dessen Führer einem Prellstein auf der Chaussee zu nahe kam, in Folge dessen der im Kessel befindliche Benzin sich entzündete, wodurch ein Fahrgast völlig verbrannte, die übrigen schwer verletzt wurden. Derartige schädigende Ereignisse gänzlich unmöglich zu machen, wird niemals den gesetzgeberischen Körperschaften gelingen. Allein ihnen fällt die Aufgabe zu, der Wiederholung möglichst vorzubeugen, die schädlichen Wirkungen abzuschwächen, in Sonderheit aber die wirthschaftlichen Folgen Derjenigen schadlos zu halten, welche unverschuldet dadurch zu Schaden kamen. Die Rechtsregeln des Bürgerlichen Gesetzbuches über die Vertretung der Folgen des außervertraglichen Verschuldens in den §§ 823 ff. reichen hierzu eben so wenig aus, wie die durch Art. 42 des Einführungsgesetzes dazu geänderte Haftpflicht. Es werden vielmehr neue, den neugeschaffenen Verkehrseinrichtungen und den durch sie geschaffenen oder sie bedrohenden Gefahren entsprechende Vorschriften erforderlich. In Erkenntniß dessen wurde in der 2. Plenarsitzung des 24. deutschen Juristentages zu Posen am 14. September v. Js. meinerseits beantragt, die Frage: „Empfiehlt sich, und in welchem Umfange, die Ausdehnung der Haftpflicht auf Fahrzeuge, welche unabhängig von Schienensträngen auf öffentlichen Straßen durch elementare Kraft bewegt werden?“ für die nächstfolgende Tagung gehörig vorzubereiten. Die ständige Deputation desselben erachtete gleichfalls zwar die Erörterung für wünschenswerth, fürchtete jedoch, daß die zur Zeit noch fehlenden Erfahrungen die Gefahr eines voreiligen, die praktischen Bedürfnisse nicht genügend berücksichtigenden Beschlusses hervorrufen möchten und nahm deßhalb davon Abstand. Dieser Beschluß darf angesichts der Thatsache nicht Wunder nehmen, daß solche Deputationen überwiegend aus Universitätsprofessoren zusammengesetzt sind und nur der Cathederweisheit Rechnung tragen, welche in Auffindung dogmatischer Principien ihre Hauptaufgabe findet, aber nur verschwindend für Fragen des praktischen Lebens Interesse und Verständniß zu haben pflegen. Den Letzteren Geltung zu verschaffen ist das unstreitige Verdienst der Fachpresse. Und ihr fällt es deßhalb auch zu, durch Darlegung ihrer Anschauungen die gegentheiligen Ansichten herauszufordern und auf diese Weise zur Klärung socialpolitischer Probleme beizutragen.

Wer sich vergegenwärtigt, daß die durch elementare Kraft getriebenen Fahrzeuge wegen der geschaffenen Möglichkeit einer schnelleren Gangart trotz größerer Belastung mindestens die gleiche Eintrittsgefahr und Folgenschwere für schädigende Ereignisse bieten, als die Eisenbahnen und die nach dieser Richtung hin denselben gleichgewürdigten Kleinbahnen und Straßenbahnen, der wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß auch diese der Haftpflicht in dem Umfange des Gesetzes vom 7. Juni 1871 unterworfen werden, um das durch sie gefährdete andere Fahrzeug und die Straßengänger gegen die durch solche erlittenen vermögensrechtlichen Nachtheile schadlos zu halten. Ja, es ist bei ihnen die Eintrittsgefahr sogar eine noch größere, weil die Straßenbahnen an das Schienengleis gebunden, die Motorfahrzeuge aber von letzterem frei sind. Der Straßengänger hat bei ersteren eine solche nur zu besorgen, so lange er im Banne der Gleisanlage sich befindet, bei letzteren aber an jeder Stelle der Straße. Die durch die Bewegung auf den Schienen erzielbare leichtere Fortbewegung und schwerere Aufhaltsmöglichkeit kann deßhalb weniger in das Gewicht fallen, weil überwiegend auch die Motorfahrzeuge sich nur solcher Straßenzüge zu bedienen pflegen, welche einen festen Untergrund und eine glatte Oberdecke haben, wie dies bei Asphaltpflaster zutrifft, also eine übergroße Reibung nicht bedingen. In Folge dessen ist das Mindeste, was ihnen gegenüber gefordert werden muß, daß sie nur durch solche Personen geleitet werden dürfen, welche den Befähigungsnachweis für Bedienen des Mechanismus geführt haben, und welche sich im Vollbesitze der körperlichen und geistigen, für ihren Beruf unentbehrlichen Eigenschaften, d. h. eines sicheren Blickes, eines kaltblütigen Wesens, eines besonnenen und ruhigen Handelns befinden. Die Bedienung derselben darf also nur Personen anvertraut werden, welche von der Polizei als befähigt hierzu erprobt und verstattet sind. Und ebenso muß den Motorfahrzeugen gegenüber die Rechtsvermuthung platzgreifen, daß ein in ursachlichem Zusammenhange zu ihnen stehendes Ereigniß durch sie verursacht ist, also dem Beschädigten der Nachweis des Verschuldens des Führers an dem schädigenden Ereignisse erspart bleiben, auch dessen Anspruch nur verwirkt werden muß, wenn ihn selbst ein schuldhaftes Verhalten bei Entstehen oder bei Abwendung bezw. Abschwächung der Unfallsfolgen trifft.

Literatur und Kunst.

„Unsere beliebteste Schriftstellerin.“

Von Richard Wulckow.

Unsere Zeitungen, von den größten bis herab zu den kleinsten Provinzblättchen bringen gegenwärtig Reclamen für eine illustrirte Lieferungsausgabe der Romane und Novellen von Nataly von Eschstruth, deren erste Folge in 75 Lieferungen oder 11 Bänden vom Verlage angekündigt wird. Dieser Reclame wird der Satz vorausgeschickt, daß N. v. Eschstruth vom „Deutschen Schriftstellerverband für die beliebteste deutsche Schriftstellerin erklärt wurde“ und dazu bemerkt, daß sich die hochgeschätzte Schriftstellerin einen glänzenderen Beweis für ihre Beliebtheit gewiß nicht hätte wünschen können. Nachdem dann die „ungetrübte Reinheit“ der Romane gepriesen worden, wird noch bemerkt, daß einer der letzten derselben „Jung gefreit“ von der „öffentlichen Kritik“ eine „Bibel für die heranwachsende weibliche Generation genannt wurde.“ Wenn der Verleger darauf rechnet, daß diese Marktreclamen ihre Wirkung thun werden, so mag er ganz richtig calculiren, denn der Geschmack des „lesenden“ Publicums — doch „das steht in einem anderen Buch und ist ein wunderlich Capitel!“ Aber man wird doch recht ernst gestimmt, wenn man öfters prüfende Blicke wirft auf die bunten Producte neuerer Romanliteratur, mit denen die weiten Spalten unserer zahlreichen periodisch erscheinenden Zeitschriften gefüllt werden und die dann später „in Buchform“ besonders erscheinen. Hat man erst seine tüchtige Portion Ingrimm über solche Sudelei heruntergewürgt und dann als „lyrisches Intermezzo“ eine aus Wehmuth und Schadenfreude zusammengesetzte Betrachtung über unser Lesepublicum überwunden, dann kommt man freilich sehr oft zu einem ganz reellen humoristischen Genuß, der nur noch zeitweise durch ein freudloses Auflachen unterbrochen wird. Aber dieser Humor hat seinen sehr bitteren Nebengeschmack und legt die Erwägung nahe, ob nicht das bitterböse Wort eine tiefere Begründung hat, das kürzlich der hervorragende deutsch-amerikanische Journalist Eduard Leyh in seinem in Baltimore erscheinenden „Deutschen Correspondent“ ausgesprochen hat: „Der Deutsche Parnaß wird heute von einem schreibtollen Literaturpöbel beherrscht.“ Ob und aus

Digitized by Google

welchem Grunde der „Deutsche Schriftstellerverband“ Frau Nataly v. Eschstruth für die beliebteste deutsche Schriftstellerin erklärt hat, lasse ich hier außer Betracht, da es für eine kritische Würdigung der Schriftstellerin völlig unerheblich ist; ich weiß aber, daß viele vortreffliche und urtheilsfähige Schriftsteller, die nicht zum „Verbande“ gehören, sie keineswegs zu den ernstlich in Betracht kommenden deutschen Schriftstellerinnen zählen, sondern sie für eine geschmacklose Vielschreiberin halten, die nur durch ihre ganz eigenartige schablonenhafte Mache bei der großen kritiklosen Masse „Würdigung“ finden und auf sie eine Wirkung üben kann. Ich selbst habe bei dem mannigfaltigen und reichlichen Lesestoff, der durch meine Hände geht, naturgemäß zu verschiedenen Zeiten die „Werke“ unserer „beliebtesten Schriftstellerin“ verfolgt und mich ihrer Lectüre wieder und immer wieder gewidmet, weil ich gern meine zuerst gewonnenen ungünstigen Eindrücke verwischen und zu einem freundlicheren Urtheil kommen wollte. Mir ist dies trotz meines heißen Bemühens nicht geglückt und ich habe gelobt, eine Arbeit von N. v. Eschstruth nicht mehr in die Hand zu nehmen, obwohl ich weiß, daß ich mir damit manchen Genuß entziehe, den mir ihre Werke früher geboten haben. Denn ich bin beim Lesen derselben oft so vergnügt geworden, wie bei einer besonders gelungenen Nummer des „Kladderadatsch“ oder des „Ulk“. So fiel mir vor längerer Zeit einmal „eine Hofgeschichte“ in die Hand mit dem idyllisch klingenden Namen „Das Gänseliesel“, die mich in die beste Stimmung versetzte und es mir nahe legte, mir einige charakteristische Stilblüthen zu gelegentlicher Erheiterung zu notiren. Um aber von dieser wunderlichen Kost nicht allzuviel in mich aufzunehmen, war ich so vorsichtig, nach einem gemessenen Stündchen das Buch wegzulegen und die fernere Entwickelung der „Hofgeschichte“ auf sich beruhen zu lassen. Wahrscheinlich „kriegen sie sich“, auch wenn die Aussichten einstweilen ungünstig waren; neugierig war ich jedenfalls nicht geworden, da ich mich nicht in die Geschichte der Liebenden vertiefen, sondern nur formalistische Studien machen wollte.

Wenn ich nun heute als kleinen Beitrag zum bevorstehenden 25jährigen „Dichterjubiläum“ etwas von meinen damaligen Notizen an's Licht bringe, so geschieht das nur aus dem Grunde, weil ich diese kleinen Proben für besonders geeignet halte, die Schreibweise unserer „Dichterin“ zu charakterisiren und in die rechte Beleuchtung zu rücken. Was man hier findet, das findet man in jedem echten „Eschstruth“ — Uebertreibung, Schablone, Unnatur!

Die wichtige Frage nach dem Unterschied zwischen Urbild und Abbild, zwischen Natur und Kunst, der unsere hervorragenden Romanschriftsteller mehr als je beschäftigt, ist an unsere naive Künstlerin noch nicht herangetreten; ihre künstlerischen Anschauungen sind von ästhetischen Reflexionen noch nicht getrübt worden. Ob es richtiger ist, bei dem Roman nach einem idealisirten Abbild des Lebens zu streben oder der Natur möglichst nahe zu kommen, ist ihr durchaus gleichgiltig, wenn's nur hübsch „klingt“. „Aus ihrem Innern nimmt sie kühn der Dinge Maaß“ — freilich nicht ohne sich an bekannte, wenn auch nicht gerade an berühmte Muster anzulehnen und zwar recht fest anzulehnen. Ich stelle mir die Genesis der dichterischen Laufbahn und der „Hofgeschichte“ bei unserer Autorin so vor: Die Lorbeeren von Emile Erhard („Die Rose vom Haff“) ließen sie nicht schlafen; auch sie wollte eine „Hofgeschichte“ schreiben, — „denn auf die Menge wirkt das viel“ — und sie schrieb sie. Nun aber ließ ein tückischer Dämon in das herbeigeholte Gewand von Emile Erhard plötzlich Fräulein Marlitt hineinfahren und zwar die Marlitt in ihrer ungünstigsten Gestalt, mit ihren verzerrten und verschminkten Charakteren, mit allen ihren Schrullen und Verschrobenheiten, mit ihren „berühmten“ kumulativen Naturschilderungen, bei denen bekanntlich immer alles Mögliche zusammen geschieht, was nach dem natürlichen Verlauf der Dinge nimmer zusammenkommen kann, und vor Allem, was mit dem Vorgange, mit der Situation nicht in der leisesten Beziehung steht. Die Schilderung ist ein ganz willkürliches Ornamentstück, auf Augenblickswirkung berechnet, das aus dem vorhandenen Material (wahrscheinlich ein Zettelkasten, nach den Jahreszeiten geordnet) herausgegriffen wird. Wenn man bei unseren Meistern der Erzählung, bei Gottfried Keller, P. Heyse, G. Freytag, Hans Hopfen, Frau Ebner von Eschenbach seine ehrliche Freude daran hat, daß sie von der Schilderung von Naturscenen und Naturvorgängen nur den keuschesten Gebrauch machen, und mit feinem Empfinden nur das zeichnen, was das Gespräch, die Situation, das Geschehniß gewissermaßen symbolisch wiederspiegelt, so daß ähnlich wie bei einem schönen lyrischen Gedicht, sich aus dem Naturbild und der Erzählung die Stimmung wie von selbst ergiebt, so kann man bei dem plumpen unmotivirten Zugreifen der Pfuscher höchstens die Unverfrorenheit bewundern, mit der sie ganz bewußt und berechnet bei jeder Gelegenheit, nach jedem, auch dem trivialsten Geschwätz oder unbedeutenstem Vorgange eine Pause machen, in die Vorrathskammer ihrer „Naturschilderungen“ greifen und das hervorgeholte obligate „Schmuckstück“ mit Behagen dem eben Erzählten ankleben. So schwärmt unsere Muse: „Juni war es, die Rosen blühten; die Luft schien zu zittern, so heiß und klar war sie; und versuchte es der Wind, die träge Schwinge zu rühren, so trug er nur schwüle Duftwogen herzu, deren süßer Athem ihn selbst berauschte; darum sank er kraftlos hernieder und regte sich nicht mehr!“ Eine zweite Probe: „Wie ein geheimnißvolles Wallen und Wogen zog es in früher Morgenstunde um die Bergformen, glitzerte wie stäubender Regenthau (!) über den dunkeln Wäldern und lagerte wie über Nacht hervorgezauberte Seen in den Tiefen und Thalbecken des Gebirgskranzes.“ Nämlich das „es“. Aber dann geht es weiter: „Mit majestätischen Schwingen zog ein Raubvogel seine Kreise durch die würzige Luft, weit von blumigen Matten trug das Echo einen Jodler herüber, und dazwischen summte es wie ferne Glocken, sang und klang es feierlichen Morgengruß von der Stiftskirche in die duftige Frühe hinaus.“ „Herrlich! etwas dunkel zwar, aber 's klingt recht wunderbar!“ würde der biedere Pedro in der „Preziosa“ sagen. Nun wendet sich die Schilderung dem Irdischen zu: „Goldlack und Tulpen, Lawendel und Herzblumen lachten auf den nachbarlichen Rabatten unter Johannis- und Himbeersträuchern hervor, Salatköpfe und Levkojen, Petersilie und lange Schwertlilien standen in bester Eintracht nebeneinander, und über den warm glitzernden (!) Kiesweg krochen die Schnecken, rannten schmucke Goldkäfer, tanzten tausend zarte Flügel durcheinander.“ Dieser gewaltige, wüst zusammengestoppelte Apparat, der nur auf die Zeilenmasse berechnet zu sein scheint, war der Verfasserin aber noch keineswegs genügend, denn sie giebt uns noch den folgenden Gallimathias zu kosten, bei dem sich die mannigfachsten Ingredienzien zu „Naturschilderungen“ in buntester Reihe zusammenfinden: „Farbige Fliegen blitzern wie neckische Koboldseelen (!) kreuz und quer durch Germer- und Kuckucksblumen, die bläulichen Libellen zitterten unter Enzian und Aurikeln, Rhododendron und Kohlröschen, und zwischendurch raschelte geheimnißvoll die Eidechse, sonnte sich die Natter auf dem gluthathmigen (!) Fels. Vogelstimmen zwitscherten durch die Stille, kurzes, behagliches Blöken tönte . . .“

Ich darf bei diesen unglaublich klingenden Proben von „deskriptiver Poesie“ vielleicht daran erinnern, daß meine Citate wörtlich und buchstäblich dem Original entsprechen, auch muß ich bemerken, daß nicht etwa die „Hofgeschichte“ allein diese ungeheuerlichen Schilderungen der uns umgebenden Natur enthält, sondern daß sämmtliche Romane der beliebtesten deutschen Schriftstellerin mit ihnen angefüllt sind. Jene sinnige Vereinigung des botanischen und zoologischen Milieus ist ihr charakteristisches Kennzeichen, das sich überall in er-

Digitized by Google

müdender und abstoßender Weise bemerkbar macht. Man sieht, daß die Phantasie der Dame durch keine knechtische Beobachtung der wirklichen Naturbilder in ihrer zügellosen Freiheit gehemmt wird; ihr inneres Schauen kehrt sich nicht an die in der wirklichen Natur aufgenommenen Bilder, sondern bestreitet alle Unkosten aus dem Eigenen.

Auch in der Wiedergabe architektonischer Bilder hat unsere Dichterin eine äußerst glückliche Hand, besonders hat sie es auf möglichste Veranschaulichung abgesehen, was ja an sich sehr lobenswerth ist. Da ist z. B. von einem „Hof" die Rede, „auf welchen die Front des Schlosses seit langen, langen Jahren schon mit demselben deprimirten, grau in grau spielenden Angesicht herniederschaute, griesgrämig und mit hohlen Fensteraugen, wie ein alter Mann, welchem der viereckige, kurze und massiv plumpe Thurm mit dem grünlich schillernden Knauf wie eine Morgenmütze schief auf's Ohr gedrückt war." Hat man da nicht sofort eine ganz klare Anschauung? — —

Unbestritten aber ist unsere Dichterin vorbildlich in der knappen und präcisen Darstellung der Verhältnisse, des Umgangstons, des ganzen Gebahrens in der Cavalierwelt. Bisweilen wird man durch die Einfachheit der Mittel geradezu verblüfft, mit denen die geniale Dame zu charakterisiren versteht. Officiere und Cavaliere werden einfach dadurch als solche abgestempelt, daß ihnen ab und zu im Gespräch eine französische Vocabel in den Mund gelegt wird, als da sind: pardon, grace à Dieu, mille diables u. A. Diese Methode hat schon deßhalb etwas sehr Empfehlenswerthes, da die wenigen Vocabeln alle leicht verständlich sind; schwierige Exemplare sind selten. Einmal freilich sagt der eine Cavalier zum andern: „Man sieht, wie wenig Hindernissen du bis jetzt, excepté im Steeple-Chase, auf deinem Lebenswege begegnet bist." Ist dieses excepté nicht köstlich? Einem alten biedern Landmann ist als Erkennungsmarke die Redensart: „immer schlank weg" gegeben und so verwendet er sie, so oft er auftritt. Aber mit Recht hielt unsere Autorin diese Charakteristik nicht für wirksam und durchschlagend genug und so hing sie ihm in ihrer künstlerischen Weisheit eine zweite Redensart an den Hals, die uns von dem Manne eine völlig concrete klare Vorstellung giebt. „Das ist eine Donnerwetter'sche Geschichte", sagt er. Nun ist sofort seine Geradheit („schlank weg") und seine männliche Kraft und Urwüchsigkeit scharf charakterisirt, die letztere durch das kraftvolle, aber etwas ungewöhnliche Adjectivum „Donnerwetter'sch", das sich die Herausgeber des Grimm'schen Wörterbuches für die nächste neue Auflage unweigerlich werden buchen müssen. Nun werden unsere freundlichen Leser und besonders die Leserinnen auch erfahren, wie kindlich-weibliche Naivetät charakterisirt wird uud zwar bei der Heldin unserer Hofgeschichte, dem „Gänseliesel."

„Aber, Fräulein, sind Sie gar nicht um Ihren reizenden Teint besorgt? So fragte Graf X. und neigte sich mit dunkeln Augen zu der jungen Dame nieder." (Das läßt, beiläufig gesagt, vermuthen, daß Graf X. für bestimmte Gelegenheiten noch über eine zweite Garnitur Augen, wahrscheinlich blauer, zu verfügen hat.) Nun antwortet das naive Fräulein: „Teint? Ah so, Sie meinen, ob ich keine Angst vor Sommersprossen habe. Nein, gar nicht, obwohl ich sie nicht hübsch finde. Pastors Gretchen hat einen ganzen Sattel auf der Nase." Im Uebrigen benutzt das Landfräulein einige abgegriffene plattdeutsche Wendungen und mit dieser Ausstattung ist ihre herzrührende Einfalt und Naivetät auf's Unumstößlichste dargethan. Wir sind bei der Heldin der Hofgeschichte angelangt und werden nun der Darstellungskunst der Verfasserin die gebührenden Ehren zu erweisen haben, da dieselbe schon hier zu achtunggebietender Höhe aufragt. Den höchsten Gipfel erreicht sie freilich erst bei der Schilderung der Hofgesellschaft selbst, — „doch ich will nicht vorgreifen." Die Heldin wird uns in folgender Weise vorgestellt: „Sie rückte mit kräftigen Armen das Heu in den Schatten eines Ebereschenbaumes, welcher mit vielen anderen laubigen Collegen die waldfreie Seite der Chaussee säumte, bereitete sich einen nicht gerade raffinirt majestätischen, aber doch einen herrlich duftenden Königsthron und zog mit einem Seufzer der Erleichterung den Hut von den Haaren, um ihn recht fürstlich undankbar gleich dem Mohren, der seine Schuldigkeit gethan, in die tiefste Tiefe des Grabens zu schleudern." So ist nun durch ein frauenhaftes, grammatisches Versehen das naive Fräulein zum „Mohren" geworden, und doch sollte es, denke ich, der Hut sein. Aber über solche kleinen Scherze wollen wir nicht rechten, denn nun kommt der große Augenblick, (Moment wollte ich eigentlich sagen, da aber die Verfasserin auf jeder Seite ihres Opus das echt dichterische Wort „momentan" wenigstens zweimal braucht, so habe ich mir das Wort „Moment" abgewöhnt) wo uns die Kleine nach berühmten Mustern gezeichnet wird. Man höre: „Schelmerei und Muthwillen blitzten die dunkelblauen Kinderaugen unter schwarzen, langgeschweiften (!) Wimpern, schlugen sich voll auf in naivem, neugierig forschendem Staunen und verschleierten schüchtern den Blick lautester Herzensgüte, gleich dem keuschen Blumenkelch, welcher vor unberufener Hand die Blättlein schließt, um nicht zu zeigen, wie reich und schön er ist." (Aber er weiß es doch! Anm. des Verf.) „Kind und Jungfrau stritten sich noch um die Seele dieses Blickes." (!) Inzwischen „fand sie Zeit, die saftigen Grashalmen zwischen den Zähnen zu zermalmen", (während sie Goethe's Gedichte liest) „als aber Seite um Seite umflog und die Augen immer größer und verständnißloser wurden, als die Gedichte nicht nach der Qualität, sondern nach der Quantität verschlungen wurden, da standen auch die kleinen Perlzähne still und ihre Besitzerin fand geistige Nahrung so überreich, daß die vegetarianischen Genüsse zu entbehren waren."

Haben Sie das nach sorgfältigem zweimaligen Lesen verstanden, verehrter Leser und Leserin? Mir war es nicht vergönnt, in diese Tiefe einzudringen, gestatte mir aber, den ganzen Passus für absoluten Unsinn zu erklären. Später finden wir das naive „Gänseliesel" plötzlich (ganz à la Marlitt und frei nach Bellachini „ohne jedem Apparate") zur vollkommenen hocheleganten Salondame umgewandelt und da schaut sie denn nun freilich anders aus als auf „dem duftenden Königsthron." „Ein dunkles, sehr elegantes Kleid fällt in weichen Falten von ihren Hüften, spannt sich knapp um die schlanke, außerordentlich graziöse Figur und schließt mit goldener Stickerei hoch an dem Hals. Die letzten Reflexe eines rothen Abendhimmels spielen auf dem blonden, sehr modern und kleidsam frisirten und von weichen duftigen Stirnlöckchen umgitterten Köpfchen. Der Schnee fällt dichter draußen ꝛc. ꝛc. —" nach bekannter Vorschrift. Daß es mit dem Schnee bei den leuchtenden Abendstrahlen doch seine gewissen Schwierigkeiten hat, stört unsere Dichterin nicht im Mindesten; sie rechnet eben auf völlige Gedankenlosigkeit der geneigten Leser. Es ist selbstverständlich, daß die so verwandelte Naive auch „an den Hof" kommt, dem sie sich in ihrer Eigenschaft als altadeliges Fräulein und Tochter eines Kammerherren (das ist der „Donnerwetter'sche") schon früher einmal genaht und mit ihrem plumpen bäuerischen Kostüm ein klägliches Fiasko erlitten hat. Die Scharte wird glänzend ausgewetzt; das bespöttelte, ja verhöhnte „Gänseliesel" wird natürlich die am meisten bewunderte und gefeierte Schönheit. Anders geht es nun einmal in den „Dichtungen" der Frau Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff geb. v. Eschstruth nicht an.

Der Schilderung des Hofes und seiner Festlichkeiten gegenüber befinden wir uns in einiger Verlegenheit, da wir leider nie Gelegenheit hatten, mit eigenen Augen all' den märchenhaften Prunk und Glanz zu schauen. Nach dem Bericht unserer Verfasserin muß es aber wirklich sehr schön sein. Zunächst „donnerten die Wagen über die Asphaltplatten" — ja ja, so steht es da: es „donnert" trotz der

Digitized by Google

Asphaltplatten, die doch eben das „Donnern“ verhindern sollen. Und nun schauen wir in all' dem Glanz „das gazeduftige Rieseln (gazeduftig ist gut!) der langhin wogenden Schleppen, die aristokratischen, tief dekolletirten Nacken, die lächelnden, strahlenden, träumenden, lockenden, zauberischen Augensterne der reizenden Frauen.“ Dann kommen die Cavaliere an die Reihe, die Waffenröcke, die Fracks und das andere dazu gehörige Brimborium — vergessen wird nichts. „Da prahlten die langen Ordensreihen auf der Brust ihrer verdienstvollen Vertreter (!), renommirten die Kammerherrenschlüssel und blitzten die goldenen Tressen. Alle Distinction, alle Eleganz, Noblesse und Schönheit schienen hier zu leuchtendem Banner verwoben, welches die Göttin Fortuna mit jauchzendem Evviva über dem Thronhimmel des Herrscherpaares entrollte.“ (!) In diesem Stile geht es weiter — doch halt, ein kleines Pröbchen muß ich doch noch bieten. Von einer Hofdame heißt es: „Ganz zarter, silberdurchschwommener grüner Crèpe rieselte wie Meerwasser an ihrer hohen Gestalt zu langer Schleppe nieder“ — — Und nun noch ein Schlußwörtlein vom „Hof“ selbst, von der Prinzessin X., dem Prinzen Y. und dem Hofstaate, damit wir durch den Mund einer competenten, romanschreibenden adligen Dame authentisch erfahren, wie in jenen Kreisen, die auf den höchsten Höhen des Lebens wandeln, verkehrt und gesprochen wird. Prinzessin X. will „Boot fahren“ und hat dem Adjutant O. Auftrag gegeben, ein solches zu bestellen. Der Prinz hat keine rechte Lust und sagt zur erlauchten Schwester: „Du bist rein wie verdreht mit Deiner Wassermanie.“ Aber sie setzt es durch und die Fahrt soll beginnen. „O“, so klingt es von den Lippen der holdseligen Prinzessin, „sperren sie mal den infamen Köter in die Nebenstube, er ist rein wie toll, wenn ich den Hut aufsetze. Marsch, Titian! will er hierher, zum Donnerwetter noch eins!“ Darauf packte Hoheit das Thier selbst energisch beim Nackenfell, zerrte es zum Nebensalon und „nu los, Kinder“, sagt sie. Als der Adjutant ihr beim Einsteigen behülflich sein will, bricht ihre gute Erziehung siegreich durch, indem sie sagt: „Der O. reißt sich mal wieder ein Bein aus vor lauter Liebenswürdigkeit. Zurück da, ich kann allein, mon Dieu, ich bin doch keine Katze, die 's Wasser fürchtet.“ Und gegen die höfliche Einwendung, der Kahn hätte bei unvorsichtigem Einsteigen ja umschlagen können, erwidert die hohe Dame: „Dann hätte ich mich durch Schwimmen gerettet und ihr Andern wäret alle wie die bleiernen Enten versoffen.“ Als dann unterwegs der Adjutant auf eine von ihm nicht verstandene Frage der Prinzessin replicirt: „Hoheit befehlen?“ antwortet sie prompt: „Ich befehle, daß Sie den Mund halten. Ilse (zur Hofdame) stopf' ihn doch mit einem Bonbon.“ Als sie aber auf der Fahrt schreiben will und kein Material hat, zieht der Adjutant sein Notizbuch heraus und überreicht es der Prinzessin. „Darf ich ein Blatt herausreißen?“ fragt diese und nimmt Papier und Bleistift. „Lecken Sie etwa auch an der Bleispitze?“ fragt sie dann vorsichtig, ehe sie selbst das Manöver ausführte. Und ganz unmittelbar nach dieser ebenso geschmackvollen wie anmuthigen Scene wird in den Zettelkasten der Naturschilderungen gegriffen und losgelegt, wie folgt: „In den Zweigen flüsterte und rauschte es, der Wind hob seine Schwingen; rothe Sonnengluth brannte auf den Bergen und um die schroffen Felszinken kreiste ein Weih', eng und enger zog er seine Kreise, dann schoß er jählings nieder. Der König der Lüfte gedachte eines kleinen armen Unterthans.“ Man könnte mir nun den Einwand machen: ja, warum soll denn die Prinzessin sich auf Reisen nicht der Hofetiquette entledigen und mit ihrer Umgebung frisch und zwanglos reden wie ihr der Schnabel gewachsen ist? Um Vergebung, schöne Vertheidigerin! Erstens finde ich, daß dieser Ton nicht frisch und zwanglos ist, sondern stark nach Stall und Caserne duftet, und zweitens zeigt sich Hoheit auch da, wo die strengere Hofsitte unter allen Umständen respektirt werden müßte, also bei Cour und Festlichkeiten, in aller ihrer — Fesselloſigkeit. Hören Sie gütigst zu. Bei dem Hoffeste nimmt sie einem Cavalier den Fächer aus der Hand mit den Worten: „Her damit, den brauche ich selber bei der Pökelhitze!“ und setzt ihn so in Bewegung, „daß die Chenillefranzen ihrer Corsage hoch aufwogten.“ Und nun begrüßt sie das zum ersten Male bei Hofe erscheinende „Gänseliesel“, das bisher still und einsam auf der heimischen Hufe gesessen hat, mit den unsterblichen Worten: „Auf so einer Landquetsche muß es ja rein zum Schimmeligwerden sein.“ Inzwischen hat sich der fürstliche Bruder das Monocle aufgesetzt und sagt im Anschauen der jungen Landdame in lautem Tone: „Nicht so übel, aber an dem Kranz können sich drei Kühe satt fressen.“ Ueber diesen „Witz“ lachten die Umstehenden schallend auf, das junge Mädchen hatte aber die Worte gar nicht auf sich bezogen Und nun genug dieser traurigen Stilproben „unserer beliebtesten Schriftstellerin“. Ich wiederhole, daß sie nicht mühsam ausgesucht, sondern aufs Gerathewohl hergenommen sind, daß also das gesammte Schriftthum unserer Autorin sich in den Formen der gebotenen Proben bewegt. Wenn der Leser einige Seiten aus irgend einem Roman der Frau v. Eschstruth liest, z. B. „Stern des Glücks“ oder „In Ungnade“ oder aus irgend einem anderen, so wird er meine Behauptung bestätigt finden; im „Stern des Glücks“ finden sich nach meinem Geschmack noch stärkere Sachen als im „Gänseliesel“.

Jeder Schriftsteller hat eine ernste Mission zu erfüllen, sei es, daß er auf dem Gebiete der Wissenschaft, sei es, daß er auf dem Gebiete der Belletristik thätig ist. Der Letztere hat die Aufgabe, in angenehmer Form zu unterhalten, dabei aber nicht nur den Geschmack zu bilden, sondern auch auf Herz und Gemüth zwanglos und unauffällig einzuwirken. Wer ausschließlich auf das Lesebedürfniß der Ungebildeten speculirt, unwahrscheinliche und unmögliche Charaktere, Vorgänge und Situationen zur Darstellung bringt und den harmlosen Leser durch den bloßen Klingklang tönender Worte zu bestechen sucht, der ist nicht zu den wirklichen Schriftstellern zu zählen, auch wenn die Reclame mit Posaunenstößen sein Lob verkündet. Sollte also N. v. Eschstruth thatsächlich die „beliebteste Schriftstellerin Deutschlands“ sein, d. h. am meisten gelesen werden, so muß sich jedem denkenden, um die geistige Entwickelung des deutschen Volkes besorgten Menschen die Frage aufdrängen, ob wirklich der Geschmack des Lesepublicums, soweit es nicht in den Küchen residirt, so beklagenswerth tief gesunken ist, daß man ihm ohne alle Scheu solche Kost vorsetzen darf, ja daß solche Schreibereien von der Reclame als tadellose und mustergiltige Lectüre der heranwachsenden weiblichen Generation angepriesen werden können? Die Antwort wird kaum zweifelhaft sein können — leider!

Aus dem Archiv der Schillerbühne.

Von Gustav Jansen.

Das Mannheimer Hof- und Nationaltheater, das in diesen Tagen auf 120 Jahre seines Bestehens zurückblickt, verdient den Ehrentitel einer „Schillerbühne“. Die ruhmvollste Zeit der Mannheimer Bühne in den ersten fünfzehn Jahren der Dalberg'schen Intendanz, als die Freunde Iffland, Beil und Beck an dem jungen Institut mit begeisterter Einsetzung ihrer ganzen Kraft wirkten, als Dalberg ein Schauspielensemble von vorbildlichem Können schuf, als Schiller's kraftsprühende Erstlingswerke ihre Siegesbahn von der Mannheimer Bühne aus antraten, als sich der Blick aller literarischen Kreise, der Beifall der ganzen deutschen Kunstwelt auf die kurpfälzische Nationalbühne richtete — diese ihre ruhmvollste Zeit lernen wir jetzt so recht wieder kennen und schätzen. Als eine monumentale Jubiläumsschrift läßt

Digitized by Google

die Stadtgemeinde Mannheim in dem hochangesehenen Verlage von S. Hirzel in Leipzig ein zweibändiges Werk erscheinen: „Archiv und Bibliothek des Großherzogl. Hof- und Nationaltheaters in Mannheim, herausgegeben von Dr. Friedrich Walter", das wir allen Literaturfreunden warm empfehlen können.

Der stolze Name Hof- und Nationaltheater, den die Bühne heute noch führt wie zu Beginn des Jahrhunderts, ist durch die geschichtliche Entwickelung begründet und berechtigt. Als Nationaltheater wurde die Bühne von dem kunstsinnigen Kurfürsten Karl Theodor gestiftet, und sie erfüllte ihre Mission, die ihr dieser Fürst im Geiste der pfälzischen Aufklärung zur Verbreitung nationalen Geistes angewiesen hatte. Auch der national-ökonomische Zweck, der bei der Begründung des Mannheimer Theaters in Betracht kam und immer wieder bald von Seiten der Regierung, bald von Seiten der Intendanz hervorgehoben wurde, die Schaffung „einiger Nahrungsbeihülfe" für die Stadt, die durch die Uebersiedelung des Hofes nach München im Jahre 1778 wichtige Einnahmequellen verloren hatte, war in der Geschichte des Theaters von entscheidender Wichtigkeit. Er wurde auch betont, als der badische Hof beim Anfall der rechtsrheinischen Pfalz an Baden 1802 das Mannheimer Theater als zweites Hoftheater neben dem Karlsruher übernahm und subventionirte. Von dieser Zeit an ist der Titel des Mannheimer Theaters: Hof- und Nationaltheater.

Mannheims Theatergeschichte beginnt nicht aber erst 1779 mit der Eröffnung des Nationaltheates. Während des halben Jahrhunderts der kurfürstlichen Hofhaltung in Mannheim hatte die Stadt glänzende Opernaufführungen von europäischem Ruf gesehen, eine französische Komödie war im Schloß eingerichtet, und wandernde deutsche Schauspieltruppen gastirten in Bretterbuden auf dem Markt oder im Rentamtsaale des Kaufhauses. Marchand und Seyler spielten noch vor der Eröffnung des Nationaltheaters in demselben Hause, in das dann Dalberg mit seinen Schauspielern einzog. Die Mannheimer Theatergeschichte bietet also eine reiche Fülle interessanter Momente und hat seit langer Zeit den Blick des Literarhistorikers und des Theatergeschichtschreibers auf sich gelenkt. Eine Durchforschung und theilweise Publicirung der Archivbestände des Mannheimer Theaters ist denn auch schon früher zuweilen erfolgt, aber erst Dr. Walter ist nun der Sache officiell näher getreten. Die Akten aus der Dalberg'schen Zeit, wenigstens aus dem ersten Decennium, sind keineswegs vollständig. Beispielsweise sind von den Regieakten der 80er Jahre nur Bruchstücke erhalten; die Originale der Ausschußprotokolle sind nicht mehr vorhanden; was Martersteig veröffentlicht hat, sind die Reinschriften, die von dem Soufleur und Copisten Trinkle angefertigt wurden. Durch die Unordnung, die mit den Kriegsjahren 1794 und 1795 über den ganzen Theaterbetrieb hereinbrach, mag Vieles verloren gegangen sein, und auch die Unachtsamkeit späterer Jahre hat den Beständen des Archivs viel geschadet. Dalberg hat auch viele Papiere, die das Theater angingen, unter seinen Privatbriefschaften behalten, und so kommt es, daß sich in dem reichen Sammelband von Briefen an Dalberg, den die kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München besitzt, sehr viele das Mannheimer Theater betreffende Briefe befinden. Das gilt in erster Linie von den darin erhaltenen Briefen von Schiller, Gotter und Iffland an Dalberg.

Ein directer Gewinn für die Schillerbiographie, den Fernerstehende vielleicht am ersten von dem Archiv des Theaters erwartet hätten, mit dem die Geschichte des jugendlichen Schiller und seiner Werke so enge verknüpft ist, ergiebt sich leider daraus nicht. Von Schiller findet sich überhaupt nichts mehr im Archiv, als ein paar Quittungen, die theilweise sogar ihrer Unterschrift beraubt sind. Während in der neuesten Zeit eine Benützung des Archivs oder der Bibliothek sogar für Berufene mit den allergrößten Schwierigkeiten verbunden war, lagen die Verhältnisse in den 50er und 60er Jahren so, daß die werthvollsten Bestände unberufenen und räuberischen Händen schutzlos preisgegeben waren, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen Jahren manches werthvolle Stück dem Theater entfremdet wurde, das in unbekannten Privatbesitz überging oder später bei irgend einem Antiquar auftauchte. Einer dieser „Forscher", ein Autographensammler niederster Sorte, hat seine Sammelwuth im Theaterarchiv sogar dadurch befriedigt, daß er Unterschriften berühmter Namen aus Akten, Briefen und Quittungen ausschnitt.

In der Bibliothek sind vereinigt die für den Gebrauch des Regisseurs oder des Souffleurs angefertigten Bühnenmanuskripte, sowie die gedruckten Ausgaben derjenigen Stücke, die aufgeführt wurden oder deren Aufführung geplant war, auch solcher, die zur Aufführung eingesandt wurden, ferner Sammelausgaben von Schauspielen, Lustspielen u. s. w., einige historische Werke und verschiedene Schriften, welche das Theater betreffen. Am werthvollsten sind natürlich die geschriebenen Regie- und Soufflierbücher und unter diesen die Bühnenmanuskripte klassischer Werke, die als wichtige Dokumente für die Textgeschichte und Textkritik dieser Dramen in Betracht kommen, wie sich aus Dr. Walter's Besprechung der hervorragendsten dieser Mannheimer Bühnenmanuskripte z. B. der Räuber, des Fiesko, des Götz u. s. w. ergiebt. Wir führen einiges noch heute Interessante daraus an.

Von den Räubern existiren zwei Hauptfassungen, von denen man die eine das „Schauspiel", die andere das „Trauerspiel" zu nennen pflegt. Die erstere Fassung folgt der ersten Ausgabe des Stücks, Frankfurt und Leipzig 1781, sie ist in die meisten Schillerausgaben übergegangen, die letztere ist die von Dalberg veranlaßte Bühnenbearbeitung, worin mehrere Scenen des Schauspiels gestrichen oder zusammengezogen sind. Die wichtigste Abweichung des „Trauerspiels" vom „Schauspiel" betrifft den Schluß. Im Schauspiel erdrosselt sich bekanntlich Franz beim Herannahen der Räuber mit seiner Hutschnur und Schweizer erschießt sich daraufhin, weil er den Befehl seines Hauptmanns nicht erfüllen und ihm Franz nicht lebendig überbringen kann. In der Mannheimer siebenaktigen Bühnenbearbeitung tritt die Katastrophe in anderer Weise ein. Hermann's späteres Verhalten gegen Franz, die heimliche Ernährung des im Thurm gefangen gehaltenen alten Moor ist darin durch eine neue Scene zwischen Hermann und Franz motivirt; Franz findet die Strafe für seine Schandthaten, indem er von Schweizer's „Würgengeln" aufgegriffen, in den Wald vor Karl geschleppt und dann in den Thurm hinabgestoßen wird. Karl opfert Amalie der Bande, indem er sie ersticht. Das vorliegende Manuskript enthält übrigens die von Dalberg verlangte Variante, daß Amalie sich selbst ersticht.

Die Mannheimer Bühnenbearbeitung verfolgte den doppelten Zweck, das Stück bühnengerechter umzugestalten und den revolutionären Grundcharakter zu mildern. Das Letztere wurde, wie bekannt, durch Dalberg's Initiative auch dadurch zu erreichen gesucht, daß die Handlung ins Zeitalter Maximilians verlegt wurde. Das Mannheimer Manuskript ist nun sichtlich bestrebt, mehr noch als die Druckausgabe, den Sturm und Drang in den Räuberscenen durch häufige Anspielungen auf die Zeit Maximilian's und des ewigen Landfriedens zu mildern und den Zeitcharakter des Ganzen zu maskiren. Diese in mannigfacher Beziehung gegenüber der ersten Fassung abgeschwächte, allerdings auch manche Verbesserungen bietende Mannheimer Bearbeitung ist bis heute auf den deutschen Bühnen die gebräuchlichste. Nur vereinzelt wird auf die erste Niederschrift Schiller's und auf das Costum des 18. Jahrhunderts, das allein dem Geist des Ganzen angemessen ist, zurückgegriffen. — Interessant ist auch das Soufflirbuch des „Fiesko" mit des jungen Schiller Bearbeitung; die Bertha-Verrinascenen sind stark geändert in den

Digitized by Google

zweiten Akt herübergenommen; der zweite Akt beginnt mit der Scene zwischen Fiesko und dem Mohren, weggefallen sind zum Vortheil des Werkes die Scenen Leonores mit Julia und Kalkagno. Ebenso muß gegenüber manchen Verlusten, welche die Charakteristik der Personen in der Bearbeitung beeinträchtigen, die Beseitigung von Leonores Tod im fünften Akt als Verbesserung gelten. Den Mantel des getödteten Gianettino nimmt Bourgognino an sich und eilt damit in Bertha's Gewölbe (neu hinzugekommene Scene): „Dieser Scharlach, noch feucht von Tyrannenblut, wird mein Hochzeitschmuck sein!" Die Hauptänderungen betreffen den fünften Akt und namentlich den Schluß des Dramas. Verrina stürzt Fiesko nicht in's Meer, sondern Fiesko weist großmüthig Krone und Scepter zurück: „Steht auf Genueser! Den Monarchen hab ich euch geschenkt! Umarmt euren glücklichsten Bürger!" Und zu Verrina, der in seiner letzten großen Scene mit Fiesko das Schwert nach diesem gezückt hat, sagt er: „Und mit Drohungen wolltest Du mir einen Entschluß abnöthigen, den mein eigenes Herz nicht geboren hat? Genuas Freiheit war in diesem Busen entschieden, ehe Verrina noch dafür zitterte — aber Fiesko selbst mußte der Schöpfer sein — (Verrinas' Hand ergreifend, mit Wärme und Zärtlichkeit) Und jetzt doch mein Freund wieder, Verrina?"

Die Schiller'sche Bearbeitung des Nathan wurde 1801 für das Weimarer Theater verfaßt. Es handelte sich dabei nach E. Schmidt hauptsächlich um Kürzungen des Dialogs, da der Nathan für einen normalen Theaterabend viel zu lang ist, und um Beseitigung einiger entbehrlicher Scenen, wie der zwischen Saladin und Sittah im 4. Akt und der des Emir und der Mameluken im 5. Akt. Dazu aber kamen noch Aenderungen innerer Art, über die E. Schmidt folgendermaßen urtheilt: „Schiller beschneidet, natürlich nicht aus religiöser Scheu, einzelne antichristliche Erörterungen, er opfert rücksichtslos bedeutsame Partien der Reden über das Wunder, über Mensch und Engel, er will des Klosterbruders fromme Einfalt nicht mit dem ironischen Ausfall auf die orthodoxe Sündenlehre belasten, streicht aber auch jenes gemüthliche Wort über das Judenthum Christi, modelt — seine schlimmste Aenderung — die sprudelnde Dialektik Al Hafi's um und legt ihm eine Reihe neuer nüchterner Verse in den Mund, die uns ohne nervöse Seitensprünge unterrichten sollen, so wie er, um Saladin zu heben, die Sittah in einem fast plumpen Einschub das Thema der von ihm nicht angetasteten Parabelscene ganz geradezu stellen läßt. Er ist vor Allem bemüht, Recha von ihrem altklugen Philosophiren, dessen bewußte Ruhe den Schöpfer Theklas und Johannas verdroß, zu heilen, nachdem er Nathans „Arznei" gegen ihr Schwärmen ein wenig verdünnt hat. Durch Schiller sind also die Mißverständnisse über die „Liebenden" befördert worden. Seine Recha faßt sich im Religionsgespräch mit Daja erheblich kürzer, fragt Curd nicht über den Sinai aus — was doch bei Lessing ihre von aller Erotik freie Unbefangenheit bekunden soll, unterhält sich mit Sittah nicht über den Schaden der Buchgelehrsamkeit und überspringt die allgemeineren Betrachtungen über Bekehrungseifer, um sogleich die aufregende Scene unter den Ruinen dramatisch zu erzählen u. s. w." Doch genug der Proben.

Merwürdiger Weise war über die glorreichste Zeit des Nationaltheaters nicht auch seine glücklichste. So lange Dalberg sein Amt bekleidete, hatte er sich mit unausgesetzten Calamitäten abzumühen, die eine Folge der finanziellen Abhängigkeit vom Münchener Hofe waren, mit bureaukratischen Quälereien und Intriguen sich herumzuschlagen, die ihn mehr als ein Mal veranlaßten, seine Demission zu verlangen und schließlich auch mit der Ungunst der Zeitverhältnisse, mit der Noth, welche verheerende Kriege und schwere Belagerungen über Mannheim und das pfälzische Land verhängten, und mit den Zahlungsstockungen, die daraus folgten, zu kämpfen. Die Akten des Theaters enthalten die schönsten Beweise, mit welchem Eifer, mit welcher Liebe, mit welcher Energie und welcher Aufopferung sich Dalberg, dessen künstlerische und administrative Bedeutung als Theaterleiter von dem tiefer Blickenden nicht unterschätzt werden kann, immer und immer wieder für die Erhaltung und Rettung seiner Schöpfung verwendete; sie lassen aber auch deutlich erkennen, wie ihm schließlich die schwere Kriegszeit, seine vermehrte Geschäftslast, der Bruch mit Iffland, sowie am Ende der verhängnißvollen neunziger Jahre und am Anfang des trüb und grau anbrechenden neuen Jahrhunderts der schwere Conflict mit dem Director Beck die Lust am Theater und an der Theaterleitung raubte, wie er sich immer mehr zurückzog und schließlich im Jahre 1803 müde und mißmuthig sein Amt in die Hände seines Schwiegersohnes legte.

Dalberg hat die meisten Erlasse, Eingaben und sonstigen Aktenstücke der Intendanz meist selbst verfaßt und eigenhändig entworfen; in allen Details des Theatergeschäfts, selbst den scheinbar geringfügigsten, legte er selbst Hand an, wenigstens in den besten Jahren seiner Amtsführung. Als gegen Ende des Jahrhunderts die drückenden Regierungsgeschäfte fast seine ganze Arbeitskraft absorbirten, mußte er sich allerdings von diesem direkten Eingreifen in die alltäglichen Theatergeschäfte zurückziehen und sie durch die Regisseure und Sekretäre erledigen lassen. Seine Regisseure berichteten schriftlich an ihn, und er resolvirte schriftlich auf dem Rande ihrer Berichte. Infolge dieses ausgedehnten schriftlichen Verkehrs vermehrte sich das Aktenmaterial in der letzten Zeit seiner Amtsführung bedeutend, und Dr. Walter bietet aus der Mitte der neunziger Jahre, also noch aus der Zeit der Iffland'schen Regieführung, dann aber namentlich aus der Zeit der Beck'schen Thätigkeit als Regisseur und Direktor eine Reihe werthvoller Regieberichte, die einen klaren Einblick in den ganzen Theaterbetrieb der damaligen Periode mit allen seinen Sorgen und Zufälligkeiten gewinnen lassen. Daß Dalberg sich allerdings auch manchmal bei der Beurtheilung neuer Stücke irrte, beweist sein folgendes Rescript: „Wenn man Schillers *ganzen* Wallenstein gelesen hat und der mannigfaltigen Situationen sich lebhaft noch erinnert, welche dies werk dem Gedächtniße zurückläßt, kann man wohl mehr in diesem schauspiele nicht wieder finden, alß eine unvollendete Darstellung des Helden und der personen, welche um und mit ihm, sein leben hindurch, *weben* und handeln. Deßen ohngeachtet läßt sich *bestimmt* nicht voraus angeben, ob und inwiefern es auf der Bühne gut und fleißig dargestellt, gefallen kann und wird. Ohne vorherigen Versuch mögte ich es nicht geradezu kaufen." Dies schiefe Urtheil befremdet sehr bei einem Manne, dessen Erfahrung als Theaterleiter doch nicht ein Werk von der Bedeutung des Wallenstein hätte verkennen dürfen. Dalberg führte den Wallenstein nicht auf, denn erst 1807/8 erschien die Trilogie zum ersten Mal auf der Mannheimer Bühne. Gleichwohl urtheilt Dr. Walter sehr richtig: „Einen Theaterleiter, wie er war, hat das Mannheimer Theater nicht wieder gefunden, so oft auch der Ruf: „Ist kein Dalberg da?" erschallte, einen Theaterleiter, der mit seiner hohen Stellung bei Hofe und in der Staatsverwaltung für die künstlerischen und administrativen Aufgaben des Theaterbetriebs ein hohes literarisches Verständniß und die Fähigkeit selbstständiger künstlerischer Initiative verband. Er, der als Oberappellationsgerichts-Präsident und Obersilberkämmerling und später in badischer Zeit als Oberhofmeister und Staatsminister unter den obersten Hof- und Regierungschargen figurirte, der einer der ersten und berühmtesten Familien des Reiches angehörte, widmete sich der dornenvollen Aufgabe eines Bühnenleiters mit einer Liebe und Sorgfalt, mit einer warmblüthigen Hingabe, über die wir staunen müßten, wenn wir nicht aus allen den schriftlichen Documenten seiner Theaterleitung den Eindruck bekämen, daß er, der hochgestellte Aristokrat, der Hofcavalier und Regierungsbeamte, gerade in der Leitung und Emporbringung des Mann-

Digitized by Google

heimer Theaters die Hauptaufgabe seines Lebens, sein Lebenswerk erblickte. Die Art, wie er mit seinen Schauspielern gesellschaftlich verkehrte und ihre sociale Stellung besserte, wie er häufig den Proben beiwohnte, um das künstlerische Niveau derselben zu heben, wie er die Schauspieler in den Ausschußversammlungen zur Lösung der speciellen und allgemeinen Theaterfragen herbeizog, wie er an ihren Leistungen bessernde Kritik übte, war charakteristisch für diese Blüthezeit des aristokratischen Intendantenthums. Dalberg hat Schiller die Wege zur Bühne geebnet, und wie man auch über sein Benehmen gegenüber dem flüchtigen Schiller denken mag, sein Verständniß für das ungewöhnlich Neue, das in den Räubern und in Kabale und Liebe lag, der Wagemuth, mit dem er diese von revolutionärem Geist erfüllten Sturm- und Drangwerke auf eine Hofbühne brachte, verdient unsere Bewunderung. Er war nicht frei von menschlichen Schwächen. Mit seiner Theatermüdigkeit nahm auch seine Reizbarkeit und eine gewisse mißtrauische Verschlossenheit zu, die den Conflict mit Iffland und mit Beck verschärfte. Aber unser Blick darf bei der Beurtheilung seiner Persönlichkeit auf derartigen Schwächen nicht haften bleiben, denn das Bild seines Charakters und seines künstlerischen Strebens und Wirkens enthält eine Fülle schöner und hervorragender Züge, vor denen jene Schattenseiten fast ganz verschwinden." Es war der größte Schmerz seines Lebens, daß noch unter seiner Leitung die Glanzzeit des Mannheimer Theaters zu Grabe getragen wurde. Die ökonomischen Grundlagen seines Baues, bei dessen Aufrichtung er aus seinem eigenen Vermögen beigesteuert hatte, wurden immer morscher und unsicherer, von den künstlerischen Capazitäten wurde ihm eine nach der anderen entrissen. Er konnte den Verfall seines Werkes nicht mehr aufhalten. Bereits mit ihm hatte sich die Zeit der aristokratischen Intendanz in Mannheim überlebt. Und wenn sie trotzdem noch über ein Menschenalter weiter bestand, so war darin auch das rastlose Fortschreiten des Zerfalls der Schillerbühne begründet. Es war nicht nur der Fluch der Epigonenarbeit, der auf seinen aristokratischen Nachfolgern lastete, sondern zum großen Theil auch der Fluch der Unfähigkeit, theils auf künstlerischem, theils auf administrativem Gebiete.

Als 1813/14 das Theater in Folge des allgemeinen wirthschaftlichen Nothstandes und seiner auf's Aergste zerrütteten Finanzverhältnisse der Auflösung nahe war, tauchte der Gedanke auf, die Stadtgemeinde zu den Kosten der Erhaltung des Mannheimer Theaters durch Octroiauflagen heranzuziehen. Dieser Gedanke einer Nahrungsmittelsteuer zu Gunsten des Theaters wurde als zweckmäßig erkannt und durchgeführt. Hieraus entwickelte sich eine directe finanzielle Unterstützung des Theaters durch Uebernahme von Schulden und durch städtische Zuschüsse, die in Folge der gesteigerten Anforderungen an den ganzen Theaterbetrieb immer höher stiegen. Es war das erste Mal, daß eine deutsche Stadt für die Erhaltung und Förderung ihres Theaters im communalen und künstlerischen Interesse beträchtliche pecuniäre Opfer aus Gemeindemitteln brachte, und Mannheim ist, wie schon Devrient in seiner Geschichte der Schauspielkunst hervorhebt, die erste Stadt gewesen, die eine derartige schwere finanzielle Last auf sich nahm.

Im April 1839 trat das Mannheimer Theater in eine neue Periode seiner Geschichte ein, es war die zweite, die Periode der bürgerlichen Selbstverwaltung, die der Periode der aristokratischen Intendanz folgte und in Form einer Comitéregierung etwas über ein halbes Jahrhundert bestand. Und der Historiograph der Schillerbühne schließt: „Opferbereiter Bürgersinn war es, der die fürstliche Schöpfung aufrecht erhielt und wieder emporbrachte, und er wird sich ihr auch fernerhin nicht entziehen. Denn es giebt wenige Städte, in denen ein so reges Interesse für alles, was Theater heißt, für Kunst und Künstler herrscht wie gerade in Mannheim. Mannheim hat allen Grund, stolz auf die Vergangenheit seines ruhmreichen Theaters zu sein; aber die Zeit ist längst vorbei, wo man unthätig von dem großen Namen zehrte, unthätig im Erinnerungstraum der Schiller- und Dalbergzeit die Gegenwart vergaß. Man ruht nicht mehr aus auf der ruhmreichen Tradition wie zur Zeit der Dalberg'schen Epigonen, sondern fühlt die Pflicht und die Kraft zu selbstständigen neuen Thaten."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Nur ein Modell.

Von Franz Hercseg.

Es war einer jener Spätherbsttage, wo im Schatten schon Reifkrystalle blinken, die Sonnenstrahlen aber noch ihre wärmende Kraft besitzen. Auf dem großen, kahlen Friedhof stand eine schwarze, stumme Menschengruppe um ein offenes Grab. Fast alles Männer, meist Künstler und Journalisten. Der Priester hatte sein Gebet schon beendet. Ein glattrasirter junger Mann brach sich Bahn bis zum Grabe und begann eine Rede. Nur Wenige kannten ihn. Er sprach mit arg falschem Pathos, aber die weiche Stimme that doch ihre Wirkung, und Mancher zog sein Taschentuch. Bau aber, der langbärtige Bau, der bisher mit stumpfer Verzweiflung in die schwarze Grube gestarrt, brach in lautes Schluchzen aus und weinte wie ein Kind ... Auch das nahm ein Ende. Einige junge Leute gingen bei Seite, um ein neues Grabdenkmal zu bekriteln, die übrigen schritten durch das knisternde Laub der langen Platanenallee langsam dem Ausgange zu.

Bau wurde von einem Freunde zum Fiaker geführt. Als er schon drinn saß, eilte ihm ein junger Journalist nach und schüttelte ihm beide Hände. „Ich hatte noch keine Gelegenheit ... mein herzlichstes Beileid ..."

„Meine arme Lida!" flüsterte Bau schluchzend. „Sie war nur ein Modell, aber gut, schön und rein, wie ein Engel." Dabei sah er seinen neben ihm sitzenden Freund mit hochgezogenen Brauen und fast einfältigem Ausdruck an, als ob er ihn zum Zeugen seiner Wahrheit anrufen wollte.

„Lida war ein Engel," bestätigte der Freund bewegt.

— — — Ich will nun erzählen, wer sie war.

Zur Zeit, als es Bau sehr schlecht ging, war er heruntergekommen, wie es nur ein Künstler kann. Seine Bilder wurden von den Ausstellungen zurückgewiesen, die Kritik verhöhnte ihn und er selbst begann auch an seinem Talente zu zweifeln. Diese Trostlosigkeit machte die Flügel seines Genies schlaff. Er hörte auf zu arbeiten, nahm an nichts mehr inneren Antheil, vernachlässigte sein Aeußeres und ging umher wie ein Menschenfeind. Als ihm das Geld ausging, lebte er wochenlang von Kaffee, den ihm die Kellner creditirten. Um die Vorwürfe seiner ungeduldigen Wirthin nicht hören zu müssen, verbrachte er oft die Nächte auf den Bänken der öffentlichen Gärten wie ein Landstreicher. Wenn seine Mutter, die in einem Provinzstädtchen wohnte, das Elend ihres Sohnes hätte sehen können, den sie in seiner Kindheit so gehätschelt und selbst vor jedem Lufthauch bewahrt hatte, sie hätte sich gewiß beide Augen ausgeweint.

Eines Tages betrat Lida sein Atelier. Im Polkaschritt, lustig wie immer. Sie entsetzte sich über die gräuliche Unordnung, lief hinaus zur Wirthin und kam mit einem Besen zurück. Trillernd stäubte sie die an den Wänden hängenden Skizzen ab und stöberte dabei auch in den unter dem Bette herumliegenden Studien herum. „Du Narr!" rief sie aus. „Hast nichts zu essen, da aber liegt das Geld gleich haufenweise."

Digitized by Google

Sie trug ein Paar Studienblätter zum Kunsthändler und auf dem Rückwege kaufte sie Eßwaaren und Tabak ein. Dann kochte sie Thee, brannte sich eine Cigarette an und blies den Rauch Bau in's Gesicht.

„Was willst Du noch hier?" fragte der Maler.

„Ich kann Dich doch nicht verhungern lassen?"

Das ganze Künstlervolk kannte Lida, von den Professoren an bis zu den jungen Klecksern. Niemand wußte, woher sie gekommen war, es mußte aber ziemlich tief sein, denn sie war wunderbar anspruchslos, immer wohlgemuth und ein wenig ungezogen. Eines Tages erschien sie auf der Künstlerkneipe mit einem Blumenkörbchen in der Hand, die schlanke Gestalt hin- und herwiegend und ihre weißen Zähne zeigend. Wer ihr gefiel, den duzte sie; zu den Zudringlichen war sie sackgrob. Die Künstler kissen sich um das schöne Modell, und von diesem Tage an gehörte auch sie, wie so viele räthselhafte Wesen, zum Hausrath der Ateliers.

Lida blieb bei Bau. „Warum malst Du nicht?" fragte sie ihn.

„Was soll ich malen?"

Das Modell löste die braune Haarmähne, ergriff eine Palette und wirbelte in die Mitte des Zimmers hinein. Sie stand in einer Pose, wie sie ein Professor der Plastik nicht schöner hätte erdenken können. Sie hatte herrliche Arme ... Und Bau malte sein bestes Bild: Das Mädchen mit dem Tamburin. Das Bild bekam auf der Ausstellung die goldene Medaille, und Bau war mit einem Schlage, was er sein wollte. Der unerwartete Erfolg verscheuchte den auf seiner Seele lastenden Nebel, und im Atelier strahlten wieder Sonne und Glück.

Die beiden Menschenkinder führten eine komische Wirthschaft. Lida begriff Alles, verstand aber gar nichts. Vom Nähen nur so viel, daß sie Bau einen Knopf an den Rock nähen konnte und ihre Hauswirthschaft bestand darin, daß sie allabendlich zum Kaufmann lief und den Tisch mit Zeitungspapier deckte. Und sie war meist in rosigster Laune. Dann konnte sie eine Menge Dummheiten schwatzen oder sich mit Bau herumtummeln. Wenn sie aber in Streit geriethen, was hier und da vorkam, da konnte sie eklig grob werden. Manchmal wurde Bau auch eifersüchtig. Rasselte unten auf der Straße ein Säbel, gleich war Lida mit einem Sprung am Fenster. „Ich hab das Militär so gern, fast so gern wie Dich" ...

Ein reicher Kunstfreund besuchte einmal Bau's Atelier. Der Maler zog verwirrt seinen Rock an. Lida saß nach ihrer Gewohnheit am Tisch und schnitt eben Rettig. Als der Mäcen eintrat, schlenkerte sie mit den Füßen ungestört weiter.

Bau suchte seine Studien hervor und warf Lida wüthende Blicke zu. „Sei artig!" flüsterte er ihr zu, „das ist ein großes Thier!"

O, Lida konnte schon artig sein ... Sie schnitt eine Scheibe Rettig ab, spießte sie auf die Spitze des Messers auf und indem sie einen sehr tiefen Knix machte, bot sie sie dem hohen Herrn an.

Eines Tages kam eine alte Frau in's Atelier. Eine weißhaarige, schöne Alte, mit strengem Gesichte, ganz in Trauer. Im Garten wartete ein Dienstmann mit einer Reisetasche. Mit weit geöffneten Augen besah sich die Frau die tolle Wirthschaft und wandte sich hochnäsig an Lida: „Es scheint, daß ich nicht am rechten Orte bin ... Ich suche Bau, Herrn Bau, den Maler, den Künstler ..."

„Bau ist nicht zu Hause. Vielleicht gegen Abend."

„Er wohnt also hier? Und Sie, was thun Sie hier?"

Lida ahnte in der zornig blickenden Alten instinctiv eine Feindin. Sie hob herausfordernd den schönen lockigen Kopf und erwiderte selbstbewußt: „Ich bin hier zu Hause."

„Sie wohnen hier?" fragte die Frau empört. „Sind Sie denn Bau's Frau?"

Eine seltsame Bitterkeit stieg in Lida empor. „Ich bin mehr als seine Frau. Ich bin sein Modell, seine Magd, sein Schatz, sein Alles. Und mich wird Niemand von hier verjagen."

Die Frau machte eine feindliche Bewegung mit dem Sonnenschirm und wollte etwas sagen, doch sie besann sich und verließ wortlos das Zimmer. Das Mädchen aber warf sich auf das Bärenfell und erwartete Bau voll Ungeduld. Als es zu dämmern begann, fühlte sie sich sehr verlassen in dem großfenstrigen Zimmer. Sie hätte gerne weinen mögen, ohne zu wissen, weßhalb?

Endlich kam Bau. Er warf seinen Hut wortlos auf den Tisch. „Meine Mutter war hier," sagte er ernst.

„Und nun willst Du mich fortjagen?" rief das Mädchen aufspringend.

Der Maler erwiderte eine Weile nichts. „So darfst Du nicht sprechen," sagte er endlich. „Ich jage Dich nicht fort, denn wir waren ja viel zu gute Freunde ... Wir werden es auch in Zukunft bleiben ... Aber, Du weißt, meine Mutter ist eine Provinzlerin ... dann hat sie ja auch Recht: ich muß ein ordentliches Leben anfangen.

„O, mich braucht man nicht davonzujagen, ich gehe auch von selbst."

Er ging unruhig im Zimmer auf und ab. „Nicht so, Lida. Heute reden wir nicht davon ... Morgen werden wir schon sehen."

Der Gedanke, diese Nacht noch hier zu verbringen, trieb ihr das Blut in's Gesicht. Nein, sie bleibt keine Stunde länger; sie sucht nur ihre Sachen zusammen und geht dann ... Sie besaß nur wenige Fahrhabe; in einem großen Tuche hatte Alles Platz. Ihren neuen Hut, den ersten, den sie in ihren Leben getragen, packte sie auch hinein, und um den Kopf band sie ein Tuch. „Nun gehe ich."

Bau erhob sich von seinem Sessel. „Halt, Lida. Du hast so viel für mich gethan, hast Dich so viel für mich geplagt, — es wäre mir lieb, wenn ich es mit etwas erwidern könnte ... wenn Du etwas von mir annehmen würdest ..." Er suchte in seinen Taschen, was er an Banknoten fand, knüllte Alles zusammen und drückte es ihr in die Hand. „Sei vernünftig, Lida. Ich bin Dir böse, wenn Du es nicht nimmst."

Lida machte ihn nicht böse. Gesenkten Hauptes, das Geld in der Hand verließ sie die Wohnung. Bau wollte ihr noch etwas nachrufen, allein er besann sich. Wenn es schon sein muß, ist es besser kurz gemacht, dachte er. Doch hatte er eine unruhige Nacht. Vielleicht schlief er überhaupt nicht. Gegen Morgen fiel ihm seine Mutter ein. Er stand auf, kleidete sich an, um sie im Gasthofe zu besuchen. Als er die Thür öffnete, die aus dem Atelier in den kleinen Garten ging, blieb er betroffen stehen.

„Lida!" rief er aus. Sie saß auf der Treppe, den Kopf auf die Hand gebeugt, in dumpfer Verzweiflung in sich gekauert, krank und zitternd vor Kälte, wie ein frierender Vogel, der den Wanderzug versäumt hat. Ihr Gesicht war gelb und eingefallen. „Lida, Lida, Du saßest doch nicht die ganze Nacht da?!"

„Ich dachte, Du würdest mich zurückrufen, und so wartete ich immer ..." Sie sprach in leisem Tone, und ihre Stimme klang so schwach, als ob sie aus einem tiefen Keller käme. Bau hob sie auf, umfaßte sie und führte sie langsam in's Zimmer. Ihr Gesicht hatte sich während dieser Nacht sehr entstellt. Bau fand es fremd.

„Meine Kleider sind draußen auf der Treppe, bringe auch die herein, damit sie Niemand davonträgt."

Was an warmen Decken nur im Hause war, breitete Bau über sie. Und dennoch fror sie. Immerzu klagte sie: „Die Nacht währte so lang. Ich wußte bisher nicht, daß eine Nacht so lange währt."

Mittags wollte sie aufstehen, das Mittagsbrod bereiten, allein sie sank auf das Sopha zurück. Bisher hatte sie über Kälte geklagt, gegen Abend brannte aber ihre Stirn im Fieber, und ihre Augen glänzten. Bau war Tag und Nacht an ihrer Seite. Und immer fragte er wieder „Du zürnst mir nicht, nicht wahr, Lida?

„Nein, ich bin Dir nicht böse, — aber lasse mich nicht in's Krankenhaus bringen." Davor hatte sie eine große Angst; sie kannte das große, düstere Haus, wo man die Leute lebendig hinein bringt und todt hinaus trägt.

„Ich lasse Dich nicht mehr von mir, nie mehr!" bekräftigte Bau.

Lida winkte glücklich mit den Augen. Dann versank sie in Fieber-

Digitized by Google

träume. In ihren Phantasien erschien eine zornig blickende alte Frau, die sie auf die Gasse jagen wollte ... Manchmal fuhr sie auf; dann sagte sie zu Bau: „Nicht wahr, ich bin kindisch?“

In einer Nacht erklärte sie, daß sie sich nun wohler fühle. Es schmerze sie nichts, nur noch ein wenig matt sei sie. Bau athmete erleichtert auf, und nach all' den langen Nachtwachen legte auch er sich nieder. Als er beim Morgengrauen zu Lida hineinging, lag das Mädchen, die Arme auf der Decke ausgestreckt, reglos im Bette. Wie eine Todte sah sie aus ...

„Lida, Lida!“ Sie rührte sich nicht. Ihre Hand war kalt und starr. Lida war todt.

Der Maler hatte die Empfindung, als sauste ein Hammerschlag auf seinen Kopf nieder. Er fiel auf die Kniee und rief unter erstickendem Schluchzen ihren Namen. Als er aus seiner ersten Verzweiflung zu sich kam, betrachtete er lange aufmerksam ihr Gesicht. Eine edle, reine Ruhe hatte sich darüber gebreitet, um ihre Lippen spielte das geheimnißvolle Lächeln der Todten. Damals sagte Bau zum ersten Male, was er später, zur Verwunderung seiner Freunde, so oft von dieser auf der Straße aufgelesenen kleinen Landstreicherin wiederholte:

„Sie war nur ein Modell, aber schön und rein, wie ein Engel.“

Aus der Hauptstadt.

Die neue Flotte.

Unendlicher Reichthum funkelt und blitzt im weiten Saale, den fleißige Künstlerhände zur buntesten Prunkhalle Deutschlands gestempelt haben, funkelt und blitzt um die üppigen Leuchter, denen statt der Lichtfluth brennendes Gold in breiten Wellen zu entrieseln scheint, funkelt und blitzt vielfarbig aus den protzig großen Brillanten, die all' diese festlich gekleideten Männer an den Fingern zur Schau tragen, funkelt und blitzt auf dem verschwenderisch ausgestreuten Silberprachtgeräth der alten Hansestadt. Während sie das langwierige Mahl auftischen, langwierig und luxuriös, wie die Senatoren von der Außenalster es lieben, und der köstliche Rathswein in den Gläsern duftet, blickt der Fürst wie zerstreut vor sich nieder. Das Gesumm der Stimmen brandet an ihm vorbei gleich fernem Wellenschlag, und das leise Lachen, das hier und da aufsteigt, löst seltsame Erinnerungen, fremdartige Gedanken in ihm aus. Damals, als der große Ahn den rothen Adler übers Meer flattern ließ, kannte das ausgesogene Land solche Gastereien nicht, und trotzdem war die brandenburgische Flagge Holländern und Spaniern ein Schrecken ohnegleichen. Trotzdem erhoben sich im dunklen Afrika brandenburgische Festen, an die kein Feind sich heranwagte, die nur die Zeit in Trümmer legen, nur der alte Wald dem Colonisten wieder entreißen konnte. Den Kurfürsten gähnte unendliche, schmutzige Armuth an, wenn er seine unglückseligen Marken durchritt, Verwüstung und Elend, Hunger und Verzweiflung in den Städten wie auf den Dörfern. Und dennoch schuf er Unvergängliches, meißelte dennoch seinen Namen in den Granit der Jahrtausende. War es wirklich nur die eigene, überragende Größe, die ihn so stark machte? Oder war es, weil sein Volk geschlossen hinter ihm stand, blindlings an ihn glaubte, seine Worte hinnahm wie Gottes Wort und in seinen Thaten die Hand des Schicksals erkannte?

Das Diederichs-Unglück, die Samoaschande ... vielleicht zogen sie in jener festlichbewegten Stunde an dem Auge des Sinnenden vorüber. Deutschland reckt seine Glieder, Deutschland braucht Raum für seine Entwicklung, und hoffnungslos in enge Grenzen eingekeilt, beinahe ausgeschlossen vom Wettbewerb um die Eroberung der Welt, muß es thatenlos zuschauen, wie Andere sich in die Beute theilen. Das macht, ihm fehlt das Schwert zur See. Unermeßliche Reichthümer scharrt das Volk zusammen, aber krämerhaften Sinnes begnügt es sich damit, sie durch Zins und Zinseszins zu vermehren. Hier setzt man Nichts auf's Spiel, vertraut nichts der schwarzen Woge an. Hier weht keine frische Meeresluft in die Grüfte, und Niemand vermag den blöden Blick zu heben und in die Fernen schweifen zu lassen, die hinter der niederen Stadtmauer, hinter dem Dorfkirchthürmchen liegen. Mit dem kleinlichen Zwist des Tages verbringt man die Tage, und Jeder weiß Jedes besser als der Nachbar. Besser auch, als der Fürst. Und ob er sich in verlorenem Ringen müht, das Fünklein zu entfachen, das doch selbst in diesen kleinen Seelen glimmen muß — sie achten es nicht ...

„Sogar Hohn und Spott sind mir nicht erspart geblieben!“ rief Wilhelm II. in Hamburg zürnend aus, nachdem er die deutsche Parteisucht, die deutsche Neigung zur ungezügelten Kritik gegeißelt und vorher die Nothwendigkeit einer starken Flotte betont hatte. Trotz inständigen Bittens und Warnens, so beschwerte sich der Herrscher, habe man ihm in den ersten acht Jahren seiner Regierung die Verstärkung der Seemacht beharrlich verweigert und der Ablehnung obendrein jenen Hohn und Spott hinzugefügt. Da der Reichstag bis zum Jahre 1896 alle, aber auch alle ihm gestellten Marineforderungen anstandslos bewilligt hat, so eröffnen die Aeußerungen des Kaisers ebenso interessante wie bedeutendsame Einblicke in die Haltung der früheren verantwortlichen Rathgeber Wilhelm's II. Man hat offenbar ihre Stellung zu dem Monarchen bis heute völlig falsch aufgefaßt. Sie galten immer als unbedingte, willenlose Diener seines Willens, und Niemand traute ihnen den Muth zu, kaiserlichen Anregungen auch nur passiven Widerstand zu leisten. Jetzt aber ergiebt sich, daß sie sogar seinen ausgesprochenen Neigungen, seinen dringenden Wünschen hindernd in den Weg traten und, wenn anders der officiöse Draht den Wortlaut des Hamburger Trinkspruches richtig wiedergegeben hat, nicht einmal davor zurückschreckten, ihre constitutionellen Befugnisse zu überschreiten und die hohe Stellung des Monarchen zu vergessen. „Hohn und Spott ...“ Nach alledem erklärt sich der Sturz des Grafen Caprivi weit einfacher als durch die Vorgänge im Liebenberger Forste. Bereits in dem Erlaß, den der Kaiser bei seiner Thronbesteigung an die Marine richtete, bemerkte er ausdrücklich, daß ihn seit frühester Jugend ein lebhaftes und warmes Interesse mit ihr verbinde. „Ich hoffe, rief der Herrscher am 12. September 1888 in Wilhelmshaven aus, daß die Marine mächtig heranwachsen werde.“ Diese und ähnliche, ebenso entschiedene Aussprüche kannte Graf Caprivi und es ist unbegreiflich, daß er, der eine kleine, zum Schutz der Küste genügende Flotte für ausreichend hielt, trotzdem die Reichskanzlei übernahm.

Auch andere Ereignisse und Nichtereignisse der letzten Jahre erscheinen in verändertem Lichte, wenn man sie mit den Augen Wilhelm's II. betrachtet, aus seinen geheimen und doch so sehnsüchtigen Wünschen und Gedanken heraus. Mit grausamer Schärfe empfindet der Monarch die Schwäche unserer Marine, die es verbietet, Deutschlands Interessen allzeit nachdrücklich wahrzunehmen und auch hier jedem Neider und Widersacher die gepanzerte Faust zu zeigen. Heute muß Michel froh sein, daß man ihm wenigstens das eine Recht gelassen hat, sie ungestraft in der Tasche ballen zu dürfen. Heute muß die deutsche Regierung in Washington erklären, sie nehme amtlich keinen Akt von den frechen Spottversen, die der Capitän Coghlan unter'm wiehernden Jubel seiner Cumpane auf den deutschen Kaiser sang. Heute muß die höhnische Mißachtung und Mißhandlung unseres „Falke“ vor Samoa ungerochen bleiben, und der stolze Monarch sieht sich gezwungen, der Mannschaft des kleinen Bootes dafür zu danken, daß sie all' den amerikanischen Herausforderungen gegenüber die doch sehr negative Soldatentugend der Geduld treulich bewahrt hat. Kennt man Wilhelm II. denn wirklich so wenig, glaubt man denn wirklich, seine jetzige Haltung fiele ihm leicht? Und es spreche nicht unablässig eine Stimme in ihm: „Herr, gedenke der Athener!“ Daß Diederichs lorbeerlos aus der Bucht von Manila dampfen, Schönfelder schweigend die Befehle des Kautz entgegennehmen und gehorsam mit seinem Schiffe beiseite gehen mußte, um das Bombardement deutschen

Digitized by Google

Besitzthums nicht zu hindern — was sonst war denn Schuld daran als unsere Kampfunfähigkeit zur See? Die Diederichstragödie ist in gewissem Sinne auch die Tragödie Wilhelm's II. Er, der die neue Theilung der Welt kommen sieht, eine nie wiederkehrende, glänzende Gelegenheit, unerhörten Ruhm zu gewinnen, der Thatendurstige sieht sich gezwungen, in Thatenlosigkeit zu verharren. Er darf seine kleine Marine nicht der sicheren Vernichtung preisgeben, der Erwecker des Gedankens vom Größeren Deutschland darf nicht Hand anlegen, nun die Zeit erfüllt ist und der Bau beginnen soll. Es kocht vulkanisch in seinem Herzen, und doch ist's Regentenpflicht, den Groll hinunter zu schlucken. Nur manchmal verräth ihn sein heißes Temperament: so damals, als er dem Präsidenten Krüger in heldischer Aufwallung und Empörung die vielbesprochene Depesche schickte, so in der Hamburger Rede, die Herwegh's prophetische Worte paraphrasirte: „Hinaus auf's Meer mit Kreuz und Oriflamme! ... Und aus den Furchen, die Columb gezogen, geht Deutschlands Zukunft auf ..." Gemeinhin aber ist Wilhelm II. ein viel zu guter Diplomat, als daß er auf Prunkbanketten vor der ganzen Welt seine Träume auslegte. So wenig der dritte Friedrich Wilhelm den corsischen Parvenü über die neue preußische Wehrverfassung unterrichtete, die es 1813 ermöglichte, statt der zugestandenen 42000 Mann mehr als die fünffache Soldatenmacht in's Feld zu stellen, so wenig verräth sein Urenkel der argwöhnischen Meerbeherrscherin die deutschen Marinepläne. Und die Reise nach England dient vielleicht nur dazu, das Mißtrauen des Monstrums einzuschläfern. Ganz naturgemäß kann der Kaiser seine Anschauungen über die südafrikanische Frage nicht seit 1896 grundlegend geändert haben. Was er damals in echtem, heiligem Zorne den Jameson und Rhodes entgegen schleuderte, das ist seine innerste Meinung auch heute noch, und es hieße ihn beleidigen, wollte man ihm eine jähe Schwenkung zutrauen, für die alle sachlichen Beweggründe fehlen. Wenn die Engländer es dennoch thun, so ist das ihre Sache und ihr Fehler ...

„Ich werde nicht rasten in dem Bestreben, meine Marine auf die Höhe zu bringen, deren sich meine Armee erfreut", hatte der Monarch im Frühling 1897 seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, depeschirt. Und während er den Blick über die strotzende Hamburger Festtafel schweifen ließ, über die weinseligen, gerötheten, allzu zufriedenen Gesichter, glaubte er den Schwur erneuern, die Trägen und Faulen aus ihrer behaglichen Ruhe aufscheuchen zu sollen. Der Kaiser weiß recht wohl, daß außer Krupp und Stumm und außerhalb der Kreise der Eisenwerks-, Maschinenfabriks- und Schiffswerft-Actionäre nur wenigen Deutschen ideale Begeisterung für die Verstärkung der Marine im Busen flammt. Er weiß, daß man an den Ideen, die ihn erfüllen, mit Sorge und Hoffnung erfüllen, achtlos vorübergeht, und daß man sie aus Parteihaß unterschlagen, fälschen, verspotten würde, wenn sie bekannt wären. Was hilft ihm die jauchzende Zustimmung dieser Hundert, die die Sectkelche heben, wenn draußen im Reiche Millionen und aber Millionen kaltherzig erst dem Vortrage der Rottenführer, der Parteipäpste lauschen, ehe sie ihrem Herrscher Antwort stehen? Ach, diese Hundert hier sind keine altrömischen Patricier und bauen dem Staate nicht aus eigenen Mitteln die Flotte, deren er gegen Carthago bedarf. So bleibt denn dem Monarchen der harte Kampf mit dem Parteigeiste, dem Nörgeldämon nicht erspart, dem er schon am 24. Februar 1892 Fehde ansagte: „Es ist ja jetzt leider Sitte geworden, an Allem, was Seitens der Regierung geschieht, herumzumäkeln. Aus diesem Nörgeln und dieser Verhetzung entsteht schließlich der Gedanke bei manchen Leuten, als sei unser Land das unglücklichste und schlechtest regierte in der Welt. Doch wäre es dann nicht besser, daß die mißvergnügten Nörgler lieber den deutschen Staub von ihren Füßen schüttelten und sich unsern elenden und jammervollen Zuständen auf's Schleunigste entzögen? Ihnen wäre ja dann geholfen, und uns thäten sie einen großen Gefallen damit". Nicht mit spielender Ironie, mit bittendem, beschwörendem Ernst hat diesmal der Kaiser zum Fenster des Hamburger Prunksaales hinaus zu der Nation gesprochen. Die deutsche Neigung zur ungezügelten Kritik, die deutsche Parteiwuth macht er verantwortlich für die Schwierigkeiten, die unserer Entwickelung drohen. „Diese alten politischen Sünden rächen sich jetzt schwer an unseren Seeinteressen und an unserer Flotte". Samoa, Manila — sie kamen über uns, weil die Panzer fehlten auf der bewegten Fluth. Und wenn solche Tage wiederkehren, werden wir abermals zurücktreten und fremde Unhöflichkeiten höflich einstecken müssen, weil unsere Häfen von Panzern leer sind.

Die Parteien entfremden das Volk seinem Herzog und machen es blind für die Lebensbedürfnisse des Staates. Dem Gesetze Solon's, der jeden Bürger zwingen wollte, Partei zu ergreifen, stellt Wilhelm II. die schier unmodisch klingende Forderung entgegen, allen Parteiungen zu entsagen, ihm und seiner Regierung geschlossen und einheitlich Heeresfolge zu leisten. Blindes Vertrauen, unbedingte Hingabe erwartet er von einer Bevölkerung, die sich immer eifersüchtiger und orthodoxer an den Buchstaben der Verfassung klammert, den Schwankungen und Wirrnissen des Zick-Zack-Courses gegenüber immer mißtrauischer wird. Hier will man um jeden Pfennig markten, und der Fürst begehrt, daß man ihm unbesehen Milliardencredite eröffne. Gegen die große Flottenpolitik waffnen sich allmälig auch die, die bisher des brandenburgischen Markgrafen Getreueste waren, und seit der getaufte Herr Schweinburg aus Mähren einmal unvorsichtig verkündet hat, daß eine starke Marine schon deßhalb nöthig sei, um im Kriegsfalle die Getreidezufuhr zu sichern, sind selbst die ehedem unbedingt zuverlässigen agrarischen Bataillone arg in's Schwanken gerathen. Alles fließt. Neben den Männern, die von deutschen Roggenfeldern, nicht von Panzerfregatten unsere Brodversorgung abhängig machen wollen, regen sich mißmuthig gegen die Flottenvermehrung alle mit dem Samoagrafen Bülow unzufriedenen Elemente. Sie meinen, daß man zur Erzielung von Niederlagen gleich denen vor Apia und Manila (Lourenço Marques macht vielleicht die Dreizahl voll) überhaupt keiner Schiffe bedürfe ... Das festliche Gefunkel der Hamburger Prachthalle fällt auf nachtdunkle Straßen, und von der wundersamen Vision, die droben dem Kaiser lockend und leuchtend vorüberzieht, gewahrt die müde Menschheit hier draußen nichts. Unendlich viel schwerer als dem Begründer von Friedrichsburg, der doch ein armer und kleiner Fürst über ein armes und kleines Volk war, wird es seinem mächtigen Erben fallen, den Adler auf dem Meere heimisch zu machen. Und doch sind die Hohenzollern längst keine Geusenkönige mehr. Fast sollte man jetzt meinen, darin läge der Grund des Uebels.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Ein unbeschriebenes Blatt." Lustspiel von Ernst v. Wolzogen. (Neues Theater.) — „Staatsgeheimnisse." Lustspiel von Aloys Prasch und Friedrich v. Wrede. (Berliner Theater.)

Zwei Seelen wohnen ach! in Wolzogen's Brust. Der Unterhaltungsschriftsteller und der Künstler. Aber nicht in jedem seiner Werke liegen sie miteinander im Streite, denn der Künstler wird meistens gleich von vornherein exmittirt. Dann schreibt er wohl Familienblattromane, wie sie unsere Gartenlaubendichterinnen auch nicht viel anders hudeln, und dann wird man daran erinnert, daß Wolzogen mit einem Umweg über die englische Literatur in unser Schriftthum gekommen ist und mit einer begeisterten Biographie des sensationsfrohen Wilkie Collins debütirt hat, dem er mit seinem ersten Roman („Basilla") und auch später noch öfter heftig nacheifert. Als aber „die Moderne" Mode wurde, weniger beim Publicum als bei den Literaten, da huldigte der Künstler in ihm dem Realismus. Die reifste Frucht seiner neuen Richtung ist die Komödie „Das Lumpengesindel", die von dem Oberbrahmanen Schlenther als ein Meisterwerk gepriesen und von der Clique immer wieder auf die Bühne gezerrt wurde, aber sich doch nirgend halten konnte. Den Künstler findet man schon eher in den kleinen Geschichten von lieben süßen Mädeln, in der flott erzählten „Gloriahose", in einzelnen Capiteln des „Kraft-Mayr", wie denn überhaupt der Humor die stärkste und liebenswürdigste Seite Wolzogen's bildet. Es ist ein frischer, fröhlicher Uebermuth, niemals wählerisch in seinen Mitteln, frech und derb — er hat nicht umsonst die Aufzeichnungen des Ritters Hans v. Schweinichen herausgegeben —, ein Bier- und Cavalierwitz, voll guter Einfälle, witzig und geistreich, im Drama mehr literarisch als bühnenwirksam, weßhalb seine Lustspiele sich gelesen viel besser ausnehmen, als auf dem Theater.

Digitized by Google

Dies gilt zumal von dem „Unbeschriebenen Blatt", das schon an drei Jahre alt ist, da und dort gegeben wurde, und nun auch in Berlin nicht so recht eingeschlagen hat. Hier hat der Künstler „nix tau seggen" gehabt, kaum der geistreiche und witzige Schriftsteller läßt sich erkennen. Lubliner oder irgend ein Tantièmenschreiber könnten es verübt haben. Schon der Vorwurf ist abgedroschen und die liebe Unnatur selbst. Ein vierzigjähriger Mathematikprofessor verlobt sich nicht nur mit einer siebzehnjährigen Gans, die noch mit ihren Puppen spielt und vom Kinderkriegen schwärmt, sondern heirathet sie sogar, obwohl er im Grunde die Mutter liebt. Die schon vor Kotzebue abgenutzte Situation, wo die ältere Dame zu spät bemerkt, daß der Antrag nicht ihr, sondern der Tochter gilt, wird uns nochmals aufgetischt — ein Wort mehr, und die Folter wäre zu Ende. Man kann es ruhig aussprechen: da ist kein Charakter, fast keine Situation überhaupt menschenmöglich. Die grundvernünftige Mutter würde die Heirath des unreifen Backfisches mit dem von ihr geliebten überreifen Manne niemals zugeben, der wohlbestallte Professor ist auf Freiersfüßen der fleischgewordene Stumpfsinn, auch die Jagd nach der weißen Maus in einem Salon zeigt wieder Wolzogen's cavalière Unbekümmertheit um alle Gesetze der Wahrscheinlichkeit und Bühnenperspective. Gut ist einzig der Einfall am Schlusse, wo die Entführung daran scheitert, daß der Fähnrich nach dem Fünfzehnten kein Geld mehr hat und die Billets nicht bezahlen kann, aber das hätte ihm nicht erst am Bahnhof einfallen müssen. Da ist die Backfischentführung in der „Verlorenen Handschrift" doch viel hübscher.

Leider kam die Darstellung im Neuen Theater dem Verfasser wenig entgegen. Wenn wir Wolzogen richtig verstehen, so beabsichtigte er einen bloßen Schwank, eine tolle Burleske, und der ja überdies geringschätzig „Rechenlehrer" geschimpfte Professor sollte ein unpraktischer, unfreiwillig komischer Stubengelehrter sein, dem eine Heirath aus Mißverständniß schon eher zuzutrauen ist. Beinah eine Alexander-Rolle. Statt dessen stimmte Frau Director Nuscha Butze — in unserer Erinnerung die wundervollste Minna v. Barnhelm — die ganze Darstellung auf den ihr näherliegenden feinen Lustspielton. Der Professor wurde vom jugendlichen Liebhaber gegeben, viel zu jugendlich, gewandt, schneidig, als ideale Reserveleutnantfigur, die possenhafte Mausjagd paßte nicht mehr zum Uebrigen, und das ganze Stück wurde auf den Kopf gestellt.

Wir haben immer gehofft, Herr Aloys Prasch habe sich das Dichten glücklich abgewöhnt, um ein guter Director zu werden, aber nun dichtert es den schätzbaren Verfasser von „Hohenzollern" doch wieder. Welcher geistige Procentsatz ihm bei seiner neuesten Halbdichterschaft zukommt, wissen wir nicht, aber wir glauben kaum fehl zu gehen, wenn wir seinem fürstlichen Mitarbeiter den Löwenantheil zuschreiben. Ohne Zweifel hatte der Salzburger Villenbesitzer, als sein „Recht auf sich selbst" bei Freund Prasch auf- und abgeführt wurde, überreiche Gelegenheit, die Frau Directorin in ihren so sehr geliebten Hosenrollen zu sehen; von da bis zu der Anregung oder dem eigenen Entschluß, der angenehmen Dame ein neues dramatisches Beinkleid — diesmal Kniehose mit Escarpins à la Louis XV. — zu liefern, war nur ein Schritt. Also schnell ein Held oder eine Heldin, am liebsten abwechselnd bald in Hosen, bald in Unterröcken! Der Marschall Richelieu, Graf Gramont, Lauzun, Charley's Tante — Alles abgedroschen. Aber da ist ja noch der berühmte und berüchtigte Chevalier d'Eon, der tapfere Edelmann mit Mädchengesicht und Weibertaille, ein Abenteurer, Günstling einer russischen Kaiserin, Diplomat, Geheimagent und Spion, so eine Art Rococo-Dreyfus oder Esterhazy. In seinen übrigens unechten Memoiren und in Broglie's „Secret du roi" findet man Alles; einige Anekdoten bei Bachaumont und in Grimm's Correspondenz. Fürst und Director haben also nur zur Scheere zu greifen und die nöthigen fürchterlichen Jamben darum zu schreiben, denn seit „Cyrano" sind Verse modern. Zuletzt bringt die Frau Directorin noch ihre Mätzchen an, ficht, raucht, zieht sich aus und an, poussirt und läßt sich poussiren, sitzt rittlings auf Stühlen und Tischen, klopft sich auf die Schenkel, schmeißt Arme und Beine wie ein echter Mann, und die neueste Blamage — Verzeihung: der angebliche „Bombenerfolg" des Berliner Theaters ist fertig.

Notizen.

Der October ist der Monat der Zeitschriftengründungen. In anderen Jahren waren es meist politisch-literarische Wochenblätter, die da unter dem Vorgeben eines „tiefgefühlten Bedürfnisses" ihr ephemeres Dasein begannen, wobei es den Kenner der Verhältnisse nur Wunder nahm, daß die naiven Verleger oder Geldmänner den aussichtslosen Kampf nicht schon nach den ersten Heften aufgaben. Diesen Herbst tauchen aber vorzugsweise neue Witzblätter und Kunstzeitschriften nach hypermodernen Mustern und mit dem unverkennbaren hippokratischen Zug im Gesicht auf. Auch dafür ist ein Bedürfniß wohl nur bei versorgungsbedürftigen Redacteuren und mit (fremdem) Geld begabten Verlegern vorhanden, nicht aber von Seiten des Publicums, dem die bisherigen Blätter: Jugend, Simplicissimus, Pan und Ver sacrum mehr als genügen. Was da für riesige Summen verpufft werden und dem Nationalvermögen verloren gehen, denn Drucker, Papierlieferanten und Mitarbeiter haben meist das Nachsehen, das wäre ein dankbarer Stoff für eine volkswirthschaftliche Untersuchung. Ueber die Kinderkrankheiten hinaus ist die sehr moderne Kunstzeitschrift: Ver sacrum, die von der Vereinigung bildender Künstler Oesterreichs herausgegeben wird und seit ihrem Uebergang in den Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig verjüngt und gekräftigt erscheint. Da finden wir u. A. eine große Anzahl fein empfundener Studien und Entwürfe von Johann v. Krämer, die von einer wohlgeschulten Phantasie sprechen. Eigenthümliche Größe und Wucht offenbart auch Rud. Jettmar in den Felsenlandschaften, und desselben Künstlers antikisirende Scenen lassen selbstständiges künstlerisches Gefühl gewahren. Aus den neueren Heften erwähnen wir die durch zahlreiche wunderschöne Kunsttafeln geschmückte Beschreibung von Olbrich's Wiener Secessionshaus, dann das dem jüngstverstorbenen Maler Giovanni Segantini gewidmete Heft, ferner den originellen Buchschmuck von J. Hoffmann, Roller, Nißl und Moser und die geistreichen Studien von G. Klimt, Ad. Böhm und Anderen. Schwächer als der illustrative Theil ist der literarische Text: wir haben noch selten so viel Blech gelesen, wie in den japanischen Kunstbetrachtungen des jungen Berliner Lyrikers Ernst Schur, auch von dem gequälten Bierbankhumor Scheerbart's sollten sich vornehmere Blätter freihalten; um so besser sind die novellistischen Beiträge von Hallström, Ricarda Huch und Knut Hamsun, sowie die schönen Verse zu C. F. Meyer's Tod von Paul Wertheimer. Die prächtig ausgestattete und durch und durch originelle Kunstzeitschrift sei bestens empfohlen.

Siam, das Reich des weißen Elephanten. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. (Leipzig, J. J. Weber). Da das Deutsche Reich auch in Siam große und berechtigte Handelsinteressen besitzt, welche bei dem natürlichen Reichthum des Landes noch bedeutender Steigerung fähig sind, so ist es sehr verdienstvoll, daß der bekannte Weltreisende und Schilderer die Aufmerksamkeit auf das Reich des weißen Elephanten lenkt, zumal es zu den von Europäern nur selten besuchten, am wenigsten bekannten Ländern des Erdballs gehört. Die Literatur über Siam ist keineswegs umfangreich, und besonders in deutscher Sprache ist seit den aus den sechziger Jahren stammenden wissenschaftlichen Forschungen Bastian's fast kein selbstständiges Werk über das hinterindische Königreich erschienen. Gelegentlich seiner letzten Reise um die Welt hat nun Hesse-Wartegg auch Siam besucht. Durch seine Beziehungen zu allen Kreisen der dortigen Bevölkerung, sowie Dank der Zuvorkommenheit des Hofes und der Regierung bekam er Gelegenheit, die dortigen Verhältnisse gründlich kennen zu lernen, wobei ihm auch seine langjährigen Erfahrungen im Studium fremder Länder und Völker von erheblichem Nutzen waren. Wie Georg Ebers treffend bemerkte, unterscheidet sich Hesse-Wartegg von der großen Mehrzahl anderer Reisenden in ähnlicher Weise „wie ein Jäger von Beruf von einem Sonntagsjäger". Das ganze Wunderland des weißen Elephanten, die feenhafte Pracht seines Königshofes, die fremdartigen an die Märchen aus „Tausend und eine Nacht" erinnernden Festlichkeiten, das Leben und Treiben der Siamesen, der seltsame Buddhistencultus mit seinen Hunderttausenden von Priestern, die grauenhaften Todtengebräuche, Aberglaube, Geisterfurcht und Gottesgerichte, daneben Jagden, Theater und Vergnügungen, Alles das wird in fesselndster Weise dargestellt. Aber inmitten dieser glänzenden Schilderungen liegen als Kern des prachtvoll illustrirten Buches Schilderungen der Landesproducte, des Handels und Verkehrs und wichtige Bemerkungen für die Sicherung und Ausbreitung des deutschen Handels. Doch unsere Leser kennen Hesse-Wartegg's Kunst. Die zwei wichtigsten Capitel über die Zukunft und die Wehrkraft Siams sind ja zuerst vor Jahr und Tag in diesen Blättern erschienen.

Hübner's geographisch-statistische Tabellen. Herausgegeben von Prof. Fr. v. Juraschek. (Frankfurt, Heinrich Keller.) Es ist bewundernswerth, ein wie reiches Material auf dem geringen Raume dieser Tabelle geboten ist. Wir finden die nothwendigsten Daten über Bevölkerung, Verfassung, Finanzen, Heerwesen, Flotte, Handel, Verkehrswesen ꝛc., welche fast täglich vorkommen. Es verdient auch hervorgehoben zu werden, daß zahlreiche neue Daten für die Großstädte des Deutschen Reiches gegeben sind, sowie eine gegen früher erweiterte Darstellung des Russischen Reiches und der Vereinigten Staaten von Amerika, wobei der neuesten territorialen Entwickelung Rechnung getragen wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

Soeben erschien im Verlage von **Franz Wunder** in **Göttingen:**

Österreichs
evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse.

Von

Dr. Karl Walcker,
Privat-Dozenten der Staatswissenschaften in Leipzig.

60 Pfennig.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 4. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

* I-U-Lib * 20 Nov. 99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Lebensfähigkeit des Socialismus. Von K. Paul Mohr. — Der Volksaberglaube im Strafrecht. Von Emil Elverfeldt. — **Literatur und Kunst.** Die Frauen auf der Bühne. Von Marcus Landau. — Vischer's Shakespeare. Von Willy Crüger. — **Feuilleton.** Carrière. Von Gyp (Comtesse de Martel-Mirabeau). — **Aus der Hauptstadt.** Der Herr Cantor. Von Caliban. — Berliner Bildhauerei. Von Johannes Gaulke. — Allerlei Gastspiele. — Notizen. — Anzeigen.

Die Lebensfähigkeit des Socialismus.

Von K. Paul Mohr.

Wie ein geschickter Staatsanwalt sich bei seiner Duplik niemals ganz ausgiebt, sondern das ganze Schwergewicht seiner Ueberzeugungsgründe sich für die Replik aufspart, so scheint mir auch Kautsky bei dem „Fall Bernstein" zuwege gegangen zu sein. Schon drohte die Discussion Bernstein contra Kautsky im „Vorwärts" und der „Neuen Zeit" an Auszehrung zu Grunde zu gehen, da — kurz eine Woche vor dem socialdemokratischen Parteitag — kam von Kautsky eine zusammenfassende Replik gegen seinen alten Freund und Mitarbeiter, und der Marxismus war wieder einmal gerettet, sämmtliche Kapitolswächter und Wächterinnen aber stimmten freudig dem Retter bei. Kautsky ist strenger Marxist, das erhellt auf's Deutlichste aus dem jüngsten Werk seiner Feder: Bernstein und das socialdemokratische Programm, eine Antikritik, und noch mehr vielleicht aus seinem schon vor einiger Zeit veröffentlichten Buch: „Die Agrarfrage, eine Uebersicht über die Tendenzen der modernen Landwirthschaft und die Agrarpolitik der Socialdemokratie." Der Hauptangriff der Bernstein'schen Schrift ging gegen den „Aberglauben" der Socialdemokratie, daß die Besitzenden abnehmen, und nicht zunehmen. Bernstein kam zu der Erkenntniß: Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden. Die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichthums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Capitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Capitalisten aller Grade begleitet. Diese Lehre von der Zunahme der Besitzenden ist Kautsky so fatal, daß er sich in der Hitze des Gefechts schließlich den Ausdruck entschlüpfen läßt, es handele sich dabei um die Lebensfähigkeit des Socialismus. Die Abnahme der Besitzenden beweist für sich allein noch nicht die Nothwendigkeit des Socialismus, sie wird auch von manchem bürgerlichen Forscher anerkannt Aber die Zunahme der Besitzenden beweist auf jeden Fall die Unmöglichkeit und Ueberflüssigkeit des Socialismus. Wenn die Unmöglichkeit des Socialismus durch die Zunahme der Besitzenden bewiesen oder zu beweisen wäre, würde dieser Beweis leicht zu erbringen sein resp. erbracht sein. Denn ohne den Thatsachen mit Gewalt Zwang anzuthun, läßt sich nicht bestreiten, daß die Besitzenden oder besser gesagt die Capitalisten zu- und nicht abnehmen. Diese Zunahme kann aber sicher noch ein bis zwei Jahrhunderte andauern, sie wird mit der wachsenden Bevölkerung relativ gewiß noch länger anhalten. Solange nämlich auf der Erde es noch Gebiete giebt, die nicht oder erst zum Theil der capitalistischen Productionsweise erschlossen sind, wird der Capitalismus in seinen Heimathländern nicht zusammenbrechen, es werden vielmehr die sog. Capitalmagnaten immer zahlreicher werden und auch der Mittelstand wird wachsen zwar nicht in demselben Tempo, aber er wird in seiner breiten Masse nicht verschwinden, er wird zwar vielfach in capitalistische Abhängigkeit gerathen, andererseits aber auch auf Cautelen bedacht sein, die der Entwickelung einer Plutokratie entgegenstreben. Sich freiwillig von einer Minderheit erdrosseln lassen, und eine vollkommene Auffaugung desselben durch den Großbetrieb, wird wohl Niemand einfallen.

Einen allgemeinen Rückgang der Kleinbetriebe zu prophezeien, ist sicher verfehlt, und wenn der Socialismus seine Hauptstützen aus der immanenten ökonomischen Nothwendigkeit verliert, wird er sich wohl oder übel bequemen müssen, der verhaßten Ideologie einigen Spielraum zu gewähren. Es ist weder richtig noch nothwendig, wenn man auf dem absoluten Sieg des Großbetriebes die Lebensfähigkeit des Socialismus aufbaut. Nothwendig wäre diese Begründung deßwegen nicht, weil es nicht darauf ankommt, ob der Groß- oder Kleinbetrieb heute siegt, sondern weil es darauf ankommen muß, welche Betriebsform in einem reinen Wirthschaftsstaat, der nicht den Capitalismus zur Voraussetzung hat, die produktivere ist, d. h. mit dem wenigsten Kraftaufwand die größtmögliche Anzahl von Gütern hervorzubringen geeignet ist. Nun ist ja nicht zu leugnen, daß Bernstein in seinem Buch vieles mit zu günstigen Augen ansieht. Namentlich die bisher so wenig bearbeitete Einkommenstatistik ist weder bei Bernstein noch bei Kautsky tiefer wissenschaftlich durchdacht und bearbeitet. Beide begnügen sich im Ganzen damit, bekanntes Zahlenmaterial abzudrucken. Denn im Grunde genommen, kommt es doch nicht bloß darauf an, festzustellen, auf wieviel Personen sich das Einkommen vertheilt und um wieviel Prozent eine Zunahme der einzelnen Einkommenklassen erfolgt ist, sondern vielmehr darauf, den Antheil der einzelnen Klassen am Gesammteinkommen aufzuzeigen. Ist der Antheil am Gesammteinkommen von Seiten einer Minderheit ganz unverhältnißmäßig gestiegen, dann würde daraus zu folgern sein, daß die Tendenzen der capitalistischen Accumulation sich in gefahrdrohender Weise verschärft haben, dann muß es auch heißen: Achtung! Bis hierher und nicht weiter!

Wenn andererseits beispielsweise die Zahl der Capital-

Digitized by Google

magnaten, derjenigen die ein hohes Einkommen beziehen, zunimmt, das Gesammteinkommen ziemlich stationär geblieben ist, so besagt das doch ganz etwas anderes über capitalistische Accumulation, als wenn die Zahl der mittleren Einkommensbezieher kleiner wird, ihr Gesammteinkommen aber eine Steigerung erfahren hat. Es fehlt hier aber auch an genügend klarer Begriffsformulirung, das hat die Discussion Bernstein contra Kautsky auf's Deutlichste bewiesen. Was besagt die Unterscheidung: Besitzende oder Besitzlose? Capitalisten oder Nichtcapitalisten? Wenn man schon aus der Einkommensstatistik Schlußfolgerungen ziehen wollte, so wäre vielleicht die Unterscheidung der Arten von Einkommensbeziehung mit zur Hülfe zu ziehen gewesen und hätte präcisere Schlüsse gestattet. Kautsky hat entschieden mit seiner Antikritik Bernstein's Pech gehabt, obwohl sich sein Angriff, wie er selbst schreibt, weit weniger gegen Bernstein selbst, als gegen jene Spezialliberalen und „Edelanarchisten" und ihre Helfershelfer richtete, denen das Buch eine willkommene Sammlung von Materialien zu Angriffen gegen die sozialdemokratische Partei geworden ist. Diesen Elementen sollte „der Spaß verdorben werden". Ebenso wie bei seiner Agrarfrage begegnete er bei seiner Antikritik gerade den heftigeren Angriffen von Seiten der Genossen, die Kautsky wohl selbst den Spaß werden verdorben haben. Und aus dem schneidigen Staatsanwalt, der scharf gegen einen Abtrünnigen wetterte und ihn schon verdonnert sah, ist plötzlich ein zahmer, sich selbst vertheidigender Angeklagter geworden. Ueber seine Agrarfrage fällte Dr. E. David auf dem jüngsten Parteitage sogar die harten Worte: Kautsky ordnet seinen Verstand seiner Ueberzeugung unter. Kühne Interpretationen und falsche Verallgemeinerungen drücken dem Buche den Stempel der Tendenz auf.

In der That haben beide Bücher das Gemeinsame der Tendenz: Marx zu retten um jeden Preis. Darum die Widersprüche. Während er in seiner Antikritik an einer Stelle schreibt: Daß aber die Zahl der Capitalisten zunimmt, haben Marx und Engels nicht geleugnet. Diese Zunahme ist vielmehr eine selbstverständliche Folge der Ausdehnung der capitalistischen Productionsweise — polemisirt er im Uebrigen, wie wir oben gezeigt, gegen die Ansicht von der Zunahme der Capitalisten.

Noch widerspruchsloser aber geberdet sich Kautsky in seiner Grundauffassung der Agrarfrage und in seinem der Socialdemokratie vorgeschlagenen Agrarprogramm. Er stellt der Landwirthschaft folgende Diagnose: Totale schwere Erkrankung, baldige Auflösung nahe. Wahrscheinlicher Verlauf der Krankheit: vom Krankheitsheerd „Ostelbien" werden immer weitere Theile des erkrankten Körpers mit „Großbetrieb" d. h. eine Blutvergiftung inficirt. Schließlich bleibt keine andere Rettung übrig als Transfusion mit neuem Blut, d. h. socialdemokratischem, unter gleichzeitiger Anwendung einiger homöopathischer Mittel, als da sind: Verbot der Wanderarbeit jugendlicher Personen bis zum 18. Jahre; Verbot der Wanderarbeit der Mädchen vor dem 21. Lebensjahre; Verbot des Gangsystems, Ersetzung der Werbeagenten durch öffentliche Arbeitsvermittelung; Reduzirung übermäßiger Pachtzinsen durch dazu eingesetzte Gerichtshöfe. Diese Vorschläge sind unter der Rubrik „Maßregeln zu Gunsten des ländlichen Proletariats" registrirt. Dann kommen Maßregeln zum Schutze der Landwirthschaft: Einschränkung der Rechte des Privateigenthums am Boden zur Förderung der Landescultur (hierunter wird vornehmlich verstanden der der Landwirthschaft dienende Theil der öffentlichen Wasserwirthschaft: Ausführung von Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen, Trockenlegung von Sümpfen, Gewinnung von Land durch Eindeichungen), und der Seuchenverhütung, Verstaatlichung der Hagelversicherung, event. auch der Viehversicherung, letztere jedoch ohne Beitragsleistung des Staates; Erleichterung des genossenschaftlichen Zusammenschlusses durch die Gesetzgebung; staatliche Förderung des landwirthschaftlichen Bildungswesens, Verstaatlichung des Waldes und der Wasserkräfte. Mit verschiedenen der hier genannten Forderungen wird sich sogar manches ehrenwerthe Mitglied des Bundes der Landwirthe einverstanden erklären können. Es soll damit nicht gesagt sein, daß manche dieser Forderungen zu viel verlangten und unangebracht seien, aber ob sie ihren Zweck erreichen werden, der Socialdemokratie in landwirthschaftlichen Kreisen Anhänger zu gewinnen, ist mehr als zweifelhaft. Zudem findet ja in der Landwirthschaft, wie bekannt, nicht eine Auffaugung des Kleinbetriebes, sondern eine Zunahme desselben statt. Die Besitzenden wachsen, das lehrt die Statistik auf das Ueberzeugendste. Gerade die kleinbäuerlichen Betriebe von 5—20 Hectar wuchsen am meisten, von 1882—1895 um 72199 Betriebe und die landwirthschaftlich benutzte Fläche nahm zu um 563477 Hektar. In Frankreich aber zeigte sich folgendes Bild (s. Kautsky S. 132):

Landw. Betriebe	Zahl der Betriebe 1882	1892	Ab- oder Zunahme	Gebiet der Betriebe in Hectar 1882	1895	Zu- oder Abnahme
unter 1 Hectar	2167667	2235405	+67738	1083833	1327253	+243420
1—5 Hectar	1865878	1829259	−36619	5489200	5489200	−108434
5—10 Hectar	769152	788299	+19147	5755500	5755500	− 13140
10—40 Hectar	727222	711118	−16104	14313417	14313417	−532243
über 40 Hectar	142088	138671	−3417	22493393	22493393	+197288

In England wiederum ist die Entwickelung ähnlich wie in Deutschland. Am meisten an Terrain gewannen die Betriebe von 100—300 Acres und zwar um 217429 Acres, diejenigen von 50—100 Acres wuchsen um 138683, die von 20—50 um 40449, die von 5—20 um 10880, während die ganz kleinen von 1—5 Acres um 22885 Acres abnahmen. Diese Zahlen scheinen mehr Zeugniß zu geben von einem nothleidenden Großbetrieb, als dem nothleidenden Kleinbetrieb. Letzteres aber wollte Kautzky beweisen. Es ist ihm nicht gelungen. Weder in seinen Büchern, noch mit Hülfe seiner Anhänger auf dem Parteitage. Professor Masaryk hat daher ganz Recht, wenn er verlangt, daß die officiellen Hüter der überlebten Marx'schen Dogmatik endlich einmal wenigstens ihren Gläubigen sagen, was sie im System für unrichtig und strittig halten. Die jetzige Tactik ist nur Parteischolastik, um nicht zu sagen Parteijesuitismus. Er wird die Lebensfähigkeit des Socialismus nicht erhöhen.

Der Volksaberglaube im Strafrecht.

Von Emil Elverfeldt.

Wenn auch der Aberglaube sein Unwesen hauptsächlich in den unteren Schichten der Bevölkerung treibt, so greift er doch auch in Folge des dem Menschen eigenen Hanges an das Uebersinnliche und Mystische bis in höhere Kreise hinein, sei es in der Form der Wahrsagung und des Glaubens an den Blick in die Zukunft, oder des Spiritismus u. dergl. Allerdings hat man mit Rücksicht auf den Fortschritt, den die allgemeine Bildung gemacht, davon Abstand genommen, dem Aberglauben eine Einwirkung auf die Normen der Strafgesetzbücher einzuräumen, und hat die bezüglichen Vorschriften früherer Zeiten fast ganz aus dem Kreise des Strafrechts verbannt. Allein gerade dieses Ignorieren des Aberglaubens in der Strafgesetzung ist fehlerhaft. Zu diesem Ergebniß kommt auch ein Hofrath im russischen Justizministerium, Aug. Löwenstimm, in seiner bei Johannes Räde in Berlin erschienenen Schrift „Der Fanatismus als Quelle des Verbrechens". Er hat zu dem Ende eine im hohen

Digitized by Google

Grade interessante und voller Beachtung würdige Arbeit geliefert, in der er die — namentlich in Rußland und Deutschland — noch jetzt am häufigsten auftretenden Formen des Aberglaubens gesammelt, dargestellt und ihren Zusammenhang mit der Verübung von Verbrechen nachgewiesen hat. Er hat dabei zwischen den Fällen unterschieden, in denen der Aberglaube Grund und Anlaß zur delictischen Handlung war, und demjenigen, bei denen er nur als Mittel zur Delictsbegehung diente, z. B. zur Ausübung des dem Aberglauben Ergebenen benutzt wurde. Indem er die gänzliche Ausrottung des Aberglaubens nur von Religion und Schule erhofft, geht er auf die Quellen zurück, aus welchen er entsprungen, und findet unter ihnen auch die Gesetzgebung in verschiedenen rigorosen, z. B. gegen Selbstmörder gerichteten Bestimmungen, und die katholische Religion in mancherlei Einrichtungen und Gebräuchen, wie z. B. in den Anordnungen zur Austreibung des Teufels. Für jetzt verlangt er aber ein Eingreifen der Gesetzgebung zum Mindesten dahin, daß der Strafrichter verpflichtet werde, bei Abmessung der Strafe ebenso wie die Motive des Thäters auch die Mitwirkung des Aberglaubens zu berücksichtigen. Er kommt an der Hand praktischer Fälle in seinen Untersuchungen dahin, daß für Strafsachen der Aberglaube zwar kein Motiv, aber eine Aeußerung der Unwissenheit und Roheit ist, und die abergläubischen Vorstellungen nicht nur von einzelnen Menschen, sondern von der Masse des Volkes für unstreitige Wahrheiten gehalten werden, daß daher der Einzelne, der unter dem Banne dieser Anschauungen eine strafbare Handlung begeht, wegen des Einflusses dieses Aberglaubens und der sonstigen Umstände der That ein Recht auf besondere Nachsicht hat. Er empfiehlt, dem Beispiele der Verfasser des Entwurfs eines schweizerischen Strafgesetzbuches zu folgen, das dem Gerichte ein beschränktes Recht überlassen würde, die Strafe herabzusetzen, ohne durch die im Gesetze angegebenen Fristen und die Art der Strafe beengt zu sein, wenn der Angeklagte ein Verbrechen aus Aberglauben verübt hat, und wegen des Motivs, durch das er sich bei Verübung der Strafthat hat leiten lassen, sowie wegen der übrigen Umstände der That Nachsicht verdient. Bei der durch die Neubearbeituug unserer Gesetze jetzt nothwendig gewordenen Neuredaction der Strafproceß-Gesetze dürfte Löwenstimm's Untersuchung manche Anregung geben und entschieden Berücksichtigung verdienen.

Wir müssen es uns versagen, auf die mehr oder minder bekannten Fälle westeuropäischen Verbrecheraberglaubens einzugehen, die übrigens meist älteren Datums sind. Die angeblichen Ritualmorde berührt Löwenstimm kaum; der gegenwärtige Polnaer Proceß hätte sonst auch angeführt werden müssen. Bezüglich dieser viel behaupteten jüdischen Ritualmorde glaubt der russische Gelehrte, daß die schon von den alten Vätern zurückgewiesene heidnische Beschuldigung, als gebrauchten die Christen Menschenblut beim Gottesdienste, später von der siegreichen christlichen Kirche auf die unschuldigen Juden übertragen worden sei. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß die Juden schon vor dem Auftreten der Apostel in Rom des Ritualmordes geziehen wurden und daß der Verdacht nachher auf die Christen ausgedehnt wurde, die man ja vielfach nur für eine Spielart der Juden hielt. Viel neues Material liefert Löwenstimm zu dem in niederen russischen Volkskreisen manchenorts grassirenden verbrecherischen Fanatismus, wie er zumal bei den wahnwitzigen Geheimculten auf der Tagesordnung steht. Die Zahl der russischen Sectierer ist eine sehr bedeutende. Aber lange nicht Alle haben ein Interesse für den Criminalisten. Den größten Theil der Sectanten bilden die sogenannten Altgläubigen (Raskolniki oder Schismatiker). Sie haben officielle Priester, sie erkennen die Sacramente an und lesen bei der Messe das Gebet für den Zaren. Ihr Streit mit der Landeskirche ist ein formeller und datiert aus dem 17. Jahrhundert, als der Patriarch Nikon die Bibelrevision vornehmen ließ, um die Schreibfehler auszumerzen, welche rohe Copisten in den Text des heiligen Buches hineingebracht hatten. Unter dem Volke waren viele mit dieser Reform unzufrieden; sie lösten sich von der Kirche und celebrirten die Messe bis zum heutigen Tage nach den alten Büchern, welche voller Fehler sind. Nun haben sich aber unter den Altgläubigen im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von Strömungen herausgestellt. Die Proteste gegen die geltende Religion und Staatsverfassung wurden immer schärfer, und zuletzt haben sich Secten gebildet, welche alle Grundzüge des modernen Staates bestreiten. Diese Letzten führen den Sammelnamen „priesterlose", denn sie haben keine officiellen Priester, der Vorbeter aber wird unter den Mitgliedern der Gemeinde gewählt. Eine der interessantesten von diesen Secten bilden die „Wanderer". Diese Fanatiker lehren, daß im russischen Reich und in der russischen Kirche nicht der Zar, sondern der Antichrist herrsche. In Folge dessen darf man nicht in den Städten und Dörfern wohnen, wo überall das Siegel des Bösen aufgedrückt ist. Im Gegentheil, man muß in die Wälder und in die Wüste fliehen, keine Abgaben zahlen, keine Pässe haben, kein Haus und kein Heim besitzen. Dank dieser Irrlehre hat die Secte auch ihren Namen bekommen. Aber die Verhältnisse sind stärker, als der Wille des Menschen. So fanatisch die Wanderer auch sind, sie mußten doch verschiedene Conzessionen machen, um den Kampf mit dem modernen Staate führen zu können. Da es bei den heutigen Verhältnissen unmöglich ist, ohne Obdach, ohne Geld und Stütze auszukommen, so entschlossen sich die Gründer der Secte, ihre Anhänger in zwei Kategorien zu trennen. Den höchsten Grad bilden die „wahren Christen", welche Haus und Hof verlassen haben und im Lande umherziehen; die zweite bilden die wohnenden Christen. Diese Letzteren haben ihr Verhältniß zum Staate nicht abgebrochen, sie sind bei der Behörde angemeldet, besitzen Haus und Gut, sind aber verpflichtet, die „wahren Christen" auf jede Weise zu unterstützen und ihnen namentlich ein sicheres Obdach zu gewähren. Es ist klar, daß unter derartigen Bedingungen die Secte sich aus ziemlich unlauteren Elementen zusammensetzt. Daher sind die Häuser der Wanderer so gebaut, daß den „wahren" Christen die Möglichkeit geboten ist, sich vor dem Auge der Obrigkeit zu verbergen. In jedem derartigen Hause sind geheime Kellerräume eingerichtet, deren Eingang auf eine interessante Art maskirt ist. In der letzten Zeit ist man auf die Todtenbestattung bei diesen Fanatikern aufmerksam geworden. Der Verstorbene verschwindet ohne Sang und Klang aus der Familie; wenn Bekannte oder Nachbarn zufällig nach ihm fragen, so erfolgt die stereotype Antwort: „er ist auf der Wallfahrt". Nun wurden aber in den umliegenden Wäldern, Sandgruben und Steinbrüchen öfters Leichen gefunden, welche in saubere Leinen und Baste eingewickelt und mit Laub und Reisig zugedeckt waren. Bei der Untersuchung gelang es gewöhnlich, die Person des Verstorbenen festzustellen; es erwies sich jedes Mal, daß er zur Secte der Wanderer gehört hatte. Die Ursache des Todes konnte nicht konstatirt werden, weil die Verwesung der Leiche gewöhnlich bereits zu stark fortgeschritten war. Zu gleicher Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß die Wanderer ihre sterbenden Mitglieder erwürgen, um ihre Seele zu retten. Namentlich die wohnenden Christen müssen vor dem Tode diese Marter erdulden, weil sie es im Leben besser gehabt hätten, als die richtigen Wanderer. Der Mord geschieht unter folgenden Umständen: Der Kranke reinigt seinen Körper und wird in weiße Kleider gehüllt. Darauf legt man den Sterbenden in die Ecke des Zimmers, wo die Heiligenbilder an der Wand hängen, und dann wird er umgebracht, indem ihn einer von den Mitgliedern der Gemeinde ein Kissen auf das Gesicht legt und sich auf dasselbe hinsetzt. Diese Art von Mord heißt beim Volke der rothe Tod, weil das Kissen und das Hemd des Henkers von rother Farbe sind. Die ganze schauderhafte Procedur kam in der Literatur im Jahre 1883 zum ersten Mal zur Sprache; aber lange Zeit hielt man

Digitized by Google

diese Erzählung für eine grobe Erfindung des Volkes. Leider hat sich diese Nachricht in der letzten Zeit bestätigt. Gerade gegenwärtig läuft wieder die schauerliche Kunde von eben entdeckten geheimen Sectirerkirchhöfen im Tiraspoler und Kargopolschen Kreise durch alle Blätter. Es handelt sich hier um freiwillig Lebendigbegrabene.

Im Jahre 1897 wurde im ganzen russischen Reiche die Volkszählung durchgeführt. Nach dem, was wir von den Dogmen der Wanderer gesagt haben, konnte man erwarten, welche Gährung diese Maßregel unter ihnen hervorrufen würde. Aber es kam ärger, als man erwartet hatte. Im Norden und Osten des Reiches benutzten die Sectirer alle Mittel, um den Beamten zu entgehen, wobei ihnen ihre Häuser vortrefflich zu statten kamen. Im Gouvernement Cherson hat sich aber ein furchtbares Drama abgespielt. Im Kreise Teraspol am malerischen Ufer des Dnjestr lebte auf einem einsamen Hofe eine Bauernfamilie mit Namen Kowaleff, welche zu den Wanderern gehörte. Als in diese Gegend das Gerücht gelangte, daß die Beamten jeden registriren würden, geriethen alle Einwohner des Hofes in große Aufregung. Auf den Rath einer wandernden Nonne Witalia beschloß die ganze Familie und alle Personen, welche auf dem Bauernhofe verpflegt wurden, sich das Leben zu nehmen, um dem Siegel des Antichrists zu entgehen. Nun begann eine Reihe von Selbstmorden. Den 23. December mußte Fedor Kowaleff unter einem Gebäude eine Grube graben. In diese Grube stiegen 6 Mann hinein und wurden von außen zugemauert. Den 27. December wurden weitere 6 Personen bei lebendigem Leibe begraben. Den 13. Februar wurden 4 Personen in einer Sandgrube verschüttet. Sie legten sich ruhig in's Grab nebeneinander, und während die Schollen auf sie herabfielen, sprachen ihre zitternden Lippen das Gebet. Endlich am 27. Februar ging die letzte Gruppe zum Tode. Kowaleff sah, wie seine Mutter, seine junge Frau mit den kleinen Kindern auf den Armen, endlich mehrere Nonnen in den Keller unter seinem Hause herunterstiegen. Er selbst wollte mit ihnen sterben, aber man zwang ihn, draußen zu bleiben, um die Oeffnung zu vermauern. Auf diese Weise ist Kowaleff allein auf der Welt geblieben, nachdem er Alles gemordet hatte, was ihm theuer war; 25 Menschen sind in den Tod gegangen — und weßhalb? ... um einen Wahn!

Noch ärger treibt es die Secte der Verneiner (Gluchaja Netowschina). Der Wanderer meidet die Städte, welche vom Antichrist und seinen Dienern verpestet sind; er flieht in die Wüste, weil er hofft, dort Erlösung zu finden. Der Verneiner behauptet aber, daß der Böse alles Gute auf Erden verdorben hat. Ueberall herrscht Sünde und Schande. Die einzige Rettung ist der Tod. Ein derartiger Pessimismus trägt natürlich die schauderhaftesten Früchte, und oft genug hat man von den blutigen Thaten dieser Sectirer zu hören.

Der Unterschied zwischen den Altgläubigen und den mystischen Secten der Geißler (Chlisti oder Leute Gottes) kann nicht stark genug betont werden. Die Altgläubigen sind und bleiben Kinder der griechisch-katholischen Kirche, trotzdem ihre Propheten und Lehrer manchen Unsinn in die reine Lehre Christi hineingebracht haben. Die Geißler dagegen haben keine Gemeinschaft mit dem Christenthume. Ihre Ueberlieferungen sind eine Entstellung des Evangeliums, ihre Ethik eine Mischung von Asketismus und Unzucht, ihr Gottesdienst erotische Erregung bis zur Extase. Im Princip sind sie Asketen, denn sie verwerfen die Ehe. Da man aber nicht ungestraft die ewigen Gesetze verletzen kann, so entstand bei ihnen ein wüstes Leben, welches sie zum Gespötte des Volkes gemacht hat. Ihr Gottesdienst besteht aus dem Absingen von Liedern und Gebeten, welche von einem obscönen Tanze begleitet werden. Der Tanz bezweckt, die Sinne der Gemeinde derart zu reizen, daß die Propheten in Extase gerathen. Um dies zu erreichen, entkleiden sich die Frauen vollständig, und beim Tanz geißeln sich die Mitglieder gegenseitig. Wenn man bedenkt, daß die Sectirer keine Familie haben, so kann man sich vorstellen, was bei einer solchen Ceremonie vorgeht.

Die Skopzi oder Eunuchen sind eine Secte, welche aus den Geißlern entstanden ist. Die Letzteren sind nach ihren Principien Asketen, de facto aber eine Gemeinde unmoralischer Menschen. Da die Unzucht bei ihnen zu stark überhand nahm, so bildete sich ein Kreis von Fanatikern, welcher nicht nur den Asketismus als Dogma aufstellte, sondern auch ein sehr radicales Mittel angab, allen Ausschweifungen ein Ende zu machen. Dieses Mittel ist die Verstümmelung von Mann und Weib. Die russische Regierung bekämpft das Skopzenthum mit allen Mitteln, welche ihr zu Gebote stehen. Im Strafgesetzbuch ist die Castrirung Anderer mit Zwangsarbeiten (Katorga), die Selbstverstümmelung und die Zugehörigkeit zur Secte mit Deportation nach dem östlichen Sibirien bedroht. Dennoch ist in der Entwickelung der Secte kein Stillstand zu bemerken. Im Moskauer Proceß (1871) gegen die Brüder Kudrin waren 24 Angeklagte; im St. Petersburger Gericht wurden im Jahre 1870 sogar 58 Esthen für die Zugehörigkeit zum Skopzenthum verurtheilt. Aus dieser Thatsache ist zu ersehen, daß nicht nur Orthodoxe, sondern auch Lutheraner dieser Secte beitreten. Das sind die größten Processe, kleinere sind aber in vielen Städten des Reiches entstanden. Nach der Meinung von Pelikan sind die Skopzen am meisten verbreitet in den Gouvernements St. Petersburg, Kursk und Orel. Dann kommen Moskau, Tamboff, Simferopol und Bessarabien. Eine solche Ausbreitung der Secte ist eine directe Folge ihrer Organisation und ihrer Lehre. Die Geißler zerfallen in eine Masse von „Schiffen", welche bloß ihre eigenen Propheten anerkennen; Dank einer solchen Decentralisation ist die Entwickelung der Secte eine schwache und die Zahl der Angeklagten eine sehr geringe. Die Skopzen dagegen behaupten, Gott ist zwei Mal zu den Menschen niedergestiegen. Das erste Mal in der Person Jesu Christi, das zweite Mal in der Person eines gewissen Seliwanoff, welcher ihre Secte gegründet hat. Diesen Letzteren beten sie an, und seine Gesetze werden von allen ihren Schiffen genau beobachtet. Auf diese Weise stehen die Skopzengemeinden miteinander in Verbindung und unterstützen sich beständig. Eine solche Hülfe ist nothwendig, denn die Propaganda wird auf die rücksichtsloseste Weise geführt. Die Predigt spielt in dieser Hinsicht gar keine Rolle, wohl aber das Geld, die List und die Gewalt. Es sind Fälle constatirt worden, in denen Leute sich für eine bestimmte Summe castriren ließen. Kaufleute sind durch die Skopzen in gewagte Speculationen hineingezogen worden, um sie zu zwingen, der Secte beizutreten. Das schauderhafteste Mittel der Propaganda ist aber die Verstümmelung der Kinder. Die Häupter der einzelnen Gemeinden sind verpflichtet, Familien aufzufinden, welche bereit sind, ihre Kinder zur Lehre in eine große Stadt abzugeben. Falls die Eltern einwilligen, dann ist ihr Kind verloren. Es wird dem Boten übergeben, welcher den Verkehr zwischen den Gemeinden vermittelt, und nach der Hauptstadt gebracht. Einmal im Jahr bringt der Bote den Eltern Geld und Grüße, der Knabe aber wird ihnen entfremdet, in die Gemeinde der Sectirer hineingezogen und verstümmelt. Die Regierung kennt diese Schliche ganz genau. Infolge dessen ist es den Skopzen streng verboten, fremde Kinder zu sich in's Haus zu nehmen.

Die Skopzenprocesse haben für den Criminalisten ein besonderes Interesse, indem sie deutlich beweisen, wie wichtig es ist, durch Studium der alten Acten gewisse Erfahrungen zu sammeln, um die Vertheidigungsmethode der Angeklagten würdigen zu können. Die Skopzen haben sich nämlich ein ganzes System der Lüge construirt. Sie bestreiten stets, wenn ihnen die Castrirung der Anderen zur Schuld gelegt wird, 1. weil sie sich selbst von den Zwangsarbeiten in den Bergwerken Sibiriens retten müssen, und 2. um die Häupter

Digitized by Google

der Gemeinden zu schützen. Diese letzteren Personen werden auf jeden Fall herausgelogen, denn sonst könnte die weitere Entwickelung der Secte gehemmt werden. Eine neue Erfindung der Skopzen sind die freiwilligen Geständnisse, welche sie von Zeit zu Zeit ablegen. Das geschieht auf folgende Weise. Im Polizeibureau oder beim Untersuchungsrichter erscheint ein Castrat und gesteht reumüthig, daß er viele Menschen verstümmelt hat. Nun wird die Untersuchung eingeleitet, der Angeklagte macht eine ausführliche Aussage und giebt dem Richter eine ganze Reihe von Personen an, welche durch ihn wider ihren Willen unglücklich geworden sind. Die angegebenen Personen werden citirt und erkennen in dem Arrestanten den Menschen, welcher sie verstümmelt, nachdem er ihnen durch einen Schlaftrunk oder auf andere Weise die Möglichkeit genommen, sich zur Wehr zu setzen. Derartige Processe sind öfters inscenirt worden. Im Gericht zu Orel wurde eine Verhandlung geführt gegen einen alten Soldaten, welcher die Castrirung von 45 Personen eingestanden hatte, im Gericht zu Charkoff wurde ein anderer verurtheilt, weil er die Castrirung von 60 Personen auf sich genommen; in einem Proceß des Gerichts zu Kursk war die Zahl der Opfer mit 106, in einem zweiten mit 114 angegeben. Jeder vernünftig denkende Mensch muß einsehen, daß derartige Selbstanklagen mit der Wahrheit nichts zu thun haben. Es ist ein geschicktes Manöver, um die Leiter der Secte zu schützen. Das Schwert des Gesetzes trifft den armen Teufel, welcher für Geld und gute Worte die Schuld Anderer auf sich genommen. Der Hauptschuldige entschlüpft den Händen des Richters und arbeitet weiter an der Vergrößerung der Secte. In Anbetracht einer solchen Reihe von Thatsachen hält sich Löwenstimm für berechtigt, den Schluß zu machen, daß von allen fanatischen Secten die Skopzen die gefährlichste ist. Wenn bei den Verneinern nach vielen Jahren wieder einmal ein Massenmord geschieht, dann ist das ganze Land aufgebracht, und den Schuldigen trifft stets das Schwert des Gesetzes. Durch die Skopzen werden aber jedes Jahr Hunderte von Menschen verstümmelt, aber wie selten ereilt den Verbrecher die gerechte Strafe. Und Löwenstimm schließt seine Darstellung mit der Frage, wie hat sich der Richter diesen Verbrechen gegenüber zu benehmen? und er antwortet ohne Schwanken: seine Pflicht thun, denn „kein Verbrechen läßt sich durch religiöse Irrlehren entschuldigen". Die Regierung dagegen, welche für die öffentliche Sicherheit und Vorbeugung der Verbrechen zu sorgen hat, darf nicht vergessen, daß die Bildung des Volkes das einzige Mittel ist, welches im Stande ist, dem Fanatismus einen Damm entgegenzusetzen. „Licht, mehr Licht" muß in die dunklen Volksmassen hineingebracht werden.

Literatur und Kunst.

Die Frauen auf der Bühne.

Von Marcus Landau.

Die Werke der französischen Erzähler und dramatischen Dichter des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erfreuen sich im Allgemeinen keines besonders guten moralischen Rufs und vorzüglich in Deutschland sucht jede sorgsame Mutter ihre höheren und niederen Töchter von der gefährlichen Lectüre fernzuhalten. Der Literarhistoriker kann freilich nicht den Maaßstab des Mädchenpensionats anlegen und er wird die Erzeugnisse der neueren französischen Literatur nach anderen Kriterien beurtheilen. Aber wenn auch bei ihm, wie bei einem berühmten Proceß in Wien gesagt wurde, „die Moral nicht auf der Tagesordnung steht", so kann er sie doch nicht unberücksichtigt lassen, und er wird sich vor allem die Frage stellen, warum auf die Corneille ein Racine, auf Scudery und Fenelon die Voltaire und Parny, die Dumas Sohn und Zola gefolgt sind. Und die jetzt so fromm gewordenen Franzosen klagen: „Welche Wendung durch des Teufels Fügung!"

Aber der Teufel ist daran ganz unschuldig oder kann höchstens als Anstifter gelten. Die wahren Schuldigen sind die, welche Elsaß und Lothringen „geraubt" haben, die bösen Deutschen, welche schon vor anderthalb Jahrhunderten angefangen haben, die braven Franzosen zu verführen und zu verderben. Rousseau hätte statt seiner Neuen Heloise wohl das Leben der heiligen Therese, Dumas statt der Camelliendame ein Auto sacramental, Zola statt der Rougon Macquart eine Reihe von Heiligenlegenden verfaßt, wenn nicht die unmoralischen deutschen Protestanten Lessing, Goethe, Schiller u. s. w., mit dem bösen Beispiele vorangegangen und die unschuldigen Franzosen verführt hätten.

Das ist ungefähr die These, welche Herr Charles Dejob in seinem neuesten Buche: Les femmes dans la Comédie française et italienne au XVIIIe siècle (Paris, Albert Fontemoing) vertritt. Aus dem Titel kann man auf diese Tendenz kaum schließen, und ich will auch gleich bemerken, daß sie weder den Hauptinhalt, noch den Hauptzweck des Buches bildet. Sie zieht sich nur durch das ganze Werk, wie der bekannte, trotz des häufigen bildlichen Gebrauchs noch immer nicht abgenützte rothe Faden, und nebenbei mag auch das bischen Germanophobie das sonst etwas trockene Buch den Franzosen schmackhafter machen. So erfahren wir denn von ihm, daß die Gräfin Imperiali und Leonore in Schiller's „Fiesco" sich höchst ungezogen benehmen, daß die Baronesse in Lessing's „Juden" eine plumpe Cocotte, Egmont's Klärchen eine virago, eine Vorläuferin der Mannweiber der (französischen) Revolution ist. Auch Friederike in den „Aufgeregten", Eugenie in der „Natürlichen Tochter" benehmen sich höchst unweiblich, und Dorothea verwundet gar in Vertheidigung ihrer und anderer Mädchen Ehre fünf französische Soldaten! Hätte sie sich die Brutalitäten der Franzosen gefallen lassen, so würde Dejob es wahrscheinlich als Beweis der Verdorbenheit oder Gefühllosigkeit der deutschen Frauen angeführt haben. Sie können es ihm eben nie recht machen. Und überhaupt sind die großen deutschen Dichter peu délicats sur le chapitre des convenances. Aber das sind Kleinigkeiten. Minna von Barnhelm, Miß Sarah Sampson, Don Carlos, Fiesco, Kabale und Liebe, die Räuber, die natürliche Tochter, Egmont, Stella u. s. w. sind alle höchst unmoralische Stücke, deren cynische Sprache das französische Zartgefühl verletzt. Er kann nicht umhin, die naturwahre Charakterzeichnung im Egmont, besonders die von Klärchen's Mutter zu bewundern, aber, meint er, „solche Personen sollten nicht auf die Bühne gebracht werden." „Gewiß, auch auf dem französischen und italienischen Theater jener Zeit finden wir eben solche leichtfertige Mütter, aber sie sind entweder lächerlich oder durch und durch verdorben, sie haben nicht dieses widerliche Amalgam von selbstloser Güte und scandalöser Schwäche." Wenn in einem französischen Drama aus dem Jahre 1796 einer ehebrecherischen Frau von ihrem Manne verziehen wird, so ist das nur die schlimme Folge von Kotzebue's vier Jahre früher erschienenem „Menschenhaß und Reue". In Dumas Sohn's „Etrangère" wird von ehebrecherischer Liebe zu gutem Zwecke Gebrauch gemacht, ganz wie von Marquis Posa, „aber das hat Schiller von keinem französischen oder italienischen Dramatiker gelernt." — Es ist noch gut, daß Dejob Schiller nicht beschuldigt, mit seiner unmoralischen Jungfrau von Orleans den frommen züchtigen Voltaire zur Abfassung seiner Pucelle verführt zu haben. Freilich muß er zugeben, daß die Verherrlichung der illegitimen Liebe in Goethe's Stella auf Rousseau's Nouvelle Héloïse zurückzuführen ist; aber, setzt er hinzu „Rousseau war kein echter Franzose" (Français de France).

Digitized by Google

Ehrbar und moralisch bis auf sehr wenige Ausnahmen waren im vorigen Jahrhundert, nach Dejob, nur das französische und das italienische Theater. Aber dieses war, wie er selbst ganz richtig bemerkt, auch viel anständiger und ehrbarer als der Roman und als das wirkliche Leben. Und wenn dieses in Deutschland ebenfalls sittenlos und unmoralisch war, wenn Dejob mit einem gewissen Behagen die Maitressenwirthschaft an manchen deutschen Höfen schildert, so hätte er nicht vergessen sollen, daß hier jedenfalls das Beispiel des Sonnenkönigs und des roi bienaimé nachgeahmt wurde, vom höchst tugendhaften Regenten Orleans gar nicht zu reden. Wenn das französische Theater, wie Dejob behauptet, zur Zeit der Pompadour, der Dubarry und des Hirschparks „so reinlich und so zweifelsohne" war, so lag meines Erachtens der Grund in einem gewissen Mysoneismus der Franzosen. Wie sie an der Regel der drei Einheiten festhielten, so hielten sie auch an dem von Corneille und Racine eingeführten conventionell anständigen Ton auf der Bühne fest, bis die Revolution auch hier einem freieren und frecheren Eingang verschaffte. Uebrigens war das französische Theater vor Corneille durchaus nicht anständig und moralisch. Was Alexander Hardy in Scédase ou l'hospitalité violée und in Lucrèce ou l'adultère puni auf die Bühne brachte, das würde kaum der modernste Realist wagen. Wenn Dejob sich darüber aufhält, daß in Goethe's Stella die Geschichte des Grafen von Gleichen erzählt wird, so hätte er nicht vergessen sollen, daß eben derselbe Hardy den deutschen Grafen selbst mit seinen zwei Frauen auf die Bühne gebracht hat. Richtig führt Dejob als eine der Ursachen des freieren Tones auf der Bühne die Frauenemancipationsbestrebungen an, welche den Respekt für die Frauen, die Schonung ihrer Schwäche verminderten. Wenn die Frau radelt, raucht und vor Gericht plaidirt, kann sie freilich nicht verlangen, daß man, um von ihr zu schreiben, wie Diderot fordert, die Feder in die Farben des Regenbogens tauchen und das Papier mit dem Staub von Schmetterlingsflügeln bestreuen soll. Und damit kehren wir zum eigentlichen Thema von Dejob's Werk, der Stellung der Frau auf dem Theater, zurück. Was sich davon im Allgemeinen und in Bezug auf Sittlichkeit in seinem Werke findet, haben wir schon in kurzem hervorgehoben. Die Frau ist aber kein abstrakter Begriff, sondern erscheint als Mutter, Tochter oder Schwester, als ehrbare oder ehebrecherische, als eigensinnige und zänkische oder unterdrückte und leidende Gattin, als vornehme Dame, als Bürgersfrau, als Dienerin oder Dirne und in noch manchen anderen Gestalten auf der Bühne. Dejob hat es versucht, diese verschiedenen Gattungen in besonderen Capiteln zu behandeln, konnte aber seinen Plan nicht ganz ausführen, da ja in den meisten Stücken Frauen verschiedener Gattung vorkommen, so daß Wiederholungen oder Vermischung der Gattungen nicht zu vermeiden waren.

Ich will mich hier in Detailkritik nicht einlassen, sondern nur das Interessantere, besonders in Bezug auf den Unterschied von Einst und Jetzt, hervorheben. So ist es merkwürdig, daß die einflußreichen Frauen, die gelehrten Salonbeherrscherinnen, über die sich schon Molière lustig machte und die wieder in neuerer Zeit von den Franzosen auf die Bühne gebracht wurden, im vorigen Jahrhundert von den Dramatikern sehr geschont wurden. Es scheint, daß sie die Protection der einflußreichen Damen nöthig hatten. In Italien gab es wieder keine literarischen Salons und keine Blaustrümpfe, und wenn Goldoni in Gelosia di Lindoro die guten Eigenschaften der Frauen schildern läßt, so geschieht es in sehr schüchterner Weise, ihre Inferiorität den Männern gegenüber kaum bestreitend. Auch gewissenlose Koketten sind selten, ebenso wie energische, muthige, selbstständig in die Handlung eingreifende junge Mädchen, selbst Goldoni's Naive sind manchmal nicht naiv, sondern geradezu dumm oder plump ungezogen. Junge Mädchen mit individuellen Zügen, mehr sentimental als naiv, das Recht ihrer Liebe tapfer vertheidigend, finden sich nur bei dem von Dejob gar nicht erwähnten toscanischen Lustspieldichter Nelli. Molière's Tartüffe ist 1711 von Gigli für die italienische Bühne bearbeitet worden, aber sonst werden Scheinheilige und fromme Heuchler von Franzosen und Italienern geschont. Will man derartige Charaktere auf die Bühne bringen, so macht man sie zu unehrlichen, falschen Philosopheu — so Palissot in seinen Philosophes, Federici in den Falsi galantuomini, Signorelli in der Faustina. Sehr viel beschäftigte sich das Lustspiel des vorigen Jahrhunderts mit den Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen, die aber in Frankreich viel schonender behandelt wurden als jetzt. „Keiner hätte damals," sagt Dejob, „ein solches Stück wie Delavigne's Comédiens zu schreiben gewagt und aufgeführt hätte man so was jedenfalls nicht. Wenn man heutzutage mehr wagt, so ist es nicht weil der Stand (la corporation) an Ansehen verloren hat, sondern weil er das Schicksal aller Autoritäten theilt, respektlos behandelt zu werden."

So sind in unserm frech gewordenen Jahrhundert, nach seiner Ansicht, alle hohen Autoritäten, — Religion, Theater und Regierung, sowie alle Tugenden im Ansehen gesunken. In Bezug auf Religion und Regierung wollen wir hier mit ihm nicht streiten, aber was die Schauspieler und Schauspielerinnen betrifft, so scheint uns doch, daß sie jetzt mehr Achtung und Ansehen genießen als im vorigen Jahrhundert, wo man ihnen in Frankreich ein ehrliches Begräbniß verweigerte. Dejob beschäftigt sich in seinem Buche viel mehr mit Goldoni und anderen italienischen Dramatikern als mit Franzosen, weil eben Frankreich im vorigen Jahrhundert an guten Lustspielen ärmer war als Italien und keinen Dichter hervorbrachte, der sich mit dem geistvollen Venetianer vergleichen ließe. Aber gerade Goldoni hat das Theaterpersonal und besonders das weibliche, gar nicht geschont, wie überhaupt Tänzerinnen, Schauspielerinnen, Sänger und Sängerinnen schon seit dem siebzehnten Jahrhundert eine beliebte Zielscheibe der italienischen Satire waren. Mit einer einzigen Ausnahme (Barbara in „Gelosia di Lindoro") ist bei Goldoni das weibliche Theaterpersonal ein gering geachtetes Völkchen ohne Ehrgefühl, das nur darauf ausgeht, alte Tölpel oder unerfahrene junge Leute zu rupfen. Und noch schlimmer kommen bei ihm die Theaterväter und -Mütter weg. Heutzutage kommt es sehr oft vor, daß Theaterdamen von vornehmen Personen, ja von Mitgliedern regierender Dynastien geheirathet werden, im vorigen Jahrhundert hielt man solche Heirathen für so unmöglich, daß man sie nicht einmal auf die Bühne zu bringen wagte. Die italienischen Dramatiker hatten überhaupt einen Horror vor jeder Mesalliance. Goldoni macht in seiner Dramatisirung von Richardson's Pamela diese zur Tochter eines wegen politischer Verbrechen geflüchteten Grafen, „denn ein venetianischer Edelmann, der eine Plebejerin heirathet, beraubt seine Kinder des Adels, und solchem Nachtheile darf man, selbst unter dem schönen Vorwande, die Tugend zu belohnen, seine Nachkommenschaft nicht aussetzen." Albergati zieht in seinem „Gefangenen" gegen den Uebermuth und die Standesvorurtheile des Adels los, aber schließlich heirathet der Sohn des Marchese Andolfi die Tochter des Kaufmanns Raffi erst, nachdem dieser vom Monarchen in den Grafenstand erhoben wurde.

Wir machen im Sinne jener Zeit keinen weiten Sprung, wenn wir vom Theater zur Halbwelt übergehen. Sagt doch in den Provinciaux à Paris von Picard eine Frau, die sich arg compromittirt hat: „Jetzt bleibt mir nichts Anderes übrig, als Schauspielerin zu werden." Und Goldoni's Uomo di mondo findet für die Frauen, die seine Gunst genossen, keinen passenderen Beruf als den der Schauspielerin. Häufiger als die Italiener haben damals die Franzosen die Halbwelt auf die Bühne gebracht. Mit sehr viel Decenz, ja noch Raum für Zweifel an ihrem wahren Charakter lassend, hat Mouslier de Moissy in seiner Nouvelle école des femmes (1758) eine

Digitized by Google

Frau aus dieser Welt dargestellt. Und doch wurde das Stück, als zu kühn, vom Repertoire abgesetzt. Mercier's „Karl II. von England", dessen Handlung in einem „geduldeten Hause" spielt, ist gar nicht zur Aufführung gekommen. Nur wegen des indecenten Inhalts? oder vielleicht weil darin vom Abschlagen der Köpfe der Tyrannen die Rede ist? Trotzdem die Halbwelt in Paris damals erst im Entstehen war, brachte Palissot in seinen Courtisanes beinahe schon eine Vorläuferin der Cameliendame auf die Bühne, und Voltaire versuchte in seinem, von der Censur verbotenen „Dépositaire" eine Rettung von Ninon de Lenclos, der er freilich Dankbarkeit schuldig war. In Saurin's Moeurs du temps erscheint eine Gräfin, die mit „diesen Damen" verkehrt und findet, daß sie solider sind als die vornehmen; Dancourt und Destouches bringen wieder gern sehr junge, früh verdorbene Mädchen auf die Bühne. Durchaus böse, unversöhnliche, hassenswerthe Frauen wie Dumas' Femme de Claude oder Adelaide in Goethe's „Götz" kommen im italienischen und französischen Theater des vorigen Jahrhunderts nicht vor, sagt Dejob, und unmoralisch ist es im Allgemeinen auch nicht. „Es nimmt nie die Partei des Verführers, und wenn dieser geistvoll ist, vermeidet es, den dummen Gatten mit ihm in Contrast zu bringen. Der Zuschauer sieht stets ein, daß die Frau, wenn sie unterliegt und fällt, keine Befriedigung finden wird" ... „Die Leiden der Frau werden geschildert, aber daraus nicht die Berechtigung zur Untreue gefolgert." Um so häufiger sind, vorzüglich bei Goldoni, die unliebenswürdigen, zänkischen, eigensinnigen, kleinlichen, mit einem Worte unausstehlichen Frauen, ja er bringt mitunter eine ganze Schaar von unsympathischen, niedrig denkenden, wenn nicht unehrlichen doch unehrenhaften Personen auf die Bühne. Ja selbst seine edlen und guten Frauen benehmen sich mitunter sehr unzart. Auch führt er uns manchmal in jene zerrütteten Familien, wo man gegen einander so gleichgiltig ist, daß man sich gegenseitig Alles verzeiht, wo man lästig gewordene, unmoralische Verhältnisse aus Gewöhnung und moralischer Abstumpfung fortdauern läßt. Es gilt dies besonders von dem auf dem italienischen Theater einen so großen Raum einnehmenden Unwesen der Cavalieri serventi, das übrigens auch in Frankreich nicht fehlte, wenn es auch keinen officiellen Titel hatte.

Solches Unwesen, solche zerrüttete Familien zu schildern, ist das gute Recht des Dramatikers, und man darf ihm auch keine Vorwürfe machen, wenn er sie treu und mit den entsprechenden Farben schildert. Aber mit der Waffe des Spotts ist solchen Uebeln nicht beizukommen, und wenn nicht unmoralisch, so sind doch Stücke, welche solche Milieus schildern, weder reinlich noch erquicklich. Uebrigens ist die Moral des Theaters nicht einseitig nach den Beziehungen der Geschlechter zu beurtheilen, wie es schon Schiller in der „Schaubühne, als eine moralische Anstalt betrachtet", gezeigt hat. Hätte Dejob dies berücksichtigt, so wäre auch sein Urtheil über deutsche und französische Theatermoral anders ausgefallen. Aber er wollte ja nur über die Frauen auf dem Theater schreiben, und so haben wir auch kein Recht, gelegentlich seines Buches das ganze vielumfassende Thema zu behandeln und müssen hier Halt machen.

Vischer's Shakespeare.

Von Willy Crüger.

Ein kleines, zierliches, nervöses Männchen mit feinen Gesichtszügen, glänzenden blauen Augen und leiser, doch wohlklingender Stimme, so steht der große Aesthetiker, der übermüthige Faust-Parodist, der trotzige, wunderliche Polemiker, der sich „Auch Einer" hieß, wieder vor meines Geistes Auge. Es war in Tübingen, und von seinem Katheder herab las der Professor uns Studenten über Hamlet — Stunden der Weihe und Erhebung, unvergessen, weil unvergeßlich. Und da gedenkt man wohl des Vorwurfes, den sein Antagonist Victor Hehn gegen den verehrten Mann erhob, weil er Shakespeare statt des Deutschen Goethe zur Centralsonne seiner ästhetischen Welt machte. Friedrich Vischer hat uns aber in einer kurzen Beschreibung seines Lebensganges selbst erzählt, wie er 1832, mit fünfundzwanzig Jahren, in Göttingen an die Werke Shakespeares kam: „Ich kannte bis dahin nur den Macbeth und Hamlet; ich fing an zu lesen, und eine neue Welt ging mir auf, ich sah staunend in dies feuerrothe, von milchweißen Strahlen himmlischen Aethers durchschossene Nordlicht. Goethe war mir in der Zwischenzeit näher getreten und doch eigentlich fremd geblieben. Der Hauptgrund davon lag natürlich in meiner Jugend, ich war noch lange nicht reif für ihn; doch hat er auf meine Art von Phantasie auch nachher, als ich seine Milde, seine an classischer Sonne gegohrene Traubensüße und Traubenweichheit verstand und fühlte, niemals so sympathisch gewirkt wie Shakespeare mit seinem nordisch naturwahren und doch so hoch bewegten, leidenschaftlich brennenden, wie aus wunderbaren Geistertiefen aufglühenden Stil. Seine wetterharte Männlichkeit besonders war es, welche mich leicht über alle Flecken hinwegführte, die uns von ihm abstoßen und durch die er seiner Zeit ihren Tribut zahlt; kurz, er wurde und blieb mein Liebling." Das schönste Denkmal dieser Liebe übers Grab hinaus bilden die „Shakespeare-Vorträge", die Vischer's Sohn, der Göttinger Professor der Kunstgeschichte Robert Vischer, jetzt eben „für das deutsche Volk" bei Cotta Nachf. in Stuttgart herausgiebt. Vorläufig nur den ersten Band, der dem Hamlet gewidmet und aus mehreren Collegienheften mühevoll zusammengestellt ist — und wieder sehen wir beim Durchblättern den lieben, genialen Lehrer vor uns und glauben den feinen warmen Ton seiner Stimme zu vernehmen. Möge das deutsche Volk dem trefflichen Sohne den Dank für sein schönes Liebeswerk nicht schuldig bleiben. Friedrich Vischer's Shakespeare-Vorträge sind das Beste, was seit Gervinus über den großen Briten geschrieben und was überhaupt je über ihn gesagt wurde.

Von besonderem Werth ist die Einleitung, die Shakespeare's Zeit, Person, Werke und ihre Nachwirkung bis heute im Allgemeinen charakterisirt. Hier setzt sich Vischer auch mit dem wüsten Spuk der Bacon-Hypothese auseinander, deren tollste Erscheinungen er freilich nicht mehr erlebt hat. Vischer schreibt: „Gegen Shakespeare's Urheberschaft wird als Hauptgrund angeführt, er habe bei seinem Bildungsgang unmöglich die Kenntnisse erwerben können, von denen diese Dramen zeugen. Es ist nun wahr, diese Kenntnisse überraschen durch ihren umfassenden Reichthum. Er weiß von den verschiedensten Dingen. Man meint, er müsse nicht nur Medizin studirt haben, sondern auch Jus und müsse bei einem Advokaten längere Zeit angestellt gewesen sein. Ebenso versteht er manches von der Nationalökonomie und den Naturwissenschaften, zeigt sich (auf dem Standpunkt seiner Zeit natürlich) als guter Kenner hierin. Ferner hat er wunderbare psychologische Tiefen, und es ist wahrscheinlich — namentlich Stellen im Hamlet lassen darauf schließen —, daß er Giordano Bruno gelesen hat, diesen berühmten Philosophen, der in Rom als Ketzer auf dem Scheiterhaufen gestorben ist. Daß Shakespeare Montaigne las, ist mehr als glaubhaft, denn die einzige Reliquie, die wir von ihm haben, ist ein Exemplar der Essays von Montaigne, worin er seinen Namen eingeschrieben. Dieses Autogramm, „Shakespeare", gehört zu den wenigen ganz zuverlässigen Urkunden, die wir von ihm haben. Wie kam er aber zu seinen erstaunlichen Kenntnissen? Obwohl er nur wenige Zeit eine Lateinschule besuchte und dann eine Zeit lang ein zerstreutes, verfahrenes Wildlingsleben führte, so läßt sich dennoch recht wohl denken, daß er mit hellem

Digitized by Google

Kopf und lebendigem Interesse ganz gut lernen konnte, was wir bei ihm finden." Und Vischer führt im Weiteren die ganze Bacon-Theorie ad absurdum. Bekanntlich sieht Morgan wie Delia Bacon den Grund, warum Bacon, Raleigh u. A. sich nicht entschließen konnten, diese Dramen unter ihrem Namen herauszugeben und aufführen zu lassen, in Scham und Scheu, weil, für die Bühnen zu schreiben, damals eben eine Sache war, auf der kein gutes Vorurtheil ruhte. Der bereits verbreitete Puritanismus bewirkte, daß der Schauspielerstand und das Volkstheater gering geschätzt und mit Mißtrauen angesehen wurde. Und Bacon also, der seine Stücke für die Volksbühne schrieb und vielleicht auch aus Sorge vor Anfeindung nicht offen damit heraustreten wollte, soll nun den Schauspieler Shakespeare gewonnen haben, ihm seinen Namen dafür zu leihen. Wenn es so war, wie sollte dann möglich sein, daß in seinem Heimathsorte Niemand erfuhr, Niemand, der es wußte, verrieth, daß der gefeierte Landsmann Shakespeare eigentlich ein elender Tropf sei, der sich habe erkaufen lassen, seinen Namen einem Herrn Lordkanzler zu leihen, und der zum Geld den Ruhm eingestrichen habe, den Ruhm, die Ehre dieser Stücke! Es ist wohl wahr: zu Shakespeare's Zeit war die Anerkennung seiner Dramen nicht so groß, nicht so verbreitet wie die seiner Sonette, die mehr damaligen Culturgeschmack entsprachen. Doch gab es immerhin nicht Wenige, die auch seine Dramen schon würdigten, und selbst sein eigener Gegner Ben Jonson hat ja nach seinem Tode einen wahren Hymnus auf Shakespeare's Wundergenius gedichtet. Also auch dieser Jonson soll es nicht gewußt haben! ruft Vischer unwirsch aus. Was nun aber den Einwand betrifft, der Unterschied der Dramen sei zu groß, als daß sie von einem Verfasser herrühren könnten, so antwortet Vischer darauf: „die Dramen sind zwar verschieden durch die Stufen und Perioden seiner Entwickelung, aber man darf nur die Kühnheit der Satzbildung mit den Werken anderer Zeitgenossen vergleichen, um einzusehen, daß sie von einem und demselben Verfasser sind. Es wäre wohl nicht zu schwer, dieselben Fundamente in allen Werken nachzuweisen. Man müßte der Eigenart des Satzbaues, der Witze, Metaphern, Hyperbeln folgen. Freilich, das Geschäft wäre lang. Man hatte alle Zeitgenossen mit ihm zu vergleichen; von den früheren namentlich Marlowe. Aber am Ende muß da doch der Glaube entscheiden, da die Gegner nichts beweisen können."

Aber der begeisterte Bewunderer Shakespeare's ist doch auch nicht blind für seine Schwächen. Er nennt ihn oft nicht nur über alles Männliche hinaus hart und wild, nicht nur cynisch und obscön, sondern auch manierirt. „Seine Kunst leidet unter Ueberkunst, gesuchtem Witz, Absurdität in Analogien, Antithesen und Wortspielen. Dieser Zug steht mit der Rohheit in einem logischen, aber nicht in einem historischen Widerspruch, denn er begegnet uns auch sonst. Wilde tätowiren sich, putzen sich wunderlich auf mit Ringen, Federn und vereinzelten Stücken unserer Tracht. So will die Rohheit etwas vorstellen. Und die Cultur kann sich ihrerseits mit ihr compliciren. Man sollte wohl meinen, daß das gezierte und ausgeklügelte Gerede nur in den oberen Schichten aufkommen konnte, nur dort, wo man sich vom natürlichen Boden abgesondert hatte. Aber selbst die Bildung hing damals noch mit dem Volksmäßigen zusammen und wurde dadurch barbarisch und phantastisch, daß sie Vieles von diesem in ihrer reflectirten Weise steigerte." So entschuldigt der Aesthetiker den Dichter als Product seiner Zeit, über die er, wenn wir so sagen dürfen, zwar hinausragte, aber in der er doch fest und unerschütterlich wurzelte und womit er verwachsen war. Und indem er gegen die unbedingten Shakespearepfaffen, die Alles gut und erhaben finden, Front macht, schützt Vischer den Dichter auch wieder gegen seine Verkleinerer wie Voltaire. Sein engerer Landsmann Rümelin hat das Verdienst, gegen den unbedingten Shakespearecultus vorgegangen zu sein. Er sagt hierbei ungemein viel Wahres, aber er geht nach Vischer zu weit und ist nicht freizusprechen von dem Fehler, den Dichter mehr mit dem Maaßstabe des Verstandes als mit dem der Phantasie gemessen zu haben. Er findet allerlei logische Widersprüche, als ob der Dichter ein Logiker wäre. Er behauptet vorerst, Shakespeare componire nicht im strengen Sinn, sondern er arbeite aus dem Einzelnen heraus, er rücke Scene um Scene vorwärts, ohne vorher zu bedenken: wie führe ich's hinaus? und das müsse ihn natürlich am Ende in Widersprüche bringen, darunter müsse die Einheit des Ganzen leiden. Das ist nun wohl da und dort der Fall in seinen unreifen Jugendstücken, z. B. in den Königsdramen. Auch manche Partien in seinen Lustspielen hat er ziemlich leicht genommen. Nicht überall finden wir strenge, nothwendige Fügung. Das im modernen Geiste begründete Recht der reicheren Fabel ist nicht immer mit dem erforderlichen Maaße gebraucht. Aber in den reiferen Werken, meint Vischer, giebt es Beispiele genug, die beweisen, daß er vielmehr recht im Gegentheil Prometheus und nicht Epimetheus, nicht zu spät kommender Nachdenker, sondern Vordenker ist, der dem Leser sagt: gieb acht, warte, was kommt, und bilde dann erst dein Urtheil! „Wir werden es an Polonius finden. Den kann man aus den ersten Scenen nicht fertig haben. Und das ist auch der Fall mit Lady Macbeth. Schließlich sieht man, daß sie dennoch Weib ist. Darum heißt es hier: warten, warten, ob es nicht noch klar wird. — Also da bin ich ganz gegen Rümelin und sage: Shakespeare's Größe bewährt sich vollauf in tief durchdachter Composition, meisterhafter Verwerthung des Contrastes, rhythmischer Fortführung, Steigerung und Lösung."

Zweitens erhebt Rümelin den Vorwurf, Shakespeare mache oft Sprünge in der Art, wie er die Charaktere schildert, ihr Wesen erscheine oft nicht genug entwickelt, ihr Verhalten oft psychologisch unmotivirt, ihre Handlungen sehen ihnen oft nicht gleich. Und dagegen muß Vischer sagen: das Motiviren ist überhaupt nur bis zu einem gewissen Grade nöthig, es hat seine Grenzen, und man darf uns so viel Phantasie zumuthen, eine Reihe angedeuteter Ursachen und Triebfedern im Nu zu überfliegen. „Phantasie ist eben keine Logik, und wo es sich um innere Wahrheit handelt, verstößt sie nur gegen eine plane Psychologie. Shakespeare motivirt mit raschen, skizzenhaften Zügen, die man sehr wohl beachten muß. Shakespeare erfordert ungemeine Aufmerksamkeit, Vertiefung bei jedem Wort. Dadurch nur kann Goethe auf die Idee gekommen sein, Shakespeare's Stücke seien bloß zum Lesen, nicht zum Vorführen; sonst wäre sie ganz unbegreiflich. Welche Stücke eignen sich besser für die Bühne als eben diese? Aber allerdings: zuvor müssen sie auch wohl studirt werden, denn bei der rasch vorübergehenden Aufführung ist es schwer, den Inhalt jedes Wortes zu erfassen. Shakespeare will, daß wir auch denken, er streicht es uns nicht in den Mund, er macht es uns nicht zu leicht; er sagt: versetze dich in das volle Leben, da taucht immer auch Unerwartetes hervor."

Nach einem dritten Vorwurf Rümelin's scheint es, als ob Shakespeare den Weltlauf gar nicht anerkenne, als ob er keinen Begriff habe von dem strengen Causalzusammenhange der Dinge und nicht wisse, wie schwer es oft ist, seinen Willen durchzusetzen. Shakespeare, sagt er, meint, man könne da nur so machen, was man will, nur so drauf los handeln. Und Vischer entgegnet: im Hamlet kommen die Hindernisse für die Ausführung seines Entschlusses allerdings nicht von außen; seine That ist zwar schwer, aber nicht unmöglich. Was ihn hemmt, kommt aus seinem Innern. Dies wäre also kein Beweis gegen Rümelin. „Doch wie? Sollte der Vorwurf sonst begründet sein? Shakespeare sollte die Strenge des Weltzusammenhanges nicht kennen? Ich sage: im Gegentheil. Er zeigt neben der Wirkung mit gleicher Kraft die Gegenwirkung; er läßt uns sehen, wie auf die Action die Reaction folgt und wie die Verhältnisse dem handelnden Willen wider-

Digitized by Google

stehen; und so giebt er uns eben recht ein vollkommenes Bild der Welt. Auch hier reclamire ich die Rechte der Phantasie, die auf ihrem Wege die erhabensten Wahrheiten ausspricht. Mit tiefer Weisheit giebt uns Shakespeare ein Abbild des Weltgewebes. Nur wenig Maschen sind ihm entglitten. Aber freilich: er ist Dramatiker, und als solcher muß er die trotzenden Schranken und Mauern schnell niederwerfen, damit es zu einem Ende komme, er kann sich dabei nicht so lange aufhalten. Da heißt es: der Wille bestimmt die Welt. Rümelin scheint nicht zu bedenken, daß das Drama straffe Kürze erfordert. Er ist episch gestimmt; er hat mehr Sinn für das epische Bild der realen Bedingtheit als für den dramatischen Stoß der That; und deßhalb urtheilt er hier unwillkürlich nach den Gesetzen erzählender Kunst."

Freilich muß Fischer seinerseits noch etwas zugeben. Bei Shakespeare sei die Handlung manchmal überfruchtet, aus Unreife in den meisten Königsdramen, aus unklar gährender Ueberkraft in Richard III. „Seine Poesie hat oft etwas undurchsichtig Elementarisches. Wir stoßen zuweilen auf historisch-chronikalischen Rohstoff, auf Bestandtheile, die gleichsam nicht gar gekocht sind. Das Massenhafte des Factischen erscheint oft nicht bezwungen. Er giebt noch leichter zu viel als zu wenig; überreich, wie er ist, geräth er mitunter in embarras de richesse. Wir wollen aber nicht vergessen: das moderne Drama ist polymythisch. Im Gegensatz zur antiken Einfachheit will es eine Fabel mit vielen Personen und stark verzweigter Handlung, der sich auch, in loserem Zusammenhange, manches Episodische zugesellt. Und daß es sich so gestaltete, hängt zusammen mit der Schlichtheit des mittelalterlichen Theaters. Die einfache Bühneneinrichtung erlaubte eine Aufeinanderfolge vieler kleiner Scenen."

Und nun echt Vischer'scher Meisterzug: man versteht Shakespeare besser, wenn man sich die Bauformen der nordischen Renaissance vorstellt. Er gleicht einem Haus in diesem Stil. „Aber dieses Haus hat an seinem Unterstock äußerst rauhe Rustikaquadern, und die geschweiften Giebel mit ihren Rollen und Spitzen, die vielen Thürme, Risalite, Erker und Kamine machen, im Verein mit schwülstiger Ornamentik, einen etwas abenteuerlichen Eindruck. Oder hören wir darüber Goethe. In Calderon lesend, vergleicht er dessen strenge, klar geordnete, stilgemäße Art mit höchst rectificirtem Weingeist; Shakespeare dagegen, sagt er, reicht uns die volle Traube vom Weinstock. Das ist ein Bild, das nur Goethe finden konnte." Und Vischer führt das Bild in seiner Weise fort: „an dieser vollen Traube haftet etwas Erde, die vom Regen hinaufgespritzt ist. Und die frischen Blumen, womit er uns erfreut, sind mit der Wurzel gepflückt, und daran hängen auch noch Bodenreste. Man könnte nun wünschen, daß Shakespeare die Griechen besser gekannt hätte und mehr auf sie eingegangen wäre. Aber das ist gleich gesagt und schwer gethan. Für ihn war es eine Unmöglichkeit. Und ist es denn ernstlich zu wünschen? Gewiß, im Rückblick auf die Griechen haben wir nordischen Barbaren unsern Geschmack gereinigt. Das ist nicht anders; wir säßen heute noch im Mittelalter, wenn nicht die griechische Cultur wieder erschlossen worden, wenn nicht in Italien eine Renaissance zu Stande gekommen wäre. Mit dem Humanismus nahmen wir auch antiken Formsinn auf; das zeigt sich in der Poesie schon früh." Den ganzen culturphilosophischen Excurs, der zum Schönsten und Geistreichsten gehört, was Vischer improvisirte, mag man in dem Bande selbst lesen.

Mehr als die Hälfte des Buches handelt von Hamlet, der Scene für Scene analysirt und erklärt wird, zum Theil nach Vischer's eigener Uebersetzung. Wir greifen hier nur den vielumstrittenen Hauptpunkt heraus. Nach Vischer's Auffassung ist Hamlet im Reden immer schlagfertig, „aber im Handeln (sagen wir einmal auf Französisch): esprit d'escalier, ein Treppengeist, ein Mensch, der den Moment nicht ergreift und dann in Selbstgesprächen wüthet. Das ist die Art der Melancholiker, die alles tief und schwer in sich hineinarbeiten. Hamlet hat zwar auch etwas vom Choleriker und mitunter selbst vom Sanguiniker, aber sein ganzes Seelenwesen schwimmt im Aether des Melancholischen. Jedoch mit der Bezeichnung seines Temperaments ist noch wenig geholfen; wir mußten noch tiefer hinabsteigen und uns sagen: Hamet ist ein Stimmungsmensch, ein Cerebral-, ein Nervenmensch, ein nach der Phantasieseite organisirtes Genie, in vollen Gegensatz zu den anderen Arten des Genies, namentlich dem praktischen gestellt, eine Dichternatur, in der sich Shakespeare selber spiegelt, und daher so geneigt, in sich zu leben und das Gefährte in den Nebel seiner Traumwelt abschwenken zu lassen, daher so scheu und so gehetzt von wild aufstürmenden Vorstellungen, die er sich so leicht für That anrechnet, daher so zornig, so toll erregt und wieder so weich. Als Phantasiemensch hat er auch Humor, liebt er das Bildliche in der Sprache, findet er Gefallen am Theater, am künstlerischen Schein überhaupt. Man kann also auch sagen: er verpufft zu viel Kraft nach der Seite der Form; er spielt selbst Theater."

Zu dieser Auffassung muß Vischer um 1867 gelangt sein. Als Schriftsteller hat er ihr aber erst im Jahre 1882 Ausdruck gegeben. Die Stelle lautet in den Kritischen Gängen: „Wenig Gefühlsrapport müßte haben, wer es einem Hamlet nicht anspürte, daß der Dichter selbst ganz anders in ihm steckt, als in jedem anderen seiner Helden. Gelegentlich sei hier gesagt, daß mir längst nicht mehr genügt, was ich bisher über den Hamlet geschrieben habe. Hamlet leidet nur unter Anderem auch an der Reflexion; sein Leiden ist das Genie. Es giebt Genie in vielen Sphären, wo man meinen sollte, der Verstand thue Alles, es giebt Wissenschaftliches, Praktisches, z. B. Staatsmanngenie; in diesen Formen ist die Phantasie Wegzeigerin, Oeffnerin des Blickes, im Werke selbst tritt sie die Rolle an das Denken ab. Hamlet leidet am Genie im engeren Sinne, wo die Phantasie ganz bestimmend ist, sagen wir: Phantasiegenie, und dies mit allen Zugaben einer solchen Complexion, — er, der bei aller sittlichen Empörung, die er als höchst ethisch gestimmte Natur in sich trägt, grundnüchtern sein müßte, um angemessen zu handeln. Shakespeare hat sich gefragt: wie ginge es unsereinem, wenn ihm eine Aufgabe würde wie dem dänischen Prinzen? und er hat sich geantwortet; fürchterlich und erbärmlich! zu einer halbwahnsinnigen Phantasie-Unruhe würde mich's aufscheuchen! In Witzgarben, in Vulkanausbrüchen beredter sittlicher Wuth, in Seufzern, Schwermuthsträumen und dann wieder blutig grassen Bildern würde ich mein Feuer versprühn, verschießen, verhauchen, am unrechten Ort grausam handeln, den rechten Moment verzappeln, als lächerlicher böser Narr umgehen, verachtet und gefürchtet, schuldig werden, tief schuldig, die Rache gegen mich herausfordern, wo ich Schuld strafen sollte, und, wenn es sehr gut ginge, im letzten, späten Augenblick an's Ziel hin nicht schreiten, sondern fallen!" Bekanntlich haben Kuno Fischer und H. Türck diese Erklärung: Hamlet ein Genie wieder aufgenommen und weitergeführt. Die Priorität gebührt aber unserem größten Aesthetiker.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Carrière.

Von Gyp (Comtesse de Martel-Mirabeau).

Leopold Laurent war als fünfzehnjähriger Bursche die Verzweiflung seines Vaters, des Gewürzkrämers in Argenteuil. Er setzte den geschäftlichen Unterweisungen seines Erzeugers — der ein Specialist in seiner Branche war — eine offenkundige Widerspenstigkeit entgegen.

Digitized by Google

Die Unterschiede der Gemüsearten ließen ihn völlig kalt; es war unmöglich, ihm den Unterschied zwischen einer Rübe aus Meaux und einer aus Crecy oder des veredelten holländischen Spargels von dem rosagefärbten Spargel aus Argenteuil klar zu machen. Es war zum Verzweifeln. Verweichlicht wie er war, hatte er einen Abscheu vor jeder Art Bewegung in der frischen Luft und saß stundenlang zusammengekauert auf einem Stuhl und starrte traumverloren irgend einen Gegenstand an, ohne ihn zu sehen. Eines Tages erklärte er, er wolle Geistlicher werden, und sein Vater steckte ihn in ein Seminar. Kurz darauf schickte man ihm seinen Sohn wieder, weil er nach dem Ausspruche der Professoren zu „gar nichts tauge". So hatte er also auch hier den richtigen Anschluß verfehlt. Der Vater forderte ihn mit aller Strenge auf, sich endlich für eine Carrière zu entscheiden, doch der Junge antwortete kläglich, er wünsche irgend eine „Pariser Profession" zu erlernen. Da der Alte nicht, wie die meisten Bauern, überzeugt war, die Pariser seien alle Nichtsthuer, so hoffte er, daß sein Leopold endlich dort in's rechte Geleise kommen würde und entschloß sich, ihn zu einem seiner Brüder, einem Portier in der rue Lepic, zu schicken. Es wurde abgemacht, daß der Onkel die volle Pension bezahlen sollte, bis der Sohn im Stande wäre, selbst seinen Unterhalt zu verdienen. So kam denn Leopold Laurent an einem schönen Frühlingstag in der Hauptstadt an.

Er begeisterte sich sofort für die Bummelei, aber da er es nicht wagte, seinem Onkel Laurent offen zu erklären, daß er sich dieser Specialität widmen wolle, so wählte er die Branche, welche dem Flaniren am nächsten kam, und trat als Laufbursche in ein Porzellanmagazin ein. Den ganzen Tag nur Gänge machen! Bummeln! — Durch die Straßen zu schlendern, nicht mehr für dieses langweilige Gemüse Sorge zu tragen, für dieses Grünzeug, das man schon überwachen mußte, kaum daß es den Kopf aus der Erde steckte — es war herrlich! Aber schon nach vierzehn Tagen mißfiel es ihm; denn er mußte schwere Packete tragen und Abends, nachdem er die paar verdienten Sous für einiges Essen verbraucht, von den Vororten ermüdet und abgehetzt zu Fuß zurückkommen, um zuletzt noch über die richtige Anwendung der Zeit ausgefragt und sofort an den Ohren gezogen zu werden, wenn die Aufklärungen dem Principal nicht ausreichend erschienen. Er beschloß daher sich „zu verändern". Nach einander trat er bei einem Schneider ein, handelte mit kleinen blinden Vögeln, die er am Ende eines langen Stockes den Passanten zum Verkauf unter die Nase hielt, bot dann wieder mit verbindlicher Miene alten Gecken gewisse transparente Karten an, um gleich darauf irgend einer frommen alten Dame irgend ein religiöses Bild aufzudrängen; bald rief er den Sturz des Präsidenten der Republik aus, um die Regierung zu ärgern, bald wieder die Niederlage Rochefort's, um der Polizei zu schmeicheln. Dann wieder besorgte er irgend welche kupplerische Aufträge, rief vor dem Theater nach den Wagen für die Damen und stand dann für die Billethändler Wache, um ihnen die Ankunft der Polizei zu melden. So schlug er sich drei Jahre durch, indem er, so gut er konnte, dem Onkel Laurent seinen Unterhalt bezahlte, wobei er versicherte, er habe eine sehr gute Stelle bei einem Advocaten. Da er doch immerhin, wenn auch schlecht, zahlte, so ließ ihn der Portier gewähren. So gelang es ihm im Laufe der Zeit bei einem Farbenhändler Anstellung zu finden. Endlich ein leichter Dienst! Eines Tages mußte er bei einem Maler am Boulevard Clichy eine Bestellung abliefern. Diesem fiel die originelle Physiognomie Leopold's auf. Sein Straßenjungentypus mit dem dummschlauen Ausdruck gefiel ihm. „Wie alt bist Du?" fragte der Maler.

„Achtzehn!"

„Unmöglich! Du siehst wie Vierzehn aus! Sag' mal, verstehst Du Modell zu stehen? Ich brauche den Kopf eines Straßenjungen für ein Freilichtbild ... Deine Visage gefällt mir. Du bekommst hundert Sous für die Sitzung."

„O gewiß, ich würde das schon verstehen!"

Für den Anfang hatte Leopold leichte Arbeit. Er posirte liegend, auf dem Rücken, mit den Augen zum Himmel emporstarrend; er brauchte weder seinen Körper im Gleichgewicht zu halten, noch seinen Blick auf einen Punkt zu fixiren. So hatte er denn endlich die erträumte Profession gefunden! Gewinnbringend und nicht ermüdend. Er wünschte nur, das Bild möchte ewig dauern.

Auf einer Privat-Ausstellung hatte „der Taugenichts" einen großen Erfolg, und natürlich wollte jetzt jeder Künstler für die Ausstellung im „Salon" dasselbe machen. Man riß sich förmlich um Leopold. Der Eine malte ihn barfuß, der Andere sonntäglich angekleidet oder auf einem Apfelbaum, vor einer Hecke, als Gänsehirt. Der Eine setzte ihm die Stirne in's Licht und das Knie in den Schatten, ein Anderer that das Gegentheil, ein Dritter kleckste ihm Sonnenreflexe auf die Nase, und Jeder war überzeugt, eine unfehlbare Wirkung damit hervorzubringen. Und indem Leopold so vor Allen posirte, legte er sich oft die Frage vor, warum nicht auch er das Malen lernen könnte. Nicht etwa große schöne Frauen mit rosigem Fleisch oder in seidenen Kleidern: nein, das war zu schwierig! Aber so ganz kleine Japanerinnen oder solche gepuderte Rococcodamen in Tragsesseln oder im Bade, ganz schlicht und einfach in Aquarell? ... Tag für Tag posirte er für Leute, die keine andere Mühe dabei hatten, als ihn zum Modell zu nehmen und die bei dieser leichten Arbeit viel Geld verdienten. Er meinte nicht ungeschickter zu sein als sie. Er sparte sich also einige Sous, kaufte Farben und machte sich an die Arbeit.

Geduldig, hartnäckig, von affenartiger Geschicklichkeit, machte er in einem halben Jahre schon erstaunliche Fortschritte. Bald konnte er ganz hübsche kleine Frauenfiguren, wie sie den Lebemännern gefallen, aquarelliren. Und er verkaufte sogar. Natürlich, nicht zu theuer anfangs! Schon für zwei Louis konnte man von ihm Alles gemalt bekommen, was man wollte. Dann ließ er sich fünf und zehn Louis bezahlen. Von nun an hatte er Geld. Was aber die Fabrikation dieser Frauenfiguren erschwerte, war die Frage nach einem passenden Modell. Gewöhnlich arbeiten die Maler, die verkäuflichen Klitsch machen, aus dem Gedächtniß; aber er war unfähig, etwas darzustellen, was er nicht gesehen hatte; er copirte dafür mit sclavischer Genauigkeit. Da ein Modell theuer war, so trieb er sich in den Ateliers seiner Freunde herum und copirte ihre Modelle.

„Weißt Du," sagte ihm eines Tages ein College, um ihn los zu werden, „Du mußt Dir eine Specialität wählen! Alle Mode-Maler haben irgend eine Specialität. Man braucht z. B. immer nur Reiter zu malen oder immer nur wandernde Musikanten oder nur Ritter aus der Zeit Ludwig's XIII. von martialischem Aussehen oder frische und lächelnde Marquis aus der Zeit Ludwig's XV. Die Fabrikation von Pierretten ist auch eine sehr einträgliche Specialität, aber das Alles ist bereits übersetzt. Stelle 'mal bei zehn Kunsthändlern immer ein und dieselbe Männer- oder Frauenfigur aus, aber in verschiedenen Posen natürlich; und nach einem Jahre wird man schon sagen: ‚Halt, das ist ja ein Leopold Laurent!' und Du bist bereits in der Mode. Dazu mußt Du nur irgend ein möglichst typisches Modell finden, das nur Dir sitzt."

In sein Atelier zurückgekehrt, das in dem Hause war, wo sein Onkel Laurent als Portier amtirte, begann Leopold dem Rathe seines Freundes zu folgen. Er wählte als Specialität eine Frauenfigur, in leichte Stoffe gehüllt, denn er malte sehr gut Stoffe, aber wo den Typus finden? Er konnte kein theures Modell bezahlen und auch unter den Mädchen von Montmartre fand er keines für seinen Zweck geeignet. Eines Tages fiel ihm aber ein großes schwarzhaariges, tolles Geschöpf ein, das er einst auf der Straße kennen gelernt hatte, als er noch seine zahlreichen Gewerbe ausübte. Josephine Pochon verkaufte Bilder oder Blumen, je nach der Saison; sie würde ein sehr passendes Modell abgeben und, da sie nicht alle Tage zu essen hatte, auch für ein Butterbrod zu haben sein. Leopold machte sich also gleich den nächsten Tag auf den Weg, aber vergebens war er zwei Stunden lang auf der Suche nach ihr. Josephine war nicht zu finden.

Da erblickte er einen buckligen Kerl, der einst in den schlechten Zeiten sein Gefährte gewesen war. Obgleich es ihm einige Ueberwindung kostete, sich erkennen zu geben, fragte er ihn nach Josephine. Er erfuhr, daß sie „einiges mit der Polizei vorgehabt" habe und in Saint-Lazare eingesperrt gewesen sei. Jetzt sei sie herausgekommen, habe es aber nicht gewagt, ihre alte Stelle wieder einzunehmen, da sie zu gut bekannt sei, aber Leopold würde sie sicher zwischen sieben und elf Uhr Abends in der Nähe des Vaudeville-Theaters finden. Sie „machte dort in Blumen", zusammen mit ihrer kleinen Schwester.

Leopold fand Josephine am bezeichneten Ort; sie nahm die Vorschläge ihres früheren Kameraden, für den sie immer eine kleine Schwäche gehabt, mit Freuden an. Zwar erinnerte sie sich, daß, wenn sie oft den ganzen Tag nichts gegessen hatte und die andern ihr ein Stück Brod oder zwei oder drei Sous gaben, Leopold ihr nie etwas geschenkt hatte! Er war eben ein Schlaukopf! Aber dafür war auch er jetzt ein großer Herr geworden ... Er hatte sich nicht getäuscht, Josephine, in leichte Stoffe gehüllt, gab ein prachtvolles Modell ab. Mit ihren glänzenden Augen, dem schon welken und vom Laster erschlafften Körper, picant aber nicht hübsch, hatte sie den sinnlichen Reiz der Gemeinheit, vor Allem aber eine nur ihr eigene Art, sich in Stoffe zu drapiren. Leopold wählte als Specialität die Figur einer Zigeunerin. Und er fabricirte Zigeunerinnen, wie Detaille und Meissonier Soldaten malen. Und er malte Josephine nach und nach in den verschiedensten Stellungen, vor einem Scheiterhaufen, als Kartenlegerin, im Schleiertanz, Tambourin spielend, in den Sternen lesend, die Zukunft aus der Hand weissagend ... Paris wurde mit Aquarellen überfluthet, die alle das seltsame Geschöpf in den verschiedensten Posen zeigten. Und die Prophezeihungen seines Kameraden wurden rasch Wahrheit: Leopold Laurent und seine Specialität hatten einen tollen Erfolg, und reiche Amerikaner wogen die Aquarelle, die so treu Josephinens Züge wiedergaben, mit Gold auf. Ein Fächer, worauf sie in Gazeschleiern dargestellt war (der Gazeschleier mit goldenen Punkten war die Stärke Leopold's), dieser Fächer wurde mit elftausend Francs bezahlt. Er war ein gemachter Mann, er war Mode geworden. Die Reclame stimmte mit ein: die Zeitungen verkündeten einen „neuen Stern am Himmel der Aquarellmalerei". Bald war im Malerviertel von nichts anderem mehr die Rede als von Leopold Laurent's Modell.

„Donnerwetter, mit einem solchen Modell," sagten die Kameraden, „da ist es leicht durchzudringen; dieses Geschöpf versteht zu posiren und sich zu drapiren, wie keine andere! ... Das ist ihr angeboren! ... Dieser Esel von Laurent hat gar kein Verdienst dabei!"

Nach und nach begann man Josephine auch in andere Ateliers zu locken; sie liebte übrigens selbst die Veränderung. Immer nur Leopold! Nein, das war ihr auf die Dauer zu langweilig! Und indem sie von einem zum andern ging, ließ sie den armen Maler oft wochenlang im Stich, so daß er sich voller Verzweiflung genöthigt sah, müssig die Arme zu kreuzen, weil er ohne sein Modell nichts machen konnte.

Digitized by Google

Wenn sie längere Zeit nicht erschienen war, mußte er auf die Suche nach ihr gehen und sie in irgend einer Kneipe oder in den Laufgräben der Festungswälle der Vorstadt auflesen. Die Straßenjungen und Vagabunden waren ja ihre erste Bekanntschaft gewesen, und die Herren Maler konnten sie diese theueren Erinnerungen nicht vergessen machen. Uebrigens hatten auch die Maler bald genug von ihr. Als Modell und in ihre bizarren Stoffe gehüllt, mochte sie noch hingehen, aber sonst war sie nicht mehr annehmbar; ihre welke Haut und ihr schlaffer Körper schienen einem alten Weibe zu gehören. Gleichviel, Leopold sah es jedesmal als ein Glück an, wenn sie zurückkehrte; er fertigte dann gleich wieder eine Reihe Variationen nach seinem Modell an, und das Geld floß ihm wieder zu. In der That verstand es Josephine ausgezeichnet, ihre Figur in's Licht zu setzen. Zwischen ihren gewandten Fingern, nahm jeder noch so spröde Stoff die Form von weichen Falten an, und sie trieb ihre Kunst so weit, daß es ihr gelang, durch eine Anordnung des Faltenwurfes ganz andere Formen errathen zu lassen, als sie wirklich besaß. Sie verstand es, nur die Fußspitze aus den Gewändern hervorlugen zu lassen und sorgfältig die groben Knöchel zu verdecken. Und sie arrangirte das Alles selbst, ohne daß Leopold sich einzumischen brauchte, und fand von selbst eine Pose, auf die er nie gekommen wäre; sie nahm die Stellungen an und er copirte ganz einfach; es war auch Alles, was er leisten konnte, aber er machte es gut. Vom Malerviertel war der Ruf Josephinens bald bis zur Avenue de Villiers gedrungen. Es gab bald keinen großen Maler, der „dieses Geschöpf" nicht zum Modell haben wollte; man bot Josephine fabelhafte Preise für das Modellstehen, so daß sie sogar darüber ihre Kameraden der Vorstadt vergaß, um sich ganz der Kunst zu widmen. Eines Tages erklärte sie denn auch dem verblüfften Leopold: „Weißt Du, mein Lieber, ich komme nicht mehr zu Dir, wenn Du mir nicht die Preise zahlen kannst, die ich dort bekomme!"

Und sie kam wirklich nicht mehr. Als Leopold sah, daß es mit ihr ein Ende hatte, entschloß er sich, ein anderes Modell zu suchen, und nahm dann die Arbeit wieder auf. Aber es war nicht mehr dasselbe! Die Gewänder hingen dem neuen Modell wie Lappen herunter, die Pose war ungeschickt, es sah nach nichts aus, und er verkaufte bald gar nichts mehr. So sah er denn seinen Ruin vor sich. Er warf sich Josephine zu Füßen und flehte sie an zurückzukommen; aber sie posirte jetzt für Madame Madeleine Lemier! Und für Leloir! Und erst für die Ausländer! . . . Nein, er solle sich nicht einbilden, daß sie in dieses schmutzige Montmartre zurückkehren werde, sie hatte genug davon! Und dann zahlte man sie doch besser! Sie besitze ja kein Vermögen und müsse für ihre Mitgift sparen! Sich zu verheirathen, das war jetzt ihr Traum! Da kam Leopold ein großartiger Gedanke, und er sagte der verblüfften Josephine: „Ich heirathe Dich! Ganz ohne Mitgift! . . . Morgen, wenn Du willst . . . aber unter der Bedingung, daß Du nur bei mir allein Modell stehst! . . ."

Und er hat sie geheirathet! Heute besitzt Leopold Laurent ein eigenes sehr schönes Haus, und nur wenige wissen etwas von den ersten Debuts der Hausfrau. Und als einst ein alter Pariser, der Josephine Pochon zur Zeit gekannt hatte, wo sie sich noch überall herumtrieb, das Bild der „Zigeunerin" im Salon eines braven Familienvaters in prachtvollem Rahmen erblickte und diesen darauf aufmerksam machte, daß man das Bildniß einer bekannten Dirne nicht so in der Familie hängen lassen dürfe, da antwortete ihm der Hausherr mit Entrüstung: „Das Portrait einer Dirne? Bitte sehr! Es ist das Bildniß von Madame Laurent, der Gattin des berühmten Malers!"

Aus der Hauptstadt.

Der Herr Cantor.

Herrlichen Tagen werde er das Vaterland entgegen führen, darum solle man ihm treulich folgen, rief Wilhelm II. seinen Märkern zu. Und wiederum in Hamburg wandte er sich, über die Köpfe der würdigen und wohlgenährten Senatoren, über die Köpfe der gutmüthigen Gehorsamen, Hohenlohe und Tirpitz, hinweg an das deutsche Volk und forderte es auf, Opfer zu bringen, den Parteiungen zu entsagen, statt die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen und das Höchste in immer stärker sich ausprägenden Parteirichtungen zu suchen. Dreimal in derselben Minute nannte der Kaiser das tief verhaßte Wort, dreimal schüttete er seinen ingrimmigen Zorn aus über einen Begriff, der ihm alles Uebels Wurzel und deutscher Größe Erbfeind deucht. Wenn ruhelos wüthende Kämpfe das Land zerfleischen, wenn seine verhetzten Bürger einander mit erhobener Faust gegenüberstehen; wenn der kleinliche Fraktionsgeist die Kräfte ungemessen zersplittert und jede imposante, einheitliche Handlung unmöglich macht, dann mag wohl den Fürsten, der sich seiner Verantwortung bewußt ist, schneidendes Weh überkommen. Ihn, der mit tausend Masten auszog, der im ersten Anlauf alle Hindernisse zu überwinden dachte, ein lächelnder Triumphator, hemmt nun auf Schritt und Tritt Eigensinn und ärmlicher Eigennutz. Und den Stürmer faßt es allmälig wie Melancholie. Noch tönt er in schönen und bilderreichen Reden seinen Schmerz aus, aber das ungeduldige Feuer verglimmt. Wo ist der unrastselige Reformeifer der ersten Jahre geblieben, wohin sind die kühnen Hoffnungen und Entwürfe jener Zeit gerathen? Nichts mehr erinnert den Monarchen an sie als der Groll an den blinden Parteihödur, dessen trotziger Widerstand die Kraft des jungen Fürsten zwar nicht erlahmen machte, aber doch beständig ablenkte und auf neue Ziele richtete.

Wilhelm II. ist für den langwierigen Belagerungskrieg nicht begabt und veranlagt. Was sein befeuertes Temperament nicht rasch gewinnt, das läßt er achselzuckend seitwärts liegen. Der Kampf mit kleinen und allerkleinsten Schwierigkeiten ermüdet ihn. Flammende Begeisterung für seine Wünsche und Anregungen hat er erwartet, und zaghaftes Kopfschütteln, boshaftes Nörgeln hat man ihm gegeben. Daß in diesen elf Jahren seiner Regierung nichts, aber auch gar nichts gedieh, daß mit Fug von einem Zickzack-Curse, einem unsicheren, ziellosen Hin und Her gesprochen werden konnte — wer trägt die Schuld und die Verantwortung dafür? Und der Monarch hat die Antwort bereit: Beschränkter Unterthanenverstand trieb sein unfruchtbares, dreistes Spiel mit königlichen Gedanken und Träumen.

Nicht die Partei an sich verabscheut und befehdet der Kaiser. Wäre eine starke Mehrheitpartei vorhanden, die unbedingt seiner Führung folgte, ihm so bedingungslos folgte, wie z. B. die Herren Minister es thun, dann störte ihn das Getriebe der Opposition wenig. Unglücklicherweise giebt es außer dem Staatsministerium keine politische Gruppe, die dem kaiserlichen Winken unter allen Umständen gehorchte und ihm blindes Vertrauen schenkte. Man müßte denn gerade den Redaktionsstab des ebenso geachteten wie gut getauften Dr. Leon Leipziger für eine solche Gruppe halten. Seitdem die Canalvorlage, die nun allerdings in nächtige Vergessenheit gerathen wird, wie hundert andere feierliche Anläufe des neuen Courses in Vergessenheit gerathen sind, seitdem diese Irrung auch die Rechte des Abgeordnetenhauses in schroffen Gegensatz zu den kaiserlichen Willensäußerungen gebracht hat, giebt es keine Partei mehr, auf die Wilhelm II. sich mit Zuversicht stützen könnte. Sie haben ihm alle, einschließlich der socialdemokratischen, gelegentlich ihre Unterstützung geboten, wenn es ihnen just in den Parteikram und in's Parteiprogramm paßte. Mit derselben Kaltherzigkeit jedoch verwarfen sie Gesetzvorschläge, von denen sie wußten, daß des Monarchen Herz daran hing, für die er sich öffentlich mit der ganzen Wucht seiner Autorität und Beredsamkeit eingesetzt hatte. Der letzte Parteiführer hat mehr unmittelbaren Einfluß auf das Parlament als Wilhelm II. Wie blindlings und selbstverleugnend ihm die Regierung auch gehorsamt, wie blitzgeschwind sie auf einen leisen Wink von ihm die Gesetzgebungsmühle in Thätigkeit setzt — am weißen Hause auf dem Königplatze legen sich die stolzen Wellen kaiserlicher Macht. Hier bedarf es immer der Umwege, um den unbeugsamen und unerschütterlichen Willen des Monarchen zur Geltung zu bringen.

Parteien sind an sich dem Staat unentbehrlich. Das öffentliche Leben versumpfte jämmerlich ohne sie, aller Fortschritt hörte auf, und alles Interesse für das Wohlergehen des Vaterlandes. „Es würde gewissermaßen ein todter Punkt in der politischen Entwickelung eintreten, wenn wir alle einig wären, keine Fractionen hätten und alles, was der Cantor uns vorsingt, nachsängen," sagte Fürst Bismarck an seinem achtzigsten Geburtstage. Der Kampf der Parteien ist der Kampf um die Wahrheit. Ihr rückt man nicht näher wie der Jüngling von Sais, dem es genügte, keck einen einzigen leichten Schleier zu heben; sie verlangt das Licht unzähliger Fackeln und die Arbeit unzähliger Bergleute. So viel persönliche Eitelkeit bei den Turniren, die hier Tag für Tag geliefert werden, auch mit unterläuft, so erbärmlich in hundert Fällen auch die Beweggründe sein

Digitized by Google

mögen, davon maßgebende Politiker sich leiten lassen — am Ende wird das Gift doch zum Heiltranke. Alles, was die trägen Massen aus ihrer Dumpfheit aufrüttelt und die breitgestirnte Heerde wenigstens vorübergehend zu Staatsbürgern macht, gereicht dem Staate zum Segen. Und wenn über den Parteiführern ein Höchster thront, der aus dem erbitterten Widerstreit der Meinungen die goldene Essenz zieht, der unparteiisch wägt und seine eigene, überlegene Anschauung dadurch sieghaft macht, daß er sie in ihren äußeren Umrissen der herrschenden, der populären geschickt anzupassen weiß, dann sind strahlende Erfolge der Lohn, Erfolge, wie Wilhelm II. sie erträumt. Die höchste Kunst des modernen Staatsmannes beruht ja darin, daß er die Imponderabilien kennt und klug zu benutzen versteht. Der genialste und mächtigste Despot verfügt nicht entfernt über die furchtbare, die unwiderstehliche Gewalt, die einem aufgeklärten constitutionellen Monarchen eignet. Hinter dem Selbstherrscher steht im besten Fall der Druck einer starken, doch leblosen Maschine, der Druck von Millionen Pferdekräften sozusagen. Ein moderner Fürst dagegen, der die Geister als primus inter pares beherrscht, kommandirt Millionen lebendiger Menschenkräfte, die in gesunder Selbstsucht und gesunder Begeisterung so den letzten Tropfen Blut wie das letzte Quentlein Hirn hingeben für seine Bestrebungen. Denn seine Bestrebungen sind, wie sie glauben, die ihrigen.

Wer im neunzehnten Jahrhundert Cantor sein will, muß die hohe Kunst des Vorsingens studirt haben. Unsere erfolgreichen Parteiführer haben sie sämmtlich studirt. Sie singen so, wie ihrer Gefolgschaft der Schnabel gewachsen ist; Melodie jedoch und Tonfall bestimmen sie.

Wird Wilhelm II. je der Cantor des deutschen Volkes werden? Aus seinem Hasse gegen das Parteiwesen und seinen beredten Klagen erhellt fast, daß er, ohne es sich einzugestehen, die Hoffnung darauf verloren hat.

Und in Wahrheit — ihm fehlt das Zeug zum Parteiführer großen Stils, der er doch gern, so gern sein möchte. Seine hinreißende Liebenswürdigkeit, sein besonderer Charme bezaubert gewiß alle Näherstehenden, schafft ihm aber nur persönliche Anhänger. Und deren Zahl wird klärlich immer gering bleiben, wie ihr Einfluß im Riesengewühl gleich Null bleibt. Was den Massenerobere macht, den abgöttisch verehrten Führer breiter Volksschichten, diese Eigenschaften gehen ihm ab. Sie widerstreiten zum Theil seiner Individualität, zum Theil seinen Begriffen von der Würde und Höhe des königlichen Amtes. Wilhelm II. mag nicht im Bann eines Dogmas liegen. Er behält sich die volle Freiheit und Unabhängigkeit des Denkens vor, auch die Unabhängigkeit eigenen, früheren Gedanken gegenüber. Während das Parteihaupt finster und fest, mit eiserner Energie und Halsstarrigkeit den Blick auf ein Endziel richten muß, liebt der Kaiser die gefällige Veränderung. Der Parteiführer ist nach außen hin der gefesselte Sclave der Partei, Wilhelm II. würde gerade in den Augen der Welt ihr unumschränkter Herr sein wollen. Unerträglich wäre ihm zudem die Vorstellung, bei lebendigem Leibe zu versteinern, festgenagelt zu sein auf einen Glaubenssatz, niemals abschweifen zu dürfen von vielleicht längst überwundenen Idealen. Eine Fahrt ohne den Reiz kaleidoskopisch wechselnder Bilder, Kampf auf sich ewig gleichbleibendem Schlachtfelde — o der geisttödtenden Monotonie! Die Herrennatur des Kaisers erträgt keinen Zwang, sie knirscht auf gegen jeden Versuch einer Beeinflussung, die sich als Beeinflussung zu erkennen giebt. Einen erkannten Irrthum streift er ab, ohne ihm Todtentempel zu errichten, und freudig leicht wendet er sein Interesse einem neuen, einleuchtenden Gedankengange zu, selbst wenn die neue Erkenntniß grell von der alten abweicht. Dieser Beweglichkeit, die einen hervorstechenden, ja vielleicht den Hauptreiz seines Wesens ausmacht, wenn sie auch fraglos schwere Gefahren in sich birgt, diesem impulsiven und ruhlosen geistigen Wandertriebe ist es zuzuschreiben, daß sich bisher keine eigentlich kaiserliche Partei bei uns aufgethan hat. Und das, obgleich in unserer Volksart die Vorbedingungen dazu reichlich gegeben sind. Mit wie großem Rechte man die deutsche Parteisucht auch tadelt und bespöttelt — dem Herrn Cantor singen wir doch gerne nach, zumal wenn er die Krone trägt. Wilhelm II. aber erschrickt den Bourgeois. Als er das Scepter ergriff und ein soziales Kaiserthum heraufziehen wollte, da sammelten sich allerorten die Gruppen und Vereine, die nur auf das Signal zur Bildung der kaiserlich-socialistischen Partei warteten. Seinen Anstößen zur Schulreform, der Einberufung der Arbeiterschutz-Conferenz brachten Hunderttausende fieberhafte Theilnahme entgegen. Ein Enthusiasmus lohte empor, der gerade in den Besten die schreckliche Erinnerung an Bismarck's Sturz zurückdrängte und sie mit unsäglichen Hoffnungen vollpfropfte. Noch einmal gelang dem Kaiser solch' großer Schlag, als er sich feierlich gegen den Raubzug der Söldner der Herren Rhodes und Beit und ihrer bankrotten Actiengesellschaften erklärte. Die närrischsten Querköpfe und die abgebrühtesten Parteihandwerker wagten damals kein leises Wörtchen der Nörgelei, so herzlich stimmte die ganze Nation ihrem Führer zu, so geschlossen standen die Colonnen hinter ihm. Damals hatte sich erfüllt, was der Monarch jüngst in Hamburg inbrünstig herbeisehnte. Die unterschiedlichen Schwenkungen, die seitdem im blendenden Licht der Oeffentlichkeit vollzogen wurden; der Kampf gegen den Umsturz, der zur Oeynhauser Rede führte und sich jetzt, in dem weltgeschichtlich ungeschickten ministeriellen Gesetzentwurfe, zu einer Attacke auf das bißchen Arbeitercoalitionsrecht ausgewachsen hat; die Handelsvertrags- und die Canal-Politik — sie haben dem Embryo einer großen kaiserlichen Partei den Garaus gemacht. Es ist ein zaghaftes oder trotziges Mißtrauen im Volke. Dieser schwerfällige Heerbann sieht sich außer Stande, den flinken Wendungen des lebhaften Kaisertemperamentes zu folgen, und verlegen oder verärgert kehrt er um. Sowohl die Mannen, die der Ueberlieferung getreu innig zum Herrscherhause halten, wie die neuen erwerbsthätigen Schichten, Bauern wie Industriearbeiter, bleiben von nun an in ihren Häusern. Und die hellauf patriotischen Kreise, die es Gott sei Dank nicht nöthig haben, sich mit wirthschaftlichen Sorgen zu befassen, die überzeugten Anhänger der kaiserlichen Marine- und Weltmachtpolitik wissen nicht mehr ein noch aus. Die neuen Schlachtschiffe, die doch ganz offenbar gegen England gefordert werden, gegen den unersättlichen Tintenfisch, was sollen sie uns, nun der Monarch seine Englandfahrt antreten will, nun mit keiner Silbe mehr das Krügertelegramm erwähnt wird und statt dessen die Royal Dragoons ein kaiserliches fare well zugerufen erhalten?

Die hier und da geschäftig verbreitete Ausstreuung, Wilhelm II. trete allein aus kluger diplomatischer Berechnung die Reise nach London an; wolle damit das Mißtrauen der Gentlemen und Nichtgentlemen von Downing-Street einschläfern und ihnen beweisen, daß die neue Flotte nicht zum Engländertrutz dienen solle — dies Märchen mag den Ganzklugen behagen, uns ist es in tiefster Seele zuwider. Denn am Ende darf England nicht mit Rom, und Deutschland nicht mit dem niedergeworfenen Karthago verglichen werden. Noch ward kein Zama geschlagen. Eine Lüge war das vor sechs Jahren ausgesprengte Gerücht, daß der Monarch deßhalb auf Durchdrückung der Handelsverträge bestanden habe, weil sonst der Krieg mit Rußland unvermeidlich gewesen wäre. Es muß eine Lüge gewesen sein, wenn auch Niemand die Legende amtlich Lügen gestraft hat, uud ein Schwindel gleichen Kalibers ist Pater Lamormain's neueste dummpfiffige Finte. Noch gehört Deutschland nicht zu den Tributstaaten irgend einer Weltmacht, und noch braucht es seine Rüstungen nicht heimlich, hinter spanischen Wänden und mit einem falschen, devoten Lächeln auf den Lippen, zu betreiben. Und selbst auf eine Trinkgelderpolitik ist es noch nicht angewiesen, so eingehend die urdeutschen Nationalisten per Casse und sogar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung sie auch im Falle Samoa empfehlen. Da halten wir's trotz dieser Patrioten honoraris causa doch noch zehntausendmal lieber mit der unsittlichen und rohen Schnapphahn-Politik. Denn ganz so jammervoll wie die Schnorrer-Staatskunst gewandter und geschäftskluger Hausirer sticht sie nicht von dem verflossenen goldenen Zeitalter unserer Geschichte ab. Und dem Charakter unseres aufrechten Volkes, das nicht nach Lakaienart jedem Fremden Pforte und Pfote öffnet, entspräche sie ganz beträchtlich besser.

Gegen die Chamberlainisten, die das Blut der Handvoll afrikanischer Holländer in Gold ummünzen wollen, gegen die schmutzigste und

Digitized by Google

herzloseste Börsenspeculation aller Zeiten richtet sich die fast fanatische Wuth des gesammten deutschen Volkes. Ein Engländerhaß ohnegleichen ist überall aufgeflammt, angstvoll schweigen die officiösen Organchen oder spielen selbst ein bißchen Burenfreund. Einheitlich und geschlossen soll die deutsche Nation hinter ihrem Kaiser und seiner Regierung stehen, so klang es langnachhallend im Hamburger Prunksaale ... Ja, einheitlich und geschlossen steht sie jetzt da, hat allen Parteiungen entsagt und aufgehört, die Partei über das Wohl des Ganzen zu stellen. Nur schade, daß sie gerade diesmal dem Monarchen und seinen Räthen messerscharf Opposition zu machen gezwungen ist ...

Einen Cantor könnte Deutschland wohl brauchen, einen ganzen Kerl mit kräftiger Lunge und schmetternder Trompetenstimme. Doch die waldentstammten Recken sind ausgestorben, und ein allzu zärtliches, feines und nervöses Geschlecht hat ihr Erbe angetreten. Woher soll Einem von uns die Kraft kommen, Vorsänger dieses ungeberdigen Fünfzigmillionen-Volkes zu sein und mit des Basses Grundgewalt das ehrgeizige Gepieps der hundert tonangebenden Partei- und Fractions-Spatzen zu überdröhnen? Den Einen, der es vermochte, den Herrn Cantor, der die musikverständigen Nörgler durch seine Kunst zu lauschender Andacht bekehrte, während er die professionellen Schreier kurzer Hand niederschrie, den Meister des politischen Volksgesanges haben wir im Sachsenwald begraben, acht Jahre nach seiner vorzeitigen Pensionirung.

Caliban.

Berliner Bildhauerei.

Es ist eine eigene Sache mit der Tradition. Wer hätte es geahnt, daß aus Berlin, der traditionellen Bildhauerstadt, eine Bildwerkfabrikstadt werden würde! Die alte Berliner Kunsttradition, die bis auf Schadow zurückdatirt, ist überwunden, es beginnt eine neue Aera. Ich sage: es beginnt. Denn die Kaiser- und Kriegerdenkmalkunst ist nur die Einleitung hierzu gewesen. Und das kam so. Nachdem das bischen politische Tradition des neuen deutschen Kaiserreichs künstlerisch so gründlich ausgebeutet war, daß es anfing an Stoff zu mangeln, griff man — welch' kühner Gedankenflug! — auf die Ahnherrn des Kaiserhauses zurück. So erweiterte sich die localbegrenzte Berliner Kunsttradition zu einer altbrandenburg-preußischen. Etwas Localpatriotismus in der Kunst schadet nie, es schützt uns vor einer kosmopolitischen Versimpelung, vor einer Kunst, die zum Welthandelsartikel wird, nur sträubt sich das moderne Empfinden vor einem blöden Ahnencult. Aber zum Teufel mit dem modernen Empfinden! Es geht auch ohne ein solches, wie es auch ohne eine öffentliche Meinung und ohne eine wirkliche Volksvertretung in einem constitutionell regierten Staat geht.

Der künftige Forscher wird wahrscheinlich die Ahnengalerie in der Siegesallee zum Ausgangspunkt seiner Studien machen. In ihrer imponirenden Einförmigkeit wird sie ihm den rechten Maßstab für die Beurtheilung unserer Zeitverhältnisse und unseres Zeitempfindens liefern. Wir, die wir für oder gegen jedes politische oder künstlerische Ereigniß leidenschaftlich Partei nehmen, sind nicht im Stande die culturelle Bedeutung der Ahnengalerie recht zu erfassen. Uns ist die Pietät abhanden gekommen, selbst in den Königsgräbern der Pharaonen erblicken wir nur den plastischen Niederschlag der Stumpfheit und des Aberglaubens. Und nun gar in der Ahnengalerie? — — Als die vier ersten brandenburgischen Markgrafen eines schönen Tages den lieben Berlinern zu Gesicht geführt wurden, rissen sie blutige Witze — ich glaube, damals wurde auch die Bezeichnung „Neue Markgrafenstraße" geprägt. Selbst gute Patrioten konnten die verblichenen Landesväter nicht ernst nehmen. Darin äußerte sich nur der niederträchtige Einfluß des naturalistischen Dramas, das uns gelehrt hat, auch die historischen Gestalten unter dem Gesichtswinkel des rein Menschlichen zu betrachten. An Wildenbruch's Bühnenfiguren, die sich die Künstler der Ahnengalerie unglücklicher Weise zum Vorbild genommen haben, glaubt man einfach nicht mehr. Man spottet über die Theaterpose und das hohle Pathos. Ein gewöhnlicher Sterblicher würde nicht länger als einen Moment in der Pose der Markgrafen verharren. Man mache einmal die Probe auf das Exempel und strecke, wie Albrecht der Bär, das Kreuz mit pathetischer Geberde himmelwärts — nicht fünf Minuten, und die Hand wird erschlafft niedersinken. Hiernach hat der Bildhauer die Bewegung seiner Figuren abzuwägen: keine Moment-, sondern eine dauernde Bewegung, nur diese ist mit dem Wesen der Plastik zu vereinbaren. Von der theatralischen Gespreiztheit und dem Kraftmeierthum der ersten Markgrafen hat Otto der Faule, den Brütt's Künstlerhand neu gebildet hat, nichts mitbekommen. Ein Wunder ist's, daß dieser stumpfsinnige, träge Geselle in so illustrer Gesellschaft Aufnahme gefunden hat! Muß es nicht geradezu den beschränkten Unterthanen rebellisch machen, wenn ihm ad oculos demonstrirt wird, daß nicht immer die fähigsten Köpfe über die Landesinteressen gewacht haben! An sich betrachtet ist die Statue Otto's des Faulen eine capitale Leistung. Wenn jemals einem Künstler die Aufgabe gestellt wird, eine allegorische Figur der Trägheit zu schaffen, diesen verblichenen Landesvater kann er sich getrost zum Vorbild nehmen. Auch der Schöpfer der Statue Kaiser Karl's IV. arbeitet nicht mit der Pose, er hat den Versuch gemacht, den Kaiser im Stil seiner Zeit darzustellen. Daß auch hier etwas Effecthascherei dabei ist, kann man nicht in Abrede stellen. Das kommt davon, wenn der Künstler auf Bestellung arbeitet, Gestalten schafft, denen er innerlich fremd gegenüber steht und für die sich auch das breite Publicum beim besten Willen nicht erwärmen kann. — Etwas anderes ist es, wenn Jemand den alten Fritz zu schildern hat, da muß etwas zu Stande kommen — so nimmt man für gewöhnlich an. Die größten deutschen Künstler haben ihn so oft in Wort und Bild geschildert, daß seine Gestalt, seine Bewegungen, seine Lebensgewohnheiten sich Jedem eingeprägt haben. Als der kleine hagere Mann mit dem Falkenblick, dem Dreimaster und Krückstock lebt der Philosoph von Sanssouci in der Volksvorstellung weiter. Uphues hat ihn nicht als den großen König dargestellt, sondern als den einsamen Spaziergänger im Park von Sanssouci. Sehen wir uns den jungen Fritz einmal näher daraufhin an. Die Bewegung in der Figur ist trefflich zum Ausdruck gebracht, der König wandert thatsächlich, noch einen Schritt weiter und er stürzt unbarmherzig von seinem Rococokamin — pardon, Postament. Es ist eine heikle Sache mit der monumentalen Plastik, im kleineren Maßstab ausgeführt, wäre es gewiß eine vorzügliche Genrefigur geworden. Dann weiter. Versuchen Sie es einmal, verehrter Leser, den Kopf bis zur Schulterhöhe herumzudrehen, so daß die Stirnfläche in einem Winkel von 90 Grad zur Brustfläche steht. Es dürfte Ihnen schwer fallen. Der junge Fritz kann es und er trägt dabei seinen historischen Krückstock mit großem Selbstbewußtsein. Dafür ist er aber auch ein großer König gewesen.

Denkmalenthüllungen überall. Staat und Kommune wetteifern in der Errichtung von Denkmälern. Bis vor kurzem galt der Magistrat für sehr knauserig in Kunstsachen, diesen Vorwurf kann man ihm heute nicht mehr machen. Wir haben es in Berlin nicht nur zu einem Kunstfonds, sondern auch zu einer Kunstcommission gebracht. Aber es waltet trotz alledem ein tragisches Geschick über den Berliner Kunstschöpfungen. Daran trägt aber auch nur die Tradition die Schuld. Von Alters her ist es ein Privilegium der Herrscher und ihrer Generäle, im günstigsten Fall auch der regierungsfähigen Kreise gewesen, im Denkmal verewigt zu werden. Weh' dem, der an dem alten Herkommen rüttelt! Muß es nicht als eine Profanirung angesehen werden, wenn auch minder vornehmen Herren ein Denkmal errichtet wird! Schon die Absicht dazu erregt in höheren Regionen Anstoß. Ich will mich gar nicht über das schön projectirte Denkmal für die Märzgefallen, das allmälig zu einem elenden Staketenzaun zusammengeschrumpft ist, verbreiten — denn das wäre ein Vorwurf für einen Lustspieldichter. Ich will in diesem Zusammenhang nur kurz auf die Vorgeschichte des Schultze-Delitzschdenkmals hinweisen. Jahrelang wurde mit der Regierung um einen Platz für das Denkmal herumgefeilscht. Der Magistrat hatte in seiner Naivität einen hervorragenden öffentlichen Platz dafür in Aussicht genommen. Im Interesse der öffentlichen Ordnung oder aus anderen lieblichen Gründen wurde der Volksmann in einen obscuren Winkel der Reichshauptstadt verbannt. — Nach so harten Kämpfen allein um die Platzfrage, durfte man eine große künstlerische Leistung in dem Denkmal wohl vermuthen, aber ach! — die Stadt hat nun einmal Pech mit ihren Kunstwerken. Nicht ein frischer Zug weht durch das Denkmal des Volksmannes. Die Porträtfigur selbst mag in den Augen einer milden Kritik noch Gnade finden, denn Berlin hat schlechtere Statuen aufzuweisen — aber die Allegorie! Etwas Dürftigeres wurde selten geschaffen. Was soll diese nichtssagende, wohlgewandete Dame mit dem schüchternen Knaben ausdrücken? Unterrichtet sie ihn in den Anfangsgründen der Nationalökonomie? oder bringt sie ihm das Buchstabiren bei? Man kann sich vieles und auch nichts dabei denken. Das liegt im Wesen der echten Allegorie begründet. Etwas verständlicher ist die andere Denkmalgruppe, eine Verbrüderungsscene der Industrie und Landwirthschaft, ein schon bis zum Ueberfluß variirtes Thema.

Aus dem staubigen arbeitsamen Berlin hinaus in den Victoriapark. Dort hat die Stadt den Sängern der Befreiungskriege ein Denkmal errichtet. Es sind ihrer sechs, nicht wie die Ahnen in der Siegesallee in Reih und Glied aufgebaut, sondern in unregelmäßigen Abständen über den Park vertheilt. Das ist gewiß ein Vorzug, allerdings auch der einzige, den sie vor den Markgrafen voraus haben. Man hat für die Denkmäler der Freiheitssänger die unglückliche Form einer Hermenbüste gewählt. In Verbindung mit einer rein decorativen Büste, in der Architektur mag diese Form innerlich motivirt sein, in Verbindung mit einer Porträtbüste ist sie es nicht. Wäre wenigstens die Büste durch ein architektonisches Glied von dem Hermenfuß getrennt, so daß der Charakter des Porträts gewahrt bliebe, so könnte man sich mit dem nach unten sich verjüngenden Postament vielleicht aussöhnen. Hier ist aber Porträt und Fuß zu einem einheitlichen Gebilde vereinigt. Man muß unwillkürlich an die Dame ohne Unterleib oder ähnliche Zauberkünste denken. Ueber die Porträts an sich ist wenig zu sagen. Lebendig in der Auffassung und scharf charakterisirt sind die Büsten von Friedrich

Digitized by Google

Rückert und Ernst Moritz Arndt, die anderen erfüllen nicht die Bedingungen, die man an ein gutes Porträt zu stellen berechtigt ist. Uhland ist scheußlich mitgenommen, in den Zügen des Dichters gelangt eine bodenlose Stupidität zum Ausdruck. Theodor Körner, eine überaus sentimentale Jünglingsgestalt, drückt mit ungewöhnlicher Vehemenz das Schwert an die Brust. Die tiefe seelische Bewegung, die der Künstler zum Ausdruck bringen wollte, ist leider auf der Oberfläche haften geblieben. Dieser Theodor Körner ist eine Theaterfigur, es wäre schade, wenn so viel Pathos im Victoriapark ungehört verklingen sollte — hoffen wir, daß er als Anhängsel seines Landesvaters auf einer steinernen Bank in der Siegesallee ein würdigeres Unterkommen finde.

Ueber die anderen städtischen Kunstschöpfungen, so über die vier Sitzbilder der großen Naturforscher und Entdecker, die der verunglückten Potsdamer Brücke als Schlußsteine dienen, können wir getrost zur Tagesordnung übergehen. Wenn man die Berliner Bildhauerei nur wieder ernst nehmen dürfte! Johannes Gaulke.

Allerlei Gastspiele.

Eleonora Duse. — Gabrielle Réjane. — Suzanne Munte.

Wem die Pfingstwoche in Italien zu verleben vergönnt ist, der kann in der prächtigen Mailänder Galerie Victor Emanuel ein seltsames Völkchen sich tummeln sehen, das mit seinen glattrasirten Gesichtern, gravitätischen Geberden und auffallenden Gesellschaftsanzügen scharf von dem gewohnten Publicum von Müßiggängern und Touristen absticht. Es sind Theaterdirectoren, Schauspieler und Sänger, die hier eine Art Theaterbörse bilden, um die reisenden Gesellschaften für die nächste Stagione zusammenzusetzen, denn Italien hat bekanntlich keine ständigen Bühnen. Und beginnt man etwa mit diesen ein Engagement suchenden Künstlern und ihren Brodherren ein Gespräch über die elenden Theaterverhältnisse des schönen Landes und die vielen Talente, die da auftauchen und untergehen, so kann man auch allerhand über die Werthung von Größen erfahren, die wir in Deutschland von ihren Gastspielen her hoch einschätzen. Kein Prophet in seinem Vaterlande. Der Ibsenspieler Zacconi — der konnte auch nur in Wien gefallen! Die picante Tina di Lorenzo — una bella donna! Die Duse ... hier wird die Sache dramatisch, denn der allwissende Sach- und Fachkenner kann sich durchaus nicht besinnen und zuckt die Schultern.

„Ach richtig, la Duse! Ganz recht — eine Venezianerin oder Paduanerin ... War einmal als die erste Schauspielerin Italiens verschrieen, eine Ristori oder Sarah Bernhardt, aber es ist widerrufen. Wer kennt sie noch bei uns? Freilich, auch ihre Schuld, denn acht Jahre lang ist sie nicht mehr hier aufgetreten. Im Ausland gewesen, Amerika, Deutschland, Rußland, und in Paris wurde sie von der alten Sarah großmüthig begönnert. Was, eine große Künstlerin? Möglich, aber gehen Sie jetzt zu ihr nach Rom und Neapel, wenn Sie faule Eier und Orangenschalen fliegen sehen wollen. Ihre neueste Leidenschaft für den unverständlichen d'Annunzio — drüben beim Buchbinder hängt seine jüngste Aufnahme als fantino (Jockey) hoch zu Roß — ist auch zu einfältig. Erst das Theater à la Bayreuth am Nemisee — natürlich kein Geld dafür zu haben — und dann die fünfactige Langeweile ‚Gioconda'! Und auch mit ihrer Kunst ist es schon lange aus. Was wollen Sie, eine kranke Frau, die sich alle paar Monate operiren lassen muß, erschöpft, fertig, kaum mehr fähig, sich auf die Bühne zu schleppen, immerfort gestörte Vorstellungen, bloß noch in einzelnen Momenten gut, eine Impressionistin, die nur mehr andeuten kann, groß höchstens noch für die lieben Forestieri, die kein Wort italienisch verstehen ... Aber es ist Nachwuchs da, Gott sei Dank! Gramatica! Gramatica! Reden Sie mir von der Gramatica! Ja, das ist eine Künstlerin! Größer als die Ristori, als die Sarah!"

Als der kundige Mann vom Nachwuchs sprach und statt der erwarteten Lobpreisung einer Tochter, Cousine oder Enkelin plötzlich nach der Grammatik rief, konnte man schon an seinem Verstande zweifeln, aber auch andere vertrauenswerthe Landsleute fielen in sein Lob des neuen Sternes Irma Gramatica ein. Italien hatte also eine neue Künstlergröße, nach Mascagni, Leoncavallo, Abbate Perosi und all' den Anderen eine neue Nummer Eins auf dem Weltkunstmarkt. Wir werden sie ohne Zweifel bald auch bei uns sehen, denn die Impresarii verstehen das Geschäft. Schon ist das Gastspiel der Irma Gramatica in Wien angekündigt. Das nothleidende Lessingtheater, das zwar mit der Duse mittelmäßige Geschäfte gemacht hat, denn sie spielte, wenigstens anfangs, vor leeren Häusern, kündigt für November oder December eine Fortsetzung ihres Gastspiels an, weil Blumenthal's „Als ich wieder kam", das durchaus durchgedrückt werden soll, absolut nichts „macht". Vielleicht versucht man es einmal mit der Gramatica.

Womit nicht gesagt ist, daß die Duse wirklich „fertig" sei. Zwar mußte auch in Berlin wieder eine Vorstellung wegen ihrer Erkrankung ausfallen, zwar unterblieb auch die schon angekündigte Schönschwätzerei und Schemenspielerei „Gioconda", zwar zeigte sie diesmal alle die üblen Wirkungen der Gastreisenkunst und wieder die alten französischen Virtuosenstücke, aber das einzig Neue, was sie brachte, ihre Kleopatra, war doch eine große Leistung. Sie ist nicht jünger und schöner, ihr humpelnder Gang — déhanché nennt ihn der Franzose — nicht anmuthiger geworden, ihre Toiletten sind nur prunk- aber nicht geschmackvoller als früher, doch ihr herrliches Auge und ihr müdes Lächeln sind noch von einer Welt von Wehmuth und Poesie erfüllt, ihre Sprachgewalt fließt noch so natürlich dahin, als würde die Papageienkunst des Schauspielers, der nur fremde Gefühle und Gedanken ausdrückt, bei ihr zum innersten Erlebniß, und die beseelte Gewalt ihrer Individualität ist noch immer von elementarer Natur und Leidenschaft. Shakespeare's welthistorische Buhlerin ist nie dämonischer, hinreißender, überzeugender dargestellt worden. Kein Zweifel, die Duse steht noch auf der Höhe ihrer Kunst und darf auch an die geplante Eroberung der Classiker gehen. Und es sogar mit der Gramatica aufnehmen.

Ein altbeliebter Gast aus Paris, die Réjane, ist gleichfalls wieder nach Berlin gekommen. Sogar zwei Mal: zuerst in's Berliner Theater, dann auf Allerhöchste Einladung eigens von Petersburg auf die Hofbühne. Da ist nicht mehr die reine, hohe Kunst der Italienerin, sondern mehr übereife Kunst mit dem bekannten Wespenstich: französisch picante, Boulevard-Kunst. Man vergleiche nur die lustspielhafte, mitunter thränenlächelnde Cyprienne der Niemann-Raabe mit dieser tollen, derben gamine de Paris. Kein Zweifel, sie ist viel mehr die von Sardou gedachte und gewollte, obwohl die Rolle für die virtuos minaudirende Céline Chaumont geschrieben war, aber Sardou würde „unserer Raabe" doch die Palme reichen. Schon weil jetzt die Réjane — eine Folge des vielen Gastspielens vor einem nur halb verstehenden internationalen Publicum — nachgerade gar so übertreibt und vergröbert. Das gilt auch für ihre Zaza, aber hält man daneben die Nachahmung der Frau Prasch, so merkt man doch gleich den Unterschied zwischen einer großen Schauspielerin und — dem Gegentheil. An der Stelle der Frau Directorin würden wir es jetzt nie mehr wagen, vor den Berlinern die Zaza zu spielen. Ebenso wenig mehr die Colinette, denn Madame de Lavallette in dem gleichnamigen Schmarren von A. Moreau ist doch nur das Vorbild dazu. Hier sehen wir die gamine als grande dame, und wo Frau Prasch melodramatisch kreischt und schreit, bleibt die Réjane immer vornehm und reservirt, delicat und deliciös. Es ist ein auserlesener Genuß, diese künstlerische Beherrschung des überschäumenden Temperaments zu beobachten. Auch die mitgenommene Truppe — keine Kräfte ersten Ranges, aber gute utilités und famos einexercirt — verdient alles Lob.

Dagegen hätten wir auf das Gastspiel von Mademoiselle Suzanne Munte (bei Kroll) lieber verzichtet. Die Dame ist, wie ihre Mitspieler, Mitglied des Petersburger Théâtre français, was in Paris nicht eben als Empfehlung gilt, denn an der Newa liebt man das Unterstreichen der Effecte. Sarcey behauptete, ein kaiserlicher Schauspieler aus Petersburg müsse erst wieder drei Jahre in Paris „gedient" haben, um seine üblen „russischen" Manieren abzulegen. Nur der verstorbene Dupuis, der nach langen Jahren wieder in's Vaudeville kam und „wie in einem Salon" d. h. natürlich, abgedämpft, fast gemüthlich Theater spielte, machte eine Ausnahme von der Regel. Nicht so die dunkeläugige Munte, welche das dreijährige Umlernen dringend nöthig hat. Sie ist wohl eine Schwester der Zola-Spielerin Lina Munte (im „Assommoir" entdeckt) und, wie schon der Name verräth, Elsässerin, aber in ihrem Aeußeren wie im Spiel erinnert nichts mehr an die deutsche Herkunft. Es ist eine rein äußerliche Kunst, gemachte Leidenschaft, ohne Innerlichkeit und Wärme. Sogar ihre Mutter Rose ließ uns kalt. Denn sie hatte den artigen Einfall, uns Daudet's schwächliches Melodrama „L'Arlésienne" mitzubringen und für die wunderhübsche Musik Bizet's den berühmten Kapellmeister Edouard Colonne aus Paris zu verschreiben. So gab es statt des dramatischen wenigstens einen musikalischen Genuß. Die Führung der ihm fremden königlichen Kapelle, die Chöre hinter der Scene, die Entreacte, das Tremolo der scenischen Höhepunkte — wie fein abgetönt und sicher zur Geltung gebracht erschien das Alles. Auch hier in Berlin war es wieder das Schicksal des armen Daudet, hinter dem Componisten und dem Kapellmeister ganz zu verschwinden.

Notizen.

General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Acten von Martin Greif. (Leipzig, C. F. Amelang.) Der schaffensfreudige Münchener Dichter, der kürzlich sein 60. Lebensjahr überschritten hat, führt uns in seinem neuesten vaterländischen Drama die weltgeschichtlichen Vorgänge vor, die sich im Osten unseres Vaterlandes von Mai 1812 bis Januar 1813 abspielten und deren Mittelpunkt die sogenannte „Convention von Tauroggen" bildet. Sie bedeutete bekanntlich den Abfall York's von Wartenburg mit seinem Corps von den Franzosen und den gegen den Willen des Königs geschlossenen Bund mit den Russen, eine That, die dem großen Befreiungskriege die Bahn öffnete. Wenn auch York naturgemäß genöthigt ist, wegen der Unschlüssigkeit des Preußen-

Digitized by Google

königs eine zeitlang den „Zauderer“ zu spielen und der Gang der Ereignisse an „Wallenstein“ erinnert, so enthält das Drama doch eine Reihe bewegter und ergreifender Scenen, die Alle von echtem und feuerigem Vaterlandsgefühl durchweht sind. Aber es bietet auch den Darstellern schöne und dankbare Aufgaben, denn es hat eine Fülle lebendiger und mit sicherer Hand ausgearbeiteter Charaktere, deren Darstellung einer lebendigen Bühnenwirkung sicher sind. Die Sprache ist, wie das bei einem Manne wie Greif selbstverständlich ist, von echt poetischer Kraft und hohem Schwunge; die Monologe von bedeutender Wirkung. Es ist zu hoffen, daß „York“ seinen erfolgreichen Lauf über die deutschen Bühnen nimmt und dadurch dem deutschen Volke recht eindringlich zum Bewußtsein bringt, daß es nicht nur einen hervorragenden Lyriker in Greif besitzt, sondern auch einen hochstehenden Dramatiker, der uns schon eine Reihe bedeutender vaterländischer Stücke von bleibenden Werth und lebhafter Bühnenwirkung geschenkt hat und eine viel lebhaftere Anerkennung verdient, als sie ihm bisher geworden ist. Im Jahre 1876 befürwortete Heinrich Laube die Zuerkennung des Schillerpreises an Martin Greif für sein Drama „Corfiz Ulfeldt“ — leider ohne Erfolg; es wäre wahrlich an der Zeit, nun endlich bei dem Schillerpreis an den Dichter der „Agnes Bernauer“ und des „General York“ zu denken. R. W.

Deutscher Sprachhort. Ein Stilwörterbuch von Professor Albert Heintze. (Leipzig, Gebhardt & Wilisch.) Nach der ersten Lieferung zu urtheilen, entsteht hier ein praktisch brauchbares und wirklich gutes Buch. Es enthält alphabetisch geordnet zunächst diejenigen Wörter des neuhochdeutschen Sprachschatzes, bei denen in der Form oder Bedeutung oder Fügung etwas Besonderes zu bemerken ist, mit Unterscheidung des gewöhnlichen und des gewählteren, des prosaischen und des dichterischen, des mundartlichen ꝛc. Gebrauches. Sodann enthält es die landläufigen Fremdwörter nebst ihrer Verdeutschung, mit besonderer Berücksichtigung der amtlich eingeführten Ausdrücke. Endlich sind auch diejenigen erdkundlichen Eigennamen eingereiht, bei denen es gilt, die Rechte der deutschen Sprache zu wahren. Abgesehen von den einzelnen Wörtern sind die einschlägigen Fragen (sowie auch die interessantesten Fachsprachen) in größeren zusammenhängenden Darstellungen behandelt. Sehr richtig ist, was Heintze gegen das „Zeitungsdeutsch“ sagt. Er verschweigt aber nicht, daß wenigstens in den Leitartikeln meist ein besserer Stil zu finden ist, und daß manche Blätter sich auch sonst um ein gutes Deutsch bemühen. „Während man den Tagesblättern wegen der beschränkten Zeit, in der sie hergestellt werden müssen, gern mildernde Umstände zugestehen möchte, kann ähnliche Nachsicht doch nicht bei Schriften gewährt werden, zu deren Abfassung mehr Zeit gegeben war, z. B. bei Novellen und Romanen. Aber hier stößt man mitunter auf größere Nachlässigkeit und auf ärgere Fehler als in den Zeitungen. Manche Roman- und Novellen-Verfasser oder Uebersetzer müssen geradezu als Deutschverderber bezeichnet werden. Die schlimmsten sind gewisse schriftstellernde Damen, die über Grammatik, Logik und Geschmack mit leichtem Muth hinweghüpfen. In den Bureaus herrscht der Canzleistil, der auch nach außen hin ungünstig wirkt, in den Contoren das Kaufmannsdeutsch mit seinen Absonderlichkeiten. Aber auch wissenschaftliche Schriften stoßen oft durch unreine Schreibart, schlechten Ausdruck und Satzbau ab. Hier liegt der Hauptgrund anderswo, nämlich in der Bildung, welche die höheren Stände, insbesondere die Gelehrten, durch das humanistische Gymnasium empfangen haben. Schon der Lehrplan der preußischen Gymnasien vom Jahre 1837 hatte für das Deutsche gegenüber den fremden Sprachen zu wenig gesorgt. Dieses Mißverhältniß wurde noch gesteigert durch den Lehrplan von 1858, in welchem die Stundenzahl für das Lateln in allen Classen (mit Ausnahme der Prima) auf wöchentlich zehn erhöht wurde. Somit hatte der Schüler der mittleren und oberen Classen wöchentlich 18 bis 22 Stunden fremdsprachlichen Unterrichts. Dem gegenüber nun die zwei armseligen Stunden Deutsch! Bei solchem Uebergewicht der fremden Sprachen, bei so mangelhafter Pflege des Deutschen konnte unsere Sprache nicht erblühen und gedeihen. Dazu herrschte in den Uebungsbüchern vielfach ein jammervolles Deutsch, voll fremdartiger Wendungen. So mußte der deutsche Stil schwer leiden und auf Abwege gerathen. Vornehmlich wirkte Cicero mit seinen langathmigen, schwülstigen Perioden, die zum Vorbild genommen wurden, verhängnißvoll ein. Eine Besserung wurde endlich durch den Lehrplan von 1882 insofern angebahnt, als wenigstens das erdrückende Uebergewicht des Lateinischen gemindert ward. Aber erst durch den Lehrplan von 1892 ist das Deutsche mehr zu seinem Rechte gekommen, indem ihm in den meisten Classen eine dritte Stunde zugelegt worden ist — ausgenommen die beiden Tertien, wo eben wieder nichts mehr für die Muttersprache übrig blieb.“ Der „Sprachhort“ will nun in seinem Wörterbuch Alles fern halten, was die Reinheit des Ausdruckes trübt. Dahin gehören vornehmlich die Fremdwörter, d. h. die anderen Sprachen entnommenen Wörter, welche nicht, wie die „Lehnwörter“, ganz deutsche Form angenommen haben, sondern noch irgendwie etwas Fremdartiges an sich tragen und dadurch das einheitliche Gepräge der Sprache stören. Ferner undeutsche Wendungen. Aber auch innerhalb der Grenzen der deutschen Sprache findet sich noch mancherlei, das von dem guten Stil auszuschließen ist. Das sind zunächst Ausdrücke, die als unedel erscheinen, sodann rein landschaftliche Wörter und Wendungen. Ferner sind veraltete Ausdrücke, welche nur bedingungsweise (in der Dichtung) zulässig sind, endlich schlecht gebildete neue Wörter. Wenn durch Ausschließung alles Fremdartigen und Unguten die Reinheit der Sprache gesichert ist, so kommt es nun darauf an, den somit gewonnenen Wörterschatz in Form und Fügung richtig zu handhaben. Wo nun die mustergiltigen Stilisten als Vorbilder versagen, d. h. wenn sie in dem einen oder anderen Stücke nicht übereinstimmen, und wo der Sprachgebrauch selber entschieden schwankt, da tritt die Grammatik in die Lücke ein und entscheidet nach ihren Gesetzen. Ja selbst wenn sich eine Verschlechterung schon eingenistet hat und festzustehen scheint, muß man mit Gründen, die in der Sprache und ihrem Bau liegen, dagegen ankämpfen, so lange dieser Kampf nicht als vollkommen aussichtslos erscheint. So ist es ja unmöglich, die Entstellung „Ereigniß“ statt Ereugniß jetzt noch zu beseitigen; wohl aber kann „mittelst“ (nebst „vermittelst“) noch wieder durch das richtige „mittels“ verdrängt werden. Sehr hübsch liest sich namentlich Heintze's Philippica gegen das Berliner Deutsch, das mit seinen Modewörtern immer weiter um sich greift; auch die schon von Jean Paul bekämpfte „s-Krätze“ (Einheitsschule, Inselsberg, hemdsärmelig, Zwirnsfaden) verdiente ein Wort der Abwehr.

Das Problem über die Ehe vom philosophischen, geschichtlichen und socialen Gesichtspunkte. Von Otto Caspari. (Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.) Der ehemalige Heidelberger Professor weist nach, daß die moderne Eheform hauptsächlich auf kirchlichen und speciell christlichen Einfluß zurückzuführen ist, daß sich aber die sittlichen Uebelstände im Allgemeinen mit Einführung der christlichen Ehe vergrößert haben. Indem die Kirche nämlich in ihrer asketischen Moral und ihrem die natürliche Grundlage der Ehe völlig verachtenden Idealismus die strenge, unlösbare Einehe zur alleinigen legalen Form für die Geschlechts-Gemeinschaft erhob, schuf sie damit eine Form, die sehr ideal gedacht war, und die sich auch für die auf richtiger Basis aufgebauten Ehen zum höchsten Ideal ausgestalten mußte. Das aber übersah die Kirche dabei gänzlich, daß einerseits Viele überhaupt nicht in der Lage sind, diese Ehe einzugehen, wie anderseits sehr Viele ohne die richtigen Vorbedingungen die Ehe nur aus Utilitätsgründen eingehen, nur weil sie eben die einzige von Kirche, Staat und Gesellschaft sanctionirte Form ist. Dies führt den Verfasser zu der zweiten Frage, ob und inwieweit sich hier etwas ändern und reformiren läßt. Er verlangt eine freiere Ausgestaltung der Ehe, insbesondere eine Erleichterung der Ehescheidung und weist darauf hin, daß diese das Ansehen der Ehe nur heben kann, indem durch sie lediglich solche Ehen betroffen werden, die den Namen Ehe überhaupt nicht verdienen, hingegen die nach allen Seiten hin gesund fundamentirten Ehen sich alsdann nur um so fester und dauernder gestalten und erhalten. Zum Schluß geht Caspari noch auf die Wirkungen der freien Ehe auf die Frauenfrage, die Erziehungsfrage und das Familienleben ein. Daß Widerspruch nicht ausbleiben wird, ist bei dem heiklen Thema und den oben schon erwähnten Vorurtheilen ganz selbstverständlich. Jedenfalls aber, man mag auch in einzelnen Punkten anderer Meinung sein, wird man aus dem interessanten Buch eine Fülle von Anregung schöpfen.

Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft. Von Friedrich Zöllner. (Berlin, Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins, F. Berggold). Die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts verdienen eine weit größere Würdigung, als ihnen bisher zu Theil geworden ist. Diesen Fehler wenigstens für die bedeutendste und erste unter ihnen, die „Fruchtbringende Gesellschaft“, gut zu machen, hat sich die vorliegende Arbeit zur Aufgabe gestellt. Eine viel zuverlässigere Grundlage als einige zeitgenössische Geschichtschreiber bieten die zahlreichen, namentlich aus der Zeit ihres Gründers, des Fürsten Ludwig zu Anhalt-Cöthen, stammenden Briefe. Auf einer systematischen Bearbeitung dieses Briefwechsels baut sich das vorliegende Buch auf, das in Folge dessen manche Berichtigung alter Irrthümer und eine Menge neuer Ergebnisse enthält. Es behandelt in drei Haupttheilen die Gründung der Fruchtbringenden Gesellschaft, ihre äußere Einrichtung und ihr inneres Leben. Es zeigt, welchen Anklang die neue, eigenartige, gegen die Verwelschung deutscher Sitte und Sprache gerichtete Gründung bei den Zeitgenossen fand, wie streng jedoch die Aufnahmebedingungen waren, und unter welchen Förmlichkeiten die neuen Mitglieder eingewiesen wurden. Ferner gewährt es einen Einblick in den Verkehr der Mitglieder untereinander und in die Beziehungen der Fruchtbringenden Gesellschaft zu anderen deutschen Sprachgesellschaften, sowie zu den für sie vorbildlichen italienischen Akademien, und schildert das allgemeine Verfahren, das man bei schriftstellerischer Thätigkeit in jenem deutschgesinnten Bunde beobachtete. Zum Schlusse wird noch ein Blick auf die Freunde und Feinde der Fruchtbringenden Gesellschaft unter den Zeitgenossen und auf die Stellung der Frauen zu ihr geworfen.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart“ in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine

reich vermehrte Buchausgabe

unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtschersky
Graf de Mun
Graf Yigra
Jordan
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
F. v. Suttner
Ad. Wagner
Wildbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage: Verlag von August Bagel in Düsseldorf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 11. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

* I-U-Lib
27 Nov

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Flottenvorlage. Von Franz Eißenhardt. — Aerztliche Ethik. Von Dr. med. Alphons Fuld. — **Literatur und Kunst.** Jungfrankreich im Roman. Von A. Brunnemann (Paris). — Neues von Callot-Hoffmann. Von Heinrich Jessen. — **Feuilleton.** Der Dey von Elba in Paris. Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres. Von E. T. A. Hoffmann. — **Aus der Hauptstadt.** Fürstenreisen. Aus den Briefschaften eines Landedelmannes. Von Caliban. — Zwei deutsche Thiermaler. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Zur Flottenvorlage.

Von Franz Eißenhardt.

Die neue Vorlage ist recht überraschend gekommen. Wenn man sich auch im Allgemeinen bei Aufstellung und Genehmigung von Flottenplänen mit längerer Bauzeit darauf gefaßt machen kann, daß sie Aenderungen oder Erweiterungen erfahren, so ist bei dem deutschen letzten Bauprogramm seine jetzt behauptete gänzliche Unzulänglichkeit recht schnell festgestellt, und man kann sich nicht verhehlen, daß Angesichts dieser Thatsachen der unzulängliche alte Bauplan nicht mit besonderem Geschick entworfen sein kann. Ich will auf die Einzelheiten der Neuforderungen hier nicht näher eingehen, das wird in der nächsten Reichstagssession schon eingehend besorgt werden, sondern nur auf einige Punkte hinweisen, weil sie eigenartig sind und wohl zu näherer Beleuchtung reizen.

Wenn, wie die Vorgänge zeigen, es zu den Unmöglichkeiten gehört, nur einige, wenige Jahre an einem festen Bauplan in Deutschland festzuhalten, so ist es entschieden ganz unmöglich, solchem Plane für siebenzehn Jahre hindurch zu folgen, und auf so lange Zeit ist der neue Plan berechnet. Zweitens sagt der Entwurf: „Es muß dem vorhandenen Doppelgeschwader, bestehend aus dem 1. und 2. Geschwader, ein zweites Doppelgeschwader, bestehend aus einem 3. und 4. Geschwader, hinzugefügt werden.“ Dieses zweite Doppelgeschwader, im Kern aus zehn Linienschiffen bestehend, wird nun verlangt. Es ist das aber eine ganz ungewöhnliche, keineswegs ganz klare Bezeichnung, denn solange es Flotten giebt hat man noch niemals „Geschwader“ gebaut, sondern nur Schiffe gleichen Typs in verschiedener Zahl. Bis zu zehn Schlachtpanzern gleicher Construction hat es aber bisher keine Nation gebracht, auch England nicht, denn seine Schlachtschiffe der Naval defense act von 1889 der Klasse „Royal Sovereign“ erreichten nur die Zahl acht, die folgende Classe „Majestic“ zählt neun Schiffe, die demnächstige, sich jetzt der Fertigstellung nähernde Classe „Canopus“ nur sechs Schiffe. Ein Geschwader ein für alle Mal auf fünf Schiffe festlegen zu wollen, ist ganz neu und dürfte auch sich nicht strikt durchführen lassen, namentlich wenn es sich darum handelt, gleichartige Schiffe zu haben. Unsere Classe der Linienschiffe „Kurfürst Friedrich Wilhelm“ zählt wie die ältere Classe der „Sachsen“ je vier Schiffe, bei beiden fehlt sonach das gleichartige Reserveschiff, das man natürlich niemals bauen wird, weil man jetzt neuere Constructionen hat. Unsere „Siegfried“-Classe, kleine Panzer, zählt acht Schiffe. Das wären zwei Geschwader zu je vier Schiffen, und von diesem Typ, dem „Verlegenheitstyp“, wie Admiral von Henk ihn im Reichstag nannte, da große Schlachtschiffe auf Bewilligung nicht zu rechnen hatten, wird man auch keine Reserveschiffe bauen. England formirt seine Geschwader je nachdem Schiffe vorhanden sind und hat zur Zeit sein ganzes seeklares modernes Material in Linienschiffen mit Ausnahme von „Canopus“, „Ocean“ und „Albion“ im Dienst. Die drei Linienschiffe im China-Geschwader gehören zwei Typen an, die zehn der Mittelmeerflotte drei, die acht des Canalgeschwaders zwei, von dem älteren Material ganz abgesehen, das sehr verschiedene Constructionen aufweist. In der französischen Flotte sind fast alle Linienschiffe voneinander abweichend, die höchste Zahl gleicher ist drei, ähnlich steht es in der Flotte Italiens und Rußlands, und auch die Vereinigten Staaten haben bisher nie mehr als drei Schiffe eines Typ aufgelegt. Wenn Deutschland den jetzigen Typs „Kaiser Friedrich III.“ als den für seine Linienschiffe geltenden festhält, von dem schon acht Schiffe fertig oder in Bau und Ausrüstung sich befinden, so würde es 1917 mindestens fünfzehn solcher Schiffe besitzen. Das ist jedoch nicht anzunehmen, weil sich in dem Zeitraum mancherlei in den Ansichten über Schiffbau ändern kann. Ueber das strikte Innehalten von Flottenbauplänen kann sich keine Nation, außer England, freuen. In England nimmt man sofort alle Linienschiffe des genehmigten Planes in Arbeit und, nach drei Jahren hat man sie fix und fertig. Das kann aber nur in England geschehen, da England sehr schnell baut und zahlreiche Werften hat. Die Baupläne von Italien und Rußland haben während der Ausführung mehrfache Aenderungen erfahren, und namentlich gilt das auch von dem auf vierzehn Jahre berechneten Plan der Vereinigten Staaten von 1889, der also bis 1903 reicht. Nach ihm sollten zehn Linienschiffe gebaut werden; bis jetzt hat man fünfzehn fertig oder im Bau.

Es ist unmöglich auf Jahrzehnte sich zu verpflichten, nicht Nachforderungen stellen zu wollen, weil man eben nicht in die Zukunft blicken kann, und daher muß es eigenartig berühren, wenn Abgeordnete immer wieder auf der Ansicht beharren, ein Bauplan könne ohne Abweichungen auf lange Zeit festgelegt werden. Ja wenn sie garantiren könnten, daß keine neuen Erfindungen gemacht würden und die Technik stehen bliebe, aber Erfinder und Technik arbeiten rastlos. Und dann ginge die Sache noch nicht, denn dann müßte noch die

Digitized by Google

Garantie hinzukommen, daß andere Staaten nicht besondere Anstrengungen für den Ausbau ihrer Flotte machen und endlich wäre nöthig — die Garantie des Friedens. Die Vorgänge in Südafrika und auf den Philippinen sind eigenthümliche Ergebnisse der Friedensconferenz und der Friedensfreunde. Kommt der Krieg, so ist es zu spät, an den Ausbau der Flotte zu denken. Nur der, welcher sich bei Zeiten vorgesehen hat, darf sich keine Vorwürfe machen. Das gilt augenblicklich von England. Es ist ein gänzliches Verkennen der Verhältnisse, wenn von britischen Flottenrüstungen gesprochen wird. England ist gerüstet! Was soll man bei einer Flotte überhaupt rüsten? Schiffe kann man nicht hervorzaubern, die müssen vorhanden sein, sind bekannt und sind nur in Dienst zu stellen. Das thut England jetzt mit einer Anzahl von Schiffen der Reserve. Wir können das nur in ganz geringem Maaße, weil wir sehr wenig Schiffe in der Reserve haben, so z. B. kein modernes Linienschiff. Es werden jetzt zahlreiche Stimmen in Deutschland gegen England laut, die recht zwecklos sind. Man braucht durchaus kein Freund der Engländer zu sein, ich bin es sicher nicht, aber wir könnten England gerade jetzt keinen größeren Gefallen thun, als mit ihm anzubinden. Es ist auch einer französisch-deutsch-russischen Coalition zur See gewachsen, namentlich in Ostasien mit Japan zusammen, und unser großer Seehandel ist den Briten schon lange unbequem. Der würde im Hui vernichtet, denn in einem solchen Kriege giebt es keine neutralen Häfen, außer vielleicht in den Vereinigten Staaten und Italien.

Ueberhaupt macht man sich selten klar, was für eine Flotte das Deutsche Reich eigentlich braucht. Daß nach den Ereignissen von 1870/71 das Reich eine Flotte haben muß, giebt Jeder ohne Weiteres zu, auch wohl, daß dieselbe nicht so klein sein darf wie die von Schweden, Norwegen, Dänemark, Portugal und Spanien. Auch daß sie der österreichischen überlegen sein muß, wird in Anbetracht unserer mächtigen Handelsflotte noch zugestanden, und in der Ostsee will man die Flagge des Reiches auch als die mächtigste wehen sehen. Mehr will aber die Regierung auch nicht. Daß sich das Deutsche Reich seinem heutigen Stande nach auf bloße Küstenvertheidigung beschränken darf, ist doch wohl klar, aber wenn dieses famose Wort noch wenigstens, selbst von seinen Freunden kurz und deutlich in seiner praktischen Handhabung erläutert werden könnte. Das ist aber keineswegs der Fall, denn eine Küsten-„Vertheidigung" ist nur dann wirksam, wenn ich dem Gegner in meinen Gewässern zu Leibe gehen kann, mich also dadurch vertheidige, daß ich ihn angreife. Dazu braucht man nicht schwächere Schiffe, als sie der Gegner besitzt, sondern den seinen ebenbürtige. Da aber das Deutsche Reich sich schwerlich mit Liberia oder Venezuela um seine Existenz schlagen wird, sondern gegen ganz genau feststehende Mächte, so ist es nicht nothwendig, daß seine Flotte der von Liberia ebenbürtig ist, sondern der der vorauszusehenden Gegner. Das Deutsche Reich ist heute kein zusammengewürfelter, als Ganzes ohnmächtiger Staat wehrlos auf dem Wasser. Es muß überall, wo es als Staat auftritt, über Achtung gebietende Mittel verfügen, und wie sich eine Nation im Auslande Respect verschafft, das können wir eben sehr bequem lernen, wenn wir uns um britische Geschichte mehr als es geschieht, kümmern würden, sowie um britische Machtmittel. Sonst kann es dann nicht geschehen, daß ein großes Wundern entsteht, wenn England plötzlich einige Dutzend Schiffe mehr in Dienst stellt und, wie der Faschoda-Fall zeigt, der nächstgrößten Seemacht gegenüber den Befehlston ungestraft anschlägt.

Wie auch die Würfel im Reichstage fallen werden, eine starke Flotte braucht das Reich, und die preußisch-deutsche Geschichte des letzten halben Jahrhunderts ist die Lehrmeisterin dafür gewesen, daß die nothwendigen Machtmittel mit großen Schwierigkeiten zwar zu erringen waren, daß sie aber dennoch geschaffen wurden, wahrlich nicht zum Unheil des deutschen Volkes. Eine Seemacht wie England und Frankreich es sind, Japan und die Vereinigten Staaten es werden wollen, wird Deutschland nicht werden, aber Ansehen auf dem Wasser wollen wir haben, sowohl für unsere Kriegs- wie für die Handelsflagge, gesuchte Bundesgenossen auch auf dem Wasser wollen wir sein, mit einem Wort: Seegeltung wollen wir erstreben! Daß eine Großmacht zur Erreichung solcher Ziele auch Geld braucht, mag ja Manchem unangenehm sein, ist auch sehr schade, aber das ist immer nothwendig gewesen und wird auch immer so bleiben. Noch ehe das neue Flottenprogramm im Reichstag zur Vorlage kommen dürfte, werden wir erleben, was es für Vortheile bringt, über eine mächtige Kriegsflotte zu verfügen. Anfang des nächsten Jahres — nicht früher — fällt in Südafrika die Entscheidung, die England, Dank seiner unbestrittenen Seeherrschaft, durch seine ungestörten Rüstungen und Transporte die Herrschaft in Südafrika sichern wird.

Aerztliche Ethik.

Von Dr. med. Alphons Fuld.

Unsere Zeit socialer Umwälzungen und tiefgreifender Veränderungen in den Lebens- und Arbeitsbedingungen auf den verschiedensten Gebieten des wirthschaftlichen Lebens läßt merkwürdige Früchte reifen. Zweckbewußt, in wohlorganisirten Reihen, stehen die Vertreter zweier heterogener Weltanschauungen, Besitzende und Besitzlose, einander gegenüber, die Brutalität des Capitals im Kampfe mit der Brutalität der Massen, zwei ebenbürtige Mächte, beide von der Gerechtigkeit ihrer Sache überzeugt, zwischen denen die Entscheidungsschlacht der Zukunft geschlagen werden muß. Und zwischen den beiden Lagern schwankt unruhig und rathlos, täglich den Boden mehr verlierend, der Mittelstand wie eine dem Untergang verfallene Classe hin und her, in seinen Neigungen und Lebensgewohnheiten, mit seinen persönlichen Sympathien fast durchweg auf der Seite des Capitals, in seinen vitalen Interessen weit eher dazu gedrängt, an der Seite des Proletariats gegen den unerbittlichen Gegner zu kämpfen. Die immer mehr zunehmenden Schwierigkeiten, die selbstständige Existenz gegen die Uebermacht des Capitals zu behaupten, die gesteigerte Concurrenz, die erhöhten Ansprüche an Lebenshaltung und Lebensführung zwingen mit der unerbittlichen Logik der Thatsachen, mit mancher liebgewordenen, überkommenen Gewohnheit zu brechen, sie nöthigen dazu, neue, den veränderten Verhältnissen entsprechende Formen und Grundsätze für die Erwerbsthätigkeit anzunehmen. Noch haben die Mittelstandsberufe die erlösende Formel nicht gefunden, über zaghafte, tastende Versuche ist man noch nicht hinausgekommen, aber, das ist wohl sicher, ohne Opferung überkommener, durch die Tradition geheiligter Principien, ohne Anpassung an die collectivistischen Tendenzen unseres Zeitalters wird der Mittelstand seine Existenz nicht behaupten können. Mit dem symptomatischen Herumcuriren an einzelnen Schäden ist es heute nicht mehr gethan.

Kaum ein zweiter, dem Mittelstand angehörender Beruf steht heute so durchweg veränderten und verschlechterten Bedingungen gegenüber wie der ärztliche; die socialreformatorische Gesetzgebung der vergangenen Jahre hat für die Masse der Aerzte die Lebensbedingungen total umgestaltet, das Krankenversicherungsgesetz, für Tausende ein Segen, ist für den ärztlichen Stand verhängnißvoll geworden; ein Stück Socialismus mitten in bürgerlichen Verhältnissen. Hülflos steht der Arzt der Capitalmacht der Krankencassen gegenüber, er muß es sich gefallen lassen, wenn ihm die Preise für seine Thätigkeit dictirt werden, wenn an geistige, künstlerische Leistungen der rohe, quantitative Maaßstab angelegt wird, er muß zufrieden

Digitized by Google

sein, wenn ihm die Casse die Behandlung ihrer Mitglieder überhaupt gestattet. Tausenden hat das Krankenversicherungsgesetz es möglich gemacht, sich sachgemäße, ärztliche Hülfe um ein geringfügiges Opfer zu sichern, aber dann hat die sociale Reform Halt gemacht. Der Lohn für die ärztliche Mühewaltung, das gesammte Einkommen ist geringer geworden, aber ein Aequivalent wurde dem ärztlichen Stand nicht geboten; die Kosten des Lebensunterhaltes sind die gleichen geblieben, ja sie sind bei den allgemein gesteigerten Ansprüchen an die Lebensführung relativ höher geworden. Den Preis für die socialen Reformen hat der ärztliche Stand bezahlen müssen.

In einer solchen Uebergangsperiode sind Gährungen unausbleiblich. Andere Zeiten, andere Menschen und andere Grundsätze. Vor 20 Jahren war es vielleicht noch unerhört, daß ein Arzt bei einem kleinen Professionisten antichambrirte, oder daß er um des lieben Brodes willen in der Dorfschenke den gemüthlichen Kneipbruder spielte, um einen zurückhaltenderen Collegen auszustechen. In dem erbitterten Concurrenzkampfe, der durch die unverhältnißmäßig angewachsene Anzahl der Aerzte noch gesteigert wird, ist es nur zu erklärlich, wenn einzelne schwache, haltlose Charaktere ausgleiten oder völligen Schiffbruch leiden. Unterbietung und Streikbrecherei, unsaubere Reclame, verwerfliche Praktiken zur Verdrängung von Collegen, unnoble Ausnutzung gesellschaftlicher Beziehungen, Curpfuscherei unter pseudowissenschaftlicher Flagge, Attestindustrie im Solde von Heilmittelfabriken und ähnliche unerfreuliche Erscheinungen sind nicht mehr ganz selten. In dem lange genossenen hohen Ansehen, in seiner ganzen gesellschaftlichen Stellung ist der ärztliche Stand auf's Ernsteste bedroht; kein Wunder, wenn seine Vertreter sich bemühen, das weitere Herabgleiten auf der abschüssigen Bahn aufzuhalten, wenn man auf Mittel und Wege sinnt, unlautere Elemente niederzuhalten, und wenn in Consequenz einer aus der Aerzteschaft selber geborenen Agitation es wohl in Kurzem dahin kommen wird, daß in den meisten deutschen Staaten der vordem freie Stand der Disciplin der Ehrengerichte und Standesordnungen unterworfen sein wird. Auch einen Theil ihrer Freiheit aufzugeben, ist eben vielen Aerzten kein zu hoher Preis, wenn es nur dadurch gelingt, gegen jene den ganzen Beruf schändenden parasitären Existenzen einzuschreiten.

Man kann über die Zweckmäßigkeit dieser Reformen verschiedener Meinung sein. Die große Mehrheit der Aerzte, die sich trotz aller Schwierigkeiten der Existenz die sittliche Integrität bewahrt hat, könnte wohl unbesorgt Ehrengerichte und Standesordnungen über sich ergehen lassen. Ich fürchte auch nicht, daß vor einem Forum von Fachgenossen politische oder religiöse Sonderanschauungen den Anlaß zu einer Verfolgung geben könnten; näher läge wohl die Gefahr, daß sich ein Ehrengericht einmal in engherziger Beschränktheit zu einem wissenschaftlichen Ketzergericht constituiren könnte, doch dürfte auch eine solche Verirrung gewiß nicht oft zu befürchten sein. Auf der anderen Seite scheint man aber allzu große Hoffnungen an diese Neuerungen zu knüpfen; man sollte doch nicht vergessen, daß der Kampf um die Existenz an vielen Verirrungen die Schuld trägt. Es giebt kein mächtigeres Motiv, als den Hunger, als die Sorge um eine darbende Familie, keine Standesordnung der Welt wird es vermögen, ihre Wirkungen zu paralysiren. Die idyllischen Zeiten des „dat Galenus opes" sind für die nicht besonders vom Glück begünstigten Aerzte endgültig vorüber. Eine Rigorosität, wie sie in einem geschlossenen, von socialen Kämpfen unberührten Stand berechtigt war, ist heute nicht mehr am Platze; denen, die sich die Existenz gründen wollen, darf man nicht allzu engherzig die Mittel und Wege beschränken. Es wird darum nothwendig sein, die Anforderungen, die man berechtigter Weise an die Art und Weise der Erwerbsthätigkeit stellen darf, zu revidiren, der neuen Zeit und den veränderten Bedingungen, natürlich auf der Basis sittlicher Weltanschauung, anzupassen. Aber ich fürchte, auch die vernünftigste Standesordnung wird für eine innere Reform, die doch die Hauptsache sein muß, nicht viel vermögen; gerade die unsaubersten Elemente, die bewußt im Trüben fischenden Existenzen, werden schlau genug sein, um an den Klippen der Standesordnung vorbeizulaviren, wie es auch immer die größten Spitzbuben sind, die es verstehen, bei all' ihren Kniffen das formale Recht nicht zu verletzen. Aber die Standesordnungen allein genügen auch nicht. Die Grundsätze für die ärztliche Berufsthätigkeit müssen, so verlangt man, eingehender erörtert und geklärt, die ärztliche Ethik muß, wie alle anderen Zweige der Heilkunde, zum Gegenstande des Unterrichts auf den Hochschulen gemacht werden. Die ärztliche Ethik! Was verstehen, die am lautesten danach rufen, nicht Alles darunter! Hat man jene Grundsätze im Sinne, die der Arzt bei der Behandlung seiner Kranken, im Verkehr mit Behörden und Berufsgenossen oder als Zeuge und Sachverständiger vor Gericht zu beobachten hat, oder meint man die ewigen, der ganzen Menschheit gemeinsamen Gesetze der Sittlichkeit, die allerdings von den nach Zeit und Ort wechselnden Begriffen der Moral wohl zu unterscheiden sind? Ob überhaupt ein im praktischen Leben wirkender Stand einer besonderen Sittenlehre bedarf und ob nicht vielmehr das Bedürfniß vorliegt, daß man sich über die Form der Erwerbsführung, über bestimmte Grundsätze einigt, die dem Unerfahrenen und Strauchelnden zur Richtschnur dienen können? „Lebten nun die Menschen nach der Leitung der Vernunft, so würde Jeder sein Recht behaupten, ohne irgend einen Schaden eines Anderen. Weil sie aber den Affekten unterworfen sind, welche das menschliche Vermögen oder die menschliche Tugend weit überragen, so werden sie oft nach verschiedenen Richtungen getrieben und stehen einander feindselig gegenüber, während sie doch zu wechselseitiger Hülfe einander bedürfen. Damit also die Menschen in Eintracht leben und hülfreich gegen einander sein können, ist es nothwendig, daß sie ihr natürliches Recht aufgeben und einander Sicherheit gewähren, daß Keiner etwas thun werde, was einem Anderen zum Schaden gereichen kann." (Spinoza.) Wenn man es versucht, diese Gedanken des großen Ethikers in sich aufzunehmen und auf den besonderen Fall anzuwenden, dann wird die Entscheidung nicht schwer fallen, was uns noth thut. Der im Kampf um's Dasein ringende, den Leidenschaften unterworfene Mensch ist gewiß nicht im Stande, sein Leben nach den Gesetzen der reinen Sittlichkeit einzurichten; „es ist nicht immer möglich im Leben, sich so kinderrein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten." Ueber Fragen der Ethik mögen darum die Philosophen grübeln, für unser Verhalten im Beruf und im Verkehr mit Gleichstrebenden bedürfen wir bestimmter Grundsätze, die, mögen es nun geschriebene Gesetze oder von der Mehrheit anerkannte und befolgte Lebensregeln sein, dem Einzelnen zur Leitung dienen können. Veränderungen der äußeren Verhältnisse werden auch Aenderungen dieser Grundsätze mit sich bringen, eine Verwechselung beider Begriffe, eine Gleichsetzung von Recht und Sittlichkeit müßte zur Stagnation, zur Versteinerung führen.

Ueber die Normen der ärztlichen Berufsführung nachzudenken, sie den veränderten Lebensbedingungen anzupassen, die Jüngeren, die so leicht beim Eintritt in das Berufsleben unbewußt gegen „geheiligte" Standesregeln verstoßen, darüber zu belehren, das wäre allerdings eine dankenswerthe Aufgabe; ob aber zu ihrer Lösung gerade auf den Hochschulen viele geeignete Kräfte zu finden sein werden, das erscheint doch zweifelhaft. Die meisten Hochschullehrer haben die Bitterkeiten des Berufes nicht am eigenen Leibe kennen gelernt, und ich meine, nur diejenigen könnten berufen sein, über solche im eigentlichen Sinne praktische Fragen zu urtheilen und zu lehren, die selber den Kampf der Existenz einmal mitgekämpft haben. Und ob es eine besondere ärztliche Ethik überhaupt giebt, geben kann? Moll hat vor Kurzem den Versuch gemacht, eine solche auf dem Grundsatze aufzubauen, daß das

Digitized by Google

oberste Ziel des Arztes in der Herstellung oder Bewahrung der Gesundheit dessen liege, der sich ihm anvertraut hat. Die Richtigkeit dieses Princips ist über allen Zweifel erhaben, aber zum Fundament einer specifisch ärztlichen Ethik kann sie nicht dienen; von jedem anderen Beruf läßt sich mutatis mutandis das Gleiche sagen: Jedermann hat die sittliche Pflicht, eine freiwillig übernommene Aufgabe nach besten Kräften und ohne alle Nebenrücksichten durchzuführen. Aber auch eine besondere Berufsethik läßt sich damit nicht begründen; am letzten Ende ist dieses Princip doch nur Umschreibung und specielle Anwendung jenes obersten Sittengesetzes, das schon vor Jahrhunderten der weise Hillel in dem Satze ausgesprochen hat „was Du nicht willst, daß man Dir thue, das thue auch nicht Deinem Nächsten" und das in reinerer, vollendeter Gestalt in der Lehre Christi der Menschheit zu Theil geworden ist. Es kann nur eine Ethik, nur ein Sittlichkeitsprincip geben, das auf jedes Individuum, auf jeden Stand und Beruf anwendbar ist und unter allen Verhältnissen Geltung besitzt.

Ich möchte mit einem anderen Worte Spinoza's schließen: „Weil aber Jeder nach den Gesetzen seiner Natur das verlangt, was er für gut hält, und das zu entfernen sucht, was er für schlecht hält, und da außerdem das, was wir nach dem Gebote der Vernunft für gut oder schlecht halten, nothwendig gut oder schlecht ist, so thun also die Menschen, insofern sie nach der Leitung der Vernunft leben, nur insofern das nothwendig, was für die menschliche Natur, und folglich für jeden Menschen, nothwendig gut ist". — Das sittliche Handeln der Ausfluß der reinen, von Leidenschaften unbehelligten Vernunft! Wer nach diesen, mit der ganzen krystallenen Klarheit des Denkers entwickelten Grundsätzen sein Leben und Handeln einzurichten strebt, der wird wahrlich einer besonderen Berufsethik gerne entrathen.

Literatur und Kunst.

Jungfrankreich im Roman.

Von A. Brunnemann (Paris).

Unter einer Menge von Namen forschen wir mühsam nach solchen, die wir mit einem guten Empfehlungsbrief nach Deutschland hinüber senden möchten, weil sie mit jener großen Kunst verknüpft sind, die in's volle Menschenleben hineingreift und schlicht und ehrlich gestaltet, was ein offenes Dichterauge zu schauen, eine stark empfindende Dichterseele zu fühlen vermag. Es gab und giebt noch in Frankreich Dichter, die mit starkem Talent und tiefer Gefühlswärme das ganze Leben ausschöpften, Gestalten schufen, mit denen wir lachen und weinen können, die wir ganz verstehen, eben weil es echte Menschen sind: Daudet, Coppée, Loti, France, Lemaître. Ferner große Meister, denen die Welt als Schauplatz traurig-nüchterner Erbärmlichkeiten erschien, als ein wildes Durcheinanderwälzen der von blinden Instincten getriebenen Massen, und die diese blinden, mächtigen Triebe und den noch blinderen Zufall mit erschütternder Treue darstellten: Balzac, Flaubert, Maupassant, Zola. Endlich Meister der feinsten psychologischen Analyse, die die verborgensten Empfindungen einer peinlichen Untersuchung unterwarfen und sie bis auf ihre zartesten Aeußerungen in einer farben- und nuancenreichen Sprache wiedergaben: die Goncourt, Bourget.

Bei den Jüngsten von alledem etwas; des Unerquicklichen viel zu viel! Und auch dieses darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, denn längst haben es allzu eifrige Uebersetzerhände schon auf den deutschen Büchermarkt gebracht. So fiel uns bei Vorbereitung dieser Studie ein Band von Fernand Vandérem in die Hand: Asche (Cendres). Der Uebersetzer rühmt die ehrliche, sichere Kunst des Autors und sieht in ihm eine aufsteigende Berühmtheit. In der That, Vandérem hat sich durch dieses Werk einen Namen erworben; er hat sich als unerschrockener Sittenschilderer gezeigt, eine sichere Kenntniß des Pariser Lebens verrathen, denn sein Roman ist typisch für die Lebensanschauung der meisten jungen Franzosen besserer Stände. Kaum dem Schulzwang entronnen — on s'amuse; d. h. Frauen jeder socialen Sphäre treten in den Gesichtskreis des jungen Herrn; die echte Leidenschaft, wenn überhaupt vorhanden, verflüchtet sich schon nach dem ersten „Abenteuer" — dann geht es von Genuß zu Genuß mit sich steigernder Perversität und wenn nichts mehr reizt, heirathet der noch nicht dreißigjährige übersättigte Cyniker und Skeptiker ein wohlhabendes Mädchen aus guter Familie. Auf der Höhe des Lebens, in der Vollkraft des menschlichen Schaffens bleibt von der ganzen Lebenshoffnung der oft hochbegabten jungen Leute nichts mehr übrig als — Asche. Den Utilitarier versetzt diese Erkenntniß durchaus nicht in sentimentales Bedauern; er findet das ganz selbstverständlich und sinnt nach jahrelangem Müßiggang auf Gelderwerb im Großen.

Diese „petits jeunes gens" sind es zumeist, die den französischen Büchermarkt bereichern und ihre oft hohe künstlerische Begabung an sehr unwürdige Stoffe vergeuden. Mit verblüffender Ehrlichkeit kramen sie ihre bereits auf dem Wege der Erfahrung gewonnene Weisheit aus: Sittenschilderer nennen sich die Einen, esthètes et cérébrales die Anderen. Ihr Abgott ist Maurice Barrès, der Prediger des Ich-Cultus, der höchsten Skepsis und der geistreich-dilettantischen Ideenspielerei. Ihr sie thurmhoch überragendes Vorbild ist Maupassant, der Conteur, ihre treibende Kraft die Mode. Die Besten unter ihnen sind unstreitig die Sittenschilderer; unerträglich wird auf die Dauer das literarische Gigerlthum, das eine Moderichtung auf ihr Banner geschrieben hat, die wir Aesthetik der Unmoral nennen möchten. Verherrlichung der Sinnesfreude lautet ihre Loosung, und sie gehen an ihre Aufgabe nicht mit der freien Kühnheit kraftgenial überschäumender Jugend, deren gährender Most noch einen guten Wein verheißt — sondern mit der ruhigen Ueberlegung literarisch und künstlerisch sehr gebildeter Herren, die ihre niedere Erotik und moralische Unlauterkeit je nach der Mode in das altclassische Gewand der „Renaissance latine", von der sie schwärmen, oder in die jenseits des Canals erblühte Neuromantik hüllen, so daß das Ganze sehr ästhetisch, ja beinahe wie ein Kunstwerk aussieht. „Tu ne sais pas, combien je suis mystifique", sagt die kleine Freundin eines Poeten, deren Lebenswandel uns nichts weniger als heilig vorgeführt wird. Es ist immer nur die geschminkte Dirne — mag sie im Gewande einer Antigone oder Beatrice auftreten.

Ist es der Mühe werth, auch nur die Namen dieser Autoren zu nennen und ihre Eintagsfliegen-Berühmtheit in's Ausland hinüber zu posaunen? Es handelt sich schon um Namen von Klang, und sie nur wollen wir aus den 4—500 Bänden, die alljährlich auf dem französischen Büchermarkt erscheinen, herausgreifen. Sind es nicht kaum zwei Jahre her, daß selbst ernste Kritiker dem besten Vertreter der Renaissance latine, Pierre Louys, dithyrambisches Lob spendeten. Band auf Band häuft Paul Adam und wird von den Jüngsten angebetet, während sich die ältere Kritik allerdings kühl gegen ihn verhält. Seine starke Production drängt sich auf — er kann nicht todtgeschwiegen werden — sollte er nicht auch bereits einen Uebersetzer gefunden haben?

Paul Adam ist ein eingebildeter Epigone, der sich für ein Genie hält; mit einem Gemisch von Erotik und Verstand und großer Vorliebe für das Deklamatorische ahmt er bald Zola, bald Flaubert, bald Maupassant nach. Nur ein einziges Verdienst möchten wir ihm zuerkennen: seine Liebe zum Leben und zur Stärke. Er ist cynisch, pervers, ja

Digitized by Google

brutal, doch seine kräftigen Helden stehen in wohlthuendem Gegensatz zu den marklosen Bekennern des Dekadententhums, denen das Leben nur zu bald als Schale ohne Kern erscheint. Die besten von Paul Adam's Büchern sind: „La bataille d'Uhde" und „La force". —

Viel höher möchten wir doch die Sittenschilderer einschätzen. Zunächst den bereits erwähnten Vandérém, der mit einer sicheren realistischen Kunst, ohne Modezuthaten die frühe Verderbtheit und Illusionslosigkeit der Pariser Jugend schildert. Ihn überragt Leon Daudet, eines großen Vaters nicht ganz unwürdiger Sohn. Er hat sich durch die Zeitsatiren: „Les Morticoles" und „Les Kamtschatka" einen Namen gemacht als beißender Spötter über literarische Modekrankheiten. Als Menschenschilderer bleibt er meilenweit hinter Alphonse zurück — all' seinen Figuren haftet etwas Marionettenartiges an. Er ist kalt, grausam, skeptisch, illussionsraubend, aber niemals gemein. Fest begründet ist der Ruf Marcel Prévost's. Wir schweigen von den berüchtigten, sehr einseitigen „Demi-Vièrges" und ziehen eines seiner späteren Werke heran, das unverkennbares Streben nach einer ernsteren Kunst offenbart: „Le jardin secret". Die Fabel ist kurz folgende: Frau Lecoudrier bemerkt am Abend nach der plötzlichen Abreise ihres Gatten (den der Tod eines Verwandten in die Provinz rief), daß er vergaß, den Schlüssel zu seinem Schreibtisch abzuziehen. Der Schlüssel fascinirt sie geradezu; sie kann der Versuchung nicht widerstehen, das Fach zu öffnen: da findet sie Liebesbriefe, Photographien, 30000 Mark in Gold — ihr Mann, mit dem sie jahrelang im besten Einverständniß lebte, hat sie ebensolange hintergangen! Scheidung ist ihr erster Gedanke, und ein Privatdetectivbureau bietet ihr seine Dienste zur Beschaffung der erforderlichen Beweise an. Doch die junge Frau ist eine von den seltenen ernsteren Naturen. Kaum hat sie diesen Schritt gethan, so empfindet sie Reue, geht in sich und stellt das Conto ihrer eigenen Schuld zusammen. Mit so mancher Verheimlichung ist sie zum Altar getreten: ihr Vater hat einst im Gefängniß gesessen; sie selbst begrub eine große Jugendliebe; sie nahm die Hand des Gatten nur, um sich zu versorgen. Und später — sie flirtete, wie andere Frauen; ein Zufall nur schützte sie einst vor tieferem Fall. Hat sie ein Recht dazu, sich in voller Unschuld über den Betrüger zu erheben? Jeder hat seinen „verschlossenen Garten", in den der Andere nicht eindringen soll. „Alles, was wir nicht selbst sind, bewahrt sein Geheimniß vor uns. Ich stehe stets allein im Leben mit meinem Elend; Jedermann ist allein und die, welche das Gegentheil behaupten, glauben es nur nicht zu sein". Das ist die traurige Resignation der Marthe Lecoudrier, die ihren Auftrag zurückzieht und altes und neues Elend wieder in Schweigen begräbt. Mit herbem Ernst wird diese sophistische Moral von den zwei nebenher wandernden Lügen aufgestellt, denen Schweigen der beste Weg zum Frieden sein soll. Hier offenbart sich der Franzose und Utilitarier bis in's Herz dieser Frauenseele hinein. Für Prévost ist einfach vernünftig, was anderwärts als feige erscheinen würde. Künstlerisch hat er das Verfahren der psychologischen Analyse in ihrer einfachsten Form gewählt. Er hat sich ein Modell genommen, das er studirt, ohne der poetischen Erfindungsgabe die geringste Freiheit zu gestatten. Verwandt zeigt sich Prévost mit den Sittendramatikern Lavedan und Paul Hervieu — sie Alle haben ein mehr ärztliches Verfahren. Mit ihrer feinen Secirkunst gleichen sie jungen Studenten der Medicin, die, von Interesse für ihre Sache beseelt, die peinlichsten Studien zur Kenntniß der menschlichen Krankheiten machen — und noch keine einzige zu ihrer Heilung. Daher ihre Skepsis, ihre pessimistische Weltanschauung. In das schmerzliche Ringen und Kämpfen tief angelegter Seelen bringt nur selten einer dieser Autoren ein. Kaum einer versteht, einen großen Hintergrund zu schaffen, Zeitprobleme mit sicherem Erkennen heranzuziehen. Dem oberflächlichen Pariserthum sind sie Alle verfallen — ihre Werke können nur ein flüchtiges Zeitinteresse, kein großes Menschheitsinteresse beanspruchen, wie es so mancher der zu Anfang citirten Männer längst gewonnen hat. Ihrer technischen Meisterschaft wird man Bewunderung zollen — ihre Phantasiearmuth beklagen.

Mit Freuden muß daher ein junger Schriftsteller begrüßt werden, der sich nicht damit begnügt, Vivisection verderbter Genußmenschen oder nüchterner Utilitarier zu treiben, die keines Aufschwungs, keiner großen Leidenschaft fähig sind, für den aber das Leben des Individuums, wie das der Gesellschaft einen höheren Sinn hat und der darum erschütternde Gewissensdramen kennt: Edouard Estaunié. Berechtigtes Aufsehen erregte sein Roman: „l'Empreinte": Leonard Clam, eine Waise, Schüler der Jesuitenschule zu Nevers, wird geschickt von seinen Lehrern beeinflußt, die in ihm einen verheißungsvollen Novizen sehen. Er aber ahnt die Falle, die sie ihm stellen und macht sich von dem Banne der „Vocation" frei, die ihm die frommen Väter gleichsam suggerirt haben. Er wendet sich nach Paris. Dort versucht er sich sieben Jahre lang in Allerlei, doch nichts gelingt ihm. Er verzehrt sich bei den vergeblichen Versuchen und erschöpft, entmuthigt, fast lebensmüde, kehrt er nach Nevers zurück. Eine Retraite, die er in seinem alten Kloster macht, veranlaßt ihn nochmals zu strengster Einkehr in sich selbst. Er erkennt seine Unfähigkeit, Mensch zu sein, und wird Jesuit.

„L'Empreinte" ist einer der fesselndsten französischen Romane jüngeren Datums, in nervös-lebendigem Stil geschrieben. Ueberzeugend wird dargestellt, wie eine feine, empfindsame, ängstlich-schwache aber stolze Seele allmälig durch das „Gepräge", das man ihr in der Jugend aufgedrückt hat, zum freien Denken und Schaffen unfähig gemacht wird. Die übrigen Figuren des Romans sind trefflich gezeichnet — wir spüren die furchtbaren Kämpfe einer alten und neuen Welt aus dem Kampf des Einzelwesens heraus.

Forschen wir nach weiteren edleren Darstellungen des Ringens und Kämpfens solcher Menschen, denen die sinnliche Welt nicht Alles ist, die den Idealismus nicht lediglich in seinem flitterhaften neuromantischen Gewande als Modethorheit pflegen, so müssen wir schon Autoren aufsuchen, die heute in der Vollkraft ihres Schaffens stehen — und somit aus diesem Rahmen heraustreten. Nur einige Worte über den in Deutschland wohl am wenigsten bekannten unter ihnen, Edouard Rod, der das Losringen von dieser rein sinnlichen Auffassung des Weltalls und die heiße Sehnsucht nach idealen Gütern besonders charakteristisch vertritt. In ihm offenbart sich ein echter Dichter; er kennt etwas, stellt es als letztes Gebot auf, wovon die Jüngsten sich bei ihrer Lebensführung völlig befreit fühlen: die sittliche Verantwortung. Sie als Gebot aufzustellen, dem Leben einen höheren Sinn zu verleihen, moralische Werthe anzuerkennen, das beschäftigt ihn bis zur Selbstquälerei. Er ist der junge Arzt, der schon nach Heilmitteln sucht und doch wieder die absolute Heilkraft des kaum Gefundenen bezweifelt. Im „Cours à la mort" und im „Sens de la vie" fragt Rod verzweifelt nach dem Sinne des Lebens. Hat das Leben überhaupt einen Sinn, oder quälen wir uns nur, unerbittlichen Naturgesetzen der Umwandlung machtlos gegenüberstehend, ein an Elend überreiches Leben lang zwecklos auf Erden umher höchstens zur Belustigung eines grausamen Demiurgen? Seine grübelnden Helden suchen im Mysticismus oder Altruismus Heil; um Erlösung aus innerem Zwiespalt flehend klammern sie sich an die Offenbarungen Tolstoi's, an die große Mitleidsfluth, die von Osten her die Welt überströmte und das Erbarmen mit den Elendsten der Elenden als einzigen Weg zum Heile preist. Und doch bleiben sie alle weltfremde, ja lebensfeindliche Individualisten, die aus ihrem Ideenkampfe nicht heraus können, und nie eine freudige Hingabe an frisches fröhliches Thun zeigen. Praktisch betrachtet, bleibt diese Literatur noch immer ein Schwärmen schöngeistiger

Digitized by Google

Müßiggänger, ein Philosophieren im Salon. Die darin enthaltene Vertiefung des seelischen und moralischen Lebens jedoch, getragen von der großen Sehnsucht, über das trostlos-widerspruchsvolle Treiben dieser Welt hinaus nach etwas zu suchen, das zu einer freudigen Lebensbejahung treibt, macht sie trotz des Krankhaften, was ihnen anhaftet, zu einer wohlthuenden Erscheinung. Verfällt Rod dem Parisianismus und behandelt er wie alle anderen Autoren die bis zur Ermüdung variirte Pariser Ehebruchsgeschichte, so thut er es mit einem Tactgefühl und einer poetischen Zartheit, wie wir das kaum wieder in der französischen Literatur finden. Vielleicht ist die Ursache mit darin zu suchen, daß Rod (eigentlich Roth) Schweizer von Geburt ist; doppelt aber offenbart sich daraus der echte Dichter, dessen Seele groß zu empfinden vermag und der aus dem alltäglichen Rohmaterial des Menschenthums, das andere zu banalen Alcovengeschichten benutzen, edle Dramen der Leidenschaft zu schaffen weiß, Dramen verhängnißvoller Schuld, die ihre Sühne heischen und auch erhalten. Rod hat die einzigen wirklichen romans passionnels in der jüngeren französischen Literatur geschrieben, die keine große Liebesleidenschaft mehr kennt: „La sacrifiée", „Dernier refuge", „Le Silence". Vandérem — Rod — des einen Ehebrecherin wird zur Cameliendame, die des anderen zur Francesca da Rimini. Das „Wie" ist das Geheimniß des Dichters, nicht das „Was"; seine Auffassung der menschlichen Dinge nur erhebt der Menschheit Würde oder zerrt sie in den Staub.

Endlich verdient noch ein Roman Beachtung, der, zwar ganz anderer Natur, als alles bisher Besprochene, doch, Zustände der jünsten Zeit behandelnd, hier nicht ausgeschlossen werden darf: „Les déracinés" von Maurice Barrès. Diesen, den Schöpfer des Ichcultus, das Vorbild aller „petits jeunes gens" der modernen Revuen, den Vertreter des Dilettantismus in höchster Potenz, des Geistesakrobatenthums, Selbstberäucherung, Ichvergötterung und Affectirtheit bis zur Unerträglichkeit pflegte*), wird man darin von einer ganz anderen Seite kennen lernen. Die „Entwurzelten" sind junge Lothringer, denen ein einflußreicher kühler Verstandesmensch, Prof. Bouteller, während ihres letzten Gymnasialjahres zu Nancy die Sehnsucht nach Paris einflößt. Sie beginnen dort ihre akademischen Studien und, dem nährenden Mutterboden entrissen, scheitern sie aus Mangel an befriedigender, ihrem innersten Wesen entsprechender Thätigkeit; sie degeneriren oder gehen zu Grunde. Ihre frische Ursprünglichkeit und Rasseneigenthümlichkeit schleift das kosmopolitische Quartier latin ab — für allgemeine Ideen — d. h. für Ideen von unklarer Allgemeinheit, verschwenden sie viel Energie, Taine und Darwin versetzen sie in Begeisterung, doch was sie selbst ernstlich zu thun haben, um sich dem Staate nützlich zu machen, bleibt ihnen ein ewig schwankendes Ziel. Sie dienen ihm kaum und der Heimath sind sie verloren. Das Ganze, eine energische Warnung vor der Centralisirung von Paris, ist als historisch-sociologische Studie interessant. Zum ersten Male wird hier der Versuch gemacht, die Generation des neuen Frankreich darzustellen, der die Republik ihr „Gepräge" geben möchte. Sie überrascht aus der Feder des schroffsten aller Individualisten, der einst die Heimathlosigkeit als nothwendig für die freieste und höchste Entfaltung der Persönlichkeit pries und nun den Nährboden der Heimath für die Jugend zurückverlangt. Barrès' Stil ist weitschweifig und schwülstig. Menschen von Fleisch und Blut hat er nicht darzustellen gewußt; seine acht Provinzler marschiren auf als Vertreter gewisser Principien; er schiebt sie hin und her, wie ein geschickter Schachspieler. Das Werk bildet den ersten Band einer Romanserie, die den Gesammttitel: l'Energie nationale führen soll. Inzwischen aber hat sich der Autor nach diesem trockenen Experiment bereits wieder auf dem ästhetisch-perversen Gebiet erholt. Im „Amateur d'âmes" liegt er wieder anbetend vor seiner Seele und vor seinem glänzenden literarischen Genie. Delrio, sein Held, lebt in einem „orangenfarbenen Thurm" in der Nähe von Toledo und producirt sich dort als virtuoser Ich-Künstler und skeptischer Zerleger des „Machinisme moral". Die Dame seines Herzens ist stets gelb oder violet gekleidet, Farben, die er bevorzugt. Sie ist nur für die Unterhaltung der Engel geschaffen und Delrio begnügt sich eine zeitlang damit „de la respirer". Früher besprochenen Werken Barrès' steht dieser neben trefflichen ästhetischen Betrachtungen an symbolischem Unsinn reiche Roman weit nach, aber der „Amateur d'âmes" wird viele Nachahmer finden.

Charles le Goffic, Georges Beaume schildern das Leben der Bretagne zum Theil wenigstens schlicht und gemüthvoll, ohne zu große Vorliebe für das naturalistisch Brutale. Aber nichts von jener intimen Heimathkunst, der Quelle alles Natürlichen; die jungen Autoren sind alle Treibhauspflanzen aus dem bunten Zaubergarten Paris, in dem sich's frühe welkt. Sie Alle überraschen durch ihre frühreife und sichere Kenntniß des Pariser Lebens. Ihre anscheinende Schwenkung zum Idealismus beruht auf Nachahmung fremder Elemente, auf einer Modethorheit. Sie Alle schwelgen im Individualismus und in der Verachtung der Masse. Die an echten Empfindungswerthen sehr armen Erzeugnisse reizen durch eine technisch virtuose Darstellung, denn das Gefährlichste an den Jüngsten ist ihre ästhetische Cultur, ihr raffinirtes Kunstempfinden. Es führt sie nicht zu einer Durchdringung des Lebens mit der Kunst und Veredelung desselben, sondern nur zu einer künstlerischen und deßhalb verlockenden Gestaltung unedelster Regungen.

*) Vergleiche die Studie über Barrès, Gegenwart 1896, Nr. 46.

Neues von Callot-Hoffmann.

Von Heinrich Jessen.

Der Propheten, die in ihrem Vaterlande nichts gelten, giebt es gar manche im deutschen Schriftthum, aber ziemlich selten sind die Fälle, wo ein deutscher Künstler erst im Auslande zu Ruhm und Ansehen gelangte und auf solche Weise dann nachträglich auch bei uns bekannt oder berühmt wurde. Richard Wagner, der einen ähnlichen Umweg auf den deutschen Ruhmesgipfel versuchte, scheiterte am Mißerfolg des Tannhäuser in Paris. Aus neuerer Zeit wüßte ich nur den Prager Ghetto-Erzähler Salomon Kohn zu erwähnen, dessen Roman „Gabriel" in England einen großen Erfolg hatte, so daß nun auch Deutschland endlich auf ihn aufmerksam wurde — freilich zu ungünstiger Zeit, nämlich in der Hochfluth des Antisemitismus, die alle Judengeschichten-Erzähler von Kompert bis Franzos hinweg schwemmte. Aber das berühmteste Beispiel dieses deutschen Auslandruhmes, dieses im Vaterlande viel weniger geltenden Prophetenthums bietet doch E. T. A. Hoffmann, einer der größten Erzähler der Weltliteratur. Zahlreiche Uebersetzer verpflanzten ihn nach Frankreich, und Balzac, Théophile Gautier, Gérard de Nerval, George Sand feierten ihn, Alfred de Musset besang ihn; Carlyle übersetzte ihn in's Englische; 1835 wurde er in's Italienische übersetzt. Balzac ehrte Hoffmann, indem er an den Titel eines 1829 in's Französische (nicht unter Hoffmann's Namen) übersetzten Romans anknüpfend, sein L'Élixir de longue vie für ein verschollenes Werk Hoffmann's ausgab: „c'est une fantaisie due à Hoffmann de Berlin, publiée dans quelque almanach d'Allemagne et oubliée dans ses oeuvres par les éditeurs." In Balzac's Roman ‚Une fille d'Ève' tritt ein Capellmeister des Markgrafen von Anspach, Namens Schmucke, auf, von dem der Dichter sagt: „il appartenait à

Digitized by Google

ces étranges créations qui n'ont été bien dépeintes que par un Allemand, par Hoffmann, le poëte de ce qui n'a pas l'air d'exister et qui néanmoins a vie." Schmucke hat auch einen Kater, den er ‚Mirr' getauft hat, „pour glorifier notre grand Hoffmann de Berlin que j'ai beaucoup connu." Schmucke ist auch der Musiklehrer der Ursule Mirouet, und die zweite Hauptperson in Balzac's ‚Le Cousin Pons', wo es von ihm heißt: „Sa religion n'arrivait pas à ce point où elle frise la manie, comme chez les Kreisler d'Hoffmann." Den Untertitel der Phantasiestücke: „Blätter aus dem Tagebuch eines reisenden Enthusiasten" verwendete später der erste französische Uebersetzer des Faust, Gérard de Nerval, als Untertitel seines Buches „Lorely": „Sensations d'un voyageur enthousiaste". Hoffmann's wird öfter darin gedacht: gleich im ersten Capitel schreibt er in Straßburg: „de l'autre côté, là-bas à l'horizon ... savez-vous ce qu'il y a? Il y a l'Allemagne! la terre de Goethe et de Schiller, le pays d'Hoffmann; la vieille Allemagne, notre mère à tous! ... Teutonia!" Und nun halte man neben diese französische Begeisterung für einen deutschen Dichter die bescheidene und zeitweilig ganz fehlende Anerkennung, die der große Erzähler bei uns fand! Zu seinen Lebzeiten war er wohl bekannt und zum Theil auch beliebt, aber mehr als Musiker, denn als Schriftsteller. Seine Compositionen und seine Oper erkannten C. M. von Weber und Robert Schumann bewundernd an; dem posthumen Portrait, das Adolf Menzel von ihm entwarf, lag Hoffmann's eigene Zeichnung zu Grunde, denn der seltsame Mann war auch ein Bildnißzeichner und Caricaturist in der Art des Masken- und Soldatenzeichners Jacques Callot. Wirklich populär war er aber bei uns nie. Er hat sogar im Laufe der Zeit an seiner relativen Beliebtheit eingebüßt. Wesentlich hat dazu die Behandlung beigetragen, die er in der Ende der dreißiger Jahre zuerst erschienenen, vielverbreiteten Literaturgeschichte des Heidelberger Professors Gervinus erfahren mußte, der gerade das Hoffmann am meisten Auszeichnende als seinen, ihn aus der Poesie hinausweisenden Fehler brandmarkte. „Er hatte," sagt der Professor, „die Maximen und Praxis, die alle Humoristen haben, das Selbstangeschaute unmittelbar darzustellen, ohne es über das Zufällige zu erheben. In seinen Schriften figuriren seine Verwandten und sein Leben, in den Serapionsbrüdern sein Berliner Freundeskreis, im Kater Murr sind die Beziehungen auf seine Eigenheiten und sein Leben am häufigsten; Erinnerungen aus Königsberg und Glogau sind in den Nachtstücken verarbeitet und so Anderes anderswo. Alles liegt in einem ungestalteten Haufen, aus dem ein anderer, der das Talent hätte, erst etwas bilden müßte." Also ein verblasener Idealist soll den realistischen Dichter erst umdichten! Die Persönlichkeit Hoffmann's war dem ganz unkünstlerischen Gelehrten ebenfalls höchst zuwider: „Alles was den Geist natürlich hält (!), Gespräche über Politik, Staat, selbst Religion haßte Hoffmann frühe und immer ... Seine excitirten Nerven reizte er mit Wein und Nachtarbeiten, unachtsam, daß ihm ein mäßiges Leben für Geist und Körper das Zuträglichste war" u. s. w. u. s. w. Hätte unser Dichter diese Salbadereien lesen können, so würde er ausgerufen haben, wie in den „Serapionsbrüdern": nicht ohne einiges Entsetzen kann ich diesen tiefen gespenstischen Philistrismus anschauen!

Inzwischen scheint die Volksthümlichkeit Hoffmann's im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wieder etwas im Wachsen, wie namentlich die vielen „ausgewählten Werke" beweisen. Die weitaus beste historisch-kritische Ausgabe hat soeben Eduard Grisebach veröffentlicht*), dem wir schon die beste Schopenhauer-Ausgabe verdanken. Diese Gesammtausgabe ist vollständiger als ihre beiden Vorgänger, indem sie eine ganze Reihe bisher unbekannter oder verschollener kleinerer Schriften des Dichters darbietet. Ueberdies geht sie durchweg auf die Hoffmann'schen Originalausgaben zurück und reproducirt auch zum ersten Mal aus ihnen von Hoffmann selbst herrührende oder von ihm angeordnete Originalillustrationen. Ausgezeichnet ist zumal Grisebach's biographische Einleitung, die viel Neues enthält, besonders zahlreiche Briefe und Mittheilungen über Hoffmann's Person und Werke, mit glücklicher Finderhand aus verschollenen Almanachen und Memoirenwerken, sowie Autographensammlungen geschöpft.

Eine anschauliche Schilderung von Hoffmann's Erscheinung und des Eindrucks seiner Persönlichkeit verdanken wir dem Dresdener Novellisten Friedrich Laun (Friedrich August Schulze) in seinen „Memoiren" (Bunzlau 1837). Laun erzählt: „Ich pflegte mich in einem Kaffeehause an der Ecke der Seegasse einzufinden. In einem der Zimmer fiel mir ein kleiner, in der Regel die eine Ecke einnehmender Mann auf. Ihm war fast immer ein anderer, größerer zur Seite, mit dem er sich, meistentheils leise, unterhielt. Nicht selten saß er dann wieder in tiefen Gedanken und sprang oft ohne allen äußeren Anlaß plötzlich vom Stuhle empor, um, beide Hände in die Tasche seines braunen Frackes so tief wie möglich herabgedrückt, hastig im Zimmer auf und ab zu gehen ... seine Physiognomie verwandelte sich alle Augenblicke. Das kleine, kluge Gesicht war fast immer ein anderes. Die dunklen stechenden Augen zeugten von einem gewaltigen Leben und um die Lippen zuckten ihm offenbar Sarkasmen, die es bedauern ließen, daß das schweigsame Männchen sie nicht in lauten Worten von sich gab. Zuweilen setzte er sich auch wohl auf einen, so weit als möglich von der Gesellschaft entfernten, einsamen Stuhl, um unbemerkt, wie er vermuthlich glaubte, seinem Mienenspiel alle mögliche Zügellosigkeit verstatten zu können. Sein gewöhnlicher Gefährte war ein Schauspieler, Namens Keller. Die Freundlichkeit und Bildung, welche dieser Künstler darlegte, erleichterte mir das Anknüpfen eines Gespräches mit ihm, wodurch ich zugleich die mir unvergeßliche Bekanntschaft E. T. W. Hoffmann's (denn der kleine Mann war kein anderer als dieser ausgezeichnete Humorist) mit gewann." Grisebach bemerkt dazu, daß das hier erwähnte Gesichterschneiden allerdings zu Hoffmann's originellen Eigenthümlichkeiten gehörte. So sagt er selbst unter der Maske des Malers Bickert im „Magnetiseur": „Gesichter schneiden muß ich frei können, soviel ich will, das lasse ich mir nicht nehmen." Alsbald heißt es denn auch: „Sowie Ottmar das Wort: Magnetismus aussprach, zuckte es auf Bickerts Gesicht, erst leise, dann aber crescendo durch alle Muskeln, so daß zuletzt wie ein Fortissimo solch' eine über alle Maßen tolle Fratze dem Baron in's Gesicht fuckte, daß dieser im Begriff war, hell aufzulachen, als Bickert aufsprang ..." Und schon vorher ist Bickert also geschildert: „er hatte, wie er manchmal pflegte, bisher an dem Gespräch gar keinen Antheil genommen, sondern war mit über den Rücken zusammengeflochtenen Armen, allerlei scurrile Gesichter schneidend und wohl gar bisweilen einen possirlichen Sprung versuchend, auf und ab geschritten".

Aus der zweiten Hälfte des Jahres 1817 bringt Grisebach einen interessanten Bericht über den Verkehr des bekannten dänischen Dichters Adam Oehlenschläger mit Hoffmann, entnommen dessen „Lebenserinnerungen" (Leipzig, 1850). Dort heißt es: „Ich habe Hoffmann's Bekanntschaft gemacht. Seine Erzählungen sind trotz des Convulsivischen und Entsetzlichen, das zuweilen zur Manier wird, voll von poetischem Feuer, einer starken Phantasie und von Humor. Er ist Regierungsrath, klein, mager. Er zeigt in seiner Unterhaltung viel Verstand. Er ist auch ein guter Musiker und hat Fouqué's Undine [in Musik] übersetzt. Er und der Buchhändler (später Criminaldirector) Hitzig luden mich ein, mit ihnen in einer Restauration zu essen, wo ich auch Berlins größten Schauspieler Ludwig Devrient fand ... Vor Kurzem kam Fouqué sieben Meilen weit von seinem Gute her, um meine Bekanntschaft zu machen. Hoffmann bat uns, diesen Abend

*) E. T. A. Hoffmann's Sämmtliche Werke in 15 Bänden. (Max Hesse's Leipziger Klassiker-Ausgaben.)

Digitized by Google

bei ihm zuzubringen, und so hatten wir drei nun wirklich einen echten Dichterabend... Hoffmann, ein burlesker, phantastischer Gnome, mit vielem Verstand, stand mit einer weißen Schürze wie ein Koch da, und bereitete Cardinal aus Rheinwein und Champagner. Der Pokal ging unablässig umher; wir erzählten uns einander kleine abenteuerliche Geschichten ... Während wir bei solch' gräßlichen Geschichten dasitzen und die Phantasie durch Cardinal erhitzen, wende ich den Kopf zur Seite und sehe — einen kleinen schwarzen Teufel, mit einem Horn auf der Stirn, und einer rothen Zunge aus dem Munde hängend, sich über meine Schulter beugen. Es war dies eine Marionettenpuppe, die Hoffmann gekauft hatte (er hat den ganzen Schrank voll), mit der er manövrirte, um mich in einem grausigen Märchen zu erschrecken. Einmal erzählte Fouqué etwas, und nun setzte Hoffmann sich an's Clavier, accompagnirte Fouqué's Erzählung und malte alles mit Tönen aus, je nachdem es grausig, kriegerisch, zärtlich oder rührend war, und das machte er ganz vortrefflich."

Durch das Honorar für die Elixiere, sowie durch eine ihm, neben der immer noch bis auf Urtheilsgebühren unhonorirten Arbeit am Kammergericht, zu Theil gewordene bezahlte Beschäftigung im Bureau des Justizministeriums, war es Hoffmann nach seinen Irrfahrten in Polen, Bayern (Bamberg) und Sachsen endlich in Berlin 1815 möglich geworden, „ein gutes Logis" zu beziehen: Taubenstraße 31 (Eckhaus der Charlottenstraße, dem Schauspielhause gerade gegenüber), was er an Hippel mit den Worten meldet: „So siehst du mich, mein theuerster, geliebtester Freund, nach so vielen Stürmen endlich im Hafen." Von dieser im obersten Stock (2 Treppen hoch) gelegenen Wohnung und der Aussicht aus seinen Fenstern entwarf er eine uns erhaltene humoristische Federzeichnung. Wir sehen daraus, daß man von der Treppe aus durch ein Vorzimmer zu dem zweifenstrigen „Prunkzimmer" gelangte, aus diesem führte eine Thür zum dreifenstrigen „Zimmer der Frau" (das Eckzimmer an der Tauben- und Charlottenstraße), die andere Thür führte in Hoffmann's „Arbeitsstube", aus deren Fenster er selbst mit der Pfeife im Munde herausguckt, über seinem Kopfe steht „Regierungsrath Hoffmann". In dem daranstoßenden „Schlafkabinet" hat er sich und seine Frau in den nebeneinander stehenden Betten liegend angedeutet. Ein weiteres „Kabinet" und „Domestiken-Stube" und „Küche" nehmen den Rest der Wohnung ein. Aus dem Fenster der an der Charlottenstraße anschließenden Wohnung guckt ein Kopf heraus, der den Rauch seiner Cigarre in Hoffmann's Gesicht bläst, und über diesem classischen Profil steht „Schauspieler Devrient". Das von den beiden Gensdarmenmarktthürmen eingerahmte Schauspielhaus zeigt im Directionszimmer den Grafen Brühl, wie er drei mit Manuscripten heranstürmende Dichter empfängt; die Köpfe der „Choristen" sind als antike Masken dargestellt; auf der Bühne tanzen zwei Balletpaare; in der „Restauration des Theaters" stehen zwischen zwei riesigen Gläsern Chambertin und Madera der kolossale Capellmeister B. A. Weber und der winzige „Kreisler", der Fußboden ist mit Beefsteaks gepflastert. Auf dem Gensdarmenmarkt und in den angrenzenden Straßen wandeln unter vielen Anderen auch Figuren aus den „Phantasiestücken" umher: der Student Anselmus und der Konrector Paulmann (aus dem „goldnen Topf"), der Doctor Dapertutto, Peter Schlemihl und Erasmus Spikher (aus der „Sylvesternacht"), auch der Verleger „Kunz aus Bamberg" studirt in Schonert's Restaurant einen durch das halbe Local reichenden Weinzettel. Die Taubenstraße entlang fährt „Baron Fouqué aus Nennhausen" in Uniform, mit ungeheurem Dreimaster und Federbusch, in der Markgrafenstraße gehen Bernhardi, Ludwig Tieck und Brentano spazieren. Am obersten rechten Ende des Blattes thront das Kammergericht, in dessen Nähe ein „Anonymus" sitzt, in jener classischen Situation, in der Goethe Nicolai'n auf Werther's Grabe abgebildet hat. Am untersten linken Ende ist ein Zimmer der Weinstube von „Lutter & Wegner" (Ecke der Charlotten- und Französischen Straße) abgebildet, und Hoffmann und Devrient sitzen sich darin gegenüber.

Mit Devrient, der der Federzeichnung zufolge in der Charlottenstraße neben ihm wohnte, hatte Hoffmann die innigste Freundschaft geschlossen, außer Hippel war der große Schauspieler einer der wenigen Menschen, mit dem er sich duzte. Eine in den Hamburger „Jahreszeiten" von 1846 von einem Augen- und Ohrenzeugen berichtete Anecdote über den Verkehr der Freunde führt Grisebach an: „Die intime Freundschaft der beiden berühmten Männer zeigte sich äußerlich niemals, ja sie zankten häufig miteinander, aber Jeder von ihnen verehrte den Andern als eine Größe seiner Art. Sie verstanden sich mit einem kurz hervorgestoßenen „Hm!", einem Augenblinzeln, und Hoffmann war einer der Wenigen, auf deren Urtheil Devrient wirkliches Gewicht legte. Nach Beendigung der Vorstellung im Schauspielhause begab sich Devrient regelmäßig zu Lutter & Wegner, wo er Hoffmann bereits vorfand, in seinem langschößigen braunen Frack, gelber Nankinghose und geblümter Weste auf dem umgekehrten Stuhle sitzend, die Arme auf die Lehne gelegt und gewöhnlich an den Nägeln kauend. Devrient trat schweigend an ihn heran und Hoffmann — kniff ihn ebenso schweigend in's Bein. Das war seine Kritik. Je stärker er kniff, desto besser hatte Devrient gespielt, desto glücklicher fühlten sich Beide und — desto größer wurde die Anzahl der Flaschen auf ihrem Tische. Eines Abends hatte der Künstler in „Heinrich IV." den Falstaff gespielt und ungeheuren Beifall geerntet. Im Vollgefühl seines Triumphes begab er sich in die Weinstube und trat zu Hoffmann heran, ein gründliches Kneifen erwartend — aber dieser rückte und rührte sich nicht. Auf's Höchste verwundert schritt Devrient im Zimmer auf und ab, hin und wieder den Freund streifend, der aber kaute ruhig an seinen Nägeln. In dem Mimen stieg die Wuth auf, schneller und schneller stürmte er durch das Gemach, bis er, die Geduld verlierend, mit einem knurrenden „Hm?" den Dichter in die Seite stieß. Da blickte dieser auf und sagte ganz gelassen: „Du hast gespielt wie ein Schwein!" — Außer sich vor Zorn faßte Devrient den Andern an der Brust: „Satan, ich zerreiße dich!" — Sich losmachend, erwiderte Hoffmann: „Setze dich und hör' mir zu. Du hast den ersten Theil gespielt wie ein Gott; weil du aber den zweiten Theil ebenso gespielt, so hast du gespielt, wie — ich gesagt habe!" — Devrient saß bei diesen Worten da, wie ein Vogel, der den tödtlich magischen Blick der Schlange empfindet; kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn. „Bedenkst du denn nicht" — fuhr Hoffmann fort —, „daß Falstaff im ersten Theil meist der Gefoppte und Gehänselte ist, im zweiten Theil aber selber foppt und hänselt und da also ein ganz anderer Kerl sein muß? Das aber hast du nicht hervorgehoben, und darum hast du gespielt wie ..." „Teufel!" — unterbrach ihn Devrient, ihn bei den Haaren packend — „Teufel, du hast Recht!" — Auf ausdrückliches Verlangen des Künstlers wurde „Heinrich IV." bald darauf noch einmal gegeben, und nun machte Falstaff seine Sache so gut, daß Devrient mehrere Tage lang mit sonderbarem Lächeln sein Bein rieb ..." In der noch heute in demselben Hause befindlichen Weinstube hängt ein altes Aquarellbild, das Hoffmann und Devrient beim Champagner sitzend verewigt. Das „ganze Portefeuille voll charakteristischer Blätter", bei Lutter & Wegner verkehrende Gäste darstellend, welches sich in jener Weinhandlung befand, ist jetzt leider verschwunden.

Hübsch ist auch die von Grisebach ausgegrabene Anekdote von dem sterbenden Hoffmann, der sich zu seinem letzten 47. Geburtstage Hippel, Devrient, Hitzig, Koreff u. A. eingeladen hatte: er trank Selterswasser, während er seiner Gesellschaft die köstlichsten Weine vorsetzte, und wenn er sonst bei solchen Gelegenheiten mit der unermüdlichsten Beweglichkeit den Tisch umkreiste, um einzuschenken und die Unterhal-

Digitized by Google

tung anzufachen, wo sie stockte, so saß er heute den ganzen Abend an seinem Lehnstuhl gefesselt. Nach Tische nahm die Unterhaltung zwischen Hippel und Hoffmann eine Wendung, die, wie sie Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit herbeirief, auch des Todes und Sterbens erwähnen ließ. Hitzig warf ein Wort dazwischen, dessen Sinn ungefähr das bekannte: „das Leben ist der Güter Höchstes nicht", war; aber Hoffmann fuhr ihm mit einer Heftigkeit, die so den ganzen Abend nicht zum Ausbruch gekommen war, entgegen: „Nein, nein, leben, leben, nur leben — unter welcher Bedingung es auch sein möge!" Und dabei litt der wunderliche Mann furchtbar an der Rückenmarksschwindsucht, die ihm, wie später Heine, Glied um Glied lähmte, ehe sie dem Herzen Halt gebot.

Der Ruf als „Trinker" blieb, Dank den biederen Philistern, dem musterhaften Beamten bis heute. Wir wollen daher als Antidoton die schöne Stelle aus „Kater Murr" hierher setzen: „Ich, wandte sich nun der Meister zu mir, ich bin selbst bisher unzufrieden gewesen mit Deinem Betragen, Murr, und es ist Zeit, daß Du einmal wieder ordentlich und vernünftig wirst, damit Du wieder zu besserem Ruf gelangest, als in dem Du jetzt zu stehen scheinst. Wäre es möglich, daß Du mich ganz verstündest, so würde ich Dir rathen, immer still, freundlich zu sein und Alles, was Du beginnen magst, ohne alles Geräusch zu vollbringen; denn auf diese Weise erhält man sich den guten Ruf am besten. Ja, ich würde Dir als Beispiel zwei Leute zeigen, von denen der Eine jeden Tag still für sich allein im Winkel sitzt und so lange eine Flasche Wein nach der andern trinkt, bis er in völlig trunkenen Zustand geräth, den er aber vermöge langer praktischer Uebung so gut zu verbergen weiß, daß ihn Niemand ahnet. Der Andere trinkt dagegen nur dann und wann in Gesellschaft fröhlicher, gemüthlicher Freunde ein Glas Wein. Das Getränk macht ihm Herz und Zunge frei; er spricht, indem seine Laune steigt, viel und eifrig, doch ohne Sitte und Anstand zu verletzen, und eben ihn nennt die Welt einen leidenschaftlichen Weintrinker, während jener geheime Trunkenbold für einen stillen, mäßigen Mann gilt. Ach, mein guter Kater Murr, kenntest Du den Lauf der Welt, so würdest Du einsehen, daß ein Philister, der stets die Fühlhörner einzieht, es am besten hat."

Die Frage, wie der evangelisch getaufte Ernst Theodor Wilhelm plötzlich auf den Einfall kam, sich auf seinen Büchertiteln E. T. A. Hoffmann zu schreiben, wird von Grisebach ebenfall gestreift. Im vierten Bande der „Phantasiestücke" nannte sich Hoffmann zum ersten Male öffentlich Amadäus: indem er sich vom „reisenden Enthusiasten" (seinem anderen Ich) anreden läßt: „Du siehst, mein lieber Theodor Amadäus Hoffmann! daß nur zu oft eine fremde dunkle Macht sichtbarlich in mein Leben tritt." Bekanntlich berichtet Hitzig, Hoffmann habe ihm auf seine Frage, woher das „A" auf den Titeln der Hoffmann'schen Werke komme? erklärt: „es ist ein Schreibfehler auf einem der ersten Manuscripte" — womit also Hoffmann seinen Freund, wie er gern that, mystifizirte. Sein Bamberger Freund und Verleger Kunz berichtet dagegen: auf eine ähnliche Frage seinerseits habe Hoffmann ihm Anfangs nicht geantwortet, nach einem Jahre(!) aber „von freien Stücken gestanden, daß er aus unbegrenzter Liebe zu jenem großen Meister (Mozart), dem er Zeit seines Lebens nachzustreben sich bemühe, sich auch dessen Vornamen beigelegt habe". In dieser ihm von Hoffmann „gestandenen" Vornamensänderung sieht der saubere Freund einen neuen Beweis, daß die Grundlage von Hoffmann's Charakter Egoismus und Eitelkeit gewesen sei! Aber es ist ja dem genialen Manne auch bei größeren Geistern nicht besser ergangen. Sogar ein Walter Scott, den Hoffmann verehrte, ist ihm nicht gerecht geworden: in seinem, an Carlyle's Uebersetzung des „goldenen Topfes" anknüpfenden, namentlich aber auch die 1824 in's Englische übersetzten „Elixire des Teufels" im Auge habenden Aufsatze „On the Supernatural in fictitious Compositions" nannte er die Hoffmann'schen Märchen fieberhafte Träume eines leichtbeweglichen kranken Gehirns", vergleicht sie mit „den Einbildungen, die ein unmäßiger Gebrauch von Opium hervorbringt", spricht von dem „krankhaften Zustande seines zerrütteten Wesens" u. s. w. Als ob Hoffmann diese posthume Kritik vorgeahnt hätte, hat er die „Serapionsbrüder" mit folgender Abwehr geschlossen: „Es giebt sonst ganz wackere Leute, die so schwerfälliger Natur sind, daß sie den raschen Flug der erregten Einbildungskraft irgend einem krankhaften Seelenzustande zuschreiben zu müssen glauben und daher kommt es, daß man von diesem, von jenem Dichter bald sagt, er schriebe nie anders, als berauschende Getränke genießend, bald seine phantastischen Werke auf Rechnung überreizter Nerven und daher entstandenen Fiebers setzt. Wer weiß es denn aber nicht, daß jeder auf diese jene Weise erregter Seelenzustand zwar einen glücklichen genialen Gedanken, nie aber ein in sich gehaltenes, gründetes Werk erzeugen kann, das eben die größte Besonnenheit erfordert." Jenen Walter Scott'schen Aufsatz hat Goethe 1828 in „Kunst und Alterthum" flüchtig erwähnt, ausführlicher aber in einer erst nach seinem Tode im sechsten Bande der „Nachgelassenen Werke" veröffentlichten Aufzeichnung. Goethe spricht hier zwar von „Hoffmann's talentreichem Natürell", stimmt aber sonst dem englischen Kritiker vollkommen bei: „denn welcher treue, für Nationalbildung besorgte Theilnehmer hat nicht mit Trauer gesehen, daß die krankhaften Werke jenes leidenden Mannes lange Jahre in Deutschland wirksam gewesen und solche Verirrungen als bedeutend fördernde Neuigkeiten gesunden Gemüthern eingeimpft worden". Diese Bemerkung zeigt, daß Goethe nur eine unzureichende Kenntniß von Hoffmann gehabt hat. Er tadelt dann weiter, daß ein vorzüglicher Geist wie Hoffmann sich nur auf die Eine Weise versucht habe, von dem einmal betretenen Wege nicht habe weichen können und mögen: woraus ersichtlich, daß er die sehr zahlreichen Dichtungen Hoffmann's, auf welche die Walter Scott'sche Charakteristik gar nicht paßt, überhaupt nicht gekannt hat. Schließlich giebt Goethe übrigens zu, „daß eine gewisse humoristische Anmuth aus der Verbindung des Unmöglichen mit dem Gemeinen, des Unerhörten mit dem Gewöhnlichen entspringen könne" und führt als Beispiel sein Märchen von der neuen Melusine an. Er habe sich aber gehütet, den Versuch zu wiederholen, „weil das Unternehmen schwieriger ist als man denkt". Das kommt nun freilich einer Verbeugung vor Hoffmann gleich, denn was Goethe schwierig nennt und nur einmal wagte, hat das romantische Genie des Berliner Justizbeamten recht oft und mit spielender Leichtigkeit auf das Glücklichste gelöst.

Doch nicht nur auf dem biographischen Felde, auch in Hoffmann's Werken selbst hat Grisebach unsere Kenntniß erweitert. Im 15. Bande druckt er mehrere den bisherigen Herausgebern unbekannt gebliebene Erzählungen und Skizzen aus verschollenen Zeitschriften ab. Besonders bedeutsam ist ein historisches Capriccio. Die Nachricht von Napoleon's am 1. März 1815 erfolgter Landung regte Hoffmann zu einem patriotischen Phantasiestück an, welches in der bei Duncker & Humblot verlegten Zeitschrift „Freimüthige Blätter in Beziehung auf Krieg, Politik und Staatswirthschaft" im 2. Heft (1815) unter dem Titel: Der Dey von Elba in Paris anonym erschien, seitdem aber gänzlich verschollen war. Im Brief vom 14. Mai 1815 erzählt Hoffmann an Fouqué, daß er zum zweiten Heft der ‚Deutschen Wehrblätter', „die just hier erscheinen sollen", einen Aufsatz: Der Dey von Elba in Paris geliefert habe; im Brief vom 18. Julius aber an Hippel erwähnt er den nunmehr erfolgten Druck des Aufsatzes: Der Dey von Elba in den ‚freimüthigen Blättern ꝛc.' Der ursprünglich beabsichtigte Titel der Zeitschrift ‚Wehrblätter' war also inzwischen in ‚Freimüthige Blätter' umgewandelt worden. Die Zeitschrift, „in zwanglosen Heften", von der nur der Jahrgang 1815 (vier Hefte, die Vorrede zum ersten ist vom April 1815

Digitized by Google

datirt) erschienen zu sein scheint, befand sich glücklicherweise auf der Berliner Königlichen Bibliothek und so vermag Grisebach einen Wiederdruck dieses schönen Aufsatzes zu geben.*) Wie schon in der ‚Vision' und in dem Dialog ‚Der Dichter und der Componist' so noch mehr in diesem „Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres" zeigt Hoffmann, daß ihm keineswegs das Verständniß für die nationale Erhebung gegen die Napoleonische Zwingherrschaft gefehlt hat. Dagegen hätte Grisebach aus Hoffmann's musikalischen Schriften schon mehr mittheilen können, denn der Musiker ist nicht minder interessant als der Schriftsteller. Hoffmann hat viel componirt und noch mehr recensirt. Er ist geradezu der erste deutsche Musikkritiker im modernen Sinne. Weber und zumal Schumann und Liszt stehen als Musikkritiker durchaus unter seinem Einflusse. Man lese in der neuerlichen Sammlung von H. vom Ende Hoffmann's Analysen Beethoven'scher Werke und der Kirchenmusik, oder bei Grisebach die „Gedanken beim Erscheinen dieser Blätter", um zu sehen, wie Hoffmann gründliche theoretische Kenntnisse mit tief dichterischem Empfinden und origineller, ernster ästhetischer Anschauung vereinigt. In „Dichtkunst und Tonkunst" (1810) ist sogar Wagner's Musikdrama vorausgeahnt. Noch höher als diese theoretischen Aufsätze stehen natürlich die rein dichterischen Phantasiestücke aus dem musikalischen Gebiete z. B. der „Ritter Gluck". Wenn eins der Lieblingsbücher Hoffmann's, Diderot's köstlicher, von Goethe 1805 verdeutschter „Neveu de Rameau" auch einzelne kleine Züge zu dieser musikalischen Phantasie geliehen hat, so ist das Werk doch in allem Wesentlichen ein ganz originales, und Grisebach steht nicht an, es als eins der Meisterwerke der Weltliteratur zu erklären. „Das Hineinragen einer phantastischen, aber mit den Augen des realistischen Dichters geschauten Geisterwelt in das Alltägliche, in das moderne Berlin von 1809, mit seinen namentlich bezeichneten Straßen, Wirthshäusern, Theater ist mit staunenswerther Glaubhaftigkeit, im Lapidarstil des Genies dargestellt. Ein unbeschreiblicher Zauber der Stimmung ruht über dem Ganzen. Die Dichtung ist ein Symbol des Triumphes „jenes stillen ernsten Geisterreiches" der Faustzueignung über die gemeine Deutlichkeit der Dinge, des „Romantischen" über das Praktische der Weltmenschen. Mit dem, was Hoffmann später so oft das Romantische nennt, das romantische Geisterreich, meint er aber keineswegs das Romantische der romantischen Schule, sondern das buddhistische „Jenseits der Erkenntniß", die Schopenhauer'sche Verneinung des Willens, zu welcher bereits die künstlerische Betrachtung und namentlich die von Schopenhauer als die höchste Kunst gefeierte Musik führt. „Sie ist die romantischste aller Künste, heißt es in Hoffmann's Besprechung der Beethoven'schen C moll-Symphonie — fast möchte man sagen, allein rein romantisch Orpheus' Lyra öffnete die Thore des Orcus. Die Musik schließt dem Menschen ein unbekanntes Reich auf; eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußeren Sinnenwelt." So schlug Hoffmann schon in seinem ersten dichterischen Werke den Grundaccord so vieler späteren an, ja er hat dies kleine Erstlingswerk nach Grisebach's Meinung kaum jemals übertroffen.

Nicht minder originell sind die Skizzen, mit denen er sich, unter der Maske des genialen, dem gewöhnlichen Philister als toll erscheinenden Kapellmeisters Kreisler, dem Leser vorstellte. Denn Kreisler ist der Musiker Hoffmann. In Kreislers selbsterlebten musikalischen Leiden wird die Kehrseite der Thätigkeit Hoffmann's als Gesanglehrer, der auch Talentlosigkeit unterrichten und zu den Bamberger musikalischen Abendgesellschaften aufspielen muß, mit dem ihm so besonders zu Gebote stehenden skurrilen Humor auf's Ergötzlichste geschildert. An den „Ritter Gluck" schloß sich der im September 1812 geschriebene „Don Juan". Auf diese musikalische Novelle beziehen sich die Verse Musset's:

Quant au roué français, au Don Juan ordinaire
C'est l'ombre d'un roué qui ne vaut pas Valmont.
Il en est un plus grand, plus beau, plus poétique,
Que personne n'a fait, que Mozart a rêvé,
Qu' Hoffmann a vu passer, au son de la musique,
Sous un éclair divin de sa nuit fantastique,
Admirable portrait qu'il n'a point achevé,
Et que de notre temps Shakspeare aurait trouvé.

In Deutschland sagte der Musikgelehrte A. B. Marx schon 1823 sehr treffend: „Hoffmann hat ein Bild des Don Juan niedergelegt, von dem man mit Wahrheit sagen kann: es ist Mozart's Don Juan als Gedicht." Aber er klagte auch: „Es ist unerfreulich, daß die Schauspieler in den Darstellungen des Don Juan so wenig zeigen, daß sie Hoffmann's Don Juan gelesen, geschaut und durchdacht haben." Als Componist war Hoffmann hochbegabt, aber nicht sehr glücklich. Ende Juli 1816 wurde seine Oper „Undine", und zwar im Schauspielhause in Berlin, zum ersten Male aufgeführt. Am 29. August wurde sie zum sechsten Male „bei überfülltem Hause" gegeben. „Die Decorationen," schreibt der glückliche Componist an Hippel, „sind das Genialste der Art, das ich jemals gesehen." Sie waren von Schinkel ausgeführt, an den Entwürfen hatte sich aber auch Hoffmann betheiligt. „Alle rühmen die Musik," heißt es in demselben Briefe, während Fouqué's Text nicht allgemein gefiel. Dreiundzwanzigmal wurde sie in Jahresfrist gegeben und würde gewiß noch weiter auf dem Repertoir geblieben sein, wenn nicht Dienstag, den 29. Juli 1817, das Schauspielhaus mit sämmtlichen Decorationen, Kleidern, Noten ꝛc. zu der am Sonntag zuvor noch gegebenen „Undine" abgebrannt wäre. In den Aufzeichnungen Atterbom's wird berichtet, wie er Hoffmann aus dem Eckfenster seines Hauses guckend, vom Feuerschein des brennenden Schauspielhauses beleuchtet, gesehen habe. Zu einer Wiederaufführung der „Undine" ist es nie gekommen, und eine neue Oper, zu der Hoffmann's Freund C. W. Contessa nach Calderon's El galan fantasma den Text gedichtet, und die bis zum Herbst 1818 componirt sein sollte — ist nie ernstlich begonnen worden. Die dichterische Thätigkeit hatte eben die musikalische völlig erstickt.

*) Die Leser finden ihn nach Grisebach's Abschrift in unserem Feuilleton.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Dey von Elba in Paris.

Sendschreiben des Thürmers in der Hauptstadt an seinen Vetter Andres.

Von E. T. A. Hoffmann.

Die Stadt frühstückte. Aus ihrem tiefen Grunde stieg allerlei häßlicher, schmutzig grauer Dampf zu mir herauf. Als der zusammengeballt sich nun über meinen Thurmknopf hinweg zu dem leichten goldenen Morgengewölk gesellte, als sei er Seinesgleichen, da konnte ich sehen wie das Volk unter mir in den Straßen sich schwirrend drängte und trieb. Die Zeitungsbuben quiekten und kreischten, als trügen sie was Wunderbarliches zu Markte. „Neues Extrablatt, neues Extrablatt!" vernahm ich deutlich, das Uebrige behielt der Wind für sich, ohne es mir herauf zu tragen. „Lene," rief ich, und ließ den Strick, den ich schon zum Sturmläuten erfaßt, wieder fahren, „Lene, daß sie mir gut Acht giebt, wenn es wo brennen sollte, und die Schläge richtig abzählt! — Reiche sie mir meinen Ueberrock und meine Sammtmütze." Lene that es. Du weißt, lieber Vetter Andres, daß man der Magd, die fünfundzwanzig Jahre in Nothfällen den Thürmerdienst versehen, so etwas wohl vertrauen kann, getrost stieg ich daher herab von meiner Höhe. Als ich nun auf die Straße hinausschritt, da stürzte mir gleich der Gevatter entgegen und rief keuchend: „Wissen Sie es? — wissen Sie es bereits? — Er ist in Paris eingezogen — ungehindert!" — Wer denn? wer? frug ich ganz erstaunt. — „J mein Gott, Napoleon — Bonaparte — der Dey von Elba!" — So schrie der Gevatter und rannte von dannen. Du kannst glauben, lieber Andres, daß mir bei dieser

Digitized by Google

Nachricht ganz besonders zu Muthe wurde, ich kann es gar nicht sagen, welch' eigne Gedanken mich durchkreuzten. Damals als ich Bonaparte's Flucht von Elba erfuhr, beneidete ich zuerst meine Collegen an den Küsten, die den entfesselten Drachen, wie er mit seinen Segeln, gleich aufgespreizten Schwingen, über's Meer fuhr, in weiter Ferne erspähten. Ich weiß es, meine Collegen konnten sich gar nicht täuschen, denn kräuselten sich sonst die Wellen freundlich um Albions leicht beflaggte Gallionen, so fuhren sie jetzt zornig brausend auseinander, als der entfliehende Feind tiefe schwarze Wunden in der Mutter Brust einfurchte. Das sahen die klugen Collegen und erkannten den Drachen und seine Brut die ihm folgte; — kleine gefräßige Thiere, Mückenfänger für des Drachen leeres Maul, die er, nachdem er die Beute genossen, am Ende selbst verspeiset. Ach Andres! — die Collegen hatten große Freude, weil es nun wieder einmal nicht das Alltägliche, vielmehr etwas Besonderes war, was sie auf der Höhe erlugten, und wie geht es denn nun mit uns Allen? — Ueberall regt und bewegt es sich im Volke. — Das Unerwartete, das Außerordentliche ist geschehen! Wahrhaftig, die große verhängnißvolle Zeit, die mit furchtbaren zerschmetternden Donnerschlägen vorüberging, hat uns so robust gemacht, daß wir den Krystall des milden Morgenthaues nicht mehr achten, weil er nur funkelt und nicht brennt, nicht tödtet wie der herabfahrende Blitz. Diese Zeit hegt nicht allein den uns angeborenen Sinn für's Wunderbare, unsere Gier nach unerwarteten Ereignissen — nein — sie that mehr; sie überflügelte mit dem Ungeheuren, was sie geschehen ließ, unsere kühnste Einbildungskraft, sie hob uns gewaltsam empor und, gewöhnt an die schwindelnde Höhe, glauben wir nun schon zu sinken, wenn wir nicht immer und immer aufsteigen. —

Der Dämon entsprang aus dem Kreise, in den ihn zu bannen endlich gelungen war, und mit dieser That schlug er an die ehernen Pforten seines entsetzlichen Reiches an, daß die Höllengeister aus der Ohnmacht erwachen und ihre blutigen Krallen ausstrecken sollen, nach allem Wahren, Rechten, Heiligen! — Das Spiel dunkler Mächte um Leben und Freiheit soll wieder beginnen, jenes grause Spiel, in dem innerer Kraft Hohn gesprochen wird und nur ein glücklicher Wurf gilt, der uns vom Verderben rettet. — Aber solche ernste finstere Gedanken sprachen doch gewiß nicht aus all' den Gesichtern, die mir heute begegneten, und ich weiß selbst auch nicht, wie ich darauf gekommen bin, da ein besonderer heiterer Lebensmuth leuchtend in mir aufgegangen war, als ich meinen Thurm heraufstieg. Wollte Gott, lieber Andres, Du hättest gestern, vom höheren Geiste angeregt, den genialen Gedanken gefaßt, Stiefeln anzuziehen und zu mir herzuwandeln. Recht gesehnt habe ich mich nach Dir, als ich so einsam auf den Straßen herumlief, denn ich weiß, Du würdest die bunten tollen Erscheinungen, die das emporgestiegene Gespenst hervorgelockt, mit manchem klugen Wort begrüßt haben. Ich für mein Theil blieb ganz stille, und verschloß Alles in der innersten Brust: aber Nachts darauf, lieber Andres, Nachts darauf, als ich auf der Galerie meines Thurmes stand, da trat es auf mich ein, wie ein seltsames seelisches Abenteuer, und ich weiß in der That nicht, wie ich Dir das so recht erzählen soll, damit Du nicht Alles für eine von den Einbildungen halten mögest, von denen ich, wie Du behauptest, oft befangen werde, seitdem ich Thürmer worden. — In dem dumpfen Sausen des Nordwindes hört' ich über mir tausend heulende Stimmen, es hallte aus der Ferne daher wie das Toben, wie das entsetzliche Mordgeschrei wilder Schlacht. Aus den finsteren Wolken fuhren blinkende Heerhaufen heraus, anstürmend gegen den Mond, der wie eine Gottesstadt mit leuchtenden Zinnen fest und unbezwinglich in's blaue Himmelsmeer gebaut dastand. In wildem Getümmel kehren sich Schwerter, Lanzen gegen einander; Reiterschaaren stürzen vernichtet in den Abgrund; überall Tod und Verderben! — Ach, Andres! all' die grausigen Bilder der vergangenen Kriegsjahre gingen lebendig vor mir auf. Ich glaubte in den wundersamen Gebilden der Wolken über mir tiefsinnige Zeichen der verschlossenen Zukunft zu erblicken. Ein kalter Todesschauer glitt durch mein Inneres und schnell wandte ich den Blick hinab auf die Stadt unter mir. Mein Thurm warf einen langen schwarzen Riesenschatten über den Markt und über die Häuser, indem heller die Lichter aus den Fenstern herausleuchteten. Unerachtet Mitternacht schon längst vorüber, ging es doch noch überall lustig her, ich hörte Gläser erklingen und das verworrene Getöse des lauten Gespräches. Wohl konnte ich denken, daß der der Rache entflohene Feind im Munde Aller war, gar zu gern hätte ich in die Häuser hineinschauen und Alles was gesprochen wurde deutlich vernehmen mögen. Belesenen Leuten, wie ich einer bin, fällt gleich Alles am rechten Fleck ein; das weißt Du, lieber Andres! glaublich ist es Dir also, daß ich gleich an Le Sage's hinkenden Teufel dachte, der das Problem des Hineinschauens in die Häuser dadurch geschickt zu lösen wußte, daß er die Dächer der Häuser abhob. Hei! rief ich, wie müßt' es herrlich sein, wenn Freund Asmodi Hinkebein mir ein wenig die Dächer da wie einscharnirte Dosendeckel aufklappen wollte! „Das können Sie haben, werther Thürmer," schnarrte es neben mir. Es hatte sich längst neben meinen linken Arm so glänzend hinüber gelegt, ich hielt das für einen Mondstrahl, als ich aber jetzt nach der Stimme seitwärts hinblickte, sah ich wohl, daß das kein Mondstrahl, sondern ein kleines, curioses, ganz gelb gekleidetes Männlein war, das mit spitzer, röthlich funkelnder Nase nur gerade über's Geländer der Galerie reichte und mich mit freundlich blinkenden Augen anlächelte. „Prenez, Bester," rief er, indem er mir einen sauberen Dolland hinhielt. — Ich weiß nicht, ob Du, lieber Andres, schon jemals mit solchem wunderlichen Gefährten auf der Galerie eines Thurmes gestanden hast, und Dich daher so ganz in meine Lage zu versetzen vermagst; vorstellen wirst Du Dir aber wohl, das mir es ordentlich was Weniges zu fröfteln anfing.

Der Kleine nickte mir indessen mit solch' komischer Gutmüthigkeit zu, daß ich alles ängstliche Mißtrauen fahren ließ, den mir dargebotenen Dolland ergriff, und ihn sogleich auf ein hell erleuchtetes Kaffeehaus richtete, aus dem ein lautes Gespräch zu mir heraufschallte. Ich kann Dir gar nicht sagen, lieber Andres, wie herrlich das Perspectiv war, ich schaute nicht allein durch die Mauern hindurch, als wären sie von reinem Krystall, in die Häuser hinein, sondern ich verstand auch jedes Wort, als säße ich mitten in der Gesellschaft. „Nun werden die Zeitungen wieder interessant," sprach ein kleiner dicker Mann, indem er, höchst zufrieden lächelnd, das neueste Blatt dem Nachbar hinreichte, der es mit begierigen Augen verzehrte. Noch ein Anderer schien mit Ungeduld darauf zu warten, indem er ausrief: „Ja, ja, ja! nun giebt es wieder was Ordentliches zu lesen." Während der eine nun das Zeitungsblatt in sich hineinarbeitete, schauten die beiden Anderen schweigend, und den Tabak in großen, krausen Wolken wegblasend sich mit zufriedenen freundlichen Blicken an. „Erlauben Sie, werther Thürmer," sprach Freund Mondstrahl, „erlauben Sie, daß während Sie sich mit Schauen belustigen, ich, als ein sachverständiger Cicerone, jedes Bild erkläre und erläutere, auf das Sie Ihren Dolland gerichtet. Die drei Herren, welche dort das Zeitungsblatt so gierig einschlucken und über den Dey von Elba so höchlich erfreut sind, gehören zu dem sonderbaren Geschlecht der geistesarmen Müßlinge, die jede Neuigkeit auffaugen wie einen bunten Strahl, der wenigstens auf den Augenblick ihr trübes, erdfahles Leben erleuchtet. Sonst waren sie mit dem Türkenkriege, mit einem Erdbeben, mit einer Feuersbrunst, mit dem gelben Fieber, wohl gar mit einer merkwürdigen Festivität oder Hinrichtung zufrieden, jetzt sind sie aber verwöhnt worden durch die Zeit, die oft mehr geschehen ließ, als ihr blödes Auge erfassen konnte, aber sie ergötzten sich doch, wenn immer wunderbarer die verhängnißvollen Ereignisse sich drängten. Die Feierlichkeiten des Congresses wurden ihnen langweilig, einigen tollen Tumult verlangten sie dringend, und haschten daher begierig in den Nachrichten jeden Moment auf, der wohl darauf hindeuten könnte. Jetzt hat der Dey von Elba dafür gesorgt. Ob Noth und Elend sich in der Welt verbreiten, das ist ihnen höchst gleichgültig, so lange ihr theures Selbst unangetastet bleibt. Sie müssen nämlich wissen, liebster Thürmer, daß diese neuigkeitshungrigen, müßigleeren Gemüther die ärgsten Ichlinge sind, die es nur geben kann. — Doch Sie wenden den Dolland ab!"

Ich that das wirklich, denn ich empfand, indem ich die Zeitungsleser noch einmal scharf in's Auge faßte, in der That einigen Abscheu und Ekel. Bald traf mein Perspectiv eine andere Gesellschaft, in der es sehr laut herging. „Soeben," rief mein kleiner Freund, „erblicken Sie, Werther, die höhere Potenz jener Müßlinge, nämlich wirkliche Politiker. Was kann ich aber da viel erläutern, da Sie doch wahrscheinlich den Politischen Zinngießer auf dem Theater gesehen haben. Bemerken Sie wie jener, der soeben gesprochen hat und nur von dem Tumultuanten, der plötzlich aus der Ecke heraus die grimmigsten Hypothesen losknallte, übertäubt wurde, so ganz überaus schlau seinen Nachbar anlächelt. Dieser Schlaueste aller Schlauen hat Alles längst vorausgesehen, seinem Blick werden die geheimen Fäden offenbar, die sich durch die ganze Welt ziehen. Er weiß Alles und noch etwas mehr. Daher kommt es, daß ihm nichts rein als das was es ist erscheint, sondern immer erschaut er Anderes, was Allen verborgen geblieben. Dabei ist er natürlich mit Jedem, was von Staats wegen geschieht, höchst unzufrieden, er kann es gar nicht begreifen, daß keinem der an der Spitze steht, sein hohes Ingenium einwohnt; daß kein Auge, dem seinigen an Kraft gleich, eben jene Fäden zu erblicken vermag. In der Gesellschaft, die Sie soeben beschauen, lieber Thürmer, finden Sie mancherlei Abarten der politischen Sucht. Jener Mann, der mit seltsamen Meinungen und fabelhaften Combinationen die Andern verblüfft und in gewisser Art den Präsidentenstuhl einnimmt, ist von zwei einander ganz entgegengesetzten Charakteren eingefaßt, wie Sie es auch schon aus den ganz verschiedenen Mienen Beider ersehen können, da der Eine ganz froh lächelt, der Andere aber ein seltsames tiefsinniges Gesicht schneidet. Der Frohe ist ein gutes Gemüth, aus jeder Begebenheit spintisirt er lauter unerwartet Glückliches heraus. Er übertreibt das nun freilich, das Bittere der Täuschung trifft ihn jedoch nur selbst. Der Andere ist ein trüber, häßlicher Unglücksvogel. Er hat bereits ein paar Caricaturen auf den Feind, die ihm zufällig zugekommen waren, da er dergleichen niemals kauft, heimlich verbrannt und Gold eingewechselt. Der Feind ist los, das ist genug, nun schon überall, selbst im entfernten Vaterlande, Krieg, Elend und Noth zu wittern. Er glaubt, die fremden Soldaten, die dort draußen erschlagen und eingeackert sind, werden, geweckt von dem Klange der zersprungenen Kette ihres Hauptmannes, wieder aufstehen und lustig mit dem Quickmarsch einziehen. Er ist überzeugt, daß" — Ach, unterbrach ich den Kleinen, ich mag diesen Unglücksvogel nicht länger anschauen. — „Wollen Sie aber," fiel der Kleine ein, „noch schnell einen Blick auf jenen besonderen Mann werfen, der soeben mit ängstlich fragender Miene hineintritt? — Dies ist einer von den kränkelnden Charakterlosen, die auf dem wogenden Meere der politischen Welt von jedem Lüftchen hin und hergetrieben werden. Er hofft, er verzweifelt, er ist beruhigt, erschrocken, voller Freude, voller Angst, er jubelt, er heult, Alles in wenigen Momenten. Eigentlich ist es auch nur sein

Digitized by Google

zartes Selbst, das er immer gefährdet glaubt, sonst könnte es gehen wie es wollte! — Sehen Sie doch ferner jene dunkeln Gestalten in der Ecke, die so bitter, so schadenfroh lächeln! Das sind" — Nein! nein! nein! rief ich schnell, indem ich den Dollond absetzte, diese mag ich nicht schauen, nicht aussprechen den verfluchten Höllennamen, der sie bezeichnet, diese Teufel — Hier zwickte mich der Kleine am Arm, indem er schnarrte: „Ei, liebster Thürmer, ich hoffe, Sie brauchen dies Wort nur als rhetorische Figur! — Jene schwarzen Geister dort erkenne ich durchaus nicht für solche an, die mit gutmüthigen, nur etwas schalkhaften Leuten meines Standes" — Andres! mir lief es eiskalt über den Rücken, ich hörte gar nicht, was der Kleine weiter sprach, sondern richtete meinen Dollond auf einen hell erleuchteten Saal, in dem sich eine große Gesellschaft erlustigte. Ich erblickte junge Officiere mit Ordenskreuzen geschmückt, bürgerlich Gekleidete, auf deren Brust jenes aus feindlichem Geschütz geprägte Ehrenzeichen prangte, an dem sie alle, die den großen Kampf um Vaterland und Freiheit kämpften, wie an einem Wahlspruch erkennen. Die Jünglinge ließen hell die Gläser erklingen und jubelten hoch auf. — Eingehegt lag das Unthier, dem man die beißigen Zähne ausgestoßen. — Gönnt dem Ohnmächtigen das öde Lager, hieß es, da schlichen die Jäger trübe und unmuthig umher. „Nicht zu Tode gehetzt? „Kein Streich hat das Unthier tödtlich getroffen? Kein Jagen mehr in „wilder Fröhlichkeit? Traut ihm nicht, traut ihm nicht! es lauscht und „lauert im Gehege. — Da springt es heraus mit erneuter Schnellkraft, „und steht, im Walde zähnbläkend den Jägern gegenüber! — Frisch „auf! frisch auf! — Neue Jagdlust! — Hussah! los auf das Unthier! „Durch Wald und Kluft — trefft es zum blutigen Tode!"

Im Zimmer neben an saßen ältere Männer. Auch hier gab es Uniformen und bürgerliche Kleider mit Orden und Ehrenzeichen. „Hören Sie, „sagte ein bejahrter Mann zu seinem Nachbar, einem Officier höheren Ranges: „hören Sie wie die jungen Leute jubeln, ohne zu bedenken, wie viel uns die feindselige Krisis, die wieder auf's Neue eingetreten, kosten kann. Sie freuen sich nur auf den Kampf, in dem sich freilich die innere Kraft, der jugendliche Lebensmuth frischer regt und schüttelt." Die elektrische Wirkung von Bonaparte's gut berechneter, mit Blitzesschnelle ausgeführter That, erwiderte der Officier, ist nicht zu verkennen. Der Jubel jener Jünglinge ist die reine Freude darüber, daß der letzte Act des großen Schauspiels, in das sie handelnd eingriffen, nun wirklich aufgeführt werden soll. „Ich glaube Sie ganz zu verstehen, Herr Obrister," sagte der alte Mann. Daß Sie wissen, was ich meine, nahm der Obriste wieder das Wort, davon bin ich überzeugt, denn auch Sie haben gewiß gefühlt, daß jene große Katastrophe nur mit des heillosen Tyrannen gänzlicher Vernichtung enden dürfte. Woher kam denn die Verstimmung, die uns Alle niederdrückte, als der Tyrann besiegt war und seine Hauptstadt uns willig ihre Thore geöffnet hatte? Woher kam sie anders, als daß wir damals die großen entscheidenden Ereignisse vermißten, die wir als Schlußscene des ungeheuren Kampfspieles erwartet hatten. Wir fühlten damals deutlich, daß noch nicht Alles geschehen war. Der Weltgeist belehrt uns jetzt, daß das, was wir für den unbefriedigenden Schluß der verhängnißvollen Periode zu halten geneigt waren, nur als kurzes Zwischenspiel galt, in das jene Mäßigung der Sieger, die manchen bitteren Tadel erregte, gerade hineinpaßte. Vielleicht werden wir wiederum auf diese oder jene Art in den Strudel hineingerissen, den der arglistige Feind so bald er sich seiner nächsten Umgebungen ganz versichert hat, gewiß erregen wird. Aber hoch geht mir das Herz auf in froher Hoffnung, denn, mag es nun kommen wie es will, immer herrlicher wird der Geist des frommen treuen Heldenmuthes sich offenbaren, der von uns ausging, die deutschen Völker um uns her entzündend. Immer mehr wird man erkennen was wir thaten und thun, und heller des Vaterlandes Glorie strahlen! — „Wie sehr stimme ich Ihnen bei," nahm ein Anderer, der dem Obristen gegenüber saß, das Wort. „Wie sehr stimme ich Ihnen bei! — Noch steht es dahin, ob der Feind, bei allem anscheinenden Glück, doch nicht, auf diese oder jene Weise in seinen Unternehmungen plötzlich gehemmt, untergehen wird. Geschieht das, so gestehe ich, daß es mir so vorkommt, als sei des Feindes unerwartete Erscheinung nothwendig gewesen, um gewisse Räder der politischen Maschinen, die zu stocken schienen, in rascherem Gang zu bringen. Gelingt es aber dem Feinde auf's Neue, Alles in Gährung zu setzen, so ist mir das ein Beweis, daß noch starke Erschütterungen nöthig sind, ehe die goldenen Früchte keimen und sich prangend erheben können in den reinen Aether. Ueberhaupt ist mir dieser Bonaparte immer das sichtbar schneidende Schwert der dunkeln geheimnißvollen Macht gewesen. Immer nur Werkzeug, nie Meister. Niemals habe ich in die schwindeligte Bewunderung gerathen können, die, als er sich aufzuschwingen begann, alle Welt ergriffen hatte. In Allem was er unternahm offenbarte sich mir zu dem anscheinend Großen eine seltsame Beimischung, die die Hauptfarbe der That in andere Farben schillern ließ, und den Eindruck zweideutig machte. Seine gigantischen Unternehmungen hatten etwas Groteskes. Verlangen Sie nicht, daß ich das näher erläutern soll, aber Bonaparte ist mir oft vorgekommen wie ein umgekehrter Don Quixote und zwar in dem fortgesetzten Moment, wie er vor dem Käfig des Löwen steht und ihn herausfordert." Wie Viele, sagte der Alte, lassen sich aber noch jetzt von Bonaparte's genialer Größe gar nichts abdingen. „Das ist natürlich," antwortete der, der vorher gesprochen. „Das große dämonische Princip Bonaparte's ist, daß alle Menschen entweder Schwächlinge oder Bösewichter sind, die mit Füßen getreten werden müssen auf diese oder jene Weise. Er hat die Kunst des Verblüffens in ein System gebracht und damit Alles gethan; so wie er auf vereinten kräftigen Muth, auf wahrhafte Treue stieß, verfing er sich in seinen eigenen Schlingen. Aber jene Schwächlinge, jene elenden maulsperrenden Bewunderer der falschen Größe, die nicht aufhören können, wie Caliban mit seinen trunkenen Gesellen, nach dem Flittergold, das auf der Schnur hängt, zu laufen, und sollten sie darüber in den stinkenden Sumpf gerathen, die können sich noch immer nicht von dem Erstaunen erholen, in das sie des arglistigen Abenteurers waghalsige Gewaltstreiche versetzten. Auf manchem Gesicht ist es jetzt wieder deutlich zu lesen: Ha! wie klug! wie kühn! wie wundervoll! Der Bettler, der den Schatz, der ihm zu Theil wurde, auf eine Karte setzt, erregt Erstaunen; aber was kann ihm Schlimmeres begegnen, als daß er, schlägt die Karte um, auf sein Strohlager, in den gewohnten Zustand zurückkehrt. Der wahrhaft Reiche, von Jugend auf gewohnt des Lebens Güter zu genießen, wagt kaum solchen Wurf, denn er verliert, da jener nur gewinnen kann. Alles gleißende Gold, mit dem Bonaparte sich äußerlich zu schmücken versteht, kann sein innerliches moralisches Bettlerthum nicht überstrahlen. In seiner Brust wohnt kein Vertrauen, kein Glaube, keine ritterliche Ehre — und doch —" Ich weiß was Sie sagen wollen! — Können Sie es glauben, daß heute noch Jemand mir in's Gesicht behauptete, Bonaparte sei nie geschlagen worden? Können Sie es glauben, daß man von seiner alles niederschmetternden Strategie sprach; daß man in dem Augenblick die auffallendsten Begebenheiten des letzten Krieges vergaß, wo Bonaparte nicht allein durch die bis in die fabelhafte Zeit des Ritterthums gehende Tapferkeit unserer Truppen, sondern auch durch die strategische Kunst außer Fassung gesetzt und zur Flucht gezwungen wurde? Was soll man denn nun sagen? — „Es sind eigentlich," nahm der Vorige wieder das Wort, „bemitleidenswerthe Menschen, denn neben ihrer hohen Bewunderung stehen sie eine minorenne Angst aus, die sie nicht wenig peinigt. Noch ekelhafter sind mir aber die unlustigen kränkelnden Gemüther, die an allem Guten zu mäkeln und zu tadeln haben, die so lange wählen und wählen, bis sie die Stelle finden, wo sie das in ihrem Inneren reif gegorene Gift aushauchen können." In diesem Augenblick trat durch die geöffneten Flügelthüren ein hoher, schöner Heldenjüngling mit dem gefüllten Pokal in der Hand hinein und rief: Ihr tapfern, muthigen Ritter des eisernen Kreuzes, laßt hoch leben den Königlichen Heerführer! — Vaterland und Freiheit! — Ein ehrwürdiger, mit vielen Orden geschmückter Greis hatte bis jetzt nicht gesprochen, sondern bald dem Gespräch zugehört, bald war er kräftigen jugendlichen Schrittes bis an des Saales Thüre gegangen und hatte mit funkelnden Blicken die jubelnden Jünglinge angeschaut; der stand jetzt auf und sprach mit feierlicher Stimme: „Wohl ziemt es euch, ihr Ritter des eisernen Kreuzes, daß ihr wie ein auserwählter geprüfter Heerhaufen enger euern Kreis schließt. Euch war es beschieden, Thaten zu thun: aber wer von euren Waffenbrüdern hat nicht mit euch tapfer gekämpft, wer von ihnen hat nicht nach Thaten gedürstet? — Und auch der Bürger, der nicht mit euch in Kampf und Schlacht stand, hat getreu, wie es nun eben in seinem Berufe lag, an dem großen Werk unserer Befreiung vom schmachvollen ausländischen Joche gearbeitet? So sind wir denn nun Alle durch die engsten Bande verknüpft — ein Volk! Keine Sonderung mehr! — Soldatenstand, Bürgerstand; wer kann sagen wo der eine aufhört und der andere anfängt? — Daher ihr Herren Ritter, schließt nur euren Kreis, aber ihr anderen Herren allzumal umgebt im großen Kreise den kleinen Heerhaufen, der das Palladium des Vaterlandes trägt, welches ihr alle sammt und sonders beschützen und Blut und Leben daran setzen werdet, es wider Gewalt und Arglist zu vertheidigen. Und dann brüderlich euch umarmend, laßt hoch leben den königlichen Helden, Vaterland und Freiheit!" Alles jauchzte auf in hellem Jubel. Es geschah wie der alte Heerführer gesprochen. Er trat in die Mitte, im engen Kreise um ihn herum hielten sich die Ritter des eisernen Kreuzes, um im größeren Kreise Bürger und Officiere, bunt gemischt umschlungen. Die Gläser erklangen und im Saale erdröhnte es: Hoch, hoch, hoch lebe der königliche Held! Vaterland und Freiheit! — Da schrie ich von meinem Thurm herab: Heil! Heil euch! Heil uns Allen! — Wir haben eine feste Burg gebaut; hoch weht das Panier des Vaterlandes, ein Schrecken des arglistigen Feindes. Wie auch noch die dunkeln Mächte in das Leben treten mögen, mit heiterem Muth, den frommes Vertrauen, fester Glaube geboren, werden wir die finsteren Schatten verjagen, und heller, höher auf funkelt des Vaterlandes strahlende Glorie!

Andres! nie habe ich es herrlicher, recht im Innersten gefühlt, was es heißt, Solches erlebt zu haben, wie wir in der letzten Zeit.

Noch muß ich Dir sagen, daß während ich vom Thurm herabjubelte, mein kleiner Freund Mondstrahl mit sammt seinem wunderbarlichen Perspectiv verschwunden war, ich weiß selbst nicht wie? Den Dollond hätte ich gern behalten, um Dir ein besonderes Vergnügen zu machen, wenn Du mich auf meinem Thurme besuchst, aber, auch ohne das wunderbare Perspectiv meines kleinen Freundes, wirst Du es erschauen können, daß es nur Wenige unter uns giebt, die sich nicht in frischem, frohem Lebensmuth regen und recht im Sonnenstrahl stehend, ruhig die fernen dunkeln Wolken aufziehen sehen. Lebe wohl, lieber Andres!

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Fürstenreisen.

Aus den Briefschaften eines Landedelmannes.

I.

Lieber Freund,

Ich hätte Ihnen für die erquickliche Einladung schon längst gedankt, wenn mir in dieser Woche eine freie Minute geblieben und wenn ich nicht schreibfaul geworden wäre unter'm Druck der harten Nothwendigkeit, allezeit auf dem qui vive zu sein. Denn unter uns, Gewaltiges bereitet sich vor; man weiß nur noch nicht recht, was. S. M. geht sicher wieder nach Liebenberg, und bald jährt sich abermals der Tag, an dem der reisige Nothreichskanzler den Fangschuß erhielt. „Es ist Simon und Juda, da rast der See und will sein Opfer haben". R. bereitet sich denn auch schon ziemlich ungenirt darauf vor, die Erbschaft des braven Alten anzutreten, und wenn nicht Alles täuscht, wird mit der Martinsgans dem aufgeklärten und freiheitlichen Bürgerthum auch die lang ersehnte neue Aera aufgetischt. Na, wohl bekomm's! Wie damals der Eulenburger, so folgt heuer Dr. Hans seinem geliebten Reichskanzler und Collegen in die so gesunde Pension. Der Canal wird den Winterspielplan beherrschen, der Canal und das Zuchthausgesetz, und wer nicht mitgehen will, fliegt. S. M. hat doch alle Drähte in der Hand. Wäre auch noch schöner, wenn so feierliche Kaiserworte wie die Oeynhauser und Dortmunder perfider oder — was wahrscheinlicher ist — dummer Fractionsnörgeleien wegen unter den Tisch des Hauses fielen. Apropos, machen Sie doch v. J. gelegentlich, aber recht bald, darauf aufmerksam, daß er mit seiner jetzigen Haltung nicht nur den beiden Jungen die Carrière hülflos verpfuscht, sondern auch den ruhigen Elementen der Fraction steigendes Aergerniß bereitet. Sie wissen, man will ihm wohl. Er braucht auch gar nicht officiell zu Kreuze zu kriechen, bloß die Demonstrationen müssen unterbleiben. Fackelzüge, Pferde ausspannen, Bankette — ist doch alles vieux jeu, Witz von vorgestern. Und ein kluger Politiker unterstreicht nichts.

Ich hatte gehofft, Ihnen für die Einladung persönlich danken und mir endlich den Kapitalen im Elsbruch holen zu können, doch wo die Pflicht ruft, muß unser Vortheil schweigen. Wie gesagt, in Liebenberg fallen die Würfel über das neue Jahrhundert, oder, genauer ausgedrückt, wenigstens über die ersten Monate des neuen Jahrhunderts, und dabei darf ich nicht fehlen. Uebrigens, wie gefällt es Ihnen, daß wir Niklas so heftig schneiden? Das nenn' ich eine Revanche, was? Splendid isolation ist für uns das einzig Wahre. Schließlich kommen sie dann von selbst. Auch Großmama kann sich das merken.

. . Der Frau Gemahlin küsse ich respectvoll die Hand, Ihnen, lieber Herr und Freund, schüttele ich sie herzlich und verbleibe in Treue Ihr unter der Last des Hofdienstes zusammenbrechender

II.

Bester Baron,

Beichten Sie, was geht vor? Sie haben ja Ihre alten Verbindungen und sind gut unterrichtet. Ich weiß aus unbedingt zuverlässiger Quelle, daß die Reise nach England beschlossene Sache ist. Seit acht Tagen wird an der „Hohenzollern" herumgeputzt, daß es nur so dampft; man munkelt von vollen vier Wochen Windsor! Ich will mir gar nicht den Kopf darüber zerbrechen, was sie in Darmstadt sagen werden. Obgleich ich noch immer auf dem veralteten Standpunkt Bismarck's stehen und den Draht nach Rußland für wichtiger als alle neuen Kabel nach Amerika halte. Aber welche Verwirrung in der inneren Politik! Erstens wird die Krise chronisch und der Austrag des Canalhandels verschleppt — denn so lange Majestät abwesend sind, mimen die Minister ausnahmslos den Fabius! Noch vier Wochen lang Canaldebatte ohne Entscheidung — ach du lieber Himmel, welch' ein gefundenes Fressen für die Börsencouriere! Und Majestät bekommen jeden Morgen die Zeitungsausschnitte brühwarm! Erster Artikel: Kaisertrutz und Canalfronde; zweiter Artikel: Itzenplitz und Köckeritz beim Jeu. Das muß nett wirken. Wenn wir nur einen verläßlichen Mann bei Hofe hätten! Ihrem ist ja leider nicht über den Weg zu trauen.

Zweitens . . . Doch nein, von dem Zweitens spreche ich erst, wenn Sie ein paar flüchtige Billetzeilen gesandt haben Ihrem beunruhigten

x.

III.

Liebster Oheim,

Du wirst aus den Abendzeitungen mit Vergnügen die Höhe der neuen Marineforderungen ersehen haben, wenn nicht im Politischen Theil, den Du ja leider, Gott sei Dank, immer überschlägst, so doch im Börsenstimmungsbericht. Du kannst Dir etwas einbilden: erst gleichzeitig mit Dir, dem weltfremden Knasterbart im Wildmärkischen, haben die Herren Mitglieder des Staatsministeriums Kenntniß von dem Plane erhalten. Es hat doch seine Vorzüge, wenn man ein Abendblatt hält; auch für gut unterrichtete Excellenzen hat's seine Vorzüge! Natürlich stimmen sie begeistert dem Entwurfe, den sie noch nicht kennen, zu. Nur Hohenlohe citirt wehmüthig: „Was ich besitze, seh ich wie im Weiten, Und was entschwand, ward mir zur Wirklichkeit." Er citirt ja nicht ganz richtig, aber ungefähr sagt das der Goethe auch, nur mit ein wenig anderen Worten. Am patriotischsten schwärmen Krupp's Neueste Nachrichten und sein Mähre, denn das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein. Unsere Presse dagegen ist nach wie vor den Kopf geschlagen und bietet weder Fleisch noch Fisch. Was soll jetzt die Kleinkritik, die doch höchstens erbittert und den Werth unserer schließlichen Zustimmung schmälert? Und daß wir zustimmen, ist so klar wie Butterheinrich. Miquel soll uns nicht zum zweiten Male auch nur bedingungsweise die größten Esel nennen können. Gebt also der Presse bald Directiven, sonst verpassen wir, fürchte ich, eine unheimlich günstige Gelegenheit, wieder Oberwasser bei Hofe zu bekommen.

Privatim kannst Du mir mal auseinandersetzen, wie sich nach Deiner erleuchteten Meinung die Englandfahrt mit dem neuen Flottenplan verträgt. In der Beziehung tappe ich nämlich noch völlig im Unklaren, und ich weiß nicht, rührt mein Kopfschmerz von dem angestrengten Kopfzerbrechen darüber her, oder von dem elenden Zuckergeschäum à discrétion, womit ich gestern beim standesgemäßen Verlust von drei blauen Lappen tractirt wurde. In meinem Katzenjammer ist mir nur dieser eine tröstende Schnapphahn-Gedanke gekommen: die Kähne sind gegen England bestimmt, und der Besuch soll John Bull veranlassen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Ich schöpfe wahrhaftig wieder Hoffnung, theures Onkelchen. Jetzt fehlte nur noch, daß Zar Nicolaus nach Potsdam käme . . .

Na, schimpf' mich deßhalb nicht gleich einen Idealisten. Veranlasse lieber, daß unsere Leute sich allsämmtlich vernünftig benehmen. Nur diesmal nicht wieder Kanitz gegen die Kähne eintauschen wollen! Kein Wimpernklimpern, sondern enthusiastisches Hurrah und: Ja — also! Grüße Margret, lieber Onkel. Dies wünscht Dein liebender Neffe

. . .

IV.

Lieber Freund!

Wollen Sie sich einen Gotteslohn verdienen? Dann lassen Sie in Ihren Zeitungen darauf hinweisen, daß die Reise nach England durchaus privater Natur ist, daß ihr jede, aber auch jede officielle Bedeutung fehlt. Die Norddeutsche und die Münchner Allgemeine haben diese Selbstverständlichkeit bereits in sehr ansprechender Weise dargelegt; leider glaubt ein immerhin großer Theil des Publicums diesen doch vorzüglich redigirten Blättern nicht recht. Ueberhaupt erwarte ich, und nicht ich allein, in dieser schweren Zeit von Ihnen thatkräftige Hülfe. Vieles kann jetzt reparirt und glänzend wieder gut gemacht werden. Fallen Ihre Mannen jedoch S. M. auch diesmal in den Rücken, dann gute Nacht! Der Marineplan wird durchgesetzt, darüber möchte ich Sie nicht im Zweifel lassen. Durchgesetzt gegen eine Welt von Feinden. Diesmal ist es uns bitter ernst. Nichts sinnloser, als sich ihm ent-

Digitized by Google

gegenzustellen. Die um Rickert und Barth haben für solche Dinge immer eine sehr feine Nase gehabt; beobachten Sie sie auch jetzt und wirken Sie dahin, daß man sich ein Beispiel an ihnen nimmt. Wir wünschen doch schließlich Alle, daß die conservative Partei unbeschädigt aus den Wirren von heute hervorgehe und 1903 bei den Handelsverträgen ein paar tüchtige Centner in die Wagschale werfe. Das soll kein Köder sein. Sie kennen mich. Ernst im Superlativ!

In Liebenberg hat, wie gewöhnlich, die Politik vor der Thür bleiben müssen. Die Abende waren wieder den schönen Künsten gewidmet. Lauff hat den Oberontext umgedichtet und in Verse gebracht, Kapellmeister Schar Weber's Musik verbessert. Ein Unglück kommt selten allein. Hülsen las übrigens erhebend vor. Sie sehen, liebster Freund, wie harmlos unsere Abendunterhaltungen waren. Freut es Sie, zu hören, daß Miquel unverrückt feststeht? „Getraut haben Sie ihm allerdings niemals" — und doch hoffe ich, die Kunde wird Ihren keuschen Ohren wohlthun.

Hier und da findet man es so dargestellt, als liefe irgend Jemand Nicolaus II. nach. Davon kann keine Rede sein. Wir hegen alle Hochachtung vor ihm, und damit stop. Das umlaufende Geklatsch, das sich in nicht immer schmeichelhafter Weise mit dem Zaren befaßt, ist freilich unwürdig und zumeist ebenso verlogen wie die Märchen von einer leisen Verstimmung zwischen ihm und S. M. Besonders R. brillirt in derlei Scherzen; er redet sich um seinen Hals. Die Erzählung von der scharfen Reiterattacke mit der darauf folgenden Gefangennahme und den weiter folgenden Auseinandersetzungen ist Humbug, zum Mindesten in dieser Form. Beide Herrscher sind sich aufrichtig zugethan. Indessen macht man mit persönlicher Zuneigung keine Politik. Unser Interesse gebietet uns strengstrenge Neutralität, die ja gewiß mit Höflichkeit durchaus vereinbar ist. S. M. überwindet siegreich sogar die Erinnerung an persönliche Kränkungen, wenn es die Erhaltung des Friedens und der Freundschaft gilt. Er hat das durch sein Telegramm an die Royal Dragoons neuerdings bewiesen und damit gewiß glühende Kohlen auf das Haupt dieser ungentlemanliken Bilderschänder gesammelt. Daß Deutschland der Buren wegen nicht die Knochen seiner Musketire auf's Spiel setzen wird, das ist doch, so viel ich weiß, Bismarckische Tradition und wird in nationalen Kreisen lebhafte Zustimmung finden.

Lassen Sie bald einmal von sich hören, bester Baron! Und empfehlen Sie mich Ihren Lieben! In Treue Ihr ♔

N. S. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." Darüber wußte der Hofprediger am letzten Sonntag ganz nachdenkliche Dinge zu sagen. Ich wünschte, Ihre Parteigenossen hätten anwesend sein können. Es war allerlei zu profitiren.

V.

(Concept.)

Lieber Herr Doctor,

Weil ich sehr beschäftigt bin, heute nur ganz wenige Worte.

Ihre Energie in allen Ehren. „Die Männer, die sich 1897 auf die sechsjährige Bindung verpflichteten, müssen aus ihren Stellungen entfernt werden. Sie haben alles Vertrauen verloren. Neues Vertrauen kann sich nur eine Regierung erwerben, die ihre Bereitwilligkeit zum Schutze der nationalen Arbeit zeigt. Einer solchen Regierung bewilligen wir jeden Mann und jeden Groschen. Aber auch sie muß die harte Nothwendigkeit ihrer Forderungen nachweisen oder doch wenigstens glaublich machen. Für bloße Spielzeug-Fabrikation sind wir nicht reich genug. Gegebenen Falls darf uns die Drohung mit der Auflösung des Reichstages nicht schrecken, und darüber, daß man den Conflictsteufel an die Wand malt, lachen wir. Wir müssen endlich einmal zeigen, daß wir auch wer sind. Haben wir dazu nicht die Courage, dann ist's besser, man schließt die Bude zu."

Gemach, bester Freund. Daß wir wer sind, haben wir bei der Canalvorlage reichlich bewiesen. Man wird die Mahnung nicht so bald vergessen. Aber nun kommt es darauf an, daß wir unsererseits den Canalrummel vergessen machen. Und zwar etwas plötzlich. Dazu kann und muß uns die Flottenverstärkung dienen. Vor dieser neuen und wichtigeren Frage versinkt das alte kostspielige Project, dem heute nur noch die Cementactionäre und die Kurszettel der Börsenzeitungen nachweinen. Bewilligen wir dem Kaiser seine Schiffe und mäkeln und handeln wir am Nothwendigen nicht kleinlich herum, dann wird ihm der gefallene Canal kein so schmerzlicher Stachel mehr sein. Ich wiederhole, wir bewilligen die Schiffe dem Kaiser. Die Personen, die in seinem Namen mit den Forderungen an uns herantreten, sind uns herzlich gleichgiltig. Die haben das Recht, sich nach Herzenslust bloß zu stellen und zu compromittiren. Die Bindungsfrage ist deßhalb durchaus secundärer Natur. Eugen Richter mag auf ihr herumreiten, wir dürfen es nicht. Ebenso verhält es sich mit dem Kostenpunkte.

Unser Vertrauen gehört keiner Regierung, es gehört allein dem Kaiser, dessen Befehle die jeweilige Regierung blindlings ausführt. (Gehorsam ist des Christen Schmuck.) Darum wäre es auch unmännlich, die schuld- und arglose Regierung anzugreifen, wenn unser Vertrauen einmal ein Ende nähme.

Den neuen Flottenplan bringe ich übrigens nur in einen ganz losen Zusammenhang mit den bevorstehenden Fürstenbesuchen. Die Politik des 20. Jahrhunderts, an die wir uns anno 1899 schon ruhig gewöhnen können, ist keine Cabinetspolitik mehr; alle Kriege werden hinfort Volkskriege sein, selbst temperamentvolle Monarchen vermögen daran nichts zu ändern. Nur wenn sie den ungeheuren Druck der öffentlichen Meinung des Landes hinter sich haben, sind sie stark; im Kampfe mit dem Volkswillen vertropfen sie nutzlos ihre Kraft. Aus diesem Grunde scheint mir indeß auch die starke Bewegung gegen Kaiser Wilhelm's Englandfahrt thöricht. Die thut Niemandem Schaden, wohl aber dünkt sie die Engländer eine Höflichkeit, und Höflichkeiten machen das Zusammen- oder Nebeneinanderleben, ja mehr noch das Gegeneinanderleben erträglich.

Was von dem Besuch unseres Kaisers in Windsor gilt, gilt in erhöhtem Maaße von dem kurzen Abstecher des Zaren Nicolaus nach Potsdam. Wilhelm II. vermag in den vier Wochen seines Aufenthaltes in Windsor den Gang der nationalen Entwickelung nicht zu ändern, auch wenn er es wollte. England muß mit uns auf Tod und Leben um die 250 Millionen Pfund kämpfen, die jährlich im Welthandel umgesetzt werden, und es ist so wenig in der Lage wie wir, sich vom Kampfplatz zurückzuziehen. Wenn jedoch vier Wochen nicht hinreichen, England deutsch-freundlich und unsere auswärtige Politik england-freundlich zu machen, wie sollten dann die paar Stunden, die der Zar zwischen zwei Bahnzügen in Potsdam verbringt, ähnliche Wirkungen hervorrufen können?

Wozu also der Lärm? Im Uebrigen dem Herrn gern zu Diensten!

Ihr Frhr. . . . .

VI.

Lieber Freund,

Sehen Sie, das muß vor Allem in der gutgesinnten Presse betont werden: Zar Nicolaus II. kommt nach Potsdam, um im Gespräch mit S. M. gemeinsame Grundzüge der deutsch-russischen auswärtigen Politik festzustellen. Es handelt sich hier keineswegs, wie gewisse Preßorgane grob tendenziös verbreiteten, um ein kurzes How do you do, um ein Privatgespräch zwischen zwei verwandten Herrschern, sondern in Potsdam vollzieht sich dieser Tage ein weltgeschichtliches Ereigniß. („Weltgeschichtliches Ereigniß" bitte im Sperrdruck!) Woran Bismarck scheiterte, in Potsdam soll es wie ein rocher von bronce stabilirt werden; das Vertrauen des russischen Zaren, das die allzu complicirte Politik des ersten Reichskanzlers aus guten Gründen verlor, dem neuen Course wird es voll und ganz („voll und ganz" bitte fett!) zu Theil.

Benutzen Sie diese Auslassung nach Wohlgefallen, lieber Freund, und gestatten Sie mir, mich heute wie immer zu nennen

Ihren Gesinnungsgenossen

♔

Caliban.

Digitized by Google

Zwei deutsche Thiermaler.

In der „Nationalgalerie" findet, hübschem altem Gebrauche zufolge, zu Ehren des am 30. Juli d. J. verstorbenen Malers Adolf Schreyer eine Ausstellung zahlreicher seiner Oelbilder und Zeichnungen statt. Sie stammen wohl zumeist aus Privatbesitz, denn Schreyer hat es seiner Zeit an Ehren und Käufern wahrlich nicht gefehlt und während seines langjährigen Pariser Aufenthalts vor 1870 war er sogar sehr „modern", d. h. in Mode.

Gleich Brendel gehörte auch er zu den ersten deutschen Thiermalern, die den Franzosen ihre Technik abguckten und coloristisch es ihnen gleich zu thun versuchten. Aber es wäre sicher ungerecht, wenn man dem Verstorbenen nichts weiter nachrühmen wollte. Frühe schon zeigte der 1828 in Frankfurt a. M. geborene Künstler Selbstständigkeit in Anschauung und Neigung. Diese führte ihn der Thiermalerei zu, jene fußte vor Allem auf Naturstudium, zu einer Zeit, wo die Routine die im Banne der Romantik liegende Malerei beherrschte, wie sie auf den Akademien gelehrt wurde, auch in München und Düsseldorf, wo er seine im Städel'schen Institut begonnenen Studien fortsetzte. Wichtig für die Erweiterung seines Gesichtskreises war der Umstand, daß er sich während des Krimkrieges der österreichischen Occupationsarmee anschließen konnte. So lernte er, der das Pferd bisher hauptsächlich in Gestüten und auf Reitbahnen studirt hatte, es in der Freiheit in der ungarischen Puszta, der russischen Steppe, in den wallachischen Sümpfen, auf dem Schlachtfelde und im harten Arbeitsleben kennen. Dann siedelte er nach vorübergehendem Aufenthalte in Wien und wieder in Düsseldorf nach Paris über. Damit beginnt in seiner Kunst eine zweite Phase, die auch auf der jetzigen Ausstellung deutlich zu Tage tritt. In Frankreich stand gerade die Orientmalerei in Blüthe und ihre weitgepriesenen farbenfunkelnden Vertreter Fromentin und Guillaumet gewannen auch auf ihn Einfluß. Er ging selbst nach Nordafrika und holte sich aus Algier neue Motive, wie er sich in den Pariser Ateliers eine neue Palette zurechtgemischt hatte. Das glänzende Kolorit der Araber und Kabylen, die wilde Beweglichkeit dieses Reitervolks und ihrer herrlichen Pferde, das pittoreske Kriegs- und Lagerleben dort, dazu die schwermuthsvolle Größe der bergigen Wüstenlandschaft hatten es ihm angethan und diese Motive beherrschten fortan sein Schaffen. Ob er aber in alle diese nordafrikanischen Scenerien, Reiter- und Kampfbilder sein Innerstes hineinlegte — ich möchte es nicht glauben. Wohl waren auch diese Bilder nicht sowohl Thierporträts, sondern Thier-Genrebilder voll dramatischen Gehalts, aber es kam ihm weniger darauf an, dabei die Thierseele zu ergründen, ihn fesselte wohl in erster Reihe der Glanz des Farbenspiels, wie denn auch bei diesen afrikanischen Bildern häufig genug heller Abend- oder Morgenschein zur Erhöhung der Effecte dienen muß, und der Schwung der Linien edler Rassethiere, flatternder Beduinenburnusse. Da befindet sich jetzt auf der Ausstellung die Studie eines müden alten Schimmels aus dem Jahre 1849 oder 1850. Sie scheint mir für den damaligen Schreyer besonders bezeichnend zu sein nach zwei Seiten hin: innerlich und äußerlich. Dieser zusammengesunkene Gaul erzählt uns einmal eine ganze Geschichte, wie etwa Knaus' berühmtes Bild: „Ich kann warten". Und dann — wie ist das gemalt. Diese Farben hatte er in keinem akademischen Atelier gelernt, sie zu sehen und festzuhalten hatte ihn lediglich die Natur gelehrt. Wieviel flotter, breitflüssiger, glänzender gemalt sind „Der arabische Fahnenträger", „Die fliehenden Araber", „Der heimkehrende Araber", „Die nahende Gefahr" u. s. w. — aber wieviel empfindungstiefer und schlechtweg überzeugender wirkt der alte Schimmel. Mit diesem war Schreyer gewissermaßen ein Vorläufer unserer Allermodernsten und selbst der glaubensseligste „Impressionist" würde ihm seine Zustimmung nicht versagen. Es ist eigentlich kaum zu glauben, daß derselbe Maler wenige Jahre darauf ein solches Bild malen konnte, wie „Die Attacke preußischer Husaren bei Kuppenheim" mit den harten Farben und den theatralischen Posen, obschon gerade dieses Bild ihm damals die Bahn frei machte ... Sehr zahlreich sind die Motive aus Südrußland und der Wallachei. Sie zeigen alle malerisch ebenso einen inneren Zusammenhang, wie die nordafrikanischen. Etwas Düsteres, Schwermuthvolles haftet ihnen allen an. Schreyer war ja ein vorzüglicher landschaftlicher Stimmungsmaler und er bevorzugte trübes Wetter, dunklen Himmel, die Spätdämmerung an Herbst- und Wintertagen mit wildem Schneetreiben oder der Pause zwischen zwei Regenböen, die unwirthliche Sumpflandschaft, den einsamen Steppenweg mit wirrem kahlen Gestrüpp am Rande und schwarzen Waldsilhouetten am Horizont. Und mitten drin dann das Pferd, das ruppige, struppige Pferd der Arbeit und der Drangsal, der Gehülfe des menschlichen Arbeiters, der mit ihm verkehrt, wie mit einem Kameraden, mitunter ihn auch in der Noth verläßt und verräth, wie — einen Freund. Es ist eine Psychologie des Pferdes, die diese Bilder bieten. Rein malerisch werden natürlich solche Motive, wie die wild aus einem brennenden Stall hervorstürmenden Thiere auf den ersten Blick am meisten fesseln, aber man vertiefe sich nur in solche Bilder, wie „Ermattet", „Stecken geblieben", „Ohne Hülfe" und man wird sich bald davon überzeugen, daß diese Intimität der Wirkung der Bravour jener zum Mindesten gleich kommt. Und zu den Thieren stimmt immer so gut der Mensch, alle diese Zigeuner, Wallachen, russischen Bauern. In Frankreich, wo doch Schreyer so viel Anregung erhalten, hatte er und hat er in dieser Beziehung seines Gleichen nicht, wohl aber in Rußland. Auch der jüngst in hohem Alter verstorbene Thier- und Jagdmaler Nikolai Sswertschkow wußte das Pferd in eben solcher Weise gewissermaßen zu vermenschlichen und auch er hat es namentlich oft genug im Kampfe mit Wetterunbill gemalt. Nur vielseitiger war Sswertschkow.

Und vielseitiger auch war ein deutscher Zeitgenosse Schreyer's, Teutwart Schmitson, an den man hier wiederholt erinnert wird. Auch Frankfurter von Geburt, gleich Schreyer, war er, aber sein Los ein minder freundliches. Zwei Jahre jünger als dieser, schied er 36 Jahre vor ihm aus dem Leben und gerieth im Laufe der Zeit gar in Vergessenheit. Hat man ihn doch in diesem Sommer, wo auf Paul Meyerheim's Betreiben in der Großen Berliner Kunstausstellung eine kleine Sammlung seiner hinterlassenen Werke zusammengetragen worden war, eigentlich neu entdeckt. Es war so ziemlich der interessanteste Raum des Ausstellungspalastes und die freudige Ueberraschung Derjenigen, die hier zum ersten Male Schmitson'sche Bilder sahen, bewies wieder einmal, wie leicht man sich hinreißen läßt, etwas als „Neu" zu preisen, was in Wahrheit durchaus alt ist. So erkannte man denn auch in dem allzufrüh verstorbenen Schmitson plötzlich einen „Vorläufer" der Modernen. Warum? Weil er unter Gottes freiem Himmel seine Künstleraugen aufzumachen wußte, weil er nicht bloß Temperament besaß, sondern es auch ungeschminkt zum Ausdruck zu bringen wußte, weil er zu empfinden und zu beobachten und seine Empfindungen und Beobachtungen immer echt künstlerisch zu verwerthen verstand? Da haben wir das Wort — „echt!" Ist denn bei unseren „Modernen" Alles echt? Ist nicht gerade bei den meisten von ihnen so viel An- und Nachempfundenes im Strome der Zeitbewegung? Auf's Wissen und Können kommt es an. Nicht auf Schlagworte. Am Ende „entdeckt" man auch noch Albrecht Dürer auf's Neue. Hat er denn nicht vor bald vier Jahrhunderten bereits das Woet ausgesprochen: „Wahrlich die Kunst steckt in der Natur und wer sie heraus kann reißen — der hat sie." Schmitson war einer von den Auserwählten. Der konnte die Natur herausreißen. In noch ganz anderer Weise, als Schreyer, denn wenn dieser sein Können verwerthete, so geschah's doch wohl im Hinblick auf einen allendlichen äußeren Effect, wenigstens in der zweiten Hälfte seines Schaffens, während und nach der Pariser Zeit. Diese Empfindung hat man Schmitson's Bildern gegenüber gewiß nicht. Wohl sind auch hier französische und holländische Einflüsse unverkennbar, aber er wußte die fremde Errungenschaft selbstständig umzuwerthen. Dazu kam, daß sein Temperament weit stärker war, als das Schreyer's; er konnte sich namentlich in der Wiedergabe der Bewegung nicht genug thun. Wie sich da scheuende Pferde zusammendrängen, wie sie hier der Tränke oder Schwemme zustürzen — das ist alles so tief empfunden und alles so schlicht und wahr wiedergegeben. Daß er übrigens seinen Landsmann, der so viel glücklicher war, stark beeinflußt hat, das unterliegt keinem Zweifel. Und zwei Bilder auf der jetzigen Schreyer-Ausstellung beweisen das besonders klar: die Begegnung zweier Ochsengespanne auf dem Feldwege und die Holzfäller im Walde. Dazu käme noch eine Landschaftsstudie aus dem Taunus. Alle drei Bilder stechen schon durch ihre Farbenwirkung aus der Masse der übrigen hervor und die grün-goldbraune Tonigkeit ist gerade für Schmitson's Palette bezeichnend. Die Bilder stammen aus der Mitte der 50er Jahre. Thatsächlich waren damals die beiden Frankfurter in Düsseldorf einander näher getreten.

Was aus Schreyer während seines langen Lebens geworden, das wissen wir. Was aus Schmitson, der kaum 33 Jahre alt ins Grab sank, geworden wäre — wer vermag's zu sagen? Aber was er schon geworden war, das wissen wir allerdings auch: einer der ersten deutschen Thiermaler von bestrickender Eigenart und Selbständigkeit. Ihm nahe kommt Schreyer gewiß und wir können auch ihn folglich als einen der ersten deutschen Thiermaler bezeichnen, aber wenn in diesem Falle das Wörtchen „deutsch" vornehmlich seine Zugehörigkeit zum deutschen Volke angiebt, so trifft es bei Schmitson das innerste Wesen seiner Kunst, der alle Bravour und aller äußere Glanz so fern liegen....

J. Norden.

Notizen.

H. Klencke's diätetische Volks- und Familienbücher (Leipzig, Ed. Kummer) stehen unter den sogenannten Brodartikeln des deutschen Buchhandels obenan. Von den bekannten populär-medicinischen Schriften: „Das Weib als Gattin" ist die 15. Auflage, von „Die Mutter als Erzieherin" die 11. vermehrte Auflage soeben erschienen. Zum Lobe dieser Schriften über die weibliche Erziehung zur physischen, seelischen und sittlichen Gesundheit bedarf es keiner Empfehlung mehr. Die beiden moral-philosophischen und medicinischen Werke haben sich in Tausenden von deutschen Familien als Inventarstücke eingebürgert und sind auf ihr schönes Motto abgestimmt: „Mit dem Verfall oder mit der Veredelung des Weibes sanken und erhoben sich jederzeit Sitte und Kraft des Volkes. Auf den Frauen unserer Nation ruht unsere Zukunft; Jungfrauen, Gattinnen und Mütter werden dem Vaterlande auch edle Männer erziehen."

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Yroni. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Merlin.** — Er soll dein Herr sein. Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Männertreu.** — Der Sohn seines Vaters. Illustr. von R. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Abenteuer eines Blaustrümpfchens.** Illustr. von Carl Bopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Verrathenes Glück.** Illustr. von Carl Bopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. von H. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Marie v. Bunsen, Ada in England. Illustr. v. H. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Alpengeschichten.** Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

— **Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Paul O. Höcker, 's Burgele. Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Ernst von Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Achleitner, Yronele. — Schwarzwaldgeschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Zapp, Galatea. — Eine Liebesgeschichte. Illustr. von Carl Bopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**
in Stuttgart.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe
an die
Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von
Richard Sattler, Braunschweig.
(Gegründet 1883).

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
F. Dahn
A. Daudet
Dernburg
M. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck
im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten
von
Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
H. v. Sutlner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 18. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien? Von Otto Freiherrn von Boenigk (Halberstadt). — Eine deutsche Wirthshaus-Statistik. Von Wilhelm Bode (Weimar). — **Literatur und Kunst.** Erinnerungen an Karl du Prel. Von Martin Greif. — Liszt's Freundin. Von Lüder Schulze. — **Feuilleton.** Das Majorspferd. Von Alfred von Hedenstjerna. — **Aus der Hauptstadt.** In den Wandelgängen. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Tausend-Mark-Actien oder Pfundactien?

Von Otto Freiherrn v. Boenigk (Halberstadt).

Bekanntlich bestimmt das Handelsgesetzbuch (Artikel 207a), daß Actien auf einen Betrag von wenigstens 1000 Mark gestellt werden müssen. Wie energisch der Gesetzgeber diesen Gedanken durchgeführt wissen will, geht daraus hervor, daß die wenigen, als zulässig bezeichneten Ausnahmen für das allgemeine Actienwesen völlig bedeutungslos sind. Sie betreffen die Actien von wohlthätigen Unternehmungen, ferner solche Actien, für welche ein bestimmter Ertrag dauernd und bedingungslos Seitens einer Behörde ꝛc. gewährleistet ist, und schließlich Actien, deren Uebertragung nicht ohne Zustimmung der Gesellschaft möglich ist. Unter keinen Umständen darf aber der Ausgabe-Betrag weniger als 200 Mark ausmachen; auch darf jene Vergünstigung niemals Inhaber-Papieren zu Theil werden. Mit voller Absicht hat also der Gesetzgeber den Kreis der Ausnahmen fast bis zur Größe eines Punktes zusammengeschnürt. Diese außerordentlich energische und einschneidende Maßregel ist bekanntlich darauf zurückzuführen, daß man einen wirksamen Schutz der kleineren Vermögen vor dem Verfall in Folge von unglücklichen Speculationen in schwankenden Werthen geschaffen wissen wollte. Man war und ist übrigens auch heute noch vielfach der Meinung, daß jenes 1000-Mark-Princip wesentlich dazu beigetragen habe, unser deutsches Actien-Gesellschaftswesen auf seine gegenwärtige Höhe zu bringen. Die Folge davon war dann die, daß „von einzelnen Seiten" in den Vorberathungen zum neuen Handelsgesetzbuch vom 10. Mai 1897, welches jene Vorschrift (§ 180) wiederum aufweist, eine weitere Erhöhung des Mindestbetrages für Actien angeregt worden ist und vorher in der ehemaligen Börsen-Enquete-Commission gefordert wurde, es möchte „wenigstens" für die Zulassung von Actien zum Börsenhandel ein höherer Nennbetrag gefordert werden. Es ist also nur eine eventuelle Verschärfung jener Bestimmung behufs besserer Erreichung ihres oben genannten Zweckes in Betracht gezogen worden. — Niemand scheint aber trotz der großen Veränderung der einschlägigen Verhältnisse seit Erlaß des Actiengesetzes und der Gründerperiode daran gedacht zu haben, die fragliche Bestimmung wieder auszumerzen, da sie, wie die folgenden Zeilen erweisen sollen, von einem nur sehr geringen Erfolg sein dürfte und andererseits erhebliche Mißstände hat zeitigen helfen. Nicht als ob ich im Princip jede Art von Staatshülfe verwürfe. Im Gegentheil scheint es sich mir im Laufe der Jahrzehnte seit Lassalle und Schulze-Delitzsch herausgestellt zu haben, daß es unrichtig wäre, sich ein für alle Mal entweder auf die Staatshülfe oder auf die Selbsthülfe zu verpflichten. Man wird sogar behaupten dürfen, daß das Princip der Staatshülfe mehr und mehr Eingang und Anerkennung gefunden hat, nachdem die neuzeitliche Entwickelung zu den Botschaften des großen kaiserlichen Greises und zu den Arbeiterversicherungs- und Arbeiterschutz-Gesetzen geführt hat. Früher gab es noch keine so unumschränkte Herrschaft und Ueberlegenheit des Großcapitals wie heute, wo der Kampf um's Dasein ein viel schärferer geworden ist, man konnte daher damals der helfenden und wehrenden Hand des Staates weit eher entrathen als gegenwärtig. Daher habe ich auch volles Verständniß für die Gründe, welche zu der erwähnten staatshelferischen Vorschrift des Actiengesetzes geführt haben. Liegt es doch auf der Hand, daß für die „kleinen Vermögen" eine verfehlte Speculation besonders harte Folgen hat, indem sie die Früchte Jahrzehnte langer Arbeit, die Hoffnung für das Alter plötzlich vernichtet. Wenn man daher auch wünschen mag, daß die helfende Hand des Staates hier eingreift, um gerade die Arbeitsamen, die Sparsamen vor jener Gefahr zu behüten, so wird man sich doch fragen müssen, ob erstens staatliche Hülfe in diesem Falle überhaupt möglich ist und bejahenden Falles zweitens, ob jene Vorschrift des Actiengesetzes der richtige Weg ist. Ich möchte beide Fragen verneinen. Wie gesagt, die Gefahr, welche für ärmere Leute in den Schwankungen der Actienwerthe liegt, läßt sich nicht leugnen, und wir haben große Theilnahme für die berühmte „arme Wittwe", die sich und ihre Kinder kümmerlich von dem Ertrage ihrer geringen Habe nährte und in Folge ihrer Unerfahrenheit nun völlig verarmt ist. Aber muß denn gerade immer die Börse, müssen gerade die Kursverluste von Actien Schuld an dem Unglück sein? Ist denn das Börsenspiel die einzige Gefahr, die dem Besitzenden droht? Man wird das am besten entscheiden können, wenn man untersucht, wo heute die von der Erwerbung von Actien ausgeschlossenen Kreise ihre Gelder ertragbringend anlegen.

Der Gesetzgeber wünschte bei Erlaß des hier zur Besprechung stehenden Artikels jedenfalls, daß die ärmeren Kreise die öffentlichen Sparcassen reichlich benutzen und auch Staatspapiere oder Landschafts-Pfandbriefe erwerben sollten, soweit diese in Beträgen zu 100 oder 200 Mark ausgegeben worden seien. Es liegt mir fern, die große wirthschaftliche Bedeutung

Digitized by Google

der Sparcassen anzuzweifeln, vielmehr weiß ich sehr wohl, daß sie Vielen zum Segen geworden sind, aber man kann nicht behaupten, daß seither nun auch wirklich alle Ersparnisse der kleinen Leute ihnen zufließen oder in preußischen Consols angelegt werden. Weit gefehlt! Die Sparcasse wird vielfach nur vorübergehend und so lange benutzt, bis eine gewisse Summe erreicht wird. Die Hauptmasse der kleineren und kleinen Vermögen dagegen sucht und findet ganz andere Wege. Die unkundigen Leute betheiligen sich als stille Theilnehmer an Unternehmungen, die ihnen als außergewöhnlich aussichtsreich angepriesen werden, eröffnen selbst einen Laden, ein Colonialwaaren-, ein Zuckerwaaren-, Vorkost- oder Blumengeschäft, da ihnen redegewandte Reisende massenhaft Waaren auf Credit angeboten haben. Einzelne finden ihr Glück, Wenige ihr gutes Auskommen, vielleicht Manche ihr täglich Brod, — wer zählt aber Diejenigen, welche dabei Schiffbruch leiden. Frischen Muthes ist es an die neue, glückverheißende Arbeit gegangen, aber mit dem Ausbleiben des erhofften Gewinns erlahmte die Kraft, und nach wenigen Monaten oder Jahren, jedenfalls schneller als gewonnen, ist das Ergebniß ihres früheren Fleißes wieder zerronnen und es heißt, von vorn anfangen. Was hilft da jene Mindestbegrenzung für Actien? Nichts, sie schadet vielmehr, denn wenn es Pfund-Actien gäbe, würde wohl Mancher sein Geld nicht in irgend ein kleines Geschäft leihen, sondern in der Lage sein, an großen, consolidirten Actiengesellschaften sich zu betheiligen. Ist an sich schon für die in Geldsachen unerfahrenen und über die erforderliche Einsicht, den Ueberredungskünsten gewissenloser oder leichtsinniger Pumpgenies zu widerstehen, nicht verfügenden Menschen die Aussicht, an dem Ertrage eines anscheinend gut gehenden Ladengeschäfts betheiligt zu werden, die Aussicht, ihr Capital und ihre Arbeitskraft in derselben Sache zu bethätigen, sehr verlockend, reizt an sich schon eine von „befreundeter" Seite angebotene, hochverzinsliche Hypothek die Habsucht der Unvorsichtigen, so verstärkt das 1000 Mark-Princip das Mißliche der Sachlage, indem es eine im Vergleich zu diesen Anlage-Arten vorzügliche Gelegenheit zu sicherer Anlage den ärmeren Leuten verschließt. Aber jene Bestimmung läßt außer all' den vorgeschriebenen Gefahren noch viele andere für die kleinen Vermögen bestehen. So giebt es keinen staatlichen Schutz vor „exotischen" Staatspapieren, welche vermöge ihrer geringen Kurse oft schon für sehr geringe Beträge käuflich sind und die unkundigen Bevölkerungsclassen durch ihren hohen Zinsfuß für sich gewinnen. Man erinnere sich daran, welche Unsummen in Deutschland auf portugiesische, argentinische, griechische Papiere verloren gegangen sind, ohne daß erfolgreiche Staatshülfe eingetreten wäre, ohne daß durch einen Artikel des Handelsgesetzbuchs dem deutschen Publicum diese vortreffliche Gelegenheit, sein Geld zum Fenster hinauszuwerfen, verschlossen gewesen wäre.

Weiter bietet sogar der Staat selbst einen anderen verlockenden Weg, den Sparcassen und Consols auszuweichen: die Lotterie, wenn sie bei uns auch nicht so verheerend wirkt wie in Oesterreich. Auch die in erschreckender Zunahme begriffenen Sportwetten sind in diesem Zusammenhange zu nennen, als eine Seuche, die das ganze Land zu ergreifen droht. In Berlin beschäftigen sich jetzt schon die Portiers und Kellner der verschiedenen Hotels oder „Bars" lebhaft mit der Besorgung von Wetten, aber neuerdings haben sich auch in den Provinzen derartige Bestrebungen eingenistet. Die Cigarrenläden machen sich hier zu Trägern der Bookmaker- oder Totalisator-Cultur, da sie als Filialen der Berliner Wettbureaus fungiren und mehr oder weniger energisch mit ihren antiquirten Renndepeschen Reclame machen. Wo man geht und steht, hört man die Jugend sich von Namouna, Sperbers Bruder oder irgend einer anderen „berühmten" Rosinante unterhalten und die Erfolge des Stall Suermondt oder des Jokeys Sloan Tod sind der deutschen Jugend sehr geläufig, während ihr Laurahütte oder Trebertrocknung nicht nur böhmische Dörfer, sondern auch sehr gleichgiltig sind. Am schlimmsten aber wirkt wohl meines Erachtens in neuerer Zeit in gewissen Gegenden der Handel mit Antheilen von Kali-Bohrgesellschaften ꝛc. Hier liegt eine äußerst gefährliche Gelegenheit für Leute vor, die gern viel auf eine Karte setzen, aber nichts von dem „harmlosen" Spiel verstehen. Ich halte diese Art Werthe für sehr problematisch, da Niemand in die Erde sehen kann und ein gut Theil Unlauterkeit oft dabei im Spiele ist. Was aber diese Antheile für den kleinen Mann noch gefährlicher macht, ist der Umstand, daß sie nicht nur keine Verzinsung gewähren, sondern sogar von Zeit zu Zeit Zubußen bedingen. Wird schon der Mangel an Verzinsung nach kurzer Zeit den glücklichen Besitzer oft dazu bestimmen, sich dieser Werthe wieder zu entschlagen, sobald er seine Hoffnung auf eine baldige Vervielfältigung des Capitals nicht erfüllt sieht, vielmehr durch einen Coursſturz in Angst gesetzt wird, so wird durch die Verpflichtung zu Zubußen, über die man ihn beim Kauf der Antheile nicht immer aufgeklärt hat, für ihn der Verkauf der Antheile um jeden Preis, d. h. eben mit bedeutendem Verluste meist zur Nothwendigkeit. Selbst wenn also das ausgewählte Unternehmen die Erwartungen auf die Dauer nicht enttäuscht, sondern dem, der die Möglichkeit, zu warten und seine Betheiligung nach und nach zu vergrößern, entsprechende Gewinne bringt, so ist doch der „kleine Mann" auch bei diesen guten Unternehmungen fast ausnahmslos zu Verlusten verurtheilt. Wie viel aussichtslose Unternehmen kommen aber auf ein gutes! Und besitzt denn der kleine Capitalist die Fähigkeit, die Spreu von dem Weizen zu sondern? — Dieser sich ausbreitenden und von einzelnen Bankiers stark gepflegten „Bank-Branche" müßte daher die Regierung energisch auf die Finger sehen, und nöthigenfalls darauf klopfen; — bisher aber sind die kleinen Vermögen ihr schutzlos preisgegeben; der Staat verwehrt ihnen die Betheiligung an soliden Actiengesellschaften, aber er kennt nicht die Gefahr jener dunklen „Effecten." Wenn in neuerer Zeit in Deutschland in südafrikanischen und westralischen Shares ein stärkerer Umsatz stattfindet als früher, so mag das noch hingehen, da doch effective Werthe zu Grunde liegen, wenn aber der Mittelstand und die weniger bemittelten Kreise der Bevölkerung durch Gutachten weitherziger Berg-Sachverständiger, vielversprechende Situationspläne, marktschreierische Prospecte geschickter Managers mehr und mehr in die Netze der Bohrversuche und Bohrversuchungen gelockt werden, wenn jene gesunden Kreise mehr und mehr davon abkommen, sich mit einer soliden Anlage zu bescheiden und der Versuchung zum Opfer fallen, in der Hoffnung, die Antheilscheine leisteten die Dienste der Wünschelruthe und zeigten die im Erdinnern verborgenen Schätze an, dann scheint es sehr bedauerlich zu sein, daß den Leichtgläubigen nicht lieber die Betheiligung an Actienunternehmungen geboten ist.

Mit diesen flüchtigen Hinweisen dürfte zur Genüge bewiesen sein, daß die Gefahr, sein Geld zu verlieren, sich keineswegs auf das mit dem Actienbesitz verbundene Risico beschränkt, und daß das 1000 Mark-Princip daher nicht fähig ist, die kleinen Vermögen vor Verlust zu sichern.

Es erübrigt nun noch, zu zeigen, daß jenes Princip nach verschiedenen Richtungen geradezu schädlich wirkt. Das erweist sich zunächst ohne Weiteres daraus, daß das Risico bei Ankauf von Actien keineswegs ebenso groß ist, als das bei Errichtung eines Geschäfts oder Betheiligung an einem solchen. Im schlimmsten Falle ist bei einem plötzlichen großen Kurssturz, der übrigens zu den Seltenheiten gehört, doch immer nur ein Theil des Anlage-Capitals verloren, während der andere Theil im Besitz der Geschädigten verbleibt. Beim Bankerott eines Geschäfts, dessen stiller Theilhaber oder Inhaber man war, bleibt dagegen wohl meist herzlich wenig, wenn nicht gar nichts übrig; hier ist meist

Digitized by Google

Alles verloren. Ferner ist der Verlust in Actien sehr oft nur ein scheinbarer, weil vorübergehender: wer sich nicht ins Bockshorn jagen läßt, wer die Actien nicht um jeden Preis losschlägt, sondern ruhig behält, sieht die Kurse vielleicht bald wieder zur alten Höhe ansteigen; das zeigt sich wohl bei den meisten Baissen. Die folgende, die Actien der führenden deutschen Unternehmungen der Bank-, Kohlen- und Eisenbranche betrachtende Tabelle enthält die Kurse vom 31. December des betreffenden Jahres nach Saling's Börsenhandbuch.

	1880	1881	1882	1889	1890	1891	1895 30. Oct.	1896 10. Oct.
Discontogesellschaft	184	222	192	248	213	172	226	205
Deutsche Bank	154	163	148	174	159	147	212	186
Harpener	188	105	126	327	200	142	183	163
Gelsenkirchen	122	135	123	220	177	133	186	167
Hibernia	100	91	87	245	194	122	182	174
Bochumer	70	80	91	288	160	110	168	157
Laurahütte	122	126	123	173	139	105	156	156

Die Tabelle zeigt zur Evidenz, daß selbst die höchsten, zu jenen Zeiten größtentheils ungerechtfertigt hohen Kurse früherer Haussepeperioden von diesen in andauernder guter Entwickelung begriffenen Unternehmungen bei späteren günstigen Conjuncturen nicht nur wieder erreicht, sondern häufig überschritten worden sind. Auch sind die Tiefkurse späterer Baisseperioden meist noch beträchtlich höher, als die Tiefkurse früherer Perioden. Es zeigt diese Tabelle ja eigentlich nur den andauernden, durch alle Wechselfälle immer nur verstärkt vordringenden Aufschwung der deutschen Industrie, welche durch jene führenden deutschen Unternehmungen repräsentirt wird. Das ist das Zeichen einer gesunden Lage, eines andauernden Fortschritts, und wer die Kurse verfolgt und daher in der Lage ist, zu beurtheilen, wie feinfühlig die Börse ist und wie sie für jede Kleinigkeit eine rege Aufmerksamkeit beweist, oft eine zu große Empfindlichkeit, der wird sich sagen müssen, daß die Börse der beste Wächter für die Interessen der Actionäre ist. Wer nicht gerade sein Capital immer realisirbar halten will, wem es nur darauf ankommt, daß der Zinsfuß nicht zu stark fällt, der kann mit ziemlicher Ruhe, wenn es sich um consolidirte Gesellschaften handelt, dem Auf- und Abspielen der Kurse zusehen. Ist dagegen der Verlust bei jenen anderen Anlagen, bei faulen Geschäften, ein nur vorübergehender? Mit der Schließung des Comptoirs oder Ladens ist das aufgewandte oder verliehene Capital wohl fast ausnahmslos auf Nimmerwiedersehen dahin. Ebenso ist es bei der Lotterie, den Rennwetten, den Bohrantheilen; in den ersten beiden Fällen ist, wenn, wie meist, eine Niete vorliegt, der ganze Einsatz verloren und bei Bohrgesellschaften bedingt die Nichtfündigkeit eine gleiche Gefahr, ganz abgesehen von der angenehmen Zubuße-Verpflichtung.

Bestände das 1000 M.-Princip nicht; würde das Volk nicht genöthigt sein, sich derartigen Gelegenheiten, sein Geld zu vergeuden, hinzugeben, würde es den Fleißigen möglich sein, andere, bessere Wege einzuschlagen, so würden viele Tausende jedenfalls jährlich gespart werden. Der Staat erlaubt es aber nicht, daß die Kleineren ihr Interesse an dem Fortschritt der deutschen Volkswirthschaft, an dem Gedeihen unserer Industrie bethätigen, denn es ist doch gar zu gefährlich! Dem Wohlhabenden schadet das Börsenspiel, der Ankauf von Actien nicht; er bedarf keines staatlichen Schutzes, denn ihm ist die Capazität, stets nur günstige Geschäfte zu machen, mit in die goldene Wiege gelegt. Die Anderen mit ihren paar Groschen haben an der Börse nichts zu suchen, sie haben die guten, hochverzinslichen Dividenden-Papiere gefälligst den Reichen zu überlassen und thun gut, ihrem Schöpfer dafür zu danken, daß er ihnen in den Communal-Sparcassen Institute verschafft hat, welche so freundlich sind, Ersparnisse entgegenzunehmen und in so freigebiger, die Finanzen der Commune eigentlich fast untergrabender Weise mit — allerdings nicht mehr als 3 Procent zu verzinsen, der preußische Staat zahlt ja, selbst nach dem jetzigen Kurse berechnet, „nur" $3^1/_2$ %!

Im Ernst: wir stehen uns sehr im Licht. Wir wissen sehr wohl, daß Arbeit dann trefflich gedeiht, wenn der Arbeiter Interesse an ihr hat, wenn er nicht nur die blöde Maschine darstellt oder Handlanger spielt, sondern mit Auge und Ohr, mit Herz und Sinn bei der Sache ist. Und da sich dies gedeihliche Interesse selten von selbst vorfindet, so mag man es wecken, so mag man ein stimulirendes Mittel hierfür suchen. Das aber hat man, wenn man den nervus rerum omnium in's Feld führt, d. h. wenn man den an der deutschen Industrie Betheiligten auch Gelegenheit giebt, sich am Risiko, am Verlust so gut wie am Gewinn deutscher Industrie zu betheiligen. In England und den englischen Colonien sollen die Arbeiter vielfach durch Shares an den Unternehmungen, bei denen sie angestellt sind, betheiligt sein. Es wird häufig von guten Australischen Minen berichtet, daß die Arbeiter ihre Ersparnisse in den Shares der Gesellschaft anlegen, und daß in Johannisburg alle Welt speculirt, ist bekannt genug: auch die dortigen Miners legen ihre verfügbaren Mittel in Minenshares an. In Deutschland aber schützt man das deutsche Volk vor der deutschen Industrie. Und doch ist es so klar, daß der Schutz der kleineren Vermögen nur möglich wäre, wenn auf allen Gebieten des Wirthschaftslebens Schlagbäume errichtet und die kleinen Capitalisten mit Scheuklappen versehen würden. Das ganze Hypothekenwesen, der gesammte Verkehr mit Geldern in kaufmännischen Geschäften, bei Neugründungen, müßte unter scharfe staatliche Aufsicht gestellt werden, der Verkehr mit ausländischen Shares und exotischen Staatspapieren müßte verboten und der Handel mit Bohrantheilen ꝛc. unter scharfe Strafe gestellt werden. Das geht aber einfach nicht. Da es aber thöricht wäre, die großen, gefährlichen Wunden weiter eitern zu lassen und die kleinen Wunden zu heilen, so muß man eben jenes inconsequente und schädliche 1000-Mark-Princip des Actienrechts beseitigen. Daß die älteren Gesellschaften noch große Beträge von Actien geringeren Nennwerthes ausgegeben haben, die deutschen Staatspapiere und Landschaftswerthe gleichfalls auch in Stücken zu geringem Nennwerth gehandelt werden, ändert nichts an der Sachlage, denn einerseits ist der Betrag immer noch zu hoch und andererseits ist die Verzinsung eine allzu unbedeutende. Es ist ferner zu erwägen, daß gegenwärtig das Gesetz doch ganz andere Kautelen geschaffen hat, als es früher gab. Das ganze Actiengesetz von 1884 ist doch erlassen im Hinblick auf die traurigen Erfahrungen, welche man in der Gründerperiode machen mußte: daher charakterisiren sich die Bestimmungen fast sämmtlich als Schutzmaßregeln zu Gunsten der Actionäre. Das neue Handelsgesetzbuch hat diese Tendenz noch verschärft. Man wird wohl sagen dürfen, daß die Verantwortlichkeit der Gründer und Illatoren, der Mitglieder des Aufsichtsraths und Vorstandes, der officiellen Revisoren ꝛc. so festgelegt ist, daß dem Gründungsschwindel wohl die Luft ausgegangen ist. Aber auch für bereits bestehende Actiengesellschaften enthält das Gesetz sehr wirksame Schutzvorschriften. Alles läuft darauf hinaus, die Actionäre zu schützen, die Verhältnisse, die zur Einführung des 1000-Mark-Princips geführt haben, sind also Gottlob als ein überwundener Zustand anzusehen, der, so lange unser jetziges Actienrecht besteht und sachgemäß gehandhabt wird, nicht mehr in großem Umfange wiederkehren kann. Jenes Princip hat seine Schuldigkeit gethan, ist aber jetzt veraltet; es nützt nichts mehr, es schadet nur. Berücksichtigt man weiter die einschlägigen Bestimmungen der verschiedenen, zum Theil sehr peniblen Börsenordnungen und des Börsengesetzes, sowie den Einfluß der breiten Oeffentlichkeit, in welcher sich die Kursbildung von Börsenpapieren im Gegensatz zu Hypotheken, Theilhaberschaften ꝛc. vollzieht, so wird man wohl ohne Weiteres zugeben müssen, daß das 1000-Mark-Princip wahrhaftig, wie

Digitized by Google

man in Schlesien sagt, das Kraut nicht fett macht. Weil ich aber von vornherein weiß, daß mein Wunsch, jenen Passus des Handelsgesetzbuchs bedingungslos aufgehoben zu sehen, bei der gegenwärtig herrschenden Strömung nicht so schlank, wie ich wünschte, in Erfüllung gehen wird, möchte ich vorschlagen, daß zur Beruhigung ängstlicher Gemüther nur denjenigen Actiengesellschaften das Recht der Ausgabe von „Pfundactien" also 20 Markactien verliehen wird, welche an den drei großen deutschen Börsen in Berlin, Frankfurt a. M. und Hamburg zugelassen worden sind und dem Staat, (vielleicht dem jetzt doch ziemlich wenig beschäftigten Börsencommissar) ein gewisses Informationsrecht zugestehen.

Eine deutsche Wirthshaus-Statistik.

Von Wilhelm Bode (Weimar).

Zu den härtesten Nüssen, mit denen sich unsere Stadtverwaltungen zu plagen haben, gehören die Wirthshaus-Concessionen und besonders die sogenannte Bedürfnißfrage. Zu den besten Mitteln, auf solche schwierige Fragen die rechte Antwort zu finden, gehört eine genaue, statistische Kenntniß der bisherigen Verhältnisse und Erfahrungen. Das statistische Amt der Stadt Dortmund, dem Dr. Tenius vorsteht, hat früheren Verdiensten das neue hinzugefügt, daß es alle 261 deutsche Gemeinden von mehr als 15 000 Einwohnern nach ihren Wirthshausverhältnissen befragt hat, und von den 261 haben 260 geantwortet; nur die Stadt Werdau hat eine Antwort abgelehnt, weil die Angaben veröffentlicht werden sollten. Wieviel Einwohner kommen auf eine Schankstätte? ist die nächstliegende Frage. Die Antwort ist für diese 260 Städte: 70—944, 70 in St. Johann, 944 in Löbtau. Es liegt auf der Hand, aber es kann nicht stark genug betont werden, daß man aus diesen Zahlen nicht einfach die Kneiplust der Bevölkerung ablesen darf; erstens richtet sich diese Durchschnittszahl nach der Größe der Stadt; je kleiner der Ort, desto mehr Wirthschaften braucht er verhältnißmäßig; sodann sind Hafenstädte anders zu beurtheilen als Binnenstädte, Universitäten und Garnisonen anders als industrielle Ortschaften, alte Städte anders als neue u. s. w. Ehe man diese Zahlen vergleicht, muß man den Charakter der Städte bedenken; vorhin bei Löbtau z. B., daß es vor den Thoren Dresdens liegt, seine Wirthshäuser also zum Theil in Dresden hat. Immerhin sind diese Durchschnittszahlen von Interesse. Von den Großstädten über 100 000 Einwohner haben die wenigsten Einwohner auf eine Wirthschaft Stettin 124, Charlottenburg 127, Bremen 132, Berlin 135; dagegen sind wirthshausarm Essen mit 457 und Düsseldorf mit 393. Hamburg hat 152, München 200, Leipzig 254, Dresden 213, Köln 234, Frankfurt 145, Stuttgart 175, Straßburg 180, Mannheim 168. In den Mittelstädten mit 50—100 000 Seelen zeichnen sich aus Mainz mit 93, Fürth mit 101, Darmstadt mit 129, und andrerseits Königshütte mit 434 und Altendorf bei Essen mit 500 Einwohnern. Von den kleineren Städten haben die geringste Einwohnerzahl auf eine Wirthschaft St. Johann 70, Bremerhaven 72, Zerbst 84, Göppingen 86, Erlangen 93, Kaiserslautern 98, Gießen 99, Coburg 104, Worms 115, Heilbronn 116, Stralsund 118, dagegen sind auffallend arm an Wirthschaften Beeck (44 000 Einw.!) 635, Meiderich 480, Löbtau 944, Zaborze 930, Altenau 495, Lipine 638, also namentlich Industriestädte neuesten Datums.

Aber diese Zahlen hängen doch nicht bloß von den Verhältnissen, sondern sehr stark auch von dem Willen der Stadtverwaltungen ab. Sie können durch ein Ortsstatut die Bewilligung neuer Wirthschaften von dem Nachweis des Bedürfnisses abhängig machen, sie können diese Bedürfnißfrage streng oder locker handhaben. Von allen deutschen Städten haben genau 75 vom Hundert das Ortsstatut eingeführt, 25 vom Hundert nicht; von den 30 Großstädten haben es freilich nur 16, denn je größer die Stadt, desto schwerer wird die gerechte Antwort auf die Bedürfnißfrage. Aber auch Großstädte wie Magdeburg, Dortmund, Elberfeld, Barmen, Dresden u. a. sprechen sich sehr günstig über die Wirkungen der Bedürfnißfrage aus: die Zahl der Wirthschaften wird dadurch erniedrigt, die ökonomische Lage und sittliche Qualität der Wirthe verbessert, das Unwesen der Animirkellnerinnen beseitigt. Am deutlichsten treten diese Erfolge vielleicht in Altona hervor, wo von 1879 bis 1898 die Einwohnerzahl von 103 000 auf 156 000 stieg, die Zahl der unbeschränkten Wirthschaften dagegen von 704 auf 436 und der auf Wein und Bier beschränkten von 218 auf 20 fiel, ebenso die Zahl der Branntweinkleinhandlungen von 124 auf 78. Die Kellnerinnenbedienung verschwand damit fast völlig, und das ist für eine Stadt wie Altona ein Segen, wie natürlich und angenehm in anderen Gegenden die weibliche Bedienung auch erscheinen mag. Es fehlt aber auch nicht an Städten, die sich durchaus gegen die Stellung der Bedürfnißfrage erklären und das betr. Ortsstatut wieder abgeschafft haben. Einige andere haben sich selber ein Verhältniß der Wirthschaften zur Einwohnerzahl vorgeschrieben, so Elberfeld 1:300, Wurzen 1:250, Crimmitschau 1:400. Wir sprachen eben von der Kellnerinnenbedienung; den Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland kennt man allgemein; weniger bekannt ist, daß Ostdeutschland, besonders Ost- und Westpreußen, viel mehr Kellnerinnen hat als Westdeutschland, wahrscheinlich, weil die westdeutschen Mädchen mehr von der Industrie angezogen werden. Es giebt in Königsberg 288 Wirthschaften mit Kellnerinnenbedienung, in Elbing 127, in Tilsit 99, in Memel 53. Auch Sachsen ist reich an Kellnerinnen, z. B. hat Dresden 684 in 526 Wirthschaften, was wir übrigens einer brieflichen Mittheilung der dortigen Polizeidirection entnehmen.

Eine sehr wichtige Frage ist die nach dem Eigenthum der Wirthschaften. Der Wirth, dem sein Wirthshaus gehört und der seinen Lieferanten durchaus frei und unverschuldet gegenübersteht, ist ein ganz anderes Wesen als der Miethling und Brauerknecht. Nach diesem Umstande richtet sich auch die Stellung der Wirthe und ihrer Vereine zum Ortsstatut und zur ganzen Wirthschaftspolizei. Es ist noch nicht lange her, daß fast alle Wirthe Eigenthümer der Wirthshäuser waren, heute ist zwar die Mehrzahl noch im scheinbaren oder wirklichen Besitz, aber die Zahl der Miether ist doch schon sehr groß. In Königsberg kommen 526 Miether auf 239 Besitzer, in Frankfurt a. O. 243 M.: 94 B., in Posen 209 M.: 89 B., in Breslau 1595 M.: 484 B., in Halle 369 M.: 174 B., in Hagen 131 M.: 129 B., in Ludwigshafen 210 M.: 119 B., in Pirmasens 116 M.: 78 B., in Fürth 186 M.: 131 B., in Bremerhaven 135 M.: 112 B., in Colmar 67 M.: 61 B. und in Metz 208 M.: 62 B. Das sind recht wichtige und recht böse Zahlen. Anderwärts überwiegt die Zahl der Besitzer die der Miether, aber nur Ingolstadt behauptet, daß alle seine Wirthe in eigenen Räumen sitzen. Und auch sehr viele Eigenthümer sind durch Hypotheken und auf andere Weise von ihren Getränkelieferanten abhängig und oft nur dem Scheine nach Besitzer. Für völlig unabhängig werden gehalten in Königsberg $^2/_3$, in Potsdam $^5/_6$, in Neu-Ruppin „der kleinere Theil", in Landsberg „nur wenige", in Posen 96 von 297, in Bromberg die Minderzahl, in Gnesen „fast sämmtliche", in Görlitz 40 von 224, in Aschersleben kaum die Hälfte, in Halle „nur sehr wenige", in Schleswig fast alle, in Altona nicht die Hälfte, in Wilhelmshaven „nur einige", in Minden kaum die Hälfte, in Kassel die kleinere Zahl, in Frankfurt „ein großer Theil"

Digitized by Google

(„der größere Theil" ist in gemietheten Räumen), in Krefeld die Hälfte, in Barmen 1/3, in Saarbrücken höchstens 40 von 103, in Kaiserslautern „nur wenige", in Speyer 30 von 110, in Erlangen etwa die Hälfte, in Augsburg 2/3, in Plauen 50 von 113, in Meerane 10 von 72, in Stuttgart 1/3, in Pforzheim 30 v. H., in Mainz 32 v. H., in Worms 129 von 178, in Rostock die Hälfte, in Gotha kaum 10 von 88, in Zerbst 60 von 203, in Greiz „nur wenige", in Bremen 607 von 921.

Wir haben diese Angaben so ausführlich wiedergegeben, weil sie durchaus neu sind und weil sie nach einer Reform unseres Wirthshauswesens förmlich schreien. Die abhängigen Agenten für Getränkelieferanten sind keine „Wirthe" mehr. Die Wirthschaften sind Spekulationsobjecte geworden, ihr Preis ist ganz unnatürlich in die Höhe getrieben, eine gute Verzinsung ist ohne Anwendung unsauberer Mittel oft nicht mehr zu erreichen. Jede gründliche Reform unserer Wirthshäuser hat einmal bei den Besitzverhältnissen anzufassen.

Dr. Tenius hat auch nach den alkoholfreien Schankstätten gefragt, ihre Zahl ist sehr gering im Vergleich etwa zu England, doch zeigt sie gegen früher ein bemerkenswerthes Wachsthum. Erst seit vier Jahrzehnten bekannt, haben es die Trinkhallen auf den Straßen und Plätzen schon auf 2054 gebracht, wobei die Zahl für Berlin fehlt; am häufigsten sind sie noch heute im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, wo Barmen 80, Düsseldorf 115, Crefeld 82 aufweisen. Die Kaffeestuben und ähnlichen Einrichtungen erreichen ebenfalls die Zahl 2050.

Unsere Gesetzgeber und Gemeindeverwalter werden aus der verdienstlichen Thatsachen-Sammlung viel Belehrung und Anregung empfangen, und wenn sie dieses deutsche Bild mit denen vergleichen, die ich in meiner „Wirthshaus-Reform in England, Norwegen und Schweden" gezeichnet habe, so wird ihnen noch klarer werden, daß die heutigen Zustände ihnen weder zur Ehre, noch der Gesellschaft zum Vortheile gereichen.

Literatur und Kunst.

Erinnerungen an Karl du Prel.

Von Martin Greif.

Wenn es den Eltern und älteren Verwandten eines Menschen meist nur beschieden ist, denselben von Kindheit an aufwachsen und sich entfalten zu sehen, so müssen es seine Geschwister und späteren Freunde sein, vor denen sein volles Leben und Wirken sich entrollt und in vielen Fällen auch abspielt. Wer sind nun die, welche diesen Menschen besser gekannt haben, die Erzeuger und Pfleger seiner Jugend oder seine langjährigen Lebensgefährten? Doch, mit Zagen müssen wir es bekennen, die Letzteren. Die den Baum pflanzen, erblicken ihn nur selten als solchen in seiner vollkommenen Gestalt und Fülle; ihre Mühe könnte daher, wenn der egoistische Standpunkt je gerechtfertigt wäre, für eine verschwendete gelten. In der That fühlen wir aber, und dies hebt jenes Zagen wieder auf, daß ihnen und nur ihnen das Loos zugefallen war, dieses nie dagewesene und nie wiederkehrende Menschengeschöpf zur Erscheinung, Ausbildung und auch zur ersten Thätigkeit gebracht zu haben, daß sie also, je höher die von diesem erreichte Lebensstufe war, um so mehr in ihm sich und die Welt beschenkt haben, sich durch Verewigung ihres eigenen Angedenkens und die Welt, der sie auch als irdisch Abgeschiedene noch immer angehören, durch die sie überdauernden Früchte dieses von ihnen gepflanzten und gepflegten seltenen Baumes. Im Uebrigen kannten die, welche als gleichalterige Schicksalsgenossen einen bedeutenden Menschen auf seiner eigentlichen Lebensbahn beobachtet haben, diesen auch zweifellos gewiß am besten, und sie können, ja sie müssen daher auch über ihn nach seinem abgeschlossenen Erdendasein vor der wißbegierigen Mitwelt, so lange sie selbst noch auffindbar sind, als Zeugen zunächst aufgerufen und vernommen werden. Ein solcher Lebenszeuge bin ich von meinem dahingegangenen alten theueren Freunde Karl du Prel.

Ich will mich aber auch, um mich als ein solcher in dem eben entwickelten Sinne zu erweisen, in meiner Aussage auf das beschränken, was ich von seiner Person aus eigener Erfahrung weiß und ich kann das um so leichter thun, als er für das, was er geleistet hat, weit kundigere Schätzer besitzt. So beginne ich denn auch nicht mit seinen ohnehin allgemein bekannten frühen Lebensdaten, die da sagen, daß er in Landshut a. J. am 3. April 1839 geboren war, daß er in München als Zögling der Pagerie studierte, (ich könnte beisetzen im gleichen Gymnasium mit mir, jedoch eine Classe über mir) als Offizier nachher in's Militär eintrat, den Feldzug von 1866 mitmachte und bis zum Hauptmann hinaufrückte u. s. w. Wohl kannte ich ihn schon als jungen Leutnant, da wir in der gleichen Garnison eine Zeit lang miteinander gestanden und wär' es mir daher auch möglich, von dieser seiner fernen Jugendzeit schon Einiges auszusagen, wie auch von der unmittelbar ihr vorangegangenen, da er als sehr untersetzter Page oft an mir vorbei mit flüchtigem Gruß die Treppe zu seiner Classenstube hinaufgestürmt war; aber könnte ich also auch ein ziemlich treues Bild von dem schmucken, zierlichen, von allen Schönen gern gesehenen Infanterie-Offizier geben, der sich mit mir im Militärcasino des Oefteren unterhalten und dabei auch nicht alltägige Dinge berührt hatte, ich lasse dennoch diese Vorzeit unserer Freundschaft unbesprochen und eile auch über die Jahre hinweg, da wir uns in München als Freunde bereits gefunden hatten und in fast täglichen Verkehr miteinander lebten, aber unsere Ideen noch gesonderte waren und unser Verkehr daher noch der wahren geistigen Belebung harrte. Diese Zeit trat erst ein, als auch andere, uns später nahe verbundene, geistesverwandte Gesellschafter sich mit uns zu einem Kreise zusammenschlossen; ich nenne nur Heinrich Noë, Robert von Hornstein, Adolf Bayersdorfer u. s. w. Nun erst begann jener Austausch von Gedanken und Gefühlen zwischen uns, der sich in der Folge noch steigerte und endlich uns zu einem solchen gegenseitigen Verständniß führte, daß wir uns im Grund nichts mehr einander zu sagen hatten, zumal Jeder von uns auf seinem ihm von der Natur angewiesenen Arbeitsgebiete verblieb, unser Ideenaustausch daher ein rein menschlicher war und nur unsere höchsten Bestrebungen in sich begriff. Wenn ich der Versuchung widerstehe, auch über diese nun eigentlich erst angebrochene Zeit unserer Vertrautheit mich zu verbreiten, so leitet mich dabei die Erfahrung, daß gerade das Freunde am nächsten verbindende Lebensinteresse meist für Alle, die keinen Einblick in deren Herzen erlangt, als unwesentlich und theilweise auch als unverständlich erscheint. Ebenso wenig kümmert sich auch der Fremde um Vorkommnisse, welche gleichfühlende Menschen oft am Tiefsten berühren und nicht wenig dazu beitragen, deren spätere Unzertrennlichkeit zu begründen. Ich hebe also erst von der Zeitepoche zu reden an, da sich in uns die Neigung zu dem angeborenen inneren Beruf vollkommen entwickelt hatte und wir die unantastbare Eigenart unserer besonderen Begabungen, ohne uns mehr einer beirrenden Täuschung darüber hinzugeben, jeden Zweifels ledig, als solche erkannten.

Und da hatte ich die Ueberzeugung denn auch erlangt, daß du Prel ein von der Natur zum Denker erschaffener Mann sei, der sich allein in der philosophischen Ideenwelt

Digitized by Google

als in seinem reinen Element bewegte. Schon ein Blick in seine Mienen, deuchte mir da, lasse diese ihn kennzeichnende Beschaffenheit deutlich errathen, und ich konnte daher seinem letzten echt soldatischen Hauptmanne ganz nachfühlen, der ihn einmal mit den Worten angelassen: „Philosophie ist schon recht, aber immer Philosophie und alleweil Philosophie, das wäre mir denn doch zu viel!“ Diese unbewußt gegebene, treffende Charakteristik war aber um so merkwürdiger, als du Prel seinen Dienst stets mit pünktlichster Genauigkeit verrichtete, so wie er auch ein guter Exerzirer und sogar ausgezeichneter Schütze war, also niemals auch nur den geringsten Anlaß zu einer dienstlichen Ausstellung gab, wie das bei mehr nach innen gekehrten und daher von Hause unsoldatischen Naturen so häufig der Fall ist. Zum Denker geboren zu sein, ist aber in der That eine so seltene Sache, wie zum Feldherrn geboren zu sein, ja wohl noch eine seltenere, die freilich aber nur die Wenigsten zu würdigen verstehen, d. h. Diejenigen nur, welche selbst das Stück von einem Denker in sich tragen und daher wissen oder doch ahnen, was zu einem vollen Denker gehört. Das war bei mir denn auch, wenn schon nur in geringerem Maße, immerhin einigermaßen der Fall und daher war du Prel für mich schon das Bild und der Inbegriff eines Philosophen, noch bevor derselbe eines seiner philosophischen Werke geschrieben, ja selbst noch geplant hatte. Er war aber auch der einzige wahre Philosoph, der mir in meinem Leben begegnete, und ich habe doch einige Männer, die in diesem Rufe lebten, persönlich kennen gelernt, z. B. Eduard von Hartmann und Friedrich Vischer, aber diese Beiden und weit noch mehr die Anderen machten mir im Vergleich mit du Prel mehr den Eindruck von gelehrten und vielwissenden Geistern; dabei erweckten sie mir aber nicht auch die Vorstellung, daß sie aus angeborener Nothwendigkeit dem Denkgeschäft obliegen, sondern ich erkannte bei ihnen, daß sie in Folge einer verstandesmäßigen Berufswahl dieser besonderen Thätigkeit sich, wenn auch mit größter Begier, zugewandt hatten.

Das war aber bei du Prel nicht der Fall gewesen und das unterschied ihn so wesentlich für mich von jenen. Es war nicht nur die eminente logische Klarheit im Denken, welche den von einem unermüdlichen Drange zu Denkoperationen erfüllten und durch unaufhörliches Arbeiten geschulten Denker verrieth, und nicht nur die stets bereite Gedankenfülle, welche in ihm mehr lebte als bloß schlummerte, nicht der ihm innewohnende Zug nach systemathischer Ordnung und mathematisch richtiger Schlußfolgerung im Denken, es war vor Allem auch seine außerordentliche Wißbegierde, gepaart mit einer, jede Rücksicht bei Seite setzenden, unerbittlichen Wahrheitsliebe, welche, als höchstes Kriterium des echten Philosophen, ihn zum heldenhaften Verkünder der von ihm erkannten Wahrheit, zum wahrhaft genialen Gedanken-Menschen machte. Wie Kant besaß er in seinem Geiste ein zum contemplativen Denken ursprünglich erzeugtes Organ, das keiner künstlichen Zubereitung erst bedurfte, um als solches zu wirken. Seine stillen aber sicher in die Welt blickenden klaren und tiefen Augen waren offenbar der seelische Ausdruck dieser Thätigkeit seines Innern, die sich in steter Manifestation zu befinden schien. Daß er in der That unaufhörlich dachte, sah man ihm um so mehr an, als er nur wenig sprach und dann nur in bündiger und nur den Kern einer Frage berührenden Rede, dabei aber ebenso fern von jeder Befangenheit als auch von jeder rechthaberischen Absicht oder gar der Neigung, durch hervorgekehrte Geistesüberlegenheit glänzen zu wollen. Gleichwohl schien ihm, trotz der zurückhaltenden Ruhe und schlichten Einfachheit seines Wesens, etwas Befehlendes eigenthümlich, das aber, wenn er nicht gereizt war, von einer liebreichen Milde gemäßigt, nie verletzend hervortrat. Gegenüber seinen Bekannten aus sich herausgehend und mittheilsam, war er gegen Fremde, oder solchen, mit denen er sich nicht tiefer einlassen wollte, wortkarg und verschlossen. Er besaß einen unbeugsamen Sinn und einen vollständig männlichen Charakter; trotz seines vorwiegenden Ernstes war er aber zu Scherz und Lustigkeit aufgelegt, worin sich seine harmlos kindliche, ja völlig unschuldige Natur auf das Anmuthigste offenbarte. Er war ein wahrhaft guter Mensch, denn er konnte herzlich lachen, schaale Witze jedoch und leere Possen ertrug er nicht. Seine Verstimmung darüber gab er durch beredtes Schweigen kund. Im geselligen Kreis fühlte man mehr seine Gegenwart, als daß diese besonders auffiel. Sonst aber war er der beste Kamerad, denn an jedem Schicksal des Freundes nahm er innerlich Theil, und was er einmal versprochen hatte, das hielt er auch auf's Treulichste. Er war ohne Rückhalt offen, wenn man ihn zu Rathe zog, doch seine Meinung gab er nicht ohne vorangegangenes, wenn auch nur kurzes Nachdenken kund. Was er nicht wußte, gestand er ohne Hehl oder Beschämung ein, aber sein Freimuth kannte nur die Grenzen der Güte und des Mitleids. Er war ein furchtloser Vertheidiger der Schwachen und Hülflosen, und er warf sich, wo er solche wahrnahm, die Unrecht erlitten, von selbst unaufgefordert zu deren Beschützer auf. Er war ein großer Thierfreund und entschiedener Gegner der Vivisection; bei Mißhandlung schwacher, hülfloser Wesen kannte seine Entrüstung keine Grenzen. Er ging dabei vom Wort zur That über, den übermüthigen Rohling nahm er beim Schopf. Auf ungerechte Angriffe, ob sie gegen ihn oder Andere gerichtet waren, antwortete er mit der ganzen Schärfe seiner gewissenhaften Ueberzeugung, ja oft mit einem gewissen Ingrimm, und es gab keinen schonungsloseren Zertrümmerer sophistischer Gebäude und haltloser Theorien, als ihn. Aus allen seinen Polemiken ging er siegreich hervor. Wie er an schlagenden Vergleichen reich war, so war er es nicht minder an vernichtenden Beweisen, wenn es sein stets ehrlicher Zweck von ihm erforderte. Aber auch ein guter Theil von einem Poeten stak in ihm, ob er auch wohl nie einen Vers gedichtet hat. Dies beweisen zunächst einige anmuthige Novellen, die er geschrieben, und vor Allem sein spiritistischer Roman „Das Kreuz am Ferner“ mit seinem köstlichen Liebesidyll und den eingestreuten herrlichen Naturschilderungen. Auch seine gesammelten Reisebilder, „Unter Tannen und Pinien“ betitelt, aus seinen noch jüngeren Wandertagen, die von seiner unbegrenzten Naturliebe und seinem tiefen Naturgefühl Zeugniß ablegen, sind hier anzuführen. Er wußte die anschaulichsten Naturgemälde mit der Feder zu entwerfen, die den ganzen Zauber der Unmittelbarkeit angeborener Empfindung an sich tragen. Vollends aber seine ästhetischen Betrachtungen, die er in seiner „Psychologie der Lyrik“ niedergelegt hat, lassen uns seinen feinen Natursinn auf das Sicherste erkennen. Als Feind aller Reflexion in der Poesie, trat er, der Ersten Einer, für das Recht der reinen Stimmungslyrik ein, die aber mit gedankenlosen Naturlauten nichts zu thun hat, sondern gerade ihrer Einfachheit wegen des unsichtbaren Fundamentes tiefer Ideen bedarf. Seine Liebe zur Kunst ging ganz und gar mit seiner Liebe zur Natur zusammen, die ihn neben der zur Philosophie beherrschte, und ihn bis zu seinem letzten Athemzuge nicht verließ.

Er starb zu Hall in Tirol, dahin ihn sein sehnliches Verlangen nach den Bergen und ihrer heilsamen Luft noch einmal getrieben hatte. Oft, ja während der längsten Zeit seines Lebens alljährlich, hatte er die Alpen besucht und sie als rüstiger, an Entbehrungen gewöhnter Fußgänger in allen Richtungen durchwandert. Auch von hohen Berggipfeln und besonders solchen in den Tauern hat er viele und manche wiederholt bestiegen. Wie dem Gebirge, so war er auch dem Meere zugethan; an dem Gestade des adriatischen hat er oft geweilt, in Venedig einmal einen ganzen Winter zugebracht. Eine mit Heinrich Noë, unserem vor ihm heimgegangenen großen Naturschilderer unternommene Wanderschaft im Süden der Alpen, führte ihn nach Dalmatien und Montenegro; ich selbst habe später mit ihm die Abruzzen

Digitized by Google

überstiegen und nachdem wir Rom noch im halben Winter verlassen, Neapel im vollen Blüthenschmuck mit ihm geschaut. Du Prel pflegte auf dem Lande, wenn er nicht einmal sich zur Erholung völligem Nichtsthun hingab, wie in der Stadt zu arbeiten: in Brixen in Südtirol und Mittenwald am bayerischen Carwendel wie in Venedig sind viele seiner Schriften entstanden. Was soll ich nun von diesen selbst sagen? Doch ich erklärte bereits, daß ich in diesem bloßen Lebensbild hundert Mal Gedeutetes nicht wieder auslegen werde. Jeder Gebildete kennt den Inhalt von du Prel's Werken oder hat doch die Pflicht ihn kennen zu lernen, schon weil sie einen der bedeutendsten Denker unserer Tage zum Urheber haben. Mit der einfachen Unterbringung in die Classe der Spiritisten, wie man vielfach gewohnt ist, einen Denker von dem Range eines du Prel abfertigen zu wollen, ist eine Ungereimtheit, die in ihrer Anmaßung an das Lächerliche grenzt. Spiritist kann zuletzt ein Jeder sein oder werden, und du Prel ist auch nach seiner Ueberzeugung ein solcher geworden, aber er war noch weit mehr, als Spiritist, er war, was nur selten einer wird ein tiefsinniger Denker, dessen fruchtbare Thätigkeit der Philosophie und durch sie der ganzen geistigen Menschheit dauernd zu Statten kommt. Noch habe ich eines naheliegenden Lebensumstandes zu erwähnen, der auch sein menschliches Bild vollenden hilft. Du Prel lebte fast zwanzig Jahre lang in glücklichster Ehe an der Seite einer ebenso gebildeten als treubesorgten Gattin, von der ihm zwei hoffnungsreiche Kinder, ein Sohn und eine Tochter geschenkt wurden. Diese seine Familie, seine alten und jungen Freunde und seine in aller Welt zerstreuten vielen Anhänger und Verehrer bewahren nun auch die Erinnerung an ihn als theuerstes Andenken. Daß ihn aber auch die Nachwelt nicht vergessen wird, dafür hat er durch seine Geistesthaten selbst gesorgt. Ich schließe mit den Worten, welche ein in des Meisters Wesen mit am tiefsten eingeweihter Schüler, Richard Wedel, der ihm auch nahe befreundet war und seine entseelte Hülle als treuer Beistand der trauernden Wittwe nach München geleitet hat, in einem Nachruf dem großen Denker gewidmet hat und die der besonderen Hervorhebung mir höchst würdig erscheinen: „Er (du Prel) wollte nichts Altes stürzen auf Kosten seiner Ehrlichkeit und nichts Neues befürworten, das er nicht durch die alten erprobten Methoden der Wissenschaften beweisen konnte. Es giebt wohl keinen gründlicheren Antipoden Nietzsche-Zarathustra's als ihn. Dort Alles Behauptung — hier Alles Beweis, dort Alles Schein — hier Alles Sein, dort Phrase — hier Inhalt, dort schnell auflodernde Strohfeuer momentanen Erfolges — hier langsame aber nachhaltige Wirkung."

Liszt's Freundin.

Von Lüder Schulze.

Vier Frauen sind es, die in dem Leben des großen Clavirvirtuosen und noch größeren Lebenskünstlers, dem die Weiber von allen Seiten zuflogen, eine Hauptrolle spielen, alle vier von ihren Gatten geschiedene oder getrennte Frauen, von Adel und Ausländerinnen. Amor sacro e profano, wie Tizian's räthselvolles Bild getauft wurde. Die Liebe zu der schönen Comtesse Laprunarède späteren Herzogin Fleury ist dann die irdische Liebe, die sich in dem Herzensbunde mit der Gräfin Marie d'Agoult geb. Vicomtesse de Flavigny-Bethmann wiederholt, und die himmlische Liebe würde dann die angebliche Kameradschaft mit George Sand (Aurore Dudevant) und die mehr oder minder fromme Liebe zu der Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein nicht übel bezeichnen. Während die zuerst genannte Liebe noch völlig in Dunkel gehüllt ist, haben die Beziehungen des Tonkünstlers zu den drei anderen Frauen eine ganze Literatur hervorgerufen, doch blieb zumal Liszt's letzte große Liebe zu Carolyne Wittgenstein noch vielfach problematisch. Nun hat auch sie ihr literarisches Denkmal erhalten, und zwar von Liszt's eigener Hand. Die bekannte Musikschriftstellerin La Mara giebt soeben aus dem Nachlaß der Fürstin die Briefe Liszt's an dieselbe heraus.*) Allerdings nur die erste Hälfte, welche die Correspondenz der ersten dreizehn Jahre des fast vierzigjährigen Herzensbundes umfaßt. Auf Grund dieses Briefwechsels läßt sich eines der interessantesten „berühmten Liebespaare" historisch und psychologisch begreifen und schildern.

Die russisch-polnische Schlachzizentochter Carolyne v. Iwanowska war als ein wildes „Kind der Steppe" 1819 im Gouvernement Kiew geboren, bereiste mit ihrer schönen, musikalischen Mutter alle europäischen Höfe und heirathete 1836 den jüngsten Sohn des russischen Feldmarschalls Fürsten Wittgenstein. Ihre ehelichen Fesseln wurden der jungen Frau aber bald unerträglich. Es drängte sie heraus aus der Zurückgezogenheit und Stille ihres Daseins, wieder in den vollen Strom geistiger Bewegung, literarischen und künstlerischen Lebens. Da erschien Franz Liszt, dem ganz Europa, berauscht von seiner Kunst, in Begeisterung huldigte, im Februar 1847 in Kiew, um daselbst zu concertiren. Hier versammelten sich alljährlich zu dieser Zeit die Großgrundbesitzer Südrußlands zum Abschluß ihrer Geschäfte, und auch die Fürstin war zu diesem Zweck hierher gekommen. Für ein von Liszt veranstaltetes Wohlthätigkeitsconcert sandte sie ihm, ohne ihn zu kennen, eine Hundertrubel-Note. Die reiche Gabe überraschte und erfreute den freigebigsten aller Künstler, und für die Geberin, die man ihm als geizig und absonderlich geschildert hatte, von vornherein interessirt, besuchte er sie, um ihr zu danken. Das für alles Schöne und Große glühende Herz der Frau, ihre überschwängliche Phantasie entflammten alsbald für den unvergleichlichen Künstler und Menschen. Sie lud ihn nach Woronince, einem ihrer ausgedehnten Güter in Podolien, ein. Er kam, zuerst im Februar 1847, nur für wenige Tage, da er seine Concertreise nach Jassy, Constantinopel und anderen Orten fortsetzen mußte; sodann, nachdem sie sich im Sommer in Odessa wiedergesehen hatten, wiederholt im Herbst desselben Jahres zu längerem Verweilen. Sie beschloß, ihm anzugehören, sich mit ihm zu vermählen. „Trotz hoher Bildung und eminenten Wissens von naiver Weltanschauung, den praktischen Dingen abgekehrt, meinte sie, ohne Weiteres über ihr Leben bestimmen zu können," schreibt La Mara. „Sie glaubte an die Ausnahmsrechte des Genius und fühlte in sich die Mission, dem Mann, dem sie ihr Herz schenkte, zur vollen Entfaltung seines schöpferischen Genies zu verhelfen." Sie zerriß die nur noch äußeren Bande, die sie an ihren Gatten ketteten, und verließ mit ihrer Tochter im April 1848 Rußland, nachdem sie durch Verkauf eines Gutes eine ihrer Mitgift entsprechende Summe von einer Million Rubel flüssig gemacht hatte. In Briefen, die sie an den Fürsten und ihre Schwiegermutter zurückgelassen, erklärte sie, nicht wieder heimkehren, sondern ihr Geschick hinfort an dasjenige Liszt's binden zu wollen. Zugleich reichte sie bei der geistlichen Behörde eine Scheidungsklage ein. Dagegen erhob ihr Gatte beim Kaiser Nicolaus über die gewaltsame Entführung seiner Tochter und die Beraubung aller Existenzmittel Klage.

Unter dem Vorwand einer Badereise nach Karlsbad gelangte sie glücklich noch über die russische Grenze, obgleich deren Sperrung in Folge der in Europa ausgebrochenen Revolution bereits befohlen worden war. Auf österreichischem Boden erwartete sie Liszt's findiger Kammerdiener, um ihr als Reisecourier zu dienen. In Ratibor empfing sie Liszt's

*) Franz Liszt's Briefe an die Fürstin Wittgenstein. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

Freund, Fürst Felix Lichnowsky, der wenige Monate später als Opfer der Revolution in Frankfurt a. M. fallen sollte. Er geleitete sie nach seinem nur zwei Eisenbahnstationen entfernten Schloß Krzyzanowitz in Oesterreichisch-Schlesien. Hier traf sie mit Liszt zusammen. Nur wenige Tage verweilten sie daselbst; dann genossen sie noch in Schloß Gräz, einer anderen benachbarten Herrschaft Lichnowsky's, zwei Wochen lang des Fürsten Gastfreundschaft. Von hier aus schrieb Liszt am 22. April überfließenden Herzens an den ihm befreundeten Legationsrath von Schober in Weimar: „Sie ist unzweifelhaft ein ganz außerordentliches und completes Prachtexemplar von Seele, Geist und Verstand (avec prodigieusement d'esprit inclusivement, bien entendu). Du wirst nicht lange brauchen, um zu begreifen, daß ich fernerhin sehr wenig persönliche Ambition und in mir abgeschlossene Zukunft fortträumen kann. In politischen Verhältnissen mag die Leibeigenschaft aufhören, aber die Seeleneigenschaft in der geistigen Region, sollte die nicht unzerstörbar sein?" — Und er blieb in Wahrheit fortan bis zum letzten Athemzug der Seeleneigene dieser unschönen, aber starkgeistigen Frau.

Den Gebrauch der Karlsbader Cur, der der Fürstin vorgeblich als Anlaß ihrer Reise in's Ausland gedient hatte, vereitelte die um sich greifende Revolution, wie sie auch einem Aufenthalt in Wien ein unvorhergesehenes rasches Ende bereitete. Die Barricaden vor den Fenstern der Reisenden vertrieben diese aus der österreichischen Hauptstadt. Nur einen flüchtigen Besuch Raidings, des Geburtsortes Liszt's, und des nahen Eisenstadt noch gönnten sie sich. So wandte sich die Fürstin denn im Juni, vorübergehend, wie sie meinte, nach Weimar, wo Liszt nach nunmehrigem Abschluß seiner Virtuosenlaufbahn das Amt eines großherzoglichen Hofcapellmeisters „in außerordentlichen Diensten" auf sich genommen hatte. Sie kam — um erst nach dreizehn Jahren wieder zu gehen. Auf Liszt's Rath stellte sie sich unter den Schutz der ihm wohlgewogenen, damals regierenden Großherzogin von Weimar, Großfürstin Maria Paulowna, Schwester des Kaisers Nicolaus von Rußland, die sie als Mädchen gekannt hatte, und ging dieselbe um ihre Vermittelung an.

Die Altenburg, eine auf sanfter bewaldeter Anhöhe jenseits der Ilm gelegene herrschaftliche Besitzung, die nachmals in das Eigenthum der Großherzogin überging, wurde von der Fürstin als Wohnung gewählt. Einen Seitenflügel des von einem weitläufigen Garten umgebenen Hauses bezog etwa ein Jahr später, sein bisheriges Quartier im „Hotel zum Erbprinzen" aufgebend, Franz Liszt. Er verbrachte daselbst die fruchtbarsten Jahre seines Componistenlebens.

An seinem Schaffen nahm die Fürstin thätigen Antheil. Sie verhalf ihm, indem sich die Thüren des Hauses nur auf ihren Befehl öffneten, zu der dem Schaffenden nöthigen Ruhe und Concentration. Sie inspirirte ihn nicht nur zu dem schönen Werk über Chopin, dessen Schilderungen der polnischen Sitten und Nationaltänze ihren Geist und ihr Empfinden widerspiegeln, sondern auch zu vielen anderen seiner Schöpfungen. Auch die Idee und den ersten Entwurf zur „heiligen Elisabeth", die Otto Roquette poetisch ausführte — wie später den Plan zu einem „heiligen Stanislaus" — empfing er von ihr. Die Mühen einer ausgebreiteten Correspondenz nahm sie ihm vielfältig ab. Sie fand ihre Freude darin, „sein Secretär" zu sein, ihm allerwege zu helfen, die Pfade zu ebnen. Sie lebte nur in ihm. Sie schmückte sein Leben nach Innen und Außen und gestaltete ihr Haus zu einem Musenhof, der die vornehmsten Geister der Zeit um ihn versammelte.

Amor sacro e profano — in diesen Briefen, die Liszt auf seinen Kunstreisen schrieb, finden wir sie. Alles was sein Denken und Empfinden bewegte, ist hier treu niedergelegt. Besonders der religiöse Zug seines Gemüths, der schon in seiner Jugend so stark hervortrat, bricht unter dem Einflusse der bigotten Polin stets häufiger durch und verleiht auch seiner Leidenschaft einen stark mystischen Beigeschmack. Man lese nur den folgenden Herzenserguß dieses übersinnlich-sinnlichen Freiers: Qui aime comprend — et vous avez mille fois raison, et mille fois mieux que raison d'être telle que vous êtes, chrétienne et catholique. Votre Dieu est mon Dieu, et notre foi et notre amour se confondent, soyez en certaine. Le stoïcisme est une idée noble et forte — mais après tout ce n'est qu'une sorte de prison cellulaire pour l'âme. Le christianisme, c'est la liberté dans l'amour, et le salut dans la douleur. De tous les bienfaits que je vous dois — le plus grand, le plus immense est assurément de m'avoir rendu complètement à la foi de mes jeunes années. Rassurez-vous donc sur mes faux-semblants d'hérésie, et croyez-moi bien entièrement, quand je récite mon *credo*. Offenbar fühlte sich Liszt, der ein weichliches, fast weibliches Gemüth hatte, unter der im Lieben und Hassen ganzen, starkgeistigen und beinahe männlich-entschiedenen Frau sehr glücklich. Eine andere Frage ist es, ob die starr ultramontane, gelegentlich auch deutschenfeindliche Polin den Musiker günstig beeinflußte. Ein so helläugiger Beobachter wie Richard Wagner hat es stets verneint. Ja, er nahm bei Gelegenheit keinen Anstand, den Freund zu warnen und zu einem Bruche zu treiben. Eine vorübergehend sehr starke und bisher räthselhafte Verstimmung zwischen Wagner und seinem nachmaligen Schwiegervater hat keinen anderen Grund, wie sich jetzt aus diesen Briefen ergiebt. Im Sommer 1858 waren Liszt und seine Freundin in Zürich bei Wagner auf Besuch, und von dieser Zeit an datirt eine gewisse Entfremdung, die sich schon darin zeigt, daß die Fürstin im folgenden Jahr in Paris Wagner „schnitt". Da man bei dessen rücksichtlos-genialem Liebesbedürfniß, das auch vor den Frauen und Freundinnen seiner Freunde nicht Halt machte, immer zuerst fragen kann: Où est la femme? so nahm man hier eine ähnliche „Verirrung" an. Aber nichts ist falscher. Wagner hatte dem Freund und zumal dem Künstler mehrfach die Gefahren dieser clericalen Einflüsse gezeigt und zu einer Lösung des Verhältnisses gerathen und diesen Freundesrath später brieflich an Hans von Bülow wiederholt. Dies geht aus der folgenden Stelle eines Schreibens hervor, das Liszt an die Geliebte nach Paris richtete: „Hans m'a communiqué la lettre de Wagner, dont le sens correspond assez à vos prévisions. Sans s'expliquer nettement, et en gardant même une certaine délicatesse de langage qu'il n'a pas employée en d'autres circonstances — il ressort de cette lettre qu'il veut séparer ceux que Dieu a joints, c'est-à-dire vous et moi. Il se plaint de mes réserves, de l'exemplaire non relié que je lui ai envoyé de mon *Dante*, 6 semaines aprés la publication! des exemplaires non reçus de ma Messe et des *Bohémiens*, des quelques lignes de Pohl au sujet de l'introduction de *Tristan*, où il est dit que le tissu harmonique de ce morceau se ressentait de la lecture des Poëmes symphoniques, etc., etc. En somme, il semble vouloir insinuer à Hans, que vous exercez sur moi une influence regrettable et contraire à ma véritable nature. Si Wagner n'a pas le mérite de l'invention de cette sotte idée, je n'aurai garde pour ma part d'en partager l'absurdité. Toutes les fois qu'on a essayé de me chansonner sur ce ton, j'y ai mis prompte fin — considérant une pareille fausseté comme une triple injure qui m'est faite. Wagner demeure maintenant 16, rue Newton, avenue des Champs-Elysées. Peut-être le verrez-vous. Je vous y engage presque. Mais traitez-le très doucement — car il est malade, et incurable. Voilà pourquoi il faut simplement l'aimer, et tâcher de le servir autant que cela se peut." Wie gesagt, die Fürstin besuchte Wagner nicht, und wenn sie sich auch später in einem schönen Briefe bei ihm entschuldigte, so blieben die Beziehungen wenigstens zwischen ihr und Wagner ziemlich kühl und förmlich. Daß aber der Meister durchaus Recht hatte, zeigt die Entwickelung Liszt's als Componist, wie auch das fernere Schicksal dieser „ewigen" Liebe.

Digitized by Google

Im Mai 1860 verließ die Fürstin Weimar — auf Nimmerwiederkehr, wie weder sie noch Liszt ahnte — und begab sich nach Rom. Der wiederholten Aufforderung der russischen Regierung, zur Herbeiführung einer gütlichen Auseinandersetzung mit ihrem Gatten in ihr Land zurückzukehren, hatte sie in der Ueberzeugung, daß man sie ein zweites Mal nicht wieder aus Rußland herauslassen werde, kein Gehör geschenkt; selbst nicht, als man sie mit Verbannung aus Rußland und Einziehung ihrer Güter bedrohte. In Folge dessen war nach Verlauf einiger Jahre ihr von ihrem Vater ererbtes Vermögen auf ihre Tochter übertragen worden. Eine solche Uebertragung hatte Liszt, großdenkend und selbstlos wie er war, von Anbeginn gewünscht und gefordert, daß die Fürstin lediglich ihr Heirathsgut, das sie in Gestalt von Capitalien mit nach Deutschland genommen hatte, sich vorbehalte. Aber ihrer Vermählung setzten sich immer neue Hindernisse entgegen. Die Lösung der Ehe erreichte der Fürst Wittgenstein als Protestant seinerseits ohne jede Schwierigkeit, wogegen sie bei der katholischen Fürstin auf nahezu unüberwindliche Hindernisse stieß. Der Fürst hatte, nach Wiederaufnahme des früher von ihm aufgegebenen Militärdienstes, als Adjutant des Gouverneurs von Riga, Fürsten Suworow, mit der Erzieherin in dessen Hause längst ein zweites Ehebündniß geschlossen, indeß es für Fürstin Carolyne noch galt, endlose Kämpfe um den Preis ihrer Freiheit zu bestehen.

Erst als sie sich auf die Basis des ihr väterlicherseits auferlegten Zwanges stellte, um zu beweisen, daß ihre Ehe eine unfreiwillige gewesen sei, besserten sich ihre Aussichten. Hiergegen zwar eiferten, als ihre erbittertsten Gegner, ihre polnischen Anverwandten, die ihr inniges Verhältniß zu ihrem Vater gekannt hatten und Zeugen der ersten friedlichen Jahre ihrer Verheirathung gewesen waren. Nichtsdestoweniger gelang es der Fürstin endlich, diese Hindernisse zu überwinden. Der in Rußland geführte Scheidungsproceß wurde zu ihren Gunsten entschieden, und der heilige Vater ertheilte seine Sanction. Sie aber wollte einen vollen Sieg erringen: in Rom selbst wollte sie ihre Vermählung mit Liszt feierlich begehen. Binnen anderthalb Jahren hatte sie alle erforderlichen Documente beisammen. In aller Stille sollte Liszt in Rom eintreffen, an seinem 50. Geburtstag, dem 22. October 1861, die Trauung stattfinden und die Welt damit überrascht werden. Alles glückte. Liszt war angekommen, der Priester bereit, die heilige Handlung zu vollziehen. Schon stand der Altar der Kirche San Carlo al Corso im festlichen Schmuck. Da wollte es eine seltsame Fügung, daß gerade hierdurch die zufällig in Rom anwesenden Verwandten der Fürstin aufmerksam wurden. Durch Vermittelung eines hohen Würdenträgers beschworen sie den Papst, den „Meineid" der Fürstin, wie sie es nannten, noch in letzter Stunde zu verhindern. Pius IX. wurde erschüttert. Er befahl einen Aufschub. Als Liszt am Vorabend nach gemeinsam empfangener Communion bei der Fürstin weilte, erschien zu später Stunde ein Abgesandter des heiligen Vaters, der die Documente zu nochmaliger Einsicht verlangte und eine Verzögerung der Trauung anordnete.

Dies Ereigniß erfüllte die Fürstin mit einer Art abergläubischer Scheu. Von Stunde an verzichtete sie in ihrem Innern auf die eheliche Verbindung mit Liszt, das heißersehnte, mit Aufgebot aller Mittel und Kräfte angestrebte Ziel fünfzehn langer Jahre. Sie weigerte sich, ihre Proceßacten einer abermaligen Durchsicht unterwerfen zu lassen. Auch als am 10. März 1864 Fürst Nicolaus Wittgenstein starb, sprach sie nicht mehr davon, ihre endlich erlangte Freiheit Liszt zu widmen. Das Anerbieten des Cardinals Hohenlohe, sie selbst in seiner Capelle zu trauen, erfuhr keine zustimmende Antwort. Sie war und blieb vollkommen den Jesuiten verfallen, die ihr Vermögen nicht in andere Hände übergehen lassen wollten. Und zuletzt entschwand auch der vollkommene Einklang ihrer Seelen, der ohnehin durch die lange Trennung von Liszt nicht unberührt geblieben war. „Rom," berichtet La Mara, „übte einen überwältigenden Einfluß auf die Fürstin aus. Es öffnete ihr eine neue Welt. Hatte sie sich in Deutschland Liszt völlig untergeordnet und seine Angelegenheiten ganz zu den ihren gemacht, so nahm sie in der ewigen Stadt den regsten persönlichen Antheil an allen brennenden geistlichen Fragen. Ihr rastloser Geist, nach immer neuer Nahrung, neuen Aufgaben verlangend, gewöhnte sich, einen anderen Flug zu nehmen, als derjenige ihres Freundes. Die Interessen der Kirche erschienen ihr allmälig höher als die der Kunst, an denen sie sich nur mittelbar betheiligte." Sie beschäftigte sich emsig mit theologischen Studien, mit Ausarbeitung kirchenpolitischer Schriften, die sie drucken, wenn auch nicht in die Oeffentlichkeit gelangen ließ; denn sie glaubte jetzt an eine ihr vorbehaltene wichtige kirchliche Mission, wie sie einst an eine künstlerische Mission Liszt gegenüber geglaubt hatte. Nun trachtete sie, Liszt in den Bann ihrer letzten Ziele zu zwingen: seine erhabene Kunst dem Höchsten, der Kirche zu weihen. Dies bot zugleich eine Lösung ihrer schwierig gewordenen Stellung, nun da sie Wittwe war und zur Ehe mit ihm nicht mehr schreiten wollte. Sie gab den Impuls — und Liszt folgte ihm mit der Begeisterung seines hochherzigen Strebens. Am 25. April 1865 empfing er in der Capelle des Großalmoseniers des Papstes, des Erzbischofs von Edessa in partibus und nachmaligen Cardinals Hohenlohe, im Vatican die niederen priesterlichen Weihen.

La Mara motivirt sehr scharfsinnig auch den Standpunkt der Fürstin. Sie knüpfte an Liszt's Eintritt in den geistlichen Stand Erwartungen von Ehren und Auszeichnungen und sah ihn schon im Geist als Nachfolger Palestrina's an der Spitze der Sixtinischen Capelle. Die Nichtverwirklichung dieser Hoffnungen erfüllte sie mit Bitterniß. Liszt hinwiederum begehrte zwar nichts für sich selbst — er schuf aus dem Priesterthum seines Herzens heraus seine Kirchenwerke. Hatte er sich in Deutschland wesentlich der symphonischen Aufgabe gewidmet, so wandte er sich nun dem oratorischen und kirchlichen Gebiete zu. „Elisabeth", „Christus", Krönungsmesse, Psalmen, Kirchenchorgesänge, Missa choralis, Requiem u. A. entkeimte dem römischen Boden. Rom jedoch mit seiner aus vergangenen Jahrhunderten erwachsenen Kunst wußte mit Liszt's dem Leben und Bewußtsein der Gegenwart entströmter Musik nichts anzufangen; es stand ihr fremd gegenüber. Seine auf Regeneration der katholischen Kirchenmusik gerichteten Ideale ließen sich in Rom nicht verwirklichen. Man empfand kein Bedürfniß nach einer solchen Reform. Das „klösterlich-künstlerische" Leben, das Liszt sich in der Stadt der Päpste geschaffen hatte und dem er sich bleibend hinzugeben gedachte, ward ihm auf die Dauer zu eng. Aus der stillen Abgeschiedenheit von Madonna del Rosario und Santa Francesca Romana drängte es ihn — mochte er sich selbst auch dagegen wehren — endlich zurück in den frischen Strom geistigen, künstlerischen Lebens. Er fühlte die Nothwendigkeit, Deutschland wieder näher zu treten, und er kehrte immer häufiger und auf länger in die wahre Heimath seiner Kunst zurück. Aber es war zu spät, und Wagner sollte wieder Recht behalten. Die Wege, die Liszt sonst zur Aufführung und Verbreitung seiner Werke offen gestanden hatten, verschloß ihm jetzt das priesterliche Kleid, das er trug. „Nur in Ausnahmsfällen," schreibt La Mara, „gestattete er sich hinfort noch die öffentliche Ausübung seiner Kunst, sei es am Clavier oder mit dem Taktstock in der Hand. Und doch bedurften gerade seine Compositionen mehr als die Anderer des öfteren Gehörtwerdens, sollte sich ihnen das Verständniß des Publicums erschließen. Es gehört zur Tragik in Liszt's Leben, daß er, der vergötterte Liebling Europas als Virtuos, er, der in beispielloser Uneigennützigkeit zeitlebens für Andere wirkte, der für die neuere Kunst, für Beethoven, Schubert, Schumann, Chopin, Berlioz, Wagner, Franz, Rubinstein, Raff, Cornelius, Draeseke, Saint-Saëns und wie sie Alle

Digitized by Google

heißen, ebenso thatkräftig als erfolgreich eintrat, sein eigenes Schaffen mit Kälte, Widerspruch, ja Feindseligkeit aufgenommen und sich schließlich durch seine eigenthümliche Stellung sogar der Mittel beraubt sah, sie zur Geltung zu bringen."

Doch auch Liszt's Freundin ereilte ihr Geschick. Sogar ihre Vertheidigerin La Mara meint, daß es ein verhängnißvoller Irrthum der Fürstin war, nachdem sie und Liszt im Glauben an die Rechte ihrer Ausnahmsnaturen, sich einst gegen die Macht der Sitte aufgelehnt und sich ein Märchenleben aufgebaut hatten, das als solches nicht zu dauern vermochte, daß sie die letzte Consequenz ihres ersten Schrittes nicht zog; sondern, während sie einst Alles ihrer Liebe geopfert hatte, nun wiederum in abergläubischer Scheu ihre Liebe einem Traum von Ruhm zum Opfer brachte und die Wirklichkeit hingab für ein Schattengebild.

Ihre starke schriftstellerische Veranlagung stellte sie jetzt ganz in den Dienst der geliebten Kirche. Sie beschäftigte eine eigene Druckerei, die tagtäglich für sie arbeitete und was sie heute schrieb, ihr morgen gedruckt abzuliefern hatte. Beim Lesen der Correcturen kamen ihr immer neue Einschaltungen, selten ein Strich in die Feder. Daß bei solcher Schaffensart und bei der drängenden Fülle der Gedanken die Uebersichtlichkeit der Gestaltung Einbuße erleiden mußte, begreift sich. Doch die Ermüdung des Lesers war ihre letzte Sorge. Ein Jesuit, Henri Lasserre, faßte darum den praktischen Gedanken, eines ihrer Bücher: Entretiens pratiques à l'usage des femmes du monde in klare gegliederte Form umzugießen, und in dieser Gestalt, unter dem Titel: La vie chrétienne au milieu du monde fand es durch die Propaganda eine starke Verbreitung und wurde in die englische und spanische Sprache übersetzt. Das aus 24 Bänden bestehende Hauptwerk ihres Lebens: Des causes intérieures de la faiblesse extérieure de l'Église, beendete sie erst wenige Tage vor ihrem Ende, am 23. Februar 1887. Unter schweren Leiden, mit schon geschwollener Hand, die kaum die Feder mehr zu halten vermochte, schrieb sie die letzten Seiten desselben nieder. Da es bei den wenigen Befreundeten, denen sie Einblick in dasselbe gewährt hatte, auf Widerspruch stieß, verfügte sie, daß es erst 25 Jahre nach ihrem Tode an die Oeffentlichkeit gelangen solle. Sie war überzeugt, der Kirche mit demselben belangreiche Dienste zu leisten; aber sie sah die Zeit dafür noch nicht gekommen. Und La Mara schließt: „Diese letzten Lebensjahre der Fürstin gewähren, gleich denen Liszt's, ein tragisches Bild. Sie konnten Beide nicht miteinander leben — und doch nicht voneinander lassen. Aber sie hatten verlernt, einander nur zum Glücke da zu sein und wie einst, in den Tagen der Altenburg, Eins in dem Andern aufzugehen. So gingen sie Beide einsam getrennte Wege dahin, nur im Glauben, in der Hoffnung auf ein sie vereinigendes Jenseits und in der Erinnerung der alten Liebe vereint. Und fern voneinander mußten sie Beide sterben."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Majorspferd.

Von Alfred von Hedenstjerna.

Es gab in ganz Schweden keinen besseren Menschen, kein liebevolleres Familienhaupt und keinen schneidigeren Compagniechef, als den Hauptmann und Wasaordensritter Oskar von Säbelschild. Seine Frau und Kinder liebten ihn mehr als alle übrigen Officiere des Regiments (mit Ausnahme der ältesten Tochter, die heimlich den Leutenant von Pflaumenfeld bevorzugte), und in seiner Compagnie gab es nicht einen Soldaten, der im Kriege die allgemeine Verwirrung benutzt und ihm eine Kugel zwischen die Rippen geschickt hätte.

Da erschien eines schönen Tages der Postbote, worauf Oskar von Säbelschild schnurstracks durch das Eßzimmer nach der Küche lief und seiner Frau, die eben mit einer sehr nützlichen Kocherei beschäftigt war, zurief: „Gustava, uns ist heut' ein großes Glück widerfahren."

„Ist Deine Patience aufgegangen, lieber Alter?" fragte die Dame des Hauses.

„Unsinn, es ist viel mehr!"

„Sind wir beim General zu Mittag geladen?"

„Noch mehr!"

„Oskarchen, wir haben doch nicht gar etwa in der Lotterie gewonnen?"

„Gustava, Du bist Majorin!"

„O mein Gott, Oskarchen! Ach, meine Mama hat es ja gleich gesagt, als Du um mich anhieltest und Papa nichts davon wissen wollte: In Säbelschild steckt was, der wird noch 'mal Stabsofficier! Ja, das sagte sie." Und die neugebackene Majorin umarmte ihren Alten, daß ihm das Mehl nur so um die Ohren flog, und gab ihm einen so schallenden Kuß, daß die Leute draußen glaubten, es platze eine Dynamitpatrone. Den Kindern wurde die Nase geputzt, worauf sie feierlich die Erlaubniß erhielten, Papa zu küssen und zu gratuliren. Die Dienstmädchen machten einen Knix und meinten, sie müßten von nun an wohl „Euer Gnaden" sagen. „Nein, Grethé und Lisa," wehrte Frau Gustava ab, „vor dem lieben Gott sind wir ja alle gleich, also nennt mich nur einfach Frau Majorin!" Dabei trocknete sie sich gerührt mit dem Schürzenzipfel die Augen.

Dies war Vormittags. Am Nachmittag aber kam Fräulein Aurelia Aquilina von Säbelschild, die älteste Schwester des Majors, und sie umarmte ihren Bruder herzhaft, küßte ihn schallend auf beide Backen und klopfte ihn mit ihrem Strickbeutel auf den Rücken, daß die Stahlnadeln klapperten. Dabei weinte sie vor Rührung dicke Thränen und rief: „Oskar, Oskar, unsere Ahnen schauen vom Himmel auf Dich herab und freuen sich der Ehre, die Du dem Namen Säbelschild machst. In den letzten siebenundsiebzig Jahren hat es kein Säbelschild höher gebracht, als bis zum Hauptmann, Prediger oder Gerichtsassessor, und nur Du bist Major! Möge der liebe Gott Dich diese Ehre noch recht lange genießen lassen. Um Dir nun zu beweisen, Oskar, wie sehr Dein Glück Deine alte Schwester Aurelia freut, hast Du hier dreihundert Kronen zu einem Reitpferd!"

Sie hatte krampfhaft in ihrem Pompadour gesucht und ihre Rede kaum beendet, als das Gesicht des Majors sich bewölkte und ihm die Arme am Leibe herabsanken. „Gott steh mir bei," rief er, „ich muß ja reiten! Daran habe ich noch gar nicht gedacht, liebe Aurelia!"

„Papa will reiten, Papa will reiten! Dann kriegen wir ein Hottehüh, hurrah!" riefen die kleinen Säbelschild's und tanzten vor Freude in der Stube herum.

„Dann soll der Teufel mein Majorspatent holen! Ihr werdet sehen, das Reiten wird mein Unglück!"

„Unsinn, Oskarchen, das müssen alle Majore, und Du kannst es ja auch. Weißt Du nicht mehr, daß Du auf Papas Suleika zu Lena's Hochzeit ritteſt, und das ist noch keine vierzig Jahre her!" sagte Tante Aurelia. Der Major seufzte resignirt, dankte seiner Schwester für ihr Geldgeschenk, sah sich jede Nacht im Traume mit gebrochenen Armen und Beinen im Graben und las im Gesangbuch die Gebete für reitende Todescandidaten laut und inbrünstig vor.

Einen Monat später reiste der Major, in Begleitung seiner Tochter Gabriele und der dreihundert Kronen von Tante Aurelia, auf den Pferdemarkt in die Stadt, um dort ein Schlachtroß zu erstehen. Gabriele sollte mit, um darauf zu achten, daß ihr Vater sich kein allzu feuriges Pferd aufschwatzen ließe, das durch sein muthiges Temperament der Familie die Stütze und dem Regimente seinen Major rauben könnte. Nach einiger Zeit fand man einen Rappen, der von genügender Größe,

Digitized by Google

ziemlich mager, aber von einem so frommen und tugendhaften Aussehen war, daß man annehmen konnte, er sei in einem Pfarrhaus aufgewachsen. Das Pferd war zehn Jahre alt und sollte dreihundert Kronen kosten, was mit Tante Aurelia's Geschenk angenehm übereinstimmte. Ein Thierarzt wurde zu Rathe gezogen. Derlei Leute pflegen aber so anspruchsvoll zu sein, daß der liebe Gott es ihnen mit den Pferden nie recht machen kann. Der Roßarzt sagte also: „Das Pferd ist erstens nicht zehn, sondern wenigstens vierzehn Jahre alt, zweitens hat es zwei große Ueberbeine am rechten Vorderbein, drittens bockt es und viertens ist es ein Krippenbeißer erster Güte. Im Uebrigen aber fehlerfrei."

Das Pferd wurde also erstanden, ebenso ein Sattel und das nothwendige Geschirr, und bald stand der Gaul im Stalle von Major Säbelschild's Gasthof, wo er von Fräulein Gabriele mit Zucker, Rüben und Weißbrod gefüttert wurde.

Der Major ging am nächsten Morgen in die Kaserne und hatte die Freude, einige alte Kameraden aus der Cadettenzeit zu treffen, die ihn zu einem Frühstück einluden. Das Austernfrühstück mit Champagner brachte eine merkwürdige Veränderung hervor. Der Herr Major sang Couplets aus dem „Pariser Leben", wollte Gabriele mit Punsch tractiren und kniff das Zimmermädchen in die Wange. Ja, während er sonst mit Furcht und Zittern dem Augenblick entgegengesehen, wo er auf seinem Schlachtrosse an der Spitze seines Bataillons reiten würde, wurde er jetzt so unternehmend, daß er auf der Stelle einen Spazierritt machen wollte. Gabriele brach vor Angst in Thränen aus.

„Liebster, bester Papa, um Gottes willen reite nicht eher auf dem Pferde, als bis wir zu Hause sind," bat sie flehentlich, „Mama muß dabei sein, damit sie es halten kann, wenn es wild wird."

„Liebes Kind," antwortete Major Säbelschild mit würdigem Ernst, „ein Soldat muß vor Allem der Gefahr ruhig in's Auge sehen können. Ist das Thier auch widerspenstig, mit Gottes Hülfe werde ich es doch bezähmen. Also weine nicht mehr, mein Kind, ich habe mir schon Reithosen und Sporen gekauft und werde auf alle Fälle noch heute Vormittag reiten."

Gabriele wollte es nicht mit ansehen, wie ihr Vater von den Hufen des wilden Pferdes zerstampft würde. In ihrem Hôtelzimmer auf den Knien liegend, flehte sie den Himmel an, ihren Vater auf seinem Todesritte zu beschützen. Die ganze Dienerschaft des Gasthofs half dem Major. Einer hielt den rechten, ein zweiter den linken Steigbügel, ein dritter die Zügel und die Stärksten bemächtigten sich der beiden Beine des Majors, indem sie ihn mit einem kräftigen Ruck auf den Sattel hoben. Aber der Rappe war wirklich ein vorzügliches Thier. Er spazierte gemüthlich die Hauptstraße entlang und ging so ruhig wie der Teufel im Leichenzuge seiner eigenen Großmutter. Plötzlich aber blieb er vor der Thür eines großen Hauses stehen und ließ sich nicht bewegen, weiter zu gehen. Der Major schlug ihn mit der Reitpeitsche, aber der Gaul drehte nur den Kopf und blickte ihn vorwurfsvoll an. Der Major rief alle Würdenträger der Hölle zu Hülfe, aber das Vieh schüttelte nur mißbilligend die Mähne. Endlich kam ein zierliches Stubenmädchen und sagte: „Der Herr Etatsrath ist nicht zu Hause."

Kaum war das Mädchen verschwunden, als der Rappe sich auch schon freiwillig in Bewegung setzte. Er gehorchte aber dabei nicht den Zügeln, sondern setzte seinen Weg nach eigenem Ermessen fort und blieb bald vor einem zweiten Hause stehen. Abermaliger Meinungsaustausch zwischen Roß und Reiter, wieder Hiebe und neues Anrufen aller höllischen Potentaten, aber mit dem früheren Ergebniß. Das Pferd rührte sich erst vom Platze, als ein dienstbarer Geist des Hauses erschien und sagte: „Der Herr Landeshauptmann ist erst um zwei Uhr zu sprechen." Nach diesem Bescheide machte sich der Gaul wieder auf den Weg. Der Major wünschte jetzt in seinen Gasthof zurückzukehren, aber sein Pferd theilte diese Ansicht nicht. Es handelte entschieden nach einem bestimmten Plane, und der Major mußte sich schließlich darein ergeben, ihm „die Leitung" zu überlassen. So machten sie denn nacheinander vor achtundzwanzig Häusern Halt. Der Aufenthalt vor den verschiedenen Thüren währte immer so lange, bis Jemand herauskam und mit dem Major sprach. Eher rührte sich das Pferd nicht vom Flecke. Nach der achtundzwanzigsten Einkehr aber wandte es sich links um und eilte im schnellsten Trabe zum Stadthor hinaus.

„Haltet mein Pferd, haltet mein Pferd, ich will nach meinem Gasthof!" brüllte der Major. Die Leute auf der Straße aber sahen ihm nur lachend zu, und im Nu waren Roß und Reiter verschwunden. Erst nach mehreren Stunden kam der Major auf einem Wagen zurück, an welchem sein Pferd hinten festgebunden war. Gabriele flog an die Brust ihres Vaters und rief: „Lieber Papa, lebst Du wirklich noch?"

„Gewiß lebe ich noch, aber ich habe das Pferd eines Milchmannes gekauft," sagte der erzürnte und aufgeregte Major.

Nachdem er sich von seinem ersten furchtbaren Zorn erholt, beschloß er indessen, großmüthig zu verzeihen. Das Pferdchen war ja sonst fromm und harmlos und machte keine Versuche, sich seines Reiters gewaltsam zu entledigen. Seine frühere Carrière als Milchpferd war ihm ja an einem anderen Orte nicht hinderlich, wo sein ehemaliger Besitzer keine Milchkunden hatte. Zu Hause wurde es denn auch der Liebling der ganzen Familie. Es spazierte frei auf dem Hofe umher und fraß den Kindern das Futter aus der Hand. Auch ließ das gute Thier nicht allein den Major, sondern auch die Kinder aufsitzen, und weil es hier keine Erinnerungen an die städtischen Milchkunden hatte, ging es stets folgsam mit, wohin man wollte.

Im Herbst war das Manöver. Der Rappe war rund und fett, der Major hatte sich eine neue Uniform machen lassen, und beide glänzten wie frischgeputzte Theekessel in der Sonne. Alles ging seinen regelmäßigen Gang bis zu dem Augenblicke, wo das Regiment zum Manöver ausrücken sollte. Als die Soldaten marschfertig in Reih und Glied standen, und der Oberst, der Oberstleutnant, die sämmtlichen berittenen Officiere und Major von Säbelschild auf ihren Pferden saßen, fingen die Hautboisten an, den lustigen Marsch „Du bist verrückt, mein Kind", zu blasen. Als nun das Majorspferd die ersten Tacte hörte, legte es die Ohren zurück, streckte den Kopf, wieherte vergnügt, brach aus dem Gliede aus und trabte auf einen Platz, auf dem es genügend Raum zu den Kunststücken hatte, womit es die Zuschauer erfreuen wollte.

Jetzt begann ein unvergleichlich komisches Schauspiel. Der Rappe tanzte zuerst nach dem Tacte der Musik, ging dann wieder zurück und machte das zierlichste Defilé nach rechts und links, wobei er die Beine warf wie eine Ballettänzerin. Dann stellte er sich auf die Hinterfüße, balancirte mit den Vorderfüßen in der Luft umher, lief dann einige Minuten spanischen Trab, vertauschte diesen mit Galopp und schloß die Tour damit, daß er vor dem Obersten niederkniete und demüthig die Stirn an den Boden drückte. Ferner tanzte er noch Walzer, Galopp, Polka, Quadrille und Française, lief auf den Hinterfüßen vor- und rückwärts und machte solche Kunststücke, daß das ganze Regiment im vollsten Ernste glaubte, der Major und sein Gaul seien vom Teufel besessen. Unterofficiere und Soldaten verbissen sich erst das Lachen, aber als sie den Obersten und den Oberstleutnant lachen sahen und merkten, daß auch der zweite Major und die übrigen Officiere sich den Bauch hielten und vor Lachen schon ganz blau im Gesicht waren, da stimmte das ganze Regiment ein und lachte so laut, daß es im nahen Wald widerhallte und die Tornister auf den Soldatenrücken auf und nieder flogen. Die Musik aber blies noch immer: „Du bist verrückt, mein Kind," und der Rappe tanzte immer weiter und machte solche Pas, daß der weiße Schaum davonflog. Der unglückliche Major aber, dem längst Zügel und Bügel entfallen waren, hielt sich mit beiden Händen an der Mähne und schrie in herzzerreißenden Tönen:

„Herr Oberst . . . o, Herr Oberst . . . ich . . . ich kann nicht mehr . . . o du Satan . . . verzeihen Sie . . . es ist mein Tod . . . haltet mich fest . . . prr, prr . . . Herr Oberst . . . ich glaube, der Teufel . . . Hülfe!"

Die Musik spielte noch immer weiter: „Du bist verrückt, mein Kind," und der Oberst, alle Officiere, Doctoren, Unterofficiere, Burschen, die Marketenderin und das ganze Regiment lachten zum Kugeln.

Digitized by Google

Endlich winkte der Oberst seinen Adjutanten heran, der früher bei den Husaren gestanden hatte, auf der Reitschule gewesen war und für einen Pferdekenner ersten Ranges galt. „Herr Leutnant, Sie als früherer Cavallerist können uns vielleicht sagen, was es mit dem Majorspferd auf sich hat?"

„Herr Oberst," war die Antwort, „nach meiner unmaßgeblichen Ansicht muß das Pferd seine Jugend in einem Cirkus verlebt und seine Kunststücke nach der Melodie producirt haben, welche die Musik jetzt spielt."

„Aber zum Teufel, Stabstrompeter, dann hören Sie doch auf mit der Musik," rief der Oberst. „Der Major kann ja den Tod davon holen!"

Kaum hatten die Bläser die Instrumente von den Lippen genommen, so stand der Rappe still wie ein Lamm, während ihm der Schweiß an den Seiten herunterlief.

Major von Säbelschild bekam einen längeren Urlaub, um sich von der Tanzübung zu erholen, die er noch lange in allen Gliedern spürte. Sein Pferd aber kam nie wieder zum Manöver, und wenn später in der Officiersmesse die Rede auf Pferde im Allgemeinen und auf Major Säbelschild's Rappen im Besonderen kam, dann hieß es: „Das war wirklich ein famoses Pferd, aber seine reichen Lebenserfahrungen machten es leider für einen älteren Infanterieofficier und Familienvater ganz ungeeignet."

Aus der Hauptstadt.

In den Wandelgängen.

Dem Seniorenausschuß des Reichstages liegt ein schleuniger Antrag vor, den Sitzungssaal mit der Frühstückshalle direct durch einen Korridor zu verbinden, so daß in Zukunft die Abgeordneten nicht mehr bei jeder Abstimmung vom Bier aufzustehen brauchen. Auch könnte dann officiell die Frühstückshalle als Theil des Sitzungssaales betrachtet werden, wodurch die Zahl der anwesenden M. d. R. nicht mehr so klein wie früher erschiene, wo man immer nur die im Sitzungssaale vorräthigen Herren zählte. — Für unwahr wird von Seiten des Reichstagspräsidiums die Nachricht erklärt, daß in Folge des musterhaften Verlaufs der Preßfeierlichkeit am 11. d. M. jetzt an allen Räumen des Reichstags eine Tafel mit der Inschrift angebracht werden soll: „Eintritt für die Presse frei!" Die Inschrift wird vielmehr lauten: „Ein Tritt für die Presse frei!" — Der Pächter der Reichstagsrestauration hat sich entschlossen, halbe Portionen einzuführen, damit es den Abgeordneten hinfort möglich ist, auch kürzere Reden angenehm in seiner Wirthschaft zu versäumen. Das Präsidium beabsichtigt angeblich, den Tisch des Hauses in der Restauration aufzustellen, um so auch den Mitgliedern des Reichstags, die den Sitzungssaal nie betreten, Kenntnißnahme der auf den Tisch niedergelegten, wichtigen Aktenstücke ꝛc. zu ermöglichen. —

*

Unter den sattsam bekannten ältesten Leuten geht vielleicht noch ein unverbürgtes Gerücht um, wonach die preußische Regierung vor Zeiten einmal eine Commission von Geheimräthen eingesetzt habe, die Gesetzvorschläge für eine Besteuerung der Waarenhäuser machen sollte. Das Ergebniß der Arbeiten dieser Commission hat den B. P. N. zufolge noch nicht veröffentlicht werden können, weil bis heute kein Ergebniß zu Tage getreten ist.

Im Jahre 1493 nach Christi Geburt ernannte die Madrider Regierung eine Commission zur Erörterung der Frage, ob es dem Genueser Christoph Columbus wohl gelingen werde, Amerika zu entdecken. Die Commission verhehlte sich die Schwierigkeiten ihrer Aufgabe nicht, machte sich jedoch sofort an die Arbeit und hat heute bereits die Genugthuung, daß es nach ihrer wissenschaftlich begründeten Meinung durchaus unmöglich sei, Amerika zu entdecken.

Von wesentlich besserem Erfolge scheint die Mühewaltung jener Commission begleitet zu sein, die vor dreitausend Jahren in China mit der Erfindung des Schießpulvers betraut worden ist. Nach gewissenhafter Prüfung des vorliegenden Materials konnte die Commission zunächst feststellen, daß es ganz unleugbare Vortheile habe, dem Gedanken näher zu treten. Eine Reihe feierlicher Frühstücke folgte diesem Beschlusse und ehrte ihn. Sodann hielt die Commission es für gerathen, zunächst eine Subcommission zu wählen, der es überlassen bleiben sollte, hervorragende Fachmänner über die Möglichkeit der Erfindung des Schießpulvers zu vernehmen. Die Untercommission hat im Laufe der Zeit in vollem Umfange ihre Pflicht gethan; sie entschied sich jedoch Ende vorigen Monats gegen die Stimmen einiger Drängelberger dahin, lieber noch weitere Vernehmungen stattfinden zu lassen, als mit unreifen und übereilten Darlegungen an die Oeffentlichkeit zu treten. Wie correct sie damit handelte, geht am besten aus der Thatsache hervor, daß ihr Präsident gestern von einem ihm bekannten Untersextaner die bestimmte Nachricht erhielt, das Pulver wäre inzwischen bereits von anderer Seite erfunden worden. —

Die immer wieder auftretende Meldung, daß der liebe Gott die preußische Regierung mit der Erschaffung der Welt betraut habe, wird von den B. P. N. entschieden dementirt. Das Blatt, dem man intime Beziehungen zum Finanzministerium nachsagt, macht darauf aufmerksam, daß die preußische Regierung im Falle eines solchen Auftrages vernunftgemäß erst eine Commission eingesetzt haben und daß dann die Welt selbstverständlich noch lange nicht fertig sein würde.

*

Der Justizminister fordert an außergewöhnlichen Mitteln ein Mehr von drei Millionen Mark zum Neubau von Gefängnissen.

Warum pachtet er nicht einfach ein paar Berliner Theater, die ohnehin völlig leer stehen und die sich schon deßhalb trefflich zu Gefängnissen eignen, weil doch kein Mensch mehr freiwillig hineingeht?

*

Eine wichtige Gesetzesvorlage wird dem Reichstag in den nächsten Tagen zugehen. Längst hat man es in weiten Volkskreisen als einen höchst unangenehmen Mangel empfunden, daß zwar jeder Zeitgenosse seine Medaille bekommt und auf der Brust oder sonstwo mit sich herumschleppen kann, daß ihm aber ein Denkmal frühestens erst nach seinem Tode gesetzt wird. Diese Denkmäler leiden dann außerdem noch unter dem Uebelstande, daß die Polizei sie schlecht bewacht und ihnen alle irgendwie wichtigen Gliedmaßen abschlagen läßt. Der neue Entwurf schafft hier gründliche Abhülfe. Lebe monumental! ist der kategorische Imperativ, den er allen deutschen Staatsbürgern zuruft. Mit einem Worte: Jeder Bewohner unseres Landes hat das Recht, sich bei der Polizei Maß für ein Denkmal nehmen zu lassen. Um den Künstlern die Arbeit zu erleichtern, wird dringend gebeten, die für das Monument erforderlichen Modell-Bestien gleich mitzubringen, zu welchem Behufe man zweckdienlich zunächst Brehm's Thierleben auswendig lernt und sich dann mit Hagenbeck in Verbindung setzt. Flaschenzüge, Haken und Stricke zum ständigen Tragen des Denkmals auf dem Buckel — wodurch es gegen vandalische Beschädigungen geschützt ist — werden von jeder Feuerwehrwache leihweise zur Verfügung gestellt.

*

Parlamentarische Abende beim Reichskanzler.

In Regierungskreisen hofft man zuversichtlich darauf, daß die Reichstagsabgeordneten den Flottenforderungen schon darum günstig gegenüber stehen werden, weil die Herren Abgeordneten mit den neuen 40 Tons-Schiffsgeschützen völlig übereinstimmen.

Digitized by Google

Besteht doch zwischen beiden nur der eine Unterschied, daß das 40 Tons-Schiffsgeschütz gefürchtet wird, wenn es geladen ist, während der Reichstagsabgeordnete geladen wird, wenn er gefürchtet ist.

*

— Sie glauben nicht, was ich in diesem Buren-Kriege schon für furchtbare und unglaubliche Strapazen erlitten habe!

— Sie? Sie haben ja gar nicht daran Theil genommen!

— Aber alle Berichte des Local-Anzeigers darüber gelesen!

*

Die beträchtlichen Pferdeankäufe der englischen Regierung üben bereits eine schneidende Wirkung aus.

In vielen Berliner Wirthshäusern sind die Beefsteeks schon bedeutend kleiner geworden.

*

„Der White steht fest!" Jon Chamberlain läßt
Sich's depeschiren dann und wann.
Er steht in Ladysmith so fest —
Daß er nicht mehr vorwärts noch rückwärts kann.

*

(Auswärtiges). Das fliegende englische Geschwader soll sich, wie gerüchtweise verlautet, an der Westküste Irlands mit versiegelten Ordres versammeln, die ihm angeblich befehlen, eine Reise um die Welt zu unternehmen.

Die deutschen Behörden werden gut daran thun, dieser internationalen Gaunerbande, die, wie es scheint, nach ihrem letzten mißlungenen Anschlag in der ganzen Welt Gastrollen geben will, scharf auf die Finger zu sehen.*)

*) Durch ein Versehen des Metteurs ist hier, wie unsere Leser sofort bemerkt haben werden, ein Absatz aus dem politischen Theile mit einem aus dem localen vermischt worden. Wir bitten den Irrthum zu entschuldigen. D. R.

*

Eine Reminiscenz.

„Der Deutsche Kaiser ist sehr jung und kann, wie überhaupt jeder noch so fähige Souverän, falls er nicht sehr reif an Jahren ist, am englischen Hofe bei der Königin von England eine Lection in politischer Weisheit nehmen. Freilich darf er nicht daran denken, wie lange er auch regieren möge, die Königin Victoria an Scharfsinn jemals zu übertreffen, und kann nicht hoffen, sie in der Liebe und Ehrfurcht, die sie eingeflößt hat, je zu erreichen." Standard, August 1895.

*

Lucanus ist wegen Theilnahme an einer Verschwörung hingerichtet worden.

Zum Glück ist das nicht der Lucanus, der immer die preußischen Minister besucht, sondern ein Anderer, mit Vornamen Annäus. Der Vorfall, der allgemeinen Schrecken hervorgerufen hat, ereignete sich bereits zu Kaiser Nero's Zeiten und hat daher für uns nicht mehr viel zu bedeuten.

*

Nach Beendigung seiner gegenwärtigen Reise beabsichtigt unser österreichischer Botschafter, Graf Philipp Eulenburg, die ihm noch unbekannten europäischen Hauptstädte und Länder zu besuchen. Als erstes Reiseziel wird Wien und die habsburgische Monarchie genannt.

*

Im Berliner Tageblatt macht Oskar Blumenthal den Vorschlag, auf Staatskosten ein Invalidenhaus für altersschwache Phrasen und ein Mausoleum für verstorbene Gedanken zu begründen.

Der Schlaukopf! Er will sich das Stückedichten in Zukunft noch leichter machen, indem er dem Staate alle mühseligen Vorarbeiten, die er bisher selber leisten mußte, aufzubürden sucht.

*

Druckfehler.

... Gestern starb unser lieber Genosse, Herr Vogt. Die deutsche Arbeiterkasse weiß genau, wie viel sie an ihm verloren hat...

Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Der Herr im Hause." Lustspiel von Paul Lindau (Kgl. Schauspielhaus). — „Ein Gastspiel." Komödie von Ernst v. Wolzogen und Hans Olden (Deutsches Theater). — „Die Herren Söhne." Volksstück von Oscar Walther und Leo Stein (Berliner Theater).

Er lebt, er ist da ... Auf dem Umwege über die Pampas und Prärien des noch immer wilden Westens, über die weniger wilden Ortschaften Kötzschenbroda und Meiningen ist er nach Berlin zurückgekehrt, und liebevoll hat ihn unsere bewußte „Finanz- und Geistesaristokratie" an der Stätte seiner früheren Thaten begrüßt. Sie Alle, die nach den Betheuerungen der Scherl- und Mosse-Pagen die Crême der hauptstädtischen Gesellschaft ausmachen, — übersetzt nicht der Deutsche Sprachverein Crême mit Abschaum? — sie Alle waren im Parquet und in den Rängen versammelt. Einige von ihnen, die Boshafteren oder die Naiven, mochte grausame Neugier plagen, zu sehen, wie der Exilirte und aus eigener Machtvollkommenheit Heimgekehrte seine begreifliche Verlegenheit bemänteln und den Harmlosen markiren würde. Die Mehrheit aber hielt jede Verlegenheit des beliebten Mannes für ausgeschlossen. Und es zeigte sich wieder einmal, daß die Mehrheit im Rechte war. Dem dankbaren Lächeln, womit Lindau die Huldigungen seiner begeisterten Aristokratie entgegen nahm, wohnte keinerlei Wehmuth inne; er quittirte über die brausenden Hervorrufe mit der selbstsicheren Zufriedenheit und Nonchalance, die ihn in seiner Sünden Maienblüthe vortheilhaft ausgezeichnet hatten, und er schien sich so wenig wie irgend ein anderer Thebaner über die festlichen Begrüßungsartikel der maßgebenden Zeitungen gewundert zu haben. Hinter der gesammten Crême im Zuschauerraum wie hinter ihrem umjubelten Abgott a. D., der auf der Bühne unaufhörlich weltmännische Verbeugungen übte, lag im wesenlosen Scheine, was uns Alle bändigt: das Gemeine ...

„Der Herr im Hause" ist mit Fleiß und Geschick nach dem alten Lindau'schen Recept gearbeitet. Wie vor fünfundzwanzig Jahren, so erblickt der Unermüdliche auch heute noch seine beneidenswerthe Mission darin, gallischen Esprit mit deutscher Gemüthstiefe zu vermählen, und er wendet dieselben Mittel an wie vor fünfundzwanzig Jahren. Nur schade, daß uns die Pariser Theaterkunst, die Lindau meint, inzwischen ziemlich zum Ekel geworden ist. Vor Allem das Thema vom dreieckigen Verhältniß. Seit Dumas und Sardou ist es so oft abgewandelt worden, daß im Vergleich damit Spielhagen's Sonett-Aufrufe zum Kampf gegen das Junkerthum beinah als funkelnagelneue Novität erscheinen. So vermochte denn selbst der einstige Dramaturg L'Arronge's dem allzu betagten Stoffe keine neue Seite abzugewinnen. Er verzichtete auch wohlweislich von vornherein auf jeden Versuch dazu. Um aber die berühmte Lindau'sche Originalität selbst in dieser schwierigen Lage zu wahren, entschloß er sich zu einem überraschenden Kniff. Er versittlichte das so abschreckend unsittliche Dreieck. Er schaltete den landesüblich und dadurch ordinär gewordenen Ehebruch aus. Wieder saß der Hausfreund treulich bei der Freundin, wieder sah der gute Schafskopf von Ehemann geduldig zu — aber all' die langen Jahre hindurch passirte nichts Bedenkliches zwischen ihnen. Das ist schön, das ist vornehm gedacht, das nennt man mit Recht Vermählung gallischen Esprits mit deutscher Gemüthstiefe. Vorsorgliche Eltern dürfen jetzt ihre heirathsfähigen Töchter getrost wieder in das Berliner Theater schicken, seit dieser streng moralische Dichter es leitet.

Lindau's Hausfreund entbehrt der häßlichen sinnlichen Triebe und sucht in der Ehe des Andern nicht jene schalen Genüsse, um derentwillen fade Gecken sonst junge Frauen zu umschleichen pflegen. Geistsprühend, wie er nun einmal ist, begnügt er sich damit, im Hause seines Socius die erste Geige zu spielen, Mann und Frau ein Bißchen zu tyranniſiren, besonders die Frau, und sie Beide dadurch glücklich zu machen. Es giebt solche Charaktere in Kötzschenbroda. Wie wir nachher, leider erst im dritten Acte, erfahren, hat allerdings eine ganz kleine Gefahr für die Seelenruhe der Betheiligten gestanden. Madame macht ihrem Hausfreund dazu sehr seltsame Vorwürfe, und sehr deutliche dazu. Glücklicher Weise ist es in diesem bedenklichen Augenblicke schon zu jeder Verirrung

Digitized by Google

zu spät. Denn der hartgesottene Junggeselle hat sich bereits, nach längerem gemeinsamen Theetrinken, in das herkömmliche Backfischlein verliebt und zeigt sich fest entschlossen, nun auch seinerseits jungen Leuten Gelegenheit zu kostenfreier Ausbildung als Hausfreund zu bieten. Hoffentlich lohnen sie's ihm mit gleicher Tugendhaftigkeit. Das Lustspiel endet sehr stimmungvoll damit, daß Madame ihren Gram vergißt und dem demissionirenden Herrn im Hause selbst die süße Braut an's Herz legt. — Vier Acte sind reichlich viel für die zweifellos anmuthige, aber doch immerhin kärgliche Begebenheit. Lindau füllt sie mit Geplauder, und das erleichtert dem Zuhörer seine schwere Aufgabe nicht. So spaßig sich anfangs die ewige Kabbelei zwischen dem nichtsündigen Paar ausnimmt, mit so behaglicher Laune der quengliche Junggeselle geschildert ist, der stets seinen Willen und die Berücksichtigung seiner Gepflogenheiten durchsetzt — schließlich vermag man dem klingelnden Gerede nicht mehr zu folgen. Auch der gewandte Causeur darf nicht den ganzen Abend über ausschließlich das Wort führen, wenn er nicht zuletzt langweilen will. Und das ist hier so ausgiebig der Fall, daß wir nicht an die Langlebigkeit des Stückes glauben.

Viel, viel schlimmer erging es im Deutschen Theater dem Neffen Lindau's: Hans Olden recte Oppenheim aus Frankfurt a. M. Seine bisherigen Stücke haben einen vollgiltigen Beweis seines dramatischen Talents noch nicht erbracht, höchstens seiner Liebe für's Theater, die ihn ja auch eine Zeit lang als Schauspieler thätig sein ließ. Literarischer Ehrgeiz beseelt ihn wohl weniger, als die Sehnsucht nach klingenden Erfolgen. Einmal verbindet er sich zu diesem Zwecke mit dem jüngeren Schönthan, ein andermal schneidert er einen englischen Sensationsroman für die Bühne zurecht, heute associirt er sich mit Ernst v. Wolzogen, den die gleiche Tantièmenfreude um die Literaturfähigkeit zu bringen droht, auf die sein schönes, frisches Talent sonst Anspruch erheben dürfte. Und so zeigt uns denn die gemeinsame „Komödie" zwei seelenverwandte Faiseurs bei dem rüden Compagniegeschäft, die Bühnenwirkung mit allen und jeden Mitteln herbeizuführen. Es ist eine neue Auflage der alten französischen Posse „Der Vater der Debütantin", aber in's Tragische oder Tragikomische verzerrt, wobei der „College Crampton" als Vorlage dient. Nur daß Hauptmann's verbummelter Künstler noch im Verfall ein genialer und interessanter Kerl ist, während dieser alte Schauspieler Dankelmann, der sogar in Rudolstadt als Richard III. ausgepfiffen wird und ein completer Trottel ist, uns keinen Augenblick von seiner früheren Meisterschaft wirklich überzeugt. Und wenn er zuletzt dem bescheidenen Glück, das ihm seine einst grausam verlassene Frau und die ihn bewundernde Tochter bereiten, den Rücken kehrt, weil er nicht Liebe, sondern Applaus braucht, so lassen wir den unverbesserlichen Schmierenkomödianten ohne menschliches Rühren ziehen, weil es die Autoren versäumt haben, uns seinen Charakter zu erklären, unserem Herzen nahe zu bringen. Wir sollten ihn als Künstler, Gatten, Vater und Menschen menschlich sehen, die ganze Tragik eines Künstlerwallens in absteigender Linie empfinden, aber statt dessen wird uns nur immer derselbe aufgeblasene Tropf gezeigt, dessen Charakterzüge und Dialogpointen aus irgend einer alten Sammlung Theateranekdoten entnommen sind. Aber wozu sich noch mit dem schon abgesetzten Stücke befassen, das — von Herrn Engels abgesehen — ganz jämmerlich gespielt wurde, und das keine andere Erinnerung hinterläßt, als die häßliche an einen wüsten Theaterabend unter Mitwirkung von Kunstpfeifern und Hausschlüssel-Virtuosen.

Während das Deutsche Theater sich zu einem regelrechten Radautheater auszubilden droht, sind die Eigenthümer des Berliner Theaters, die wohl eine ähnliche Entwickelung auch für ihr Haus befürchteten, mit gutem Beispiel vorangegangen und haben ihren unfähigen Director Knall und Fall abgesetzt und einen neuen artistischen Leiter angestellt. Immerhin hat der arme Herr Prasch noch einen Trost im Leiden: seine Gemahlin bleibt dem Theater als Darstellerin vorläufig erhalten, und der Exdirector selbst hat sich durch die nicht unfreundliche Aufnahme seiner letzten Novität wenigstens einen guten Abgang verschafft. Das dreiactige Volksstück der bekannten Firma Walther & Stein ist keine üble Berliner Posse, gesund und derb, lustig und gemüthlich, ein Mittelding zwischen Kalisch und L'Arronge. Wie da zwei mit ihren Vätern zerfallene Herren Söhne durch zwei brave junge Mädchen zu ehrlicher Arbeit und an die verzeihende Brust ihrer Erzeuger geführt werden, das wird in bunter und meist ansprechender Scenenfolge hübsch durchgeführt. Auch die Träger der Handlung, besonders der wackere Schlächtermeister und der ewige Kneipstudent, sind mit jenem volksthümlichen Humor ausgestattet, der an die guten alten Zeiten erinnert, wo noch der alte Helmerding und der junge Engels ihr dankbares Publicum entzückten. Aber eigentlich gehören derlei Vorstadttheaterstücke nicht auf eine Bühne, für die der Nachfolger Prasch's das Prädikat „vornehm" usurpirt. Paul Lindau muß es erst erwerben, um es zu besitzen.

Notizen.

Auf dem Gebiete der Popularisirung unserer Classiker haben unsere großen Verleger schon so viel Staunenswerthes geleistet — wir erinnern nur an die Thätigkeit von Reclam, Hendel, Brockhaus, der Deutschen Verlagsanstalt u. s. w. —, daß die äußerste Grenze der Leistungsfähigkeit erreicht und noch größere Billigkeit bei Gediegenheit der Ausstattung kaum noch möglich scheint. Und doch giebt es noch Ueberraschungen: Max Hesse's Leipziger Classiker-Ausgaben, aus denen wir erst neulich die 15bändige Gesammtausgabe der Werke E. T. A. Hoffmann's rühmend hervorgehoben, bezeichnen einen wahren Triumph des deutschen Buchgewerbes. Nicht allein durch die Wohlfeilheit der Ausgaben neben der Schönheit der Ausstattung in Papier und Druck, auch die Sorgfalt der Text-Redaction macht diese Bände geradezu wissenschaftlich werthvoll. Ueberall wird auf die Originalausgaben zurückgegangen, in zweifelhaften Fällen womöglich die Handschrift herangezogen, so daß man mit Recht von kritischen Ausgaben reden kann, welcher Eindruck durch die umfangreichen biographischen Einleitungen mit ihrem literarhistorischen Apparat von bewährter Hand verstärkt wird. Der rührige Max Hesse hat sich zu diesem Zwecke mit den besten einschlägigen Gelehrten in Verbindung gesetzt, wie schon der Meistergriff beweist, daß er Eduard Grisebach, dem Schopenhauerforscher, Dichter und Bibliophilen, gerade den fast immer von seinen Herausgebern verballhornten Callot-Hoffmann übertragen hat. Aber auch für andere Dichter findet er stets den richtigen Mann. So für Hauff's Werke den bekannten Literarhistoriker Ad. Stern, für Chamisso den trefflichen Ad. Bartels, kein Geringerer als Gottschall hat Eichendorff übernommen, unser erster Heinekenner Karpeles den „ungezogenen Liebling der Grazien", Körner's Werke sein Biograph Wildenow ꝛc. Das Neueste sind Ludwig Börne's Gesammelte Schriften in sechs Bänden herausgegeben von Adolf Klaar. Der ehemalige Theaterkritiker der Prager „Bohemia" ist selbst einer der besten Schüler Börne's, ein streitbarer Journalist von kerndeutscher Gesinnung, der seinen tschechischen Feinden durch Jahrzehnte das Leben sauer machte, ein geistvoller Aesthetiker und wahrhaft schöpferischer Kunstrichter. Kein Wunder, daß ihm diese Börne-Edition offenbar eine Herzenssache war und daß sie ihm in jeder Beziehung meisterlich gelungen ist. In chronologischer Folge sind Börne's Schriften hier eingeordnet, und wenn es freilich nicht Neues aufzustöbern gelang, wie bei Hoffmann, so ist doch das Vorhandene nach den Originaldrucken treu und mit fast philologischer Akribie wiedergegeben. Besonders schön ist die Einleitung Klaar's, wenn sie auch biographisch nur Bekanntes giebt. Um so fesselnder sind die kritisch-ästhetischen Excurse. Klaar steht als Enkomiast dem großen Journalisten doch nicht in blinder Verehrung gegenüber und bildet hierin einen starken Gegensatz zu dem einseitigen Börneschmäher Treitschke, dem der Jude, Franzosenfreund und Demokrat gleich verhaßt war. Aber Klaar erklärt uns feinfühlig Börne's unleugbare Schwächen aus seiner Individualität, Herkunft und Zeit heraus, seinen hyperpatriotischen Goethehaß, seine Verfeindung mit Heine, sein Demagogenthum, dann auch seine Unfähigkeit zu größeren Würfen, sein Aufgehen in der Tagesschriftstellerei und Politik. Die meisten der von Börne behandelten Stoffe, seine Pariser Briefe, seine Bühnenberichte sind veraltet, aber die Art der Behandlung ist doch fast immer so originell, scharfsinnig und geistreich, daß der Journalist zum Culturhistoriker, zum Künstler, ja oft zum Propheten wird, der uns auch heute noch mächtig anzieht und fesselt. Möchte die neue Ausgabe dem „Lyriker der Tagesgeschichte", wie Klaar ihn nennt, dem eigentlichen Begründer unserer Journalistik viele neue Leser und Verehrer zuführen.

Alte und neue Alphabete. Von L. F. Day. (Leipzig, Karl W. Hiersemann.) Dieser schön ausgestattete Schriftenatlas enthält über 150 vollständige Alphabete, alle in praktischer, gleichmäßiger Größe gezeichnet. Etwa 100 Alphabete sind Nachbildungen alter Schriften aus früher historischer Zeit in chronologischer Anordnung bis zum 18. Jahr-

Digitized by Google

hundert und auf mannigfachem Material, Arbeiten in Stein, Erz, Schiefer, Holz, gemalte und Schreibschrift, um den Einfluß von Werkzeug und Stoff auf den Charakter der Zeichnung darzuthun. Die Abtheilung der modernen Schriften enthält Proben von Walter Crane, Otto Hupp, Franz Stuck, sowie dem auf diesem Gebiete wohlbekannten Verfasser selbst u. v. A. Eine ganze Anzahl von Alphabeten ist zur Ergänzung der Beispiele für das Werk eigens neu gezeichnet und ausgeführt worden, solche in Stein, Holzschnitzerei, Nadelarbeit, Sgraffito, in getriebenem Metall, Stuck ꝛc.; hiernach sind directe photographische Reproductionen eingefügt. Besondere Berücksichtigung ist auch der Sammlung alter Ziffern und Jahreszahlen geschenkt. Eine kurze Uebersicht der Entwickelung der Schrift und beschreibende Bemerkungen zu jeder Abbildung hat der Verfasser vorausgeschickt. Wir empfehlen dieses Werk über die Kunst im Alphabet Allen, die mit Schriften und Ornamenten zu thun haben.

Während die Reclam'sche Universalbibliothek das Erscheinen ihres 4000. Bändchens feiert, geht die nicht minder verdienstvolle und volksthümliche Bibliothek der Gesammt-Literatur des In- und Auslandes (Verlag von Otto Hendel, Halle) ihrer 2000. Nummer entgegen. Die Bändchen sind im Format etwas größer, besser ausgestattet und ohne Reclam's augenmörderischen Druck, dabei gut redigirt, auch reich an wissenschaftlich brauchbaren historisch-kritischen Ausgaben. Nach Schopenhauer folgt neuerdings Kant's Kritik der reinen Vernunft, herausgegeben von Karl Vorländer, mit gewissenhafter Mittheilung der Varianten, einer sehr zweckdienlichen Einführung in das Studium des Werkes und weiterer Hülfsmittel, was Alles besonders Anfängern im Kantstudium sehr zu statten kommen wird. Aber auch für gewiegte Kantforscher ist der Band eine unvergleichlich gute Handausgabe, denn sie finden als Beigabe zum ersten Mal ein erklärendes Personen- und Sachregister, ein für das Werk speciell berechnetes philosophisches Wörterbuch, das ihnen viel Nachschlagearbeit ersparen wird. Für seminaristische Uebungen über Kant macht es die Ausgabe zu einem ausgezeichneten Unterrichtsmittel. Die Unterhaltungsliteratur ist vertreten durch zwei Novellen-Bändchen von Adalbert Stifter und des Märchensammlers Ludwig Bechstein Roman „Das tolle Jahr von Erfurt". Dieser in Buchform seit Jahrzehnten zu den literarischen Seltenheiten zählende Roman kann den ganzen Reiz einer völligen Novität für sich beanspruchen, auch des interessanten, literarisch kaum je verwertheten historischen Stoffes wegen.

Zur Berufungsfrage in Strafsachen. Von Amtsgerichtsrath Dr. Menzen. (Hannover, Helwing.) Der Verfasser erkennt einerseits das allgemein zu Tage getretene Bedürfniß nach Einführung eines ordentlichen Rechtsmittels gegen die Urtheile der Strafkammern als durchaus berechtigt an, andererseits weist er nach, daß diesem Verlangen durch Wiedereinführung der Berufung in befriedigender Weise nicht abgeholfen werden kann. Er gelangt zu dem Ergebniß, daß dieses Bedürfniß einzig und allein durch Schaffung eines neuen Rechtsmittels, nämlich der Revision wegen Unbilligkeit, beseitigt werden kann, welche sowohl gegen die thatsächlichen Feststellungen des angefochtenen Urtheils als auch gegen die Höhe und Art der erkannten Strafe gerichtet ist. Die Vorschläge der vorliegenden Schrift haben den bisherigen Gesetzentwürfen gegenüber noch weiter den Vorzug, daß eine erhebliche Mehrbelastung des Justizfiscus sowie eine zwecklose Arbeitsanhäufung der Gerichte und Belästigung der Zeugen vermieden wird, und daß das Verfahren selbst in keiner Weise durch Verringerung der Anzahl der zur Zeit mitwirkenden Richter sowie durch Beseitigung von sonstigen zu Gunsten des Angeklagten zur Zeit bestehenden Cautelen eine Einbuße erleidet.

In der bekannten originell-vornehmen Ausstattung giebt Albert Langen in München eine Reihe interessanter Bändchen heraus, von denen wir in erster Reihe erwähnen: „Die rothe Lilie" von Anatole France unseres Wissens die erste Verdeutschung eines Werkes dieses bedeutenden französischen Schriftstellers, dem die „Gegenwart" unlängst einen Essay gewidmet hat. Auch dort wurde des Romans „Le lys rouge" gedacht, dessen Handlung zumeist in Florenz spielt. Wo der Schauplatz Paris ist, da schildert uns France nicht nur jenes Milieu, in dessen Salons und Opernzwischenacten conversirt und geliebt wird, sondern wo auch die Politik und die Ministerien der dritten Republik gemacht werden. Auch von der interessanten Jeanne Marni (Madame Marnier) bietet uns Langen zwei Bändchen: „Pariser Droschken" und „Stille Existenzen", beide in guter Uebersetzung. Mme. Marni ist eine Meisterin der Skizze. In ihren Episoden, die nur wenige Seiten lang sind, giebt sie uns Ausschnitte aus dem intimsten Pariser Leben und ist dabei ohne Rücksicht in der Wahl ihrer Stoffe. Kühner ohne Frivolität ist nie ein französischer Autor gewesen, weder Zola noch Maupassant. Mit neuem Geist und neuer Frische hat Mme. Marni das literarische Genre verjüngt; die Bilder aus dem Pariser Leben, die sie in Dialog-Form veröffentlicht hat, verrathen eine klare und scharfe Anschauung der Wirklichkeit. Und etwas unterscheidet Mme. Marni von allen ihren Vorgängern und Vorgängerinnen: sie hat etwas, was recht selten ist auf dem Boulevard: sie hat ein Herz. Darum wendet sie sich gerne an die Armen und Elenden, die vom Schicksal Verlassenen und schildert sie uns bald in rührend heiteren, bald in bitter tragischen Momentausschnitten. Kleine Dialoge, wie den beim Notar, wo die schwindsüchtige Tochter ihr Testament zu Gunsten ihrer egoistischen Mutter abfassen möchte, wird Niemand ohne Rührung und Bewunderung lesen.

Das Marienbild von Busowiska. Von Wladislaw Lozinski. (Berlin, S. Rosenbaum.) Diese ausgezeichnete Uebersetzung hat zur Verfasserin eine Dame der Berliner Gesellschaft, die sich hinter dem Namen Helena Majdanska verbirgt, und der wir schon gute Verdeutschungen Lavedan'scher Skizzen in hübsch pointirter Dialogform verdanken. Ob die vorliegende polnische Dorfgeschichte nun ebenfalls die Mühe einer Uebertragung lohnt, ist uns freilich zweifelhaft. Die Geschichte von der frommen Mutter, die ein Votivbild stiftet, damit es ihrem verstorbenen Sohn im Jenseits gut gehen soll, ein Bild, das dann von der Scheelsucht als Pfuscherei erklärt und verbannt wird, hierauf Wunder verrichtet und mit Gewalt wieder geholt wird, wobei die Stifterin den Tod findet, — das ist zwar gut erdacht und wirkungsvoll erzählt, aber für unseren Geschmack doch zu polnisch-clerical. Ein durchdringender Sacristeigeruch erfüllt die Erzählung und macht sie uns wenig erfreulich. Nur die Gestalt der Mutter ist mit ergreifender Kunst gestaltet.

Wie heißt der Hund? Internationales Hundenamenbuch von Rudolf Kleinpaul. (Leipzig, Schmidt & Günther). Das Büchlein enthält die vornehmsten Hundenamen alter und neuer Zeit und aus allen Ländern der Welt in alphabetischer Reihenfolge. Es bringt vor allen Dingen solche Namen, die wirklich im Volke leben und wie Phylax oder Tiras culturgeschichtliche Bedeutung haben, wie denn überhaupt eine staunenswerthe Verbindung von sprachwissenschaftlichen und culturgeschichtlichen Kenntnissen die Charakteristik desselben bildet, was sich übrigens bei dem trefflichen Kleinpaul von selbst versteht.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

In **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

Politiker und Nationalökonomen.

Herausgegeben von

G. Schmoller und O. Hintze

Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli

von

Richard Fester

Professor an der Universität Erlangen.

Brosch. M. 2.50; gebd. M. 3.—.

Klassiker der Philosophie Bd. IX.

Platon

von

Wilhelm Windelband

Professor an der Universität Strassburg i/E.

Brosch. M. 2.—; gebd. M. 2.50.

Früher erschienene Bände: I. Fechner, II. Hobbes III. Kierkegaard, IV. Rousseau, V. Spencer, VI. Nietzsche, VII. Kant, VIII. Aristoteles.

Prospekte über beide Sammlungen kostenfrei durch jede Buchhandlung und Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, **Die Macht der Stunde.** — **Proni.** Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Medea.** — **Er soll dein Herr sein.** Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Männertreu.** — **Der Sohn seines Vaters.** Illustr. von A. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Abenteuer eines Blaustrümpfchens.** Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Verrathenes Glück.** Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Carl Th. Richter, **Magdalena.** Illustr. von P. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Marie v. Bunsen, **Ada in England.** Illustr. v. P. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.

Peter Rosegger, **Das ewig Weibliche.** Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Alpengeschichten.** Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

— **Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Paul O. Höcker, **'s Burgele.'** Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Ernst von Wolzogen, **Die Gloriahose.** Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Achleitner, **Pronels.—Schwarzwald-geschichten.** Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Zapp, **Galatea.** — **Eine Liebesgeschichte.** Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**

in Stuttgart.

Soeben erschien im Verlage von **Franz Wunder** in **Göttingen:**

Österreichs

evangelische Bewegung und sein Staatsinteresse.

Von

Dr. Karl Walcker,

Privat-Dozenten der Staatswissenschaften in Leipzig.

60 Pfennig.

In unserem Verlage erscheint:

Bismarck

im Urteil seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten

von

Freund und Feind.

Kl. Oktav. 144 S.

Mit den facsimilierten Unterschriften und einem Briefe Bismarcks.

Preis elegant geheftet 2 Mark.

Auf vielseitige Nachfrage veranstalten wir eine reich vermehrte Buchausgabe unserer Bismarck-Enquete, die auch den Lesern der „Gegenwart" viel Neues bringt. Es ist ein kulturhistorisches Dokument von bleibendem Wert, ein Totengericht und zugleich das schönste Gedenkblatt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag der Gegenwart

in Berlin W. 57, Mansteinstr. 7.

General du Barail
Barth. St.-Hilaire
Björnson
G. Brandes
L. Büchner
Crispi
E. Dahn
A. Daudet
Dernburg
Ml. v. Egidy
Fogazzaro
Fontane
Carl Goldmark
von Gerlach
Klaus Groth
E. Haeckel
E. v. Hartmann
Heyse
des Houx
Wilh. Jordan
Rudyard Kipling
Leoncavallo
Leroy-Beaulieu
Lindau
Lombroso
u. v. A.

Fürst Meschtscherski
Graf de Mouy
Graf Nigra
Nordau
Emile Ollivier
W. Oncken
Pettenkofer
Lord Salisbury
Sanders
Joh. Schilling
Schmoller
Sienkiewicz
Jules Simon
Herbert Spencer
Spielhagen
Stanley
Stoecker
Strindberg
B. v. Suttner
Ad. Wagner
Wilbrandt
Wildenbruch
A. v. Werner
Lord Wolseley
Zola
u. v. A.

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu ein illustrirter Prospect über die **„Gedichte von Georg Scherer"**, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser ganz besonders empfehlen. Ferner eine Beilage von **Max Hesse's Verlag** in **Leipzig,** betreffend **Max Hesse's Leipziger Klassiker-Ausgaben.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 25. November 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

* I-U-Lib * 11 Dec. '99

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die slavische Solidarität in Oesterreich. Von S. R. Landau (Wien). — Ein Friedensvorschlag. Von Amtsrichter a. D. Dr. Otto Heyn. — Abessinien und die römisch-katholische Kirche. Von Hauptmann Karl von Bruchhausen. — **Literatur und Kunst.** Moritz Lazarus. Von Alfred Leicht (Meißen). — Hugo Wolf und sein Verein. Von Hedwig von Friedlaender-Abel. — Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur. Von Otto Stövesandt (Turin). — **Feuilleton.** Die Versuchung. Von Guy de Maupassant. — **Aus der Hauptstadt.** Victor von Schweinburg. Von Caliban. — Französische und deutsche Impressionisten. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die slavische Solidarität in Oesterreich.

Von S. R. Landau (Wien).

Nach dritthalb Jahren schwerer politischer Kämpfe, wie sie Oesterreich seit dem Jahre 1848 nicht gesehen, nachdem innerhalb dieser Zeit die Kabinette Badeni, Gautsch und Thun gefallen sind, weil sie keine geordneten Zustände herstellen konnten, wurden endlich die Ursachen dieser Kämpfe, die Sprachenverordnungen für Böhmen und Mähren, von einem neuen Ministerium beseitigt. Damit ist für die Deutschen der status quo ante hergestellt. Jetzt werden von deutscher Seite der Erlassung eines Sprachengesetzes in verfassungsmäßiger Form gar keine Schwierigkeiten bereitet und man könnte hoffen, daß endlich einmal der leibliche Sprachenstreit in Oesterreich, der auf beiden Seiten den nationalen Chauvinismus entfacht hat und der die größte Schuld trägt an der culturellen und socialpolitischen Rückständigkeit unseres Staates, beseitigt wird. Allein durch die Zurückziehung der Sprachenverordnungen fühlen sich wieder die Czechen getroffen, und wie der kurze Verlauf der neuen Parlamentssession beweist, sind sie jetzt entschlossen, die rücksichtsloseste Opposition zu betreiben. Ihnen leisten die Polen stille Assistenz. Während die jung-czechischen Abgeordneten in öffentlicher Sitzung die Minister insultiren, sind die raffinirten Cavaliere vom Polenclub bemüht, durch ihre Couloir-Intriguen das Ministerium zu stürzen. Beide slavische Parteien sehen plötzlich das Gespenst einer deutsch-freundlichen Aera vor sich und zumal der Polenclub muß vor der Aussicht zusammenschrecken, daß ein Ausgleich zwischen den Czechen und Deutschen ein für allemal seine Präponderanz im Parlamente und in Galizien, wo die Polen gegenüber den unterdrückten Ruthenen und Juden in der Minorität*) sind, beseitigen würde. Das war auch der Grund, der den Polenclub veranlaßte, sich in der letzten Zeit den bisher wegen ihres Russophilenthums in Galizien nicht sehr wohlgelittenen Jung-Czechen noch enger anzuschließen. Eine Reihe gemeinsamer Demonstrationen wurde arrangirt, wie das Jubiläum Palacky's in Prag, bei dem der russische General und Panslavist Komarov an die gemeinsamen Kämpfe der Polen, Czechen und Russen gegen den deutschen Orden bei Tannenberg (im Jahre 1412) erinnerte, sowie der slavische Journalistentag in Krakau, die alle den Zweck hatten, die „slavische Solidarität" zu festigen. Diese Verbrüderung geschah bereits im Hinblick auf die befürchtete Aufhebung der Sprachenverordnungen und sollte nach oben documentiren, daß die Polen nicht gesonnen seien, ihre slavischen Brüder im Stiche zu lassen. Hand in Hand damit ging eine slavische Propaganda durch die gesammte, in Diensten des Polenclubs stehende Presse, damit man sich auf die „öffentliche Meinung" berufen könne. Für die Art, wie solche Dinge in Oesterreich gemacht werden, ist es bezeichnend, daß die Fäden dieser Campagne im Preßbureau des Ministerraths-Präsidiums zusammenliefen. Allein es blieb Alles fruchtlos. Goluchowski's Einfluß an maßgebendster Stelle erwies sich mächtiger als der des Grafen Thun und die „deutsche Gemeinbürgschaft" erreichte ihr Ziel trotz der künstlich zusammengeschweißten „slavischen Solidarität".

Die czecho-polnische Allianz kann dies auch nicht verwinden. Ihr ganzes Slaventhum besteht ja nur darin, daß die Czechen den Polen bei der Unterdrückung der Ruthenen und die Polen den Czechen bei der Eroberung des Staatsrechts, zu dem die Sprachverordnungen, wie deren Verfasser Pacak sagte, das Eingangsthor bilden sollten, behülflich seien. Der Spruch Machiavelli's: „Nur gemeinsame Interessen schaffen dauernde Bündnisse", hat sich also auch diesmal bewährt. Das gemeinsame Interesse, das hier die Etiquette der slavischen Solidarität trägt, heißt: Herrschsucht. Der slavische Taumel hat aber noch einen weiteren Beweggrund. Der böhmische Feudaladel, die Schwarzenberg's, Belcredi's, Palffy's u. A., der sich jetzt ganz czechisch geberdet und die polnischen Schlachzizen, von denen ein guter Theil, wie die Sapieha's, Sanguszko's, Jaworski's u. A. ruthenischer Abstammung ist, fühlen sehr gut, daß ihre Bedeutung im Lande, ihr Einfluß auf die Bevölkerung immer mehr zurückgehen und daß die „geborene Führerschaft", die diese Herren nach einer Erklärung des Prinzen Alois Liechtenstein für sich in Anspruch nehmen, lediglich zu einem Anachronismus wird. Wollen sie daher bei der Macht bleiben, so müssen sie den nationalen Kampf schüren und die österreichischen Völker gegeneinander hetzen, damit aus ihren Reihen bald ein Badeni, bald ein Thun oder Windischgrätz mit der Rettung des Staates beauftragt würde. Daß diesmal ein deutschgesinnter Aristokrat, Graf Clary, an die Spitze des Ministeriums gestellt wurde, das betrachten die feudalen Herren als einen Eingriff in ihre

*) Die letzte Volkszählung weist in Galizien eine Bevölkerung von 2,836,000 Ruthenen, 2,739,000 Polen und 770,000 Juden auf.

Digitized by Google

Privilegien und so sehen wir sie gemeinsam mit dem polnischen und czechischen Bürgerthum gegen das neue Cabinet Sturm laufen. Daß die deutschen Clericalen, die sog. katholische Volkspartei, unter Führung des päpstlichen Exgardisten Baron Dipauli mit ihnen gemeinsam vorgehen, beweist nur, wie sehr Clericalismus und Feudalismus die gegenwärtige nationale Verwirrung für ihre Zwecke auszubeuten bestrebt sind.

Die Lage des neuen Cabinets ist auch eine sehr kritische. Durch das Vertrauen der Krone berufen und mit einer bestimmten Mission betraut, sieht es sich plötzlich einer geschlossenen Majorität gegenüber, die ihm durch Obstruction und Intriguen ein jähes Ende bereiten möchte. Daß auch der Polenclub Opposition macht, ist das Komischste. Man dürfte wohl in keinem Parlamente Europas so viele Mandate finden, die lediglich durch Fälschungen, Unterschlagungen von Stimmzetteln, Bestechungen und allerlei Gewaltacte erobert wurden, wie seitens dieses Clubs. An vielen Mandaten klebt das Blut der erschlagenen Bauern und der Jammer von Hunderten vernichteter Existenzen. Die Polen haben in Galizien eine Autonomie, das heißt aber, daß es den Schlachzizen gestattet ist, alle Aemter und Sinecuren mit ihren Leuten zu besetzen und gegen den Willen der Bevölkerung die Mandate in die Volksvertretungen an sich zu reißen. Das geschah bisher unter den Augen der Regierung, die sich damit die unbedingte Gefolgsamkeit des Polenclubs für alle Fälle erkaufte und hier und da noch Liebesgaben für die Schlachta darauf zahlte. Das Volk aber verkommt in Noth und geistiger Finsterniß. Mehr als 70% der Bevölkerung sind Analphabeten, Hunderte von Gemeinden besitzen gar keine Schulen — das haben die Polen von der Autonomie. Diese Autonomie bedeutet nichts Anderes, als die Preisgebung Galiziens an die Schlachzizen. Sie sind auch Diejenigen, die jetzt plötzlich der Regierung Opposition machen, weil sie fürchten, daß ein Ausgleich zwischen den beiden Volksstämmen in Böhmen, daß ein verfassungsmäßiges Sprachengesetz auch den Ruthenen in Galizien zur Gleichberechtigung verhelfen und ihrer eigenen Herrschaft ein für allemal ein Ende bereiten würde. Es ist recht komisch, diesen von der Gnade und den Brosamen der jeweiligen Regierung lebenden Polenclub der Regierung entgegentreten zu sehen, aber es ist der Kampf um's Dasein, der ihn bei seinem Entschlusse leitet. Schon schicken sich die bäuerliche Volkspartei, die Socialdemokraten und der Stojalowski-Club an, die Erbschaft des Polenclubs, dem sie mit größter Mühe dreizehn Mandate entrissen haben, im Lande anzutreten und der Polenclub muß sich beeilen, dem jungen Beamten-Ministerium den Athem auszublasen, bevor es sich noch in der complicirten Nationalitätenfrage orientirt.

Die Krise dauert fort. Gelingt es der feudal-slavisch-clericalen Majorität das Pacifications-Beamten-Ministerium zu stürzen und ein neues Regime der brutalen Majorität zu etabliren, dann müssen die Deutschen wieder zur Obstruction greifen, der Parlamentarismus in Oesterreich ist wieder für Jahre hinaus lahmgelegt und die Lösung des Sprachenstreites in die weite Ferne geschoben. Aber wenn dies der Majorität auch nicht gelingt, sie wird nie eine Regierungs-Majorität werden, da die Jungczechen nach Aufhebung der Sprachenverordnungen Opposition machen müssen, wollen sie nicht wie die Altczechen bald verschwinden. Somit bleibt der Regierung nichts Anderes übrig, als sich eine neue Majorität zu schaffen. Aber dazu sind Neuwahlen nöthig. Dieselben würden zweifellos den Polenclub und die katholische Volkspartei decimiren, zu Gunsten der Ruthenen, Bauernparteien und Deutschnationalen. Und der Erste, der bei einer freien Wahl in das Parlament nicht mehr zurückkehren würde, wäre gewiß der Abgeordnete von Stanislau, Herr Exminister von Bilinski, der hinter den Coulissen die Intriguen gegen die Regierung leitet. Die Regierung müßte aber den Muth haben, Neuwahlen auszuschreiben. Hat sie diesen Muth, mit dem slavischen Solidaritäts-Schwindel gründlich aufzuräumen, nicht, dann kann es ihr leicht passiren, daß sie gestürzt wird. Mit solchen Mittelchen wie die geplante Verschickung des clericalen Parteiführers Dipauli auf den Statthalterposten von Tirol, um dann seine Partei von der Majorität loszulösen, oder wie das kaiserliche Telegramm an den Führer der Majorität Jaworski, um diesen zur Forcirung der Delegationswahlen zu bewegen, wird das neue Ministerium kaum seine Position für die Dauer befestigen.

Ein Friedensvorschlag.

Von Amtsrichter a. D. Dr. Otto Heyn.

Sollte es nicht möglich sein, den Frieden zwischen England und Transvaal auf folgender Basis wieder herzustellen: die Buren treten ihre Hoheitsrechte über den Minendistrict des Rand an eine internationale Commission ab, die daraus einen besonderen neutralen Staat bildet, während die Engländer die Souveränetät der Buren in Betreff des Restes ihres Gebietes, soweit dasselbe vor Ausbruch des Krieges reichte, voll anerkennen.

Hiermit hätten die Engländer den eigentlichen Zweck des gegenwärtig geführten Krieges erreicht. Denn es würden dann auf dem Rand, um den es sich ja in Wirklichkeit allein handelt, alle diejenigen Reformen eingeführt werden, welche die dortigen Uitländer für wünschenswerth halten; alle Beschränkungen der Goldproduction (Dynamitmonopol ꝛc.) würden aufgehoben werden und der ruhige Fortbetrieb der Minen wäre für alle Zeiten gesichert. Auf der anderen Seite würden die Buren mit ihrem Hoheitsrechte über den Rand, auf dessen Besitz sie nach Allem, was über ihren Charakter und ihre Sitten bekannt geworden ist, keinen großen Werth legen können, nicht viel verlieren, während die offene Anerkennung ihrer Souveränetät über den Rest ihres Gebietes zweifellos einen großen Gewinn für sie darstellt. Endlich würde diese Lösung für die ganze Welt einen Fortschritt bedeuten. Denn diese hat ja ein großes Interesse daran, daß die Goldproduction auf dem Rand ungestört und unbeeinflußt fortgeht, und das würde in einem neutralen Staate, an dessen Wiege sämmtliche Großmächte gestanden, am besten möglich sein.

Es ist nicht einzusehen, weßhalb die Kriegführenden eine Verständigung auf dieser Basis ablehnen sollten. Die Buren können doch trotz ihrer bisherigen Erfolge nicht glauben, daß sie aus diesem Kriege siegreich hervorgehen werden, nachdem einmal die Engländer es sich zur Ehrensache gemacht haben, den „Aufstand", wie sie es nennen, niederzuwerfen. Ein für sie glücklicher Ausgang wäre nur dann möglich, wenn die Afrikander im Kapland sich zu ihrer Hülfe erhöben. Geschieht das, wie jetzt wohl anzunehmen ist, nicht, dann können sie im besten Falle nicht mehr erhoffen, als sie bei Annahme des vorgeschlagenen Vergleichs ohne weitere Opfer erlangen würden. Und auch das würde ihnen nur dann zu Theil werden, wenn die Großmächte, die sich ja jetzt noch neutral verhalten, zu ihren Gunsten eingreifen. Einen gewaltigen Respect vor ihrer Wehrhaftigkeit und ihrer Kunst, Krieg zu führen, haben sie den Engländern und aller Welt schon jetzt eingeflößt. Die Engländer dagegen müssen sich sagen, und sagen es sich jetzt schon, daß es sich für sie nicht einfach um einen Spaziergang nach Pretoria handelt; daß sie im Falle der Fortsetzung des Krieges noch erheblich mehr Streitkräfte aufbieten müssen, was ohne eine gewisse Gefahr für ihre Sicherheit im eigenen Lande bezw. in den Colonien nicht möglich ist, und daß der Krieg mit seinen großen Kosten bis zur definitiven Entscheidung noch recht lange dauern kann, da die Buren im Guerillakampfe jeden Fleck ihres Landes vertheidigen und der Eroberung den größten Wider-

Digitized by Google

stand entgegensetzen werden. Viel Lorbeeren sind überdies für sie nicht zu holen; ihr Prestige bleibt auch so gewahrt, da sie ja ihre Macht noch gar nicht entfaltet haben, und an Achtung in den Augen der Welt würden sie gewinnen.

Der vorgeschlagene Vergleich würde hiernach für beide Theile einen Vortheil bedeuten. Wie viel Gut und Blut würde aber erspart werden und wie freudig würden Handel und Verkehr die Wiederherstellung des Friedens begrüßen! Fürwahr, diejenige Macht, welche es versuchen würde, auf dieser Basis zu vermitteln, würde sich den Dank der ganzen Welt und nicht zum wenigsten den Dank der Kriegführenden selbst erwerben.

Abessinien und die römisch-katholische Kirche.

Von Hauptmann Karl von Bruchhausen.

Anfang August dieses Jahres ging die wenig beachtete Notiz durch die Blätter, daß Monsignore Macari in aller Form vom Patriarchat Alexandria in Egypten Besitz genommen habe und daß damit der Anschluß von 600000 Angehörigen der koptischen Kirche an die römisch-katholische vollzogen sei. Wer das las, wird sich höchstens dabei gedacht haben, daß Papst Leo XIII. in seinem offenkundigen Streben, „abgesprengte Theile" der römisch-katholischen Kirche wieder mit ihr zu vereinigen, abermals einen Erfolg zu verzeichnen habe. Stärker dürfte man von seinem Vorgang in Abessinien berührt worden sein. Die schwarzen Söhne von Habesch sind nämlich seit anderthalb Jahrtausenden Christen (freilich etwas eigener Art) und sie halten hartnäckig an der monophysitischen Auffassung fest. Nach alten Gesetzen darf nun niemals ein geborener Abessinier zur Würde eines Abuna — so heißt das Oberhaupt der abessinischen Kirche — erhoben werden; es muß ein Fremder sein, der aber in Abessinien dauernd seinen Wohnsitz zu nehmen hat und dadurch gleichsam zum Abessinier wird. Seine Macht, „zu lösen und zu binden", ist groß und gleicht der des Papstes. Aber dennoch steht er in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnisse vom Negus Negest, wie denn Theodoros, der zweite Vorgänger Menelik's auf dem Throne von Aethiopien — die Abessinier lieben diese Bezeichnung ihres Landes — eines Tages den widerspenstigen Abuna mit der Pistole in der Hand zwang, ihn zu segnen! Diese Abhängigkeit prägt sich auch darin aus, daß z. B. ein neuer Negus nicht selten auch einen neuen Abuna einsetzt. So giebt es z. Z. in Abessinien zwei Abuna's, Petros, von dem am 9. März 1889 gefallenen Negus Negest Johannes berufen, und Mathaeos, der Abuna Menelik's. Sie leben, was gewiß anzuerkennen ist, in bester Freundschaft zusammen in Schoa.

Die Macht des Abuna duldet der Negus Negest neben sich und bei Gelegenheit auch über sich. Dagegen haben die Herrscher Abessiniens, von einer Ausnahme abgesehen, es mit Entschiedenheit abgelehnt, sich dem Papste zu unterordnen, da dieser nicht auf abessinischem Boden, d. h. innerhalb ihres Machtbereiches, wohnt. Und auch das abessinische Volk will von Rom nichts wissen, obwohl seine Religionsgebräuche, wie Mariendienst, Bilderverehrung, Fasten, Ablaßwesen u. s. w. denen der römisch-katholischen Kirche überaus ähnlich sind. Warum diese Abneigung? Einmal aus conservativer Rechtgläubigkeit; dann auch jener soeben erwähnten einen Ausnahme wegen, deren Erinnerung in seiner Mitte fortlebt. Eine kurze Zeit lang war Abessinien nämlich römisch-katholisch. Wir berichten darüber im Folgenden nach einer russischen Quelle (Fedoroff).

Anno 1525 kam mit einer portugiesischen Gesandtschaft der katholische Missionar Bermudez zum Negus Negest Claudius Aznoma Sahet, einem wenig energischen Herrscher. Jener wußte sich so heranzuschmeicheln, daß er die Vorweihen zum Abuna empfing und damit die Anwartschaft auf diese Würde erhielt. Er starb aber vorher; sein Nachfolger am Hofe des Negus Negest wurde dann wirklich zum Abuna gesalbt: das erste Mal seit Jahrhunderten, daß dieser nicht der koptischen Kirche entnommen wurde. Aber noch war die abessinische Kirche selbstständig. Da brach ein Ansturm mohammedanischer Galla über das Reich herein. Claudius floh. Jetzt sandte das natürlich coloniale Ziele verfolgende Portugal 400 eisengepanzerte Ritter unter Führung Christoph Gama's — eines Sohnes des berühmten Seefahrers — zur Unterstützung der dunkelhäutigen christlichen Mitbrüder. Christoph Gama schlug die Feinde auf's Haupt und zum Danke begehrte Portugal u. A. die völlige Unterwerfung der abessinischen Kirche unter den Papst. Sie erfolgte, und zwar zunächst unter der Hand. Alsbald flutheten die Jesuiten in's Land und benahmen sich den Eingeborenen gegenüber wie ihre Herren. Der Volksunwille vertrieb die erste Mission; eine zweite, klüger auftretende faßte dagegen Fuß, so daß 1603 der Negus Negest Fazelit mit seiner ganzen Familie feierlichst zur römisch-katholischen Kirche übertrat und für sich und sein Volk den Monophysitismus als eine schändliche Irrlehre öffentlich abschwor. Gleich darauf wurde die Inquisition eingeführt und 8—10 Jahre später folgte der formelle Anschluß an Rom. Aber das Volk hielt am alten Glauben fest und die Strenge, mit welcher die Jesuiten gegen die „Irrlehrer" vorgingen, brachte es zum gewaltthätigen Aufstande: die meisten Jesuiten wurden erschlagen und nur einem kleinen Theile gelang die Flucht. Von 1641 ab wurde kein Jesuit und überhaupt kein Portugiese mehr in's Land gelassen. Der alte Glaube wurde wieder hergestellt und der Abuna wieder aus Egypten bezogen. Diese Abhängigkeit von dem keineswegs geliebten Nachbarn verdroß die abessinischen Herrscher, zumal der Abuna jedesmal gleichsam gekauft werden mußte: es war eine erkleckliche Summe für seinen Bezug aus Alexandrien zu erlegen. Die Abneigung hiergegen stieg seit Mitte der siebziger Jahre, als eroberungssüchtige egyptische Heere in den Norden Abessiniens einbrachen. Daß sie trotz moderner Bewaffnung fast bis auf den letzten Mann vernichtet wurden, milderte das unfreundliche Gefühl der Abessinier gegen den mohammedanischen Erbfeind keineswegs. —

Nun hatte man schon früher von den Bergen Aethiopiens aus wiederholt nach dem fernen, religionsverwandten Rußland hinübergeblickt und dort wurde das schüchterne Werben freundlich aufgenommen. Eine russische Mission nach der anderen zog nach Abessinien und jeder war eine Anzahl Popen beigegeben. Umgekehrt suchten wiederholt abessinische Priester, wenn sie sich zur Wallfahrt nach dem heiligen Grabe — diese verleiht in Abessinien einen ganz besonderen Ruhmestitel — entschlossen hatten, auch die russische Hauptstadt auf. Das Tüpfelchen auf das i der Glaubensverbrüderung wurde aber im Jahre 1888 gesetzt, als gelegentlich der großen Jubiläumsfeier der orthodoxen Kirche mehrere abessinische Bischöfe in Kiew erschienen und der heiligen Synode eine Denkschrift vorlegten, in welcher — ihres Erachtens — die völlige Uebereinstimmung zwischen der orthodoxen und abessinischen Lehre nachgewiesen wurde. Seitdem gilt der Glaubensbund als besiegelt. Bald überlegte man in Abessinien, ob es nicht angängig sei, in Zukunft den Abuna von Rußland zu beziehen, statt vom verhaßten Egypten.

Durch die Unterordnung der Kopten unter das römische Papstthum dürfte diese Frage zu Gunsten Rußlands entschieden sein. Damit wächst unvermeidlich der russische Einfluß in Abessinien und das ist eine in ihrer politischen Bedeutung nicht zu unterschätzende Folge der neuesten Mehrung der katholischen Kirche durch Leo XIII. Entwickelt sich Abessinien, nachdem es durch Jahrhunderte in geistiger Todes-

Digitized by Google

starre verharrt, so weiter, wie man es nach den ersten Anläufen — unter Menelik's Regiment — erwarten darf, so erscheint das militärisch kräftige Land berufen, dereinst am Rothen Meere wie am oberen Nil eine wichtige Rolle zu spielen. Es könnte dort seinem russischen Freunde große Dienste erweisen.

Literatur und Kunst.

Moritz Lazarus.

Von Alfred Leicht (Meißen).

Gelehrtenjubiläen pflegen nur von einem engen Kreise dankbarer Schüler gefeiert zu werden, und die Philosophie zumal, welche nach der Herrschaft, die sie in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ausgeübt, der naturwissenschaftlichen Forschung den Vorrang abgetreten hatte und erst durch das Bündniß, das sie nach ihrer Niederlage mit der Siegerin schloß, sich wieder erhob, bot denen, welche sich um die Fahne idealer Gesinnung schaarten, wenig Aussicht auf allgemeine Anerkennung; denn so hell der Glanz besonders der Hegel'schen Speculation gestrahlt und sich über das Reich der Wissenschaft hinaus verbreitet hatte, um so mehr wurde die Philosophie nach ihrem Zusammenbruche mißachtet, und es gehörte Entsagung dazu, sich in den Dienst der entthronten „Königin der Wissenschaften" zu stellen. Volksthümlichkeit hatte sie freilich auch in ihren stolzesten Zeiten nicht besessen. Die früheren Versuche, sie dem allgemeinen Verständniß nahe zu bringen, waren gescheitert; was sich in ihnen als Philosophie ausgab, waren „die bloßen Schlacken dessen, woraus ihr reiner Metallgehalt bereits gezogen war".

Moritz Lazarus, der am 30. November sein 50jähriges Doctorjubiläum feiert, gebührt das Verdienst, die Brücke zwischen Philosophie und allgemeiner Bildung geschlagen zu haben. Er hat sich dadurch Anspruch auf den Dank der weiten Schichten aller Gebildeten erworben und wesentlich dazu beigetragen, daß dem deutschen Geiste der Hang zur Philosophie wieder gekommen ist. In der Wissenschaft gehört sein Name nicht nur der Philosophie an. Seine Stellung in der Letzteren ist wesentlich dadurch gekennzeichnet, daß er ihr ein neues, fruchtbares Feld eröffnet hat, die Völkerpsychologie, der er die Aufgabe stellte, „eine Kenntniß des Volksgeistes zu erstreben, wie die bisherige Psychologie eine des individuellen Geistes bereitet, oder diejenigen Gesetze zu entdecken, welche zur Anwendung kommen, wo immer viele als eine Einheit zusammen leben und wirken". Allein von diesem Felde aus eröffnete er aller wissenschaftlichen Betrachtung neue, weitere Gesichtspunkte, und sein umfassendes Wissen befähigte ihn, hiernach auch außerhalb der philosophischen Forschung in die Tiefen zu dringen. Er gehört zu den wenigen Auserlesenen, für welche die in der menschlichen Natur begründete Arbeitstheilung in der Wissenschaft nicht geboten erscheint. Zwar muß der Philosoph von allen ihren Theilen so weit Kenntniß haben, daß er ihre Beziehungen zu einander erkennt und jedem seine Stellung zuweist. Allein Lazarus berührte die Wissenschaften nicht in leichtem Wellenschlage, sondern er gab Allen die fruchtbarsten Anregungen. Schon im väterlichen Hause war der Grund gelegt worden zu der Tiefe theologischen Wissens und zu der Gesinnung, welche die Religion als das Herz im Organismus des Volksgeistes anerkennt; aus beiden vereint erwächst ein Werk wie die Ethik des Judenthums (1. Bd. 1898), die christlichen Lesern nicht minder eine Quelle sittlicher Erhebung zu sein vermag als den Religionsgenossen des Verfassers. Jahrzehnte vor dem Erscheinen dieses ethischen Werkes und der psychologischen Studie über den Propheten Jeremias (1894) war Lazarus' Bedeutung auf theologischem Gebiete anerkannt. Wie seine Ernennung zum Ehrendoctor der Theologie, so war auch die Verleihung der Würde eines Ehrendoctors der Rechte, durch welche ihn die dankbare Universität Bern zu seinem 70. Geburtstage erfreute, nur „ein bescheidenes Denkmal der Anerkennung" seiner Verdienste um die Jurisprudenz; denn er hatte den zuvor unbestimmten Begriff des Volksgeistes, der nach der Lehre der Begründer der historischen Schule die Quelle aller Rechtsentstehung ist, zuerst wissenschaftlich begründet und für die Rechtswissenschaft nicht minder bedeutungsvolle Untersuchungen in seiner Monographie über das Verhältniß des Einzelnen zur Gesammtheit geliefert. Auch auf medicinisch-naturwissenschaftlichem Gebiete hat Lazarus, der Schüler Johannes Müller's, sich nicht nur aufnehmend gezeigt, sondern anregend gewirkt. Die Bedeutung völkerpsychologischer Studien wurde in medicinischen Kreisen wohl erkannt, und Lazarus' Vorträge in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft, wie der zur Lehre von den Sinnestäuschungen, wurden eingehend gewürdigt. Seine Rede auf Griesinger zeigt, weil frei erstanden, nicht nur seine Vertrautheit mit der Psychiatrie, sondern ist auch eins der Denkmäler, die von seiner unübertroffenen Beherrschung des Wortes Zeugniß ablegen.

Die äußeren Schicksale eines Gelehrten mögen im Allgemeinen für sein Lebensbild von geringem Belang sein. Doch abgesehen davon, daß Lazarus' Bedeutung keineswegs allein von seinem wissenschaftlichen Wirken umgrenzt ist, hat er selbst bezeugt, daß dieses in engster Beziehung zu den Eindrücken aus seiner Jugendzeit steht, auf welche er die Anfänge der Völkerpsychologie zurückführt. Filehne, wo er am 15. September 1824 geboren wurde, ein Städtchen in Posen von jetzt 4000 Einwohnern, liegt an der Grenze von Westpreußen und Brandenburg; seine Bewohnerschaft bestand zu gleichen Theilen aus Katholiken, Protestanten und Juden. Die Verschiedenheit der Sprachen und Kirchen, der Sitten und Lebensweise, die er hier und in der Umgebung fand, war von großem Einfluß auf die Entwickelung des nachdenklichen Knaben, der den Gedanken mit sich herumtrug, wo der Unterschied zwischen den Katholiken und Protestanten lag. Er führte ihn später, als er in die Psychologie eindrang, dazu, sich mit der Frage über die Verschiedenheit der Völker und ihre Trennung voneinander zu beschäftigen, und der Zukunftsgedanke einer Einheit und Gleichheit der ganzen Menschheit, wie er nur bei den Juden ausgebildet ist, brachte ihn auf den Gedanken der Völkerpsychologie. Sein Vortrag: „Aus einer jüdischen Gemeinde vor 50 Jahren", der im Unterschiede von so vielen anderen Schilderungen jüdischen Lebens reine Wahrheit bietet, zeigt uns den Kreis, in welchem er aufgewachsen ist. Im Elternhause, in welchem alle Zweige der hebräischen Gelehrsamkeit betrieben wurden, lebte er bis zum 16. Jahre, eifrig Privatstudien ergeben, nachdem er die Volksschule absolvirt hatte. Vorwiegend beschäftigte er sich mit den deutschen Classikern, und früh studirte er religiöse und philosophische Schriften. Sein Vater, ein ungewöhnlich aufgeklärter Mann, suchte bei nahezu unbeschränkter Freiheit, die er dem Sohne ließ, das Verständniß für die Dinge zu wecken. So nahm er ihn bei gelegentlichen Gängen in die verschiedensten Handwerksstätten mit und ließ ihn jedes Werk und Werkzeug genau erklären, wodurch die Begriffe und der Sprachschatz des Knaben bereichert wurden. Sein Blick in's Leben wurde dadurch erweitert, daß er von seinem 12. Jahre an dem Vater, der als unbesoldeter Volksanwalt vielfach in Anspruch genommen war, Schreiberdienste bei dessen zahlreichen Vormundschaften leistete. Vom 16. bis 18. Jahre war Lazarus Lehrling und dann Commis in einem Posener Handelshause. Die Abende und zum großen Theil auch die Nächte verwendete er zu Studien. Diese Doppelthätigkeit gefährdete seine Gesundheit, und da er die eine aufgeben

Digitized by Google

mußte, wählte er den Gelehrtenberuf. Nach zweijähriger Vorbereitung trat er in das Gymnasium zu Braunschweig ein. Zu seinen Lehrern daselbst gehörte der auch als Musiker bedeutende Professor Griepenkerl (Vater des Dichters), der heute vergessene Vorgänger Zimmermann's in der Herbart'schen Aesthetik, zu dem Lazarus auch nach seinem Weggang von Braunschweig die innigsten Beziehungen unterhielt. Seine Gesundheit litt auch während seiner Gymnasialzeit bedenklich dadurch, daß er nicht nur übereifrig lernte, sondern auch genöthigt war, Privatunterricht zu ertheilen. Insbesondere unterrichtete er lange Zeit in einer Herrnhuter Familie, und der freundschaftliche Verkehr in derselben konnte nur beitragen, die Freiheit seiner Anschauung und das Verständniß religiösen Lebens zu erweitern. In zwei Jahren absolvirte Lazarus vier Classen, und nach glänzend bestandener Reifeprüfung bezog er 1846 die Universität Berlin, auf der er vier Jahre studirte. Vor Abschluß seiner Studien promovirte er 1849 in Halle auf Grund einer leider ungedruckten Abhandlung: „Ueber ästhetische Erziehung des Kindes". Es ist bezeichnend, daß sich schon in dieser ersten Arbeit, wie später so oft, eine Verbindung philosophischer Disciplinen zeigt und zwar derjenigen, an deren Ausbau Lazarus wesentlich gearbeitet hat: der Aesthetik, gewiß hier im Herbart'schen Sinne auch die Ethik umfassend, der Psychologie, welche bei Lazarus so liebevoll auf die Erforschung der Kindesseele gerichtet ist, und der Pädagogik, der er unablässig die fruchtbarsten Anregungen gegeben und in deren Dienst er sein ganzes Leben durch seine Lehrthätigkeit gestellt hat. Diese begann mit öffentlichen Vorträgen, die er in den Jahren 1849 bis 1856 im Verein junger Kaufleute in Berlin über allgemeine Literaturgeschichte, von den Indern ausgehend bis zur Neuzeit, hielt. Mit 26 Jahren veröffentlichte Lazarus seine erste Schrift: „Ueber die sittliche Berechtigung Preußens in Deutschland; eine rechtsphilosophische Abhandlung," welche philosophisch bereits 1850 begründete, was 1866 praktisch zur Ausführung kam. Die Reife, welche er darin in politischen Fragen bekundete, über welche ihn die Völkerpsychologie nachzudenken nöthigte, zeigte sich auch in der Klarheit, mit welcher er das Programm dieser seiner Wissenschaft zum ersten Male in der Abhandlung „über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie" (Prutz' Deutsches Museum 1851) entwickelte und zugleich auf ihre praktische Seite hinwies, daß sie nämlich die Gesetze zeigen kann, nach denen eine wahre und echte Nationalbildung und Nationalerziehung einzurichten ist. Es war von außerordentlicher Bedeutung, daß Lazarus, der erkannt hatte, daß Psychologie als Wissenschaft die Frage nach der Gesetzmäßigkeit und Entwickelung der innern Thätigkeit bedingte und diese in der Hegel'schen Philosophie vermißte, durch die letztere gegangen war; hatte doch Hegel das Beste auf dem Gebiete der Geschichtsphilosophie, der Vorläuferin der Völkerpsychologie, in dem Streben nach der Erkenntniß des Volksgeistes geleistet. So finden wir in der Völkerpsychologie Hegel'sche und Herbart'sche Anklänge. Die Verbindung Hegel'scher Gedankenkreise und Herbart'scher Methode führte durch Lazarus' schöpferische Kritik zu der neuen Wissenschaft, zu der weder Hegel noch Herbart hatten durchdringen können. Hegel fehlte die Erkenntniß der psychischen Causalität, und Herbart war trotz der Einsicht, daß die Psychologie einseitig bleibt, solange sie den Menschen als alleinstehend betrachtet, doch über die individuelle Psychologie nicht hinausgekommen und zu einer politischen Grundlehre abgelenkt, die sich zur Völkerpsychologie nur so verhält wie die Pädagogik zur Psychologie. Für die Ausbildung der Völkerpsychologie war von größter Bedeutung Lazarus' Verbindung mit seinem Schwager, dem Sprachforscher Steinthal, eine Verbindung, wie sie schöner und fruchtbarer kaum in der Geschichte der Wissenschaften gefunden wird. Die 20 Bände der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, welche Beide in den Jahren 1859 bis 1890 herausgaben, und als deren neue Folge seitdem die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde erscheint, haben ihre Namen unlösbar verknüpft.

Die Sicherheit, womit Lazarus schon 1851 die Aufgabe der Völkerpsychologie erfaßte, zeigt eine derart harmonische Selbstentwickelung, daß sein späteres Wirken kein Aufgeben von früher Gelehrtem bedeutet, sondern nur den Ausbau des Planes, welcher von Anbeginn seiner Thätigkeit ihm deutlich vorgeschwebt hat. So erscheint denn auch bereits 1855 der erste Band seines psychologischen Hauptwerkes: „Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze." Mit ihm erhielt das deutsche Volk eine classische Psychologie. Als Pädagog war sich Lazarus wohl bewußt, wie die Philosophie fruchtbringend populär sein könne. In der Monographie: „Bildung und Wissenschaft" legt er dar, wie das Verhältniß der ersteren zur Philosophie gerade umgekehrt ist als das zu jeder anderen Wissenschaft. Sie nimmt nicht die allgemeinsten und obersten Principien, nicht die letzten Probleme und Untersuchungen der Philosophie auf, sondern nur die auf das Concrete angewandten Gedanken derselben. Im Unterschiede nun von den philosophischen Disciplinen, welche rein speculativen Inhalts sind, vertreten die Ethik, die Aesthetik und die Psychologie die empirische und speculative Bearbeitung in einer Wissenschaft. Andererseits ist die Psychologie mehr als jede andere Wissenschaft geeignet, Gegenstand der allgemeinen Bildung zu werden. „Der Beruf der Bildung ist Intelligenz, geistiges Leben überhaupt; demnach aber ist dieser Beruf gar nicht zu erfüllen, ohne daß nach einer Erkenntniß der Gesetze des geistigen Lebens, nach einer Rechenschaft über das eigene, innere Leben und die geistige Thätigkeit, mit einem Worte nach einem psychologischen Verständniß des eigenen Innern gestrebt wird." Das Leben der Seele enthält demnach, da es für die Kreise aller Gebildeten bestimmt ist, nicht eine systematische Behandlung der Psychologie, sondern es macht concrete Erscheinungen der Wirklichkeit, die den Gebildeten naheliegen, einen weiten Kreis von mannigfachen, verschiedenen Thatsachen umspannen und dem intellectuellen, ethischen, ästhetischen oder völkerpsychologischen Gebiete entnommen sind, zum Gegenstande der Betrachtung; es lehrt dadurch, daß in ihnen alle Principien der Wissenschaft erschöpft werden, Beides zugleich, die Wissenschaft und die Kunst und Art ihrer Anwendung.

Auch in seinen Vorlesungen über Psychologie gab Lazarus kein Compendium. Das erschien ihm als Zeitverschwendung, denn ein solches kann man zu Hause lesen, abgesehen davon, ob die Zusammenfassung psychologischer Erkenntniß räthlich erscheint, solange die Grundfragen umstritten sind. Er zeigte vielmehr das Werden dessen, was ein Compendium lehrt; wenn dadurch nicht alle psychologische Einsicht zufloß, so regte er dafür zu selbstständigem Nachdenken an. Darin beruht die Eigenart von Lazarus' Lehrthätigkeit, welche durch den Zauber des freien Wortes in seinen Vorlesungen sowohl, wie in seinen öffentlichen Vorträgen auf's Mächtigste gehoben wurde, wie er den Inhalt, mit dem er den Hörer erfüllen will, in ihm entstehen läßt und keimkräftig gestaltet. Seine Schriften, nicht nur die aus Reden erwachsenen, zeigen dieselben Vorzüge und dieselbe Ursprünglichkeit. Fortlage hat in einer Besprechung des Lebens der Seele auf die Aehnlichkeit von Lazarus' Untersuchungsweise mit der Lotze'schen hingewiesen und sie treffend mit den Worten gezeichnet: „Er liebt es besonders, jedes Thema unter die Beleuchtung vielfältiger Gesichtspunkte zu stellen, woraus, bei einem mehr behutsamen als dreisten und entschiedenen Vorgehen in den Untersuchungen, eine ungemeine Freiheit in der Spaltung der Begriffe die Folge ist. Wir glauben gleichsam ein feines Quartett von Saiteninstrumenten zu hören. Auch tritt hier, wie bei Lotze, eine Verwandtschaft mit ähnlich feinen Begriffszergliederungen in platonischen Dialogen dadurch hervor, daß zuweilen, wenn die letzten Grundprobleme nach den verschlungensten, zu ihrer

Digitized by Google

Vorbereitung durchwanderten Umwegen endlich in voller Schärfe vor unser inneres Auge treten, ihre endgiltige Lösung doch zuletzt nur wieder dem eigenen Weiterdenken des Lesers überlassen bleibt." Durch sein Leben der Seele hatte sich Lazarus in die vorderste Reihe der deutschen Philosophen gestellt; nicht nur der Psychologie, sondern auch den mit ihr in engem Zusammenhange stehenden Wissenschaften, der Ethik, Aesthetik und Pädagogik, hatte er zugleich die wichtigsten Dienste geleistet, und seine Monographie „Geist und Sprache", die seit der zweiten Auflage den zweiten Band bildet, zählte Hebbel „zum Tiefsinnigsten, was jemals über diese geheimnißvollste aller Materien geschrieben worden".

Im Jahre 1860 folgte Lazarus einer Berufung als Professor der Psychologie an die Universität Bern. Dort wurde er nach seiner Ernennung zum Ordinarius 1862 auf vier Jahre zum Dekan gewählt, und schon 1863 wurde ihm gleichzeitig das Rectorat übertragen, bei dessen Uebernahme er über die Ideen in der Geschichte sprach. Zu den übrigen völkerpsychologischen Arbeiten von Lazarus bildet diese Rectoratsrede insofern eine bedeutsame Ergänzung, als sie eine Begründung seiner teleologischen Geschichtsauffassung enthält. Wie rasch der Gedanke der Völkerpsychologie Wurzel faßte, davon konnte sich Lazarus 1865 in Wien überzeugen. Als er zur 500jährigen Jubiläumsfeier der Universität daselbst als Vertreter der Universität Bern weilte, kamen zwei Studenten zu ihm im Auftrage eines Vereins, der sich zum Studium der Völkerpsychologie gebildet hatte. So reich an Anerkennung aber auch die Berner Jahre für Lazarus waren, kehrte er doch 1866 nach Berlin zurück; konnte er doch von da aus eine umfassendere Wirksamkeit entwickeln. Von 1867 bis 1873 lehrte Lazarus Philosophie an der Berliner Kriegsakademie; im October 1873 übernahm er eine ordentliche Honorarprofessur an der Universität, und war zugleich in hervorragender Weise für die von ihm 1872 mitbegründete Berliner Hochschule für die Wissenschaft des Judenthums thätig. Sein öffentliches Wirken war wesentlich darauf gerichtet, seine völkerpsychologische Erkenntniß in die Praxis dadurch umzusetzen, daß er, wie Berthold Auerbach, dem er auf's Innigste befreundet war, sich bemühte, den Riß in der Volksseele zu beseitigen, der durch die Trennung der christlichen und jüdischen Deutschen bestand. Von seiner führenden Stellung unter seinen Religionsgenossen legte seine Wahl zum Präsidenten der beiden israelitischen Synoden zu Leipzig und Augsburg in den Jahren 1869 und 1871 und zum Repräsentanten der Berliner jüdischen Gemeinde Zeugniß ab. In welchem Geiste er auf den Synoden wirkte, beweisen seine daselbst gehaltenen Reden, prophetische Worte von tiefster Wirkung auf die Versammlung. Eine Erleuchtung für sein Leben, eine neue Offenbarung nannte die Leipziger Schlußrede noch nach 25 Jahren Dr. Kohler, der eben im Begriff stand, nach Amerika als Geistlicher zu gehen, und aus ihnen erhöhte Kraft für seinen Beruf schöpfte.

Religiosität ist der eine Grundzug in Lazarus' Charakter: „Alle Ströme idealen Lebens, idealer Gesinnung und idealer Bestrebungen, sie gehen alle in's Meer des religiösen Lebens." Deutsche Gesinnung ist der andere. Durch sein gesammtes wissenschaftliches und öffentliches Auftreten bewährte er die Worte, welche er seinen Religionsgenossen in der Zeit zurief, da der Antisemitismus in Berlin in voller Blüthe stand: „Die deutsche Sprache ist unsere Muttersprache; das deutsche Land ist unser Vaterland; wie wir deutsch reden und denken, wie unsere Seele durch deutsche Dichtung und Wissenschaft erfüllt und gebildet ist, also wirken wir mit Geist und Herz, nach dem Maße unserer Kraft, an deutschen Werken; die Größe, Hoheit und Macht der deutschen Nation ist die Sehnsucht unseres Gemüthes." Seine Schrift: „Was heißt national?" (1879) ist ein schönes Denkmal der vornehmen Gesinnung, welche ihn auch inmitten des häßlichsten Parteigetriebes seine Ruhe bewahren ließ. Neben heftigen Angriffen fehlte es ihm in jener Zeit nicht an Anerkennung selbst in den höchsten Kreisen, wie er denn auch gerade damals durch Verleihung des rothen Adlerordens geehrt und von dem deutschen Kronprinzen, dem verewigten Kaiser Friedrich, der ihm jederzeit freundlich, ja freundschaftlich gesinnt war und seine Vorlesungen gern besuchte, sichtlich ausgezeichnet wurde. Nach einer längeren Pause nahm Lazarus im Wintersemester 1895/96 seine Vorlesungen wieder auf, deren Beginn allerdings durch einen schweren Unfall, der ihn betroffen hatte, verzögert wurde. Ostern 1896 beschloß er seine akademische Lehrthätigkeit. Eine Vortragsreise, die er unmittelbar darauf nach München, Augsburg, Karlsruhe, Freiburg, Braunschweig und anderen Orten unternahm, war eine Reihe von glänzenden Erfolgen, wie auch der Vortrag, den er auf Anregung des politischen Volksvereins in Wien im Frühjahr 1897 hielt, einen Sturm der Begeisterung entfesselte. Im Herbst 1897 siedelte Lazarus seiner Gesundheit wegen nach Tirol über, und seitdem lebt er, mit der Abfassung seiner Ethik des Judenthums beschäftigt, in glücklicher Zurückgezogenheit an der Seite seiner zweiten Gattin in Meran.

Es ist hier unmöglich, der vielseitigen Anregungen zu gedenken, welche von Lazarus ausgegangen sind. Angedeutet sei nur seine literarische Bedeutung als Mitbegründer der Schillerstiftung, deren langjähriger Präsident er bis zu seiner Uebersiedelung nach Meran war. In den Jahren 1850 bis 1880 stand er mit fast sämmtlichen hervorragenden deutschen Dichtern und Schriftstellern in dauernder Berührung und regstem Briefwechsel. Mit einem Theile derselben — außer Auerbach seien nur Gottfried Keller und Paul Heyse genannt — war und ist er durch innige Freundschaft verbunden, und fast Allen bewies und bewährte er sich als ein gesuchter und gewissenhafter Rath in dichterischen Dingen. Wie Lazarus' wissenschaftliches und öffentliches Wirken in engster Beziehung zu einander stehen, wie die theoretische Erkenntniß sich in praktische Ausübung umsetzt und der Völkerpsycholog zum Nationalpädagogen wird, so ist sein Leben ein Spiegel der Ideen, die er uns als Psycholog, Ethiker und Aesthetiker in klarer Eindringlichkeit dargestellt hat. „Seien wir innerlich formvoll erfüllt, so schloß er im Sommer 1880 seine ästhetischen Vorlesungen, und die Welt wird formvoll erfüllt erscheinen." Die Ideen des Seins, des Wollens und des Schönen sind in seiner durchgeistigten Persönlichkeit harmonisch vereint, und diese Harmonie hat ihm die Kraft gegeben, den Glauben an den Sieg idealer Gesinnung auch in unseren Zeiten festzuhalten.

Hugo Wolf und sein Verein.

Von Hedwig von Friedlaender-Abel.

Wenn Friedrich Spielhagen seinen Roman „Problematische Naturen" heute schriebe, würde dessen Held vielleicht nicht Oswald Stein heißen, sondern Hugo Wolf. Und er würde vermuthlich nicht bei einem Barrikadensturm zu Grunde gehen, sondern in einer Heilanstalt für Geisteskranke. Denn Hugo Wolf ist, schon von Gehirn- und Nervenwegen, eine problematische Romanfigur. Sein nächster Verwandter ist Friedrich Nietzsche, der große Umnachtete. Aber Nietzsche ist der Gewaltigere, sein Schicksal wächst mächtig über Wolf's Schicksälchen empor. Die großartige Tragödie seiner Nerven fand bereits ihre Historiker und vielleicht findet sie noch ihren Dramatiker in einem künftigen Ibsen, der aus kranken Seelen Stücke macht. Hugo Wolf ist nicht so weit. Er steht noch mit einem Fuß im Leben und horcht mit einem Ohr hinaus in's Weltgetriebe. Er findet sogar die Kraft zur Pose und in ganz hellen Minuten wirft er sich in die Brust und Noten auf's Papier, die dann sein Verein gierig auffängt.

Digitized by Google

Sein Verein — der Hugo Wolf-Verein. Wie seltsam das klingt! Wie höchstmodern! Es ist ein Wort von den vielen modernen Worten, in die sich die großen Probleme kleiden.

Dieser Verein macht uns übrigens denjenigen, der ihm den Namen gegeben, erst interessant. Man fragt sich: Wie ist es möglich, daß ernsthafte Männer, Männer von Gewicht und Namen, das sogenannte Genie eines einzigen Menschen förmlich verwalten und ihm Anbeter werben in gebundener Rede und wildwachsender Prosa? Sollte seine Macht wirklich so weit reichen? Sollte seine suggestive Kraft so tief gehen? Es giebt ja thatsächlich Menschen, die physisch mehr bedeuten, als sie geistig sind. Ihre persönliche Nähe wirkt elementar, unterjochend. Da sind sie Gott und Mensch, Engel und Teufel zugleich. Den vier Verfassern der zweiten Folge von Aufsätzen, die der Hugo Wolf-Verein in Wien herausgegeben (Berlin, S. Fischer's Verlag 1899), mag es überaus verlockend erschienen sein, einer solchen Persönlichkeit nahezutreten und die Ueberraschungen ihres Temperaments zu belauschen. Wie zu einer Quadrille sehen wir sie antreten, paarweise: E. Kauffmann und J. Schalk, M. Haberlandt und E. Hellmer. Voran tänzelt Detlev von Liliencron mit einem Gedicht, das eigentlich ein Ungedicht ist: in kurze Verszeilen gebrochene Prosa, Taumelndes, Stammelndes, vor dem der Geist der deutschen Sprache sich verhüllt. Hier eine Probe dieser Poesie:

Erinnerst Du Dich der Tage:
Hinter Dir saßen Conrad, der Hüne, und ich.
Du sangest uns — Deine 53
Drei—und—fünf—zig!
Mörike-Lieder vor Und Deine ungezählten Wunderweisen
Aus Goethe und Eichendorff. — Wie war das Alles neu!
Zum Erstarren neu! — Vorn im Mörike-Heft,
Auf erster Seite, — Hattest Du, Bescheidener,
Des Dichters Bild verehrend aufgestellt. — Welcher Tonseher that je so!
Und während Du glühend sangst — Gingen draußen die Deutschen vorüber
Sie trugen in ihren Taschen — Billete zu „Mamsell Nitouche".

Auch den folgenden Aufsätzen entströmt diese Atmosphäre schwüler Tollheit. Man empfindet sie, wie den Anhauch aus einem geisteskranken Milieu, wo — mit einer kleinen Variante des berühmten Hexenspruchs — gescheidt dumm und dumm gescheidt ist. Das Schauspiel ist zu seltsam. Vier zum Theil geistreiche Köpfe mühen sich da „um Hugo Wolf herumzukommen, mit dem Reifen des Verständnisses für Hugo Wolf gleichen Schritt zu halten", wie es im Vorwort heißt. Dieses, auf den kleinsten Raum beschränkt, enthält schon das ganze Buch. Keine später ausgeführte Sentenz, die hier nicht im Keim vorhanden wäre. Die größte Zahl solcher sich dogmatisch gebenden Sätze enthält der Aufsatz von J. Schalk. Schalk ist nämlich beeideter Apostel verkannter Genies. Er hat bereits für Wagner gewirkt, der ihn allerdings entbehren konnte. Sodann für Bruckner, der ihn theilweise brauchte; zuletzt für Hugo Wolf, der ihn am meisten nöthig hat. Gleichsam als Cantus firmus für seinen Aufsatz hat sich Schalk Wolf's „Italienisches Liederbuch" erwählt. Aber das Musikalische bildet hier nur die spanische Wand, über welche hinaus der Autor auf seine Gegner spuckt. Seine Rede ist dabei dunkel und ihr Sinn verworren. Erhitzt zerschmettert er seine Feinde mit schnappenden Interjektionen und von zwei zu zwei Seiten erhebt sich ein Gewimmel von Zeitwörtern und in jedem Satze bäumen sich aufrührerische Attribute. Einzelnes aus diesem Aufsatz sei hier mitgetheilt. „Der Durchschnittskunstfreund," heißt es u. A., „dessen besseres Theil Empfängniß ist, thäte gut, alle bei Betrachtung eines Werkes sich aufdrängenden Betrachtungen, sei es zur Kunst, sei es zum Leben im Allgemeinen, sei es zur Persönlichkeit des Schöpfers, sich so viel als möglich vom Leibe zu halten .... Das echte Kunstverständniß hat wenig oder nichts mit dem Verstande des Verständigen gemein, und wo das Gefühlsbedürfniß nach Kunst nicht mächtig genug ist, ist alle Weisheit und Lehre vergeblich .... Denn der Zweck der Kunst, wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden darf (?), besteht in nichts Anderem, als im Selbstvergessen, in der völligen Hingabe an ein uns Ueberragendes, doch unseren besten Seelenkräften innig Verwandtes .... Ihm (Wolf) ward die verhängnißvolle Gabe, in den Grenzen seiner durchaus lyrischen Schöpfernatur das schlechthin Unübertreffliche zu leisten." Daran anschließend: „Eine derartig incommensurable Erscheinung macht nicht nur den Kunstgeschichtlern Pein, auch dem weiteren Kreise ehrbarer Kunstgenossen, die es sich ehrlich sauer werden ließen mit ihrem Können, will ein genialer Springinsfeld, der Alles wie von selber hat, nicht recht zu Kopf." Doch wer könnte den ganzen Teich einer bethörten Beredtsamkeit ausschöpfen. Wolf erhält im weiteren Verlauf noch Titel, wie ein indianischer Häuptling; abwechselnd heißt er: „der feuerflammende Meteor", „der Wunderreiche" ꝛc. Das Wesentliche in und an Wolf: vermag Schalk, das Musikalische nämlich, jedoch nicht anschaulich zu machen. Die Musik ist ihm ein zu spröder Stoff zur Darstellung. Er ergeht sich theils im Allgemeinen, den „ununterbrochen strömenden Quell der Erfindungen" rühmend, theils gräbt er pedantisch nach mikroskopischen Einzelheiten, worüber ihm der Blick für das Ganze verloren geht. So, wenn er „den Nachsilben, auf denen, entgegen dem Sprachgebrauch, der Hauptaccent liegt", oder unwesentlichen Halbtonfortschreitungen nachspürt. Man glaubt da ein Lehrbuch der Harmonie zu lesen.

Gleich nach Schalk ergreift Dr. Michael Haberlandt mit finster gerunzelter Stirn die Feder zu einem „Umblick". Schon die Bezeichnung klingt wie ein Kriegsgeschrei. In der That ist Haberlandt nur Anwalt. Er vertheidigt ein Recht, das Niemand angegriffen hat, mit einer Phrasenhaftigkeit, die merkwürdig absticht von der sonst so feinen Formvollendung des trefflichen Gelehrten. Das sind Sätze, die ebenso viele Bisse sind. Der Sinn der ganzen Darstellung besteht darin, daß die musikalische (benebst der übrigen) Welt noch nicht reif ist für Hugo Wolf. Auch bei Haberlandt ist er der „Incommensurable", höchstens an sich selbst zu Messende. Er ist ihm ein Hoher, Unbegreiflicher, den zu ahnen man sich vielleicht unterfangen kann. Fünf Sinne reichen nicht aus ihn zu fassen, denn er ist mehr als Gott, er ist ein Dämon, der die dunklen Höhen unseres Seins aufrührt, der uns lockt mit verführerischem Getön in eine paradiesische Hölle, oder in ein höllisches Paradies, voll schrecklicher Wonnen und süßer Bitternisse. „Mit Hugo Wolf," ruft Haberlandt aus, „tritt uns ein Musiker entgegen, der eigenes Licht hat, der nicht zu dem Kinde und Jüngling in uns spricht, sondern der es mit dem Reifsten und Feinsten unseres Innern aufnimmt, mit seinem Letzten und Spätesten. Er löst uns wie in stiller Klause die köstlichen geistigen Schauer aus, wie sie über uns kommen, versenkt in die Werke der Meister. Durch ihn (hört!) ist es dem modernen Menschen wieder möglich, wieder ein Genuß — und welch ein Genuß! — ein Lied zu hören, das für uns gesungen ist .... Was uns auch nicht das Musikdrama Richard Wagner's gewährt, durch Hugo Wolf sind wir wieder in das uralte Erbe der Menschheit eingesetzt: mit wahrem Gefühl Theil zu haben an der Poesie und an der Musik zugleich." Und nun wendet sich Haberlandt, noch dick geschwollen von Ekstase, an die Liederkunst vor Hugo Wolf. Was ist sie denn überhaupt gewesen, diese Kunst? fragt er. Es spukt ja der Ungeist der Anthologie in ihr. „Diese Musiker — Schubert und Schumann inbegriffen — naschen und nippen nur: Jetzt ein bischen Heine, jetzt ein bischen Goethe und dann wieder ein vergessener Dichter. Der moderne Sinn lebt und denkt sich alle Mal in eine einzelne dichterische Erscheinung und zwar so tief als möglich ein. Damit erweisen sich die jüngeren Lyriker eben als moderne Intelligenzen, daß sie ganze Dichter componiren; und mit seinem Eichendorff, Mörike und Goethe-Bänden, seinem spanischen und italienischen Liederbuch ist Hugo Wolf darum allein schon ein ganz moderner, ein Künstler aus unserem ernster,

Digitized by Google

ich möchte fast sagen, wissenschaftlicher gewordenen Kunstgeschmack heraus."

Also nur „ganze Dichter" darf ein richtiger Componist in Musik setzen. Das erinnert an eine Sitte der Chinesen, die auch „ganze" Thiere: Ochsen, Lämmer 2c. braten und mit Haut und Haar verspeisen. Der neue Codex Haberlandt befiehlt, daß Alles mitgenommen werde, was so ein Poet an Verirrung und Wirrung, Frühreife und Altersschwäche gesündigt hat. Man muß kahle Köpfe und graue Haare componiren, lyrischen Mißwachs und epische Dürre, der Componist mag zusehen, wie er damit fertig wird. Hier entscheidet vor Allem der berühmte Name des Dichters. Nun muß man sich vorstellen, was das bedeutet: der ganze Goethe. Noch etwas Anderes als der ganze Schiller. Dieser war überhaupt nicht zu componiren, denn selbst, wo er sich lyrisch gab, trug seine Poesie nur das äußere Gewand dieser Gattung. Seine ganze Dichtung war im Grunde Gedankendichtung. Allein Goethe, in seiner Jugend der größte Stimmungslyriker aller Zeiten, war in seinen späteren Jahren der größte Abstrakte. Es giebt einen Punkt bei ihm, über den kein lyrischer Componist sich hinauswagen sollte. Thäte er es dennoch, so ist er rettungslos einer trüben Abstraktion und geschwollenen Rhetorik verfallen. Schubert und Schumann — die von Haberlandt Gemaßregelten — haben das sehr gut gewußt und sind (mit dem Hute in der Hand) an dem älteren und alten Goethe vorbeigegangen.

Wie falsch die Maße sind, mit denen Haberlandt Goethe's Größe mißt, beweist folgender Satz: „Aber schon mit der Composition gewisser Lieder und Gesänge wieder aus Goethe wächst der Künstler aus der Zone warmdampfenden Lebenshauches in die kältere und reinere Luft eines Kunststils, welcher wirklich goethisch, das heißt rein artistisch ist. Die Farben der Zeit und des Ortes leise abgedämpft, ein festes, klares, fast marmornes Relief, ein innigster Ton, dem es wie ein leises Echo aus der Ewigkeit nachhallt." Das ist das bekannte Bild, welches sich die Welt von Goethe zurechtgemacht hat, und so ungoethisch, wie möglich. Es ist die alte Olympierfabel, der ja Goethe nur zum kleinsten Theil entspricht. Sie bedeutet eben eine Seite seiner Vielgestalt. Denn was wäre Goethe nicht Alles gewesen? Er stieg in die griechische Welt hinab und ward Olympier, wie er unter Umständen auch Germane, Franzose und Römer wurde. Die Verwandlungsfähigkeit großer Stimmungsmenschen besaß er im allerhöchsten Grad. Er war wirklich Grieche, Römer, Franzose: Alles zu seiner Zeit.

Doch wenden wir uns wieder zu Hugo Wolf. Wir müssen, um ihn klar zu beurtheilen, dem erhitzten Subjektivismus seiner Bewunderer die kühlste Objektivität entgegenstellen. Wir brauchen nicht für ihn aus seiner Seele heraus zu sprechen, sondern wir fragen: Was bedeutet er der deutschen Musik? Ist er in der That nur das Geschöpf eines ihm auf den Leib zugeschnittenen Vereins, oder ist er auch im Stande seine Wege ungestützt und unverkündet zu wandeln? Ja und nein. Hugo Wolf steht in der Mitte zwischen Geführtwerden und Nichtgeführtseinwollen. Das Merkwürdigste an ihm ist, wie schon früher bemerkt worden, seine suggestive Kraft. Sie kommt den starken Bedürfnissen der Zeit entgegen, die sich nach Naturen sehnt. In Hugo Wolf glauben Viele eine Natur gefunden zu haben, während er nur eine Individualität ist. Kein Erschaffer, aber ein kleiner Meister, der sich nach großen Mustern eine interessante Maske zurechtgemacht hat. Von allen Meistern und aus allen Schulen hat er gelernt. Auf Schritt und Tritt könnte man ihm sein Eigenthum streitig machen. Wem wäre er nicht verpflichtet? Den Wildesten und Zahmsten, Mendelssohn und Schumann, Brahms und Schubert. Und Wagner. Dieser ist mit die Flamme, an der Wolf sein Scheit Holz entzündet. So ist jedes seiner Werke ein feines Mosaik, aus Stücken und Stückchen zusammengesetzt, die dem Componisten unbewußt in die Hand kommen. Das Unbewußte ist ja nicht allein das Angebinde des Genies. Auch die Epigonen, Große wie Kleine, schöpfen in ihrem dunklen Drange unbewußt aus etwas, das sie irrthümlich für den aus dem Busen der Natur sprudelnden Urquell halten. Auch Hugo Wolf ergeht es so. Wenn er tief in sich hineinhorcht, hört er Andere sprechen und raunen. Sie haben an ihm mitgearbeitet und geholfen seine Persönlichkeit aufbauen. Es sind lauter Winzigkeiten, kaum wahrzunehmende Einflüsse, die ihre Spuren an ihm zurückließen. Ein Genie nimmt solche Einflüsse bis zur Spurlosigkeit in sich auf, es schafft aus altem Kupfer reines Gold. Bei Wolf sieht man überall das Entlehnte, die Bruchflächen an dem scheinbar Ganzen. Am deutlichsten wird sein geistreiches Unvermögen, wenn er Melodien erfinden soll. Da tritt an die Stelle plastischer Ausprägung der „Accent", der „Ausdruck", die „dramatische Bedeutung", genau wie im modernen Musikdrama. Jedes Wort erhält noch einen besonderen Tiefsinn, den die gesuchte Begleitung und ungewöhnliche Rhythmen und Taktarten veranschaulichen sollen. Im „Feuerreiter", in vielen Liedern aus dem italienischen und spanischen Liederbuch treten die Mängel dieser reflektirten, in Schmerzen geborenen Musik deutlich zu Tage. Es ist keine Freudigkeit in diesem Schaffen.

Aber die bedeutenden Liedersänger, die ihrem Publicum etwas schuldig zu sein glauben, wie z. B. Johannes Meßchaert und Eugen Gura, verkehren viel und gern mit der Lyrik Hugo Wolf's. Statt weiterer Erörterungen wollen wir einige kritische Beobachtungen mittheilen, die wir unter dem lebendigen Eindruck von dreizehn durch Eugen Gura vorgetragenen Liedern von Hugo Wolf niederschrieben. Da heißt es: „Hugo Wolf, das neueste Schoßkind gewisser musikalischer Kreise, hat sich in den dreizehn Liedern, die Gura von ihm sang, als zahmes Talent erwiesen, das zum Revolutioniren in keiner Weise befähigt ist. Es sind größtentheils Dichtungen von Mörike, diesem tiefdunklen Poeten, dessen Stimmungen Wolf nachgeht; mit Schumann-, Brahms'schen und noch anderen Mitteln. Nur die eigenen fehlen ihm. Diese ganze Mörike'sche Liederreihe und die sechs Lieder aus Paul Heyse's Italienischem Liederbuche gehen der Musik weit entgegen; sie fordern sie förmlich heraus und wecken jeden lyrischen Keim, der im Componisten etwa schlummern mag. Weder in harmonischer, noch in melodischer oder rhythmischer Beziehung sagt uns Wolf etwas Neues; wir haben das Alles schon gehört und er auch. Wenn „Um Mitternacht", „Fußreise" von Mörike und „Biterolf im Lager von Akkon" von Scheffel gefielen, so kommt das zum größten Theile auf Gura's Rechnung."

Hugo Wolf hat bis heute noch nicht die ragende Bedeutung erreicht, die sein Verein so zuversichtlich von ihm erhoffte. Ehe er in die geistige Nacht einging, hat er noch eine Oper geschrieben. Auch sie schwebt heimathlos im leeren Raum. Irgendwo soll sie irgendeinmal aufgeführt worden sein; der Verein weiß wohl auch hier das Nähere. Als Mitzählender im Reiche der Geister ist Hugo Wolf todt. Er lebt nur noch als der Fetisch einer hypnotisirten Gemeinde und als solcher prägt er sich dem Gedenken ein, auch für spätere Tage.

Verbrechen und Wahnsinn in der Literatur.

Von Otto Stövesandt (Turin).

Die neuere italienische (positive) Schule des Strafrechts und deren Begründer Lombroso sehen bekanntlich in dem Verbrecher ein pathologisches oder atavistisches Product, während ihr bedeutendster Gegner v. Liszt den socialen Verhältnissen ein größeres Gewicht beilegt. Der Streit dürfte wohl zu Gunsten der deutschen Schule entschieden werden, aber die

Digitized by Google

Untersuchungen der Lombroso, Ferrero, Mosso ꝛc. behalten ihren experimentellen Werth auch für die Zukunft. Neuerdings hat nun Lombroso in einer italienischen Zeitschrift seine Theorie von der Verbrechernatur, dem delinquente nato und dem „moralisch Irren", auch auf die Erzeugnisse der schönen Literatur angewandt, d. h. die erdichteten Verbrecher und Wahnsinnigen im Drama und Roman auf ihren wissenschaftlichen Werth untersucht und die Poeten gleichsam als Psychiater geprüft. Seine schöngeistige Belesenheit ist offenbar nicht groß und sehr einseitig, aber trotz aller Schiefheiten und Gewaltsamkeiten ist seine Untersuchung interessant genug, um des Näheren erörtert zu werden.

Lombroso versucht die Gründe für das Fehlen wirklicher Verbrecher und Geisteskranker in den Werken des Alterthums nachzuweisen. Zunächst führt er die Thatsache auf das Gesetz zurück, das bei jedem Organismus und jeder Arbeit beobachtet wird: daß man vom Einfachen zum Zusammengesetzten geht; wie man beim Strafgesetz früher nur das Verbrechen, nie den Verbrecher studirte, während jetzt beide studirt werden; ebenso wie ursprünglich in der Medicin nur die Krankheit untersucht werde, während man jetzt vor Allem den Kranken beobachtet, so habe sich im Drama allmälig zu der vorzuführenden Handlung das Studium der Personen gesellt. „So ist eine neue Kunst erstanden, die unsere Intelligenz besser befriedigt und ihr weite Horizonte öffnet. Und es ist ganz natürlich, daß der Dramatiker bei dem Studium nach dem Leben so hervortretende Charaktere, wie sie Geisteskranke, Ueberspannte und Verbrecher liefern, sich nicht entgehen lassen konnte — für ihn bedeuten sie eine Fundgrube scenischer Effecte, ohne daß er sich von dem Wahren oder Wahrscheinlichen zu entfernen braucht."

Einen anderen Grund für die Erscheinung der Geisteskrankheit in der Dichtung sieht Lombroso in der großen Zunahme der Gehirnkrankheiten im Leben. „Mit dem Fortschritt der Cultur hat sich der Wahnsinn vermehrt. Wo noch vor wenigen Jahren ein Irrenhaus genügte, bedarf es jetzt deren fünf oder sechs. Allerdings treten durch die Einrichtung der großen Irrenhäuser eine große Anzahl Geisteskranker, von deren Vorhandensein man sonst nie erfahren hätte, zu Tage und daß in Folge der vorgeschrittenen Kenntniß eine große Anzahl Verbrecher jetzt zu den Geisteskranken gezählt wird und so die Ziffer erhöht. Immerhin bleibt der Procentsatz im Vergleich zu früheren Zeiten erschreckend hoch."

„Wie die Statistik sich allmälig der Geschichte, der Politik, der Religion bemächtigt, so ist die Psychologie in Roman und Drama eingedrungen und beansprucht den Löwenantheil. Und weit entfernt, vom Publicum abgelehnt zu werden, wie seiner Zeit Euripides und bis zu einem gewissen Punkt auch Shakespeare, werden die Autoren, die von der Psychologie Gebrauch machen, oder auch Mißbrauch mit ihr treiben, vom Publicum nur desto mehr bewundert, und mit Stolz sehen wir, wie Zola aus dem Verbrecher Jacques eine unsterbliche Gestalt macht und Dostojewski in seinem Todtenhause und Raskolnikoff den geborenen Verbrecher und den Criminaloiden meisterhaft schildert."

„Aber auch im Alterthum tauchten in großen Zwischenpausen Dramatiker, Dichter, Schriftsteller, wie Shakespeare, Dante, Euripides auf, die sich nicht mit den einfachen Handlungen begnügten, sondern Charaktere studirten, und die sich sofort der dramatischen Kraft jener Wahnsinnigen und Verbrecher bewußt wurden und sie für ihre Arbeiten verwertheten. So Euripides in seiner Helena, die ihre Eitelkeit bis in ihr Greisenalter bewahrt und einen Theil der Haare, die sie am Grabe der Schwester als Opfer darbringt, zurückbehält, um nicht die letzten Reste ihrer einstigen Schönheit zu verlieren. Ebenso finden wir menschliche Züge in seinem Orest, seiner Medea und Phädra. Euripides führt das, was wir heute Verwickelung, Intrigue nennen, und von der seine Collegen Aeschilus und Sophokles noch nichts wußten, zuerst auf der Bühne ein." Zur neueren Zeit findet Lombroso die Meister psychopathischer Schilderung in Dante und Shakespeare. Dante schildert in seinen in die Hölle Verdammten Charaktere, die Lombroso dem geborenen Verbrechertypus zuschreibt. Besser aber noch trifft Shakespeare den Typus der Verbrecherin mit allen charakteristischen Merkmalen z. B. in Lady Macbeth. „Kalt in der Ausübung des Verbrechens, geschickt bei der Ueberlegung, ist sie hysterisch und somnambul, und in ihren Anfällen wiederholt sie später die Bewegungen und die Worte, die ihr Verbrechen begleiteten. In Hamlet ist es die Zweifelsucht, die der Geisteskrankheit den Stempel aufdrückt. Bei Ophelia verursachen die enttäuschte Liebe, der Tod des Vaters, der fast unter ihren Augen erfolgt, eine Art Wahnsinn, die wir heute mit Geistesverwirrung bezeichnen. Im König Lear ist es senile Geistesschwäche, moralischer Wahnsinn." Und Lombroso schließt: „In der Anwendung und dem Mißbrauch von Geisteskranken und Verbrechern auf der Bühne ist der Genius Shakespeare's unserer Zeit vorangeeilt, denn das Genie eilt Jahrhunderte und Jahrhunderte der Zukunft voraus. Und gerade deßwegen wird es von den Zeitgenossen verfolgt und verlacht. So erging es vor Allem Euripides, wovon sich in den Possen des Aristophanes Anspielungen finden; und erst unserer Zeit war es vorbehalten, die psychiatrische Seite in Dante und Shakespeare zu begreifen, die man bis dahin für groben scenischen Effect hielt."

Alle Romane und Novellen des Petronius, des Apulejus sind zwar reich an pornographischen, mythologischen, wunderbaren oder satirischen, immer möglichst unwahrscheinlichen Abenteuern, aber niemals findet man darin eine Charakterzeichnung nach dem Leben oder einen Verrückten mit den echten Merkmalen einer wirklichen Krankheit. „Wenn in den griechischen Tragödien der Gedanke der Vererbung wohl in der Gestalt des Fatums erscheint, wenn dann und wann die heftigsten Leidenschaften mit überzeugender Gewalt zu uns sprechen, wenn uns die Anomalien und Rasereien des Ajax und der Dejanira, des Orest und Oedipus, die Trauer eines Philoktet bis in's Innerste ergreifen, so ist ihnen doch Allen etwas Typisches gemein: es fehlt der reale Boden, es sind Wahnsinnige, wie sie in keinem Irrenhause der Welt zu finden sind, symbolische Wesen, wie sie den Vorstellungen einer Götter- und Heldenwelt entsprechen. Ja sogar noch Maffei, Alfieri, Corneille, Racine zeichnen mehr oder weniger nur auf einer Seite Tyrannen, auf der andern die Tyrannisirten, ohne daß sie sich durch wesentliche Merkmale voneinander unterscheiden." Ohne Zweifel hat Lombroso hierin vollständig Recht. Dagegen irrt er vielfach bei der Beurtheilung der einschlägigen Gestalten unserer Classiker, die er — obwohl des Deutschen mächtig — offenbar nicht genügend kennt. Er ist der Meinung, daß wir uns bei Schiller und Goethe mehr für die Handlungen, als für die Charaktere erwärmen; selbst Faust und Gretchen scheinen Lombroso nicht Gestalten von ausgeprägter Individualität. „Es sind herrliche Typen, aber nebelhafte, verschwommene, die allerdings ein Symbol verkörpern, und sie werden uns in einer Anzahl interessanter, ergreifender Handlungen vorgeführt, aber ohne sich in eine feste Gestalt zu fügen. Von Faust wissen wir nicht, ist er zu gut oder zu schlecht, denn ganz willkürlich begeht er oder läßt er, gerade wie es ihm paßt, jede mögliche Schandthat begehen. Er ist ein der Forschung mit Leidenschaft ergebener Gelehrter, der aber nur allzu oft — angeregt oder suggerirt vom Teufel — das Forschen nach Wahrheit über dem Forschen nach Genuß vergißt und der allen Forschungstrieb, der ihn in den Augen eines Gretchens und der Helena so bedeutsam erscheinen ließ, bei Seite setzt, bis zu dem Moment, wo er beschließt, ein Volk zu retten; das thut er aber erst im letzten Augenblick, wo er im Begriff ist zu sterben und keinen Genuß mehr zu erwarten hat. Auch Margarethe ist nur ein Mädchen, wie viele andere, die sich durch männliche

Digitized by Google

Schönheit blenden läßt, und das einzig Rühmenswerthe an ihr ist, daß sie muthig zu sterben weiß, um mit dem Tod die Sünde zu sühnen, die mehr des Teufels, Schuld, als ihre eigene ist." Das ist allerdings eine sehr oberflächliche Kritik, auch läßt Lombroso Gretchen's Schuld, ob und inwiefern sie den Tod ihrer Mutter veranlaßt, ganz bei Seite. Augenscheinlich hat er das Verbrechen — „meine Mutter hab' ich umgebracht" — gar nicht bemerkt oder begriffen, denn gerade diese Schuldfrage müßte doch den Criminalpathologen interessiren.

Indem Lombroso zu dem modernen Roman übergeht, weist er nach, daß z. B. in den Büchern von Dostojewski die Mehrzahl der Personen aus Verrückten, hauptsächlich Epileptikern besteht, sofern es nicht geborene Verbrecher sind, wie er sie in seinem „Todtenhause" mit allen unzweifelhaften Symptomen schildert. Mit derselben Meisterschaft zeigt er in „Raskolnikoff" im Gegensatze zu den geborenen Verbrechern den Typus eines Gelegenheitsverbrechers. Der Held dieses Romans neigt zum Wahnsinn, er ist, wie er selbst zugiebt, rachsüchtig, neidisch und voll Eigenliebe. Zu arm, um seine Studien fortzusetzen, hat er eine ihn leidenschaftlich liebende Schwester, die gegen ihr natürliches Empfinden sich entschließt, eine Ehe einzugehen, um ihm zu helfen. Da hört er von einer alten, nichtswürdigen Wucherin sprechen, der einige ihrer Kunden den Tod wünschen; und nun entsteht bei ihm nach und nach der Entschluß, sie zu ermorden; er bereitet sein Alibi ebenso sorgfältig wie seine Mordwerkzeuge und führt das Verbrechen so aus, daß keinerlei Verdacht auf ihn fallen kann; aber dann verliert er den Kopf — und das ist nach Lombroso der Beweis, daß er kein geborener, sondern Gelegenheitsverbrecher (Criminaloid) ist. Durch einen geschickten Polizeispitzel dazu getrieben, legt er eines Tages unerwartet ein umfassendes Geständniß ab, indem er auseinandersetzt, daß er den Mord geplant habe, da ja Napoleon auch keinen Augenblick gezögert hätte, das Leben eines Greises oder einer Greisin zu vernichten. Für ihn zerfallen die Menschen in zwei Classen: die Gewöhnlichen, die dem Gesetz gehorchen müssen, und die Ungewöhnlichen, denen Alles gestattet sein muß, um ein gestecktes Ziel zu erreichen.

Lombroso geht auch auf die Helden der Zola'schen Romane ein. In „Bête humaine" ist Jacques Lantier der mit allen typischen Eigenschaften behaftete geborene Verbrecher; bei ihm paaren sich die erotischen Leidenschaften mit der Mordlust, die stets bei ihm durch den Anblick der frischen, kräftigen Muskulatur junger Weiber geweckt wird. Nach Lombroso begeht der Dichter nur den einen groben Fehler, daß er den Mörder erst ein langwährendes und ihn völlig befriedigendes Liebesverhältniß mit der Frau unterhalten läßt, die er dann tödtet. „Das Eine schließt das Andere aus, wenigstens verhielt es sich so bei all' den Fällen, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte." Im „Assommoir" schildert Zola den Alkoholisten, den Schwärmer in „L'Œuvre". Auch Daudet zeichnet im „Jack" jene Art Geisteskranker, die die Mitte halten zwischen Schwärmer und Idioten, die Lombroso als Ueberspannte bezeichnet, wie Goncourt in seiner „Fille Elisa" uns „einen wundervollen Typus des epileptisch-psychischen Zustandes giebt, der häufig bei den Prostituirten auftritt".

Wer heute das Theater besucht und das moderne Drama mit dem antiken, ja auch nur mit dem älteren Drama vergleicht, der muß erstaunen über den großen Unterschied in der Charakterisirung der handelnden Personen und vor Allem über die überraschende Häufigkeit, womit man Verrückte oder Verbrecher zu Helden nimmt. Wir sind dahin gelangt, daß es uns z. B. als selbstverständlich vorkommt, wenn in einem neuen Stücke Ibsen's nicht lauter oder mindestens drei oder vier Wahnsinnige oder Schufte unter den Personen sind, von denen jede so charakteristische Merkmale besitzt, daß sie von einem Psychiater oder Criminalanthropologen gezeichnet scheinen; und sind die Personen nicht geradezu verrückt, so werden sie doch von so heftigen und seltsamen Leidenschaften bewegt, wie wir ihnen im Leben niemals begegnen, ja selbst in einem wissenschaftlichen Werk sie als unwahrscheinlich empfinden würden, die wir aber auf der Bühne oder im modernen Roman anstandslos gelten lassen. Ibsen giebt z. B. in seinen „Gespenstern" das genaueste Bild der allgemeinen progressiven Paralyse, die außerordentlich häufig und in der gleichen Form wie bei seinen Helden bei Männern von ungewöhnlicher geistiger Regsamkeit auftritt, besonders wo erbliche Belastung vorliegt; bei solchen Leuten findet man, wie er meisterlich schildert, gleichzeitig neben Apathie lebhafte Impulse, Verirrung aller Instincte und geistige Verwirrung, die hier und da durch geniale Geistesblitze unterbrochen wird; nur irrt der Dichter darin, daß er alle Merkmale einer großen Anzahl Erkrankter auf ein einziges Individuum anhäuft und so das Bild übertreibt; so in den „Gespenstern", so in „Nora", wo er den Atavismus und die erbliche Belastung übertreibt, wenn er den kranken Sohn den nämlichen irrigen Satz des Vaters wiederholen läßt, von dem er die traurige Krankheit ererbte. Erbliche Belastung mit verbrecherischen Anlagen findet sich auch in der Regine in den „Gespenstern", während Hedda Gabler eine an Neurose leidende Frau ist, deren Zustand durch die Schwangerschaft noch reizbarer geworden. Sie verbrennt das Manuscript ihres ersten, treulosen Geliebten, das diesem Ruhm einbringen sollte. Wie bei allen Verbrecherinnen liegt etwas Männliches in ihrem Wesen; von klein auf wußte sie mit dem Revolver umzugehen. In den „Stützen der Gesellschaft" liefert Ibsen den Beweis, daß die politischen Agitatoren häufig gleichzeitig Schurken und Neurastheniker sind. In Gabriel Borkmann führt er uns den Typus des Bankdefraudanten vor, der weder mordet, noch schändet, aber die seiner Bank anvertrauten Gelder sich aneignet in der Illusion, mit den gestohlenen Summen Wunderwerke zu vollbringen, die ihm seine einzige Lebensfreude sichern: die Macht — ein sehr häufig vorkommender Fall bei Bankerotteuren, der erst kürzlich von R. Laschi in seinem Buch „La delinquenza bancaria" behandelt worden ist. Die völlige Abwesenheit allen Gemüthes und jedes moralischen Empfindens läßt Borkmann die Frau opfern, die er liebt, um die Wünsche eines Mitschuldigen zu begünstigen, der ihm für seine erträumten Unternehmungen von Nutzen sein kann; er hat einen treuen Freund, der, obwohl durch ihn ruinirt, ihn jeden Tag besucht, um ihm den Balsam der Bewunderung darzubringen, während alle Anderen ihn verlassen; aber er stößt ihn von sich, als er Borkmann nicht von jeder Schuld freispricht und an seiner Rückkehr zur Macht zweifelt. Borkmann verlangt nach gründlichster Selbstprüfung die volle Absolution für sich, denn „das Geld Anderer hat er zu großen Zwecken benützt, er wollte die Meere miteinander verbinden, und die Millionen, die als Metalle noch im Schooße der Erde ruhen und nach Licht und Befreiung schreien, erlösen". Hier finden wir Genie und Größenwahn im Delirium beisammen: Borkmann vernimmt den Gesang der Metalle und fühlt das Beben der Lastschiffe, die durch ihn befreit werden wollen. Daneben verschwinden für ihn Gewissen, Pflichtgefühl, Redlichkeit. Er glaubt, als genialem Menschen sei ihm Alles gestattet, selbst die Wesen, die ihn am meisten liebten, seiner Chimäre zu opfern: „Ich bin ein Napoleon, der bei seiner ersten Schlacht zum Krüppel gemacht wurde"; und wie dieser auf St. Helena noch, so träumt auch er davon, wieder zur Macht zu gelangen. Wie man sieht, denkt Lombroso von dem Psychiater Ibsen sehr hoch, trotz aller Einschränkungen. Es ist recht schade, daß ihn seine geringe Kenntniß der deutschen Sprache und Literatur verhindert, seine Untersuchung auch auf die Helden unseres Hebbel auszudehnen, dessen Verbrechertypen Holophernes, Golo ꝛc. denjenigen des Norwegers wissenschaftlich mindestens ebenbürtig sind.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Versuchung.

Von Guy de Maupassant.

Der Salon war klein, mit dichten Draperien verhängt und von leichtem Wohlgeruch durchduftet. Im breiten Kamin flammte ein helles Feuer, während eine am Kaminbord stehende Lampe auf die plaudernden beiden Personen ein mildes, vom Spitzen-Lampenschirm gedämpftes Licht ergoß. Die Herrin des Hauses war eine weißhaarige alte Dame, doch eine von jenen ehrwürdigen Alten, deren runzellose Haut so weich wie feines Papier und mit lieblichen Düften gleichsam imprägnirt ist; eine jener alten Damen, die beim Handkuß den leichten Wohlgeruch ausströmen, der dem Florentiner Irispuder eigen ist. Er war ein alter Freund, der Junggeselle geblieben war, ein Hausfreund, der alle Wochen kam und in ihrem Dasein die Rolle eines Reisegefährten spielte. Sie hatten beide etwa seit einer Minute zu sprechen aufgehört und blickten träumerisch in's Feuer; es herrschte jenes Schweigen, wie es oft unter Freunden einzutreten pflegt, die nicht immer zu sprechen brauchen, um einander zu verstehen.

Da zerplatzte plötzlich ein dickes Scheit Holz im Kamin, von den Flammen zersprengt. Es sprang über den Vorsetzer, fiel in den Salon und rollte funkenschleudernd auf den Teppich. Die alte Dame richtete sich mit einem leisen Schrei in die Höhe und wollte entfliehen, er aber stieß die Kohlen mit Fußtritten in den Kamin zurück und trat mit seiner Sohle alle am Boden noch glimmenden Funken aus. Dann, während sich ein starker Brandgeruch bemerkbar machte, setzte sich der Hausfreund seiner Dame gegenüber, betrachtete sie lächelnd und sagte, auf das wieder im Kamin brennende Stück Holz zeigend: „Sehen Sie, darum habe ich mich nie verheirathet!"

Sie maß ihn erstaunt, mit den neugierigen Augen einer Frau, die etwas erfahren will, jener Frauen, die nicht mehr ganz jung sind und deren Neugier nachdenklich, feiner und manchmal sogar boshaft geworden ist. „Wieso?" fragte sie.

„Ach," fuhr er fort, „das ist eine ganze Geschichte, eine etwas häßliche und sehr traurige Geschichte.

Meine früheren Kameraden haben sich oft über die Gespanntheit gewundert, die plötzlich zwischen Julien, einem meiner besten Freunde, und mir entstanden ist. Sie konnten nicht begreifen, wie zwei vertraute, unzertrennliche Freunde plötzlich einander entfremdet werden konnten. Nun, so hören Sie denn das Geheimniß unseres Bruches.

Er und ich, wir wohnten früher zusammen. Wir verließen uns nie, und unsere Freundschaft schien unverbrüchlich fest. Eines Abends kam er nach Hause und theilte mir mit, er werde sich verheirathen. Ich empfing wie einen Schlag, als hätte man mich bestohlen oder verrathen. Wenn ein Freund sich verheirathet, ist alle Freundschaft zu Ende. Die eifersüchtige, heftige, unruhige und sinnliche Zuneigung einer Frau duldet die offene, thatkräftige Anhänglichkeit nicht, diese Anhänglichkeit des Geistes, des Herzens und des Vertrauens, die zwischen zwei Männern bestehen kann. Sehen Sie, Madame, wie groß auch die Liebe zwischen Mann und Frau sein kann, sie bleiben sich doch immer fremd in der Seele und im Verständniß; sie bleiben zwei Feinde, denn sie sind von verschiedenem Geschlecht; es muß stets einen Bändiger und einen Gebändigten geben, einen Herrn und einen Sclaven; bald ist es der Eine, bald die Andere, doch nie sind sie sich gleich. Sie pressen sich die Hände vor Gluth und Verlangen, doch nie in einem langen, starken und offenen Druck, jenem Drucke, der die Herzen zu öffnen und in aufrichtiger, kräftiger und männlicher Zuneigung bloßzulegen scheint. Wer weise ist, der sollte, statt sich zu vermählen und als Trost für die alten Tage Kinder zu zeugen, die ihn eines Tages doch verlassen, einen guten zuverlässigen Freund suchen und mit ihm alt werden in jener Gedankengemeinschaft, die nur zwischen zwei Männern bestehen kann.

Also kurz und gut, mein Freund Julien heirathete. Seine Frau war reizend, ein krauses Blondköpfchen, lebhaft wie Quecksilber und schien ihn anzubeten. Erst ging ich selten hin, denn ich fürchtete, ihre Zärtlichkeit zu stören. Auch fühlte ich, daß ich dort überflüssig war; trotzdem luden sie mich unaufhörlich zu sich ein und schienen mich zu lieben. Nach und nach ließ ich mich von dem sanften Reiz dieses gemeinsamen Lebens verführen, dinirte oft bei ihnen und dachte zuweilen, wenn ich des Nachts nach Hause kam, ich sollte es wie mein Freund machen und eine Frau nehmen, denn ich fand mein ödes Junggesellennest jetzt sehr traurig.

Sie schienen sich anzubeten und ließen einander nie allein. Da schrieb mir Julien eines Abends, ich möchte zum Diner kommen. Ich ging hin. „Mein Lieber," sagte er, als wir uns von der Tafel erhoben, „ich muß in Geschäften fort und werde vor elf Uhr nicht zurück sein; doch punkt elf Uhr bin ich wieder da. Ich habe auf Dich gerechnet, damit Du Berthe Gesellschaft leistest!"

Die junge Frau lächelte und sagte: „Das ist nämlich meine Idee, Sie holen zu lassen."

Ich schüttelte ihr die Hand und erwiderte: „Sie sind reizend wie immer." Dabei fühlte ich auf meinen Fingern einen langen, warmen Gegendruck. Doch ich achtete nicht darauf. Es schlug acht Uhr, und Julien machte sich auf den Weg.

Sobald er fort war, erwachte plötzlich eine ganz eigene Verlegenheit zwischen seiner Frau und mir. Wir hatten uns noch nie allein befunden, und trotz unserer täglich wachsenden Vertraulichkeit versetzte uns dies Beisammensein in eine neue Lage. Ich sprach erst von jenen gleichgültigen Dingen, womit man Verlegenheitspausen ausfüllt. Sie antwortete nichts und blieb mir gegenüber auf der anderen Seite des Kamins sitzen, den Kopf gesenkt, mit unbestimmtem Blick, einen Fuß nach der Flamme ausstreckend, wie in einer wichtigen Betrachtung verloren. Als ich mit den banalen Phrasen fertig war, schwieg ich. Es ist erstaunlich, wie schwer es einem manchmal wird, die richtigen Worte zu finden. Und dann fühlte ich auch etwas Neues in der Luft, etwas Unsichtbares, ein Etwas, das mir nicht möglich war auszudenken, wie eine geheimnißvolle Warnung, die uns auf verborgene Absichten, gleichviel ob gut oder böse, hinweist, die Jemand uns gegenüber im Schilde führt. Dieses peinliche Schweigen dauerte eine Weile, dann sagte Berthe zu mir: „Legen Sie doch Holz in's Feuer, lieber Freund; Sie sehen ja, es geht bald aus."

Ich öffnete den Holzkasten, nahm eine Klobe, die größte Klobe, die ich auf die übrigen Scheite legte, die meist vom Feuer schon verzehrt waren. Und wieder trat Schweigen ein. Nach einigen Minuten sprang die Klobe, daß sie uns beinahe das Gesicht versengte; die junge Frau richtete ihre Augen auf mich, und zwar mit einem ganz seltsamen Ausdruck. „Es ist zu heiß," sagte sie, „gehen wir doch dort auf das Sopha". Wir setzten uns also. Plötzlich sah sie mir fest in's Auge und fragte: „Was würden Sie wohl thun, wenn eine Frau Ihnen sagte, sie liebe Sie?"

Ich antwortete ganz erstaunt: „Den Fall habe ich wahrlich nicht vorhergesehen, und dann käme das auch auf die Frau an."

Sie stieß ein trockenes, nervöses, ruckweises Lachen aus, jenes falsche Lachen, das wie ein zerspringendes feines Glas klingt. „Die Männer haben nie Courage!" sagte sie spitz, dann schwieg sie ein Weilchen und fragte: „Sind Sie auch schon verliebt gewesen, Herr Paul?"

Ich gestand ihr, daß dies zuweilen der Fall gewesen. „Erzählen Sie mir das," rief sie hastig.

Ich erzählte ihr irgend eine Geschichte. Sie hörte mir zu, aufmerksam, doch mit häufigen Zeichen der Mißbilligung und Verachtung. Dann rief sie plötzlich: „Nein, nein, Sie verstehen gar nichts davon. Wenn eine Liebe gut und wahr ist, muß sie, glaube ich, das Herz zerreißen, die Nerven anspannen und den Kopf verwüsten; sie muß — wie soll ich sagen? — gefährlich, sogar schrecklich, fast verbrecherisch, sagen wir: eine Art Verrath sein; ich meine damit, sie muß Gesetze, brüderliche Bande vernichten, denn ist die Liebe ruhig, bequem, gefahrlos, gesetzlich, ist sie dann überhaupt noch Liebe?"

Digitized by Google

Ich wußte nichts darauf zu antworten und dachte nur in meinem Innern philosophisch: das weibliche Hirn, wie es leibt und lebt!

Sie hatte beim Sprechen eine gleichgiltige, unschuldsvolle Miene gemacht und, auf die Kissen sich stützend, den Kopf an meine Schulter gelehnt. Im Ausstrecken war das Kleid ein wenig hinaufgerutscht und ließ einen Strumpf von rother Seide sehen, den der Glanz des Feuers auf Augenblicke grell beleuchtete. Nach einer Minute sagte sie: „Ich mache Ihnen wohl Furcht?“ Dann lehnte sie sich an meine Brust und fragte, ohne mich anzublicken: „Wenn ich Ihnen nun sagte: ich liebe Sie, — was würden Sie wohl thun?“ Und noch ehe ich eine Antwort fand, ergriffen ihre Arme meinen Hals, zogen meinen Kopf schnell zu sich heran und ihre Lippen preßten sich auf die meinen. —

O meine theure Freundin, ich schwöre Ihnen, ich war in keiner beneidenswerthen Lage! Wie, ich sollte Julien täuschen?! Sollte der Geliebte dieser entarteten und verschlagenen kleinen Närrin werden! Immerzu verrathen, immer betrügen, Zuneigung heucheln, nur um den Reiz der verbotenen Frucht, der drohenden Gefahr, der verrathenen Freundschaft auszukosten! Nein, das gefiel mir nicht! Aber was thun? Sollte ich dem Beispiele Joseph's folgen? Eine sehr alberne und, noch schlimmer, eine sehr schwierige Rolle, denn jene Dirne war leidenschaftlich und sie glühte vor Keckheit und Sinnenlust. O, wer nie den heißen Kuß einer verliebten Frau auf seinen Lippen gefühlt, der werfe den ersten Stein auf mich!

Nun, Sie begreifen?... Noch eine Minute länger, und ich war... nein, sie war... Verzeihung, ich wäre es... oder vielmehr sie wäre es gewesen, als ein furchtbarer Knall uns aufspringen machte. Die Klobe, ja Madame, die Klobe sprang in den Salon, warf die Kohlenschaufel aus dem Kasten, riß den Ofenschirm um, rollte wie ein glühendes Eisen umher, entzündete den Teppich und wälzte sich unter einen Fauteuil, den sie schon in Flammen setzte. Ich stürzte wie ein Wahnsinniger auf, und während ich die Klobe in den Kamin zurückwarf, öffnete sich plötzlich die Thür. Julien kam in bester Stimmung nach Hause und rief fröhlich: „Ich bin frei, das Geschäft ist zwei Stunden früher abgemacht worden.“

Ja, meine Freundin, ohne die Klobe Holz wäre ich abgefaßt worden. Und bedenken Sie doch die Folgen!... Nun, ich that nichts, was mich jemals, jemals wieder in eine ähnliche Situation hätte bringen können. Trotzdem merkte ich, daß Julien mich „schnitt“, wie man zu sagen pflegt. Seine Frau untergrub offenbar unsere Freundschaft, und nach und nach entfremdete er sich mir und wir hörten auf, uns zu sehen.

Ich habe mich nicht verheirathet. In Erstaunen kann Sie das doch nicht versetzen!

Aus der Hauptstadt.

Victor von Schweinburg.

Am 27. Januar 1900, bei der namentlichen Abstimmung über die neuen Flottenforderungen der Regierung, war es im Deutschen Reichstage zu unerhörten Auftritten gekommen. Vorher schon hatten die Redner der Opposition einzelne Mitglieder des Ministeriums, vor Allem den ehrwürdigen Fürsten Chlodwig Hohenlohe, den Mann des fortiter in re, suaviter in modo, und den Staatssecretär Tirpitz maßlos verhöhnt. Diesen pflichtgetreuen Beamten, denen der Gehorsam vor ihrem Könige suprema lex war und die mit Stolz auf den Erfolg ihrer sportmäßigen Bemühungen blickten, sich in jahrelangem Training jeden Eigenwillen abzugewöhnen, diesen pflichtgetreuen Beamten hatte man nörgelnd das sogenannte Bindungsversprechen von 1897 immer und immer wieder vorgeworfen. Wie ein rother Faden zog sich durch alle Darlegungen der Fractionsredner die fixe Idee, man dürfe der Regierung nicht weiter trauen als bis an die Saalthür. Ihre beweglichen Zusicherungen, daß sie diesmal den Reichstag ganz wahrhaftig nicht über den Löffel barbieren wolle, daß sie es bitter ernst meine mit der siebzehnjährigen Bindung und ihren Kopf dafür zum Pfande setze, fertigte man mit der Bemerkung ab, auf diesen Kopf gebe kein Pfandleiher auch nur das geringste Darlehen. Er leide an zu großer Gedächtnißschwäche. Während der letzten, geradezu beschwörenden und echt staatsmännischen Vorlesung des greisen Reichskanzlers vermochte selbst die Glocke des Präsidenten der Unruhe im Saale nicht zu wehren. Als der Vorlesende sich den Schweiß von der Stirne wischte, rief ein Witzbold aus dem Centrum ihm zu, sich doch einen Knoten in's Taschentuch zu machen, damit er die siebzehnjährige Bindung nicht ebenso rasch vergesse wie die Zusage, den § 8 des Vereinsgesetzes aufzuheben. Eugen Richter drückte seine Freude darüber aus, daß es Dank Werki mit dem Baarvermögen des Fürsten besser bestellt wäre als mit seinem Erinnerungsvermögen. In ähnlicher Weise trat die zügellose Mehrheit den ernsten Mahnungen des Staatssecretärs Tirpitz entgegen. Bis zum Ueberdruß wiederholte sie seine Zusicherung von 1897, wonach die Regierung sich durch das damals zu Stande gekommene Compromiß ebenso die Hände binde wie die Regierung, und ein noch ganz grünes Mitglied des Hauses erlaubte sich die unsinnige Bemerkung, der Herr Staatssecretär könne Gott dafür danken, daß er seiner Uniform wegen keinen Regenschirm tragen dürfe — bei seiner ungewöhnlichen Vergeßlichkeit ließe er dies nützliche Geräth sonst doch zweifellos überall in Gedanken stehen. Mit Entschiedenheit traten für den Entwurf nur die Freiconservativen ein, soweit sie der Führung Stumm's und Krupp's gehorchten und auf die Eisenwerks- oder Schiffswerft-Actien ihrer Wähler Rücksicht nehmen mußten. Die ostelbischen Conservativen zeigten sich schon bedeutend lauer. Man sah es ihnen an, daß nur die Hoffnung, den Mittellandcanal vergessen zu machen, sie auf dem verlorenen Posten der Marineschwärmerei festhielt. Mit allen Stimmen gegen die der beiden conservativen Gruppen, einiger Nationalliberaler und der Abgeordneten Barth, Peltasohn, Pachnicke und Rickert wurde schließlich die Vorlage verworfen. Jedes Ja löste anfangs ungeheure Heiterkeit aus. Dann gingen einige Hitzköpfe dazu über, bei jedem Nein!-Ruf mit lautem Jammergeschrei die letztjährigen Dividenden der großen Maschinenfabriken auf Actien zu verkünden, und der Abgeordnete Ahlwardt beantragte, die nun doch geschäftslose Börse auf ein Jahr zu schließen.

Wenn die politische Welt geglaubt hatte, die Regierung werde auch diese schwere Schlappe ruhig hinnehmen und die Einrenkung der verfahrenen Verhältnisse nach lieber alter Gewohnheit ihrem Mitglied Miquel überlassen, so befand man sich in einem dicken Irrthum. Kaum hatte der Leibkürassier und Reichstagspräsident Graf Ballestrem das Abstimmungsergebniß verkündet, als sich Fürst Hohenlohe erhob und mit fester, wenn auch leiser Stimme die Auflösungs-Urkunde verlas. Der Wahlkampf war nicht sonderlich erbittert. Die patriotische Erregung des Volkes, die kurz nach den Geschehnissen vor Manila, dem Bombardement von Apia und dem Ausbruch des südafrikanischen Krieges so machtvoll aufgelodert war, hatte sich inzwischen völlig verflüchtigt. Die à la Scribe geschickt und coulissenwirksam arrangirte Erwerbung von Samoa freute keinen Menschen mehr, seitdem Graf Bülow mit einem Legationsrathe in England gewesen war und dadurch das unheimliche Gerücht von einem zweiten Geheim-Vertrage mit dem Inselreiche aufgebracht hatte. In so schneidendem Gegensatze stand seit Langem die officielle auswärtige Politik Deutschlands zu der Volksstimmung, daß den Berliner Diplomaten schon wiederholt ihre zierlichsten Kreise gestört worden waren. Hatte man doch in Hamburg und Bremen englische Werber, die Unterofficiere für das britische Heer in Südafrika holen sollten, halb todt geschlagen und dann in's Wasser geworfen; hatte doch bei der Nachricht von der großen Niederlage der Buren bei Jagersfontein der Abgeordnete Liebermann v. Sonnenberg im Reichstage sofortigen Schluß der Sitzung und die Verkündigung der Nationaltrauer beantragt! Thatsächlich hißten am nächsten Tage neun Zehntel aller deutschen Häuser die Flagge Halbmast, und obgleich Hunderttausende von gedruckten Strafmandaten — wegen groben Un-

Digitized by Google

fugs — ausgesandt wurden, vermochte die Polizei doch Niemanden zum freiwilligen Einziehen der Fahnen zu bewegen. Da sich auch Keiner fand, der diese Arbeit im Auftrage der Obrigkeit gegen Geld und gute Worte geleistet hätte, und da man Soldaten nicht dazu verwenden wollte, so wehten die Zeichen tiefer Trauer Wochen lang über Deutschland. Und unter diesem Zeichen gingen die Neuwahlen vor sich. Die Gegner des Flottenplanes, soweit sie sich um Eugen Richter schaarten, hatten leichtes Spiel. Sie wiesen darauf hin, daß eine Vermehrung der Zahl unserer Kriegsschiffe allerdings durchaus nöthig geworden wäre, wenn wir uns noch in scharfem Gegensatz zu England befänden und ihm weiter scharfe Concurrenz machten. Doch diese Zeit sei vorüber, Gottlob. Heute stünden wir unter Englands, der Meerkönigin, gewaltigem Schutz, und just wie John Bull uns zum Lohn für unsere Artigkeit Samoa als Trinkgeld hingeworfen hätte, würde er auch in Zukunft unser Wohlverhalten mit der Erlaubniß, ein bißchen Seehandel treiben zu dürfen, bezahlen. Unter diesen Umständen bedeute jede Vergrößerung der deutschen Kriegsflotte eine feindselige Handlung gegen England, ganz abgesehen davon, daß sie dem armen, ausgepowerten Volke schauderhafte Lasten auferlege, die es keineswegs tragen könne. Schon jetzt erkläre bereits die Hälfte aller Leser der Freisinnigen Zeitung, sie sei außer Stande, das Abonnement für das nächste Quartal zu erlegen. Die Freisinnige Volkspartei und die mit ihr verbündete Socialdemokratie triebe consequente Regierungspolitik, während Hohenlohe noch immer im Zickzack dahin irrlichtere, trotz seines allerneuesten und charakteristischen Wahlspruches fortiter in re, suaviter in modo. Unsere intime Freundschaft mit England verbiete uns geradezu den Bau von Linienschiffen — denn gegen wen in aller Welt könne Deutschland einmal Panzergeschwader nöthig haben, wenn nicht gegen England? Es sei aber treulos und undeutsch, Waffen gegen einen Staat zu schmieden, mit dem man sich eben erst so eng verbündet habe.

Die Wahlen ergaben eine stattliche Mehrheit für Richter und Singer. Die neun Zehntel der Wählerschaft, auf deren Häusern Trauerfahnen wehten, waren daheim geblieben, und man sah an den Urnen nichts als vertrocknete Greise und unreife Lümmel. Diese bildeten die Kerntruppe der Socialdemokratie, jene den Restbestand der Freisinnigen Volkspartei. Am Abend des Wahltages entließ der Kaiser das Ministerium Hohenlohe, und Knörcke schwang sich zum Reichskanzler auf. Eugen selbst lehnte den ihm angebotenen Posten des Kriegs- und Finanzministers ab, weil er sich doch nicht selber im Reichstag Opposition machen könne. Träger aber kam darum nicht in's Cultusministerium, weil er vor dreißig oder vierzig Jahren einmal ein begeistertes Flottengedicht in der Gartenlaube veröffentlicht hat.

Die erste That des neuen Ministeriums war die Veröffentlichung einer Denkschrift, die hierunter im Wortlaut wiedergegeben werden soll:

Rückschauend auf vergangene Tage, wollen wir die Feier unseres herrlichen Parteisieges nicht in eitler Selbstüberhebung begehen. Wir wissen sehr wohl, daß wir den glorreichen Triumph nicht unserer Kraft verdanken. Tief eingefressen hatte sich in die Herzen der Bevölkerung der unselige Gedanke, Deutschland auch zur See wehrkräftig zu machen, und nimmermehr wäre es uns gelungen, diese Wahnvorstellung zu erwürgen, wenn uns nicht mächtige Bundesgenossen erstanden wären. Bundesgenossen just da, wo wir sie nicht erwarten durften. Ihnen allein die Ehre!

Wir wollen zu diesen Alliierten, die unsern heißesten Dank verdienen, nicht ohne Weiteres die verflossene Regierung zählen. Es ist wahr, ihre Art und Weise, den Flottenplan in die Oeffentlichkeit zu schleudern, hat ihre Feinde selbst da geschaffen, wo man der Idee an sich freundlich gegenüberstand.

Die plumpe, reclamehafte Behandlung, die die officiöse Presse dem jäh aus den Aermeln geschüttelten Gesetzentwurfe angedeihen ließ, mußte mit Nothwendigkeit weite Kreise verstimmen, um so nachhaltiger verstimmen, als sogar die berufene Instanz, der Bundesrath, erst viel später als die officiösen Zeitungsschreiber ihr Urtheil über die Vorlage abgeben durfte. In Süddeutschland hat man diese Formlosigkeit nicht verziehen und sie sogar eine Verletzung der Verfassung, zum Mindesten ihres Geistes, genannt. Wenn man erwägt, daß die Regierung zu derselben Zeit, wo sie den Flottenplan in die Erörterung schleuderte, ihre unpopuläre England-Politik inaugurirte, daß kurz vorher der Samoa-Theaterrummel in Scene gegangen war und daß die Bülowreise nach London folgte, so kann man nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß das Ministerium selbst in aller Ahnungslosigkeit den besten Patrioten und entschiedensten Flottenliebhabern die Mitarbeit gründlich verleidet hat. Immerhin muß beachtet werden, daß sie in ihrer Manier zweifellos redlich bemüht war, dem Entwurf zur Annahme zu verhelfen. Gewiß, sie hat der Flottensache mehr geschadet als genützt, aber im Grunde ist ihr Anspruch auf unseren Dank doch nur gering.

Auch das Eingreifen der Großindustriellen in den Kampf war von beträchtlichem Vortheil für uns. Jedermann wußte, daß sie Millionenprofite aus dem Bau der neuen Schiffe ziehen würden, und darum erwartete man gerade von ihnen vornehme Zurückhaltung während der Debatte. Statt dessen simulirten sie die flackernde Begeisterung des selbstlosen Vaterlandsfreundes und Flottenschwärmers, statt dessen stießen gerade sie am dröhnendsten in die Posaune und schienen außer sich vor jubelnder Erregung, während sie insgeheim die Gewinne überschlugen, die ihnen aus jedem Kilogramm Stahlplatte, jedem Röhrenkessel und jedem Geschützrohr erwachsen mußten. Wenn man die Kiele zu etlichen neuen Geschwadern legt, so flucht das und giebt riesig lohnende Beschäftigung auf lange Jahre. Mit stolzem Kursaufschwung begrüßte auch die Börse den ausbrechenden Schiffspatriotismus, und die Actien der Werften, der Eisen- und Stahlwerke, der Maschinenbau-Anstalten gewannen an innerem und äußerem Werth, wie kurz zuvor während des Canalgetümmels die Cementactien. Doch diese lodernde Freude, dies zufriedene Jauchzen weckte das Mißtrauen Derer, die die Schiffe zu bezahlen hatten. Ihnen Allen kam der Enthusiasmus der Nächstbetheiligten verdächtig vor. Es ärgerte sie, daß die Evoëschreier eben nur schrieen und nicht entfernt daran dachten, direkte Opfer für das so glühend verehrte Ideal zu bringen. Sie glaubten den funkelnden Reden nicht mehr, sie begannen das Gegentheil davon zu glauben, und so haben auch die unvorsichtigen Großindustriellen viel zum entscheidenden Siege unserer Anschauungen beigetragen.

Was aber bedeutet ihr regelloses, zerfahrenes Thun gegen die ernste Giganten-Arbeit des einen Mannes, der die Schlacht für uns entschied! Gewiß, die Saat lag bereit, Regierung und Großindustrie hatten sie aufgehäuft, doch ohne den genialen Sämann läge sie unbenutzt und vertrocknet. Er kam, er nahm sie und streute sie in die Furchen, und herrliche Ernte hat sie getragen. Er war es, der unseren Wahltriumph und damit das große freisinnig-socialistische Anti-Marine-Ministerium aus dem Boden stampfte. Victor Schweinburg, der Vertrauensmann Miquel's und der übrigen Ressortminister, Dichter der Berliner Politischen Nachrichten; Victor Schweinburg, der Vertrauensmann jenes großindustriellen Consortiums, daß die Berliner Neuesten Nachrichten uneigennützig aushält; Victor Schweinburg, der Director dieses Edelblattes und Victor Schweinburg, der Secretär des Deutschen Flotten-Vereins — er hat es erreicht! Wäre er nicht dazwischen getreten, so hätte das Reich die unseligen Schiffe bereits in Bau gegeben! Die bloße Thatsache jedoch, daß dieser reine Idealist und Parsifal von Krupp's Gnaden, der 36000 Mark jährlich von ihm, 12000 Mark vom Centralverband Deutscher Industrieller in die Tasche steckt und hoffentlich auch für den Flotten-Verein nicht umsonst gearbeitet hat, daß dieser Reichspatriot aus Mähren die breiten Volksmassen zum Marine-Evangelium bekehren sollte — die eine Thatsache genügte auch dem Begriffsstutzigsten. Es hätte der schwungvollen, an Stephany-Citaten reichen Flugblätter Schweinburg's nicht bedurft und nicht des ebenso ergreifenden wie hoffnungslosen Kampfes, den er darin mit der in Mähren nicht allgemein gesprochenen deutschen Sprache führte, um unserer Nation die Ueberzeugung beizubringen, daß die von ihm vertretene Sache auf keinen Fall etwas taugen

Digitized by Google

könne. Victor Schweinburg aber that noch ein Uebriges. Er wies darauf hin, daß die Getreidezölle erhöht werden müßten, wenn der Entwurf zur Annahme gelange, und er gab uns damit ein Agitationsmittel in die Hand, das bei der natürlichen Veranlagung des deutschen Philisters Wunder wirken mußte. Er ging noch weiter und beschimpfte das Centrum, die ausschlaggebende Partei, derart, daß es alle Lust verlor, Aegir zu huldigen. Fürwahr, wenn es eine mährische Küste gäbe, wie es eine böhmische giebt, dann hätte Victor Schweinburg sie von mährischen Kriegsschiffen frei zu halten verstanden.

Wir sind unfähig, dem Einzigen nach Verdienst zu danken. Durchdrungen jedoch von dem Gefühl, unsern Empfindungen für den glorreichen Zerstörer aller deutschen Marine-Hirngespinste sichtbaren Ausdruck zu verleihen, und gleichzeitig entschlossen, bei der Nachwelt nicht wie andere Männer mehr in den Geruch schmutziger Undankbarkeit zu kommen, haben wir einstimmig die Nobilitirung Victor Schweinburg's für Verdienste gegen die deutsche Flotte beantragt. Möge ihm, der seinen uralten Adel vor Jahren muthvoll abgestreift hat, der neue leicht sein! Caliban.

Französische und deutsche Impressionisten.

Berlin steht in diesem Monat im Zeichen wälscher Kunst. Im Theater sowohl, wie auf dem Gebiete der plastischen Künste. Die Ausstellung in der Akademie habe ich schon besprochen. Ich wies zum Schlusse auf die beiden anderen hin, die diese gut ergänzen würden. Das war thatsächlich der Fall. Kam in der Akademie die „alte Tradition" der „schönen Technik" vornehmlich zu Wort, so überzeugte man sich bei Schulte davon, wie manche jüngere Künstler, von denen einige, wie Le Gout Gérard und Bréauté, auch schon in der Akademie anzutreffen waren, unter englischen Einfluß zu gerathen beginnen. Das ist wohl weniger Modesache und mehr Naturnothwendigkeit gewissermaßen, nachdem erst die „tonangebenden" Franzosen mit der in ihrer Eigenart so lebenskräftigen Kunst der Engländer und Schotten näher bekannt geworden sind. Der Einfluß ist ganz frappant; aber er tritt nicht in blinder Nachahmung, sondern in einer künstlerischen Umwerthung zu Tage. Der Geist der Präraffaeliten, der Geist Walter Cranes, Watts u. A. bethätigt sich so in den Bildern der Genre- und Historienmaler Gardier, Ridel, Bieler, Guinier, und auch Aman Jean und Bréauté zeigen englischen Stil, wie wir schottischer Schwermuth, Dunkeltönigkeit und Farbentiefe bei den Landschaftern Ménard, der übrigens als Genremaler gleichzeitig auch den eben Genannten anzureihen ist, Fare, Garnot, Griveau, Briandeau begegnen. Und neben solchen Malern waren bei Schulte Impressionisten wie Pissaro, Renoir u. A. vertreten, nach denen wir uns in der Akademie vergeblich umgeschaut haben.

Die bahnbrechenden Führer des Impressionismus und Naturalismus aber lassen jetzt Gebr. Cassirer zu Worte kommen: Eduard Manet und seinen Schüler und Mitkämpfer Edgar Degas, der ihn so lange überleben durfte und, während Manet schon seit 16 Jahren im Grabe ruht, ungeschwächt weiter schafft. Die Ausstellung ist besonders interessant, weil sie uns mit einem Bilde bekannt macht, von dem in einem der besten und bedeutendsten Romane des Autors der „Rougon-Macquart" so viel die Rede ist, und dessen Geist den ganzen Roman beherrscht. Thatsächlich war ja „l'Oeuvre" ganz und gar dem Andenken des drei Jahre zuvor verstorbenen Kämpfers Manet gewidmet, für den Zola hier wieder mit seiner ganzen machtvollen Persönlichkeit in die Schranken trat, wie schon 20 Jahre früher, wo er, selbst noch ziemlich unbekannt, mit dem Eifer der Sechsundzwanzigjährigen sich des Malers des „Frühstücks" annahm. Köstlich ist die Persiflage Zola's in dem Roman, wo er den streberhaften Compromißmaler Fagerolles ein vom Publicum bejubeltes Gegenstück zu Claude Lantier's „Frühstück" malen läßt, ein schlüpfriges, unwahres Bild, das jedoch von Lantier's „Plein air", eben dem „Frühstück", ausgegangen ist. Manet war das Modell zu Claude Lantier und dessen Streben, aber glücklicherweise nicht auch sein Schicksal das des Schöpfers der Bilder, die jetzt bei Cassirer zu sehen sind. In der donnernden Philippica für Manet und sein künstlerisches Wollen, das Zola im „Voltaire" veröffentlichte, zeigte sich schon ganz der Mann des „J'accuse" aus unseren Tagen. Ganz übereinzustimmen vermag man freilich mit der Charakteristik, die Zola in jenem Aufsatze von Manet entwirft, nun wohl nicht. Aber es liegt vielleicht auch daran, daß wir inzwischen in der von jenem eingeschlagenen Richtung so viel weiter gekommen sind und daß uns daher als Ueberschätzung erscheint, was durch den starken Contrast zwischen der Pariser Alltagskunst jener Zeit und den Werken Manet's, die man todtzulachen versuchte, begründet wurde. Aber es war vergeblich und der tapfere Vorkämpfer für den Verspotteten und Geschmähten behielt in gewisser Beziehung durchaus Recht, wenn er ihn als den „Meister von morgen" bezeichnete. Speciell das „Frühstück" erregte im „Salon" vor 33 Jahren einen gewaltigen Lärm und förmlichen Scandal. Unerhört war es für die satte Bourgeoisie und die begriffsstutzigen Kritikaster — diese Zusammenführung nach der Mode gekleideter Herren und einem nackten Weibe „en plein air", unter freiem Himmel und grünen Bäumen, am Rande eines Baches, in dem ein anderes Mädchen steht. Als ob nicht von Giorgione im „Louvre" ein Gemälde hinge, das einen ganz ähnlichen Vorwurf behandelt. Ja — aber das stammt aus den Zeiten der Renaissance. Zu ihnen zurückzugreifen war ein Verbrechen. Und ein weiteres Verbrechen war die impressionistische Technik Manet's, der es wagte, die Farben der Wirklichkeit auf seiner Palette zu mischen, seine Staffelei unter Bäumen aufzustellen und das Erschaute und Erfaßte so wiederzugeben, wie sein künstlerisches Temperament es ihn thun hieß . . . Längst schon sind die Acten über den Streit geschlossen — Manet und Zola haben Recht behalten. Die Bilder, die wir jetzt hier zu sehen bekommen, haben also vornehmlich den Werth kunstgeschichtlicher Documente. Da ist's denn nicht merkwürdig, wenn uns z. B. das „Frühstück", abgesehen vom Motiv, eigentlich veraltet erscheint und in mancher Beziehung gar conventionell, wie vor Allem das Frühstücks-Material links im Vordergrunde und auch manches in der landschaftlichen Scenerie. Aber doch — wie viel Luft und Tiefe in dem Bilde. Und dann hat sich ja Manet mächtig fortentwickelt in seiner Technik und der Unterschied zwischen dem Frühstück und dem Herrenbildniß z. B. ist schon groß. In diesem merkt man den Einfluß des Vorbildes Manet's, das Niemand Geringeres, als Velasquez war, schon weit mehr. Oder nehmen wir den ersten und zweiten „Stierkampf" — es zeigt sich derselbe Fortschritt in der Handhabung impressionistischer Ausdrucksmittel. Und nun gar das „Landhaus in Rueil" und die beiden Blumenstücke. Die nehmen sich nicht mehr „veraltet" aus; sie bilden, wie auch die Pastellbildnisse, namentlich das der anmuthigen Malerin Madeleine Lemaire, in ihrer breiten zweckbewußten impressionistischen Fleckentechnik den directen Uebergang zu der Malweise der heutigen Jünger des einst so Verkannten und Verlachten aus.

Nur in einem Punkte blieb Manet schwach — in der Zeichnung. Darin war ihm Edgar Degas weit über. Er ist ein förmlicher Virtuose der Zeichnung. Manet hat Schule gemacht, in Frankreich, in Deutschland, überall. Von Degas wird sich das einst schwerlich sagen lassen. Gehört auch er zum Kreise der überzeugtesten Impressionisten, so giebt doch das rein persönliche Element den Ausschlag, in ganz anderer Weise noch, als bei Manet. Dieser trat einer ganzen Richtung entgegen; Degas aber begnügte sich nicht damit, sondern im Rahmen dieser Gegnerschaft wandelt er seine eigenen Wege. Seine ungeheuer stark ausgeprägte Individualität bringt es mit sich, daß er zu den Künstlern gehört, an die man sich sozusagen erst gewöhnen muß; dann aber wird er ein Jelängerjelieber. Man muß seine Handschrift erst lesen lernen; dann aber sagt sie uns unendlich viel. Seine Bilder aus der Welt des Ballets und vom Turf, der allein er schon seit Jahren seine Motive entnimmt, sind die verblüffendsten Naturausschnitte, gesehen und festgehalten mit der Genauigkeit geradezu eines momentphotographischen Apparates. Seine Beobachtung der Bewegung ist erstaunlich. Diese Verkürzungen, diese Einzelmomente, herausgerissen aus einer ganzen Kette von Bewegungen, die dem ungeschulten Auge doch immer nur als ein Ganzes erscheint — nur etwa die Japaner haben Aehnliches aufzuweisen. Dazu aber kommt die plastisch formende Zeichnung, kommt das große luministische Können. Wie er Reflexe künstlichen Lichtes auf den menschlichen Körper wiederzugeben, oder das abendliche Dämmerlicht zwischen den Kulissen, den Widerschein der Rampe zu treffen weiß! Begreiflich erscheint, daß die Sammler sich um seine mit fabelhaften Preisen bezahlten Blätter geradezu reißen, obschon sie auf den ersten Blick hin immer den Eindruck des Häßlichen in Composition und Farbe machen. Aber eben nur beim „ersten" Blick. Vertieft man sich in das Können des Malers, erfaßt man, was er sagen will, dann gelangt man auch zum Genießen und bewundert dabei vielleicht auch diesen seinen Muth — der Häßlichkeit.

Hierin, in dem Muth der Häßlichkeit, zeigen sich ihm zwei deutsche Maler verwandt, von denen zur Zeit ebenfalls größere Sammlungen ausgestellt sind: Max Slevogt, bei Cassirer; Louis Corinth, bei Keller & Reiner. Wer sie noch nicht eingehender studirt hat, der findet jetzt hierzu ausgiebig Gelegenheit. Ihr Schaffen ist uns allzu bekannt und namentlich von Slevogt ist jüngst so viel die Rede gewesen, daß ich auf ihre Ausstellungen näher nicht eingehe. Nur Eines sei bemerkt: bei aller Verwandtschaft mit jenen beiden Franzosen, denn auch Manet bewegt sich ja oft genug im Häßlichen, in Bezug auf diesen specifischen Muth und auf eine vorurtheilsfreie Technik zeigen diesen Deutschen doch auch einen wesentlichen Unterschied: Manet und Degas bleiben immer geschmackvoll, trotz aller Häßlichkeit; die beiden deutschen Impressionisten, ist auch Slevogt's Colorismus mitunter packend, werden oft roh, ja brutal. Eine solche „Danae" hätte ein Manet nie gemalt und eine solche Herrengesellschaft, wie auf dem Corinth'schen „Toast", Degas desgleichen nicht. Bei all' ihren großen künstlerischen Qualitäten kommt man darüber eben nur schwer hinweg — es ist keine kühne Eigenart, es ist unverfälschteste Geschmacklosigkeit. J. Norden.

Digitized by Google

Notizen.

Das Goldene Buch des Deutschen Volkes an der Jahrhundertwende (Leipzig, J. J. Weber) ist ein modernes Autographenalbum großen Stils. Diese „Ueberschau vaterländischer Cultur und nationalen Lebens in Einzeldarstellungen von hervorragenden Fachmännern" bietet Bildniß, Selbstschrift und Biographie „aller Derer, die durch Geburt, Thatkraft, Wissen und Können ein Anrecht darauf besitzen, der deutschen Nation als Führer voranzugehen". Den Anfang macht ein großes Bildniß des Kaisers mit eigenhändiger Eintragung, die da bekundet, von welchem tiefen Verantwortlichkeitsgefühl er sich bei Ausübung seines schweren Herrscheramtes leiten läßt. Das Porträt der Kaiserin nach einem Gemälde Kiesel's und Bildnisse aller deutschen Bundesfürsten, von Staatsmännern, Parlamentariern, Gelehrten, Technikern, Socialpolitikern, Großindustriellen, Künstlern und Schriftstellern schließen sich an. Die den Bildnissen und Selbstschriften der bildenden Künstler gewidmeten Blätter sind von einer stattlichen Anzahl von Ansichten moderner Bauten, Abbildungen von Sculpturen zeitgenössischer Bildhauer und Reproductionen von Gemälden, sowie von Zeichnungen jeder Technik belebt. Von den Musikern haben d'Albert, Kienzl und der alte Theodor Kirchner je ein Albumblatt eigener Composition gestiftet; Bulthaupt ist mit einem Satz aus der noch ungedruckten Oper „Das Sonntagskind" vertreten. Eine werthvolle Beigabe sind die Kunstbeilagen, meist schätzenswerthe Originalspenden der Künstler. Es befinden sich darunter Aquarelle des Marinemalers Hans Bohrdt und des Thiermalers Christian Kröner, ein Aquarell des Landschafters Charles Palmié, eine Oelskizze Ludwig Willroider's, Zeichnungen von Ferd. Brütt, Wilh. Feldmann, Adolf von Menzel, René Reinicke u. A. Der die Literatur des letzten Vierteljahrhunderts behandelnde Aufsatz von Ad. Stern bietet eine gute Uebersicht, ist aber sonst ziemlich farblos und unvollständig. In der wohl von dem Herausgeber Jul. Lohmeyer getroffenen Auswahl der „dichterischen Repräsentanten" sind wir etwas überrascht, „Jahrhundertgrößen" wie Hans v. Wolzogen, Ada Christen, Frieda Schanz, Stinde, Heiberg, Busse, Bettelheim zu finden; auch der unvermeidliche „Dichter" Ferdinand Avenarius hat sich mit seinem gewohnten Blech eingefunden. Damit versöhnt uns freilich die poetische Perle des Buches, der prächtige Jahrhundertwendesang von Wilhelm Jensen. Das Beste haben jedoch nicht die Dichter und überreich vertretenen Professoren beigesteuert, deren Bedeutung bei Vielen nicht über den engsten Fachgenossenkreis hinausragt, sondern die mitten im praktischen Leben stehenden Männer, Techniker ꝛc. Ihre Aussprüche bilden in der That eine Fundgrube praktischer Weltweisheit, namentlich für die in's Leben hinaustretende Jugend, die hier eine Quelle des Rathes und der Anfeuerung besitzt. „Wo dich das Schicksal auch hingestellt haben mag, bemühe dich, nach Kräften beizutragen zur Vervollkommnung menschlichen Wissens und Könnens," mahnt der Meteorolog Aßmann. „Ein tüchtiger Mensch muß immer ein tüchtiges Werk vor sich haben, eine Aufgabe, die ein Zusammenstreben aller seiner Kräfte verlangt," erinnert v. Kirchbach, Generaldirector der sächsischen Staatsbahnen. Der verdiente schlesische Textilindustrielle E. Websky schreibt: „Die Erweckung und Förderung des Pflichtgefühls sollte das Hauptziel bei der Erziehung unserer Jugend sein; auch der Unbegabte, aber von Pflichttreue Durchdrungene wird stets ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sein." Schiffsbau-Ingenieur Haack urteilt: „Der Arbeit Werth kann nicht genug geschätzt werden, den höchsten Lohn bietet sie jedoch in sich selber." Der Chemiker Ladenburg fordert: „Suchet die Wahrheit und fragt nicht, ob sie nützt." Ferner schreibt der Maschineningenieur Heckmann: „Die Industrie schmiedete dem Volksheere siegreiche Waffen, deren Erfolg deutschen Industriellen den Weg nach dem Auslande ebnete." „Eine wichtige Industrie, die das sociale Leben umgestaltet, bedarf zu ihrem dauernden kräftigen Bestehen und zur gesunden Naturentwickelung Schulen, in denen die Freiheit des Denkens, der Geist des Fortschrittes und die freie Forschung eine unantastbare Stätte haben", bemerkt der Karlsruher Elektrotechniker Arnold. Und ein vortreffliches Wort spricht Dr. Soetbeer, der Generalsecretair des deutschen Handelstages: „Die dem wirtschaftlichen Leben fernstehenden Kreise des Volkes stellen ihrer Bildung kein gutes Zeugniß aus, wenn sie dem Berufe der Handel- und Gewerbetreibenden die gebührende Achtung versagen. In jedem Stande giebt es Könige und Kärrner; und die Könige in unserer Industrie und unserem Handel haben, was Intelligenz und Energie und die Gemeinnützigkeit des Wirkens angeht, den Vergleich mit Niemand zu scheuen." Dieser gesunde Sinn, der sich genährt hat an den überwältigenden Ergebnissen der deutschen Geistes- und Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, eignet das Werk zu einer werthvollen Festspende, die auch an äußerlicher, das Auge erfreuender Gediegenheit gewinnt durch die zahlreichen Kunstbeilagen, die wieder wahre Meisterwerke der altbewährten Reproductionskunst der Leipziger Weltfirma J. J. Weber sind.

Unsere Buchillustration hat unter dem Einflusse „moderner" Kunstbestrebungen vielfach eine Richtung eingeschlagen, die nicht durchweg erfreulich ist. Wie da die Bücherdeckel und sogar der Text mit grell colorirten Figuren, räthselhaft verschlungenen Schnörkeln und unlesbaren Buchstaben „verziert" werden, — kein Wunder, daß Autoren und Verleger über den unaufhaltsam sinkenden Absatz klagen, denn das große Publicum will nun einmal von diesem rohesten Plakatstil im Buche nichts wissen, und wenn unsere Kunstgigerln noch so laut das Evangelium der „Moderne" verkünden. Der große Erfolg der Illustrirten Unterhaltungsbibliothek von Carl Krabbe in Stuttgart beweist, daß den noch im guten alten Stil, ohne moderne Schnörkeleien und Verzeichnungen, illustrirten Büchern doch die Gunst der Menge treu bleibt, besonders wenn auch der Text zu Herz und Sinn spricht. Dies ist bei den schmucken neuen Bändchen der Sammlung durchweg der Fall. Eine neue Erzählung „Udo in England" von Marie von Bunsen führt den Leser nach London. Das Leben auf den großen Adelssitzen, die Parlamentssessionen, die Clubs, die religiösen Versammlungen, das Sportwesen, die großartigen gemeinnützigen Institutionen und die Betheiligung der vornehmsten Persönlichkeiten an denselben erfahren vorzügliche Würdigung, so daß man die Erzählung als ein Sittengemälde aus dem modernen England bezeichnen muß. Auch Paul Heyse ist in Krabbe's Sammlung neu vertreten. „Die Macht der Stunde" und „Broni" zeigen wieder den feinsinnigen Zergliederer der zarten Frauenseele: Malwina entflieht ihrem Mann, weil ihn die „Macht der Stunde" ihr auf Augenblicke entrissen hat; im Süden, wohin sie sich begiebt, führt sie der Zufall mit dem hochgesinnten Freund ihres Gatten zusammen, und unter der Gluthsonne Italiens übermannt auch sie Beide „die Macht der Stunde". Und nun die „Broni", ein frisches, unverdorbenes Dorfmädel als Seitenstück. Das Mädchen ist das Weib eines braven Bahnwärters geworden, aber im Herzen schlummert die Sehnsucht nach ihrer ersten Liebe. Ein Wiedersehen mit dem Förster; kurze Augenblicke hingebenden Glückes; ein rasches Ende der Wahl zwischen Schmach und Seelenqualen unter dem heranbrausenden Bahnzug. Fritz Reiß hat das vornehme Büchlein auf's Schönste geschmückt: dort begleitet er die Erzählung mit glühenden farbenprächtigen Aquarellen, hier malt er uns frische, gute, warmherzige Menschen, und in sinniger Weise rahmt er die Geschichte von der „Broni" mit einer Herbstzeitlose und einer Distel ein. Ernst v. Wolzogen's allbekannte „Gloriahose" ist ebenfalls von Fritz Reiß illustrirt, und so fügt sich zur Erheiterung die Augenweide. Die Ausstattung namentlich der farbigen Bilder ist mustergiltig. Dagegen scheint uns der Buchschmuck zu „Magdalena" von Carl Th. Richter durch den beliebten Leutnantzeichner H. Schlittgen weniger glücklich. Es ist eine wahre Schreckenskammer von Herren und Damen, die mit ihren grausamen Verrenkungen gar nicht lebensfähig sein könnten. Um so besser ist die Geschichte dazu: die inneren Kämpfe einer Gefallenen, die in früher Jugend auf sich selbst angewiesen, dem Taumel der Leidenschaft und den Einflüsterungen eines Verführers unterlag und sich dann lange nicht zu erheben vermochte. Später sucht sie sittliche Läuterung in der Liebe zu einem Jugendgespielen, einem Künstler, und Beide büßen für ein kurzes Glück mit raschem, erlösendem Tode. Diese einfache Erzählung ist trotz der Realistik der Darstellung sehr zart und poetisch psychologisch motivirt, das Großstadtleben, welches den Hintergrund bildet, und die sämmtlichen Personen sind gut gezeichnet.

Auch der Verlag der Besser'schen Buchhandlung in Berlin bringt einen Band von Heyse auf den Weihnachtsmarkt: „Neue Märchen". Wir kennen längst den anmuthigen Märchenfabulirer mit seinem feinen Humor, seinem bezaubernden Vortrag und seiner unerschöpflichen Phantasie. Auch in diesen zehn Märchen — von denen uns die liebliche Traumgeschichte von der Dryas schon aus den „Weihnachtsgeschichten" (1891) bekannt war — trifft Heyse wieder prächtig den naiven Erzählerton, der das Wunderbare, Gespenstige und Unmöglichste mit heiterer Laune und ohne aus dem Tone fallende Ironie behaglich vorträgt. Wir können uns aber nicht denken, daß er und sein feinsinniger Verleger Wilhelm Herz von der „modernen" Umschlagzeichnung sehr erbaut sein werden: diese grundhäßliche junge Dryas mit ihrer eingefallenen Brust und dem dicken Bauch hoch auf dem tintenkleckigen Baum giebt uns einen sonderbaren Begriff von den „reizenden Linien" und der „lieblich hingegossenen" Spukgestalt, die der gut Enak in seinem Traume skizzirt haben will.

Die Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reichs und des preußischen Staates. Von Dr. P. Schubart. (Breslau, Wilh. Gottl. Korn.) Die vorliegende dreizehnte Auflage des beliebten kleinen Compendiums ist unter Berücksichtigung der neuesten Gesetzgebung auf das Sorgfältigste bearbeitet und orientirt als Nachschlagebuch den Beamten, den Politiker, überhaupt den Gebildeten, der den Tagesereignissen mit Verständniß folgen will, über jede Frage der Staatsverfassung und -Verwaltung wie über den gegenwärtigen Stand der Gesetzgebung. Berücksichtigt sind auch die jüngsten Vorgänge in der Gesetzgebung, wie auf sonstigen Gebieten staatlicher Bethätigung, so die Erwerbung der Karolinen, die Militärvorlagen, die Neugestaltung des Invaliden- und Alterversicherungswesens, die mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches zusammenhängenden gesetzgeberischen Maßnahmen u. A. m. Ein sorgfältig bearbeitetes alphabetisches Sachregister ermöglicht das rasche Auffinden jeder noch so speciellen Materie, so daß das Werk, das Gründlichkeit der Darstellung mit präcisem, allgemein verständlichem Ausdruck verbindet, wohl als eines der besten, wenn nicht sogar als das beste derartige Handbuch bezeichnet werden darf.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Bismarck!

Bismarck i. Urteil s. Zeitgenossen. 100 Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. durch **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Zur gefl. Beachtung für die Herren

Schriftsteller!

Ein angesehener, leistungsfähiger Verlag sucht spannende **Reise-, Detektiv- und Kriminalromane, Robinsonaden** und **Aventuriaden,** kürzere Erzählungen gleicher Art, jedoch nur litterarisch wertvolle Arbeiten, sowohl Originale wie Uebersetzungen, ferner interessante Schilderungen aus dem **Kriegs-, See-, Reise-** und **Kolonialleben,** ethnographische Beiträge, Anekdoten ꝛc. Anfragen werden unter **M. J. 9604** durch **Rudolf Mosse, München** erbeten.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Geschichte der deutschen Kunst von Janitschek, Dohme, Bode, Falke, Lützow 5 Bde. Lw. 50 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von ¾ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 2. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Zollbündniß mit den Niederlanden? Von E. L. von Eynatten. — Das Strafrecht des Gymnasiums. Von Dr. Ernst Eystrow. — **Literatur und Kunst.** Theodor Mommsen als Dichter. Von Wolfgang Martini. — Zola's neuer Roman. Von Arthur Goldschmidt. — **Feuilleton.** Sein Diament. Aus dem südafrikanischen Garnisonleben. — **Aus der Hauptstadt.** Splitter und Balken. Von Timon d. J. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Ein Zollbündniß mit den Niederlanden?

Von E. L. von Eynatten.

Unser Verhältniß zu den Niederlanden scheint in absehbarer Zeit eine Umwandlung erfahren zu sollen. Während das uns blutsverwandte Holland, gestützt auf seine vielfach glorreiche Geschichte und Cultur, sonst immer seine nationale und wirthschaftliche Selbstständigkeit eifersüchtig betonte und aus Furcht vor dem mächtig emporstrebenden deutschen Mutterlande mit seinen Sympathien — besonders während des deutsch-französischen Krieges — auf französischer Seite stand, haben unsere „moralischen Eroberungen" an der Rheinmündung zur Zeit unleugbar Fortschritte zu verzeichnen. Es ist in niederländischen Blättern zuerst der Gedanke aufgetaucht, durch einen Zollanschluß an das große deutsche Mittel-Europa sich eine gesicherte wirthschaftliche Stellung zu verschaffen. Zuerst hat die Brüsseler Zeitschrift „Germania" auf die Bestrebungen des Deutschen Reiches die eigenen Häfen zu heben und auf die Möglichkeit eines Zollbundes hingewiesen. Das „Utrechtsche Dagblatt" hat sich sogar für eine politische Einigung ausgesprochen, der „Haagsche Courant" von 14. August ist lebhaft für ein Zollbündniß eingetreten; in einem Artikel, der die ganze erste Seite des Blattes umfaßt, legt er dar, wie gegen alles natürliche Gefühl 1870 die Sympathien Hollands auf Seiten der Franzosen gewesen, und wie sie seitdem zu Gunsten Deutschland umgeschlagen seien, und er erklärt diesen Umschlag mit dem Durchbruch der natürlichen Stimme des Blutes. Der „Haagsche Courant" betont auch den politischen Schutz besonders der Colonien durch Deutschland. Also ist man von holländischer Seite nichts Geringerem als dem Gedanken einer wirthschaftlichen und sogar politischen Einigung näher getreten. Durch zwei schwere Sorgen ist diese Umstimmung bewirkt worden. Der spanisch-amerikanische Krieg hat den Holländern in brutaler Deutlichkeit vor Augen geführt, wie wahr Heinrich v. Treitschke's Behauptung ist, daß heute ein Colonialbesitz einen großen mächtigen Mutterstaat zur unumgänglichen Voraussetzung habe. Das verkommene Spanien hat fast alle seine Colonien eingebüßt, über den portugiesischen Besitz in Südafrika haben England und Deutschland bereits einen geheimen Eventualvertrag zum Zwecke der Theilung abgeschlossen, auf Belgiens Kongostaat, die Privatschöpfung seines Königs, hat Frankreich sich längst das Vorkaufsrecht gesichert, und in Dänemark taucht immer von Neuem der verständige Plan eines Verkaufs seiner drei westindischen Inseln auf, bevor sie noch von einem ländergierigen, starken Nachbar einfach weggenommen werden. Kein Wunder, daß auch das kleine Holland für seine ost- und westindischen Besitzungen bangt und sich nach einem Freund umsieht, der ihm mit starker Hand diesen reichen Besitz sichern und wahren könnte. Naturgemäß denkt es da zuerst an den stammverwandten deutschen Nachbar, an den es auch die wichtigsten wirthschaftlichen Interessen knüpft, deren Fortdauer eine Lebensfrage Hollands ist und gerade heute in Frage steht.

Die Handelskammern von Harburg und Altona haben bekanntlich unlängst eine Eingabe an das Preußische Staatsministerium gerichtet, die sich mit der Mittelland-Canalfrage befaßt und dabei die allgemeine Frage einer Förderung der Deutschen Reichsseehäfen aufwirft. Die Eingabe bietet einen werthvollen ziffermäßigen Ueberblick über die Entwickelung der Häfen an den Mündungen der Elbe, der Weser, des Rheines und der Schelde. Nach dieser Statistik ergiebt sich, daß allerdings unsere deutschen Häfen einen gewaltigen Aufschwung zu verzeichnen haben. Die Elbhäfen stiegen um 319 %, Bremen um 267 %, aber Antwerpen um 289 %, und Rotterdam gar um 413 %. Die deutschen Nordseehäfen haben sich in dem genannten Zeitraum um insgesammt 6,3 Millionen t oder 305 % gehoben, Antwerpen-Rotterdam aber um 342 % oder 9,1 Millionen. Die Tonnenziffer allein der zwei Häfen der beiden kleinen Länder Holland und Belgien ist also weit höher, als die Tonnenziffer der gesammten deutschen Nordseehäfen. Eigene Kraft ist es nicht gewesen, die die Häfen Hollands und Belgiens so gewaltig gefördert hat. Sie sind genährt worden von dem großen deutschen Hinterlande, das zugleich auch das Mutterland dieser beiden Staaten gewesen ist. Es ist bekannt, daß Antwerpen und noch mehr Rotterdam im riesigsten Maßstabe von deutschen Gütern und von deutschem Capital gespeist werden.

Der Seeverkehr des deutschen Reiches mit Rotterdam und Antwerpen ist nicht sehr bedeutend; hier überwiegt England bei weitem. Naturgemäß kann der Seeverkehr Deutschlands mit den Häfen in der Hauptsache nur darin bestehen, daß oceanische Dampfer auf der Fahrt von oder nach Deutschland die Häfen anlaufen, um dort zu laden, zu löschen, zu bunkern u. s. w. Ein ganz anderes Gesicht aber nimmt die Sache an, wenn man den binnenländischen Verkehr heranzieht, vor Allem aber den binnenländischen Verkehr auf dem Rheinstrome. Nach der amtlichen holländischen Statistik

Digitized by Google

betrug (wenn nichts Anderes angegeben ist, wird stets das Jahr 1897 zu Grunde gelegt) in Rotterdam die Menge der eingeführten Waaren 9 008 000 t; dieselbe Statistik ergiebt aber, daß die Rheinschifffahrt aus Deutschland heranführte 703 000 t und nach Deutschland beförderte sogar 5 746 000 t, d. h. also, von dem gesammten Verkehr entfielen in Höhe von 9 000 000 t rund 65 % auf das Deutsche Reich. Der Rheinschifffahrtsverkehr mit Amsterdam war im Verhältniß zur geringeren Bedeutung dieses Hafens auch nicht gerade klein; er betrug 464 000 t, und derjenige ganz Hollands mit Deutschland nicht weniger als 9 189 000 t. Man sieht, welche enorme Bedeutung der Rhein als Speisecanal für West- und Süddeutschland einerseits und für die Niederlande andererseits besitzt. Die natürlichen Verhältnisse der Wasserwege schränken diesen Verkehr nach Antwerpen außerordentlich ein. Im binnenländischen Verkehr kamen in Antwerpen an auf dem Wasserwege 2 031 881 t, davon aus Deutschland 281 000 t; es sind abgegangen 999 000 t, davon nach Deutschland nur 26 000 t. Antwerpen hat eben keine unmittelbare Wasserverbindung mit dem Reiche; es wird gefüttert nicht zu Wasser, sondern zu Lande mit Hülfe des riesigen Eisenbahnnetzes, welches sich strahlenförmig von Antwerpen über Belgien und von da in das westliche Deutschland und Mitteleuropa ausbreitet. Man sieht, um welch' riesige Mengen es sich handelt, welche unglaublichen Tonnenmassen hinüber und herüber über die Grenze geworfen werden; man sieht, wie Deutschland das große Staubecken ist, von welchem aus die oceanischen Häfen der Niederlande befruchtet werden. Man hat daher bei uns die Frage erwogen: ist es nicht möglich, einen Theil dieser Massen für den eigenen deutschen Handel zu bewahren, mit anderen Worten: wird es möglich sein, mit Rücksicht auf unsere nationalen Strebungen die deutschen Häfen wirthschaftlich zu heben?

In welcher Weise wäre den Nordseehäfen zu Hülfe zu kommen? Diese Frage ist jüngst auch auf dem Alldeutschen Verbandstage zu Hamburg erörtert worden, und der Berichterstatter Dr. Reismann-Grone hat seinen gedankenvollen Vortrag jetzt in J. F. Lehmann's Verlag in München als Flugschrift („Die deutschen Reichshäfen und das Zollbündniß mit den Niederlanden") herausgegeben. Auch diesem Sachkenner erscheint es sicher, daß die Schienenwege allein nicht ausreichen, und daß Wasserwege ergänzen müssen. So lange nicht eine Ableitung des Rheins stattfindet, so lange nicht die mächtige Rheinflotte mit ihren 1500 t-Schiffen einen glatten Verkehr nach dem Norden nehmen kann, so lange werden unsere Eisenbahnen einen schweren Stand haben, dem natürlichen Hinneigen des industriellen Westens und Südens nach den oceanischen Häfen entgegenzuwirken. Der Anfang einer solchen Canalpolitik ist ja mit dem Dortmund-Ems-Canal gemacht. Dr. Reismann-Grone bemerkt zu dieser vielumstrittenen wirthschaftlichen Tagesfrage: „Die Elbhäfen haben sich zu meiner Verwunderung gegen den Mittelland-Canal ausgesprochen. Ich kann ihre Beweise und Schlußfolgerungen nicht theilen; wenn durch den Mittelland-Canal größere Frachtmengen an die mittlere Weser und Elbe gebracht werden, so werden allemal diese Mengen hinterher Bremen oder Hamburg zuströmen, so gut, wie alle Frachtmengen, die Ruhrort und Duisburg zufallen, nachher Rotterdam oder andere niederländische Häfen speisen müssen. Und wenn die Handelskammern von Harburg und Altona darauf hinweisen, daß ein Dortmund-Rhein-Canal nichts Anderes sein würde, als Zubringer zum Rhein, mithin Verstärker der wirthschaftlichen Herrlichkeit von Antwerpen—Rotterdam, so kann ich nur darauf antworten, daß, falls dieses zutrifft, es nur eine Fortsetzung des heutigen Zustandes bedeutete. Es träte keine Verschiebung zu Ungunsten der Nordseehäfen ein, da bereits heute die rheinisch-westfälischen Gegenden nach den niederländischen Häfen gravitiren. Es wird aber umgekehrt allein die Schaffung von großen Canälen, welche am Ende des deutschen Rheinstromes ansetzen, die physische Möglichkeit schaffen, den Rheinverkehr abzulenken nach deutschen Seehäfen, und der deutschen Rheinflotte ermöglichen, im deutschen Wasser die See zu erreichen. Ich habe es deßhalb nicht begriffen, weßhalb einzelne Küstenstädte sich der Canalpolitik widersetzen."

Wenn Preußen mit seinen Tarifen zu Wasser und zu Lande auch noch heruntergehen kann und damit die heutigen Tarife nach Antwerpen—Rotterdam erreicht, so wird damit die Frage noch nicht beantwortet, ob nicht die holländischen Eisenbahnen und die Rheinverfrachter auch weiter im Preise weichen können. Es wird sich zeigen müssen, wer am stärksten ist und es am längsten aushält. Allgemeine Fragen der Handelspolitik spielen hier herein: die Begünstigung des eigenen Handels durch Zollherabsetzung für Seeeinfuhren u. s. w.; aber wer soll denn die Kosten dieses wirthschaftlichen Wettrennens bezahlen? Soll Preußen, dem an sich es ziemlich gleichgiltig sein kann, worüber es seine Waaren einführt und ausführt, die Kriegskosten allein decken, oder ist es nicht richtiger, die Nächstbetheiligten, d. h. die Seestädte, zu den Kosten heranzuziehen? „Deutschland ist zwar ein Reich, aber nicht ein Staat," antwortet Dr. Reismann-Grone, „die finanzielle Gebahrung der einzelnen Staaten im Reiche ist unabhängig voneinander, und der preußische Finanzminister wird es nicht eilig haben, mit großen Einnahmeausfällen bei den preußischen Eisenbahnen das Rückgrat der Hansestädte zu decken. Es kann sich nicht darum handeln, negativ den Verkehr nach einer Richtung zu unterbinden, vielmehr umgekehrt den Verkehr nach den eigenen Häfen nordwärts zu erleichtern und zu verbessern. Erst sorge man für geeignete Tarifreformen, erst schaffe man das Canalnetz, dann werden sich ja ohne gewaltsame Eingriffe die guten Folgen von selbst zeigen. An sich verfrachtet der Industrielle jedenfalls gerade so lieb, ja lieber bei gleichen Angeboten über reichische Häfen, an sich dampft die Rheinflotte so gerne nach Emden und Bremen, wie nach Rotterdam und Amsterdam."

Schwieriger, als für die Ausfuhr, gestalten sich die Verhältnisse für die Einfuhr. Wenn Vermehrung und Verbilligung der Ausfuhrwege kaum irgendwo auf Widerstand stößt, so verhält sich beispielsweise die Landwirthschaft gegen neue Einfallsthore ablehnend, und Diejenigen, welche solche Einfallsthore befürworten, müssen sich darauf gefaßt machen, daß die 3 383 000 Erwerbsthätigen in der Landwirthschaft sich widersetzen werden, wenn sie glauben, daß ihre Verlangen mit den Wünschen der 2 383 000 Erwerbsthätigen im Handel und Verkehr im Widerstreit stehen.

Wir haben das Recht, dahin zu streben, daß der Handel so weit wie möglich über die deutschen Reichshäfen gelenkt und die Erzeugnisse der deutschen Arbeit bis zu ihrer Ablieferung jenseits des großen Wassers in deutschen Händen verbleiben. Wie verschiedenartig man auch über die Eingabe der preußischen Elbhäfen betr. den Mittelland-Canal denken mag, man wird ihnen beistimmen, wenn sie wünschen, daß „dem Rhein eine deutsche Mündung gegeben werde, damit die traurige Thatsache, daß unser größter deutscher Strom im Auslande mündet, in ihren Folgen möglichst abgeschwächt wird". „Der Rhein", so heißt es da, „trägt mit seinem mächtigen Verkehr zu Deutschlands Seemacht und Seehandel so gut wie nichts bei, während er fremdländische Häfen auf ihre Höhe gebracht hat. Denn was wären Rotterdam, Antwerpen und Amsterdam, wenn nicht der Rhein in den Niederlanden mündete, und wie viel bedeutender wäre andererseits unser Seehandel und unsere Handelsflotte, wenn der Rhein seine Mündung in unserer Nordsee hätte." Mit welchen Mitteln diese Stärkung des nationalen Handels erreicht wird, kann an sich gleich sein. Mit dem Canal Dortmund-Emshafen hat man den Anfang gemacht. Nach Dr. Reismann-Grone's Ansicht wird auch weiterhin das Canalnetz zur Hülfe genommen werden müssen. „Ob Canaltarife oder

Digitized by Google

Eisenbahntarife die Waffe bilden werden, ob auf Canalschiffen oder Eisenbahnfahrzeugen die Waaren geschoben werden, das Alles ist gleich, aber daß die deutschen Güter in deutschen Häfen einlaufen und dort von deutschen Seeschiffen übernommen werden, das ist das Ziel, dessen Erreichung ehrlichen Strebens werth ist und auch von jedem billig denkenden Nachbar ohne Verwunderung und ohne Feindschaft betrachtet werden wird." Ob dies auch von Seiten gewisser holländischer Interessenten geschieht, ist eine andere Frage. Und so erklärt sich uns denn der plötzliche Eifer, ja die Begeisterung für einen wirthschaftlichen und sogar politischen Anschluß Hollands an das Reich. Für uns liegt die Sache so: ein bloßes Zollbündniß hat für uns nur einen relativen Werth und bildet für gewisse westdeutsche Gebiete und deren Industrien eine nicht abzuleugnende Gefahr. Ohne politische Compensationen würde es bei uns auf einen starken und kaum zu überwältigenden Widerstand stoßen. Anders bei einem Eintritt Hollands mit seinen Colonien in das Deutsche Reich, das ja kein Einheitstaat ist, sondern ein Staatenbund, worin auch Königreiche und Fürstenthümer ihre Eigenart behaupten. Wie Bayern und Württemberg, so könnte man auch dem Königreich der Niederlande als einem deutschen Bundesstaate seine Selbstständigkeit und alle möglichen Reservatrechte lassen. Der Verschmelzungsproceß wäre ein leichter. Das Königreich der Niederlande ist rein germanisch, uns in Blut, Sitten und Sprache ungemein nahe verwandt. Man nimmt irrthümlich in Erinnerung an den bekannten Freiheitskampf der Niederlande gegen die Spanier an, das Land sei rein evangelisch. Es ist vielmehr vollkommen congruent den deutschen confessionellen Verhältnissen. Es wurden gezählt 1897 evangelische: 2 729 000 = 60,5 %, katholische: 1 596 000 = 35,6 %; Holland ist also genau im selben Sinn „paritätisch", wie das Deutsche Reich. Belgien allerdings ist fast rein katholisch und beherbergt obendrein noch 41 % romanische Wallonen, welche den 59 % Vlamen das Gegengewicht halten. Danach besteht allerdings mit Holland, vom politischen Gesichtspunkte betrachtet, eine erhöhte Möglichkeit der Annäherung. Dr. Reismann-Grone, der freilich zunächst nur die wirthschaftliche Einigung in's Auge faßt, hat in seinem Vortrag einen Fingerzeig gegeben, wie zunächst Holland gefügig gemacht werden könnte. Er schreibt: „Den Vorsprung Hollands in der politischen Gleichförmigkeit und den Umfang des Handelsverkehrs mit uns, ersetzt Belgien durch die wirthschaftliche Homogenität mit dem Deutschen Reich. Die Ziffern beweisen schlagend die wirthschaftliche Gleichförmigkeit Belgiens und des Deutschen Reiches; beide Länder sind ebenmäßig aufgebaut und ruhen auf ganz ähnlich starken Pfeilern: der Landwirthschaft und dem Gewerbe. Also in Holland sind Schifffahrt und Handel, Verkehr in riesigem Maße, in Belgien Handel und Verkehr im minderen aber doch noch bedeutendem Maße und dazu gemeinsame wirthschaftliche Grundlage. Man darf nicht vergessen, daß „Handeln und Bieten den Kaufmann macht". Es kommt nicht nur darauf an, was wir handeln, sondern auch, was wir bieten können. Es betrug

die Durchfuhr durch Holland . .	9 000 000 t
„ „ „ Belgien . .	2 465 000 000 Frcs.
die Ausfuhr von Holland nach Deutschland	790 000 000 Gulden.
die Ausfuhr von Holland nach Belgien	451 000 000 Frcs.

Man betrachte nun diese vier großartigen Positionen. Ganz bedeutende Antheile, die große Mehrheit davon, kann Deutschland bei entschiedenem Wollen entweder Holland oder Belgien oder den eigenen Seehäfen zuführen. Deutschland kann nach seinem Ermessen z. B. die 451 Millionen Franken an Holland oder die 790 Millionen Gulden an Belgien anbieten oder von beiden den Löwenantheil selbst behalten. Das ist der letzte und nicht der schlechteste Trumpf, den das Deutsche Reich besitzt; man braucht nicht alle Trümpfe auszuspielen, aber es ist gut, wenn man weiß, daß man deren einige hat." Warten wir also ruhig ab, was Holland unserem Streben nach einer deutschen Mündung des Rheins entgegensetzen und zugleich zur Erhaltung seines Colonialbesitzes beginnen wird. Mutter Germania ist bereit, auch die verlorene Tochter vom Niederrhein an ihre starke Brust zu ziehen.

Das Strafrecht des Gymnasiums.

Von Dr. Ernst Gystrow.

Vor Kurzem hat Franz von Liszt, der deutsche Vorkämpfer einer wissenschaftlichen, modernen, sociologischen Rechts- und Strafauffassung, seinen Einzug in die Berliner Universität gehalten, und wenn auch noch ein geraumes Weilchen vergehen wird, ehe in weiteren criminalistischen Kreisen, im praktischen Rechtsleben die modernen Strafrechtsideen sich Bahn brechen, so ist doch mit Liszt's Berufung an die erste deutsche Juristenfacultät eine erfreuliche Bresche in den Wall des alten, formalen Rechtsdogmas gelegt worden. Die Discussion über die sociale und die individuelle Entwickelungsgeschichte des Verbrechens ist eröffnet und wird sich hoffentlich nicht unterdrücken lassen. Die Ueberzeugung von der Ueberlebtheit und darum Schädlichkeit einer formalen Rechtslehre und Rechtsprechung wird in immer breitere Schichten durchsickern. Ein ganz kleines Stück dieser Aufklärungsarbeit möchten auch die nachstehenden Betrachtungen wenigstens anbahnen helfen, indem sie eine Musterspecialität der allgemeinen Mustergesetzgebung alten Stils, die unbeachtet und doch höchster Beachtung werth für sich dahinlebt und in der Stille reichlichen Schaden stiftet, mit dem kritischen Scheinwerfer moderner, zum Theil medicinisch-psychologischer Erkenntniß ableuchtet. Ich meine die Gesetzgebung unserer höheren, humanistischen und realistischen Schulen. Wir Alle, die wir die neun Schuljahre längst hinter uns haben, werden geneigt sein, dieses Stück Vergangenheit mehr im verklärenden Lichte des Humors zu sehen und demgemäß auch das Gespenst der „Schulgesetze" nicht gerade tragisch zu nehmen. Solche Betrachtungsweise, so wenig ich sie für gewisse Stunden selber entbehren möchte, birgt aber, zum dauernden Standpunkte umgeprägt, die größten Gefahren in sich. Denn genau besehen giebt es für die Existenz und Beschaffenheit von Schulgesetzen nur zwei Möglichkeiten. Entweder sie sind reine Ordnungsparagraphen — dann kann ihre Ueberschreitung nicht anders als mit Ordnungsstrafen geahndet werden. Oder aber sie haben ethische Bedeutung — dann erhebt sich auch für die ihnen correspondirenden Strafen die große Frage, die Eingangs berührt wurde: formaler oder moderner, psychologisch-sociologischer Standpunkt? Die humorvolle Idealisirung wird über den ethischen Inhalt lächeln, und den Ordnungsparagraphen unterschreiben. Und das ist der bedenkliche faux pas: denn sie ist zwar im Recht damit, aber nur — im halben Recht. Denn die wahre Sachlage ist die, daß hier Ordnungsverfügungen mit Strafen von eminenter sittlicher Tragweite zusammengeleimt sind, und mit dieser Eigenart prangen die üblichen Schulgesetze noch hoch über dem groben Unfugsparagraphen, dem dolus eventualis und etlichen anderen Herrlichkeiten unserer Rechtsordnung. In der That: es sind Ordnungsverfügungen; d. h. sie dienen der Aufrechterhaltung der unentbehrlichen Disciplin namentlich für die Flegeljahrgänge mit ihrer alle Schranken durchbrechenden Lust zum Schäumen und Toben. Ich weiß, daß mir hier schon ein Gymnasialdirector, vielleicht zehn Gymnasialdirectoren in's Wort fallen und nicht ohne Pathos die sittlichen Consequenzen dieser Disciplin betonen. Ich bin so unsittlich, sie zu leugnen. Auf Dreierlei beziehen sich fast durchgängig die gefürchteten Paragraphen: den Wirthshausbesuch, das

Digitized by Google

Tabakrauchen, das Kartenspiel. Dazu kommt vereinzelt noch das Spät-Ausgehen und — das Tragen auffälliger Kleidung.

Nun sind zweifellos der Alkohol wie das Nicotin keine besonders förderlichen Genüsse für das Entwickelungszeitalter. Es wäre also sehr erstrebenswerth, ihren Consum möglichst hinauszuschieben. Ich glaube, man wird nicht viel einwenden können, wenn man diese Aufgabe zunächst dem Elternhause zuschiebt. Die Schule gesteht ja selber zu, daß hier ihre Macht endet, denn sie untersagt — und kann natürlich nur untersagen — öffentliches Rauchen und Biergenuß in Wirthshäusern. Kein Mensch wird das für rigoros halten; denn ich glaube, es giebt nicht so bald Jemanden, der flanirende Secundaner mit Cigaretten oder mit philisterhafter Regelmäßigkeit zum Schoppen sich versammelnde Primaner für eine besonders herzerfreuende Erscheinung hielte. Freilich liegt beim Bier die Sache schon wieder anders, als bei den Cigarren. Bei diesen handelt es sich um den Genuß selber, und nebenbei um ein bißchen Renommisterei, der zu entsagen nicht schwer fällt; bei jenem dagegen ist es viel weniger der Trinkgenuß, als das besondere Milieu, die Kneipe, die unwiderstehlich lockt; neben der Kneipe vor Allem die Formen des Trinkens, der Comment, der ein Gefühl geschwellten Stolzes giebt. Verbietet man öffentliches Rauchen, so wird der Schüler sich leicht genug dareinfinden, und wenn er durchaus Grund hat, sich damit zu produciren, vielleicht das offene Fenster benutzen. Das Bierinterdict raubt ihm viel, viel mehr: Kneipe sammt Comment, und das erträgt er nicht. Ergo: wird wider das Verbot getrunken. Alle Erfahrungen beweisen, wie leicht es ist, durch Gestattung gut gewählter Locale für die reiferen Schüler das zu verhüten. Denn man denke nur, was gerade hier das Verbot für einen Reiz ausüben muß: die geheime Zusammenkunft in der entlegenen Vorstadtkneipe, womöglich chambre séparée mit anmuthiger Bedienung; man fühlt sich unterdrückt, verfolgt, man schwört, fest zusammenzuhalten, Farben sind das Symbol dafür — die Schülerverbindung ist fertig. Sie wird entdeckt, und nun beginnt die Tragödie. Läuft Alles milde ab, so giebt's Carcer; herrscht Strenge, so wird lustig relegirt. Denn die Schulgesetze erlauben es. Die Uebelthäter haben ihre „Strafe". Der Carcer mag hingehen; er ist harmlos, freilich auch nicht mehr, wenn der Krach die jungen Leute kurz vor der Maturitätsprüfung trifft. Die Consequenzen, die dann eintreten können, sind erst neuerlich noch verschärft worden; man hat immer mehr die hohe Bedeutung der „sittlichen Reife" für's Abiturium entdeckt. Nun ist eine Tertianerverbindung gewiß ein Knabenstreich, für den Prügel das souveräne Mittel darstellen (natürlich von den Eltern ertheilte). Wenn aber Leute, die ein Vierteljahr später in akademische Corporationen eintreten, die Sorgen des Examens durch eine fröhliche Zecherei unterbrechen, in schwelgender Vorahnung und Vorahmung dessen, was da kommen wird, dann — fehlt ihnen eben die sittliche Reife. Und anstatt sie möglichst rasch durch die Prüfung durchzubefördern und der Freiheit, nach der sie lechzen, zu übergeben, stellt man sie „strafend" auf ein halbes Jahr zurück. In dem halben Jahre sollen sie gewiß die sittliche Reife erwerben. Worin die nun eigentlich besteht — d. h., wodurch die so Zurückgestellten sich nach einem halben Jahre, wenn sie in's Leben hinausgehen, von ihren Gefährten, die ihnen vorangehen durften, unterscheiden — das heraus zu bekommen, würde selbst dem schneidigsten Staatsanwalt unmöglich sein. Oder doch: sie haben die Erfahrung gemacht, daß man gehorchen muß, wenn man nicht — geschädigt werden will. Die Strafe des Schulgesetzes ist einfach eine brutale Schädigung am Gelde der Eltern und an der Zeit des jungen Mannes. Nicht mehr und nicht weniger. Man sieht: sie athmet einen eminent sittlichen Geist. Das ist aber, wie gesagt, der harmlosere Fall. Viel schlimmer ergeht es dem Relegirten. Jedermann weiß, was in den oberen Classen, vielleicht in Prima, ein Wechsel der Lehranstalt bedeutet. Er kostet zumeist Diejenigen, die durch Versetzung der Eltern oder Aehnliches dazu genöthigt sind, ein halbes Jahr, wenn nicht ein ganzes. Nun aber gar der Relegirte! Nicht wenige Schulen weisen ihm überhaupt die Thür, weil sie durch so unsichere Cantonisten ihr „sittliches Niveau" nicht herabdrücken wollen. Wo es ihm gelingt anzukommen, wird er von Anfang an mit einem gewissen Mißtrauen betrachtet und scharf beobachtet. Die harmloseste Disciplinlosigkeit, wie seine Kameraden sie täglich ungestraft begehen dürfen, kommt ihn theuer zu stehen. Er wird als „rückfällig" betrachtet, man spannt die Zügel straffer. Nun bricht vielleicht sein Trotz durch — die neue Katastrophe ist fertig. Und dabei liegen in Deutschland die Dinge noch recht günstig. In Oesterreich besteht die barbarische Strafe des „Ausschlusses", d. h. der Relegation mit Zurückweisung von allen Schwesteranstalten! Das heißt kurz und trocken: Vernichtung des Lebensziels! Es giebt im ganzen Strafgesetzbuch kaum etwas, das an furchtbarem Drakonismus sich dieser Schulstrafe an die Seite stellen ließe. Denn in solchen Paragraphen wird ganz brutal die Anschauung cultivirt, daß die Schule nicht um des Schülers willen, sondern dieser um der Schule willen da sei. Man stelle sich so etwas in's öffentliche Leben übertragen vor: Verstoß gegen eine conventionelle Disciplinarordnung — Zerstörung des gesteckten Berufsideals. Und wen — wenn wir wieder nach Deutschland zurückkehren — trifft die Relegation am härtesten? Die mittleren und ärmeren Schichten; die Söhne der Beamten und kleineren Kaufleute, d. h. die Stände, die unserer Gesellschaft immer die höchste Summe von Talenten und Intelligenzen gestellt haben. Man darf ja nie vergessen, wie weit eine solche Katastrophe in die Zukunft hinaus wirkt. Auf der Universität wird bei Bewerb um Stipendien und Benefizien stets das Schulzeugniß mitverlangt, und da genug Concurrenten ohne Makel da sind, so geht der Relegirte natürlich leer aus. Der Sohn reicher Eltern, der seinen Wechsel von 200 Mark oder mehr noch in der Tasche hat, darf sich die Relegation ohne sonderliche Sorge leisten. Im Corps nimmt sie ihm sicher keiner übel, und durch die Erziehung im Corps wird auch für die spätere Carrière der kleine dunkle Punkt unschädlich gemacht. Denn diese Erziehung, so versicherte ein glaubwürdiger Kenner, Herr Staatsminister a. D. von Bötticher, liefert nach wie vor die Elite unseres Beamtenthums. Und da auf der letzten Tagung Alter Herrn des Kösener S. C. gar constatirt wurde, daß die Corps Träger des kategorischen Imperativs seien, so kann ja kein Zweifel bestehen, daß die Jugendsünde der Relegation völlig wett gemacht wird. Der mittellose Student ist so gut nicht daran; da ihm seine Mittel nicht erlauben, den kategorischen Imperativ in sich aufzunehmen, so wird er die Folgen der Knabenthorheit lange, lange zu spüren haben. Ist er, wie so oft, Philologe, dann sogar sehr lange und sehr intensiv!

In solcher ethischen Herrlichkeit leuchtet der Kern unserer Schulgesetze. Aber das möchte Alles hingehen, wenn die Schule durch Gegenleistungen es aufwägen würde; wenn etwa Bismarck's berühmtes Wort vom Preußenthum, das anfangs jucke wie eine wollene Jacke, dann aber auch so mollig warm sei wie diese, auf unsere höheren Schulen übertragbar wäre: wenn die Schule nicht bloß Pflichten auferlegte und deren Erfüllung unnachsichtlich forderte, sondern selber Gegenpflichten übernähme. Wie es aber damit steht, hat sich neuerdings erst in wahrhaft strahlendem Lichte gezeigt. Vor dem Wissen und Können unserer Gymnasial- und Realschullehrer empfinde ich Hochachtung. Aber die Schule absorbirt soviel Zeit des jugendlichen Lebens, daß es ganz unmöglich ist, sie als bloßen Unterricht aufzufassen; sie selber erhebt durchaus den Anspruch, eine Erziehungsanstalt zu sein. Erziehen ist mehr, und zwar sehr viel mehr, als Unterrichten. Es hat neben dem theoretischen einen sittlichen und einen hygienischen Inhalt. Nicht Vielwisser, sondern Charaktere und gesunde Menschen sollen in der Schule heranwachsen. Wie es mit der Erfüllung der

Digitized by Google

ethischen Pflichten bestellt ist, wurde bereits gezeigt. Unsere Reactionäre zetern gern über die vergiftende Lehre des Classenkampfes. Nun, ein Anhänger dieser Lehre, der Socialdemokrat Wolfgang Heine, hat im deutschen Reichstage erklärt, er würde es für einen Frevel halten, die Jugend im Sinne des politischen Kampfes aufzuziehen. Und was Schüler zu erwarten hätten, die sich auch nur mit der Oberfläche des activen politischen Lebens befaßten, das hat vor einigen Jahren der berüchtigte Fall des Greifswalder Gymnasiums im grellsten Lichte gezeigt. Daß aber die Schulgesetze zwar nicht in der Theorie, aber in ihren praktischen Consequenzen den Classenunterschied proclamiren — das, ja das ist eben wieder was Anderes. Nur muß man uns dann die Frage erlauben, worin eigentlich die sittliche Erziehung durch die Schule bestehe? Vielleicht im confessionellen Religionsunterricht, der den Tertianern Gelegenheit giebt, die „heiklen Stellen" des Alten Testaments in möglichster Vollständigkeit zu sammeln? Oder vielleicht, ganz recht: vielleicht in der Erziehung der Knaben zum „Arbeiten"? Es ließe sich auch vom rein ethischen Standpunkte aus mancherlei über dieses Arbeiten sagen, das, so lange es sich in mäßigen Grenzen hält, die strebsamen, intelligenten Schüler aus freiem Antriebe besorgen, während es den trägen Elementen durch keine Strafe innerlich beigebracht werden kann. Aber viel bedeutsamer wird dieses sittliche Ziel dadurch, daß es sich unauflöslich mit der dritten Pflicht der erziehenden Schule, der körperlichen Bildung, verkettet.

Ich glaube, es giebt nicht viele Unbefangene, die über die „Ueberbürdungsfrage" nicht mit sich selber und untereinander einig wären. Die moderne Medicin vertritt mit seltener Einmüthigkeit den Standpunkt, daß in den Jahren der geschlechtlichen Reifung dem Körper wie dem Geiste die größte Schonung aufzuerlegen sei. Axel Key, Burgerstein und vornehmlich Kräpelin haben in ihren fundamentalen Arbeiten über die geistige Leistungsfähigkeit und die Ermüdung nachgewiesen, daß die von unseren Gymnasien Jahrzehnte lang geübte Praxis in unerhörtem Maße das überschreitet, was dem reifenden Organismus überhaupt zugemuthet werden darf. Vereint mit Hermann Cohn's und anderer Augenärzte Feststellungen über die Kurzsichtigkeit, mit den Beobachtungen der modernen, so hoch entwickelten Ohrenheilkunde, mit den Statistiken der Chirurgen und Orthopäden über Rückgratsverkrümmungen, mit den Zeugnissen der Nervenärzte über die jugendliche Nervosität bildeten jene Ergebnisse strenger und mühevoller Forscherarbeit eine geradezu furchtbare Anklage gegen die Vernachlässigung, denen sich unsere Gymnasien hinsichtlich der körperlichen Erziehung ihrer Zöglinge schuldig gemacht hatten. Man hätte glauben sollen, die Forderung von Schulärzten wäre nach alledem eine Selbstverständlichkeit gewesen. Aber die Medicin kam bei der Philologie schön an. Die Lehrer zeterten über geplante Eingriffe in die Unterrichtsfreiheit; sie gaben den Aerzten eine Lection, daß experimentelle Feststellungen nicht auf's praktische Leben übertragbar seien — ohne freilich sich klar zu werden, daß die Wirklichkeit noch viel höhere Werthe der Ueberbürdung und Uebermüdung liefern muß, als die von vielen Einzelheiten abstrahirende Forschung; sie stellten der Schülerüberbürdung ihre eigene gegenüber. Als ob — zugegeben, diese Ueberbürdung des Lehrers existire hie und da — damit die Schuld an der Jugend vermindert würde. Mit schärfstem Nachdruck haben seither medicinische Versammlungen, zuletzt noch diejenige Deutscher Naturforscher und Aerzte, die Behauptung einer auch nach der „Schulreform" fortbestehenden Ueberbürdung, die Forderung der Entlastung und einer geregelten fachmännischen Ueberwachung der leiblichen Erziehung wiederholt: und das Ergebniß? Die eine und die andere Stadt hat Schulärzte angestellt, meist mit so vielen unter philologischem Drucke entstandenen Cautelen, daß eben nur die schreiendsten Mißstände offenbar werden können; hat aber die Schulverwaltung bisher Miene gemacht, die unerläßliche Einführung einer hygienischen Unterweisung der Lehrer, die Einschaltung der Schulhygiene als Prüfungsfach in's Oberlehrerexamen zu verwirklichen? Sie wird es vielleicht versuchen, und die Philologenschaft wird sich zu entschlossenem Widerstande organisiren. Denn das ist eben der rothe Faden, der sich durch alle Schulsünden zieht: der philologische Charakter unserer Gymnasien. Die naturwissenschaftlichen Fächer — Mathematik, Physik, Chemie, Botanik und Zoologie — stellen zum Gesammtbestande der häuslichen Arbeiten ein äußerst geringes Contingent; und man darf behaupten: wenn diese Fächer im modernen Sinne noch weiter ausgestaltet werden, wenn vor Allem Botanik und Zoologie in biologischer Auffassung bis zur obersten Classe im Lehrplan stehen, wenn die physikalische Geographie, diese hochinteressante Wissenschaft, ihren gebührenden Platz findet — daß dann trotz der Vermehrung naturwissenschaftlicher Stunden eine Verminderung häuslicher Arbeiten eintreten wird, denn je mehr durchgeistigt ein Wissen dem Schüler geboten wird, desto weniger giebt es ihm Anlaß zum Auswendiglernen, zum Memoriren. Aber der Geschichtsunterricht in der veralteten Form von Jahreszahlen, Haupt- und Staatsactionen und dynastischen Erbfolgen, sowie sämmtliche Sprachen, an der Spitze die altclassischen mit ihrem „Präpariren" und ihrer (zwangsmäßigen!) „Privat"lectüre — kurzum die historisch-philologischen Fächer, die sind die Träger der Ueberbürdung, die können ohne den Wust von Hausarbeiten ihr Ziel nicht erreichen, ihr „Lehrpensum" nicht erfüllen; und das ist ja doch nothwendiger als die leibliche und geistige Gesundheit der Schüler. Und wenn dann die Philologen den härtesten Worten der Anklage, wie Kräpelin sie sprach, mit Achselzucken und Lächeln Stand halten, wenn sie kühl erwidern: wir müssen unsern Lehrplan erfüllen! — dann sollte man nicht mit dem Königsberger Physiologen Hermann in die Forderung einstimmen: Emancipation des Gymnasiums von der Philologie?

Er handelt sich bei der Ueberbürdung auch um eine brennende sittliche Frage. Nicht nur Leib und Geist können unter einer allzu großen Arbeitslast verkümmern; auch das sinnliche Leben, das in den Jahren der Entwickelung erwacht, dessen Erwachen eben diese Jahre charakterisirt, wird durch nichts so leicht in gefährliche, perverse Bahnen getrieben als durch Ueberanstrengung der körperlichen Kräfte. Die moderne Nervenheilkunde steht der vielbesprochenen sexuellen Neurasthenie im Allgemeinen mit der Auffassung gegenüber, die der nervösen Widerstandslosigkeit die Stelle der Ursache, der sinnlichen Verirrung aber die der Wirkung anweist, während man früher und heute noch in Laienkreisen die Verkettung sich gerade umgekehrt denkt. Es mag daran erinnert sein, daß in diesen sexual-ethischen Fragen, die neuerdings mit ungeheuerer Macht sich den denkenden Aerzten und Erziehern aufdrängen, die höhere Schule bisher überhaupt völlig stumm dasteht. Die geradezu verheerend wirkende Verheimlichungspraxis, die ja leider auch die meisten Elternhäuser beherrscht, ist das Juwel der sittlichen Schulerziehung. Denn was das Gymnasium von der Antike lehrt, ist sorgfältig gereinigt von Allem, was den moralischen Geist des helleno-römischen Alterthums ahnen lassen könnte. Ueber das Hetärenwesen, über sapphische und ganymedische Vergnügen wird ein zarter idealisirender Schleier gebreitet; von den gleichen Erscheinungen seiner Zeit aber erfährt der Schüler kein Sterbenswörtchen; was er darüber weiß, dankt er streng verbotener Lectüre, und mit diesem meist kläglichen Surrogat tastet er sich in den Wirbel des Lebens hinein, angewiesen auf die Weisheit, die den Menschen durch Schaden klug werden läßt. Daß es sich hier freilich um einen Schaden handeln kann, der Lebensglücke untergräbt, an Kindern und Enkeln grausig sich forträcht, davon weiß der — confessionelle Religionsunterricht, diese Ausgabestelle der sittlichen Gebote, nichts. Wer die fünf Hauptstücke oder die sieben Sacramente, ein paar biblische Geschichten und Kirchenlieder, sowie die confessionellen

Digitized by Google

Unterscheidungslehren kennt, wer außerdem nicht wegen öffentlichen Rauchens, wegen Biergenusses in öffentlichen Localen oder gar Commentvorahnungen in geheimen Localen vorbestraft ist, wer sich nie obstinat geweigert hat, schuldige Mitschüler zu denunciren: der erhält von der Schule das Zeugniß einer fleckenlosen sittlichen Reife.

Das war es, was ich über die strafrechtliche Thätigkeit unserer höheren Schulen sagen wollte. Ich fürchte freilich, manchem Leser die Eingangs erwähnte humoristische Betrachtungsweise für lange vergällt zu haben. Das sollte mir lieb sein; denn eine Reform unserer gymnasialen Erziehung (nicht bloß des Unterrichts!) ist nicht eher möglich, als bis die Eltern aus ihrer neutralen, indifferenten Stellung energisch heraustreten. Denn hier gilt es eine Radicalcur. Der Vertreter der modernen Strafrechtsauffassung mag es mir nicht übelnehmen, daß ich seine bahnbrechende Arbeit zum Ausgangspunkte dieser Betrachtungen nahm. Er und die kleine Schaar um ihn werden zweifellos ein Verständniß für den Zusammenhang haben, der zwischen Verbrecherthum und Erziehung auch „höheren Ranges", zwischen Strafgesetzbuch und gymnasialen Schulgesetzen, zwischen der Pflichterfüllung des Staates gegen seine Glieder und der Pflichterfüllung der höheren Schule gegen die ihren möglicher Weise sich entdecken läßt. Diesem Zusammenhang selber nachzugehen, kann natürlich nicht die Aufgabe einer für weitere Kreise bestimmten Studie sein; sie muß sich damit begnügen, das erste der beiden einander ergänzenden Glieder, das Strafrecht der Schule, einer nur die Hauptmomente streifenden Kritik unterworfen zu haben.

Literatur und Kunst.

Theodor Mommsen als Dichter.

Von Wolfgang Martini.

Wohl nur einem kleinen Teile von den Vielen, die Theodor Mommsen's gewaltige wissenschaftliche Verdienste kennen und hochschätzen, ist es bekannt, daß der große Gelehrte noch immer gern an eine Zeit emsigen poetischen Schaffens zurückdenkt, das ihn nebst seinem Bruder Tycho mit Theodor Storm auf der Universität Kiel im Winter 1839 innig verband. Dichterische Neigungen führten die Studiengenossen, die überdies in demselben Hause wohnten, bald zusammen, wenn Mommsen auch der Storm's „Holsatia" feindlichen Burschenschaft „Albertina" angehörte. Da saßen sie zusammen, kochten Kaffee und „fingen Reime", wie Mommsen 1884 an den Jugendfreund schrieb; und manches Glas haben sie mit einander geleert: „solide oder nicht, so wie es eben fiel". Mit kritischen Hammerschlägen fielen sie fast über die ganze zeitgenössische Poesie her und setzten an deren Stelle ihre eigene frische Dilettantendichtung, die sie 1843 veröffentlichten: „Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen. Theodor Storm. Tycho Mommsen" (Kiel, Schwers'sche Buchhandlung.) Dieses „Liederbuch" ist heute leider recht selten geworden, da der Altphilolog Tycho Mommsen später die noch vorhandenen Exemplare hat einstampfen lassen, obwohl ihm nur 14 jener Lieder angehören. Das Liederbuch hatte sich in den „Hamburger literarischen Blättern" einer ziemlich wohlwollenden Kritik zu erfreuen, noch dazu von Wienbarg, jenem Führer des kritikfrohen „jungen Deutschland", das bis auf Gutzkow und Laube heute vergessen ist, aber damals, an Börne und Heine anknüpfend, mehr durch revolutionäres Geschrei als durch große Fortschritte den literarischen Markt beherrschte. Diese Kritik beschäftigt sich fast nur mit den ca. 60 Beiträgen Mommsen's, auch Storm's ca. 40 Gedichte übergehend, und spricht „dem auf dem Titel zuerst genannten Dichter" am meisten „Kunstbewußtsein und Goethebildung" zu. Ihm sei von ironischem Anflug gehobene Persönlichkeit eigen, er dirigire das Concert, er streife am meisten das Geniale. Und in der That, Theodor Mommsen ist zweifellos der geistige Führer der Dichtertrias des „Liederbuchs", er hat bereits eine größere Reife erlangt als der später so fruchtbare Lyriker und Novellist Storm, der seinem dichterischen Berufe neben dem Jus treu geblieben ist. Aber auch in dem Kopf des 22jährigen Mommsen gährt und braust und tobt es noch, Spott und Ernst, Schwärmerei und frohe Lust, Wehmuth und Leichtsinn jagen sich in seinen Gedichten und ringen nach poetischem Ausdruck:

Fandango und Bolero Ziehen mir durch den Sinn;
Ein ganzer Canconiero Von Liedern steckt darin.

Auch die Anklänge an literarische Vorbilder, an Goethe, Brentano, Rückert, Uhland und besonders an Heine und Eichendorff gehen noch wild durcheinander, alle unverkennbar mit dem Gepräge einer kraftvollen Eigenart versehen.

Was ihn von dem ruhigeren, stimmungsvollen Storm besonders scheidet, ist das Ideenreiche seiner Poesie. Storm ist Stimmungs-, Mommsen mehr Gedankenlyriker, dem aber auch die Stimmung bisweilen nicht abgesprochen werden kann. Anspielungen aller Art, oft schwer verständlich, geistreiche Bemerkungen, kräftige Vergleiche, Humor, Satire spielen bei Mommsen durcheinander, ohne die Tiefe zu beeinträchtigen. Der spätere Historiker zeigt schon hier, in der Periode seiner Gährung, einen großen Ideenreichthum und einen kritischen Blick.

Theodor Mommsen eröffnet den Reigen des „Liederbuchs", indem er das Programm aufstellt:

Denn unsre ganze Kunst ist, mit den treuen
Gesellen uns am guten Tag zu freuen,
Zu weinen wiederum mit den Betrübten.

Den schleswig-holsteinischen Landsleuten wird vor Allem das Buch an's Herz gelegt, da sie am besten wissen, „wohin die Lieder deuten". Doch tritt er dem Publicum, wie den Herrschern des Parnasses oft mit keckem Selbstbewußtsein und beißendem Spotte gegenüber; so vor Allem in dem „Exodus", der, gleichsam als wollte der Verfasser sich am Schlusse des Buches noch einmal recht austoben, erbarmungslos mit Großen und Kleinen in's Gericht geht, über die Stümper, wie über die Männer „vom Fache" spottet und die eigene Dichtung siegesbewußt anpreist.

Von keinem Genre trieben wir in's Große die Fabrike,
Bei Cotta sind wir nicht gedruckt und schwuren keiner Clique.

Mag Theodor Mommsen auch wissentlich keiner Clique geschworen haben, so lassen doch seine Gedichte darüber keinen Zweifel obwalten, daß er nicht bloß durch seine Jahre in der Romantik wurzelt. Romantische Stoffe, romantische Ideen, romantische Gefühle ziehen sich durch das ganze „Liederbuch". Er sehnt die alten von Poesie verklärten Zeiten mit ihren Sagen und Märchen, die im Waldesdunkel leben, zurück. Und Märchen, Sagen und Volkslieder haben es dem Spätromantiker Mommsen angethan, gleich jenem jungen Paar seines prächtigen „Grimm's Märchen" verherrlichenden Gedichtes. Im einsamen Walde sitzend erzählen sich die beiden, und alle Vögel lauschen dem goldnen Märchenwort.

Und wie die Sagen schweigen, Und wie das Lied verhallt,
Melodien weh'n fort in den Zweigen, Und Märchen flüstert der Wald.

Wie die Brüder Grimm sich mit „deutscher Mythologie" und „deutscher Heldensage" beschäftigten und deutsche Märchen sammelten, wie Arnim und Brentano in „des Knaben Wunderhorn" bahnbrechend die Volkspoesie an's Licht zogen, so sucht auch Theodor Mommsen — für den Historiker zugleich bezeichnend genug — die Volksseele zu belauschen. Mit Storm faßte er den Plan einer Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen und Märchen, so daß sie 1844 zu Bier-

Digitized by Google

natzki's „Volksbuch für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg" manchen guten Beitrag für den ersten Jahrgang liefern konnten. Sie vor Allem haben zuerst zu einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung angeregt; Müllenhoff, dem sie zuvorkamen, schloß sich ihnen an und führte, da Mommsen und Storm aus äußeren Gründen zurücktraten, allein das Werk mit bekannter Vollkommenheit zum Ziele. Für den späteren Historiker Mommsen ist die Vorrede der beiden Sammler merkwürdig: „ . . Unser Zweck ist weder ein historischer, noch ein poetischer . . . Die Sage ist ein Erzeugniß des Volkslebens und ein Theil davon. Darum wollen wir sie sammeln". Wir müssen darin einen weiten Blick erkennen, daß hier der höhere Gesichtspunkt, dem sich die Erforschung der Geschichte und Poesie unterordnet, das Gemeinmenschliche, die menschliche Seele hervorgehoben wird. Es herrscht hier schon das hochwissenschaftliche Interesse, das jedes, auch das kleinste Product des menschlichen Geistes danach bewerthet, inwiefern sich aus ihm ein Rückschluß auf den Urheber fällen läßt.

Ein Lied Mommsen's, „Unsre Sagen", wird aus dem „Liederbuche" in die Sagensammlung verpflanzt:

Die Sage kehrt in's Land zurück,
Wie klingeln ihre Glöcklein!

Ueberhaupt finden wir schon im „Liederbuche" viele sagenhafte Stoffe. Da spukt es allenthalben, da lebt es im Waldesdunkel, da hören wir vom Grafen Ranzau, vom Nix im grauen Röcklein, und vom Puck, der auch in Storm's späterer Lyrik noch eine Rolle spielt. Der „Johannisabend" Mommsen's erzählt uns, wie Allraun die bannenden Fesseln des Christenthums zerbrechen will, wie sich die Geister schlaftrunken umsehen, und der ganze Spuk vor Glockenklang und Chorgesang verschwindet. Eine „Friesische Sage" verarbeitet er zu einer kernigen Ballade im Volkston.

Die Brüder, sie stehen, sie mähen mit Fleiß,
Die Wange glüht, die Stirn' ist heiß.

Dieses Verspaar zieht sich, immer etwas verändert, wie ein Kehrreim durch die ganze Ballade, jedes Mal mit gesteigerter Wirkung. Der Aelteste beansprucht das väterliche Erbe, die Felder, die sie mähen, trotzig herausfordernd für sich und betrachtet die jüngeren Brüder als Knechte, die ihm das Feld bestellen, bis endlich den Anderen die Geduld reißt:

Die Sense klirrt, die Sense klingt,
Der Bruder sie nach dem Bruder schwingt.

Und wieder setzt es refrainartig ein, diesmal, am Höhepunkte, grausig parodirend:

Die Brüder, sie mähen, es fließt der Schweiß,
Es fließt der Schweiß und das Blut so heiß.

Dann fällt der Bruder vom Bruder getroffen. Aber an jener Stelle kreisen noch immer nächtliche Lichter.

Die Lichter, sie ziehen und dreh'n sich im Kreis,
Die Brüder, sie stehn noch und mähen mit Fleiß.

Diese Ballade steht dem Besten, was Bürger und Uhland in dieser Art geschaffen, ebenbürtig zur Seite. Diese knappe Erzählung, die den Volkston in seiner frappirenden Einfachheit trifft, ohne ihn, wie bei Bürger zuweilen, nachzuäffen, diese drastische Schärfe, die kein Wort zu viel oder zu wenig braucht, die sich immer steigernde Spannung, durch jenen Kehrreim stufenweise hervorgehoben, erzielen eine rein tragische Wirkung. Romantisch ist auch Mommsen's Zuneigung zu Byron, nach dem ihm drei Lieder trefflich gelungen sind. So z. B. das Lebewohl (Fare thee well! and if for ever), das Byron seiner geschiedenen Gattin nachrief. Mit dem Romantiker Eichendorff wetteifert er in einem Cyklus von sieben „Fiedelliedern", deren zwei Storm beigesteuert hat. Dieser hat drei Jahrzehnte später jene beiden „Fiedellieder", durch Scheffel's „Trompeter von Säckingen" angeregt, in seinen prächtigen Cyklus „Fiedellieder" verarbeitet. Jenen ersten Cyklus des „Liederbuchs" beginnt wiederum Mommsen:

„Im Walde, im Walde,
O wie es da klinget,
Im tiefgrünen Wald,
O wie es da schallt.

Wandern ist seine Lust, kein Mädchen kann ihn halten; Mädchen giebt's an allen Orten, Rosen trägt jeder Rosenstrauch; und geküßt wird hier wie dort. Frisch singt er drauf los, rhythmisch, musikalisch, um Reinheit des Metrums und Reims weniger bekümmert. Aber der Reim liegt fast immer auf einem sinnbetonten Worte — bei der flotten Ursprünglichkeit ein Zeichen für echte Begabung. Von Zeit zu Zeit muß das brave Publicum, der deutsche Michel, der, weil er „Gewissen hat", alles liest, was man ihm auch versetzt, einen boshaften Seitenhieb hinnehmen.

Ihr seid so nudelnüchtern,
Ich bin euch ein paurer Wicht.

Mit den Romantikern singt er von Liebe und Natur, ohne dabei der Alten zu vergessen, deren Kenntniß viele Anspielungen bezeugen. Cras ingens iterabimus aequor, mit diesen Worten des liebekundigen Horaz überschreibt er ein Lied:

O komm mit mir und streife Durch's Meer, du schöne Braut.

Einen Kuß auf holden Mädchenmund weiß er wohl zu schätzen; auch eine Wahl hat er schon getroffen, wenn er beim Blinde-Kuh-Spiel Gott Amor bittet, ihm die unter allen Erlesene in die Arme zu führen. Keck und lustig weiß er die Mädchen zu schildern, wenn er auch anfänglich schüchtern von ferne zusieht.

Und durch den Garten klingt der Mädchen Lachen,
Anmuthig ist es mir und neu;
Da schlüpfen sie unter den goldenen Regen,
Daß lange noch die Blätter sich bewegen.

Unverkennbar ist hier die geschickte Tonmalerei des dritten und, durch das Verhältniß zu ihm, des vierten Verses. Zugleich verwandelt er Lessingisch durch Bewegung die Schönheit in Reiz. Die feine, nachdenkliche Beobachtung der bewegten Blätter kann sich bis zu jener weltfremden Wehmuth steigern, die Storm's Werken ebenfalls eigenthümlich ist. Mommsen verbindet damit die Fähigkeit, die Schauer des Liebesglückes individuell zu fühlen und geheimnißvoll anzudeuten:

Fern klingen die Morgenglocken Herüber zu der Au;
An deinen braunen Locken Hängt kühl der Morgenthau.
Sie netzen mich, die feuchten, So dicht an dich geschmiegt;
Du schaust in Ostens Leuchten Und denkest meiner nicht.

Ueberhaupt gelingt ihm Situationsschilderung trefflich, da er alles in Bewegung umsetzt. So, wenn er um „Erhörung" fleht:

Ich schaue dich wieder Mit fliegendem Blick —
Du siehst vor dich nieder; So weiß ich mein Glück?

Und von diesem Glück singt er tief und innig:

Es waltet der Friede Der einsamen Nacht.
Stumm sind wir zusammen Mit lauschendem Ohr;
Die ewigen Flammen, Sie schlagen empor.

An dem jungen Erotiker konnte der Frühling nicht unbesungen vorüberziehen.

Die lauen Lüfte ziehen, Es sproßt an jedem Zweig;
Und wenn die Linden blühen, So sind die Dichter reich.

Des Frühlings farbige Kinder besingt er in reizenden Ritornellen:

Maienglocken!
Ich seh' euch jetzt verlassen blühn im Garten;
Sonst hieltet ihr euch gern zu braunen Locken.

Doch wirkt auch das Dunkle, Drohende in der Natur auf ihn ein. Der Sturm fegt pfeilschnell wie Liebesgedanken über die See dahin, realistisch klingt das Pfeifen der Matrosen

Digitized by Google

hinein, der letzte Tropfen aus der Flasche wird getrunken. Des Lebens Wermuth erfaßt ihn:

Das Leben ist so lang, so lang Und bitter zu ertragen.

Einem Goethe verklärt sich der Morgennebel zu der herrlichen Gestalt der Wahrheit, die ihm der Dichtung Schleier übergiebt, bei Mommsen verdichtet sich das „Morgengrauen" zu einem tosenden Weltenchaos, das ihn gespenstig umfängt und fesselt.

Weh! Weh!
Zum ungeheuren All
In unendlichem Fall
Werd' ich gerissen.

Man sieht das Eigene, Ursprüngliche des vielseitigen Dichters in allen diesen, ihrer Art nach meist zweifellos romantischen Ergüssen. Aber Mommsen geht mit Heine über die Romantiker hinaus. In den musikalischen Heine'schen Rhythmen, denen man oft bei ihm, wie bei dem Bruder Tycho und bei Storm, begegnet, spottet er mit einer zwar offenen, aber gewiß unberechtigten Rücksichtslosigkeit gegen Eichendorff, dem er doch die Anregung zu den „Fiedelliedern" verdankt:

Wie sind sie ausgestorben, Menschen und Lieder so schön,
Gestorben und verdorben, Seit ich sie genauer besehn!
Ich selbst bin drüber erschrocken, Wie leer es in diesem Buch —

Fast cynisch lautet der Schluß: Und es freut sich am Ende die Eule, daß sie keine Nachtigall. Gleichfalls als Heine's Schüler dichtet er seine reizenden Vierzeilen:

Es klangen Glockentöne, Und die Sonne stieg empor.
Da erschrak ich vor deiner Schöne, Wie sie blitzte durch Morgenflor.

Oder eine andere:

O laßt den Mond nur scheinen, Scheinen in meine Brust!
O laßt mich immer weinen Aus übervoller Lust.

Auch den cynischen Umschlag der Stimmung, der bei Heine so oft angefochten worden ist, hat er von ihm gelernt. Er fährt im Omnibus, und mit ihm eine Frau, die Myrthe und Rose trägt, „gewiß für's Töchterlein".

Die Rosen in der Lockennacht, Das Kränzlein in den Haaren!
Nichts weiter hab' ich mehr gedacht, Und wir sind doch noch lange gefahren.

Doch fragt' ich nicht, wie heißt die Braut, Therese oder Cäcilie?
Sie wird wohl schon heut' Abend getraut? Und sie ist doch von guter Familie?

Wie hier, so spottet er noch häufig über alle Philisterei, die ihm gründlich verhaßt ist. Frei und stolz erhebt sich der Denker über allen beschränkten Philisterglauben. Auch hier kennt er keine feige Zurückhaltung.

Die Frommen sind im Rückzug jetzt, Es ist ihnen sehr beklommen,
Den Glauben, der die Berge versetzt, Wir haben ihn überkommen.

Seine beißende Satire auf die Neider der Großen könnten wir manchem Zeloten empfehlen, der noch heute Goethe gern in seinen moralischen Sumpf hinabziehen möchte:

Uebrigens ward auch der Dichter In die Hölle aufgenommen;
All die groß und kleinen Lichter Freuten sich, daß er gekommen.

Theodor Mommsen bleibt Heine ebenso wenig wie den Romantikern getreu. In einer „H. H." überschriebenen Strophe erklärt er sich deutlich genug:

Auch ich war von der Gemeinde Und trug dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde — Bewahre mich Gott vor dir!

Gleich Eichendorff und Heine bleiben wenige von der scharfen Kritik des frischen Sängers verschont. Georg Herwegh's, des revolutionär-republikanischen Freiheitsdichters eben erschienene „Gedichte eines Lebendigen" fertigt er, unbestochen von ihrer schnellen Berühmtheit, mit den klaren, in dem Munde eines geborenen Historikers ehrenvollen Worten ab:

Die Poesie umleuchte die Geschichte — — —
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte.

Im Schlußgedicht „Exodus" fallen die Hiebe hageldicht. Da bekommt Heine die classische Apostrophe: „Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr, als selbst vor deinen Knappen." Ferdinand Freiligrath, „im Sandmeer die Oase", muß für seine geographischen und ethnographischen Gedichte den guten Rath hinnehmen, den er später in seinen großartigen politischen und socialen Zeitdichtungen auch befolgt hat:

O hundertmal ist dir's gesagt: was willst du ferne pirschen?
Im Garten blühn die Rosen dir und reifen dir die Kirschen!

Dann verwirft Mommsen die ganzen modernen „groß und kleinen Lichter" mit dem Löwenritter Freiligrath:

Arabisch wird die Poesie, arabisch oder tropisch:
Nur hinter seinem Becher Wein verschanzt noch hält sich Kopisch.

Der Adel drängt sich zum Parnasse, und die Lieder werden langweilig wie ein Freiherr. Es war ja Alexander Graf von Württemberg in seinen „Liedern des Sturms" gleich Freiligrath in die Tropen gewandert. Aber Mommsen spottet nicht nur, er hat auch seine Lieblinge. „Vergeßt nicht, Chamisso ist todt und Mörike verstummte." Vor Mörike, den das Kleeblatt eigentlich entdeckt hat, machten sie, wie Storm später sagt, ehrerbietig Halt. Mommsen widmet ihm ein lobpreisendes Sonett. Er fand

Erblühend im geheimsten Thal von Schwaben
Des reichen Liedersommers letzte Rose.

Es muß uns, die wir überzeugt sind, daß ein Genie sich überall durchringt, wundern, wie so vielversprechende Anfänge verkümmern konnten. Wir haben hier unzweifelhaft reiche dichterische Anlagen vor uns. Das poetische Schaffen Theodor Mommsen's muß sich aus seinem Innern mit Naturnothwendigkeit losgerungen haben, wie bei jedem echten Dichter, dessen Ueberfluß an Lebensgefühlen Gestaltung sucht. Dafür spricht mancher echte Naturlaut, das intensive Dichten jener Zeit und seine eigenen Worte:

Geht's mit den Liedern doch wie mit den Kindern,
Sie werden flügg und Keiner kann sie hindern.

Vergleichen wir Mommsen's Gedichte mit denen des gleichalterigen Storm, der doch später eine glänzende, leider nicht genug bekannte Lyrik hervorgebracht hat, so müssen wir Mommsen für jene Zeit den Vorzug geben; er ist trotz größerer Vielseitigkeit tiefer und reicher. Er steht in einer Periode des Sturmes und Dranges, woraus sich die allzu große Lust am Verneinen erklären mag. Aber die Gährung läßt einen um so edleren Wein erwarten. Sein rasches Fortschreiten ist gar nicht zu verkennen. Und wie konnte Alles dies nun verloren gehen? Mommsen giebt uns bereits im „Liederbuch" die wehmüthig resignirte Lösung des Problems:

Ich saß und grübelte in meiner Klause,
Von Büchern und Gelehrsamkeit umringt.
Der Frühling kommt — sie ziehen aus dem Hause —
Ob ich noch weiß, wie die Oktave klingt?
Hab' ich doch sonst in sonnig warmen Tagen
Die Saiten mit den Andern frisch geschlagen.

Zürnt nicht dem Dichter, der gar viel begann,
Wenn vor den Folianten und der Prose
Nicht jede Knospe sich erschloß zur Rose!

Die Klärung hat sich auf einem anderen Gebiete vollzogen. So große wissenschaftliche Leistungen verlangten den ganzen Mann. Für die Poesie konnte keine Productivität übrig bleiben. Wir dürfen das Resultat dieser Entwickelung nicht beklagen. Ist doch auch jene Jugenddichtung nicht ganz verloren. Dem Gelehrten war diese Zeit nicht nur eine Periode trefflicher stilistischer Uebung; eine poetische Begabung, die sich in der Jugend gewiß aussprechen mußte, ist geradezu die Voraussetzung, ohne die manche Theile der römischen Geschichte nicht geschrieben werden konnten. Auch der Forscher braucht geniale Intuitionen. Viele Eigenschaften des großen Historikers finden wir, wie schon öfter angedeutet wurde, in dem

Digitized by Google

dichtenden Studio bestimmt vorgebildet: den großen Ideenreichthum, die scharfe Kritik, das liebevolle Versenken in die Volksseele und ihre Offenbarungen, die poetische Divination und Darstellung. Daher hat Theodor Mommsen den inneren Zusammenhang mit jener Zeit auch nie verloren. Er blieb mit Storm in freundschaftlichem Briefwechsel. Seine Uebersetzung des Carducci — auch eine poetische That — übersandte er ihm mit den Versen:

Zuweilen gedenkt man aus guten Gründen
Nicht ungern alter Jugendsünden.

Nach einem Besuche Storm's in Berlin 1884 schrieb er ihm die Zeilen: „Unsere Wege sind sehr auseinander gegangen, seit wir zusammen Kaffee kochten und Reime fingen; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, als Sie hier bei uns waren, daß wir Beide jene prähistorische Epoche, oder wie Sie sie nennen, Ihre erste Periode, nicht missen möchten, und daß wir uns doch auch so noch angehören."

Zola's neuer Roman.

Von Arthur Goldschmidt.

„Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört." — Diese Goethe'schen Verse aus der Braut von Corinth, womit Zola's „Fruchtbarkeit" überhaupt in tiefer Problemverwandtschaft steht, drücken knapp und schlagend das Leitmotiv des neuen Zola'schen Romanes aus.*) Von „Fécondité" kann man, ein schönes Wort variirend, sagen: dies ist kein Buch; wer es berührt, faßt ein Nationalunglück an — und mehr als das, eine Menschheitsangelegenheit.

Zola ist in seiner Gesellschaftskritik jetzt zu dem Urproblem der socialen Frage gelangt. Ein positiverer socialer Faust fin de siècle, ist er im tiefsten, fruchtbarsten Sinne zu den „Müttern" hinabgestiegen. In wahrem Patriotismus deckt er, mit ungeheurem Muthe, die Wunde auf, an der Frankreich zu verbluten droht, den Malthusianismus, der verheerender auf das Land wirkt, als je die Guillotine und je ein Krieg.

Der Roman gehört in seiner künstlerischen Conception zu den colossalsten Experimenten der Weltliteratur. Der Dichter läßt ganze Generationen vorüberziehen in einer erdrückenden Fülle von Gestalten, und jedes Einzelschicksal hat nur repräsentative Bedeutung, das Schicksal eines ganzen Volkes steht dahinter. Den furchtbarsten Hintergrund der Dichtung bildet die Statistik. „Fécondité" erstreckt sich über mehr als 70 Jahre; es ist die Tragödie einer ganzen langen Epoche. Aber die Tragik — und das ist die zweite, positive Seite seines Werkes — ist für Zola keine endgiltige; die Krankheit, an der sein geliebtes Frankreich hinsiecht, hält er nicht für tödtlich. Sein unerschütterlicher Optimismus, der sich immer freier und tiefer entfaltet, streckt keinen Augenblick die Waffen: „L'humanité est en marche" ruft er trotz alledem und alledem. Er verlangt allerdings eine Radicalcur. Seiner Schilderung der Wirklichkeit, die durchaus nicht pessimistisch genannt werden kann, stellt er als Contrast ein prächtiges Familienidyll und ein — schön utopisches — Weltideal gegenüber.

Den Ausgangspunkt seines Kampfes bildet die Malthus'sche Hypothese, daß die Bevölkerung schneller zunehme, als die zu ihrer Erhaltung nothwendigen Nahrungsmittel. Zola vertritt dagegen mit einem Enthusiasmus, der genial ist, das Paradoxon: die Welt ist zu leer; das Problem ist, die Erde überhaupt erst zu bevölkern. Das sociale Elend ist kein nothwendiges Uebel, sondern nur die Folge einer sinnlosen und ungerechten Organisation. Der gewaltigste revolutionäre Entwickelungsfactor der Cultur ist dem großen Demokraten Zola die Zahl. Alle Civilisation ist eine Folge des Druckes der Masse; aller Fortschritt ist ein weltgeschichtliches Zwangsproduct. In diesem tiefen Sinne feiert er die „revolutionäre" Fruchtbarkeit. Er löst — in phantasievollem Ausblick — das sociale Problem im Geist des Weltpolitikzeitalters — Romantik fin de siècle. Wo die Vaterländer zu klein werden, stellen sich zur rechten Zeit die Colonieen ein. Wie Jules Verne verweist er auf Afrika als eine noch unerschlossene Welt mit reichen Daseinsgarantieen. Er träumt von einer neuen, freien, jugendlich gesunden Civilisation. Aber das Experiment ist in der neueren Weltgeschichte schon einmal in denkbar größtem Maßstabe gemacht worden; das Resultat ist — Amerika! Zola führt eine ideale Enclave in Frankreich, eine isolirte Zwergform patriarchalischen Charakters in Afrika vor — Homunculuscultur! Die eherne Kette der Culturcontinuität ist jetzt nicht mehr zu durchbrechen. Die Welt ist nur ein großer Markt und Staatseigenthum a priori — in ihr ist kein Raum für einen freien Culturwillen. Von der exotischen Culturverbreitung der modernen Staaten — der neuesten Geschichte — die Brücke zu der Weltdemokratie zu schlagen, die Zola als das ideale „Endziel" vorschwebt, dazu gehört der Glaube an das Unmögliche, der das Vorrecht des Genies ist. Es gilt, neue Menschen aus einer alterskranken Gesellschaft zu schaffen, die, trotz ihres schlechten Gewissens, nicht sterben will und — ideell — nicht leben kann. Die Gesellschaft gräbt sich unaufhörlich selbst das Grab, sträubt sich aber mit Händen und Füßen, sich hineinzulegen. Sie ist der ewige widerspenstige Todte. Hier erhebt sich das Grundproblem von „Fécondité": Die Civilisation hat die Tendenz, oder scheint sie zu haben, zur Beschränkung der Kinderzahl zu führen — aber sie muß, früher oder später, unfehlbar daran zu Grunde gehen. Das ist der circulus vitiosus der Civilisation. An diesem Punkte setzt denn auch Zola's Riesenkampf ein. Die Gesellschaft ist ihm die Urquelle aller Decadence, die Hauptschuldige, die große Verbrecherin, die auch den Kampf gegen das Kind erzeugt hat.

Zola's Ziel ist eine Reform der Gesellschaft an Haupt und Gliedern; sein heroisches Mittel: Fruchtbarkeit. Kann man aber, darf man die Wirklichkeit im Hinblick auf ein vorläufig utopisches Ideal loben? Zola bejaht die Frage mit grandioser Leidenschaftlichkeit: es handelt sich um die Existenzfrage des Volkes. Vor der absoluten Nothwendigkeit des Momentes muß alles Andere zurücktreten.

Als Socialpathologe und Psychologe verfolgt er den unausgesetzten, heimlichen und offenen Krieg gegen das Kind in allen seinen Phasen und allen seinen Gestalten. Ueberall Sünde wider die Natur und das Leben; Unfruchtbarkeit als System und Kindermord als Industrie — und überall in Folge dessen Unglück, Siechthum und Tod. Die Natur läßt sich nicht dupiren und negiren; sie hält Abrechnung, früher oder später. Die Ehen, die Familien und die Individuen gehen zu Grunde gerade an ihrem Uebermaß an Vernunft; und „die Ehe hat auch das Concubinat verdorben". Frankreich, das „Land der einzigen Kinder", ist auch das classische Land der Ehebrüche. Mit wunderbarer Wärme und Beredsamkeit führt er aus, daß die Liebe als schöpferische Function der Menschheit zu verkümmern drohe, weil sie in ihrem Innersten von des Gedankens Blässe angekränkelt sei: „Aber diese Leute lieben nicht, sie sind unfähig zu lieben. Das Geld, die Macht, der Ehrgeiz, das Vergnügen lieben, ja! das können sie, aber zur Liebe sind sie impotent. Diese Männer, die ihre Frauen betrügen, lieben nicht einmal ihre Maitressen. Sie haben niemals von dem großen Verlangen geglüht, das die Seele der Welt, das Centralfeuer ewiger Existenz ist. Und das erklärt Alles. Wer nicht das Verlangen hat, hat nicht die Liebe, ist ohne Muth und ohne Kraft. Man erzeugt, man

*) Eine gute deutsche Uebersetzung erscheint soeben bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

schafft nur durch die Liebe. Wie sollen die Menschen von heute die schöne Tapferkeit zu einer zahlreichen Familie haben, wenn sie nicht die Liebe haben, die ohne feige Beschränkung ihre Lebensmission erfüllt? Sie lügen, sie umgehen, weil sie nicht lieben. Sie leiden darauf, sie sinken in den schlimmsten moralischen und physischen Verfall, weil sie nicht lieben. Am Ende — ist der Schmerz, ist der Sturz einer verfaulten Gesellschaft, die immer stärker vor unseren Augen kracht. Das Verlangen, die Liebe erlösen. Wer lieben, wer erzeugen, wer erschaffen wird, ist der revolutionäre Heiland, der Schöpfer von Menschen für die zukünftige Welt." —

Das sind unendlich tiefe, herrliche Worte, die, außer manchem Andern, besonders die Wahrheit des physiologischen Ideals für sich haben — für die menschheitliche Entwickelung allerdings die höchste. Aber wie viel andere Cardinalwahrheiten stehen dagegen! Wie anders hat Zola selbst früher über diese Dinge gedacht! Aus dem pessimistischen, revolutionären Theoretiker der Erblichkeit, der die Natur durch Logik und Methode corrigiren wollte, ist freilich längst ein optimistischer Evolutionär geworden. Ob übrigens sein Heilmittel, wie er meint, dazu führen würde, ein Gegengewicht gegen die freigelassene Sinnlichkeit in dem erhöhten Verantwortlichkeitsgefühl der Eltern, dem Gewissen der Gattung, zu schaffen, bleibt ebenfalls eine offene Frage. Die Proletarierehe, wo die Kinder das einzige Vergnügen des armen Mannes bilden, entspricht natürlich nicht jenem Ideal, das auf der garantirten Existenzmöglichkeit des Nachwuchses beruht. Das tragische Verhängniß, das auf dieser von vornherein „verfluchten Rasse von Hungerleidern" lastet, ist ihm nur ein Beweis dafür, daß die Organisation der Arbeit von Grund aus verkehrt und ungerecht ist. Ein viel tieferes Verfallssymptom erblickt er aber in dem principiellen Willen zur Sterilität bei den Reichen, Gesicherten. Die Liebe ist wurzelkrank und pervers geworden, weil die Gattung den Instinct für die Heiligkeit der Mutterschaft verloren hat — nicht zuletzt deßhalb, weil sie im Banne einer falschen Weltanschauung steht. Zola nimmt hier den Kampf wieder auf, den er in seinem drei Städtecyclus gegen den Geist des Christenthums als der „Religion des Todes" geführt hat. Er ist der Apostel einer Naturreligion im tiefsten Sinne. Dem Cultus der reinen Jungfrau setzt er als höheren den Cultus der fruchtbaren Mutter entgegen. Die Mutter, die fruchtbare Frau in allen ihren Functionen der Mutterschaft religiös zu verehren; sie, behufs ästhetischer Erziehung des Menschengeschlechts, auch als Schönheitsideal zu betrachten, darin sieht er die Rettung, die neue Moral, die Noth thut.

In Consequenz dieser Anschauung tritt er ein für das Menschenrecht der unglücklichen, geächteten Mütter, denen die Mutterschaft zu einem endlosen Martyrium ohnegleichen wird. Humanität für jede Mutter, für jedes Kind; jede Mutter ist legitimirt durch ihre Mutterschaft, jedes Kind ist legitim — das ist der tiefernste Mahnruf Zola's an die Zeit. Die aus dem Erbsündendogma geflossene Moral ist die sociale Erbsünde. Die moralische Kriegserklärung der Gesellschaft gegen die „sündige" Mutter bedeutet den Krieg gegen das unschuldige Kind. Die Gesellschaft wird menschlich sein — oder sie wird nicht sein; denn die Erlöser der Menschheit sind die Generationen der Zukunft. Ob Zola in seinem schönen Traum von der Verwirklichung des Liebes- und Solidaritätsprincips, der Erfüllung des Toleranzvermächtnisses Jesu nur ein großer Utopist ist — wer kann es sagen?

In einer Idealfamilie hat Zola der müden und kranken Epoche, die „den Instinct des Planeten" verloren hat, ein Bild nach seinem Herzen vorgehalten. Die Ehegeschichte dieser Froments liest sich wie eine Satire auf unsere Zeit, und doch ist eigentlich nichts anderes Wunderbares an ihnen, als daß sie ferngesund sind und ferngesunde Kinder, zwölf an der Zahl — übrigens eine wahre Eroberrasse — haben. Den Froments, Sonntagskindern der Natur, wird die Rückkehr zu ihr nicht schwer — sie sind die leibhaftige Lösung des Problems von Gnaden der Natur. Die decadenten Stadtculturmenschen, denen Verjüngung, Primitivität Noth thut, verweist Zola — wie Tolstoi — zurück an die alte, ewig junge Mutter Erde. Die Schlange Civilisation beißt sich in den Schwanz. Das gelobte Land ist — das Land, das die Menschen verlassen haben. Die ewige Fata morgana, das goldene Zeitalter, das immer weit hinter der Gegenwart liegt oder weit vor ihr! Eine unverwüstliche Illusionsfähigkeit wirft in Fécondité ihre Zauberstrahlen auf ein unsäglich düsteres Bild. Doch gerade die Illusionskraft spielt in der Geschichte des menschlichen Fortschritts eine große Rolle. Noch immer ist eine Welt von Idealismus nöthig gewesen, um die Menschheit auch nur einen Schritt vorwärts zu bringen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Sein Diamant.

Aus dem südafrikanischen Garnisonleben.

Ich lag in meiner Hängematte nachlässig ausgestreckt im Schatten eines der Riesenbäume, die sich zahlreich in der Nähe unserer Baracken befanden, und vergegenwärtigte mir mit einigem Unbehagen meine finanzielle Lage. Ich sah mich nämlich genöthigt, diese einmal fest in's Auge zu fassen. Wohl oder übel mußte ich daran glauben, daß Vergnügen kostspieliger ist als Arbeit und in seinen Wirkungen durchaus nicht die gleiche Befriedigung gewährt. Als ich England verließ, versicherte ich meinem Vater, 500 Pfund jährlich seien außer meinem Leutnantsolde mehr als zureichend für alle vernünftigen Bedürfnisse und Wünsche; und jetzt, wo ich doch erst seit drei Vierteljahren in der afrikanischen Garnison war, steckte ich bereits in solcher Klemme, daß ich entweder Geld leihen oder während der nächsten Monate ein ganz zurückgezogenes Leben führen mußte. Erhebliche Verluste im Spiel und einige verlorene Wetten im Sport hatten diese fatale Lage herbeigeführt, wie ich mir reuig eingestehen mußte. Als ich noch so nachdenklich in's Leere starrte, beugte sich ein lachendes Gesicht über meine Hängematte. Rankeilor, der Hauptmann meiner Compagnie, schwang sich in die Zweige des Baumes und setzte sich rittlings auf einen der starken Aeste, woran ich meine Hängematte befestigt hatte.

„Nun, Campbell," begrüßte er mich munter, „Du giebst Dich hier im Schatten wohl einem dolce far niente hin? Ich komme eben vom Dienst."

„Ein Irrthum," erwiderte ich. „Dieses Nichtsthun hat für mich einen sehr bitteren Beigeschmack, der sich wohl auch für die nächste Zeit nicht verlieren wird."

„Ich fühle Dir gegenüber, alter Junge, eigentlich so was wie Gewissensbisse," sagte er ernster, als es seine Gewohnheit war, indem er ein Stück Flechte von dem Baumstamm schabte. „Es war unrecht von mir, Dich in Ashton's Spielhölle einzuführen. Ich war ja selbst für mich so dumm, aber ich hatte nicht das Recht, Dich in eine ähnliche mißliche Lage zu bringen."

„Unsinn, Rankeilor," beruhigte ich ihn. „Ich warf mir eben, als Du mich so plötzlich überfielst, meine moralische Trägheit vor und war zum Entschlusse gelangt, von nun an den Verlockungen des Spiels nicht wieder nachzugeben."

„Recht so, mein Junge," sagte er wieder ganz heiter. „Ich will Dir darin beistehen. Ich scheue mich fast zu sagen, warum ich hergekommen bin," fuhr er zögernd fort. „Du kannst mir wohl auf ein paar Tage zehn Schilling leihen?"

Ich schüttelte bedauernd den Kopf. „Ganz ausgebeutelt, Rankeilor, nicht einen Schilling übrig! Und Ashton hat sogar noch ein paar Schuldscheine von mir, die ich erst bei der nächsten Löhnung einlösen kann."

„Also bist Du Ashton auch was schuldig?" fragte er, wobei sich seine Züge verfinsterten. „So hast Du nichts für einen Kameraden übrig, Campbell?"

„Wirklich nicht, es thut mir furchtbar leid, aber —"

„O laß nur!" unterbrach er mich, „es schadet ja nichts. In einigen Tagen bin ich ja wieder reichlich mit Geld versehen und kann Dir vielleicht aushelfen." Er griff nach einem herabhängenden Ast und sprang zu Boden.

„Aber wo hast Du denn Deinen Diamanten gelassen?" fragte ich mit einem Blick auf die leere Fassung seines Ringes am kleinen Finger der linken Hand.

Digitized by Google

„Ich lasse ihn in den nächsten Tagen wieder einsetzen und die Fassung etwas dauerhafter machen," brummte er, nickte mir noch einmal zu und ging. Ich wunderte mich, warum er bei meiner Frage etwas wie Verlegenheit oder Aerger gezeigt hatte. Es war ein Damenring mit einem außergewöhnlich schönen Diamant zwischen zwei Opalen. Natürlich wurde er von den Kameraden wegen dieses Ringes häufig geneckt; er wußte aber allen Sticheleien mit schlagfertigem Witz zu begegnen, ohne seine gute Laune zu verlieren oder etwas über die Person des Gebers oder vielmehr der Geberin zu verrathen. Ich allein wußte, daß es der Trauring seiner Mutter war, und daß er ihn als seinen Talisman, als Schutz gegen alles Uebel trug. Ich sah nach der Uhr. In einigen Minuten begann der Dienst, die Leute waren schon auf dem Exerzierplatz. Mit einem leisen Seufzer richtete ich mich in meiner Hängematte auf und sprang auf den Boden. Die heute vorzunehmende Uebung, das Rope-drill, war für mich eine der unangenehmsten Schindereien, — ein Rattenschwanz von Stricken und Knoten, wobei acht bis zehn Mann mit großer Anstrengung und vielem Umherlaufen die fünf- und zehnfache Zahl repräsentiren konnten. Glücklicherweise war das Wetter nicht so heiß, daß körperliche Bewegung lästig gewesen wäre. Die Uebung wurde auf dem von einer Mauer umschlossenen Kasernenhofe vorgenommen, in dessen Mitte die Wohnhäuser der Officiere standen. Nach Beendigung des Dienstes entließ ich die Mannschaft, und während diese den Schweiß von der Stirne wischend sich entfernte, ließ ich mich auf dem Boden nieder zum Ausruhen. Peterson, einer der Soldaten, war zurückgeblieben, um die Stricke zusammenzuraffen und an ihren Platz zu bringen. Plötzlich riß er seine Mütze vom Kopf und warf sie blitzschnell nach einem Gegenstand. „Was haben Sie da?" fragte ich, ihm neugierig zusehend.

„Ein Kaninchen hat sich hier in ein Loch versteckt; ich will's mir zum Abendbrod fangen." Dabei bog er das Gestrüpp auseinander, das die Oeffnung des Loches oder des kleinen Grabens verdeckte, wo das Kaninchen verschwunden war. Ich wandte mich gleichgiltig ab und hatte den kleinen Zwischenfall nach einigen Minuten vergessen, als ich Peterson meinen Namen rufen hörte.

„Mr. Campbell, würden Sie die Güte haben, einen Augenblick herzukommen?" Ich sprang auf und näherte mich der Höhlung, worin Mann und Maus oder vielmehr Mann und Kaninchen verschwunden waren. Peterson tauchte jetzt, mit den Füßen zuerst, daraus hervor. „Eine sonderbare Stelle, Herr!" sagte er. „Es muß ein ganzes Stück hineingehen, ein regelrechter Tunnel; dies habe ich darin gefunden." Er hielt einen Spaten und eine Spitzaxt in der Hand, beide waren augenscheinlich erst kürzlich zu Aushöhlungszwecken benutzt worden, denn es hing noch frische, halb getrocknete Erde daran.

„Wohin meinen Sie, daß der Gang führt?" fragte ich, den Spaten betrachtend.

„Ich bin nicht weit hineingekommen, Herr, aber es muß dort ein gutes Stück hineingehen." Er beschrieb mit der Hand einen Bogen, der auf der linken Seite an den Quartieren der Officiere vorbeiführte.

„Und wohin könnte es . . .?" Doch noch ehe ich ausgesprochen, durchzuckte uns Beide ein Gedanke, und wie aus einem Munde riefen wir:

„Nach dem Fort wird der Gang führen, nach dem Fort, wo sich alles Geld befindet!"

„So muß es sein," sagte ich, ganz bestürzt über diese Entdeckung. „Peterson, kriechen Sie noch einmal hinein und dringen Sie bis zum Ende vor. Sie müssen dann und wann laut rufen, damit ich der Richtung folgen kann. Wir müssen der Sache doch auf die Spur kommen."

Der Mann gehorchte und kroch wieder in die Höhle hinein. Sobald er darin verschwunden war, warf ich den Spaten hin und schickte mich an, ihm zu folgen, als ich zwischen der frischen Erde, die sich beim Hinwerfen von dem Spaten abgelöst, einen blitzenden Gegenstand bemerkte. Ich bückte mich danach und erkannte zu meinem Schrecken, daß es Rankeilor's Diamant war. Ich hatte aber jetzt keine Zeit, meinen Gedanken darüber nachzuhängen, denn ich hörte Peterson schon aus einiger Entfernung meinen Namen rufen; seine Stimme klang dumpf und undeutlich. Ich knüpfte den Stein vorsichtig in einen Zipfel meines Taschentuches und folgte der Richtung, woher der Schall kam. Jeden Ruf Peterson's erwiderte ich, indem ich kräftig auf den Boden stampfte. Wir wir gefürchtet hatten, führte der Gang direct auf das Fort zu, wo sämmtliche Gelder der Garnison aufbewahrt wurden. Augenscheinlich war er seiner Vollendung nahe; nur noch die Arbeit einer einzigen Nacht, das Entfernen weniger Steine aus dem Mauerwerk, und die Diebe waren reichlich für ihre Arbeit belohnt.

Ich wandte mich um und ging rasch zu dem Ausgangspunkt des Ganges, wo eine Gruppe Männer, von denen ich Ashton und Fordyce erkannte, standen. Offenbar hatten sie unser Thun beobachtet und höchst verdächtig gefunden. Einer raschen Eingebung folgend, löste ich den Knoten meines Taschentuches und steckte den Diamant in den Mund, wo ich ihn unter die Zunge geleiten ließ. Ich sah, daß Capitän Fordyce den Spaten in der Hand hielt, während Ashton die Axt eben niederlegte.

„Campbell, Sie! Wie ist das möglich!" rief Ashton aus, „wer hätte das von Ihnen gedacht! Eher hätte ich jeden Anderen in der Garnison für den Verbrecher gehalten."

„Für den Verbrecher!" brauste ich auf. „Wer giebt Ihnen ein Recht, mich so zu nennen! Ich bin einem frechen Versuch, das Fort zu berauben, auf die Spur gekommen, einem Unternehmen, das seiner Vollendung schon bedenklich nahe war. Noch die Arbeit einer einzigen Nacht —"

„Was hab' ich Ihnen gesagt, Fordyce!" unterbrach mich Ashton, sich zu seinem Kameraden wendend. Ich dachte mir gleich, als wir gestern den Gang entdeckten, die Schatzgräber würden mit frecher Stirn behaupten, sie hätten den unterirdischen Gang nur entdeckt!"

„Auf keinen Fall unterwerfe ich mich solcher Anschuldigung," rief ich erbittert, denn der spöttische Ton Ashton's hatte mich vollends aufgebracht. „Sie mißbrauchen Ihre Autorität, Capitän. Was Peterson anbetrifft, so gehorchte dieser meinem Befehl. Ich gehe sofort zu Oberst Pryor, um ihm den ganzen nichtswürdigen Anschlag zu entdecken. Sie werden dann nicht zu behaupten wagen, daß ein Schuldiger diesen Weg einschlagen würde."

Ich wandte mich, um mein Vorhaben auszuführen, als die Umstehenden auf mich stürzten und mich in einem Augenblick überwältigten. Ich fühlte meine beiden Arme von derben Fäusten umspannt und in stummer Wuth sah ich ein, daß für den Augenblick wenigstens mir nur Schweigen helfen konnte. Ashton und Fordyce waren beide meine Vorgesetzten. Selbst wenn sich der Irrthum aufklärte, würde ihnen ihr verfehlter Eifer in den Augen des Oberst eher nützen als schaden.

„Führen Sie Mr. Campbell in sein Quartier!" gebot Ashton. „Peterson wird vorläufig in die Wachstube geführt."

In Begleitung zweier Soldaten wurde ich in meine Wohnung escortirt. In meinem Zimmer war das Erste, daß ich Rankeilor's Diamant in ein geheimes Fach meines Schreibtisches schloß. Gereizt wie ein Adler, den man in seinen Käfig gesperrt, versuchte ich doch meine Gedanken zu sammeln, um mir einigermaßen klar zu machen, in welchen Beziehungen Rankeilor zu der Entdeckung des geheimen Ganges stand. Ich hatte reichlich Zeit zur Ueberlegung, denn außer der Ordonnanz, die mir das Frühstück brachte, suchte mich während der nächsten Stunden Niemand auf. In meinem Kopfe wirbelte es von den Ereignissen des Tages. Der Schluß, zu dem ich kam, war so verblüffend und unglaublich, daß ich ihn kopfschüttelnd verwarf. Nur über das Eine war ich mir klar, daß ich Rankeilor's Diamant noch gestern beim Abendessen an seinem Finger gesehen hatte. Ashton und Fordyce hatten behauptet, daß sie den Gang seit gestern Mittag beobachtet hätten. Rankeilor mußte den Stein also während dieser Zeit entweder in der Nacht oder am Morgen verloren haben. War es da nicht sonnenklar, daß er — doch ich schüttelte den Kopf und begann von Neuem zu grübeln. Es erschien mir wie ein Verrath an meinem liebsten Freunde, und doch konnte ich den häßlichen Gedanken nicht bannen. Immer wieder fielen mir Rankeilor's Worte von heute früh ein: er werde in einigen Tagen reichlich Geld haben, um auch mir aus der Verlegenheit zu helfen. Obwohl kaum eines klaren Gedankens fähig, war ich doch fest entschlossen, meines Freundes Namen zu schonen, so weit dies in meiner Macht lag. Ich wollte das größte Stillschweigen über den gefundenen Diamanten bewahren, ungeachtet der Strafe, welche mich vielleicht dadurch treffen würde. Da vernahm ich rasche Tritte auf dem Flur, meine Thür wurde aufgerissen und Rankeilor trat mit zornergöthetem Gesicht hastig ein.

„Ist das eine Unverschämtheit, Dich hier so einzusperren!" rief er aus, indem er mir beide Hände entgegenstreckte. „Wenn Ashton und Fordyce Dich so kennten wie ich, sie müßten es lächerlich finden, Dir eine solche Anklage in's Gesicht zu schleudern." Ich erwiderte seine Begrüßung und zwang mich zu einem Lächeln, aber irgend etwas in meinem Benehmen schien ihm aufzufallen, denn er sah mich eine Weile aufmerksam an. „Erzähle mir doch, wie das gekommen ist, Campbell," sagte er dann in seinem alten vertraulichen Ton.

Ich erzählte ihm von der zufälligen Entdeckung der Höhle bis zu meiner Gefangennahme. Er hörte aufmerksam zu. Auf meine Frage, wie Ashton's Bericht gelautet habe, erzählte er, Ashton und Fordyce hätten ausgesagt, daß sie den Gang am Tage vorher entdeckt und von da an bewacht hätten, ohne ihn genauer zu untersuchen.

„Sie hatten noch nichts Verdächtiges bemerkt," fuhr er fort, „bis sie, durch Dein Vorgehen aufmerksam gemacht, Dich beobachteten und zur Ueberzeugung kamen, daß Du der Uebelthäter sein müßtest; daraufhin haben sie Dich festgenommen. Nun frage ich Dich aber, ist das correct gehandelt?"

Bevor ich antworten konnte, klopfte es an die Thür, und eine Ordonnanz meldete, daß Oberst Pryor mich im Nebenzimmer zu sprechen wünsche. Ich ging hinüber. Rankeilor folgte mir. Außer dem Oberst waren nur meine beiden Ankläger im Zimmer. Es gab ein regelrechtes Verhör; ich sah, wie der Oberst genau auf jede meiner Mienen und Aeußerungen achtete. Ich erzählte kurz den Sachverhalt und der Oberst hörte aufmerksam zu. Als ich geendet, wandte er sich zu meinen Anklägern: „Sie fanden den Gang gestern Nachmittag, meine Herren?"

„Zu Befehl, Herr Oberst, und wir haben die ganze Nacht und heute Vormittag gewacht."

Der Oberst sann einen Augenblick nach; seine ernsten Züge schienen unbeweglich. „War Jemand zur Bewachung dort, während Sie mir zuerst Bericht erstatteten, und wer befindet sich jetzt dort?"

Der Ausdruck, den die Gesichter der beiden Officiere bei dieser Frage annahmen, war nicht gerade schlau zu nennen. „Wir hielten eine fernere Wache für überflüssig, weil wir ja den Gräber des Ganges abgefaßt hatten," sagte Ashton kleinlaut.

„Nun, meine Herren," schloß der Oberst in seiner kurzen bestimmten Art, „ich sehe nicht ein, warum Campbell nicht ebenso gut den Gang nur zufällig entdeckt haben sollte, gerade wie Sie selbst."

Digitized by Google

Die Beiden schwiegen.

„Mir erscheint es als eine Vernachlässigung Ihrer Pflicht, daß Sie mir nicht schon gestern über eine so wichtige Entdeckung Bericht erstattet haben. Wenn Campbell und sein Gehülfe die Thäter wären, so würden sie am hellen Tage nicht in solcher Art die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Ich bin erstaunt, daß Sie während der Nachtstunden Niemand dort gesehen haben, denn sicherlich ist doch während der Dunkelheit an dem Gange gearbeitet worden. Ich werde während der Nacht also Wachen aufstellen lassen. Es wäre mir lieb, wenn Sie Beide, ebenso Campbell, bis morgen Nachmittag das Haus nicht verließen, denn ich werde vorläufig allein in der Sache handeln."

Bei den letzten Worten waren die Gesichter meiner Ankläger immer länger geworden. Als der Oberst mit kurzem Gruß das Zimmer verlassen hatte, starrten sie finster vor sich hin. Ohne etwas zu ihnen zu sagen, kehrte ich in meinen Stubenarrest zurück; Rankeilor begleitete mich.

„Campbell, alter Junge," sagte er, indem er mir die Hand auf die Schulter legte, „jetzt lasse ich Dich nicht eher in Ruhe, als bis Du Alles gesagt hast, was Du auf dem Herzen hat. Ich weiß, Du glaubst mich auf irgend eine Art an dieser Sache betheiligt; ich lasse Dich nicht eher zufrieden, bis Du mir Alles gebeichtet hast. Heraus damit!"

„Ich habe nicht nur einen Argwohn, sondern auch Beweise dafür," erwiderte ich, ihn scharf fixirend. „Ich fand Deinen Diamanten, dort wo Du ihn verloren hast, nämlich zwischen der Erde, die an dem Spaten klebte, den Peterson im Gange fand."

Rankeilor erbleichte, während ich sprach; meinen durchdringenden Blick aber hielt er aus, ohne mit einer Wimper zu zucken. „Du hast meinen Stein dort gefunden?" fragte er.

„Ja, kein Mensch außer mir hat etwas davon gesehen, und es soll's auch Niemand erfahren. Ich habe ihn sicher aufbewahrt."

Rankeilor wollte etwas entgegnen, wandte sich dann aber plötzlich zur Thür und öffnete sie. Aus einem der gegenüberliegenden Zimmer drang Stimmengewirr. Wir unterschieden deutlich die jammernde Stimme eines Negers, der wahrscheinlich von seinem Herrn gezüchtigt wurde. Ohne Umstände öffneten wir die Thür zu Ashton's Zimmer, denn von dort kam der Lärm.

Es war gerade nichts Ungewöhnliches, daß ein Officier mit irgend einem Gegenstand, der ihm gerade zur Hand war, den Rücken seines schwarzen Dieners bearbeitete, aber Ashton hieb mit einer solchen Wuth auf sein Opfer, wie es bei einem geringfügigen Anlaß wohl nicht der Fall gewesen wäre. Ohne Zögern schritt Rankeilor auf den Capitän zu und befreite den Arm des Negers von seinem eisernen Griff.

„Lauf," sagte er, und der arme Kerl ließ sich das nicht zwei Mal sagen.

„Was fällt Ihnen ein?" schrie Ashton wüthend. „Der Kerl hat mich bestohlen. Ich habe etwas verloren" . . . Er hielt inne.

„Ich weiß," sagte Rankeilor ruhig. „Sie haben meinen Diamanten verloren, den Sie mir gestern im Spiel abnahmen, wohl wissend, daß er einen mindestens fünf Mal größeren Werth hat, als meine Spielschuld betrug. Sie sollten Ihren Abschied nehmen, Ashton, ebenso Ihr Freund Fordyce. Sie haben hier genug Dumme ausgebeutet, aber jetzt, wo Sie, mit den Einnahmen Ihrer Spielhölle noch nicht zufrieden, durch diesen unterirdischen Gang auch das Fort berauben wollen, jetzt heißt es: bis hierher und nicht weiter! Ich lasse Ihnen die Wahl. Entweder Sie nehmen unverzüglich Ihren Abschied, oder die Geschichte wird veröffentlicht."

„Glauben Sie, mir läge was daran, hier zu bleiben?" erwiderte Ashton verächtlich. „Ich hatte schon längst die Absicht, zu einem Cavallerieregiment überzutreten."

„Gehen Sie meinetwegen wohin es Ihnen beliebt. Wenn Sie sogleich Ihr Abschiedsgesuch einreichen, lege ich Ihnen nichts in den Weg."

Rankeilor faßte meinen Arm und wir kehrten in mein Zimmer zurück. „Bist Du nun zufrieden?" fragte er lachend. „Und willst Du nun so gut sein, mir meinen Stein zu geben? Du sagst doch, Du hast ihn gefunden?

„Kannst Du mir meinen Argwohn verzeihen, Rankeilor?" sagte ich beschämt, indem ich ihm die Hand reichte, die er kräftig schüttelte.

„Das war ja ganz natürlich und theilweise war ich selbst schuld daran. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, Dir heute Morgen auf Deine Frage einzugestehen, daß ich mit diesem Kleinod so leichtsinnig umgegangen war. Ich wußte, daß ich ihn nicht vor der nächsten Löhnung einlösen konnte, und fragte deßhalb, ob Du mir nichts leihen könntest."

„Woher weißt Du denn aber, daß Ashton und Fordyce wirklich die Schuldigen sind? Es war mir noch immer nicht Alles klar."

„Das will ich Dir erklären," sagte er bereitwillig. „Ja, wenn ich nicht irre, ist der Oberst derselben Ansicht. Als sie ihm den Fall berichtet hatten, erklärte er, er werde sich selber danach umsehen. Auf sein Geheiß begleitete ich ihn und wir verfuhren bei der Untersuchung gerade so, wie Du heute mit Peterson. Ich kletterte hinein und gab dem Oberst durch lautes Rufen die Richtung an. Dann besichtigte er die Axt und den Spaten, die daran haftende Erde war noch frisch im Gegensatz zu der am Eingang des Ganges. Sicherlich schloß er daraus, daß sie noch in der letzten Nacht benutzt worden sind, während Ashton und Fordyce sich angeblich auf der Lauer befanden."

Niemand erfuhr, ob Oberst Pryor etwas Ungewöhnliches darin erblickte, daß zwei Officiere an einem Tage ihren Abschied verlangten. Er behielt seine Meinung für sich. Der Gang wurde ausgefüllt und das Fort streng bewacht. Noch jetzt sind Rankeilor und ich unzertrennliche Freunde. K.

Aus der Hauptstadt.

Splitter und Balken.

Im Wechsel der Zeiten.

„Die Deutschen sind das feigste und niederträchtigste Volk der Welt." (Times.)

„Deutschland will es mit uns aufnehmen, dies Deutschland, dessen Umfang zwei Drittel von demjenigen Queenslands beträgt?" (Chamberlain auf dem Londoner Colonial-Bankett im Jahre 1896.)

„Am nachdrücklichsten tritt von allen Mitgliedern des Cabinets Mr. Chamberlain für ein gutes Einvernehmen mit Deutschland ein." (Kölnische Zeitung vom 25. November 1899.)

*

Letzte Depesche vom Kriegsschauplatze.

„Gestern gelang es dem General Hildyard abermals, von 3000 Buren unter Erasmus in die Flucht gesiegt zu werden. Auch General Clery hat einen neuen Beweis seiner strategischen und geistigen Ueberlegenheit geliefert; vom Feinde angegriffen, gab er als der Klügere nach und zog sich vornehm zurück. Im Uebrigen dauert der siegreiche Vormarsch unserer Truppen an; nur richtet er sich, damit die Sache minder eintönig wird, nicht mehr nach Norden, wo die so wenig humanen Buren stehen, sondern in großer Eile nach der Südspitze Afrikas. Die Generäle reiten hierbei immer todesmuthig an der Spitze ihrer Truppen, und zwar so tollkühn, daß sie ihnen fast regelmäßig um mehrere Tagesmärsche voraus sind."

*

General Lord Methuen hat dem „Standard" zu Folge sein gesammtes Gepäck mit der Aufschrift „nach Prätoria via Kapstadt" versehen lassen.

Er scheint bereits erfahren zu haben, daß die Buren für ihre Kriegsgefangenen nur sehr unzureichend sorgen, und daß es daher gut ist, selbst alles Erforderliche mitzubringen.

*

„Vegetarier und andere Leute, die kein Blut sehen können, finden gemüthliche Unterkunft in den Reihen eines englischen Armeecorps. Nichtanonyme Meldungen unter Chiffre „Die Waffen nieder!" an General White, Ladysmith postlagernd, erbeten."

*

Eine K. K. Drohung.

Falls sich die politische Lage in Oesterreich abermals verschlimmert, ist Kaiser Franz Josef entschlossen, zum letzten und entscheidenden Aushülfsmittel zu greifen.

Dies entscheidende Mittel besteht darin, daß er abermals ruhig ein Jahr lang die Geschichte mit ansieht und sich der Hoffnung hingiebt, daß die Lage bis dahin besser wird.

*

Excellenz Thielen hat einen Erlaß versandt, worin er zwischen den Zeilen zugiebt, daß hier und da auf einzelnen Bahnhöfen Ueberlastung der Beamten bestehe. Diese Thatsache soll aber, den Mahnungen des Erlasses zu Folge, nicht ohne Weiteres zur zügellosen Neueinstellung von Beamten mißbraucht werden, so zwar, daß nun etwa drei Beamte den Dienst verrichten, mit dem sich früher zwei abplagen mußten. Der

Digitized by Google

Minister bittet vielmehr, in jedem Falle eingehend zu prüfen, ob nicht durch rationellere Vertheilung, das heißt Verkürzung der Ruhepausen die Arbeit bewältigt werden könne.

Wie durch Victor Schweinburg verlautet, bestand zuerst die Absicht, nach Muster der Hochzeit-, Kindtauf- ꝛc. Medaillen auch eine Medaille für Bahnbeamte zu stiften, die eines Eisenbahnunglücks wegen auf die Anklagebank kamen und freigesprochen wurden, weil sie nachweislich derart mit Arbeit überhäuft waren und so unmenschlich lange, ohne Ruhe- und Erholungspause, hatten Dienst thun müssen, daß sie sich zur Zeit des Unglücks in fast besinnungslosem Zustande befanden.

Leider stellte sich der Ausführung des hübschen Gedankens ein verdrießliches Hinderniß in den Weg. Es kamen nämlich so viele vollberechtigte Candidaten für die Medaille in Betracht, daß die Kosten selbst bei Ausführung in Kupfer oder Aluminium den Etat zu hoch belastet hätten. Aus diesem Grunde entschloß sich der Leiter des Eisenbahn-Sparministeriums, einstweilen mit obigem Erlaß vorzugehen, gleichzeitig aber der ausgleichenden Gerechtigkeit zu Liebe die Arbeitszeit der Räthe im Ministerium, die jetzt täglich von 11 bis 3 Uhr dauert, zu verringern, so daß die Herren mit größerer Lust und regerem Eifer als bisher Strafbestimmungen und Dienstzeit-Vorschriften für die unteren Beamten ausarbeiten können.

*

Die preußischen Minister haben sich nie so wohl gefühlt wie jetzt. Herr v. Lucanus hat sich nämlich auf der Jagd schwer erkältet und liegt zu Bett.

*

Die Reichstagskellner haben mit dem Streik gedroht, weil sie bei dem fortdauernd schwachen Besuche des Locals am Königsplatze noch nie über zwei Mark täglich eingenommen haben. Das Präsidium des Hauses beabsichtigt nunmehr, die in der leeren Frühstücksstube überflüssigen Kellner im leeren Sitzungssaale auf den am schlechtesten besetzten Bänken zu placiren und ihnen dafür, je nach Langweiligkeit der Redner, vier bis acht Mark täglich zu vergüten. Man hofft so, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen; die Kellner erhalten ausreichenden Lohn und ersparen dafür dem Reichstage die sonst unausbleibliche Blamage, daß die Faulheit seiner Mitglieder abermals sprichwörtlich wird. Ueberdies unterscheiden sie sich von vielen Reichstagsabgeordneten vortheilhaft durch ihr anständiges Benehmen und ihre saubere Kleidung, so daß hinfort die Besucher der Galerie mit bedeutend angenehmeren Eindrücken als bisher nach Hause gehen werden.

*

Gestern Mittag verbreitete sich in den Wandelgängen plötzlich das Gerücht, die Socialdemokraten hätten die sofortige Einbringung eines Dringlichkeitsantrages beschlossen, wonach das Deutsche Reich zur Republik erklärt und Singer zum allerchristlichsten Lord-Protector ernannt werden sollte. Glücklicherweise war das Haus ungewöhnlich stark besetzt, und der Antrag fiel in einer vertraulichen Vorabstimmung Dank dem Zusammenhalten aller bürgerlichen Parteien, mit 12 gegen 11 (socialdemokratische) Stimmen.

*

Die Süddeutsche Volkspartei hat ihr Mitglied Zwetschkenhupfer wegen streberhaften Verhaltens aus der Fraction ausgestoßen. Zwetschkenhupfer ist nämlich in dieser Session schon zum zweiten Male in der Nähe des Reichstagsgebäudes gesehen worden.

*

Maculatur.

Und als der tapfere Posthusar
Aus dem Süden zurückkam nach Norden,
Seine theure Einheits-Marke war
Zur Einheiz-Marke geworden.

*

Wahrheit im Druckfehler.

Deutscher Flotten-Verein.

Zu der am 1. n. Mts. stattfindenden Versammlung unsrer Zwerg-Abtheilung Berlin laden ergebenst ein

Der Präsident. Wilhelm Fürst zu Wied.

Der Secretär. Victor Schweinburg.

*

Ich ging im Ramschhaus
So für mich hin,
Und nichts zu kaufen,
Das war mein Sinn.

Im Schatten sah ich
Ein Sopha stehn,
Preis „staunend billig“:
Mark hundertzehn.

Man schafft es schleunigst
Nach meinem Heim;
Am nächsten Tage
Ging's aus dem Leim.

Es konnt', obgleich's doch
Manch' Jahr schon geseh'n,
Noch nicht auf eigenen
Beinen stehn.

Der Ueberzug platzte.
Nun hofft' ich Thor,
Das „Roßhaarpolster“
Quöll' draus hervor.

Von meinem Haupt fiel
Ein Haar drauf hin,
Doch weiter fand sich
Kein Roßhaar drin.

Tret' ich in's Zimmer
Seitdem — mir grault!
Na, hoffentlich ist es
Bald ganz verfault!

*

Die gnädige Frau will ihrem Ehemann recht was Theures zu Weihnachten schenken, so an die zweihundert Mark kann es kosten, und gebrauchen soll er's auch nicht können, denn was man gebrauchen kann, gilt in besseren Kreisen mit Recht als unelegant. Folglich begiebt sich die gnädige Frau in eine Buchhandlung. Hier empfiehlt man ihr Brockhaus' Conversationslexikon, das ungefähr die ausgesetzte Summe koste. „Es ist sehr mühsam, ein solches Werk zusammenzustellen,“ sagt der Verkäufer, der der gnädigen Frau den hohen Preis erklären will. „Das mein' ich auch,“ entgegnet die gnädige Frau. „Manche Menschen wissen eben nicht, womit sie den Tag vernünftig todtschlagen sollen und kommen dann auf solche Gedanken.“ Timon d. J.

Dramatische Aufführungen.

„Schlaraffenland“. Märchenschwank in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. (Kgl. Schauspielhaus.) — „Der Probecandidat“. Schauspiel in vier Aufzügen von Max Dreyer. (Deutsches Theater.)

Herr Oscar Blumenthal ist mit Recht ergrimmt darüber, daß sein köstlicher Schwank „Als ich wiederkam“ selbst dem treuen Knappen Neumann nicht als das Cassenstück der Saison erscheint. So benutzte er denn die erstbeste Gelegenheit, einige unwirsche Strafstrophen gegen

Digitized by Google

die Herrschaften zu schleudern, die Gerhart Hauptmann entdeckt und damit den Curs der Blumenthal'schen Schöpfungen immerhin etwas gedrückt haben. Der erlauchte Dichter ist dadurch um zahlreiche rechtens ihm zustehende Banküberweisungen gebracht worden, und in Geldsachen hört sogar seine stadtbekannte Gemüthlichkeit auf. Aber wenn die Entrüstung auch Verse macht, so sind's doch im vorliegenden Falle ungebührlich elende Verse geworden. Was Wunder, daß Herr Ludwig Fulda der Versuchung erlag, Blumenthal's miserablen Reimen seine eigenen, spiegelglatten entgegenzustellen: stand doch seine Première im Schauspielhaus vor der Thür und mußte er doch dem lieben Gott dankbar sein für den bildschönen Vorwand, sich der urtheilsfähigen Kaiserstadt rasch noch einmal in's Gedächtniß zu ätzen. Ludwig der Vornehme und allgemein Beliebte ist diesmal früher aufgestanden und intelligenter gewesen als Oscar der Harmlose. Er kann sich rühmen, der einzige Mensch zu sein, für den Blumenthal wirksam Reclame gemacht hat. Und dabei gehört er zur nächsten Concurrenz! Es ist zum Stiefelausziehen!

In der That, dem „Schlaraffenland" kam das aufregende Reimturnier der beiden Geistesheroen sehr zu Statten. Man brachte eine behagliche Stimmung in's Theater mit, und so sehr sich Fulda auch anstrengte, sie auszurotten — ganz gelang es ihm doch nicht. Dazu hätte es eines Actes mehr bedurft. Nachgerade sind ja die Enthusiasten schamhaft verstummt, die Herrn Fulda früher einen Dichter schimpften. Es lohnt sich also nicht mehr, die völlig undichterische Art dieses Schriftstellers nachzuweisen. Ihm eignet kein bißchen verträumte Phantasie, kein Fünkchen Schöpferkraft. Sauber und gewandt ahmt er jedes Vorbild nach, und unter seinen fixen weibischen Fingern entstehen die denkbar hübschesten Papierblumen. Aber lebende Menschen auf die Beine zu stellen, ein Bild, das uns gleich sei . . . pfui, wie unanständig! Seine lebenden Menschen pflückt er von den Bäumen, wie's die Schlaraffen in dem angeblichen Märchenschwank thun, der doch weder Märchen noch Schwank ist. Diese gedehnte, unwitzige, glotzäugige Nüchternheit, dieser totale Mangel an lustiger Erfindung, der durch die pedantisch öde Lehrhaftigkeit der albernen Fabel wahrlich nicht ausgeglichen wird, diese grobe Verkennung des Märchencharakters hätte man dem geschickten Macher allerdings doch nicht zugetraut. Mit plumpen Aeußerlichkeiten und Requisitenspäßen will er den Märchenzauber wachrufen; eine sentimentale Lobpreisung der Sehnsucht und der Kunst soll am Ende vergessen machen, daß dem geistlosen Spiel jede tiefere Beziehung, jeder poetische Gedanke fehlt. Das ist Coulissenkram für kleine Kinder, das gehört auf ein Puppentheater, aber ein Schriftsteller, der noch das Geringste auf sich hält und noch nicht völlig ausgepumpt ist, sollte uns dergleichen nicht zumuthen. Daß Müßiggang aller Laster Anfang ist, mag im Allgemeinen richtig sein, wenn dies Axiom auch nicht grade zu denen gehört, die man durch dreiactige Versstücke umständlich illustriren muß. Im vorliegenden Falle aber wäre der Müßiggang Fulda's kein Laster, sondern vielmehr eine heldenhafte Tugend gewesen. Statt im Schweiße seines Angesichtes zu reimen, hätte er schlaraffisch faullenzen sollen. Die Welt wäre dann um einen langweiligen Märchenschwank und um eine bittere Enttäuschung ärmer gewesen. Herr Fulda aber hätte die bereits eingetretene Todtenstarre seines Talentes wenigstens noch ein Jahr lang verhehlen können.

Dem ehedem als gar zu klug und agil verrufenen Professionell, der sein Publicum doch eigentlich nur ein Mal, mit dem Talisman, zu packen wußte, sind ja die Jüngeren längst über den Kopf gewachsen. Die speculieren auf den Tageserfolg wie er und machen die Mode mit wie er, ob es sie auch mit schier unwiderstehlicher Macht zu den Fleischtöpfen des alten Benedix zieht. Doch sie sind raffinirter als Fulda, und weil sie's sind, packen sie das Ding burschikoser an, statt nach seiner Manier ängstlich umherzutasten und hundert Compromisse zu schließen. Max Dreyer hat in „Großmama" deutlich documentirt, wo er eigentlich hinaus möchte. Er war in diesem Stück tapfer genug, Niemandem ein X für ein U zu machen. Da aber die sogenannte herrschende Richtung tyrannisch ihren Tribut verlangt, ist der gescheite Mecklenburger so aufgeklärt, ihr den kleinen Gefallen zu thun. Auf die Art setzt er sich durch, ohne sich im Wesentlichen untreu werden zu müssen. „Der Probecandidat" arbeitet mit nicht sehr gewählten Mitteln, seinem Autor scheinen die ärgsten Possenwirkungen noch gut genug, und wieviel blasse Theaterei in der Sache steckt, erkennt man so recht deutlich an den leblosen Frauengestalten und ihrem Thun. Der Held selbst, der junge Probecandidat Dr. Heitmann, kann ganz und gar nicht der kindlich naive, redliche Kerl sein, für den Dreyer ihn gern ausgeben möchte. Wenn er nicht mit den zum größten Theil ausgebliebenen Leoniden vom Himmel herab geschneit ist, dann muß er wissen, was der Staat von seinen Gymnasiallehrern verlangt, muß er wissen, daß Schulen keine Universitäten sind. Die Unerfahrenheit, die Dreyer ihm andichtet, macht sich allzu verdächtig. Die Parsifale von heute schlagen keine Beamtenlaufbahn ein. Wir nehmen deßhalb Dreyer's Helden und damit seine Schicksale und damit die ganze Arbeit nicht recht ernst. Trotzdem darf man an dem festen Griff dieses echten Bühnenschriftstellers doch seine Freude haben. Die bloße Tendenz des Stückes gewährleistete den durchschlagenden Erfolg, und Dreyer's technische Gewandtheit verstärkte seine feste Position noch. Ein Jubelsturm, wie ihn unsere Theater lange nicht mehr gehört haben, erschütterte das Haus, als der trutzige Candidat vor seinen Primanern und seinen hochmögenden Quälern entschlossen und freudig die Wahrheit bekannte. Immer und immer wieder erobert im Flug die Herzen der andächtigen Zuhörer, wer einen armen Gemarterten sich aufrecken und den mächtigen Folterern gründlich seine Meinung sagen läßt. Und im Falle Heitmann hatte der Held auch noch die politischen Sympathien auf seiner Seite. Wie konnte es ihm da fehlen? Die Schlußpointe: „Für einen Geist, wie Du es bist, giebt's nur ein Land, und dort mußt Du hingehen; ein Land, in dem die Wissenschaft und ihre Lehre verfassungsmäßig frei sind — geh nach Preußen!" — diese an sich gar nicht übermäßig witzige Schlußwendung entschied den starken Erfolg und führte den Autor wohl zehn Mal vor die Gardine. Redlichen Antheil an dem Siege hatte daneben die zuweilen allerdings in's Zerrbild übergehende Schilderung eines in Kriecherei, Strebsamkeit und zähneknirschendem Gehorsam verlumpten Gymnasiallehrer-Collegiums. Unsere Philologen kommen bei Dreyer übermäßig schlecht fort, aber Dreyer kennt den wilden Beamtenhaß seines Thiergarten-Publicums und läßt sich ganz natürlich von ihm die Feder führen. Denn nicht die karg besoldeten Philologen in der Provinz, sondern die aufgeklärten freisinnigen Banquiers der Reichshauptstadt machen den Theatererfolg.

Notizen.

England als Weltmacht und Culturstaat. Von Gustaf F. Steffens. (Stuttgart, Hobbing & Büchle.) Der unseren Lesern wohlbekannte schwedische Verfasser schließt hier die Sammlung seiner journalistischen Arbeiten, die während seines Aufenthaltes in England 1887—1897 entstanden sind. Die zwei früheren Bände enthielten Reisebilder und Studien aus England, Schottland und Irland und berührten in geistreich-lebendiger Weise vornehmlich sociale Fragen, welches Unterfangen dem kecken Feuilletonisten freilich nicht das Lob unserer zünftigen Nationalökonomen eintrug, die deutsche Gründlichkeit, Citatenlust und Langeweile hier schmerzlich vermißten. Als ob in einem Bande von Steffens nicht mehr lebendige Schilderung, tiefgründige Beobachtung und praktische Kenntniß steckte, als in zehn gelehrten Compendien unserer Katheder-socialisten! Das Nämliche gilt nun auch von den vorliegenden Studien, die sich über politische, geistige und künstlerische Erscheinungen im britischen Weltreiche verbreiten. Von den politischen Artikeln über das Imperium Britannicum sind die hochinteressanten Ausführungen über Indiens Zukunft vor Monaten zuerst in diesen Blättern erschienen. Fesselnd sind ferner die demokratischen Studien, wobei wir bemerken, daß Steffens zwar die einzig denkbare fortschrittliche Gesellschaftsform in der englischen Ausgestaltung der Demokratie erblickt, aber für ihre Schwächen und Gefahren nicht blind ist. Von den Cultur-Aufsätzen haben uns am meisten die Kunstfeuilletons über Crane, Morris, Hunt und Watts angesprochen, besonders aber der über den Aesthetiker, Volkswirthschafter und Philosophen Ruskin, dessen „Stones of Venice" zum nothwendigen italischen Gepäck jedes reisenden Engländers gehören. Lustig liest sich endlich die Satire über die fürchterlichen britischen Hausgötter Comfort und Badewanne. Die Uebersetzung von Prof. Oscar Reyher ist so gewandt, daß man keinen Augenblick daran zweifeln könnte, ein deutsches Originalwerk vor sich zu haben. Wir empfehlen das Werk als gediegenes Festgeschenk.

Das System Karnack-Hachfeld, Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Elektrotechnik, des Maschinen-, des Hoch- und Tiefbauwesens: 1. Die Elektrotechnische Schule, 2. Der Polier, 3. Der Baugewerksmeister, 4. Der Tiefbautechniker, 5. Der Monteur, Vorarbeiter und Maschinist, 6. Der Werkmeister, 7. Der Maschinenconstructeur, 8. Das gesammte Baugewerbe. (Potsdam u. Leipzig, Bonneß & Hachfeld). Das gesammte technische Wissen wird in dem Rahmen des Technikums in diesen Briefen gelehrt. Jedes einzelne Fach ist von Autoren behandelt, die durch eine vorzügliche theoretische Bildung und langjährige praktische Thätigkeit die Gewähr dafür bieten, daß die Werke nach beiden Richtungen hin hohen Werth besitzen, so daß sich Viele dadurch bereits eine gediegene technische Bildung zu eigen gemacht haben, wie die Werke auch für die in der Praxis stehenden Techniker einen zuverlässigen Rathgeber bilden. Hervorheben wollen wir noch, daß Jedermann berechtigt ist, auf Grund des Studiums dieser Werke am Technikum zu Limbach i./S. eine Fachprüfung abzulegen und hierfür ein Reifezeugniß erlangen kann. Wir können daher die anregend geschriebenen Unterrichtsbriefe allen Denen, die ihre Zeit nützen, vorwärts streben und eine bessere, gewichtigere und achtungsvollere Stellung einnehmen wollen, warm empfehlen.

Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Von Karl Borinski. (Leipzig, B. G. Teubner.) Der Münchener Docent geht in diesen aus Vorlesungen im bayrischen Volkshochschulverein entstandenen Blättern von der Bedeutung der Volksunterhaltung und der Nothwendigkeit ihrer möglichsten Veredelung im socialen Sinne aus. Dabei führt ihn ihre staatliche Organisation im classischen Alterthum von selbst auf das antike Theater und seine vorbildliche Bedeutung für die gesammte Theatergeschichte. Bei der Vorführung der dramatischen Gattungen und ihrer Wirkungsweisen knüpft er überall an die jeweiligen Grund-

Digitized by Google

thatsachen des inneren und äußeren Lebens an, von denen die Bühne ein getreues Abbild geben soll: bei der Tragödie an die Erscheinungen des Uebels und des Bösen; beim geschichtlichen Trauerspiel an das Richteramt der Weltgeschichte; beim Gesellschaftsstück und der Komödie an die Verhältnisse der gegenwärtigen Welt und die Anstöße des täglichen Lebens. Einem leidigen Uebelstande unseres Bildungslebens, zumal auf ästhetischem Gebiete, der lähmenden und verödenden Herrschaft der Schlagworte, arbeitet der Verfasser dadurch am sichersten entgegen, daß er die dramatischen Muster der Völker und Zeiten — vornehmlich natürlich des deutschen Volkes und unserer Zeit — nach Möglichkeit d. h. nach Maßgabe des Rahmens seiner Darlegungen selbst reden läßt. Eine rein staatswissenschaftliche Beleuchtung des Theaters nach seiner Stellung in der Gesellschaft und zur Erziehung (Schauspielerstand, Censur, Schul- und Liebhabertheater) schließt das Ganze; nicht ohne auch hier die eigenthümlichen wesentlichen Leistungen des Theaters für die Erziehung der Menschheit in bezeichnenden classischen Mustern selbst die Schlußrede halten zu lassen. Das sehr anregend geschriebene Bändchen wird zumal jedem Theaterfreunde willkommen sein.

Ideale und Dissonanzen. Von Katharina Zitelmann (K. Rinhardt). (Berlin, J. Harrwitz Nachf.) Die den Lesern unseres Feuilletons wohlbekannte Verfasserin bietet hier Erzählungen, die nicht nur gut erfunden und äußerst spannend sind, sondern auch sehr interessante Probleme behandeln. Die Schilderung des Münchener Künstlerkreises in der ersten Novelle wirkt ebenso erheiternd, wie der Seelenkampf der Heldin in den „Dissonanzen" erschütternd. Den Inhalt beider Novellen bildet der Conflict zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Schein und Wesen. Die ethische Behandlung des Stoffes und die glückliche Lösung des Knotens werden das Buch zu einem gern gesehenen Gast auf jedem Weihnachtstische machen!

Von Heinrich Bulthaupt's Dramaturgie des Schauspiels ist der dritte Band, der Grillparzer, Hebbel, Ludwig, Gutzkow, Laube bespricht, soeben in fünfter vermehrter Auflage in Oldenburg (Schulze'sche Hof-Buchhandlung) erschienen. In dieser neuen Auflage macht sich der moderne Standpunkt besonders geltend, denn Bulthaupt knüpft hier an die Neuzeit an. Indem er uns mitten in den Kampf der Geister hineinstellt, entwirft er ein scharf umrissenes anschauliches Bild von Bühne und Drama unserer Tage. Gutzkow und Laube haben an lebendiger Wirkung erheblich verloren; dennoch belehren sie uns immer noch, auch mit ihren Fehlern. Aber Neues hat sich unterdessen vorgedrängt. Der Gang der Bewegung, die es verursacht hat, läßt sich inzwischen — was vor Kurzem noch nicht möglich war — klar übersehen, und so konnte Bulthaupt sie im Zusammenhang skizziren. Dabei fehlte es nicht an einem kräftigen Wort zur Aufklärung der ungewollten und zur Abwehr der absichtlichen Mißverständnisse, an denen es in dem allseits entbrannten Kampfe um den Naturalismus, der wohl das große Schlagwort noch eine Weile bleiben wird, nicht gefehlt hat. Besonders fesselnd sind Bulthaupt's Urtheile über Hauptmann und Sudermann, noch interessanter die Ausführungen über den sogenannten Berliner Kunststil und dessen erstrebte Einführung in das Hofburgtheater. Bekanntlich war Bulthaupt von vielen Seiten als einzig möglicher Nachfolger Burckhard's genannt worden, als es zuletzt den Ränken einiger interessirter Schauspieler und Geschäftsliteraten gelang, den Manager Hauptmann's in die Burg zu bringen, die denn auch heute (trotz Kainz) ganz heruntergedirigirt ist, so daß die Chancen Bulthaupt's dermal wieder stark gestiegen sind.

Schiller's Wallenstein in freier, metrischer Uebersetzung in's Englische. Von M. Berkrüzen (Hamburg, im Selbstverlag). Diese sehr gewandte Uebersetzung mit Gegenüberstellung des Originals, grammatischen, etymologischen und geschichtlichen Noten am Fuße jeder Seite und dem Schluß-Reiterliede in Musik gesetzt, ist für Deutsche und Engländer als Sprachstudie bestimmt. Der Verfasser, beeidigter Uebersetzer in Hamburg, wird der schwierigsten Ausdrücke Herr und bringt auch congenial in den Geist der Dichtung ein. Wie nahe der Uebersetzer seinem erhabenen Vorbilde zu rücken vermochte, wird am besten durch die Thatsache illustrirt, das gerade eine der schwierigsten Episoden, die Kapuzinerpredigt, in der Uebertragung am besten geglückt ist.

Heyday! doodledum, o dear!
Fine goings on. I too am here!
Is this an army of Christians?
Are we Turks? are we Anabaptists?
To keep the Sunday, is this the way?
As if lamed by gout, the Almighty any day
Could not batter you all down!
Is this a time to be a drunken clown,
For banquets and for feasting days?
Quid hic statis otiosi?
Why do you stand with hands in your pocket?
On the Danube the fury of war is unlocked,
Down is Bavaria's bulwark tumbled,
Regensburg by the enemy taken and humbled,
And the army snugly in Bohemia lies,
Nursing the belly, catching flies,
Loves the bottle better than the battle,
More with knife and fork, than with sword likes to rattle,
A hop with the girls more than all is better,
Feasts on oxen, but Oxenstirn is no matter etc.

Die Wortspiele sind, wie man sieht, fast ohne Ausnahme und ganz im Sinne des Originals wiedergegeben. Wie wir hören, hat die Uebertragung schon lange Jahre im Pulte des Uebersetzers gelegen; nun wird es vielen Liebhabern des Englischen Freude machen. Hoffentlich setzt der Verfasser sein Werk fort und vollendet noch die ganze Trilogie.

Kunst und Kunstgewerbe. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe für Damen. Von Lisbeth Stohmann. (Leipzig, E. Kempe.) Das Bändchen, welches eine Abtheilung der Sammlung „Frauen-Berufe" bildet, ist eine werthvolle, vielseitige, inhaltreiche Arbeit und dürfte vielen Frauen und Mädchen von großem Nutzen sein. Unzählige finden schon jetzt Erwerb auf den mannigfaltigen Gebieten der Kunst, als wirkliche begabte Künstlerin, als Malerin, aber auch als Zeichnerin und Angestellte in kunstgewerblichen Anstalten. Je mannigfacher die Verzweigungen der gewerblichen Kunstanstalten sind, desto wichtiger ist ein Führer, der genau angiebt und klar legt, welche Forderungen überall herrschen, welche Fähigkeiten gewünscht sind, welche Aussichten geboten werden, und der Mittel und Wege offenbart, wie man Erfolge erreicht. Es wird somit in dem Bändchen ein brauchbares Material gegeben.

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe
an die
Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.
Gesammelt und herausg. von **La Mara.**
(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.
Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.
Erster bis fünfzigster Band.
Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom
Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Bismarcks Nachfolger.
Roman
von
Theophil Zolling.
Volksausgabe.
Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom
Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Stottern
heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Digitized by Google

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **Arngust Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 18 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart" in Berlin W. 57.**

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883).

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste" darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann, Leipzig,** zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!"

Gedichte von **Otto Promber.**

TROPON

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von **Hobbing & Büchle** in **Stuttgart**

Ferner für die **Postabonnenten** eine Beilage von **R. Hachfeld (Bonneß & Hachfeld** in **Potsdam.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 9. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

* I-U-11 → 26 Lcc.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die angebliche Verschenkung Kameruns. Von Gustav Meinecke. — Die Anfänge deutscher Maschinentechnik. Von Professor Otto Kammerer. — **Literatur und Kunst.** Zur neuen russischen Literatur. Von Otto Stoeßl (Wien). — Die Büchner's. Von Paul W. Zimmermann. — **Feuilleton.** Aus dem österreichischen Sprachenbabel. Ein Reise-Erlebniß. Von Robert Waldmüller-Duboc. — **Aus der Hauptstadt.** Die Hansen. Von Nemo. — Opern und Concerte. — Notizen. — Anzeigen.

Die angebliche Verschenkung Kameruns.

Von Gustav Meinecke.*)

Eine Berliner Zeitung, welche im Namen des deutschen Volkes zu sprechen vorgiebt, hat jüngst den Angriff der Colonialgegner gegen die Regierung geleitet, allerdings mit recht schwächlichem Erfolge. Der Artikel ging von der Auffassung aus, daß die Colonial-Abtheilung 160 000 Quadratkilometer im Kamerun-Hinterlande, die „werthvollsten Stellen", verschenkt habe. Die Veröffentlichung der Nordwest-Kamerun-Satzungen dürfte das Berliner Tageblatt eines Besseren belehrt haben. Das angeblich verschenkte Land ist nämlich fast gar nicht bekannt, hat wegen seiner Entfernung von der Küste als Plantagenland nur einen imaginären Werth, und die Concessionäre haben als Aequivalent eine Anzahl von Verpflichtungen auf sich genommen, durch die eine Erschließung des Landes unter gewissen Umständen unterstützt werden kann. Damit entfallen eigentlich alle Anklagen, welche gegen die Landesconcessionen erhoben worden sind.

Um die in Rede stehenden Verhältnisse besser zu beurtheilen, muß man etwas rückwärts blicken. Bei der Begründung der deutschen Colonialpolitik schon war das Bestreben der Gründer colonialer Gesellschaften vorherrschend gewesen, große Landstrecken zu belegen, sei es, daß Concessionen von der Regierung erworben oder Land von den Eingeborenen „gekauft" wurde. So hat die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft heute noch gewisse Anrechte auf einige Landschaften Ostafrikas und das herrenlose Land der Küstenzone, so hat, um bei Afrika zu bleiben, die Deutsche Colonialgesellschaft für Südwest-Afrika große Ländergebiete „erworben". Daß die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft von ihren im Hinterland der ostafrikanischen Colonie gelegenen Ländereien bis jetzt größere Complexe verkauft habe, ist unwahrscheinlich, obwohl ihre ersten Erwerbungen in Usagara, Nguru und Useguha bereits vierzehn Jahre zurückliegen. Die Deutsche Colonial-Gesellschaft für Südwest-Afrika war insofern glücklicher, als sie das Kaokofeld an eine auch mit englischem Capital arbeitende Gesellschaft verkaufen konnte, auf dem ihr gehörigen Küstengebiet eine kleine Hafenstadt Swakopmund und Lüderitzhafen entstanden ist, und ein Theil ihres Landes sich für Viehzucht eignet, welche unter klimatisch nicht ungünstigen Bedingungen — also von Europäern — betrieben werden kann. Die Natur dieses Landes bringt es mit sich, daß es nur dann einen höheren Werth erhält, wenn nutzbare Mineralien gefunden werden. Das Concessionswesen hat sich dann in Südwest-Afrika weiter ausgedehnt und jetzt nach Kamerun übergegriffen, sehr zum Vortheil dieser letzteren Colonie, deren Hinterland bislang nur sehr stiefmütterlich behandelt war.

Der Grund nun, weßhalb ein solches Gewicht auf die Erwerbung von Landconcessionen gelegt wurde, ist sehr einfach. Bei der geringen Neigung selbst mancher Colonialfreunde, praktische Colonialpolitik zu treiben, gab es nur dann eine Möglichkeit, die zur Erschließung eines Landes nothwendigen bedeutenden Capitalien zusammenzubringen, wenn man Gesellschaften nach dem Muster der englischen Chartercompagnien bildete, die als eine Art Sicherheit Landbesitz und manche Hoheitsrechte hatten. Diese Rechte erwiesen sich aber bald als ebenso viele Lasten, und so entstand eine neue Art der Capitalbeschaffung für die Colonien in der reinen Concessionsgesellschaft, welche natürlich, wie jedes Ding, ihre Licht- und Schattenseiten hat.

Die Regierung hätte den früheren französischen Weg einschlagen können, welcher sich durch seine Engherzigkeit von der liberalen englischen und amerikanischen Methode unterschied, aber dann hätte sie die Ueberzeugung haben müssen, daß ihr zur Entwickelung der Colonie ungezählte Millionen zur Verfügung standen. Dabei wäre aber der Erfolg noch immer zweifelhaft gewesen. Dadurch, daß sie dem Unternehmungsgeist eine freie Bahn verschaffte, hat sie nicht bloß jetzt, sondern schon früher eine Freiheit der Auffassung gezeigt, welche bei den Anhängern einer liberalen Wirthschaftspolitik besonderen Anklang finden sollte. Die Engländer hatten in den Colonien, wie schon erwähnt, diesen Weg schon lange eingeschlagen, die Belgier sind ihm im Congostaat nachgefolgt, und neuerdings haben die Franzosen nach längeren Streitigkeiten über die einzuschlagende Concessionspolitik sich diesem System ebenfalls zugewandt. Es scheint noch gar nicht bekannt zu sein, daß der französische Congo heute unter etwa vierzig Concessionäre so gut wie aufgetheilt sein dürfte auf Grund des Decrets vom 28. März 1899 und daß die wirthschaftliche Strömung in dieser Richtung noch fortdauert. Auf Einzelheiten, die Bedingungen für Erwerbung einer Concession, die Lasten für die Concessionäre ꝛc. kann hier nicht näher eingegangen werden, es genügt die Hervorhebung der Thatsache, daß jeder Franzose oder jede französische Gesellschaft zum Zwecke

*) Der Verfasser ist Director des Deutschen Colonialmuseums in Berlin. Die Red.

Digitized by Google

„die colonialen Ländereien des französischen Congo zu colonisiren und auszubeuten" viele Tausende von Quadratkilometern für einen verhältnißmäßig geringen Einsatz als Concession erwerben kann, wenn auch die Bedingungen, der cahier des charges, etwas höher als bei uns sind. Ebenso fragt man nicht darnach, woher das Capital kommt, wenn nur die Leitung in französischen Händen ist, und es ist ein offenes Geheimniß, daß hier auch viel belgisches Capital vertreten ist. Aber unserer Regierung wegen ihrer größeren Liberalität einen Vorwurf zu machen, ist durchaus unangebracht, zumal wir noch wenig Erfahrung haben, wie das System in Zukunft arbeiten wird, ebenso wenig wie die Franzosen über die Anfänge weggekommen sind und Niemand sagen kann, ob sich die Sache verzinsen wird.

Die Angriffe gegen die Concessionspolitik beruhen auf der falschen Auffassung, daß alles Land in den Tropen an sich einen wirklichen marktfähigen Werth habe. Diese Ansicht läßt sich durch die Thatsachen nicht rechtfertigen. Wenn vorher auf die Landconcessionen als die Grundlage für die Capitalbeschaffung bei Gesellschaften hingewiesen wurde, so wurden sie in erster Linie in Verbindung mit Hoheitsrechten gebracht, in zweiter Linie erst wurde die Nutzbarmachung in Aussicht genommen. Der Werth des Landes in einer Colonie richtet sich eben genau wie bei uns nach einer Menge von Factoren, wie Lage, Ertragsfähigkeit, Arbeiterbevölkerung, klimatischen Verhältnissen u. dgl., und man darf nicht in den Fehler verfallen, zu generalisiren. Das unbebaute Land in den Tropen hat an und für sich geringen Werth, in abgelegenen Gebieten, wo Plantagenbau nicht mehr betrieben werden kann und wilde Völkerstämme wohnen, gar keinen. In den Subtropen, wo die Europäer andauernd leben können, hat das Land etwas mehr Werth, aber Kamerun ist eben eine rein tropische Colonie, wo der Europäer andauernd niemals wird leben können, mit anderen Worten, wo eine Preissteigerung des Landes durch Ansiedler unmöglich ist.

Kamerun ist, um es nochmals hervorzuheben, eine reine Plantagen- und Handelscolonie, dessen Küstensaum nur an einigen Stellen, wo gerade günstige Boden- und Niederschlagsverhältnisse sind, von Cacao-Plantagen besetzt ist. Die Hauptartikel, wie Palmöl und Palmkerne, werden dicht an der Küste gewonnen, vertragen auch gar keine hohen Transportkosten, und wenn es in den betreffenden Angriffen heißt, daß aus der Concession „Norwestkamerun" Palmkerne nach der Küste kommen, so ist dies ein schlechter Scherz. Gummi und Elfenbein kommen zwar im ganzen Schutzgebiet vor und können auch Transportkosten vertragen, aber sie müssen doch erst gesammelt werden, und die Eingeborenen wissen heute ganz genau, daß dies werthvolle Producte sind.

Es sind hier also nur Wechsel auf die Zukunft gezogen. Wenn die Gesellschaften sie trotzdem ziehen, so rechnen sie darauf, daß das Land eben durch das Hereinbringen von Capital einmal einen Werth bekommen kann, zumal wenn die Regierung ebenfalls das Ihrige thut. Wer will aber behaupten, daß auch mit vielen Millionen etwas Sicheres und Bleibendes erreicht wird? Wie denkt man sich überhaupt die Capitalbeschaffung? Wo sind denn die Leute, welche Millionen aus purem Vergnügen in Colonien hineinstecken können, nachdem schon manche Millionen dort verloren gegangen sind? Wenn es vielleicht in manchen Kreisen als das Kennzeichen eines richtigen Colonialpatrioten gilt, daß er in den Colonien Geld verliert, so muß doch diese naive Auffassung endlich aufhören. Erst wenn in den Colonien Geld verdient wird, wird sich das Capital ihnen zuwenden, und daher sollte man der Verwendung des letzteren alle möglichen Erleichterungen geben. Wenn eine glückliche Speculation bei Zuständen, wie sie zur Zeit an der Brüsseler Börse herrschen, gemacht werden kann, um so besser. Oder soll etwa die Regierung das Geschäft in Colonialactien verbieten? Anstatt das Concessionswesen anzugreifen, sollte man darauf hinwirken, daß es noch weiter ausgebildet wird, daß neue Capitalistengruppen das Risico der Erschließung tropischer Ländereien übernehmen.

Was nun noch die Gesellschaft „Süd-Kamerun" anbetrifft, so muß man die Sachlage in's Auge fassen, welche in Kamerun vor einigen Jahren herrschte. Es handelte sich damals darum, die belgischen und holländischen Gesellschaften, welche am Ngoko thätig waren, in deutsche Hände zu überführen, ohne die Geschäfte zu schädigen. Zu diesem Zwecke wurde die Concession ertheilt. Heute gehören die belgischen und holländischen Factoreien der Gesellschaft „Süd-Kamerun". Der Handel in Elfenbein und hoffentlich bald in Gummi, welcher außer in den Händen jener auch in französischen Händen war, ist durch Vertrag der Gesellschaft reservirt. Die Gesellschaft ist bestrebt, in das fast gänzlich unbevölkerte Land Arbeiter zu bringen. Zu diesem Zwecke werden vor allen Dingen Nahrungsmittel angebaut werden müssen, woran es jetzt gänzlich fehlt und woraus sich die von Dr. Plehn constatirte Bevölkerungslosigkeit erklärt. Das Alles kann nur eine Gesellschaft thun, welche bereit ist, große Summen, eine Million und mehr zu investiren. Gewiß werden mit der Zeit — schon jetzt werden ziemliche Quantitäten Elfenbein exportirt — schöne Gewinne erzielt und den Actionären zugebracht werden. Wer diese Actionäre sind, das kann Niemand wissen, hoffentlich demnächst viel Deutsche. Daß vorläufig die Belgier das Meiste der Actien und Genußscheine erworben haben, ist vielleicht für uns gar nicht schlimm, die Deutschen werden sie später billiger erwerben können. Die Concession steht unter den Vorschriften der Allerhöchsten Verordnung über Erwerbung von Kronland ꝛc., wodurch eigentlich schon jedem Mißbrauch vorgebeugt ist und außerdem ist das Vorrecht zum Landerwerb nur auf 20 Jahre gegeben. Daß die Concession den Handel und die Entwickelung des Gebietes hindern wird, ist ein Unsinn, da die Gesellschaft das größte Interesse daran hat, Privatpersonen oder Gesellschaften, welche im sogenannten Concessionsgebiet Handel treiben und Land erwerben wollen, mit Rath und That, d. h. mit Geld zu unterstützen, was der Staat niemals thun könnte, noch würde.

Eine solche Concession bedeutet die Beschleunigung von Jahrzehnten in der Entwickelung eines Gebietes. Dies näher auszuführen, fehlt es hier an Raum, ebenso daß die Südwest-Kamerun-Concession Niemand hindert, von Osten oder Westen her in ihr Gebiet zu bringen und die Schwarzen zur Gewinnung von Elfenbein und Gummi anzuhalten. Anstatt die Thatkraft der Leute, welche sich mit diesen schwierigen Fragen abgeben, durch Angriffe und Schmähungen zu lähmen, sollte man sie kräftig unterstützen. Denn von selbst colonisirt sich's nicht!

Die Anfänge deutscher Maschinentechnik.

Von Professor Otto Kammerer.*)

Zurückschauend auf den Anfang unseres Jahrhunderts, finden wir ein düsteres Bild äußersten Tiefstandes der deutschen Gewerbe, eines Tiefstandes, der um so drückender war, da damals England und Frankreich bereits eingetreten waren in die Entwicklung kraftbringender Industrie. Langsam sprießt in dieser harten Zeit die deutsche Technik auf und wächst erst gegen die Mitte des Jahrhunderts zu bedeutender Höhe. Die Einzelheiten dieses mühevollen Anstiegs schildert uns kein Buch. Nur hier und dort leuchtet in der

*) Vortrag, gehalten bei der Wiebe-Feier in der Technischen Hochschule zu Berlin, deren erster Rector Wiebe war. Bei der Enthüllung seines Denkmals nannte der derzeitige Rector Professor Riedler seinen Vorgänger einen „Bahnbrecher auf richtiger Fährte, einen Fachmann und Lehrer, der am Aufblühen der deutschen Industrie mitgearbeitet hat."

Digitized by Google

Literatur ein Streiflicht auf, nur selten begegnet uns eine dürftige statistische Zahl, die in groben Umrissen die Entwicklung deutscher Maschinentechnik in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts erkennen lassen. Diese Entfaltung deutschen Maschinenbaues ist gekennzeichnet durch das Zusammenfließen zweier Ströme mit weit auseinander liegenden Ursprüngen. Den einen dieser Ströme bildete die längst heimische Mühlentechnik und die Betriebs-Einrichtungen des Bergbaues. Als Betriebskräfte standen zur Verfügung die Wasserkraft und die Windkraft. Erstere beschränkte die Anlage von Triebwerken auf Bergland und Flußgebiet, letztere auf die freiliegende Ebene: es konnten daher nur zerstreute Triebwerksanlagen begrenzten Umfanges entstehen. Die Vereinigung umfangreichen Kraftbetriebes war unmöglich. Die Kraftübertragung war auf die kümmerlichen Mittel der Feldgestänge und hölzernen Wasserleitungen angewiesen. Um so mehr muß uns die Kühnheit damaliger Techniker mit Staunen erfüllen, die mit so dürftigen Hülfsmitteln zu schaffen verstanden; wurden doch im Jahre 1817 in Berchtesgaden und Reichenhall Wassersäulenmaschinen und Rohrleitungen angelegt, welche die Salzsoole über einen Gebirgssattel von 1500 Fuß Höhe drückten und auf eine Entfernung von 12 deutschen Meilen fortleiteten. Ein hölzernes Feldgestänge in der Wetterau betrieb 1780 von einem 50 Fuß hohen Wasserrad aus eine Pumpe, welche in 6800 Fuß Entfernung von diesem Rad aufgestellt war. Die Maschinentheile dieser Betriebe waren mit eigenartiger Geschicklichkeit dem verfügbaren Material und den damals bekannten Werkzeugen angepaßt. Wellen wurden aus Holz mit eingesetzten schmiedeeisernen Zapfen hergestellt und in hochgezimmerten Lagerböcken und Lagerschalen aus Granit oder Basalt gelagert; die aufgekeilten Zahnräder und Riemscheiben waren völlig aus Holz gebaut. Maschinen-Gußeisen war damals ein kostbares, schwer erhältliches Material, das in unserem Lande nur selten Verwendung fand. Kraft-Vertheilung auf mehrere Maschinen von einem einzigen Wasserrad aus mittelst Transmissions-Strängen war mit diesen Mitteln unausführbar: als typische Triebwerks-Anordnung fand sich daher eine Reihe von Wasserrädern hintercinander in einem Gerinne liegend und mit kurzen hölzernen Wellen unmittelbar die Mahlgänge, Pochwerke, Sägen betreibend. Der Bau solcher Maschinen war damals kein Sondergewerbe, jeder Müller und Kunstmeister fügte selbst seine Triebwerke zusammen unter Anleitung eines Mühlenbaumeisters. So ausgeprägt war die Eigenart dieser Maschinenwerke, daß in abgeschlossenen Gegenden noch heute fast unverändert solche Anlagen ausgeführt werden, so die Windmühlen der Tiefebene, so die Hammerwerke und Schneidsägen des Berglandes.

In dieses Festgefügte, Scharfgeprägte brach nun unvermittelt ein fremder Strom ein: von jenseits des Kanals kam eine neue Betriebskraft — die Dampf-Energie —, an keinen bestimmten Ort gebunden und an keine Grenze der Leistung. Aus den Gießereien und Maschinenfabriken Englands kam ein neues Material — Gußeisen — und ein Bearbeitungsmittel — die Werkzeugmaschinen. War vordem Gußeisen fast unbekannt, so führte die freie Formbarkeit dieses neuen Materials jetzt zu allzuweitgreifender Verwendung: wurden doch die Schienen der Bergwerksbahnen, die Wellen, Schubstangen und Bogenbrücken gegossen — Stücke, die seit Einführung des Walzenzuges und des Dampfhammers nur in geschmiedetem Material ausgeführt wurden. Erschienen die massigen Holzconstruktionen heimischen Mühlenbaues als ungefüges Cyclopen-Spielzeug, so erinnerten die aus der Fremde gekommenen Cornwall-Maschinen mit dem gemessenen Gleichgang ihrer gußeisernen Balanciers an den wuchtenden Schritt nordischer Riesen. Diese beiden aus fernliegenden Gegenden zusammenfließenden Ströme — die alte deutsche Mühlentechnik und der neue englische Maschinenbau — suchten nun eine unvermittelte Vereinigung und aus diesem Ineinanderfluthen entsprang ein Lebendiges, Neues: die selbstständige deutsche Maschinentechnik. Wäre englischer Maschinenbau in Deutschland nur nachgeahmt worden, hätte er nicht Verständniß für mechanische Probleme fertig vorgefunden, dann wäre wohl nimmermehr die deutsche Ingenieurkunst zu so schneller und selbstständiger Blüte gereift.

In diese Zeit des Werdens fällt die Jugend des bahnbrechenden deutschen Ingenieurs Wiebe. In das Jahr seiner Geburt — 1817 — trifft ein Ereigniß, an sich geringfügig und doch der Keim zu zukunftsreicher Entwickelung: die Aufstellung der ersten größeren, ganz aus Eisen gebauten Dampfmaschine in Berlin. Nach den sorgfältigen Aufzeichnungen des Professors Stein vom Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster gab es zu dieser Zeit in Berlin acht Wassermühlen, 46 Windmühlen und sechs Roßmühlen. So wurde — um nur ein Bild herauszugreifen — die Spinnerei des Herrn Tappert in Berlin durch ein Roßwerk betrieben, in welchem zehn Pferde arbeiteten, die alle zwei Stunden gewechselt wurden, so daß zwanzig Pferde unterhalten werden mußten. Die Königliche Porzellan-Manufaktur war bis 1799 durch ein Roßwerk mit zehn Pferden betrieben worden und erhielt nun eine kleine Dampfmaschine mit hölzernem Balancier. Die Weberei von Cockerill in der Neuen Friedrichstraße war 1813 auf Veranlassung des Staatsministers von Stein entstanden und stellte 1818 eine englische Dampfmaschine von 30 Pferdestärken auf. Von dieser Maschine schreibt der Fabriken-Commissionsrath Weber: „Die Maschine ist von der neuesten und vollkommensten Construction, die man in England kennt, und ihr Gebrauch nicht mit der entferntesten Gefahr verbunden. Sie ist die größte und vollendetste in ihrer Art im preußischen Staate.“ So bescheiden uns dieser erste Anfang erscheint gegenüber den 3000pferdigen Riesen der heutigen Berliner Elektrizitäts-Werke, so bedeutend erscheint die Anlage für die damalige Zeit. Berichtet doch Professor Langsdorf aus Heidelberg, daß eine Maschine dieser Größe von Boulton und Watt in Sobo für 30000 Franken geliefert wird, während sie heute in Folge Erhöhung von Dampfspannung und Geschwindigkeit etwa den zehnten Theil dieser Kosten erfordert.

In die ersten Lebensjahre Wiebe's fallen die ersten Anfänge des Berliner Maschinenbaues: die Gründung der Maschinenfabriken von Freund und Egells. Zur Zeit, als Wiebe in der Danziger Mühle thätig ist, wird die erste Schiffsmaschine von Egells gebaut; in der gleichen Zeit beginnt das Aufleuchten eines der glänzendsten Gestirne deutscher Industrie: Borsig gründet 1837 sein Werk. Als Wiebe Schüler des Gewerbe-Institutes ist — 1841 —, baut Borsig seine erste Locomotive. In dieser Zeit — 1843 und 1844 — werden die Maschinenfabriken von Wöhlert und Hoppe eingerichtet, der Bau von Dampfhämmern und Bergwerksmaschinen beginnt. Als im Jahre 1840 die erste Eisenbahn Preußens — die Berlin-Potsdamer Bahn — und ein Jahr darauf die Berlin-Anhalter Bahn eröffnet wird, da setzt sich der Bestand an Locomotiven der Letzteren aus 21 Maschinen zusammen, von denen die Mehrzahl zwar noch aus England stammt, sechs Maschinen aber bereits in Berlin gebaut sind. Besonders schwierig gestaltet sich die Einführung deutscher Locomotiven auf der Stettiner Bahn zu Anfang der vierziger Jahre. Der englische Maschinenmeister Rolson dieser Bahn thut sein Möglichstes, um deutsche Maschinen fern zu halten; eine Wettfahrt aber kann er nicht hindern. Anfangs laufen beide Maschinen gleichmäßig. Bei einer Steigung versagt die englische Locomotive, die Maschine von Borsig, geführt vom Monteur Anschütz, eilt weit voraus. Das Vorurtheil ist gebrochen, der heimische Maschinenbau tritt in sein Recht.

Kaum wird heute die Vorstellung sich der Schwierigkeiten des ersten Anstiegs recht bewußt. Kein hilfreiches Vermögen steht zur Seite, das Absatzgebiet muß erst geschaffen werden. Kostbare Werkzeugmaschinen können nicht beschafft

Digitized by Google

werden, mit den einfachsten selbstgefertigten Vorrichtungen muß gearbeitet werden. Das Bett einer großen Hobelmaschine von Hoppe muß von Hand bearbeitet werden in Ermangelung einer ausreichend großen Werkzeugmaschine, große Cylinder müssen ausgebohrt werden durch zwei an dem Göpel der Bohrstange ziehende Pferde. Transmissionswellen werden vierkantig geschmiedet, und nur die Lagerstellen mit dem Handstahl eingedreht, denn Wellendrehbänke sind nicht vorhanden. Die Naben der großen Schwungräder können mangels genügend großer Planscheiben nicht gebohrt werden, sondern müssen vierkantig gegossen, mit Meißel und Feile bearbeitet und mit acht Keilen auf der vierkantigen Achse ausgerichtet werden. Kolbenstangen werden aus Drahtbündeln geschweißt, weil zähe große Stahlstücke nicht beschafft werden können. Große Gußstücke mißlingen, weil das wiederholte Ueberheben der Gießpfanne von einem der langsam arbeitenden Handkrähne zum andern das Eisen erkalten läßt. Genaue Maaßstäbe sind nur an zwei Stellen in Berlin zu haben: bei dem Modelltischler Osshra der Königlichen Eisengießerei und in der Werkstätte des Königlichen Gewerbe-Instituts in der Klosterstraße. Und trotz all' dieser Hindernisse erreicht jetzt von der Mitte des Jahrhunderts an im Sturmflug weniger Jahre die Maschinentechnik Berlins die führende Stellung in Deutschland Dank der ungebrochenen Energie eines Borsig, eines Hoppe und Schwarzkopff. Noch nennt kein Geschichtswerk die Namen dieser und vieler anderer Pioniere deutscher Ingenieurkunst, noch bewahrt kein South-Kensington-Museum ihre ersten Maschinen, und doch ist durch ihre Mitarbeit aus einem armen Land ein vollkräftiges, schaffendes, wirthschaftlich blühendes erstanden.

In dieser Zeit plötzlichen Umschwunges und ungestümen Dranges in der deutschen Technik tritt der Mühlenbaumeister Wiebe heraus aus seiner praktischen Thätigkeit und beginnt sein Lehramt im Jahre 1845. Schwer genug mag es ihm geworden sein, den rechten Weg zu finden in einer Zeit, als an Stelle des Handwerks die Industrie trat, als die Hand-Bearbeitung ersetzt wurde durch die Maschinen-Bearbeitung, als die kleinen Dampfmaschinen von zehn bis zwanzig Pferdekräften ersetzt wurden durch zehnfach stärkere. Aufgabe des Lehrers war es ja gerade, das Entwickelungsfähige herauszugreifen aus dem raschen Wechsel der Erscheinungsformen damaliger Maschinen, das durch Erfahrung Gewonnene wissenschaftlich zu durchleuchten und das Maschinenbau-Handwerk zur Maschinenbau-Kunst zu gestalten. Was Wiebe nun in nahezu vierzigjähriger Lehrthätigkeit durch Vortrag und Unterweisung im Auditorium und im Zeichensaal gewirkt hat, das vermögen nur seine Schüler voll zu schätzen. Wer sein Wort nicht mehr hören konnte, der vermag gleichwohl tief hinein zu schauen in das Denken und Schaffen Wiebe's, wenn er die Schriften studiert, die uns von ihm hinterlassen sind. Vielseitig sind die von ihm bearbeiteten Gebiete: Dampfmaschinen-Bau und Turbinen-Construction, Mühlentechnik und Werkzeugmaschinenbau. Von all' diesen Werken mag nur eines herausgehoben werden: „Die Lehre von den einfachen Maschinentheilen", von denen der erste Band bereits 1854 erschien. Für den flüchtigen Blick mag ein Werk über die von vielen Autoren bearbeiteten Maschinen-Elemente von minderem Interesse scheinen als ein Buch über ein anziehendes Sondergebiet. Und doch bietet gerade ein Vergleich zwischen den Werken der verschiedenen Verfasser, welche dieses Arbeitsfeld beschritten haben, einen intimen Reiz; ein solcher Vergleich zeigt, wie so ganz anders derselbe Stoff in der Denkweise des Einen sich gestaltet als in der Anschauung des Andern. Und gerade die führenden Geister haben mit Recht die Elemente des Maschinenbetriebs bearbeitet, denn ihre Beherrschung bedingt die Lebensfähigkeit der Maschine. Die Werke über Maschinen-Elemente, welche vor dem Jahre 1850 erschienen sind, geben im Wesentlichen Beschreibungen der Maschinentheile, wie sie in Mühlen und Stampfwerken, bei Wasserkraft- und Windkraft-Betrieben vorkommen. Meist werden die Abmessungen als unveränderliche Erfahrungsgrößen mitgetheilt, von Festigkeits-Rechnungen sind nur die allerersten Anfänge vorhanden, gestützt nicht auf zulässige Beanspruchungen, sondern auf Bruch-Coefficienten. Technologische Rezepte und Anleitungen für Aufreißen und Bearbeiten nehmen einen breiten Raum ein. Die Darstellung gibt einen sprechenden Beweis dafür, daß die Technik damaliger Zeit fast ausschließlich auf mühsam gesammelter systemloser Erfahrung, auf Empirie beruhte. Den unmittelbaren Gegensatz hierzu bilden die Werke über Maschinen-Elemente aus späterer Zeit, etwa aus den Jahren 1860 bis 1870. Hier scheint alle Empirie entschwunden zu sein. Die Probleme der reinen Mechanik füllen die ersten Abschnitte dieser Bücher, dann folgt die Behandlung der Theorien über Biegungs- und Drehungsfestigkeit in breiter Erörterung, während der Festigkeitsversuche — die natürliche Grundlage der Festigkeitslehre — kaum erwähnt wird. Auf die deduktiven Auseinandersetzungen wird nun die Bestimmung der Festigkeits-Abmessungen der Maschinentheile aufgebaut in scheinbar zwingender Schlußfolgerung und zwar unter Zugrundelegung der sogenannten Elastizitätsgrenze als zulässige Beanspruchung. Der Widerspruch zwischen den so berechneten Abmessungen mit der wirklichen Ausführung wird dadurch behoben, daß sogenannte Corrections-Coefficienten durch eine Nebenthüre leise hereingeführt werden. Diejenigen Abmessungen endlich, welche nicht durch Festigkeit, sondern durch Herstellung, Zusammenbau, Betrieb, kurz durch die vielseitige Wirklichkeit bedingt sind, werden durch sogenannte Verhältnißzahlen ermittelt. Durch dieses Vorgehen wird schließlich die Constructions-Kunst in ein starres Formelskelett gepreßt, das den Schüler nur allzu leicht zu gedankenloser Nachahmung verführt.

Wie so ganz anders sieht der Weg aus, den uns Wiebe führt; freilich ist es keine bequeme Straße, sondern ein beschwerlicher Bergpfad, der den Wanderer zwingt, sorgfältig auf die vielen Hindernisse zu achten. Eine einfache Darlegung der Anforderungen, welche ein Maschinentheil zu erfüllen hat, leitet dessen Behandlung ein. Dann folgen maßstäbliche gute Zeichnungen der Ausführungen hervorragender deutscher, englischer und französischer Maschinenfabriken. Und nun erst setzt die Berechnung der Hauptabmessungen nach den verschiedenen maßgebenden Gesichtspunkten ein. Bei den Schrauben wird auf den Einfluß des Anzugs unter Belastung und der Verdrehungs-Beanspruchung hingewiesen, bei den Zapfen wird die Zapfenlänge auf Grund der Reibungsarbeit bemessen, während Verfasser späterer Zeit für Schrauben eine einzige starre Formel und für Zapfen unveränderliche Länge angeben im Widerspruch mit der thatsächlich nothwendigen Ausführung. Bei Bestimmung der Wandstärke von Röhren werden in die Rechnung eingeführt die Rücksichtnahme auf Herstellung, auf inneren statischen Druck und auf Stoßwirkung. In einem gleichzeitig mit Wiebe's Buch erschienenen Werk der erwähnten späteren Richtung wird hingegen behauptet, die Wandstärke von Röhren könne nur in empirischer Formel gegeben werden. Die zulässigen Beanspruchungen entnimmt Wiebe bewährten Ausführungen und unterscheidet wohlbewußt zwischen ruhender und bewegter Belastung. Verhältnißzahlen werden nur vereinzelt für einige Normaltheile angegeben. Dem Studirenden wird in Wiebe's Schriften nicht in klingendem Pathos die Fata morgana vorgezaubert, er sei berufen, dem Maschinenbau neue Ziele zu geben, sondern in einfacher stiller Arbeit wird auf die dornenvollen Schwierigkeiten hingewiesen, die den angehenden Ingenieur in der großen Hochschule des Lebens erwarten. Die Darstellung in den maschinentechnischen Werken aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts erinnert an den Bergmann, der nur mit Schlägel und Gezähe ausgerüstet auf dürftigen Tagbau beschränkt ist, der das Erz nur da aus dem Berg graben kann, wo es an die Oberfläche

Digitized by Google

tritt; in die Tiefe einzudringen ist ihm verwehrt, denn ihm fehlt das vollkommene Werkzeug, die wissenschaftliche Methode. Die späteren Autoren dagegen sind im Besitz der Methode, des scharfen Werkzeugs modernen Wissens; aber sie sind allzu geneigt, mit ihren großen Hilfsmitteln ihrer Schächte unbekümmert um Formation und Gestein zu teufen, auch da, wo wenig Erz zu finden ist und manch taubes Gestein gefördert wird. Sorgfältig hingegen prüft Wiebe das Gestein, ehe er das Werkzeug ansetzt, einfach ist sein Werkzeug und seine Methode, aber manch edles Metall löst er aus den verschlungenen Erzadern.

Schnell verwischt der flüchtige Schritt moderner Technik die Spur des vorangegangenen Pfadfinders; so sind auch die Werke Wiebe's heute schon der technischen Geschichte anheimgefallen. Aber noch ein Anderes als wissenschaftliche Ergebnisse spricht aus den vergilbten Schriften des Mühlenbaumeisters. Dieser durch harte Schule praktischer Arbeit gegangene Mann hätte gewiß stolz sein dürfen auf manch' werthvolle Anregung, die er gegeben hat; er hätte sich wahrlich nicht zu scheuen gebraucht, seine Urheberschaft zu erwähnen. Aber nirgendwo in seinen Schriften findet sich ein Wort dieser Art. Einem fremden Werk entnimmt er nur selten einen Gedanken und vergißt niemals, die Verdienste Anderer hervorzuheben. Nicht Ehrgeiz und Ruhmbedürfniß waren es augenscheinlich, die ihn zu rastloser Thätigkeit trieben, sondern Schaffensdrang und Pflichtbewußtsein. Wahrlich, eine echt deutsche Natur!

Literatur und Kunst.

Zur neuen russischen Literatur.

Von Otto Stoeßl (Wien).

Die Entwickelung der westeuropäischen Literatur, — wir haben ja seit wenigen Jahren starke Evolutionen erlebt —, geht immer von einer gewissen hochstehenden Culturschichte aus, greift selten in die Tiefe und drückt nur einen kleinen Theil des geistigen Schaffens aus. Hier arbeitet das Volk in vielen Richtungen, bestimmt und bestimmend durch mannigfaltige Bestrebungen der Cultur, nach materieller und geistiger Richtung.

Der große Verkehr, die Gleichheit oder Verwandtschaft der Entwickelungsbedingungen, der socialen Schichtung, die Verwandtschaft der staatlichen und nationalen Formation führen eine Ausgleichung des Culturniveaus herbei. Der überblickende Betrachter kann schlechtweg von Europäern sprechen. Die Leistungen dieses Jahrhunderts sind außerordentliche, wenn man die wahrhafte Renaissance der Malerei in Frankreich und Deutschland, die außerordentliche, technische Cultur betrachtet, die Literatur steht zurück, sie kommt aus tiefer entspringenden Quellen, beruht im Volkscharakter und muß ihre Naivetät, Kraft, Frische dem ungebrochenen, nationalen Empfinden danken. Wo dieses durch die Berührung mit dem Weltganzen ringsum sich abschleift und seine Urwüchsigkeit abstreift, wird ihre Geistigkeit sich steigern, ihr Gedankeninhalt wachsen, aber ihre Elementarkraft abnehmen. Man kann zwar ein starkes Betonen des nationalen Geistes in ganz Europa wahrnehmen, das gewiß auch auf die Literatur zurückwirkt, aber er findet kein unberührtes, in der Empfindung und Leidenschaft barbarisch ungebrochenes Volk, und so greift in Deutschland und Frankreich die Cultur immer wieder auf eine frühere Cultur zurück, sie bezieht vielleicht neuen stofflichen Reiz, nicht die elementare Urkraft aus der Vergangenheit. So konnte die deutsche Dorfgeschichte entdeckt werden, ohne uns mit der ganzen Echtheit und Neuheit zu überraschen, immer glaubte man eine Historie zu lesen, bewundert in den neuesten Werken Kunst und Künstler und vergißt des Volkes, das hinter den Einzelnen zurücktritt.

Darum mußten die Kunstäußerungen, welche im Norden und Osten Europas aus den rauheren Grenzgebieten drangen, solche Macht und Wirkung haben. Hier fand man diesen starken, nationalen Zug, diese Ungebrochenheit und Kraft des Künstlers, der aus unerschöpflichen Quellen des Volksthums schafft und immer neben seiner eigenen Bedeutung den größeren Hintergrund der Gesammtheit hat. Wollten wir in die Urkraft des Volksempfindens tauchen und unserer Literatur Verjüngung und neue Nahrung geben, so mußten wir sie in dieser Fremde suchen. Die nordischen Reiche und Rußland konnten sie bieten. Hier und dort sieht man ein ziemlich abgeschlossenes, auf sich allein gewiesenes Volk, dessen schaffende Geister immer wieder aus dem Ganzen ihr Schaffen herausgreifen und völlig auf der Nation beruhen, die Norweger und Schweden und Dänen auf hoher germanischer Cultur, die aber durch die locale Trennung die nationale Eigenart wahrte und darum den hohen Reiz vollsten Europäerthums mit der erhaltenen Individualität des Stammes verbindet. Sie sprechen in den Weltfragen mit, aber in ihrer höchsteigenen Sprache, die Russen dagegen treten aus einer Urwelt, gleichsam aus einem politischen und socialen Chaos. Ihre Künstler scheinen wie Berggipfel von staunenswerther Höhe und Wildheit aus Urnebeln hervorzuragen und die Bildung des übrigen Landes erst durch ihr Dasein zu vollenden. Sie schaffen erst das Volksbewußtsein und drücken es zugleich in ihren Werken aus. Dort ist die Literatur die einzig mögliche Aeußerung des schaffenden Geistes, denn es giebt keine andere Bethätigungsmöglichkeit des Genies. Alles muß aus Büchern sprechen, wenn es wirken will, sonst wird es von der barbarischen Macht des Absolutismus erdrückt, der mit seiner Last das Ganze beschwert und wieder zusammenhält, der allein Staat, Volk, Gesammtheit ausdrückt. Dort ist die Literatur die erste und einzige Ausdrucksform, und weil sie so aus dem tiefsten Empfinden kommt und alle Noth der Zeit und des Volkes in ganz elementarer Kraft und als einzige Aeußerung ausdrückt, hat sie diese wundervolle Eigenart. Dabei sind die Einzelnen doch wieder von europäischer Bildung, in den Gedanken der Zeit erzogen, an westlichen Ländern künstlerisch herangebildet. So vereinigen sie die volle künstlerische Durchbildung mit jener stofflichen Originalität, welche sie so groß und eigenartig macht und sie über das literarische Schaffen des übrigen Europas als Lehrmeister stellt. Sie sind die großen Fragesteller und Räthselsucher, sie allein schauen sowohl in die Urnacht der Menschlichkeiten, als in den wirren Tag der westlichen Cultur und leiden an doppeltem Räthsel. Das Oedipeische, Schicksalsuchende ist in ihnen ausgedrückt. Und dies bewundert man vorzüglich an ihnen.

Ungefähr diesen Gedankengang drückt die vorliegende Antrittsvorlesung des Petersburger Literaturhistorikers Wengerow*) in kurzen, werthvollen, wenngleich aphoristischen Zügen aus. Eine bedeutende, vollendete russische Literaturgeschichte fehlt. Sie kann nur von einem Russen geschrieben werden, der zugleich mit der gesammten europäischen dichterischen und philosophischen Bewegung wohlvertraut ist, deren Reflexe in den russischen Werken immer wiederleuchten. Die dankenswerthe Aufgabe wird nicht in Angriff genommen, sie könnte für uns und Rußland gleich fruchtbar sein. Ebenso fehlt eine systematische Sammlung der russischen Meisterwerke in guter Uebersetzung. Immer müssen wir uns Einzelnes zusammensuchen, verschiedenen Anregungen hier und dorthin folgen, ohne das Ganze zusammengefaßt zu sehen. Erst daran könnte man eine vergleichende Darstellung knüpfen, behandelnd

*) „Grundzüge der neuesten russischen Literatur, Berlin, Johannes Raede (Stuß'sche Buchhandlung).

Digitized by Google

den Einfluß Westeuropas auf Rußland, Rußlands auf Deutschland und die westeuropäische Literatur. Welche Ausblicke und Erkenntnisse könnten sich daraus ergeben! Der Verleger der Wengerow'schen Schrift scheint Derartiges im Auge gehabt zu haben. In den Publicationen liegt ein gewisser Plan, dem man die nöthige Consequenz wünscht. Dieser kurzen, freilich nur skizzenhaften und etwas trockenen, aber inhaltlich ausgezeichneten Darstellung folgte eine Sammlung von russischen Novellen unter dem Titel „Sbornik", was ungefähr unser „Almanach" ausdrückt.*) Hier wird der Versuch gemacht, die besten und charakteristischesten neuen Novellen russischer Dichter zu vereinigen. Nur wenn dies die ersten Versuche sind, die systematisch fortgesetzt werden sollen, sind diese drei Bände werthvoll, an sich haben sie manche Mängel. Man erkennt nicht recht des Herausgebers und Uebersetzers Absicht. Es bestanden zwei mögliche Wege. Entweder wollte er eine vollständige Uebersicht der neuesten Erscheinungen der russischen Literatur geben, nur auf Vollständigkeit und Neuheit bedacht, dann mußte Aelteres und Bekanntes, wie Tolstoj's Parabeln und Skizzen, wegfallen, dabei aber freilich Unbedeutendes, ja Schlechtes in den Kauf genommen werden, wie eine ganz schlechte Novelle von Lentnjew oder andere werthlose Feuilletonistenarbeit („Die Kindermörderin"). Dann aber durften neue Männer wie Fjodor Ssologub, Lugowoj u. A. nicht fehlen. Oder der Uebersetzer wollte, und dies wäre das weit verdienstlichere Werk, das wir oben als so wünschenswerth bezeichneten, eine Uebersicht über das Gesammtschaffen der neuen russischen Literatur geben, wobei er gewisse Werke als bekannt voraussetzte (Turgenjeff, Tolstoj, Dostojewski) und nach der Natur der Sammlung leider alles Dramatische ausschloß, dann durfte so viel Aelteres, wie Gribojädow, Gljeb Uspenskij, Ostrowskij nicht fehlen, von denen so gut wie nichts übersetzt ist. In jeder Hinsicht ist das bisher Gebotene unvollständig, aber selbst als Torso lebhaft zu begrüßen und von Werth. Was die Auswahl und Uebersetzung betrifft, ist sie von einer gewissen, nüchternen klaren Monotonie, ohne Farbe und Mannigfaltigkeit, gutdeutsch, aber auch nicht mehr, am allerwenigsten original und an's Original erinnernd, ohne eigentlichen Localton. Auch hier reichen eben die Kräfte eines einzelnen Uebersetzers und Herausgebers nicht aus. Hier sind Mehrere heranzuziehen. Ueberhaupt muß eben das Ganze eine große Anlage erhalten, um jenen höchsten Zweck zu erreichen. Jedem Bande ist eine biographische Skizze eines berühmten Dichters beigegeben, wieder ein glücklicher Gedanke, der vollständig durchzuführen wäre. Jedem Dichter, der in einer solchen Sammlung vertreten ist, wäre ein eindringender, kritischer und biographischer Essay vorzusetzen, wieder könnte dies nur von einem russischen Kritiker besorgt werden, und so wäre der Anlaß gegeben, endlich die Leistungen der russischen Kritik kennen zu lernen, welche uns so gerühmt wird, und die uns immer fremd bleibt. So könnte man wenigstens Bruchstücke aus dem Werke des so begeistert anerkannten Bjelinski lesen, und die russische Literatur sich in dem Geiste russischer Kritiker wiederspiegeln sehen, man dürfte dann mit Erstaunen und Belehrung erkennen, was Rußland von seinen Dichtern will, und wie es sie nimmt und empfindet. Wieder möchten sich auf diese Art interessante Parallelen zwischen der Wirkung von Kunstwerken dort und hier ziehen lassen. Alles dies bleibt freilich frommer Wunsch, aber der Verlag hat wenigstens einen lobenswerthen Anfang gemacht. Der verdienstlichste Band ist wohl der dritte, welcher nur Skizzen von Ssaltykow-Schtschedrin enthält, dem Verfasser der „Herrn Golowljew", dem feinsten, unendlich complexen, so gar nicht derben Satiriker, dem freilich zur Popularität Gogol's derbe Urwüchsigkeit fehlt, der aber diesen Meister an complexer Psychologie und Weite des Blicks übertrifft. Korolenko wird mit Recht vernachlässigt, er ist bloß ein sentimentaler Nachbeter Turgenjeff's, ohne starke Originalität, Tschechow und Garschin sind spärlich vertreten. Von Tschechow giebt eine in anderem Verlag herausgekommene Uebersetzung ein ziemlich vollständiges Bild.*) Sein Ruhm hat ihn größer gemacht, als er es verdient. Er drückt im Gegensatz etwa zu Tolstoj einen consequenten Materialismus aus, nicht ohne oft genug in eine reinliche Nüchternheit, ja Trivialität zu verfallen, oft aber, und dies begründet seinen Ruhm, erhebt er sich zu einem ergreifenden Pathos, das sich nicht in Worten ausdrückt, sondern in der Art, wie er seinen Stoff wendet und sieht und ansehen macht. Selten ist ein verächtlicher Pessimismus so seelenruhig ausgedrückt worden. In dem ganzen Gewirr der Erscheinungen sieht er ein wesen- und geistloses, thierisches Gedränge von ekelhaften Dingen, räthselhaft nur durch ihre Form, durch ihr complicirtes Ineinanderspielen und durch die sonderbaren geistigen Begleiterscheinungen. Dabei geht ein nüchterner, absichtlich herabgedrückter Frauenhaß mit, das hysterische, verlogene Geschöpf, jeden Augenblick bereit, sich um Geld, um ein Putzstück, um eine Laune, ohne sonderliche Leidenschaft, bloß der Abwechslung willen wegzuwerfen, dabei bloß durch ihr Geschlecht die dummen Männer immer wieder zur ewigen Dummheit verführend, aus welcher sich leider die unendliche Dummheit: Mensch fortzeugt. Das ist der Gegenstand und die Meinung einer Darstellung, die immer absichtlich in einem nüchternen, stillen Grau getönt, ihre seelische Kraft und geistige Potenz hinter einer gelassenen, berichtenden matt-ironischen Weise verbirgt. Ein Meisterstück dieser Art ist die von Korfiz Holm glänzend übersetzte Studie „Der Zweikampf".**)

Die neuesten und bedeutendsten Erscheinungen der russischen Literatur der letzten Jahre rühren von einem alten und langberühmten und einem neuen und bisher in Deutschland noch unbekannten Meister her, zwei Romane: Tolstoj's „Auferstehung"***) und Fjodor Ssologub's „Schwere Träume".†) Von Tolstoj's Roman ist nur die erste Hälfte erschienen. Die zweite ist so bald nicht zu erwarten. Sofort beim Erscheinen wurde dieses Buch gierig übersetzt, aber plötzlich stockte die Quelle. Der Roman war in Fortsetzungen in einer russischen Zeitschrift erschienen. Es ist bekannt, wie Tolstoj bis zum letzten Moment unablässig an seinem Werk arbeitet, er wüthet mit Aenderungen selbst in den letzten Correcturen, er zog plötzlich den Schluß ein, erklärte einen dritten Theil schreiben zu müssen und unterbrach das Erscheinen. So liegt nunmehr ein abgeschlossener Band vor, an dem wir und er wohl für eine geraume Weile Genüge finden müssen. Es ist ein herrlicher Torso, der ganz gut als Ganzes genommen werden kann. Man wird den Schluß mit Freuden begrüßen, aber auch was bisher vollendet ist, genügt. Es stellt eine geschlossene Seelenentwickelung dar, bis zu einem gewissen innern Abschluß. Die künstlerische Kraft ist unerhört. Im höchsten Alter hat Tolstoj alle bildende, sinnliche und die Sinne ergreifende Macht der Jugend, die gleiche Inbrunst des Willens, das Pathos, den Enthusiasmus der achtzehn Jahre. Was er am höchsten verachtet: die Kunst, besitzt er, wie kein Zweiter gegenwärtig in Europa. Was er als sein und des Künstlers einzigen Lebenssinn betrachtet, was die ewige Tendenz seiner Schriften bildet, stört nur seine reine, große und menschliche Wirkung. Immer muß seine lebhafte und doctrinäre Meinung der plastischen Darstellung wie eine nüchterne Auseinandersetzung pietistischer Grundsätze und mit Bibelcitaten gespickt, folgen. Nicht, daß

*) „Sbornik", Russische Geschichten und Satiren. Uebersetzt und herausgegeben von Wilh. Henckel. 3 Bände. Berlin, Raede.

*) Tschechow, „Russische Liebelei". Uebersetzt von Louise Flachs-Fokschaneanu. München, August Schupp.

**) München, Albert Langen.

***) Uebersetzt von Wladimir Czumikow. Leipzig, Eugen Diederichs. Eine andere, ebenfalls gute Uebersetzung in der bekannten trefflichen Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen".

†) Uebersetzt von Al. Brauer. Leipzig, Hermann Zieger.

Digitized by Google

er einen gewissen Zug der Menschheit nach dem Glauben, nach biblischer Reinheit und Urkraft, nach jener primitiven Ordnung der Gesellschaft der ersten Christen, nach Wahrheit, Lauterkeit und Frömmigkeit darstellt und verherrlicht, ist zu tadeln, nicht seine Gesinnung, die man teilen oder abweisen, niemals verachten darf, ist das Störende, aber seine Mißachtung des Kunstwerks. Von asketischem Geist, peitscht und quält und zerstört er sein bestes, sein Thun selbst: die Kunst. Er haßt sie, wie der Heilige die Lockung des Fleisches, er quält sich um sie, er martert sie, und — sie bleibt dennoch stärker als er. Immer leuchtender stehen ihre Farben, immer körperhafter ihre Gestalten, immer lebhafter winkt aus ihr das ganze Leben, das er verachtet. Was er verflucht, siegt, war er zerstören will, triumphirt. Er selbst widerlegt sich selbst: der Künstler den Propheten, der Mensch der großen und erhabenen Welt den Asketen und Kirchenvater. Der Glanz der Dinge strahlt über seine Verachtung und Erbitterung. Er müßte schweigen, wenn er nicht will, daß seine Worte segnen. Der Künstler bricht hervor aus jedem Wort. Es giebt kein volleres, reicheres, erhabeneres Kunstschaffen, als dies gegen sich selbst wüthende. Dieser Roman tritt in seiner erhabenen Würde und unbegreiflichen Kraft neben „Anna Karenina". Er stellt folgende, tendenziöse Entwickelung dar: Fürst Nechljudow, ein verwöhnter und gedankenloser, reicher, junger Mann hat ein Bauernmädchen verführt. Als ganz junger Bursch, sie diente bei seinen Tanten, die er besuchte. In beiden lockte das junge Blut. Er ging fort und vergaß sie. Sie gebar ein Kind, wurde fortgejagt, kam in die Stadt, wurde erst die Geliebte Eines, dann die Aller ... So findet er sie wieder, des Mordes angeklagt. In der Geschworenensitzung erkennt er sie, die er verdorben, zu Grunde gerichtet, in's Elend gestürzt. Durch einen leichtsinnigen, ungeschickten Irrthum in der Beantwortung der Schuld-Frage wird die zweifellos Unschuldige noch in's Gefängniß gesetzt. Nun beginnt die Wandlung des Fürsten. Nechljudow erscheint, wie alle Männer-Gestalten der russischen Literatur, als Typus, den seit Turgenjew alle wieder bei aller Verschiedenheit doch im innersten Wesen gleichartig darstellen. Schwach, unthätig, enthusiastisch und impressionabel im Augenblick, lax in der Folge, leicht erschüttert und erregt, bald wieder apathisch, voll eines guten, reinen, edlen Gemüthes, nur durch jede Lockung des Augenblicks gleichsam von sich selbst weggelockt in die Niedrigkeit und Tücke des Lebens. Dieser Nichtsthuer, reiche Faullenzer und gedankenlose Lebemann wird hier durch die dunkle, finstere Gewalt des Lebens, an dem er selbst mitgethan, gepackt, sein Innerstes, sein Bestes wird erregt und gepeinigt. Grenzenloser Ueberdruß vor sich selbst und seinem bisherigen Dasein faßt ihn an, Qual und Ekel. Er muß gutmachen, was er an dieser Armen verschuldet. Er muß eine Revision des Processes veranstalten, er muß sie heirathen. Er geht an die Ausführung dieses Entschlusses. Das ist Alles. Wie sich nun sein Schicksal wenden wird, ob es ihn, als den Ausnahmemenschen unter den Schwächlingen der russischen Literatur und des russischen Gesellschaftslebens, zur starken Vollendung, zum wahrhaft neuen Leben führen wird, ob er wie Oblomow wieder in seiner melancholischen that- und gedankenlosen Apathie verkommen wird, ist ungewiß. Die ganze Entwickelung scheint für das erste zu sprechen. Vielleicht soll das neue Leben dieses neuen, aus der eigenen Sünde und Niedrigkeit sich selbst erlösenden Menschen geschildert werden, die wiedergewonnene, leuchtende Schönheit des Urväterdaseins. Welcher Optimismus! Und dies bei einem solchen Kenner des Menschen! Immer Hoffnung, immer Bejahung, wenn auch nur an der Stütze des Glaubens, immer ein Ziel, das freilich die Zukunft in die Vergangenheit rückversetzt, alle Cultur und nothwendige Entwickelung verleugnet und zerstört, eine anarchische, dabei aber reactionäre Absicht!

Dies ganze ideale und ideologische Beiwerk, das Pathos der Idee und der Predigt greift nicht ein in die künstlerische Pracht des Werkes. Die Schilderung des Gefängnisses und der Gefangenen, das Porträt der dummen und bedauerlichen, weiblich lockenden, ganz von der Macht ihres Geschlechtes erfüllten Maslowa, der Heldin, Alles lebt vor uns; wer sieht nicht das schielende Lächeln dieses einst so reinen, jugendlich schönen Gesichtes, das noch jetzt reizend ist, in aller Erniedrigung. Wer sieht nicht die Gefangenen, die sich in der Hürde bald von den Aufsehern gepeinigt, bald untereinander grundlos erzürnt, raufend, wieder versöhnt, saufend, kartenspielend, hoffend, immer in fruchtloser Sehnsucht zu den Kerkerfenstern hinausstarrend, oder die verlorene Freiheit beim Schnaps vergessend. Man sieht die Sträflingsgestalten, man riecht den dumpfen, modrigen Geruch dieser wüsten Räume, man hört das Schlurren der Schritte, die Stimmen der Aufseher. Der ganze Schauer des wüsten Lebens faßt einen an, dem die ganze Erde ein furchtbares Gefängniß ist, wie diesen armen das ihrige. Der Eindruck dieser Bilder bleibt unvergeßlich, ebenso wie die grausame Ironie der Richterscenen, wobei die Geschworenen und die Richter belauscht werden. Die ganze, arme, nackte, frierende Menschlichkeit tritt vor uns. „Anna Karenina" ist lebendiger, frischer, volltönender, dies ist bei weitem ergreifender, es tönt voll Sehnsucht, Schmerz, höchster Angst. Das ganze Leben, wie es ist, scheint daraus nach Erlösung zu schmachten, wie die Gefangenen, von denen gesprochen wird, scheint es zu fürchten, Geschehenes müsse ewig verbüßt werden, ohne Hoffnung auf gerechte Vergebung; rührende Rathlosigkeit bebt aus diesen Blättern, ein Inferno, mehr rührend, als entsetzlich ist unserem Blick gegeben und immer gleichnißhaft. In diesem Gefängniß, in diesen zwei Helden und ihrer Umwelt, wird die Gesammtheit dargestellt, das Ganze getroffen. Das Loos Aller wird an diesen zweien gezeigt, eine Welt in diesem engsten Raum. Wir dürfen glücklich sein, einen solchen Menschen schaffend und lebend zu wissen.

Aehnlich in der Wirkung, ebenso ergreifend, erschütternd und doch mit strahlender Hoffnung uns entlassend, ist der Roman von Fjodor Ssologub: Schwere Träume. Der Autor ist in seiner Weltanschauung und Kunst Tolstoj's Widerspiel. Ist bei Tolstoj alles Parabel und Zweckkunst, Tendenz und Kunstverachtung, alles um eines neuen, heiligen und gläubigen Lebens in Freiheit und christlicher Würde willen geschrieben, so ist hier ein schaffender Geist bloß um die vollendete Durchbildung eines Werkes bemüht, freilich nicht ohne Weltanschauung und Zukunftshoffnung, — ganz und gar absichtslose Darstellung von Lebensstücken wird man bei keinem Russen finden, — aber er durchaus skeptisch, freigeistig, eher zu einem räthselhaften ungläubigen Mysticismus gedrängt, zu einem sehnsüchtigen Enthusiasmus, der die Arme in die Zukunft streckt, von der er Alles erwartet, die in ihren Zukunftsformen, die sich noch ganz unserer Ahnung entziehen, den Wunsch der endlichen Freiheit und Schönheit Aller erfüllen soll. Dort ein moralischer, hier ein antimoralischer Geist, Beide ganz anarchistisch, der Eine in die Urvergangenheit des Christenthums, der Andere in neue Zukunftsformen und Hoffnungen versenkt, der Eine von seltsam positiver Energie, das neue, — eigentlich das uralte, christliche Leben, — wieder heraufzurufen, der Andere träumerisch, passiv, lediglich seinem Werk, seiner schwellenden und sehnsüchtigen Phantasie folgend, hier That und Kraft, dort rathloser und stiller, verwirrter und gern resignirender Verzicht. Bei beiden grenzenloser Haß und Verachtung des Bestehenden, nur daß Tolstoj mit dem herrschenden Sittengesetz geht und nur in der Laxheit der Befolgung das Verderben der heutigen Gesellschaft erblickt, indeß Ssologub das bestehende Gesetz, die herrschende Moral mit der lächelnden Unbewußtheit und Grazie eines Kindes, fast traumwandlerisch auflöst und uns die Menschen siegreich zeigt, die sie zerstören und sich die eigenen Gesetze ihres Lebens geben.

Er versetzt uns in eine russische Kleinstadt, in das ekel-

Digitized by Google

hafte Treiben der „Stützen der Gesellschaft“, in eine bodenlose Fäulniß, Lüge, Unbildung. Den träumerischen, lyrisch aneinandergereihten Bildern des Buches fehlt eine straffe, klare Handlung, wobei dies Fehlen kein Fehler ist, denn wir sehen doch ein Zeit- und Gesellschaftsbild von starker Suggestibilität und Alles von der Seele des Helden aus, eines neuen Menschen, der in diese Stadt verschlagen ist, an Allem Theil nimmt, überall zusieht, haßt, liebt, sich sehnt und von einer dunkeln Macht zu Thaten getrieben wird, die er selbst nicht begreift, noch will, als willenloses Werkzeug (wieder der durchaus pessimistische, eigentlich energielose, skeptische, ironische, zersetzende und doch thatlose, lediglich impulsive Typus). Und doch folgt er dunkeln Zielen, und dies ist der Optimismus des sonst so trüben und schmerzlichen Buches, daß es ihn durch Verbrechen und Verwirrung, durch Krankheit und Thorheit doch zum Sieg kommen läßt. Alles durch die Macht eines reinen Weibes. Die Gestalt Katja's, eines jungen, lächelnden, rosigen, selbstsicheren Geschöpfes, deren Haus, Vater und Bruder in gleicher Wahrheit und Freiheit erzogen, die neuen Zukunftsmenschen darstellen, nach denen hin sich Cogin, der Held selbst zur Freiheit und Würde entwickelt, diese Figur ist von unsäglichem Zauber. Hier wird die lyrische, farbenreiche, aber linienarme Darstellung Ssologub's, der übrigens in Manchem an Jakobsen erinnert, — plastisch und lebendig. Da ist Wahrheit und Naivetät, heilige Schönheit und Unberührtheit in jedem Wort, jede Geste steht vor unserem Blick und dieses Weibes ganzes Wesen. Zugleich ist ein wundervoller Duft über dem ganzen, in dieser wie im Traum gesehenen und gegebenen Scenenfolge, die das ganze Leben wie einen wüsten Albdruck und Irrthum empfindet und darstellt, aus dem ein Glücklicher zu wacher Seligkeit aufsteht.

Nicht jedes Jahr bringt zwei Werke von solcher Schönheit und Kraft hervor. Man mag die Größe des Volkes bewundern, das zwei Geister so entgegengesetzter Art erzeugt. Beide drücken eine grenzenlose Sehnsucht aus und machen dies heutige Leben verhaßt. Rathlos scheint dieses russische Volk aus der dumpfen Gegenwart sich wegzusehnen. Und nur Dichter in ihren Wünschen und Träumen können ihm eine Zukunft schildern, die noch fern genug ist. Aber in diesem weiten Reich ruhen tausend Kräfte und nur ein kleiner Theil davon kommt in diesen großen Kunstwerken zum Ausdruck. Werden sie einmal lebendig und gesammelt, dann mag Europa staunen. Ein neues Schicksal, eine neue Völkerbewegung steigt herauf.

Die Büchner's.

Von Paul W. Zimmermann.

Die Berufe vererben sich oft in einer Familie, wie dies zumal in früheren Zeiten, als noch die Innungen und Gewerke blühten, der Fall war. Schon viel seltener vererben sich die Talente. Schiller's Söhne waren brave Beamte, aber mittelmäßige Köpfe. Goethe's August war ein durchaus unsympathischer Mensch, dessen Leichtsinn und Rohheit bei seinen Söhnen wieder in das Gegentheil umschlug, in selbstquälerische Philistrosität und ängstliche Dilettanterei in Poesie und Musik. Und sind schon die Söhne selten, die des Vaters Werk congenial weiter führen, so trifft man natürlich noch viel weniger häufig ganze Familien von Genie oder Talent. Die Familie des großen Johann Sebastian Bach mit seinen fünf auch als Musiker bedeutenden Söhnen leuchtet hier voran; aus früherer Zeit wären etwa die Malerfamilie der Holbein oder die gelehrten Scaliger zu nennen, wie denn überhaupt der wissenschaftliche Sinn sich noch am häufigsten vererbt. Aus neuerer Zeit haben wir die hessische Familie Büchner, die in einer Generation vier Schriftsteller geliefert hat: den kraftgenialischen Dramatiker Georg, die Romanschriftstellerin Luise, den jüngst verstorbenen Naturforscher Ludwig und den Literarhistoriker Alexander Büchner. Der Letztgenannte war bis vor Kurzem Professor an der Universität in Caen und hat dort durch Jahrzehnte in Wort und Schrift den Franzosen Verständniß für deutsches Denken und Dichten beizubringen und die geistige Annäherung beider Culturnationen zu fördern gesucht. Ihm verdanken wir eine kurze Biographie seines Bruders Ludwig, die soeben als Einleitung zu einem Sammelbande philosophischer und naturwissenschaftlicher Aufsätze, Ludwig's letzter Arbeiten, erscheint.*) Das äußere Leben des berühmten Verfassers von „Kraft und Stoff“ ist an sich wenig merkwürdig, aber im Zusammenhang mit dem Streben und Wirken seiner ebenfalls hochbegabten Geschwister gewinnt auch dieses stille Gelehrtendasein an stofflichem Interesse. Es ist ein Paradigma der berühmten oder genialen Familien und lohnt ein näheres Eingehen.

Zuerst erzählt uns Alexander Büchner von der Herkunft des Geschlechts. Der Vater war in Darmstadt ein homo novus, d. h. er gehörte keiner der alten eingesessenen Staatsdiener- oder Bürgerfamilien an, welche die Bevölkerung ausmachten. Er war aus Reinheim, einem drei Stunden von Darmstadt östlich am Eingang in den sogenannten Sandstein-Odenwald belegenen Städtchen, und der Sohn eines mit einer zahlreichen Familie gesegneten Kreischirurgen. Den Bewohnern jener Gegend ist seit jeher ein entschiedener Wandertrieb eigen, und so kam es, daß ein älterer Zweig der Büchner'schen Familie schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nach Holland auswanderte, deren letzten Abkömmling Alexander, als er im Jahre 1849 als politischer Flüchtling in jenem Lande weilte, als stattlichen alten Herrn und Oberst in der holländischen Garde zu sehen Gelegenheit hatte. Es war dies bei seinem ältesten Onkel Wilhelm, welcher gleichfalls schon als junger Mann nach Holland ausgewandert war und sich als Arzt einen großen Namen und ein beträchtliches Vermögen gemacht hatte. Seinem Beispiele folgend, kam Vater Büchner zu dem in Gouda ansässigen Bruder, trat aber alsbald als Regimentschirurg in die damals unter dem König Louis Napoleon neu organisirte Armee ein und zwar kurz vor der Zeit, ehe ein Machtspruch des ersten Kaisers Holland dem großen französischen Staat einverleibte. Die holländischen Truppen wurden daraufhin in die Nähe von Paris verlegt, und der Kaiser ließ dieselben eines Tages in Versailles die Revue passiren. Bei dieser Gelegenheit bemerkte er den Feldscherer Büchner. Er redete ihn mit einigen Worten an, wie es seine Gewohnheit bei den Truppen war. „Tu montes bien à cheval; quel age as-tu?“ und fort war er.

Dieses an sich gewöhnliche und unbedeutende Ereigniß wurde der Glanzpunkt in dem Leben des jungen Mannes wie der so vieler Anderen, welche der Kaiser unter dem Zwang seines persönlichen Zaubers hielt. Klein, stark und von strammer Haltung wie er war, bildete er sich ein, eine gewisse Aehnlichkeit mit seinem Helden zu besitzen, was ihn nicht verhinderte, ein getreuer Unterthan seines nachmaligen Landesherrn, des Großherzogs von Hessen, zu sein. Aber das Kaisergespenst spukte in ihm fort. Als der Großherzog eines Abends einen jener damals üblichen Maskenbälle, Redouten genannt, gab, erschien auf demselben eine kurze, verkleidete Gestalt in der grünen Jägeruniform, welche der Kaiser gewöhnlich trug. Die Maske erregte großes Aufsehen und wurde vielfach angesprochen, blieb jedoch stumm wie das Grab, ging mit den Händen auf dem Rücken, gravitätisch in dem Saal auf und ab, und als mit dem Glockenschlag Zwölf die Masken fallen mußten, war sie verschwunden. Natürlich hatte er sich bei der wohllöblichen Polizei die unentbehrliche Erlaubniß zu dieser Maskerade ausgewirkt.

---

*) „Im Dienste der Wahrheit“. Ausgewählte Werke aus Natur und Wissenschaft. Gießen, Emil Roth.

Digitized by Google

Seine Verheirathung mit der Tochter eines hochgestellten Bureaukraten brachte ihn in verwandtschaftliche Beziehung mit den ersten Familien der Stadt, was ihm für seine Praxis sehr nützlich war, obwohl dieselbe wesentlich auf der Ortsbürgerschaft fußte, deren Herzen ihm sein zugleich leutseliges und bestimmt auftretendes Wesen gewann. Seine Gattin schenkte ihm sieben Kinder; der älteste Sohn Georg wurde 1835 noch ganz jung als Dichter durch das Trauerspiel „Danton's Tod" berühmt, starb aber frühzeitig als politischer Flüchtling in der Schweiz. Dieses Verhängniß warf einen trüben Schatten auf das bisher so glückliche Familienleben; die Mutter war eine schöne, lebenslustige Frau von rheinischem Frohsinn gewesen, und ihre Heiterkeit kehrte erst allmälig wieder zurück. In einer jugendlichen Selbstbiographie, die Alexander in seinem Vorwort citirt, hat der um volle elf Jahre jüngere Ludwig auch diese Familientrauer um den Tod des genialen Georg geschildert. Er schreibt: „So wurde ich in den Stand gesetzt, in meinem elften Jahre als hoffnungsvoller Jüngling in das Gymnasium meiner Vaterstadt einzutreten, in welchem ein neuer Gesichtskreis für mich aufging. Das rege geistige Leben, das mich umgab, munterte mich selbst zu angestrengter Thätigkeit auf, indem der allgemeine Strom den Menschen mit sich fortreißt, und vierzehn Tage gingen in der Regel schnell und fröhlich vorüber, bis der schreckliche Tag anbrach, wo das Sittenbuch von dem gestrengen Herrn Vater unterschrieben werden mußte. War jedoch diese Klippe glücklich umschifft, so gab sich der Knabe seiner munteren Laune wieder hin, ohne den Ernst des Lebens zu fühlen. Diesen Ernst sollte ich indessen bald in schrecklicher Weise kennen lernen, als die Theilnahme meines Bruders Georg an den politischen Umtrieben jener Zeit Kummer und Sorgen in die Familie brachte. Wie oft saß da der Vater zürnend und scheltend am Tische, während die Mutter weinend neben ihm stand oder saß, und wir Kinder, die wir von Allem nichts verstanden, stumm um die Eltern herumstanden. Und als endlich nach langem Härmen und Sorgen die guten Eltern einen Strahl des Glückes vor Augen zu haben glaubten, da trat plötzlich der Tod zwischen Furcht und Hoffnung und sprach sein schaudervolles Nein. Wer vermag den Jammer zu beschreiben? Nie werden jene unheimlichen Abende aus meinem Gedächtniß verschwinden, an denen die Briefe kamen, welche tagtäglich Bericht über den Fortgang der schrecklichen Krankheit brachten, bis endlich und zuletzt der schwarz gesiegelte Todesbrief mit der Nachricht ankam, daß Alles zu Ende sei. Der Vater war ernst und still, die arme Mutter der Verzweiflung nahe. Die Scenen, die ich hier erleben mußte, warfen den ersten, aber tiefen und bleibenden Schatten in mein jugendliches, bisher nur von Heiterkeit erfülltes Herz." Bekannter als Georg's genieblitzender „Danton" ist heute noch Herwegh's prachtvolle Todesklage am Sarge des frühverstorbenen Freundes:

„So hat ein Purpur wieder fallen müssen,
Hast eine Krone wiederum geraubt!
Du schonst die Schlange zwischen deinen Füßen
Und trittst den jungen Adlern auf das Haupt!"

Immerhin ist es verwunderlich, daß weder Ludwig noch Alexander des Bruders Werke und literarischen Nachlaß herausgegeben haben, sondern die Arbeit einer fremden Hand (K. E. Franzos) überließen.

Einer zahlreichen, wohlangesehenen Familie in der Residenz angehörig, übte die geistig bedeutende Mutter gegen Verwandte und Freunde die ausgedehnteste rheinische Gastfreundschaft, so daß das Haus selten ohne Besucher war, von welchen Letzteren die Kinder natürlich verwöhnt und verzogen wurden. Ludwig, das fünfte Kind, war insbesondere der Liebling seiner Mama und der Damen, wegen seiner Aufgewecktheit und seines schönen blonden Lockenkopfes. Er wurde damals gemalt in einem schwarzen Sammetkleidchen mit weißem Spitzenkragen, auf einem Schaukelpferdchen sitzend, welches Bildchen noch in der Familie vorhanden ist. In der Schule zeichnete sich Ludwig durch seinen Fleiß aus. Er bestand ein gutes Maturitätsexamen mit kaum achtzehn Jahren. Da er aber bei der Wahl eines zukünftigen Berufes schwankend war wie immer und der Vater wünschte, seine beiden jüngsten Söhne zu gleicher Zeit auf der hohen Schule zu wissen, so ließ er Ludwig erst noch ein Jahr auf der polytechnischen Schule zu Darmstadt verbringen, damit Alexander den um drei bis vier Jahre älteren Bruder auf der Universität einholen konnte. Mittlerweile hatte sich Ludwig zum Studium der Medicin entschlossen, obwohl er lieber Philosophie getrieben hätte. Doch dieses war kein „Brodstudium" und somit wurde die damals bereits in den letzten Zügen liegende Hegel'sche Philosophie aufgegeben.

Ludwig bezog die Zwangs-Landesuniversität Gießen, aber schon nach einem Jahre kam die alte Vorliebe des Vaters für Frankreich wieder zum Vorschein. Immer darauf bedacht, seinen Kindern tüchtige Sprachkenntnisse als ein sicheres Rettungsmittel in bewegten Zeiten mitzugeben, schickte er seinen Ludwig auf ein Jahr nach Straßburg, wo er mütterliche Verwandte in der Familie des bekannten Bibelgelehrten und Professors Theodor Reuß hatte. Aber der frühere Flor dieser Universität war unter der prosaischen Herrschaft des Julikönigthums verschwunden, und Ludwig kehrte, vielleicht von Heimweh geplagt, bald nach Darmstadt zurück, um im nächsten Jahre gemeinschaftlich mit Alex die Universität Gießen auf's Neue zu beziehen. „Damals," erzählt jetzt Alex, „war Gießen ein Schmutznest ersten Ranges von kaum siebentausend Einwohnern, mit etwa fünfhundert Studenten, welche, um sich die Zeit zu vertreiben, über die Maßen kneipten und paukten. Das einzige Licht, welches in diese Wüstenei fiel, war das des großen Chemikers Liebig, welcher aus Dankbarkeit gegen den Großherzog von Hessen, der ihn hatte studiren lassen, diese Universität nicht verlassen wollte. Der damals beginnende Weltruf des Erfinders der organischen Chemie zog viele Ausländer wie Franzosen, Engländer, Schweizer und Amerikaner, meist mit guten Wechseln, herbei und gab der kleinen Universität eine Art von kosmopolitischem Anstrich. Wir nannten diese Chemiker gemeinhin „Giftmischer", und bei ihren gefährlichen Experimenten trugen dieselben Glasmasken, was den Meister nicht verhinderte, eines Tages, bei einer Explosion, ein Auge zu verlieren. Wenn ein solcher Unfall vorkam, so pflegte er sich kaltblütig herumzudrehen und den ganzen Plunder hinter sich zu werfen, was aber nicht immer mit gleich gutem Erfolg geschah. Aus Furcht vor solchen Vorkommnissen, wollten die Gießener Philister die „Giftmischer" nicht mehr in ihre Häuser aufnehmen, und dieselben bezogen daher abgelegene Quartiere, z. B. in einsam stehenden Gartenhäuschen, wo sie ohne Behelligung ihrer Mitmenschen in die Luft fliegen konnten. Wir anderen Studenten, namentlich die Juristen, lebten unbesorgt auf der Kneipe und dem Fechtboden dahin und lernten möglichst wenig, was uns jedoch nicht verhinderte, zur rechten Zeit das Facultätsexamen zu bestehen. Die Mediciner zeigten mehr Eifer für ihre Wissenschaft; nur fehlte ihnen leider das Material und wenn einmal ein „Kadaver" auf die Anatomie gebracht wurde, so rissen sie sich förmlich darum, der Eine ein Bein, der Andere einen Arm, der Dritte einen sonstigen Körpertheil unter sein Seciermesser zu kriegen, um dieselben kunstgerecht zu präpariren. Sie vergaßen darüber zum Mittagstisch zu gehen, und Manche sollen sich bei einem improvisirten Butterbrod und Käse eines flüchtig abgewischten Secirmessers bedient haben. Bruder Ludwig war unter den Fleißigsten, vergaß jedoch nicht, sich an den damals auftauchenden Reformbestrebungen vieler ernsthafter Studierenden zu betheiligen, welche den Mißbräuchen des Corpswesens entgegentraten und deßhalb spöttischerweise von ihren Gegnern die „Filzmucker" genannt wurden. Ludwig hatte eine große natürliche Rednergabe und wurde bald einer der Vorsteher des neuen Studentenbundes „Alemannia". Leider fiel die

Digitized by Google

ganze Geschichte bald in's Wasser, und die sehr zahlreiche Alemannia spaltete sich mit der Zeit in verschiedene kleinere Bünde, welche sofort mit den schon bestehenden Corps eine verzweifelte Aehnlichkeit annahmen."

So kam das Jahr 1848 herbei und mit ihm die Pariser Februar-Revolution, welche, wie Jedermann weiß, ganz Deutschland und insbesondere die Universitäten in Feuer und Flammen setzte. „In unserer sonst sehr loyalen Familie," bemerkt Alex, „hatten wir Jüngeren leider die Tradition des als Demagogen flüchtig gewordenen Bruders Georg. In einem so patriarchalisch optimistisch regierten Staat wie Darm-Hessen galten derartige Dinge für unschuldige und unschädliche Träumereien, wegen welcher jedoch viele junge Leute von Bundeswegen mehrere Jahre lang in Untersuchungshaft gehalten wurden. So schadete auch unseres ältesten Bruders Demagogenthum dem Ansehen der mit vielen hohen Staatsdienern verwandten Familie durchaus nicht. Aber uns jungen Leute wurmte die Sache doch, und wir wurden nun nach dem Vorgang der Pariser lauter Republikaner. Ein Freund meines Bruders Georg, Namens August Becker, war in Folge jener Ereignisse aus der Schweiz in seine Heimathstadt Gießen zurückgekehrt. Mit einem furchtbaren rothen Bart und einer Stentorstimme begabt, machte August Becker den Volksredner, welches böse Beispiel wir böse Buben alsbald nachahmten. Auch gab derselbe ein demokratisches Volksblatt heraus, „der jüngste Tag" genannt, welches bei der ländlichen Bevölkerung großen Anklang fand, weil dieselbe diesen „jüngsten Tag" mit dem Tag des jüngsten Gerichts verwechselte. Wir schrieben eifrig in dieses Blatt und hielten auch wohl Reden auf den Volksversammlungen, welche die Wahl von Karl Vogt für das Frankfurter Parlament vorbereiteten. Zum Vorparlament reiste Ludwig natürlich mit August Becker nach Frankfurt, von wo sie Berichte über die Versammlungen einsandten, welche ich „im jüngsten Tag" abdrucken ließ. Zugleich organisirten wir eine mit alten Jagdflinten und Piken bewaffnete Volkswehr, welche in Rotten eingetheilt wurde. Die Rotte unseres Quartiers hieß die „Wallthorrotte", für welche Bruder Ludwig als Hauptmann gewählt wurde. Er exercierte uns in Gemäßheit seiner sehr geringen militärischen Kenntnisse höchst unvollkommen ein, und als wir eines Tages an einer Mauer zur Linken hinmarschirten, hieß es plötzlich „linksum Marsch!" worauf wir die Wand zwar nicht einrannten, aber vor derselben wie die Ochsen am Berge stehen blieben und in ein nicht enden wollendes Gelächter ausbrachen." Als sich dann die revolutionäre Fluth verlief, machten die beiden als gefährliche Umstürzler verschrienen Büchner's doch ihr Doctorexamen. Gleichwohl schreibt Alexander: „Ludwig war wesentlich Gemüthsmensch, worin er mehr seiner unendlich gütigen und weichen Mutter nachschlug als dem herberen Vater. Er war eingefleischter Optimist, obwohl Mediciner, welcher Umstand während seines ganzen Lebens fühlbar blieb und ihn in eine Reihe von inneren Schwierigkeiten und Zögerungen hineindrängte, welche ihn oft sehr unglücklich machten. Unter solchen Verhältnissen verliefen die schweren fünfziger Reactionsjahre, während welcher er zu keinem rechten Bewußtsein seines schriftstellerischen Talentes und Berufes kam." Er wäre vielleicht in der Enge des Lebens in einer kleinen Stadt langsam eingeschlafen, wenn ihn nicht ein äußeres Ereigniß aus der darm-hessischen Stickluft herausgerissen hätte. Er hatte sich durch Beiträge zu einer gerichtlich medicinischen Zeitschrift einen guten Namen als Fachmann gemacht und außerdem ein vorzügliches Staatsexamen abgelegt, als er eines Tages von der medicinischen Facultät in Tübingen eine Berufung als Assistenzarzt mit Docirberechtigung an die dortige Universitätsklinik erhielt. Dies war der erste Schritt zur Laufbahn als Universitätslehrer. Klein war der Anfang mit freier Wohnung in der Klinik und einem Gehalt von vierhundert Gulden (!), aber Ludwig hatte den Fuß im Steigbügel als Universitätslehrer; seine Thätigkeit als Arzt und Docent wurde überdies alsbald von dem besten Erfolg gekrönt. Aber seine Briefe nach Hause ließen eine beständige Unbefriedigung und Unsicherheit durchblicken und man sah daraus, daß er sich vollständig vereinsamt in jener schwäbischen Mitte fühlte. Um ihn aus seiner Schwermuth aufzurütteln, gesellte ihm die kluge Mutter den lebenslustigen Alexander bei, und die Brüder verbrachten nun in Tübingen zusammen sehr glückliche Tage. Plötzlich entdeckte der ewig zaudernde Ludwig seinen wahren Beruf als naturwissenschaftlicher Schriftsteller. Und Alexander erzählt:

„Mittlerweile hatte ich mich wie meine ältere Schwester Luise als Schriftsteller versucht, und wir erwarteten, daß sich Ludwig als Familienschöngeist zeigen würde. Allein er blieb verschlossen wie das Grab. Da trat er eines Morgens mit einem dicken Pack Papiere unter dem Arm in mein Zimmer und eröffnete mir, er habe sich gleichfalls im Papierschwärzen versucht. „Aha", sagte ich, „kommt die Familienkrankheit auch bei Dir zum Ausbruch? Il n'en était que temps! was hast Du denn da für Maculatur unter dem Arm? Ist's ein Zeitroman nach Alexander Dumas und Eugène Sue oder ein Koth und Blut duftendes Drama nach Victor Hugo's Mache?" Denn etwas Anderes konnte ich bei meinem bis dahin ganz schöngeistig veranlagten Bruder nicht erwarten. „Nein", sagte er, „es sind naturphilosophische Studien", und einen ganz „dogmatischen" Ton annehmend fuhr er fort: „Derartige Dinge ziehen heute. Das Publicum, entmuthigt durch die kürzlichen Niederlagen der nationalen und liberalen Bestrebungen, wendet sich mit Vorliebe den mächtig aufblühenden naturwissenschaftlichen Forschungen zu, in welchen es eine Art von neuem Widerstand gegen die triumphirende Reaction erblickt; siehe Vogt, Roßmäßler, Moleschott, welche alle gute Verleger finden. Ich bitte Dich nun, diese Manuscripte zu lesen und mir zu sagen, ob Du glaubst, daß ich einen Buchhändler dafür kriegen und auf einen wenn auch geringen Erfolg hoffen kann." „Was ist denn der Titel?" fragte ich dazwischen. „Kraft und Stoff" war die Antwort. „Kraft und Stoff?" rief ich aufspringend. „Der Titel allein ist Gold werth und jeder Verleger nimmt und bezahlt Dir das Buch unbesehen. Schick's nur gleich an den jungen Meidinger nach Frankfurt, der ist der Mann für so was."

Alex las also „Kraft und Stoff", ohne etwas zu sagen, aber am nächsten Tag ging das Manuscript nach Frankfurt an Meidinger ab, und in derselben Woche kam eine bejahende Antwort, welche ein geringes, aber für die damaligen Ansprüche enorm scheinendes Honorar verhieß. Vier Wochen darnach war das Buch erschienen und hatte den bekannten durchschlagenden Erfolg. Auf Ludwig machte er aber nur den Eindruck eines ungeheuren Erstaunens. „Er, der Schöngeist von Natur, sah sich gleichsam verirrt auf den Gebieten des Materialismus, die er malgré lui betreten hatte. Angegriffen, mußte er sich wohl vertheidigen und die rasch aufeinander folgenden Auflagen seines Buches boten ihm die schönsten Gelegenheiten dazu in den dieselben begleitenden Vorreden. Insbesondere war die von uns gemeinschaftlich verfaßte zur dritten Auflage geharnischt wie ein Kreuzfahrer, und fortan begaben sich die Gegner nur mit Vorsicht auf diesen mit stacheligem Dorngestrüpp erfüllten Kriegspfad."

Die nächste Folge machte sich in Tübingen fühlbar. Der hochwohlweise Senat der alten Hochschule steckte seine gelehrten Köpfe zusammen und fand, daß der Verfasser einer solchen Mord- und Brandschrift unmöglich Lehrer der schwäbischen und sonstigen Jugend bleiben könne. Die Berechtigung als Privatdocent wurde ihm entzogen; Alexander gab seine Absicht, sich in Tübingen für moderne Literaturgeschichte zu habilitiren auf, und Beide kehrten schiffbrüchig in's Vaterhaus zurück. „Für Bruder Ludwig wurde von da an der Zwiespalt zwischen dem geborenen Ideologen und dem materialistischen Philosophen immer fühlbarer. Inmitten der großen Erfolge seiner weiteren Schriften klagte er mir oft, seinen

Digitized by Google

Beruf verfehlt zu haben und erklärte, er würde, wenn er es noch einmal zu thun hätte, seine Bücher nicht wieder schreiben." Aber das Unheil war einmal geschehen, und so mußte auf der einmal betretenen Bahn vorangeschritten werden. Zunächst trat Ludwig wieder in die ärztliche Praxis ein, obwohl es ihm widerstrebte, wie er sagte, jeden Nachmittag von zwei bis drei zu Hause bleiben und dem ersten besten Schusterjungen den Puls fühlen zu müssen. Er arbeitete folglich insgeheim in seinen Liebhabereien weiter, und einen schlagenden Beweis dafür giebt sein mit dem Pseudonym „Karl Ludwig" gezeichnetes Buch „Der neue Hamlet", Poesie und Prosa aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten, welches schon früh entstanden war, aber erst 1885 in Zürich bei Schabelitz erschien. In der Vorrede giebt der Verfasser, natürlich fälschlich, an, der Herausgeber befinde sich schon lange im Besitz der nachfolgenden Papiere aus der Jugendzeit des verstorbenen Verfassers. Das übrigens unbemerkt vorübergegangene Büchlein enthält lyrische Stücke, dramatische Fragmente, Tagebuchblätter und ästhetische Aufsätze, „offenbar Jugendarbeiten von großem Talent", wie Alexander versichert.

Die weiteren Lebensschicksale der Büchner's sind nicht mehr sehr aufregend. Luise erwarb sich einen geachteten Namen als Dichterin und Romanschriftstellerin, sowie besonders durch ihre praktische Wirksamkeit im Interesse weiblicher Erwerbsthätigkeit. Noch vor ihrem Tode 1877 hatte sie einen großen Erfolg mit ihrer Schrift „Die Frauen und ihr Beruf", die heute in 5. Auflage vorliegt. Wandervogel Alexander erhielt in Frankreich eine Professur und lebt jetzt emeritirt in einem Seebade der Normandie. Ludwig wurde zum fruchtbaren naturwissenschaftlichen Schriftsteller, Darwinianer und Freidenker und machte sich durch seine Wandervorträge einen populären Namen; von seiner Tournée in Nordamerika kam er als reicher Mann zurück. Wie Alexander versichert, hätte Ludwig gern eine politische Rolle gespielt, wenn er nur gekonnt hätte. Freilich wurde er in den Darm-Hessischen Landtag gewählt. „Ich muß," sagte Ludwig oft, „schreiben und prakticiren, um zu leben. Wie kann ich die Kosten, welche mit einer Wahl und einem längeren Aufenthalte in Berlin verknüpft sind, aus meinen eigenen Mitteln decken? Ich muß also fortfahren, in meinem Pfluggeschirr zu ziehen, während Andere die politischen Interessen unseres Volkes je nach ihrem Witz zu vertreten suchen." Wir schließen unsere Skizze der Büchner's mit Alexander's hübscher Charakteristik seines berühmten Bruders. „Sein Temperament war ein wesentlich ruhiges, kaltblütiges, allen leidenschaftlichen Ausbrüchen abgeneigtes, weßhalb man ihn bei öffentlichen Verhandlungen wie in dem bekannten Lassalle'schen Streit auch in die Nachbarstädte z. B. Frankfurt als deren Vorsitzenden und Schiedsrichter berief. Bei aller lebhaften Polemik erwies er sich als gemäßigt und von einem gemessenen Anstand, welcher seinen Gegnern Achtung abnöthigte. Sein eigener öffentlicher Vortrag war wohldurchdacht, klar und von Notizen unterstützt, auf die er zuweilen einen Blick zu werfen pflegte. In der gewöhnlichen Unterhaltung war er eher schweigsam und beobachtend als anregend. Sobald ihn dagegen eine Sache interessirte, mischte er sich mit gewohnter logischer Schärfe in das Gespräch und überzeugte gewöhnlich seine Gegner, vorausgesetzt, daß dieselben ehrlich waren. Von dem oft erwähnten inneren Zwiespalt seines Lebens merkte man nach außen wenig; desto fühlbarer wurde derselbe in stillen häuslichen Stunden, wo dann seine liebenswürdige Gattin die bösen Geister durch ihre heitere Lebhaftigkeit und Vergnüglichkeit zu bannen wußte." Bei den heute lebenden Descendenten der Büchner's hat sich, wie Alexander mittheilt, der schriftstellerische Familienzug nirgend gezeigt. Vielleicht bricht er nach den Gesetzen des Atavismus in den Nachkommen wieder hervor.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aus dem österreichischen Sprachenbabel.

Ein Reise-Erlebniß.

Von Robert Waldmüller-Duboc.

„Die ganze Zeit über hatte ich die Hand der Dame nicht losgelassen," so bekennt der Verfasser von Yorick's Empfindsamer Reise in dem Capitel: die Remisenthür; „ich hatte die Hand so lange gehalten," setzt er hinzu, „daß es unschicklich gewesen wäre, sie frei zu geben, ohne sie zuvor an meine Lippen zu drücken." — Indem ich von dem Lande Abschied nahm, wo jedes dienende Wesen, sei es zum Morgengruß oder zum Abendsegen, sei es zum Auftischen eines Frühstücks oder zum Hinaustragen meiner Stiefeln, sein Kommen wie sein Gehen mit einem ehrerbietigen „Küß' die Hand" begleitet hatte, beschloß ich gelegentlich auf eine Lücke in unseren culturhistorischen Kenntnissen hinzuweisen — vielleicht sollte ich sagen: in meinen — aber bis jetzt hat mir Niemand in zuverlässiger Weise zu sagen vermocht: wann und wie das „Küß' die Hand" in die deutsch-österreichische Ausdrucksweise seinen Einzug gehalten hat, und so scheint sich die Forschung noch nicht in ernstlicher Weise mit dieser eigenthümlichen und tief in's Volk eingedrungenen Formel beschäftigt zu haben. Als bloße Formel gilt sie übrigens nicht durchweg, auch beschränkt sie sich nicht auf die deutsche dienende oder doch sich höflicher Ergebenheit befleißigende Menschenclasse Oesterreichs. Eine ungarische Kindermagd, mit deren Zöglingen wir öfter beim Begegnen uns berührten, ließ sich's nicht nehmen, bei solchen Gelegenheiten uns thatsächlich die Hand zu küssen; im Gleichen waren Schulkinder, Bettelleute, wanderndes und mit einem Zehrpfennig beschenktes Volk häufig rascher, als sich's verhindern ließ, mit einem wirklichen Handkuß zur Stelle. Da aus Italien dieser Brauch nicht eingewandert ist und die Russen und Polen bekanntlich im Küssen wildfremder Menschen, zum Theil mit Berühren des Aermels oder des Rocksaumes, Erstaunliches leisten, so möchte wohl das Deutschthum in Oesterreich hier dem ihm jetzt so verleideten Slaventhum etwas abgeborgt haben, vermuthlich ohne sich gegenwärtig noch auf diese Entlehnung zu besinnen. Auf alle Fälle dürfte sich's lohnen, das Küssen einmal zum Gegenstande einer alle bekannten cultivirten und wilden Völker umfassenden wissenschaftlichen Studie zu machen. Abgesehen von den vielen Küssen, die unter Verliebten im Hellen und im Dunkeln auf der nördlichen wie auf der südlichen Erdhälfte seit Erschaffung des ersten Menschenpaares getauscht worden sind und will's Gott auch bis an's Ende der Welt als gangbarster Tauschartikel im Gange bleiben werden, gilt es, endlich einmal über die Verbreitung, die Art und möglicher Weise auch den Wanderzug des Höflichkeits-, Unterthänigkeits- oder Ergebenheitsküssens Genaues zu ermitteln.

Was Yorick's durch drei oder vier Capitel der „Sentimental journey" fortgesetztes Festhalten der Hand jener schönen Französin betrifft, und zwar im Zusammenhang mit der Remise, in welcher ihm wie ihr ein käuflicher Wagen für die Reise von Calais nach Paris gezeigt werden sollte, so konnte ich nicht umhin, als ich neulich nach Ablauf meiner schönen Gebirgsferien auf dem Perron des Wiener Kaiser Ferdinand-Nordbahnhofes, beladen mit allerlei Handgepäck einer mir fremden, vor mir in's Coupé eingestiegenen Dame stand und ihr geduldig und wohlerzogen eine Schachtel nach der andern hinaufreichte, während die Locomotive fauchte und zischte, die Schaffner „Einsteigen! Einsteigen!" zeterten und der Höllenlärm ringsum mein Trommelfell zu sprengen drohte, ich sage: ich konnte inmitten dieses Jagens und Hetzens, das ich auf den Bergen eine Weile glücklich aus dem Gedächtniß verloren hatte, nicht umhin, unser Dampf- und Elektricitäts-Jahrhundert mit der Romantik von 1762 und 64 zu vergleichen, den Jahren, in welchen Lawrence Sterne von Calais nach Paris reiste, und ich fürchte, ich bin den Schachteln nachgestiegen, ohne für die Fortschritte, die das 19. Jahrhundert der reisenden Menschheit beschert hat, das schuldige Maß von Dankesgefühlen in mir aufsteigen zu lassen. Mein Reiseziel war diesmal das in der Provinz Posen liegende Rittergut eines Verwandten, also das unzweifelhafte Flachland. Mich an das völlige Entbehren irgend welcher Gebirgsnatur wieder zu gewöhnen, dazu bot die Länge der Fahrt — 26 Stunden — mir ausgiebige Gelegenheit; wenn Anfangs auch die aus östlicher Ferne herübergrüßenden kleinen Karpathen noch hin und wieder zum Auslugen in die Ferne reizten, so überwog doch bald das Gefühl, daß die Landschaft ferner keinen Anspruch auf Beachtung erhebe, wofür denn als reichlicher Ersatz das babylonische Sprachgemengsel in den Waggons selbst wie auf jeder Haltestelle sich zur Verfügung stellte. „Wer reisen will, der schweig' fein still," lautet der Rath Philander von Sittewald's; freilich hat er dabei den Fußwanderer im Auge; jedenfalls hätte ich viel entbehrt, wäre das wechselnde Völkchen, das auf dieser ganzen Fahrt mein Coupé auch nicht auf einer einzigen Strecke völlig vereinsamen ließ, nach dem Rathe Philander von Sittewald's fein still gewesen.

Ein vielseitig unterrichteter Herr, der in Lundenburg einstieg und der sich mir im Laufe des Tages schon wegen seiner ausgedehnten Studien auf dem Gebiet der vielen in Oesterreich-Ungarn heimischen Sprachen als ein höchst erwünschter Reisegenosse erwies, ein ehemaliger Professor aus Wien, verband mit der glücklichen Fähigkeit, sich, trotzdem

Digitized by Google

er Deutsch-Oesterreicher war, an dem Sprachen-Chaos seines Kaiserstaates zu freuen, die beneidenswerthe Eigenschaft, selbst aus Halb- oder gar nicht Gebildeten allerlei Belehrendes herauszulocken; gelang ihm das nicht, so ruhte er doch nicht, bis er etwas für die betreffende Nationalität Charakteristisches herausgebracht hatte, und so habe ich wie aus einer Loge im Theater den ganzen Tag zugesehen und zugehört und gleichsam wie in einem bunten Bilderbuch der Nationalitäten des mosaikartigen Kaiserstaates geblättert. Auf meinen Südbahnfahrten war neben dem Kroatischen und Slavonischen vorwiegend Italienisches mir an's Ohr geklungen. Die Schaffner hatten dort ihrer Mehrzahl nach hinreichende Uebung in allen diesen Sprachen, so daß sie sich auch mit den nicht deutsch-redenden Passagieren verständigen konnten. Hier auf der Nordbahn galt es zur Noth ungarisch, tschechisch und polnisch reden oder wenigstens verstehen zu können; die sogenannte bessere Gesellschaft fremder Nationalität wußte sich übrigens ausnahmslos im Deutschen gut auszudrücken und gab sich nicht das Ansehen, als sei ihr das Deutschreden nicht recht. Unter sich verkehrte sie, ob polnisch, mährisch, tschechisch, ungarisch oder russisch, in ihrer Heimathssprache, wobei zwischen Polen und Russen — es kamen welche aus Carlsbad — kein Verkehr war, es sei denn die jüdische Glaubensgenossenschaft verbinde sie, wo dann wohl die Zuflucht zum Deutschsprechen genommen wurde.

Nachdem ein guter Theil des Tages mir in dieser Weise die in der Presse wie im Reichsrath sich so heftig befehdenden Nationalitäten in idyllischer Friedlichkeit vorgeführt hatte, schien es mir unzweifelhaft, daß die „Versöhnungs-Politik" des Grafen Taaffe wenigstens auf den Eisenbahnen sich nicht gar so übel ausnehme; doch sollte ich kurz vor Oderberg, der letzten österreichischen Station, noch eines Bessern belehrt werden. In Mährisch-Ostrau stieg nämlich ein blondbärtiger Herr ein, welcher, die Bezeichnung des Coupés als ein Nichtraucher-Coupé und die Gegenwart einer sehr hübschen jungen Brünette ignorirend, sofort Anstalten zum Anzünden einer Cigarre traf. Als der ihm zunächst Sitzende machte ich ihn höflich darauf aufmerksam, daß in diesem Coupé nicht geraucht werden dürfe. Er zuckte die Achseln, als verstehe er kein Deutsch; darauf saßen wir im nächsten Augenblick in dicken Rauchwolken. Ein junger ungarischer Magnat, der mit der Brünette schon von Ungarisch-Hradisch an fleißig in gebrochenem Deutsch charmucirt hatte, sprang nun auf und fragte ihn auf Ungarisch, ob er vorziehe, die Cigarre aus dem Fenster zu werfen oder selbst diese Reise anzutreten. Als der übrigens recht martialisch aussehende junge Blondin auch diese Ansprache mit Achselzucken beantwortete, wollte der ungarische Kurmacher handgreiflich werden, wurde aber durch die Brünette und mich daran verhindert, indem ja in der That noch bei Weitem nicht alle österreichischen Landessprachen zur Herstellung des Verständnisses erschöpft seien. Gleichzeitig gab die junge Dame auf gut mährisch dem beharrlichen Mißachter des Rauchverbotes in freundlicher Weise eine Uebersetzung des Letzteren, wie es auch im Waggon selbst zu lesen war. Dies half; er ließ seine Cigarre ausgehen, wünschte aber dann zu wissen, ob der aufgesprungene Herr sich etwa unziemlicher Ausdrücke gegen ihn bedient habe, welche tschechisch vorgetragene Frage er auch noch fließend verdeutschte, wodurch mir nun wieder das Recht zu der Gegenfrage wurde, ob er, der doch also fließend deutsch spreche, meine höfliche Frage denn aus Mißachtung des Deutschen mit Achselzucken beantwortet habe. Sofort befanden wir uns sammt und sonders im Brennpunkte des österreichischen Sprachenstreites. Er kehrte meine Frage um und wollte wissen, ob ein bloß deutsch ausgedrücktes Rauchverbot nicht eine „flagrante Mißachtung der nichtdeutschen Völker des österreichischen Kaiserstaates involvire?" Hier mischte sich mein Professor begütigend ein, indem er, bald deutsch, bald tschechisch redend, die Unmöglichkeit auseinandersetzte, in einem so vielsprachigen Staate allen Wünschen dieser Art gerecht zu werden, zumal nicht jeder Waggon immer auf der nämlichen Bahn laufe.

„Die nämliche leere Ausrede," rief der Blonde mit einem wüthenden Blick auf den Ungar, „habe ich neulich zwischen Debreczin und Szatmar zu hören bekommen, obschon die Magyaren, ginge es nach der Kopfzahl, in Ungarn den Slaven den Steigbügel halten müßten." Hier sprang der Ungar wieder wie ein Champagner-Pfropfen in die Höhe, um in seiner Sprache eine Brandrede über die hirnverbrannte Anmaßung der Slaven zu halten, eine Auslassung, die glücklicher Weise nur mein Professor ganz verstand, deren Inhalt wir Anderen aber freilich aus den sie begleitenden Gesten doch einigermaßen erriethen. Was der Blonde erwiderte oder vielmehr seinem Widerpart entgegenschrie, ist, nach der Versicherung meines Professors, von schier unglaublicher Grobheit gewesen; die Brünette wurde dabei blaß und wieder roth; uns zwei Deutschen fiel aber die in österreichisch-ungarischen Landen wohl ziemlich herkömmliche Rolle des „Ruhe! Ruhe!"-Rufens zu, und endlich übertönten das Pfeifen der Locomotive, das Schellen der Stationsglocke und die Meldeschreie „Hruschau! Hruschau! Station Hruschau!" den Lärm der beiden Kampfhähne.

Der eine derselben, der Blonde, entlud nun einen Theil seiner hochgradigen Erregung gegen den Schaffner, der nur ein deutsches Rauchverbot ausgehängt hatte. Dieser verwies ihn an den Stationschef, der gerade behaglich vorbeispazierte, und so wurde diesem ehrenwerthen Herrn denn — wieder in fließendem Deutsch — von dem Blonden die Nothwendigkeit auseinandergesetzt, der berechtigten Empfindlichkeit der Urnationalitäten des Kaiserstaates Rechnung zu tragen, auf welchen ohne Zweifel ihm schon oft vorgetragenen Gedanken der Beamte höflich erwiderte, er werde sich freuen, eine deßfallsige dankenswerthe Anregung im Beschwerdebuch niedergelegt zu sehen. Ich hatte gehofft, über dem Einschreiben dieser Anregung werde unser heftiger Jungtscheche — als solcher hatte er sich in seiner Donnerrede dem Magyaren vorgestellt — das weitere Mitfahren verpassen; aber er mochte noch allerlei auf dem Herzen haben, ließ das Beschwerdebuch daher Beschwerdebuch sein und so hat er bis Odenberg uns denn noch die Annehmlichkeit seiner Gesellschaft gegönnt, jetzt noch überdies in der angenehmen Lage, sich mit einem Landsmann unterhalten zu können, denn ein tschechisch redender älterer Herr hatte während der Pause neben der mährischen Schönen Platz genommen und alle drei bildeten während der nächsten Viertelstunde eine Art slavisches Rütli — so meinten wir wenigstens, der Ungar und wir zwei neutral gesinnten Beobachter der Vorgänge im sprachfremden Winkel. Bald rümpfte aber die schöne Tochter Mährens die Nase; der Blonde hatte ihr zugemuthet, von dem Magyaren wegzurücken und ihr Schönthun mit diesem Feinde der heiligen slavischen Nation einzustellen. Im nächsten Augenblick waren wir Anderen — einschließlich des Ungars — von der dem armen Mädchen angethanen landsmännischen Bevormundung durch sie, die sich nun von dem slavischen Winkel abwendete, auf Deutsch in Kenntniß gesetzt und der darüber belustigte Ungar rächte sich ritterlich durch einen Handkuß der seinetwegen Gekränkten, wobei er als Zeichen seiner Werthhaltung deutscher Dichter das Goethe'sche Verslein:

„Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzmann leiden,
Doch seine Weine trinkt er gern,"

geschwind ummodelte:

„Ein echter Ungarsohn mag keinen Slaven leiden,
Doch seine Mädchen küßt er gern."

Diese schnöde Abfertigung brachte den Jungtschechen außer Rand und Band und auch der ältere Herr sah nach der Nothleine aus, denn Ungebührlichkeiten so rücksichtsloser Art mit anhören zu müssen, steht in keinem Reglement. Aber wieder übernahm mein Professor rasch die Rolle des begütigenden Vermittlers, und auf sein Zureden verstand sich der Ungar bereitwillig zur Milderung seiner Aeußerung, indem er nur Abneigung gegen einen Theil der Slaven empfinde, nämlich gegen den von der Großmannsucht erfüllten, zänkischen Theil dieser übrigens ja sehr achtbaren Nationalität oder Rasse oder wie sie sonst etwa noch titulirt werden wolle. Zwischen den beiden Tschechen gab es nun Auseinandersetzungen über die Annehmbarkeit oder Nichtannehmbarkeit dieser verclausulirten Ehrenerklärung, bis der fanatische Jungtscheche seinen minder kampflustigen Landsmann einen Alttschechen schalt, worauf der so Gescholtene sich zur Ehre anrechnete, ein Alttscheche und ein Freund Dr. Rieger's zu sein, eine Erklärung, die auf einmal Ungar und mährische Vaterlandsverrätherin und Handkuß und Nothleine von der Tagesordnung absetzte, so daß bis nah vor Oderberg im tschechischen Winkel nur noch die grobkörnige jungtschechische Redeweise und dazwischen das Seufzen der vergebens auch zu Wort kommen wollenden alttschechischen Selbsthochschätzung der Rieger'schen Schule vernommen wurden.

So ist dieser Theil meiner Fahrt abgelaufen, charakteristisch genug für das Völkergewimmel, das wir unter dem Sammelnamen Oesterreich einst als unsere lieben Brüder so fest an's Herz geschlossen hatten, daß selbst unser kerndeutscher schwäbischer Dichter und Stuttgarter Rumpfparlamentarier Uhland aus dem österreichischen Sprachengewirr immer nur etwas sympathisch Poetisches herauszuhören meinte: „das Rauschen der Adria!" Freilich hatte die Aera der „Versöhnungs-Politik" noch nicht ihren Zwietrachtsamen ausgestreut.

A propos von schwäbischen Dichtern. Mein immer begütigender Professor hatte doch auch den Schelm im Nacken. Als wir beim Oderberger Steueramt die Geheimnisse unserer Koffer aufgeschlossen hatten und dann glücklich als unverdächtig abgefertigt worden waren, wendete er sich zu dem Alttschechen, der sich von dem Jungtschechen endlich frei gemacht hatte, und sagte: „Das Gerücht hat also gelogen? Ihr vortrefflicher Dr. Rieger ist nicht todt?"

„War er todtgesagt?" lautete die Gegenfrage.

„In allen Zeitungen."

„Unmöglich. Ich sah ihn noch gestern. Für seine Jahre hält er sich tapfer genug."

„Aber so kam Ihnen auch das ergreifende Schiller'sche Gedicht auf Rieger's Tod nicht zu Gesicht?"

„Ich bedaure, nein."

„Es steht im Damenalmanach und hebt mit den Worten an:

„Noch zermalmt der Schrecken unsere Glieder,
Rieger todt!
Noch in unsern Ohren heult der Donner wieder —
Rieger, Rieger todt!"

Und es schließt mit den Worten:

„Dorten sehn wir — jauchzet Brüder —
Dorten unsern Rieger wieder!!!"

„Ich werde mir's zu verschaffen suchen. Wie nannten Sie den Verfasser?"

„Schiller, Friedrich Schiller, ein schwäbischer Dichter von Talent."

Digitized by Google

„Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ja, wir würden viel an unserem Rieger verlieren. Was wollen wir Alttschechen denn anderes als Liebe und Frieden?“

Als der biedere Tscheche sich empfohlen hatte, konnte ich nicht umhin, meine Verwunderung über das eben Erlebte kund zu thun. „Giebt es ein solches Gedicht?“ fragte ich.

„Sie kennen nicht die ‚Todtenfeier am Grabe Phil. Friedr. von Rieger's?‘“

„Von unserem Schiller?“

„Sehr gewiß. Sie billigen wohl nicht, daß ich mir mit dem guten Mann einen Scherz erlaubte?“

„Wenigstens errieth ich nicht den Zweck.“

„Den will ich Ihnen sagen. Es giebt für unser bedrohtes Deutschthum keine perfidere Partei als die Wölfe im Schafsgewande, die sich Rieger'sche oder Alttschechische Partei nennt. Sie geben sich für die wohlwollendsten Freunde der Deutschen aus und prahlen mit ihrer Ehrfurcht vor deutscher Bildung, deutscher Wissenschaft, deutscher Poesie. Dabei treten sie unter dem Beistande des Clerus jedes Keimchen deutscher Geistescultur, wo sich eins hervorwagt, leise, leise in den Staub. Leuten dieses Schlages, wenn man sie einmal nicht aus ihrer mächtigen Stellung herauswerfen kann, muß man wenigstens so oft wie möglich den Aufputz von Cultur vom Leibe reißen.“

„Traurige Zustände und traurige Zeiten!“

„Was wollen Sie? wir sind die Minderheit, und in maßgebenden Kreisen gilt das Unterliegen des deutschen Elements nun einmal für keinen Schaden.“

Es dauerte die Weiterfahrt fast bis Oppeln, ehe das leidige Thema uns losließ. Endlich ward mein Professor wieder gut gelaunt. Zwei Rabbiner waren eingestiegen und die Freude an ihrem bald polnischen, bald hebräischen, bald deutsch-jüdischen Gespräch verscheuchte aus dem Gesicht meines polyglotten Reisecumpanes die letzte Falte politischen Unmuthes. Als sie das Coupé auf der Station Groschowitz räumten, war mein Professor so guter Dinge, daß er mir den Grund seiner vergnügten Stimmung nicht vorzuenthalten vermochte.

„Sie müssen wissen,“ sagte er, „daß ich diese Reiseplagen mir nicht zum Spaß aufgeladen habe, daß ich im Gegentheil auf die Lösung eines wichtigen Problems auszog, und daß ich über alles Erwarten reich belohnt worden bin. Ich habe viele, viele Jahre lang über meinen Büchern gesessen. Meine gute Frau war gelähmt und so kam ich kaum in's Freie. Vor einem Jahr hat unser Herrgott sie zu sich genommen. Nun warf ich die Bücher in den Winkel und studire seitdem mit den Ohren . . .“

„Und Ihr Problem?“ fragte ich.

Er hob den Finger bedeutsam auf und sagte:

„Raphael mai amech zabi almi.“

„Aha,“ stimmte ich abschließend bei, denn nach dem heutigen Sprachenmischmasch mich von einem modernen Mezzofant in den Wirbel hineinziehen zu lassen, in welchem jene verrufene Stelle des Inferno die Dante-Ausdeuter seit Jahrhunderten umtreibt, das ging über meine Kräfte. „Ich hoffe,“ sagte ich, „demnächst auf dem Dresdener Neuphilologen-Congreß von Ihnen zu erfahren, ob Nimrod Kauderwelsch oder Chaldäisch-Arabisch sprach, — bis dahin . . .“

Er wollte seinen heute eingeheimsten Vorrath an Sprachwurzeln zur Auslegung der monströsen Räthselzeile vertrauensvoll vor mir ausschütten, aber ich versicherte, einen solchen Vertrauensbeweis nicht annehmen zu können, und so bin ich denn in der glücklichen Lage geblieben, mir nicht auch noch über den Erbauer des Thurmes zu Babel den Kopf zerbrechen zu müssen.

Aus der Hauptstadt.

Die Hansen.

Heute ist die Zeit der Hansen wieder beliebt geworden. Die sollen die Meere beherrscht und in gewaltigen Kriegszügen diese Herrschaft Jahrhunderte lang aufrecht erhalten haben. Thatsächlich aber hat diese glänzende Medaille eine weniger glänzende Kehrseite. Die Hansen haben nie colonisirt und für Entdeckungsfahrten nie Sinn und Geld gehabt. Sie sind zu ihrer Blüthezeit nie Herren der Meere gewesen, denn den Atlantischen Ocean befuhren sie nicht, und im Mittelmeer waren die mächtigen Republiken Genua und Venedig vorhanden, die sich keine Vorschriften irgend welcher Art machen ließen. So lange Portugiesen, Spanier, Holländer und Engländer keine kühnen Entdeckungsfahrten machten, an denen es den Hanseaten nicht einfiel sich zu betheiligen, ging es noch mit der Hansa; später warf man sie einfach hinaus, und eigentlich haben sie niemals ein Meer, weder die Nord- noch die Ostsee wirklich beherrscht. Die Hansa konnte Jahrhunderte hindurch mit den Seeräubern, den Vitalienbrüdern oder Likedrelern nicht fertig werden. Die Gefangennahme von Clas Störtebecker mit etwa siebenzig Gefährten von Seiten der Hamburger ist eine That, die sich als hervorragende Leistung bis in unsere Zeit glorreich erhalten hat, ein Beweis dafür, wie selten solche Ereignisse stattfanden. Die Hansa gab das damals fast ganz deutsche Stockholm auf, aus Geiz, weil es den Hauptleuten Herman von der Halle aus Danzig und Rutze aus Thorn das Geld für die Truppen nicht senden wollte. Die Briefe des Letzteren sind glücklicherweise erhalten, nicht wie viel Anderes verschwunden; die werfen ein höchst sonderbares Licht auf hanseatischen Unternehmungsgeist.

Und wer waren die Hansen überhaupt? Seeleute heißt es, aber das ist falsch und zeigt große Unkenntniß. Die flandrischen Städte Brügge, Gent waren, obwohl Seestädte, keine Hansen, auch Wisby auf Gotland war keine Hansastadt, und die blühendsten Hansastädte, wie Augsburg, Nürnberg, Köln trieben eigentlich Seehandel gar nicht. Gewiß Danzig, Stralsund, Lübeck, auch Hamburg und Bremen gehörten dem Hansabund an, aber daneben auch Kulm und Thorn, Soest und — nicht zu vergessen — damals so elende Löcher wie Kölln und Berlin, von deren Wehrhaftigkeit zu schwärmen nur einem Streckfuß beifallen kann, denn in Wirklichkeit trieben die Hand voll Ritter der Mark mit ihren Knechten mit den Berlinern was sie wollten, und wie groß danach ihre Macht und die des Bundes gewesen sein kann, wird man sich wohl klar machen können. Die Einigkeit der Hansen unter sich dauerte so lange, wie man gemeinsame Interessen gegen Jemand, meist den Landesherrn, zu verfechten hatte. Alle Hansen haben nie etwas Gemeinsames unternommen, und die einzige große That, die Besiegung des Dänenkönigs Waldemar Atterdag, will gar nichts besagen. Kleon der Gerber von Athen brachte auch das nie Dagewesene fertig, Spartiaten auf Sphakterea zur Capitulation zu zwingen; deßhalb war er noch lange kein Feldherr. Einzelne hanseatische Seecapitäne schlugen sich heldenmüthig; deßhalb aber war die Hansa noch keine gefürchtete Seemacht. Wer fürchtete sie denn? — Norwegen besaß keine Flotte, keinen eigenen Handel. Schweden und Dänemark waren die Länder, denen der mächtige Bund imponirte und ebenso dem damaligen Rußland vielleicht, das überhaupt noch an der Ostsee nicht Fuß gefaßt hatte. Als Iwan es gefiel, Nischnei Nowgorod zu plündern, dachte kein hanseatischer Kaufmann, der dort seine Waaren liegen und verloren hatte, an Rache. Der Moskowiter war eben nicht der Däne. Als Peter der Große auftrat, war es aus mit der Ostseeherrschaft der Hansen, obgleich die Verhältnisse in Deutschland sich keineswegs in günstiger Weise gegen jene Zeit geändert hatten, als der Bund der Hansa errichtet wurde. Die kaiserlose, die schreckliche Zeit war noch immer vorhanden, denn der Kaiser war ohne Macht, die Städte nicht, denn durch den Bund hatten sie eine Macht geschaffen — Geld, und wenn keins da war — Credit!

Die Hansastädte verkauften für Privilegien Alles, denn nur durch Privilegien würden sie reich — so glaubten sie. Die Städte des deutschen Ordens, die er gegründet und zur Blüthe gebracht hatte, die einen germanischen Wall gegen das Slaventhum zu bilden bestimmt waren, sie liefen dem Könige von Polen nach der Schlacht bei Tannenberg in die Arme ohne einen Polen vor ihren festen Mauern gesehen zu haben, und sie riefen 1454 den Polenkönig in's Land und kauften den widerspenstigen Ordenssöldnern die Bürger für ein ungeheures Stück Geld ab. Die Hanseaten, die Thorner, Kulmer, Elbinger, Danziger und Königsberger, die großen Städte mit dem Geldcredit in Lübeck und anderen Städten leisteten sich den Verkauf ihrer Nation. Obwohl sie anstandslos die Riesensummen glatt bezahlten, hatten sie wenig mehr als ein Jahr vorher angeblich kein Geld gehabt, dem Orden die in zwei Jahrhunderten nie verlangte, jetzt nothwendige Steuer zu zahlen. Mit alleiniger Ausnahme von Danzig ist dieser Verrath den Städten allerdings sehr schlecht bekommen, denn als Friedrich der Große 1772 Westpreußen besetzte, war das einst blühende Land eine Wüste ohne Gesang und ohne Geschichte; als Thorn 1793 an Preußen fiel, hatte die Stadt 5500 Einwohner, das ist bezeichnend für die Blüthe unter polnischer Herrschaft.

Ein Hanseat hat allerdings einmal den Versuch gemacht, wie Leute anderer Nationen, wie Portugiesen, Spanier ꝛc. auch über das große Wasser zu gehen. Es war ein Welser von Augsburg, der nach Venezuela reiste in der Absicht, dort zu colonisiren. Er ist dort elend gestorben. Der nächste Deutsche, der colonisirte, war der Große Kurfürst und nach einer Pause von dreihundert Jahren Lüderitz und Dr. Peters. Die waren Alle keine Hanseaten im alten Sinne, aber es ist etwas daraus geworden.

Ein Unternehmen ist es noch, welches in neuester Zeit durch Wort und Bild verherrlicht wird: die Eroberung Gotlands durch die Hansen. Da wird wieder einmal fremden Leuten Ruhm angeträufelt. Was zunächst die Bilder angeht, so sieht man Wisby als eine vielgethürmte mächtige Stadt dargestellt. Wisby lag aber zur Zeit dieser Eroberung 1397 in Trümmern seit seiner Zerstörung durch Waldemar. Nicht die Hanseaten waren es, die diese Hauptniederlassung der Vitalienbrüder stürmten, sondern der deutsche Ritterorden, damals unter dem Hochmeister Conrad von Jungingen war es, der die Eroberung beschloß und durchführte. Da sieht man auf den Bildern furchtbare Orlogschiffe mit Geschützen, wie sie erst zwei Jahrhunderte später aufkommen, kurz die mächtige Hansa. Aber es ist zum Glück noch ein Kriegsbuch übrig geblieben, das von Elbing, der damals zweiten Seehandelsstadt des Ordenslandes und scharfen Concurrentin von Danzig. Dieses Buch führt die Schiffe an, welche Elbing zum Zuge nach Gotland stellte und die wesentlich anders ausgesehen haben müssen, als die Colosse auf den Bildern neuesten Datums, die so etwa mit ihren Hecks dem „Royal Soleil“ zur Zeit des Sonnenkönigs gleichen, der fast drei Jahrhunderte später erschien.

Digitized by Google

Die Hansastädte waren nur dann zu gegenseitiger Hülfe bereit, wenn es sich um gemeinsame Handels- oder Schutzinteressen drehte. Sonst schickten sie sich gegenseitig keine Hülfe, außer vielleicht Geld gegen gute Wechsel, sondern sie befehdeten sich, wenn sie Concurrenten waren, auf das Heftigste. Die Danziger versuchten wiederholt den Elbingern bei Lochstädt die Ausfahrt aus dem Haff zu verschütten. 1577, nach dem Abzuge Stephan Bathorys von Danzig, wurde Elbing von den Danzigern überfallen, geplündert und zum großen Theil verbrannt. Bei Belagerungen war man nur dann bereit, sich gegenseitig zu unterstützen, wenn man selbst in Gefahr gerathen konnte, und es ist charakteristisch, daß man wohl gegen einen Gegner gemeinsam operirte, wie z. B. gegen den Deutschen Orden, daß es aber dem mächtigen Danzig gar nicht einfiel, der Stadt Thorn zu helfen, als Karl und Gustav gegen sie anrückten, obwohl es gar nicht belagert oder auch nur beobachtet wurde.

Was die Hansastädte bleibend geschaffen haben, sind die Bauwerke ihrer Städte, die schufen sie nämlich für sich selbst, aber die schufen sie mit Geld. Dieses Geld floß ihnen aus Privilegien zu, die heute ungeheuerlich klingen. Als man ihnen diese Privilegien nahm, bekamen sie kein Geld, sanken schnell von ihrer Höhe und haben daher auch bis in die neueste Zeit, so etwa bis 1864, nichts Vernünftiges an Bauwerken zu Stande gebracht. Eine Kriegsmacht ist der gewaltige Hansabund nie gewesen, höchstens, daß er ab und zu unter großem Gestöhn ob der Kosten das Geld zu einer absolut nothwendigen See-Expedition zusammenbrachte. Auch Conrad von Jungingen, der die Landtruppen gratis stellte, hatte Mühe genug, die Schiffe zusammen zu bringen. Elbing also stellte zu dem verherrlichten Zuge deren ganze drei: eine „Holke“ unter den Hauptleuten Mattis, Mertendorp und Johann Repelhorst, besetzt mit 27 Mann im Ganzen. In der „Bardzen“ waren 14 Mann, darunter die Hauptleute Johann Crymo und Schipper Clas Goltsmit, endlich in der „Schnicke“ mit 9 Mann die Hauptleute Hannke Ryke und Lenecz0w. Diese Seemacht von drei Schiffen mit zusammen 50 Mann unter sechs Hauptleuten kann man für eine Stadt wie Elbing nicht groß nennen, namentlich im Hinblick darauf, daß 1410 bei Tannenberg 550 Bürger und Wagner von Elbing gefallen sind. Bis Tannenberg aber durften die Hansastädte gegen den Orden nicht mucksen, nach Tannenberg thaten sie es desto mehr.

Die Städtemacht in Deutschland bezeichnet die Zeit der Ohnmacht der Kaisermacht und des Landes. Die Städte hatten, auf ihre eigene Macht sehend, den Blick für die Stellung der deutschen Nation in der Welt verloren. Der Verlust der Ostseeprovinzen und Westpreußens an die Slaven, der Constantinopels an die Türken waren Folgen, die bis auf den heutigen Tag nicht gut gemacht sind. Aller Respect vor der Kaisermacht des Abendlandes war in Stambul geschwunden. Wo man den Zaren der Moskowiter höflich behandelte und höchstens noch den Spanier achtete, ließ man den Gesandten des Deutschen Kaisers ohne Tribut überhaupt nicht vor und drohte dem Gesandten Kaiser Karls V. Busbeck mit Nasen- und Ohrenabschneiden, weil er den Kopf nicht tief genug vor dem Sultan beugte, den Gesandten von Kreckwitz hob man mit seinem Gefolge von 30 Personen auf und mißhandelte ihn. Er starb an den Folgen 1593 zu Belgrad, sein Gefolge schleppte man zwei Jahre auf die Galeere, dann kamen sie in die entsetzlichen Kerker des schwarzen Thurmes. — Das waren die Glanzzeiten der Fugger und Welser, die Blüthe der Hansastädte.

Die Opposition der großen Städte ist gerade in neuester Zeit gewachsen, ganz besonders auch in Deutschland. Die Magistrate und sonstigen leitenden Stadtbehörden sowohl wie die socialdemokratischen Arbeiter und Handwerkermassen wünschen heute wie zur Hansazeit Privilegien von der Bevölkerung des Landes und haben solche auch in bedeutendem Umfang erreicht. Die Stadtbevölkerung blickt verachtend auf die des Landes und spricht das in Wort und Druck unumwunden aus. Die Macht der Städte ist aber nicht die Macht des Landes, das zeigt die Hansazeit, wo Deutschland als Weltmacht am tiefsten stand. Daher bewahre uns der Himmel vor Städtemacht und Kaiserohnmacht und vor der Hansa in neuer Auflage. Nemo.

Opern und Concerte.

Aus den Concertsälen. — Die Darclée und die Melba. — „Die Reise nach China“ (Fr. Bazin) und „Die Perlenfischer“ (Georges Bizet). — Dittersdorf. — „In Afrika.“ Tanzbild von Emil Graeb. Musik von Franz v. Blon. — „Die Grille.“ Oper von Erich Speth. Musik von Johannes Döbber. (Kgl. Opernhaus.)

Der Herbst ist in unserem reichshauptstädtischen Kunstleben die Vorblüthe, die im December wegen des Festes und seiner Vorbereitungen eine kurze Unterbrechung erleidet, um dann mit dem jungen Jahr die Hochblüthe mit ihrer betäubenden Fülle von Genüssen zu zeitigen. Indeß auch schon die bescheidene Vorblüthe fiel recht ausgiebig aus. Wenigstens quantitativ. Es ist daher für die rückschauende Kritik gar nicht leichte Arbeit, aus der Masse das wenige Gute nachträglich herauszusuchen — „so wie der Aehrenleser folgt dem Schnitter“.

In den Concertsälen, die den Theatern immer mehr das Publicum wegfangen, ist besonders wenig Weizen unter der Spreu. Wir heben nur das geradezu phänomenale Böhmische Streichquartett hervor, das vielleicht seines tschechischen Beigeschmackes wegen nicht die Beachtung findet, die es verdient. Dafür wurde Anton Dvořak's recht unbedeutende symphonische Dichtung „Heldenlied“ unverdient gut aufgenommen, obwohl auch hier wieder die slavischen Tanzweisen in ihrer stimmungsvollen Melodik und capriciösen Rhythmik das einzig Annehmbare sind. In der Singakademie trat nach langer Zeit („long, long ago!“) der „weibliche Joachim Englands“: Frau Wilma Neruda ein einziges Mal auf und entlockte ihrem Stradivari (aus Ernst's Nachlaß) ganz wundervolle Töne. Es ist gute alte Schule, alles groß und rein und im Technischen noch ganz auf der Höhe. Unter den vielen Pianisten und noch mehr Pianistinnen, die sich hören ließen, ragt der Deutschfranzose Edouard Risler wirklich als ein Riese hervor. Seit Rubinstein hat man eine solche künstlerisch gebändigte Bravour nicht mehr gehört, das Piano klangvoll hingehaucht und zumal in der Wiedergabe Liszt'scher Concerte eine verblüffende Klarheit und Sicherheit. In der Philharmonie wurde Pietro Mascagni als Dirigent eines eigenen Orchesters begeistert aufgenommen und — von der Kritik übel zugerichtet. Der Maestro dirigirte mit südlichem Feuer, an das man sich erst gewöhnen muß, neben dem trefflichen Streicherchor lärmten die Ventilposaunen ihr schmetterndes Fortissimo vielfach unrein, und sogar das unverwüstliche Intermezzo der Cavalleria spielt unser Hofopernorchester schöner. Das symphonische Vorspiel aus Mascagni's letzter Oper „Iris“, ein zum Theil unfeines Effectstück, mußte wiederholt werden, auch das allerliebste Scherzo aus Cherubini's Es-dur Quartett und die Tellouvertüre von Rossini schlugen durch. Mit Tschaikowsky's pathetischer Symphonie, Schumann's Träumerei und der Tannhäuser-Ouvertüre wurde dann das Unzulängliche Ereigniß. Vielleicht wäre hier auch die „Roulotte“ zu nennen, die Pariser Singspielgesellschaft, die ihren grünen Komödiantenwagen nacheinander in das Victoria-, Belle Alliance- und Neue Theater gerollt hat. Wir hörten da graziöse Gesänge aus der Rococozeit, saftige Späße und Chansons vom Montmartre, Liederspiele und Pantomimen, drastische Scenen und Monologe — schelmisch und liebenswürdig auch im Gewagtesten, echter Atelierhumor voll ausgelassener gaîté gauloise, manchmal sogar Poesie und künstlerische Sensationen fin de siècle. Es ist merkwürdig, mit wie wenig Stimme die französischen Artisten Alles zur Wirkung bringen. Die Kunst des Vortrags, das savoir dire et rire, ist ihr ganzes Geheimniß.

Doch auch ernsthaftere Gesammt- und Einzelgastspiele sind zu verzeichnen. Zuerst hatten wir nach langer Zeit wieder eine italienische Opernstagione. Leider nur eine ganz kurze und sehr getrübte Freude. Der Impresario Virgilio bescheerte uns in seinem Ensemble alle Schwächen der italischen Wandertruppen: schäbige Decorationen und Costüme, tremolirende Stimmen, effecthaschende Darsteller, aber auch die Vorzüge temperamentvollen Zusammenspiels, überraschende Bühnenroutine, gesunde Naturstimmen und einen Star: Hericlée Darclée, die sich in Italien und Paris eines großen Rufes erfreut. Uns kam es vor, als hätten wir sie um zehn Jahre zu spät kennen gelernt. Ihre dunkle, für den Coloraturgesang nachgerade etwas unbiegsame Stimme klingt nicht mehr frisch und rein genug, um großen Eindruck zu machen, und schauspielerisch blieb ihre Violetta so ziemlich Alles schuldig. Kein Wunder, daß das Unternehmen verkrachte und die Vorstellungen schnell abgebrochen wurden. Besser erging es der Melba (Mrs. Nelly Armstrong geb. Mitchell), der „australischen Patti“. Ihre nicht ungewöhnlich große und starke Stimme klingt weich und angenehm, und die technische Meisterschaft ist ein Triumph Marchesi'scher Schulung. Die immer saubere und sichere Coloratur läßt sogar den Mangel an Innerlichkeit und das conventionelle Primadonnenspiel vergessen. Sonst kommen die fremden Gäste gewöhnlich um Beträchtliches zu spät zu uns, z. B. Francesco d'Andrade und der Tenor Marconi, indessen ist der bei uns so sehr gefeierte Bariton wenigstens darstellerisch vom allerersten Rang. Der Tenor Marconi paradirte im „Rigoletto“ bloß noch mit beaux restes. Aber unerquicklich sind und bleiben doch solche zweisprachige Vorstellungen, wenn der Herzog und der Narr italienisch schäkern und fluchen, Herr Schalk und Frl. Rothauser deutsch antworten und Frau Herzog echte Schweizer Rachenlaute hinein mischt.

Das schlecht geleitete Theater des Westens scheint eine Freude darin zu finden, die Berliner zum Besten zu halten, denn fast jedesmal, wenn es eine Novität ankündigt, stellt es sich heraus, daß sie ein uns längst bekanntes Werk ist. So Bazin's „Reise nach China“ und Bizet's „Perlenfischer“. Die erstere Oper wurde in den Sechzigerjahren in Berlin oft mit lebhaftem Erfolge gegeben; der arg possenhafte Text amüsirt noch heute, und die feine, melodiöse Musik verräth überall den begabten Schüler Auber's. Höher stehen die „Perlenfischer“, die 1863 im Théâtre lyrique durchfielen, aber nach dem Welterfolg von „Carmen“ versuchsweise immer wieder erschienen, auf der Kroll'schen Bühne sogar zweimal, aber überall ohne dauerndes Leben. Daran ist in erster Linie das Libretto von Cormon und Carré Schuld, doch auch Bizet steht hier noch lange nicht auf seiner späteren Höhe, sondern zeigt sich noch ganz von französischen und italienischen Mustern abhängig. Gleichwohl bricht seine starke und originelle Phantasie überall durch, und Manches ist von großer Schönheit. Aber das kam — trotz der ausgezeichneten Leila von Franceschina Prevosti — im Theater des Westens mit seinen Gesangskräften zweiten oder letzten Ranges, dem immerfort „umschmeißenden“ Chor und dem mittelmäßigen Orchester gar nicht zur Geltung.

Digitized by Google

Das Kgl. Opernhaus hat pietätvoll den hundertjährigen Todestag von Karl Ditter in Dittersdorf mit einer Neueinstudirung des zierlichen Singspiels „Doctor und Apotheker“ gefeiert. Es ist eine deutsch-sentimentale opera-buffa, noch heute frisch und voll wahren, wenn auch altväterischen Humors, zumal der Orchesterpart eines Mozart und Haydn nicht ganz unwürdig. Wer weiß, wenn Dittersdorf seine unzähligen Opern nicht so wienerisch leichtfertig „zusammengestoppelt“ (sein eigener Ausdruck) hätte, ob sich aus seiner mit so viel innerer Fröhlichkeit geschaffenen Musik nicht noch mehr für die Gegenwart erhalten ließe. Merkwürdig ist, wie dieser Mitbegründer der deutschen komischen Oper in der Form geradezu vorbildlich geblieben: das Zankduett kehrt in den späteren komischen Opern von Rossini und Ricci bis zur modernen Operette als Musikstück typisch immer wieder und gefällt jedesmal auf's Neue.

Das Berliner Hofballet ist sozusagen auf den Aussterbe-Etat gesetzt, seitdem sein mächtiger Protector, der alte Kaiser, todt ist. Schon die Verlängerung der Röckchen zeigte an, daß jetzt eine oberhofmeisterliche Luft weht. Höchstens das militärische Ballet, bei dem schmetternde Marschweisen ertönen, findet noch Gnade und Protection. Und nun soll Terpsychore gar für unsere Colonialpolitik Reclame machen! So in unseres Balletmeisters Emil Graeb einactigem Tanzbild: „In Afrika“. Tauschhandelnde Araber und Beduinen, Sclavenhändler und Kriegsgefangene, tanzende Nigger, europäische Forscher in Waffen à la Stanley und Peters und zuletzt die Matrosen eines deutschen Kriegsschiffes, die den Aufruhr niederschlagen, die schöne Mohrenfürstin befreien und die Fahne Schwarzweißroth hissen. Das choreographische Arrangement verdient jedenfalls den Preis vor der bunten Partitur des Herrn v. Blon. Das überbescheidene Wort des alten Dittersdorf vom „Zusammenstoppeln“ wäre hier mehr am Platze.

Ueber die letzte Novität, Döbber's „Grille“, brauchen wir uns ebenfalls nur kurz zu fassen. Der junge Componist, von dem wir schon einen „Schmied von Gretna-Green“, die Preisoper „Die Rose von Genzano“ und viele Lieder und Klavierstücke besitzen, hat sich in einem Interview etwas zu Gute darauf gethan, daß sein Text mehr der George Sand'schen Novelle als der allbekannten Birch-Pfeiffer'schen Dramatisirung folgt. Das war der erste Fehler, denn der epische Charakter, den die Birch mit ihrem colossalen Theaterinstinct glücklich aus ihrer Scheerenarbeit herausgeschafft hatte, bricht nun im Libretto überall wieder durch. Erster Act: die wilde Grille, 2. Act: verliebt sich in Landry, der zum Militär geht, 3. Act: hat unterdessen ihre Pflegemutter beerbt, so daß der alte Barbaud nun endlich in die Heirath seines Sohnes willigt, der als Reservist heimkehrt. Alles harmlos und einfach, aber auch ohne Spannung und dramatischen Nerv. Dazu kommt nun die langweilige Musik, die sich schmeichelt, eine Volksoper zu sein, aber doch eigentlich den Volkston nie oder selten trifft. Döbber fällt immer wieder in den Operettenstil, ohne dafür die frisch quellende Erfindung mitzubringen. Man glaubt oft ein Potpourri aus Suppé, Millöcker und Strauß mit derben Anklängen an Lortzing zu hören. M.

Notizen.

Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Von Gustav Karpeles. (Leipzig, Adolf Titze.) Das prächtig ausgestattete Werk erscheint zum 100. Geburtstage des Dichters oder mindestens zu dem Tage, der allgemein als solcher gilt. Denn schon mit dem Geburtsdatum beginnen bei Heine die Schwierigkeiten für den Biographen. Auch Karpeles schneidet die oft aufgeworfene Frage an, bringt viel neues Material zu ihrer Lösung herbei und wagt doch keine Entscheidung zu treffen. 1797, 1798, 1799, — wo ist da ein Ausweg zu finden? fragt er, doch stimmt er aus wichtigen Gründen für den 13. December 1799. In allen öffentlichen Testamenten, im Taufschein und nach Heine's eigenem Zeugniß in einem Briefe ist dies das richtige Datum; auch die jüngstverstorbene Schwester Charlotte Embden, die im October 1800 geboren ist, gab mit Bestimmtheit an, daß ihr Bruder Harry 11 Monate älter als sie war. Die falsche Angabe im Düsseldorfer Archiv ist von Seiten seiner Eltern aus unbekannten Gründen erfolgt, — vielleicht, um ihn dem Militärdienst gegen Napoleon zu entziehen oder die vorzeitige Aufnahme in ein Lyceum zu ermöglichen oder — was uns als das Wahrscheinlichste gilt — um der Ahndung eines Jugendstreiches vorzubeugen. Aber Karpeles bringt auch noch andere neue Mittheilungen, z. B. über Heine's Großvater und Vater, über die angebliche Millionenerbschaft der Eltern, über Heine als Erzieher nach den Erzählungen eines heute noch lebenden Schülers, über Spitta, Heine's Jugendfreund, über den Streit mit Döllinger (nach Prof. Friedrich's Biographie), einen vielleicht doch nicht von Heine herrührenden französischen Brief als Antwort auf den Pumpversuch eines Unbekannten, einen schönen Brief Immermann's an Heine, die Beziehungen zu Lassalle, Georges Sand und Jenny Lind und vieles Andere mehr. Ja, es ist geradezu erstaunlich, wie die Finderhand des Verfassers glücklich ist im Aufstöbern neuer Beziehungen und bisher unbekannter Briefschaften und Documente. Wir kennen in diesem Fach gesegneten Spüreifers kaum einen Literaturforscher, der es mit Karpeles aufnehmen könnte, von den Todten vielleicht den alten W. v. Maltzahn, von den Lebenden etwa Ludwig Geiger und Grisebach. Gleich im Anfang seines Buches überrascht er uns angenehm mit einem etymologischen Briefe Moritz Heyne's über den Familiennamen des Dichters, den der Göttinger Lexikograph für eine Verdeutschung von Chajim (Heimann) hält. Besonders begierig waren wir auf die Polemik gegen Treitschke, und da kann man wohl sagen, daß der grimme Heinehasser den Kürzeren zieht. Seine Behauptung, Heine sei gar kein deutscher Flüchtling gewesen, war im Hinblick auf den gegen diesen erlassenen Steckbrief denn doch leichtfertig. Auch mag Karpeles mit seiner Behauptung, Heine habe sich niemals als Franzose naturalisiren lassen, Recht haben; daß er aber im Solde Gutzot's stand und darum auch nicht aus Frankreich ausgewiesen wurde, das braucht nicht mehr bestritten oder beschönigt zu werden. Wir denken heute strenger darüber, als eine mehr kosmopolitisch empfindende frühere Generation; es sei nur an die Franzosen- oder Napoleonfreunde Goethe, Hebel, Benzel-Sternau, Johannes v. Müller, Graf Reinhard erinnert. Schließlich machen wir noch auf das Capitel über die Porträts und Denkmäler Heine's aufmerksam mit dem Bilde des neuen Grabdenkmals, das in diesen Tagen am Montmartre zur Aufstellung gelangt. Denn das schöne Buch, das so viel neue Documente enthält und doch im liebenswürdigsten Erzählerton gut und hübsch geschrieben ist, zeigt auch eine Menge Bilder, aber nicht etwa werthlose Phantasiebilder und Genrescenen, sondern lauter authentischen „Buchschmuck“ wie Familienporträts, Dichterhäuser und Autographen, die hier meist zum erstenmal veröffentlicht werden. Alles in Allem ein nicht nur gutes und gerechtes, sondern auch schönes und liebenswerthes Buch.

Rahel Varnhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Der Verfasser, den Lesern der „Gegenwart“ kein Fremder, ist durch einen Band „Frauenbilder“ in weitesten Kreisen bekannt geworden. Vielleicht war auch die vorliegende Biographie ursprünglich dafür bestimmt, denn zu Humboldt's Charlotte Diede, Bettina, der Günderode und Minchen Herzlieb gehört auch Varnhagen's Rahel, aber das überreich anwachsende Quellenmaterial mag dann so sehr überwuchert haben, daß ein ganzes Buch daraus entstand. Berdrow schreibt fesselnd und anschaulich, und wenn er auch gerne sich in die Schönheiten und Abgründe der weiblichen Seele versenkt, so wird er doch nie süßlich und weich, kein Schönredner und Wonneschwelger. Sein Buch wird daher nicht allein sinnigen Frauen, sondern auch ernsten Männern gefallen. Schon seine Heldin, die starkgeistige Rahel, sorgt dafür. Mit einem unendlichen Fleiß hat der Verfasser aus ihren Briefen und Aussprüchen, aus Varnhagen's und anderen Veröffentlichungen alles Interessante und Wissenswerthe von ihr und über sie zusammengetragen und wie Mosaiksteine zu einem farbigen, zum Herzen sprechenden Bilde vereinigt, denn die geniale Jüdin war nicht allein von großem Verstand und Tiefsinn, sondern auch ein warmes, gütiges Herz, ein echt weibliches Weib. Mit einer unvergleichlichen Leidenschaft glühte und sprühte sie für alles Schöne und Gute, jahrelang der fast einzige Goethe-Apostel an der nüchternen Spree, und wie viel Dichter und Künstler verdanken ihr Anregung und Förderung! Hier denken wir zuerst an den unglücklichen Kleist, der besonders in seiner letzten Lebens- und Leidenszeit gern in das gastfreundliche Haus an der Maurerstraße flüchtete. Auch seiner vergißt Berdrow nicht, doch ist ihm eine nicht unwichtige Quelle (Kürschner's Nationalliteratur, Kleist's Werke I.) entgangen, z. B. jene von der Rahel selbst geschilderte Berliner Salonscene, als sie sich neben Kleist „mit seinen straßenbeschädigten Stiefeln“ unbeachtet in einen Winkel setzte, während Arnim und Brentano vor einer interessanten vornehmen Dame rempart spielten. „Sie wußte nur von hoch-, ich aber von falschgeboren!“ Ein echt Rahel'sches Wort, das wie so mancher ihrer Genieblitze die Leiden der Zeit und ihres Herzens grell beleuchtet. Wir können die verdienstvolle Biographie einer im herrlichsten Sinn Emancipirten als Festgeschenk bestens empfehlen.

Neue „Heine“-Lieder. Von Otto Promber. (Leipzig, Ludwig Hamann.) Noch eine Jubiläumsschrift und zwar eine originelle. Wie schon die Gänsefüßchen verrathen, sind diese Heinelieder apokryph, aber es ist keines der noch immer beliebten literarischen Bezirkproducte, wie sie z. B. Lenz unlängst über sich ergehen lassen mußte, sondern offen eingestandene Nachahmung und Nachdichtung. Der Verfasser hat sich ganz in Heine's lyrische Kunst vertieft, so daß er sich untersangen kann, auch in seiner Art zu dichten. Dabei ist es nicht etwa eine geistlose Parodie, ein Nachäffen seiner Gedankensprünge und sentimental-witzigen Bilder, sondern ein überraschendes Nachschaffen seiner Lebensanschauung und lyrischen Weltbetrachtung. Da Promber, wie seine früheren Gedichte beweisen, eigenes poetisches Talent hat, verstehen wir freilich sein diesmaliges Aufgehen in Heine's Denk- und Dichtweise nicht recht, aber als Curiosum, als geistreiches Spiel kann man diese meist sehr hübschen Verse wohl gelten lassen. Nur hätten wir statt einer sich entschuldigenden Vorrede dann lieber nach Hauff's Beispiel eine energische Controverspredigt vorangeschickt. Weniger gegen Heine und seine Manier, als gegen seine Nachahmer, die allen Ernstes heinesirenden Dichterlinge.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart“.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“** in **Berlin W. 57.**

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und **Burgsteinfurt, Westf.** Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine **Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.**

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. **Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.**

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

— Soeben ist erschienen: —

Rahel Varnhagen.

. . . Ein Lebens- und Zeitbild von **Otto Berdrow.** Mit 12 Bildnissen. gr. 8°. XII, 458 S. Broschiert 7 M., Halbfranz (Liebhaberband) 9 M.

Es giebt unseres Wissens keine zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung von Rahels Leben. Eine solche will das vorliegende Buch darbieten. Die Geschichte, das litterarische und Kulturleben jener Periode ist so weit herangezogen worden, als es dem Verfasser erforderlich schien, um dem Uneingeweihten das Verständnis der Zeit zu erschließen und um Rahels Leben die nötige Folie zu geben.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann, Leipzig,** zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!“

Gedichte von **Otto Promber.**

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer.“

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Hierzu eine Beilage: **E. A. Koch's Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers & Co.) in Dresden und Leipzig.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 16. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

* I-U-L
2 Jan.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Währungsreform. Von Amtsrichter Dr. Otto Heyn. — Ueber wissenschaftliche Traumdeutung. Von Carl Metzentin. — **Literatur und Kunst.** Ein Glücklicher bei dem Theater. Heitere Erinnerungen von Carl Schultes. — Zur schwäbischen Literaturgeschichte. Von Theodor Ebner (Heilbronn). — **Feuilleton.** Neues von Nicolaj Schtschikiewicz. „Der Strolch", symphonische Dichtung in fünf Theilen. Besprochen von Hans Pfeilschmidt. — **Aus der Hauptstadt.** Liberalismus. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Hugo Wolf. Von Josef Stransky, Capellmeister am Königl. deutschen Landestheater in Prag. — Notizen. — Anzeigen.

Währungsreform.

Von Amtsrichter Dr. Otto Heyn.

Ein hochbedeutsamer Gesetzentwurf ist dem Bundesrath und dem Reichstag vorgelegt worden. Es ist nämlich auf Grund festgestellten Bedarfs vorgeschlagen worden, den Betrag der Reichssilbermünzen um 4 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, d. i. um circa 209 Millionen Mark, zu erhöhen und hierzu einen Theil der alten Thaler zu verwenden, ferner den dabei zu erzielenden Münzgewinn von circa 10 Millionen Mark dazu zu benutzen, um circa 15 Millionen Mark Landessilbermünzen, also ebenfalls Thaler, einzuziehen und dafür ebensoviel Gold anzukaufen. Damit wäre ein großer Schritt zur Verbesserung unserer Währung gethan und würden große Gefahren, welche unser wirthschaftliches Leben bisher bedrohten, abgewendet werden. Nach ziemlich kurzer Verhandlung hat der Reichstag die Sache soeben an eine Commission verwiesen.

Unsere Währung ist zur Zeit bekanntlich keine reine, sondern nur eine sog. hinkende Goldwährung. Das heißt: gesetzliche Währungsmünze, in welcher jede auf Gold schlechthin lautende Schuld bezahlt werden muß, wenn der Gläubiger das verlangt, und bezahlt werden darf, wenn der Schuldner so will, ist nicht das Goldgeld allein, sondern sind auch die aus Silber bestehenden Thaler, die jetzt zwar nicht mehr geprägt werden, von denen aber immerhin noch ungefähr 450 Millionen Mark existiren. Werden auch thatsächlich größere Summen fast immer nur in Gold gezahlt, soweit nicht Banknoten Verwendung finden, und werden auch thatsächlich die Thaler nur als Scheidemünzen behandelt (von denen Jedermann nicht mehr als einen Betrag von 20 Mark anzunehmen braucht), so ist doch gesetzlich jeder Schuldner befugt, auch in Thalern zu bezahlen, und darf kein Gläubiger die Thaler zurückweisen, sollten ihm auch Millionen in dieser Münze bezahlt werden. Dieser Zustand ist bei der Einführung der Goldwährung lediglich als ein Uebergangsstadium gedacht worden. Man beabsichtigte die reine Goldwährung herzustellen und ließ nur die Thaler nebenbei als Währungsmünze bestehen, um nicht so viel Silber zugleich auf den Markt bringen zu müssen und dadurch den Verkaufspreis desselben zu stark zu drücken. Der Bundesrath erhielt schon damals die Befugniß, die Thaler allmälig einzuziehen. Auf Grund dieser Befugniß hat der Bundesrath bis 1879 regelmäßig Verkäufe vorgenommen. In diesem Jahre aber wurden die Verkäufe eingestellt, weil der Preis des Silbers gesunken war und der Verkauf daher einen nicht unerheblichen Verlust brachte, während die Zukunft Besseres zu versprechen schien. Letztere Erwartung hat sich bekanntlich nicht erfüllt. Der Preis des Silbers ist immer mehr, schließlich bis auf 40 Procent seines früheren Werthes gesunken und aus diesem Grunde sind auch die Silberverkäufe nicht wieder aufgenommen worden. Ein Theil der 1879 noch vorhandenen Thaler hat zwar inzwischen zur Ausprägung von Reichssilbermünzen (Markstücken 2c.) Verwendung gefunden, aber ein Rest von 450 oder, wie es jetzt heißt, von 362 Millionen Mark ist noch immer übrig. Von diesem Reste befinden sich 200 Millionen Mark ständig in der Circulation, während 250 bezw. 162 Millionen in der Reichsbank lagern und hier zur Deckung der Noten und Depositen dienen.

Die Existenz der Thaler ist schon vielfach als ein Uebel hingestellt worden, welches beseitigt werden müsse. Man begründet das in der Regel nur damit, daß die Thaler ein „unterwerthiges" Geld und als solches zu Währungszwecken d. h. als Währungsgeld ungeeignet seien. Die Thaler sind nun allerdings in der That unterwerthig, und zwar stark unterwerthig, denn ihr Metallwerth beträgt nach den z. Z. herrschenden Silberpreisen nicht mehr als 40 % ihres Geldwerthes. Sie nähern sich also schon stark dem Papiergelde. Die Existenz unterwerthigen Währungsgeldes ist aber an sich noch kein Uebel. So lange das unterwerthige Geld das Vertrauen des Verkehrs besitzt, ist es unter übrigens gleichen Umständen ebenso gut wie das vollwerthige Geld, speciell das Goldgeld, und wenn nur Jedermann wüßte, ja wenn auch nur die leitenden Finanzkreise wüßten, worauf der Werth des Geldes eigentlich beruht, dann würde auch das Vertrauen zu dem unterwerthigen Gelde, wenigstens in Staaten mit geordneter Finanzverwaltung wie Deutschland, ebensowenig wankend werden wie das Vertrauen zu dem Goldgelde. Von Uebel ist es aber, daß die Thaler als Währungsgeld existiren, während Jedermann nur das Goldgeld für ein gutes Geld hält, das allein auf Grund seines eigenen „inneren Werthes" Vertrauen verdient, und daß die Thaler irrthümlich für eine Anweisung auf Gold gehalten werden, wie die silbernen Scheidemünzen, während thatsächlich durchaus keine Verpflichtung für das Reich oder gar für die Prägungsstaaten existirt, dieselben mit Gold einzulösen. Dieser Uebelstand ist aber noch nicht der schlimmste. Er ist auch kaum sehr bedrohlich, denn alle Gefahren, welche daraus resultiren, würden durch

Digitized by Google

die freiwillige Einlösung der Thaler in Gold abgewendet werden können. Viel bedenklicher ist es, daß die Thaler in dem hohen Betrage von 250 Millionen Mark, wie früher, bezw. von 162 Millionen Mark, wie jetzt, in der Reichsbank liegen und hier kraft Gesetzes einen Theil der metallischen Deckung der Noten und Depositen bilden, während sie thatsächlich, aus verkehrspolitischen Gründen, zur Einlösung der Noten und zur Rückzahlung der Depositen nicht verwendet werden dürfen. Die Reichsbank darf nämlich die Thaler zur Einlösung ihrer Noten ꝛc. nicht verwenden (obwohl sie gesetzlich dazu befugt ist), weil sie seit Beginn ihrer Existenz immer in Gold gezahlt hat; weil sich hierauf das Vertrauen, welches sie überall besitzt, gründet und weil eine Abweichung von dieser Praxis dieses Vertrauen erschüttern und damit nicht nur ihr Prestige im Auslande untergraben, sondern auch zu einer Panik im Inlande Veranlassung geben und eine Krise hervorrufen würde. So lange nun der aus Gold bestehende Theil des Baarschatzes allein hinreicht, um die Noten und Depositen bankmäßig sicher zu decken, wie in früheren Jahren, als der ganze Baarbestand dem Betrage der Noten annähernd gleichkam oder diesen sogar überschritt, ist freilich auch dieser Umstand nicht von großer Bedeutung. Dann bilden die Thaler nur einen überflüssigen Ballast. Wenn aber das Verhältniß von Noten und Depositen zu dem Baarschatze sich so gestaltet wie in der verkehrsreichen Gegenwart, dann wird die Sache doch sehr bedenklich. Am 30. September d. Js. betrug

der Notenumlauf	1382,73	Millionen Mark
der Betrag der Depositen	483,01	„ „
zusammen	1865,74	Millionen Mark
der Baarschatz	686,69	„ „

Befanden sich in diesem Baarschatze auch nur 162 Millionen Mark Thaler, wie nach Zeitungsmeldungen autoritativ angegeben ist, dann betrug der Baarschatz in Gold nur 524 Millionen Mark. Dann waren also die Noten allein nur etwa zu 40 %, die Noten und Depositen zusammen nicht einmal zu 30 % in demjenigen Gelde gedeckt, welches thatsächlich allein zu ihrer Einlösung bezw. Rückzahlung verwendet werden kann! In einer Zeit, in welcher auf dem Gebiete der Währungsfrage noch immer die größte Unklarheit herrscht; in welcher das Vertrauen, auf dem der Werth des Geldes in letzter Linie fast ausschließlich beruht, so leicht erschüttert werden kann, weil man von dem Wesen des Geldes keine richtige Kenntniß hat, ist dieser Zustand denn doch im allerhöchsten Maße bedenklich. Zum Glück besitzt die Reichsbank, wenigstens in Deutschland, ein unbegrenztes Vertrauen, so daß es zur Zeit Niemandem einfällt, ihre Fähigkeit zur Einlösung der Noten auch nur im Geringsten anzuzweifeln. Von einer solchen Voraussetzung darf man aber bei der Beurtheilung unserer Währungsverhältnisse nicht ausgehen, und thatsächlich bedarf es nur eines Fünkchens Mißtrauen, um bei so schwacher Deckung eine Panik hervorzurufen, die unfehlbar zu einer Creditkrise führen muß. Welche verhängnißvollen Consequenzen aber eine solche, wenn auch acute und kurzdauernde Creditkrise nach sich ziehen kann, das haben wir im Jahre 1893 in Amerika zur Genüge gesehen.

Dieser bedenkliche und gefahrvolle Zustand würde nun beseitigt werden, wenn der im Eingange erwähnte Gesetzentwurf, welcher jetzt der Reichstagscommission überwiesen ist, Gesetz wird. Um den jetzigen Betrag der Reichssilbermünzen um 4 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, im Ganzen also um circa 209 Millionen Mark, zu erhöhen — wozu nach der Begründung des Entwurfs ein wirkliches Bedürfniß vorliegt — und dabei einen Prägegewinn von circa 10 Millionen Mark zu erzielen, ist die Umprägung einer Thalermenge im Werthe von circa 200 Millionen Mark erforderlich. Weitere 15 Millionen Mark Thaler können eingezogen, auf dem Weltmarkte als Silber verkauft und in 15 Millionen Mark Gold umgetauscht werden, wenn jener Prägegewinn mitverwendet wird. Daraus ergiebt sich eine Verminderung des Thalerbestandes um 215 Millionen Mark. Hiermit ist die Möglichkeit gegeben, den ganzen derzeitigen Bestand der Reichsbank an Thalern zu beseitigen (wenn die zuletzt gemeldeten Zahlen über die Höhe dieses Bestandes richtig sind) und überdies noch für 53 Millionen Mark aus der Circulation herauszunehmen. Dadurch würde die ganze noch vorhandene Menge Thaler auf 147 Millionen Mark reducirt werden. So weit brauchte man nun freilich gar nicht einmal zu gehen, da 200 Millionen Mark Thaler sich erfahrungsgemäß leicht im Umlauf erhalten und da diese, zumal wenn sie für Scheidemünze erklärt und dadurch der Annahme des Verkehrs gemäß wirklich in Gold einlösbar gemacht werden, eine Gefahr für den Bestand unserer Währung nicht bilden. Daß aber der Thalerbestand der Reichsbank weggeschafft wird und daß damit der Letzteren (da der Rest der Thaler sich im Umlauf erhält) die Möglichkeit gegeben und, falls die Thaler für Scheidemünze erklärt werden, zugleich die Pflicht auferlegt wird, ihren ganzen Baarschatz in Gold zu halten, das ist gewiß von dem allergrößten Vortheil. Dadurch wird unser Geldwesen in sehr erheblichem Maaße an Sicherheit und auch, was nicht zu unterschätzen ist, an Vertrauen im Auslande gewinnen. Als ein weiterer Vortheil kommt noch hinzu, daß die Reichsbank, im Besitze eines bedeutend größeren Goldschatzes, nicht mehr so ängstlich darauf bedacht sein muß, ihr Gold zu hüten, und deßhalb in der Lage sein wird, eine ruhigere und für die heimische Production vortheilhaftere Discontopolitik zu befolgen, d. h. ihren Discont weniger rasch hinaufzusetzen und eher herabzusetzen, so daß eine Verbilligung des Wechsel- und des Lombardcredits eintritt. Möchte nur der Entwurf nicht nur überhaupt, sondern auch möglichst bald Gesetz werden und möchte dann die Realisirung der getroffenen Maßnahmen, wenigstens so weit die Beseitigung des Thalerschatzes der Reichsbank in Frage steht, möglichst rasch erfolgen! Die einzige Aenderung, welche noch wünschenswerth erscheint, ist eine Ergänzung in der Richtung, daß die Thaler für Scheidemünze erklärt und dadurch gesetzlich zu dem gemacht werden, wofür sie in den Augen der Bevölkerung schon lange gelten. Damit würde eine weitere Quelle der Unsicherheit beseitigt und worauf, allerdings fälschlich, so großes Gewicht gelegt wird, die deutsche Währung zur reinen Goldwährung umgestaltet werden. Eine spätere Einziehung der Thaler und deren gewinnbringende Umprägung zu leichter ausgeprägten Reichssilbermünzen würde ja dadurch nicht ausgeschlossen werden und eine nennenswerthe Belastung dadurch, daß die Thaler in Gold einlösbar gemacht werden, würde in Anbetracht dessen, daß die dauernde Circulation des Restes der Thaler durch die Gewohnheit gesichert ist, thatsächlich nicht eintreten.

Ueber wissenschaftliche Traumdeutung.

Von Carl Metzentin.

Obwohl die Philosophen von Aristoteles und Plato bis Wundt und Eduard v. Hartmann das Wesen des Traumes und seiner Räthsel zu deuten versuchten, so tappen wir noch so ziemlich im Dunkel darüber. Der Laie gar beruhigt sich gewöhnlich mit den banalen Citaten: „Träume sind Schäume“ oder „Träume kommen aus dem Magen“. Es ist unstreitig, daß die psychischen Leistungen des Traumes bereitwilligere und wärmere Anerkennung gefunden haben in jener, jetzt hinter uns liegenden, intellectuellen Periode, da die Philosophie und nicht die exacten Naturwissenschaften die Geister beherrschte. Aussprüche, wie die

Digitized by Google

von Schubert, daß der Traum eine Befreiung des Geistes von der Gewalt der äußeren Natur sei, eine Loslösung der Seele von den Fesseln der Sinnlichkeit, und ähnliche Urtheile von dem jüngeren Fichte u. A., welche sämmtlich den Traum als einen Aufschwung des Seelenlebens zu einer höheren Stufe darstellen, erscheinen uns heute kaum begreiflich; sie werden in der Gegenwart auch nur bei Mystikern und Frömmlern wiederholt. Mit dem Eindringen naturwissenschaftlicher Denkweise ist eine Reaction in der Würdigung des Traumes einhergegangen. Gerade die ärztlichen Autoren sind am ehesten geneigt, die psychische Thätigkeit im Traume für geringfügig und werthlos anzuschlagen, während Philosophen und nicht zünftige Beobachter — Amateurpsychologen —, deren Beiträge gerade auf diesem Gebiete nicht zu vernachlässigen sind, im besseren Einvernehmen mit den Ahnungen des Volkes, meist an dem psychischen Werth der Träume festgehalten haben. Und nun kommt gar ein Mann der Wissenschaft, ein Nervenarzt und Psychopathologe, der Wiener Docent Dr. Sigmund Freud, mit dem Nachweise, daß es eine psychologische Technik giebt, welche unsere Träume zu deuten gestattet, und daß bei Anwendung seines Verfahrens jeder Traum sich als ein sinnvolles psychisches Gebilde herausstellt, welches an einer angebbaren Stelle in das seelische Treiben des Wachens einzureihen ist. Indem wir darauf hinweisen, daß sein gedankenreiches Buch*) zunächst für Mediciner geschrieben ist — „mit allen Chicanen", wie man zu sagen pflegt —, also nicht für einen weiten Leserkreis, wollen wir hier versuchen, die leitenden Gedanken seiner streng wissenschaftlichen Darstellung gemeinverständlicher zu machen.

Daß alles Material, was den Trauminhalt zusammensetzt, auf irgend eine Weise vom Erlebten abstammt, also im Traum reproducirt, erinnert wird, dies wenigstens darf uns als unbestrittene Erkenntniß gelten. Doch wäre es ein Irrthum anzunehmen, daß ein solcher Zusammenhang des Trauminhaltes mit dem Wachleben sich mühelos als augenfälliges Ergebniß der angestellten Vergleichung ergeben muß. Derselbe muß vielmehr aufmerksam gesucht werden und weiß sich in einer ganzen Reihe von Fällen für lange Zeit zu verbergen. Der Grund hierfür liegt in einer Anzahl von Eigenthümlichkeiten, welche die Erinnerungsfähigkeit im Traume zeigt und die, obwohl allgemein bemerkt, sich doch bisher jeder Erklärung entzogen haben. Dr. Freud versäumt denn auch nicht, diese Charaktere eingehend zu würdigen.

Es kommt zunächst vor, daß im Trauminhalt ein Material auftritt, welches man dann im Wachen nicht als zu seinem Wissen und Erleben gehörig anerkennt. Man erinnert sich wohl, daß man das Betreffende geträumt, aber nicht, daß und wann man es erlebt hat. Man bleibt dann im Unklaren darüber, aus welcher Quelle der Traum geschöpft hat, und ist wohl versucht, an eine selbstständig producirende Thätigkeit des Traumes zu glauben, bis oft nach langer Zeit ein neues Erlebniß die verloren gegebene Erinnerung an das frühere Erlebniß wiederbringt und damit die Traumquelle aufdeckt. Man muß dann zugestehen, daß man im Traum etwas gewußt und erinnert hatte, was der Erinnerungsfähigkeit im Wachen entzogen war.

Eine der Quellen, aus welcher der Traum Material zur Reproduction bezieht, zum Theil solches, das in der Denkthätigkeit des Wachens nicht erinnert und nicht verwendet wird, ist das Kindheitsleben.

Die Herrschaft des Traumes über das Kindheitsmaterial, welches bekanntlich zum größten Theil in die Lücken der bewußten Erinnerungsfähigkeit fällt, giebt Anlaß zur Entstehung von interessanten Träumen, von denen Freud einige Beispiele mittheilt. Der Arzt Maury erzählt, daß er von seiner Vaterstadt Meaux als Kind häufig nach dem nahe gelegenen Trilport gekommen war, wo sein Vater den Bau einer Brücke leitete. In einer Nacht versetzt ihn der Traum nach Trilport und läßt ihn wieder in den Straßen der Stadt spielen. Ein Mann nähert sich ihm, der eine Art Uniform trägt. Maury fragt ihn nach seinem Namen; er stellt sich vor, er heiße C... und sei Brückenwächter. Nach dem Erwachen fragt der an der Wirklichkeit der Erinnerung noch zweifelnde Maury eine alte Dienerin, die seit der Kindheit bei ihm ist, ob sie sich an einen Mann dieses Namens erinnern kann. Gewiß, lautet die Antwort, er war der Wächter der Brücke, die Ihr Vater damals gebaut hat.

Man sieht leicht ein, wie die sonderbare Vorliebe des Traumgedächtnisses für das Gleichgültige und darum Unbeachtete an den Tageserlebnissen zumeist dazu führen mußte, die Abhängigkeit des Traumes vom Tagesleben überhaupt zu verkennen und dann wenigstens den Nachweis derselben in jedem einzelnen Falle zu erschweren. So war es möglich, daß Miß Whiton Calkins bei der statistischen Bearbeitung ihrer (und ihres Gefährten) Träume doch 11% der Anzahl übrig behielt, in denen eine Beziehung zum Tagesleben nicht ersichtlich war. Sicherlich hat Hildebrandt mit der Behauptung Recht, daß sich alle Traumbilder uns genetisch erklären würden, wenn wir jedesmal Zeit und Sammlung genug darauf verwendeten, ihrer Herkunft nachzuspüren. Er nennt dies freilich „ein äußerst mühseliges und undankbares Geschäft. Denn es liefe ja meistens darauf hinaus, allerlei psychisch ganz werthlose Dinge in den abgelegensten Winkeln der Gedächtnißkammer aufzustöbern, allerlei völlig indifferente Momente längst vergangener Zeit aus der Verschüttung, die ihnen vielleicht schon die nächste Stunde brachte, wieder zu Tage zu fördern." Dr. Freud muß aber doch bedauern, daß der scharfsinnige Autor sich von der Verfolgung des so unscheinbar beginnenden Weges abhalten ließ; er hätte ihn unmittelbar zum Centrum der Traumerklärung geleitet.

Der erste Schritt bei der Anwendung seines Verfahrens lehrte Freud, daß man nicht den Traum als Ganzes, sondern nur die einzelnen Theilstücke seines Inhaltes zum Object der Analyse machen darf. „Frage ich einen noch nicht eingeübten Patienten: Was fällt Ihnen zu diesem Traum ein? so weiß er in der Regel nichts in seinem geistigen Blickfelde zu erfassen. Ich muß ihm den Traum zerstückt vorlegen, dann liefert er mir zu jedem Stück eine Reihe von Einfällen, die man als die „Hintergedanken" dieser Traumpartie bezeichnen kann. In dieser ersten wichtigen Bedingung weicht also die von mir geübte Methode der Traumdeutung bereits von der populären, historisch und sagenhaft berühmten Methode der Deutung durch Symbolic ab und nähert sich der zweiten, der „Chiffrirmethode". Sie ist wie diese eine Deutung en detail, nicht en masse; wie diese faßt sie den Traum von vorne herein als etwas Zusammengesetztes, als ein Conglomerat von psychischen Bildungen auf."

Freud bemüht sich auch zu zeigen, daß die Träume häufig den Charakter der Wunscherfüllung unverhüllt erkennen lassen, so daß man sich wundern mag, warum die Sprache der Träume nicht schon längst ein Verständniß gefunden hat. „Da ist z. B. ein Traum, den ich mir beliebig oft, gleichsam experimentell, erzeugen kann. Wenn ich am Abend Sardellen, Oliven oder sonst stark gesalzene Speisen nehme, bekomme ich in der Nacht Durst, der mich weckt. Dem Erwachen geht aber ein Traum voraus, der jedesmal den gleichen Inhalt hat, nämlich, daß ich trinke. Ich schlürfe Wasser in vollen Zügen, es schmeckt mir so köstlich, wie nur ein kühler Trunk schmecken kann, wenn man verschmachtet ist, und dann erwache ich und muß wirklich trinken. Der Anlaß dieses einfachen Traumes ist der Durst, den ich ja beim Erwachen verspüre. Aus dieser Empfindung geht der Wunsch hervor zu trinken, und diesen Wunsch zeigt mir der Traum erfüllt. Er dient dabei einer Function, die ich bald errathe. Ich bin ein guter Schläfer, nicht gewöhnt durch ein Bedürfniß geweckt zu werden. Wenn es mir gelingt, meinen Durst durch den Traum, daß

*) Die Traumdeutung von Dr. Sigm. Freud. Wien, Franz Deuticke.

Digitized by Google

ich trinke, zu beschwichtigen, so brauche ich nicht aufzuwachen, um ihn zu befriedigen. Es ist also ein Bequemlichkeitstraum. Das Träumen setzt sich an Stelle des Handelns wie auch sonst im Leben. Derselbe Traum hat sich unlängst einigermaßen modificirt. Da bekam ich schon vor dem Einschlafen Durst und trank das Wasserglas leer, das auf dem Kästchen neben meinem Bett stand. Einige Stunden später kam in der Nacht ein neuer Durstanfall, der seine Unbequemlichkeiten im Gefolge hatte. Um mir Wasser zu verschaffen, hätte ich aufstehen und mir das Glas holen müssen, welches auf dem Nachtkästchen meiner Frau stand. Ich träumte also zweckentsprechend, daß meine Frau mir aus einem Gefäß zu trinken giebt; dies Gefäß war ein etruskischer Aschenkrug, den ich mir von einer italienischen Reise heimgebracht und seither verschenkt hatte. Das Wasser in ihm schmeckte aber so salzig (von der Asche offenbar), daß ich erwachen mußte. Man merkt, wie bequem der Traum es einzurichten versteht; da Wunscherfüllung seine einzige Absicht ist, darf er vollkommen egoistisch sein. Liebe zur Bequemlichkeit ist mit Rücksicht auf Andere wirklich nicht vereinbar. Die Einmengung des Aschenkruges ist wahrscheinlich wieder eine Wunscherfüllung; es thut mir leid, daß ich dies Gefäß nicht mehr besitze, wie übrigens auch das Wasserglas auf Seiten meiner Frau mir nicht zugänglich ist. Der Aschenkrug paßt sich auch der nun stärker gewordenen Sensation des salzigen Geschmackes an, von der ich weiß, daß sie mich zum Erwachen zwingen wird."

Noch viele andere Fälle aus seiner Praxis der Traumdeutung erzählt Dr. Freud. Eine junge Frau, die Wochen hindurch bei der Pflege ihres infectiös erkrankten Kindes vom Verkehr abgeschnitten war, träumt nach glücklicher Beendigung der Krankheit von einer Gesellschaft, in der sich A. Daudet, Bourget, M. Prévost und Andere befinden, die sämmtlich sehr liebenswürdig gegen sie sind und sie vortrefflich amüsiren. Die betreffenden Autoren tragen auch im Traum die Züge, welche ihnen ihre Bilder geben; M. Prévost, von dem sie ein Bild nicht kennt, sieht dem — Desinfectionsmanne gleich, der am Tag vorher die Krankzimmer gereinigt und sie als erster Besucher nach langer Zeit betreten hatte. „Man meint den Traum lückenlos übersetzen zu können: Jetzt wäre es einmal Zeit für etwas Amüsanteres als diese ewigen Krankenpflegen," deutet Dr. Freud.

Er bringt auch eine überreiche Auslese, um zu erweisen daß man sehr häufig und unter den mannigfaltigsten Bedingungen Träume findet, die sich nur als Wunscherfüllungen verstehen lassen, und die ihren Inhalt unverhüllt zur Schau tragen. Es sind dies zumeist kurze und einfache Träume, die von den verworrenen und überreichen Traumcompositionen, die wesentlich die Aufmerksamkeit der Autoren auf sich gezogen haben, wohlthuend abstechen. Es verlohnt sich aber, bei diesen einfachen Träumen noch zu verweilen. Die allereinfachsten Formen von Träumen darf man wohl bei Kindern erwarten, deren psychische Leistungen sicherlich minder complicirt sind als die Erwachsener. Die Kinderpsychologie ist nach Dr. Freud's Meinung dazu berufen, für die Psychologie der Erwachsenen ähnliche Dienste zu leisten wie die Untersuchung des Baues oder der Entwicklung niederer Thiere für die Erforschung der Structur der höchsten Thierclassen. Es sind bis jetzt wenig zielbewußte Schritte geschehen, die Psychologie der Kinder zu solchem Zwecke auszunützen. Die Träume der kleinen Kinder sind simple Wunscherfüllungen und darum im Gegensatz zu den Träumen Erwachsener gar nicht interessant. Sie geben keine Räthsel zu lösen, sind aber natürlich unschätzbar für den Erweis, daß der Traum seinem innersten Wesen nach eine Wunscherfüllung bedeutet. So erzählt unser Wiener Traumdeuter: „Mein ältester, damals 8jähriger Knabe träumt bereits die Realisirung seiner Phantasien. Er ist mit dem Achilleus in einem Wagen gefahren, und der Diomedes war Wagenlenker. Er hat sich natürlich Tags vorher für die Sagen Griechenlands begeistert, die der älteren Schwester geschenkt worden sind."

Es kommen aber reichlich genug Träume vor, welche den peinlichsten Inhalt erkennen lassen, aber keine Spur irgend einer Wunscherfüllung. Ed. v. Hartmann steht wohl der Wunscherfüllungstheorie am fernsten. „Was den Traum betrifft, so treten mit ihm alle Plackereien des wachen Lebens auch in den Schlafzustand hinüber, nur das Einzige nicht, was den Gebildeten einigermaßen mit dem Leben aussöhnen kann: wissenschaftlicher und Kunstgenuß ....." Aber auch minder pessimistische Beobachter haben hervorgehoben, daß im Traum Schmerz und Unlust häufiger sei als Lust. Ja die Damen Sarah Weed und Florence Hallam haben aus der Bearbeitung ihrer Träume einen ziffermäßigen Ausdruck für das Ueberwiegen der Unlust in den Träumen entnommen. Sie bezeichnen 58% der Träume als peinlich und nur 28,6% als positiv angenehm. Außer diesen Träumen, welche die mannigfaltigen peinlichen Gefühle des Lebens in den Schlaf fortsetzen, giebt es auch Angstträume, in denen uns diese entsetzlichste aller Unlustempfindungen schüttelt, bis wir erwachen, und von solchen Angstträumen werden gerade die Kinder so leicht heimgesucht. Doch Dr. Freud giebt sich noch nicht gefangen und wirft die Frage auf: „Aber hat Jemand versucht, diese Träume zu deuten, den latenten Gedankeninhalt derselben aufzudecken? Wenn aber nicht, dann treffen uns die Einwände der Gegner nicht; es bleibt immerhin möglich, daß auch peinliche und Angstträume sich nach der Deutung als Wunscherfüllungen enthüllen. Wir würden also als die Urheber der Traumgestaltung zwei psychische Mächte (Strömungen, Systeme) im Einzelmenschen annehmen, von denen die eine den durch den Traum zum Ausdruck gebrachten Wunsch bildet, während die andere eine Censur an diesem Traumwunsch übt und durch diese Censur eine Entstellung seiner Aeußerung erzwingt. Es fragt sich nur, worin die Machtbefugniß dieser zweiten Instanz besteht, kraft deren sie ihre Censur ausüben darf. Wenn wir uns erinnern, daß die latenten Traumgedanken vor der Analyse nicht bewußt sind, der von ihnen ausgehende manifeste Traum-inhalt aber als bewußt erinnert wird, so liegt die Annahme nicht ferne, das Vorrecht der zweiten Instanz sei eben die Zulassung zum Bewußtsein. Aus dem ersten Systeme könne nichts zum Bewußtsein gelangen, was nicht vorher die zweite Instanz passirt habe, und die zweite Instanz lasse nichts passiren, ohne ihre Rechte auszuüben und die ihr genehmen Abänderungen am Bewußtseinswerber durchzusetzen. Wir verrathen dabei eine ganz bestimmte Auffassung vom „Wesen" des Bewußtseins; das Bewußtwerden ist für uns ein besonderer psychischer Act, verschieden und unabhängig von dem Vorgang des Gesetzt- oder Vorgestelltwerdens, und das Bewußtsein erscheint uns als ein Sinnesorgan, welches einen anderwärts gegebenen Inhalt wahrnimmt. Es läßt sich zeigen, daß die Psychopathologie dieser Grundannahmen schlechterdings nicht entrathen kann. Es wurde gefragt, wie denn die Träume mit peinlichem Inhalt als Wunscherfüllungen aufgelöst werden können. Wir sehen nun, dies ist möglich, wenn eine Traumentstellung stattgefunden hat, wenn der peinliche Inhalt nur zur Verkleidung eines erwünschten dient. Mit Rücksicht auf unsere Annahmen über die zwei psychischen Instanzen können wir jetzt auch sagen: die peinlichen Träume enthalten thatsächlich etwas, was der zweiten Instanz peinlich ist, was aber gleichzeitig einen Wunsch der ersten Instanz erfüllt. Sie sind insofern Wunschträume, als ja jeder Traum von der ersten Instanz ausgeht, die zweite sich nur abwehrend, nicht schöpferisch gegen den Traum verhält. Beschränken wir uns auf eine Würdigung dessen, was die zweite Instanz zum Traum beiträgt, so können wir den Traum niemals verstehen. Es bleiben dann alle Räthsel bestehen, welche von den Autoren am Traum bemerkt worden sind. Dieses im Traum wiederkehrende Unlustgefühl schließt das Bestehen eines Wunsches

Digitized by Google

nicht aus; es giebt bei jedem Menschen Wünsche, die er Anderen nicht mittheilen möchte, und Wünsche, die er sich selbst nicht eingestehen will. Andererseits finden wir uns berechtigt, den Unlustcharakter all' dieser Träume mit der That sache der Traumentstellung in Zusammenhang zu bringen und zu schließen, diese Träume seien gerade darum so entstellt, und die Wunscherfüllung in ihnen bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, weil ein Widerwillen, eine Verdrängungsabsicht gegen das Thema des Traumes oder gegen den aus ihm geschöpften Wunsch besteht. Die Traumentstellung erweist sich also thatsächlich als ein Act der Censur."

Auch Dr. Freud ist nicht im Stande, den Traum eines Anderen zu deuten, wenn derselbe ihm nicht die hinter dem Trauminhalt stehenden unbewußten Gedanken ausliefern will, und dadurch wird die praktische Verwerthbarkeit seiner Methode der Traumdeutung schwer beeinträchtigt. Nun giebt es aber, so recht im Gegensatz zu der sonstigen Freiheit des Einzelnen, sich seine Traumwelt in individueller Besonderheit auszustatten und dadurch dem Verständniß der Anderen unzugänglich zu machen, eine gewisse Anzahl von Träumen, die fast Jedermann in derselben Weise geträumt hat, von denen wir anzunehmen gewohnt sind, daß sie auch bei Jedermann dieselbe Bedeutung haben. Ein besonderes Interesse wendet Freud diesen typischen Träumen auch darum zu, weil sie vermuthlich bei allen Menschen aus den gleichen Quellen stammen, also besonders gut geeignet scheinen, uns über die Quellen der Träume Aufschluß zu geben. Ein solcher typischer Traum, daß man nackt oder schlecht bekleidet in Gegenwart Fremder sei, kommt auch mit der Zuthat vor, man habe sich dessen gar nicht geschämt u. dgl. Unser Interesse gebührt aber dem Nacktheitstraum nur dann, wenn man in ihm Scham und Verlegenheit empfindet, entfliehen oder sich verbergen will, und dabei der eigenthümlichen Hemmung unterliegt, daß man nicht von der Stelle kann und sich unvermögend fühlt, die peinliche Situation zu verändern. Nur in dieser Verbindung ist der Traum typisch; der Kern seines Inhaltes mag sonst in allerlei andere Verküpfungen einbezogen werden oder mit individuellen Zuthaten versetzt sein. Es handelt sich im Wesentlichen um die peinliche Empfindung von der Natur der Scham, daß man seine Nacktheit, meist durch Locomotion, verbergen möchte und es nicht zu Stande bringt. Und noch ein Typisches: die Leute, vor denen man sich schämt, sind fast immer Fremde mit unbestimmt gelassenen Gesichtern. Niemals ereignet es sich im typischen Traum, daß man wegen der Kleidung, die einem selbst solche Verlegenheit bereitet, beanstandet oder auch nur bemerkt wird. Die Leute machen ganz im Gegentheil gleichgültige, oder, wie es Freud in einem besonders klaren Traum wahrnehmen konnte, feierlich-steife Mienen. Das giebt zu denken, meint er.

Eine andere Reihe von Träumen, die typisch genannt werden dürfen, sind die mit dem Inhalt, daß ein theurer Verwandter, Eltern oder Geschwister, Kinder u. s. w. gestorben ist. Man muß nach Freud von diesen Träumen zwei Classen unterscheiden, die einen, wo man im Traum von Trauer unberührt bleibt, so daß man sich nach dem Erwachen über seine Gefühllosigkeit wundert, die anderen, bei denen man tiefen Schmerz über den Todesfall empfindet, ja ihn selbst in heißen Thränen während des Schlafes äußert. Die Träume der ersten Gruppe will Freud bei Seite lassen; sie haben keinen Anspruch, als typisch zu gelten. Wenn man sie analysirt, findet er, daß sie etwas Anderes bedeuten, als sie enthalten, daß sie dazu bestimmt sind, irgend einen anderen Wunsch zu verdecken. So der Traum der Tante, die den einzigen Sohn ihrer Schwester aufgebahrt vor sich sieht. Das bedeutet nicht, daß sie dem kleinen Neffen den Tod wünscht, sondern verbirgt nur, wie Freud meint, den Wunsch, eine gewisse geliebte Person nach langer Entbehrung wiederzusehen, dieselbe, die sie früher einmal nach ähnlich langer Pause bei der Leiche eines anderen Neffen wiedergesehen hat. Dieser Wunsch, welcher der eigentliche Inhalt des Traumes ist, giebt keinen Anlaß zur Trauer, und darum wird auch im Traum keine Trauer verspürt.

Wir müssen es uns versagen, die scharfsinnigen, oft aber auch gewagten Untersuchungen des Wiener Arztes hier weiter zu verfolgen. Er selbst ist am Schlusse seines epochalen Werkes weit entfernt den Werth des Traumes für die Kenntniß der Zukunft zu überschätzen, und meint, daran sei natürlich nicht zu denken. Wohl aber für die Kenntniß der Vergangenheit. „Denn aus der Vergangenheit stammt der Traum in jedem Sinne. Zwar entbehrt auch der alte Glaube, daß der Traum uns die Zukunft zeigt, nicht völlig des Gehalts an Wahrheit. Indem uns der Traum einen Wunsch als erfüllt vorstellt, führt er uns allerdings in die Zukunft; aber diese vom Träumer für gegenwärtig genommene Zukunft ist durch den unzerstörbaren Wunsch zum Ebenbild jener Vergangenheit gestaltet."

Literatur und Kunst.

Ein Glücklicher bei dem Theater.

Heitere Erinnerungen von Carl Schultes.

Wenn der Verfasser, dessen Theater-Erinnerungen 68 Jahre zurückreichen — er kam mit zehn Jahren in das Münchner Cadetten-Corps, welches jeden Abend 24 Freiplätze im K. Hof- und Nationaltheater hatte, — und der dann selbst 40 Jahre der Bühne angehörte, Ausguck hielt, ob es denn bei diesem Berufe „wahrhaft Glückliche" gäbe, dann traten für diese lange Dauer vor sein geistiges Auge nur Zwei, welche dieser Bezeichnung theilhaftig werden können. Ich kann aber nur von Einem erzählen; denn der Zweite, welcher allerdings eine gewisse Kunsthöhe erreichte, war nur darum so glücklich, weil er auf dem „Kothurn der Dummheit" stolz über die Erde schritt. Requiescat in pace! Wem aber von den Alt-Münchnern, die so um meine 78 Jahre herum sind, geht es nicht wie Sonnenschein über das alte Gesicht, wenn ich sage: Ich will von diesem einen Glücklichen erzählen, und es ist ... Euer Ferdl Lang.

„Hurrah! Hahaha!" dröhnt es da, ehe ich beginne. Auch der Olymp erzitterte gewiß vor Lachen, als am 30. October 1882 der kleine stämmige Ferdinand Lang, in den Wolkensaal tretend, ausrief: „Servus, meine Herrschaften! Wo ist denn das Kellnermadl, die Hebe?"

Goethe, der eben mit Schiller und der Spielratte Lessing Kreuzmariage spielte, legte die Karten hin und sagte: „Das wäre nun die lustige Person, wie Wir sie Uns gedacht haben!"

„O, Excellenz, eine lustige Person war ich durchaus net in dem Sonnenfiaker Nr. 72, der mich da heraufgebracht hat; denn nicht allein mein rückwärtiges Theil, sondern auch meine Kehl'n is mir ganz ausdörrt. Sakra, wo bleibt das frische Maaßl olympischer Hofbräu-Nektar? Ah, Sie herziger Schatz, san Sie Fräulein Heberl? Schamster! Is aber schlecht eing'schänkt! Viel g'spritzt, auch im Olymp? Ei, Ei! — Na, Prost, Junge, Alte alle miteinand! — Aber g'schwind no a Maaß, a Münchner kann net af ein'm Fuß steh'n wie a Gans! Sixt es, sie hat mit die Aug'n blinzelt! Die kennt mi' scho' lang, dös is ja, hol' mi' der Schnappsack, die ... ‚Jugend' von meinem Seel'nretter, dem lieb'n Ferdl Raimund!"

Da klopfte dem guten Lang Einer leise von rückwärts auf die Schulter, und als Ferdinand Lang sich umdrehte, sah er sich Ferdinand Raimund gegenüber, der ihm mit dem sonnigsten Lächeln die Hände entgegenstreckte, und den so

Digitized by Google

ungenirten Ankömmling den Göttern und Geistesheroen mit den Worten vorstellte: „Erleuchtete Versammlung! Euer Geistesgnaden! Schaut's Euch das klane Licht'l da recht an! Der fidölle Kerl hat die Frechheit g'habt, in dem Grillenhäus'l „Theater" des Weltnarrenhauses Erden da unten ein — wirklich Glücklicher zu sein!"

„Is scho' wahr a! Prost! sollst leb'n!"

„Das Närrischste bei der G'schicht' is aber, daß ich, der wegen vorzeitigen Wegschleichens aus dem Narrenhaus vom Vater Chronos bei meiner hiesigen Ankunft drei Sternminuten in das olympische Dummheits-Erinnerungs-Kammerl eing'sperrt word'n bin — diesem Ferdinand Lang genannten kurzen Burschen mit der Nas'n auf seinen Glücksweg g'stoß'n hab'!" — —

Es war in Wahrheit so! Raimund ging bei seinem zweiten überaus glänzenden Gastspiele am Hoftheater zu München zu dem berühmten Leibarzte des Königs Ludwig I. Geheimrath Dr. Loë und bat ihn, er möge ihm ein Mittel angeben, wie er von einem furchtbaren Trübsinne gerettet werden könne. Der joviale Gelehrte — er hatte in seiner ganzen Erscheinung große Aehnlichkeit mit Goethe in seinen besten Jahren — sagte zu ihm: „Gehen Sie heute in das Theater, da spielt Raimund, der curirt Sie sicher!" „Mir kann er net helf'n; denn ich bin selber der Raimund!" — Nun kam in derselben Zeit zu Raimund ein junger Schauspieler des Hoftheaters, welcher die zweiten Liebhaber zu spielen hatte, und vertraute dem berühmten Genossen, daß er zu Grunde gehen werde, wenn er, der alles Zeug zu einem Komiker in sich zu haben glaube, solche simpelhaften Schmachtlappen auch ferner spielen müsse. Er bäte nun den berühmten Namensvetter, der so kostbare Einfälle habe, um einen guten Rath, wie er von dem verhaßten Fache loskommen könne. Als sich Raimund den jungen, naiven und bildhübschen Collegen genau betrachtete, flog ein Schimmer von Lächeln über sein sonst so düsteres Gesicht; denn die Bitte, so einfach sie war, kam in Gesichtsausdruck, Haltung des Körpers und in den Bewegungen so urdrollig zum Vorschein, daß ein schlechterer Kenner des Komödiantenhandwerkes sehen mußte, was hier Rechtens sei.

„Ja, wissen Sie, mein lieber Herr von Lang, wenn der Herr Intendant bockbanig is und net wenigstens eine Prob' mit Ihnen macht, nachher is er ein ... na, was Sie woll'n, und Sie müssen ihn zwingen." — „Ich hab' ihm schon die Roll'n vor die Füß' g'schmiss'n, aber er hat darüber g'lacht." — „Sehr gut! Das heißt sein Lach'n; denn Sie waren in Ihrem Zorn gewiß recht komisch. Mit Heftigkeit, lieber Sohn, richtet man aber bei einem Theatervorgesetzten — ich war ja auch so ein Tyrann — gar nix aus! Wissen's was? Werfen's ihm keine Roll'n vor die Füße, sondern packen Sie ihn an der empfindlichsten Seite, und schmeißen's ihm ein ganz ernstes Stück mit einer komischen Dummheit, so daß das liebe Kind Publicum vor Vergnügen brüllt und der Herr Intendant vor Zorn aus der Haut fahrt!"

„O, das is wunderschön! Tausend Dank, Herr von Raimund, daß Sie ein geknicktes Herz wieder zusammeng'leimt hab'n! O, ich laß' ihn aus der Haut fahren, und wenn ich mich an unserem guten Fritz Schillinger seiner ‚Jungfrau' vergreifen sollt'!" Lang umarmte den Meister, machte einen übermüthigen Bocksprung und war verschwunden. — Noch einmal machte er den Versuch, auf gute Weise seinen Willen durchzusetzen. Auf Raimund's Erfolge hindeutend, sagte er dem Intendanten mit Thränen in den Augen: „Ist denn das nicht das schönste Ziel der Kunst, die Menschen zu erheitern, daß sie alle ihre Sorgen vergessen? Können Sie Angesichts eines Raimund noch sagen, daß ich mir die Hanswurstereien aus dem Kopfe schlagen soll?"

„Punktum! Es ist höchster Befehl, Sie sollen bei Ihrem Fache bleiben, es giebt da auch schöne Rollen! Gehen Sie also heim, da werden Sie eine wunderschöne Ritterrolle vorfinden, die Ihnen unsere tragische Liebhaberin Charlotte Pfeiffer auf den Leib geschrieben hat. Adieu!"

„Na, wart' Lottila, Dir werd' ich das Aufden Leibschreiben, wenigstens was meine Haut betrifft, gehörig vertreiben!" sagte Lang, als er eilig nach Hause schritt. — Das neue Ritter- und Volksschauspiel, das gar bald die deutsche Bühne im Fluge erobern sollte, war „Pfefferrösl", und Ferdl hatte wieder einen Schmachtlappen, aber einen guten, den Junker von Sonnenberg zu spielen. Die Proben gingen vortrefflich, und Lang legte sich so in's Zeug, als ob er den Romeo spielte.

„Na, was wollen Sie denn?" sagte der Intendant. „Mit dieser Rolle werden Sie einen Effect erzielen, wie noch nie!"

„Das hoff' ich auch!" sagte Ferdl mit Spitzbubenschmunzeln. Der erste Act des Stückes bringt die Messe in Frankfurt am Main mit allem Drum und Dran. Jutta, die stolze Tochter des Stadtschultheißen macht ihre Einkäufe und spinnt dabei politische Intriguen. Sie wird von dem Unschuldsengel Junker von Sonnenberg begleitet, der gleichsam ihr Page ist. Bei dem Falkenhändler Bandini erwirbt Jutta einen Jagdfalken, der die Jagdhaube aufhat. Sonnenberg läßt sich den Falken auf die linke, behandschuhte Faust setzen, Jutta zahlt und geht an einen anderen Stand. Wer ihr aber nicht folgte, war Ferdl. Er that, als ob er sich vor dem Falken fürchte, schaute sich vorsichtig um, und ging auf den Fußzehen bis an die Bühnenrampe vor, wo er dem Vogel einen Nasenstüber gab, daß demselben die Falkenhaube vom Kopfe flog. Noch immer glaubte man, daß das zur Komödie gehörte, als aber Lang in echtestem Münchnerisch anfing: „Etzt hob' i allweil g'moant, döss Viecherl is lebendi; aba na, ausg'stopft is, sunst that's mi nöt schlecht zwicka! Moanen's nöt a? Schamster Diener!" Er ließ den ausgestopften Falken ein Compliment machen und ging im sogenannten Kothurnschritte, welcher bei Ferdl's kleiner Figur außerordentlich komisch wirkte, der mit einem Aufschrei entfliehenden Jutta nach, welche überzeugt war, Lang sei urplötzlich wahnsinnig geworden.

Welches Lachgebrülle im Publicum entstanden war, kann ich nicht schildern! Gewiß aber ist, daß ich Fünfzehnjähriger so nichtswürdig brüllte, daß die Freundin meiner Mutter Helmina von Chézy, die vor mir in der ersten Reihe des Sperrsitzes, den sogenannten Dichterplätzen, saß und zwar immer in Begleitung des Wollkopfes Hans von Ploetz, sich wüthend umdrehte, und da sie mich mit ihren schnupftabakduftenden Fingern nicht erreichen konnte, mir ein „abominable polisson" zufauchte. Lang erlitt eine Strafe von 100 fl., wobei die Drohung fiel: Wenn er sich nochmals solcher Frechheit schuldig machte, würde er 14 Tage auf der Residenzwache eingesperrt werden.

„Ist das Alles? Das können wir riskiren! Ich laß' mich nöt zwingen, die verdammten Bambsen (von bambino) spiel'n! Da muß ich also schon ein Attentat auf einen Geistesfürsten ausüben, Herr Intendant!" „Was soll das heißen?" „Werden's schon sehen und hören!" „Vergessen Sie nicht, daß der König alle classischen Stücke besucht! Da könnte Ihnen ein solcher Spaß sehr theuer zu stehen kommen!" „Vielleicht fortjagen? Soll mir lieber sein, als hier verkommen aus purem Eigensinn!" — „Wahren Sie Ihre Zunge! Der König hat zu mir gesagt: Soll spielen, was ihm zukommend!"

In Maria Stuart hatte Ferdl die kleine Rolle des Okelly, und der Herr Intendant dachte, da könne Lang kein Unheil stiften, wie er gesagt hatte; denn die Scene zwischen Mortimer und Okelly ist sehr klein, und nach derselben fällt der Vorhang.

Als Dahn-Mortimer sagte: „Wer kommt? Es ist Okell! So schreckenvoll?" bemächtigte sich schon des Publicums eine große Heiterkeit, Lang, ängstlich sich umsehend, trat aus der

Digitized by Google

Coulisse; er war in einen weißen Reitermantel so eingemummelt, daß nur die Nasenspitze herausschaute, die rubinroth gefärbt war, und die lange Feder des verkehrt aufgesetzten Baretts baumelte immer vor der Nase hin und her. Mit keuchender Stimme, die sich stets überschlug, krähte Lang-Okelly zu Dahn-Mortimer, der jeden Augenblick loszuplatzen drohte, hinauf: „Flieh', Mortimer! Alles is futsch! Ich eile auf verschiedenen Seiten in die böhmischen Wälder ab!"

Nun hatte sich Lang die größten schwedischen Kelchstiefel aus der Statistengarderobe angeschafft, deren Riesensporen einen argen Lärm machten. Als er nun bei dem Fortlaufen den Mantel hochhob, konnte man sein dünnes Untergestell in den Stiefelcolossen sehen, und nun war es Dahn, der wohl wußte, um was es sich handelte, nicht mehr möglich, die zwei letzten Zeilen zu sprechen, sondern er eilte dem in die böhmischen Wälder flüchtenden Lang nach, und der Vorhang fiel unter dem Jubel der Galerien. König Ludwig, welcher Lang die erste Strafe erlassen hatte, war über dieses Sacrileg an Schiller empört und dictirte folgende Strafe, die ganz seinem hohen Sinne entsprach: „Ferdinand Lang extraschwer zu bestrafen seiend, indem er als „unverbesserlicher Spaßmacher" niemals mehr die Bühne in einem deutschen classischen Schauspiele betreten dürfe!" Als Lang das Urtheil zugestellt wurde, kniete er nieder und betete: „Heiliger Schiller, Du weißt, warum ich es gethan hab', und Du verzeihst mir Alles! Aber jetzt," rief er aufspringend, „trink'n ma a Flascherl Schampus auf das Andenken an meinen Schutzheiligen, den armen Ferdinand Raimund!"

So erzwang sich der nach Raimund beste süddeutsche Komiker Ferdl Lang seinen Platz. Ich sage ruhig der „beste"; denn er hatte nicht nur die vis comica eines Nestroy, Scholz und Grois, sondern er besaß, was weit mehr bedeutet, angeborene Drollerie, und dabei Herz und Gemüth im höchsten Grade. —

Die Münchener Hofbühne war zu Lang's Zeiten noch ein echtes Nationaltheater, das sich der gesunden süddeutschen Posse nicht schämte, während es heutigen Tages den zweiten Titel „Nationaltheater" mit Unrecht trägt, da es: „Königliches Hof- und Internationaltheater" heißen müßte. Freilich, woher sollte man auch einen Lang, Heigel, Sigl, Cohrs und eine Hartmann und Seebach nehmen? Woher echte, naive, drollige Volksstücke, wie sie zuletzt ein Martin Schleich schrieb? — Alles versunken! Sie versichern ja, es sei Alles besser geworden. Möglich, aber Eins ist aus der Welt entschwunden — Genügsamkeit.

Lang lernte ich persönlich erst 1842 kennen und zwar im Apollosaale des „Grean Baams" (Grünen Baums), einer kleinen, aber außerordentlich gut besuchten Wirthschaft an der Isarlände. Dieser Saal war ein zweifenstriges, niederes Parterre-Zimmerchen nach der Isar zu, an dem die allgemeine Straße vorbeiführte, so daß jeden Augenblick, da die Fenster des Tabakrauches und der Hitze wegen offen standen, ein neugieriges Gesicht hereinlugte, das dann jedes Mal mit Witzraketen bewillkommt wurde. Das Zimmerchen war groß genug, um zwei Wirthstische, hinter denen auf jeder Seite zehn Holzstühle standen, aufzunehmen. Es war also auf zwanzig Personen berechnet, aber gar oft waren dreißig und mehr in dieser Musen-Häringstonne. Was nun zu dem geistigen „Jung-München" zählte — es hat immer Junge und Alte gegeben, und die Jungen waren natürlich die Gescheidteren — das fand sich hier im Sommer jeden Samstag zu zwangloser Fidelitas zusammen. Nur Trinken war im Apollo-Saale gestattet, und wer den für jeden Samstag obligaten halben abgebräunten Kalbskopf à sechs Kreuzer seinem inneren Menschen zuführen wollte, der mußte es im Hofe oder unter dem großen Nußbaum vor dem Hause thun. Andere Statuten hatten wir nicht, das überließen wir den „alten Herren", welche im Museumsgebäude in der Stadt ihren Club der „Zwanglosen" mit einer ganzen Menge zwingender Paragraphen hatten. Als „Gott Jokus" war bei uns Ferdl Lang der Herrscher im Reiche des Humors, und seine Witzleuchtkugeln, die er sorglos verstreute, würden manches als groß verschriene Witzblatt tief in den Schatten stellen.

Eines heißen Julitages saßen wir wieder einmal, trotz der Hemdärmlichkeit, wonneschwitzend beisammen; denn Lang copirte, wie schon öfter, den König Ludwig I. in einer wahren, erst vor wenigen Tagen passirten Geschichte. Der König hatte kurz vorher eine Einkreuzer-Münze prägen lassen, welche halb so groß als ein jetziges Fünfpfennigstück und in der Prägung ein wahres Kunstwerk hinstellte, aber vermöge ihrer Kleinheit für den Allgemeinverkehr höchst unpraktisch war. Bei dem „Harmlos"*) am Eingange zum Englischen Garten traf nun der König ein armes Weiblein, das jammernd auf dem Boden herumkrebste. „He, Alte! Was verloren habend?" — „Ja, lieber Mann! Da hat mir a junger Herr was zug'schmiss'n, und dös kann i halt nimma find'n!" — „So? Was seiend?" — „A, was werd's sei'? Halt nix als so a öllend's, lausig's neues Ludwigsdreckerl!" — „Sie ein ganz gemeines, altes Mensch seiend!" schrie empört der König und enteilte in den Englischen Garten.

Diese Geschichte, con variazioni, hatte Lang eben unter jauchzendem Beifalle beendet und wollte eine neue beginnen, da erstarrten wir förmlich zu Eis; denn Einen von uns in das Zimmer stoßend, der schon ausholte, um dem Frechen eine Ohrfeige hinzuhauen, sahen wir, daß König Ludwig seinen bloßen Kopf zum Fenster hereinsteckte und in seinem eigenthümlich-breitgekauten Tone überlaut sagte: „Freue mich, freue mich! Schon von Ferne das Jauchzen, Jauchzen der Kunstjünger hörend, die sich Götter dünkend in ihrem bier- und tabakstinkenden Apollosaale. In unedlem Gefäß der beste Wein schlechtschmeckend, und in Spelunke sinkend Poesie zur Meretrix. Wo aber Monsieur Lang seiend? Ah dort? Schön, schön! Hören Sie mal! Ein Ehrenmann Uns glaubhaft versichert habend, daß Sie Ihren Wohlthäter den König von Bayern zum Spaße, Spaße dem Convivium vorführend, möchten Uns auch einmal etwas daran amüsirend! Also los!" „Jetzt Frechheit hilf!" stöhnte Lang, und auf die erneute Aufforderung des Königs „Sollen ja ein ganzes Repertoire haben, also rasch auswählend!" begann Lang: „An Liedern reiche, an Gütern arme, aber immer lustig seiende junge Kunstwelt, sich versammelt habend in dem Apollosaale. Ein gewöhnlicher Spaßmacher Euch erzählt habend, Euer kunstbegeisterter und künstlerfreundlicher König, König, ein filziger Geizhalz seiend! Nicht umhinkönnend diese elende Sage verbannend, und Ihnen Unsere königliche Gnade beweisend, senden Wir Ihnen noch heute zwei volle Körbe Champagner aus Unserem königlichen Keller, und ..." „Genug seiend, übergenug!" wehrte der König ab, welcher fürchtete, es möchten noch mehr Gnadenbeweise fallen; doch Lang fuhr ruhig fort: „und mir von dem Officier auf der nahen Isarthorwache Feder und Papier geben lassend, den Befehl an den Kellermeister per Staffete expedirend. Nur immer so fortfahrend im Guten, Schönen und Wahren, dann Wir verbleibend Euer wohlaffektionirter König!"

Der Jubel nach diesem Extempore Lang's machte das Häuslein erbeben, und da sich auf der Straße viel Volks angesammelt hatte, welches wissen wollte, warum der König — jedermann dachte König Ludwig sei es gewesen, der zum Fenster hineinsprach, und — o Wunder — etwas versprach — rief nun der König wirklich lachend in's Zimmer hinein: „Spitzbube wohl wissend, daß Königswort heilig!" — dann enteilte er, rechts und links hastig grüßend zur Isarthorwache. Ehe eine Stunde verging, schleppten vier Lakaien zwei Körbe à zwölf Flaschen edelsten Sillery in den Apollosaal mit der

*) Eine Antinous-Statue, an deren Piedestal ein Vers stand oder steht, der mit dem Worte „Harmlos" beginnt.

Digitized by Google

Meldung: Der eine Korb sei für die heutige gelungene Vorstellung und der andere solle nächste Woche bei dem Geburtstage des Königs auf dessen Wohl geleert werden.

Einige Jahre später hatte man mein erstes dramatisches Werk, ein großes Elfenmärchen mit Gesang und Tanz „Liebesprobe" sanft in der Versenkung verschwinden lassen, und Lang kam empört zu mir, da zwei Herren, welche die ersten Charakterrollen in dem Stücke hatten, von dem Geburtstags-Diner der Schauspielerin Marie Denker so be—schwipst in das Theater gekommen waren, daß Lang und Christen sich geweigert hatten zu spielen. Ich großer Kerl habe in jener Nacht heiße Thränen vergossen, und den Schmerz meines 25jährigen Dichterherzens konnte es auch nicht mildern, daß mein Märlein 14 Tage später in Regensburg sehr gefiel und dann an einem Dutzend bayerischer und österreichischer Bühnen oft gegeben wurde. Eine Liebenswürdigkeit erzeigte mir in diesen Tagen des Leides der gute Ferdl noch, für die ich ihm allezeit dankbar bin. Er nahm mich unter den Arm und ging mit mir von seiner Wohnung in der Kaufingergasse durch die Wein- und Theatiner-Straße hinaus in den Hofgarten, wo Militär-Concert war. „Weißt Du," sagte er, „ich mach' mir net viel aus Deinen g'schniegelten und bügelten Herrn Kameraden, aber schau', wenn ich mit Dir durch die Straß'n geh' und hör' in meine Ohr'n hinein: „Der junge, schwarze Officier mit dem langen Schnauzbart, der mit unserem Ferdl Lang geht, das is der, der die vielen, schönen Liedln in die Fliegenden schreibt!" schau' Carolus, da freu' ich mich, daß Du die Uniform net brauchst, um was zu sein! —

Da erzählte er mir auch, die schönste Kritik, welche jemals über ihn losgelassen wurde, sei gewesen, daß ein Regensburger Metzgermeister, der ihn zum ersten Male als Damian Stutzl gesehen, im Parkett laut aufgeschrien habe: „Laßt's mi' außi, bei Eurem Ferdl zerreißt mir vor Lacha mei' Zwerchfell!" Drei Tage darauf erhielt Lang eine Kiste aus Regensburg, worin ein Kranz von Bratwürsten und ein zweiter von Knackwürsten nebst einem Zettel lagen, auf welchem stand:

„Wann Dir mei' Würst' so g'falln, wie mir Dei Spiel,
Dann sin' wir alle zwa am rechten Ziel!"

Gastirt hat Lang erst in späteren Zeiten häufiger, und dann nur „in der nächst'n Staud'n". Er, der glückliche Ferd'l hatte dieses Ruhmauffrischen gar nicht nöthig; denn seinen Münchnern war er in den ältesten Rollen ein Neuer, da er kein moderner Schablonenkomiker war. Nach seiner Verheirathung mit seiner langjährigen Liebe, häufelte er sich immer mehr ein, und der famose Komiker wurde ein musterhafter Hausvater.

Daß sich mit der Zeit ein ganz eigenthümliches Verhältniß zwischen dem Publicum und dem geliebten Ferdl herausbilden mußte, ist klar, und die gewagtesten Extempores, wofür man einen anderen gesteinigt hätte, wurden Ferdl mit wüthendem Beifalle heimgezahlt. In der vortrefflichen Nestroy'schen Posse „Zu ebener Erde und im ersten Stock", dieser besten Vorläuferin aller modernen Hinterhauskomödien, welche das A und O aller Urmünchener war, stand Alles Kopf über den Ferdl als Damian Stutzl. Ich sah ihn oft in dieser Rolle, und lachte mich müde und matt über seine Späße wie alle Welt. Man vernehme, was er seinem Publicum bieten ... durfte.

Am Schlusse des zweiten Actes — die Bühne ist so getheilt, daß die obere Hälfte den Salon eines Millionärs, und die untere Hälfte die armselige Wohnung eines armen Trödlers vorstellt — ist oben große Fête und Ball, und unten geht der arme Damian Stutzl hungrig in's Bett. Damian, der noch kurz vorher den Kindern bei dem Abendschmause — es gab Kartoffeln mit Salz — voll Humor sagte: „Kinder, nehmt's Euch in Acht, und schluckt um's Himmelswillen kane Baaner (Knochen)", wirft sich jetzt voll Zorn in seinem Bett herum und schilt, daß er bei der Musik da oben und bei dem Herumhopsen nicht schlafen könne. War schon das Ausziehen Damian's bis auf die Gardiens und sein geschämiges in's Bette schlüpfen von tosendem Beifalle begleitet, so war Alles gespannt, als er die weiße Zipfelmütze weit in den Nacken schob, mit plötzlichem Entschlusse wieder aus dem Bette sprang und im Nachttischchen und unter dem Bette mit ängstlichem Stöhnen „Etwas" suchte. Die Damen hielten sich die Taschentücher vor das Gesicht, um besser lachen zu können, und das ganze Publicum verfiel in Lachkrämpfe. Endlich kroch Ferdl unter das Bette, rief: „Hat ihm schon!" und brachte einen großen Stiefelzieher zum Vorschein. Mit diesem in der Hand trat er mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, in sein Leintuch eingewickelt, bis an den Souffleurkasten vor und sagte mit drollig-verweisendem Tone: „Ja, was hab'n denn Sie g'laubt, was ich da unter meinem Bett' g'sucht hab'?"

Daß das Theater vor Jubel nicht einstürzte, war ein Wunder.

Zur schwäbischen Literaturgeschichte.

Von **Theodor Ebner** (Heilbronn).

Man betrachtet es vielleicht in gewissen Kreisen als eine particularistische Ueberhebung, wenn man von einer „schwäbischen Literaturgeschichte" spricht. Mit wie viel Recht oder Unrecht, das sei hier des Näheren nicht untersucht. Man darf aber vielleicht doch darauf hinweisen, daß Schwaben, oder wie wir sofort genauer sagen wollen, Württemberg, doch in der Literaturgeschichte Deutschlands eine gewisse Existenzberechtigung hat, daß es einmal eine Zeit gab, wo die schwäbische Residenz die literarische Centrale Deutschlands war, und daß trotz Goethe und Heine eine schwäbische Dichterschule existirt hat. Ich verkenne, um das sofort hervorzuheben, die Thatsache nicht, daß eine schwäbische Literaturgeschichte, namentlich im 19. Jahrhundert nicht zum kleinsten Theile so eine Art von Geschichte schwäbischer Verwandtschaften und Freundschaften ist, und wenn dies auch dem Einen oder dem Andern als eine rechte gemüthliche und behagliche Sache erscheinen mag, so darf doch der gewissenhafte Beobachter nicht verkennen, daß für den, der als Schwabe eine schwäbische Literaturgeschichte oder doch mindestens Beiträge zu einer solchen schreiben will, dieser Umstand ein großes Hinderniß in der unbefangenen Beurtheilung der einzelnen Autoren bildet. Zieht man dabei außerdem noch in Betracht, daß gerade das zu Ende gehende Jahrhundert schwäbischer Literaturgeschichte doch vorwiegend einen akademischen Charakter trägt, ich will sagen, daß die Repräsentanten derselben sich zumeist aus „Akademikern" recrutiren, deren Heimstätte einst wie jetzt das weltbekannte evangelisch-theologische Stift in Tübingen bildet, daß der Schwabe vermöge seiner ganzen Eigenart eigentlich auch nur denjenigen Dichter oder Schriftsteller für „voll" nimmt, der eine regelrechte amtliche Carriere mit etlichen Staatsprüfungen und natürlich guten Noten hinter sich hat, so kann man sich ja leicht denken, auf welche Höhe der Werthschätzung wir auch unsere literarische Kritik stellen müssen. Die Frage, welche Stellung Schwaben in der Literatur der Gegenwart einnehme, ist schon oft genug angeschnitten worden. Man hat sich indessen zumeist mit einigen recht schön, aber auch recht oberflächlich klingenden Verlegenheitsphrasen darüber hinweggeholfen, und die Scheu, dabei endlich einmal auf den Kern der Sache ehrlich und redlich einzugehen, hat die absonderlichsten Blüthen getrieben. Vielleicht auch — und offenbar nicht ganz mit Unrecht, nehmen die „Wissenden", d. h. Diejenigen, die sich ein unbefangenes Urtheil bewahren möchten, an, daß die Aussprache eines solchen ja doch verlorene Liebesmühe sei, daß man

Digitized by Google

Leuten, die sich so behaglich fühlen in dem geistigen und socialen Schlendrian lange vergangener Zeiten, dieses harmlose Vergnügen lassen und sich damit begnügen soll, außerhalb der schwarz-rothen Grenzpfähle Verständniß für seine Bestrebungen und Ansichten zu finden.

Das wäre ja schön und gut an und für sich. Wenn wir dabei nur auch um einen Schritt vorwärts kämen. In einem der Bücher, die uns zu diesen Betrachtungen veranlassen, in der nunmehr mit ihrem zweiten Bande zum Abschluß gebrachten „Schwäbischen Literaturgeschichte von Rudolf Krauß“ (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) wirft auch der Verfasser diese Frage nach der Stellung Schwabens im geistigen Leben der Gegenwart auf. Er constatirt zunächst, daß innerhalb unserer Reichsgrenzen neben Berlin nur München selbständige artistisch-literarische Regungen gezeigt und den neuen Strömungen, die man von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches an datiren könne, Rechnung getragen habe. „In Württemberg“, sagt Krauß einmal zu Beginn seines Capitels über ‚die Dichtung der Gegenwart‘ „hat sich auch diesmal wieder die merkwürdige Erfahrung früherer Entwickelungsepochen wiederholt, daß man der neuen Richtung mit Mißtrauen begegnet und sich dagegen absperrt. Die literarischen Kreise im Lande (den Bestand derselben habe ich oben charakterisirt) bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsichern Hin- und Hertasten, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung fremder naturalistischer Götter und Götzen sehr geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen classisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Die Folge davon ist, daß man am sausenden Webstuhle der Moderne wenig auf das Schwabenland achtet, daß auch seine größten Talente, seine ersten Dichter und Schriftsteller kaum mitzählen in der literarischen Bewegung der Gegenwart. Fast wie eine fromme Mythe klingt es, daß einst zu Gustav Schwab's Zeiten die württembergischen Poeten in der Nationalliteratur eine maßgebende Stellung eingenommen haben. Wie viel oder wie wenig kümmert man sich heute noch um die Muse im schwäbischen Winkel? Das ist ein für die württembergischen Dichter wie für die deutsche Dichtung gleich bedauerlicher Uebelstand. Warum treten nicht die Schwaben mit ihrem Stil- und Formgefühle, mit ihrem geläuterten Kunstgeschmack energisch in die Bewegung ein, warum bemächtigen sie sich nicht der neuen Ideen und versuchen zugleich, das rein Substantielle, das roh Materielle, das sich allzu dreist hervordrängt, einzudämmen. Es müßte ihnen zum Ruhm, es könnte der deutschen Literatur zum Heile gereichen.“

Ja — „warum?“ Wir sind überzeugt, daß auch dieser literarische Fanfarenruf in den schwäbischen Gauen ungehört verhallen wird. Der Autor der verdienstvollen schwäbischen Literaturgeschichte wird sich mit dem Bewußtsein begnügen müssen, denselben erhoben zu haben, die Antwort auf seine Frage findet sich übrigens für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht und namentlich die Verhältnisse in unserer schwäbischen Residenz kennt, in seinem Buche selbst und namentlich in dem schon erwähnten Capitel von der „Dichtung der Gegenwart“. Dem gebildeten Laien, für welchen ja doch auch dieses Buch, namentlich in seinem zweiten Band geschrieben sein soll, ist die schwäbische Literaturgeschichte mit den Namen Wieland — Schubart — Schiller — Uhland — Kerner — Mörike gleichbedeutend und damit zugleich erschöpft. Gerade die Periode von den Anfängen bis in's neunzehnte Jahrhundert, welche den ersten, 1897 erschienenen Band des Krauß'schen Werkes bildet, hat seines Erachtens und wohl mit Recht vorwiegend wissenschaftlichen Werth. Der Verfasser selbst glaubt freilich auch schon damit seinen engeren Landsleuten einen beachtenswerthen Dienst zu leisten. Er sieht voraus, daß gegen den Versuch, einen derartigen Ausschnitt aus der deutschen Literaturgeschichte zu machen, überhaupt Bedenken erhoben werden. Ein so außerordentliches Glück für uns Deutsche die politische Einigung gewesen ist, zu einem ebenso gewaltigen Unglück würde für uns die geistige Concentration und Nivellirung werden. Sie bedeutete für die deutsche Cultur Verflachung und Versumpfung, Entkräftigung und Verarmung. Daß uns diese Gefahr in den drei letzten Jahrzehnten näher gerückt ist, darf nicht verkannt werden. Gerade darum ist es doppelt nothwendig, daß man in Deutschland die Vielheit der individuellen Lebensformen mit Bewußtsein betone, daß sich jeder Stamm die Besonderheit seiner Geistesbildung mit Sorgfalt und Treue zu wahren suche. Wenn als ein taugliches Mittel zur Erreichung dieses Zieles das betrachtet werden darf, daß die einzelnen Stämme über ihre geistigen Leistungen Musterung abhalten, und sich dadurch gewissermaßen auf sich selbst besinnen, so ist vielleicht auch mein Werk dazu angethan, einen bescheidenen Beitrag zu dem angedeuteten hohen Zweck zu leisten.“

Es mag sein, daß diese Vertheidigung eines literarischen Particularismus keine ganz einwandfreie ist. Andererseits aber darf wohl darauf hingewiesen werden, daß gerade das Schwaben der Vergangenheit stolz sein kann auf seine Errungenschaften und seine Stellung in dem Geistesleben jener Zeit. Wenn das junge Schwaben es nicht verstanden hat, das Erbe der Väter zu seinem Besitze zu machen, so sind die Gründe dafür mancherlei Art. Rudolf Krauß widmet auch der schwäbischen Presse des neunzehnten Jahrhunderts und ihren Vertretern einen längeren Abschnitt. Er schweigt sich aber — ob absichtlich oder unabsichtlich lassen wir dahingestellt — vollständig aus über die Thatsache, daß gerade in der Gegenwart von einer schwäbischen Presse kaum mehr die Rede sein kann. Ich nehme hier das Wort „Presse“ als einen durchaus modernen Begriff, aber auch als einen gewichtigen Factor im Culturleben eines Volkes. Ich sehe in ihr nicht die Vertreterin einseitig parteipolitischer Klopffechtereien und kleinlicher socialer Zänkereien, welche die übrigen geistigen Interessen der Gegenwart als überflüssigen oder doch nebensächlichen Ballast behandelt und sich in öden Hin- und Her-Streitereien oder allerhand zahmen und schablonenhaften formalistischen Schönredereien und Phrasen einer altväterischen Aesthetik behilft — ich sehe in ihr aber die Vorkämpferinnen für alle freiheitlichen Regungen, für jedes Streben nach gegenseitiger Verständigung auf allen Gebieten des Lebens und erblicke ihre Aufgabe vor allen Dingen darin, die bestehenden Gegensätze zu mildern, und jener Bildung den Weg zu bahnen, die tüchtige und namentlich vorurtheilslose Menschen heranzieht. Betrachtet man freilich von diesem Standpunkte aus die schwäbische Presse, so kann das Urtheil über dieselbe nicht allzu günstig ausfallen, und es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß Krauß gerade hier eine etwas schärfere Kritik geübt hätte.

Die Gründe, die ihn jedenfalls bewegen, das nicht zu thun, charakterisiren seine ganze Stellung gegenüber der Dichtung der Gegenwart. So unbefangen und frei der Verfasser sich im ersten und auch einem Theil des zweiten Bandes über Dichter und Dichtungen ausspricht — in dem Capitel gerade über die „Dichtung der Gegenwart“ ist auch er befangen von allerlei Rücksichten gegen Mitlebende; Gesellschafts- und Freundschaftsdichter vom Schlage eines Adolf Grimminger und Georg Jäger finden mindestens ebenso eingehende Besprechungen wie Isolde Kurz, eine Dichterin, deren Bedeutung sie weit über die Alltagspoeten hinaushebt. Gerade in diesem Buche wäre Gelegenheit gewesen, auf sie einmal energisch hinzuweisen, und das um so mehr, als ihr Vater Hermann Kurz einer unserer bekanntesten Dichter war. Autoren wie J. G. Fischer und Eduard Paulus wird entschieden eine zu große Bedeutung zugemessen; ihre poetische Schablone ist veraltet, ihr Empfinden manchmal zu gekünstelt, und ihr ganzer Ruhm basirt, namentlich bei Eduard Paulus,

Digitized by Google

auf dem Urtheil einer Gesellschaftsclique, die mit den Tendenzen und Strebungen der modernen Literatur nichts zu thun haben will.

Als außerordentlich „mild“ darf auch das Urtheil über Justinus Kerner bezeichnet werden. Kerner ist, weniger als Dichter, denn als Mensch, Alles, nur keine sympathische Erscheinung, und sein vor etlichen Jahren erschienener Briefwechsel ist wohl der beste Beweis dafür. All' seine Sentimentalitäten, sein oft geradezu unmännliches Eifersüchteln mit den Freunden, sein steter Jammer über die Noth seines Daseins, sein harmlos sein sollendes Spielen mit religiösen Gefühlen, das ihn sogar Predigten für einen katholischen Geistlichen schreiben ließ, sind keine Züge, die sein Charakterbild sonderlich anziehend machen. Ich weise auch auf die Charakteristik Auerbach'scher Dorfgeschichten durch Krauß hin, die sicherlich nicht allgemeinen Beifall findet, betone dagegen gerne, daß er in seinen Aufsätzen über Uhland, Mörike und Fr. Th. Vischer, sowie namentlich in seiner Darstellung der neueren religiösen Literatur Schwabens geradezu Vorzügliches bietet. Daß er den Verhimmelungsversuchen, die man mit dem „Naturdichter“ Christian Wagner von Warmbrunn treibt, mit etlichen scharfen Worten entgegentritt, kann ihm nur zum Lob angerechnet werden.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Neues von Nicolaj Schtschikiewicz.

„Der Strolch“, symphonische Dichtung in fünf Theilen.

Besprochen von Hans Pfeilschmidt.*)

Schon einmal war es dem Verfasser an anderer Stelle vergönnt, dem deutschen Publicum Kenntniß von dem genialen jungen Tonschöpfer zu geben, der ganz offenbar dazu ausersehen ist, die künstlerischen Zeitbestrebungen, welche auf den Ausbau der sogenannten „Programm-Musik“ gerichtet sind, zusammenzufassen und mit kühner Hand zu krönen. Ueber 1½ Jahr sind inzwischen vergangen, und eigenthümlicher Weise hat man es noch in keinem deutschen Concertinstitut unternommen, den 25jährigen Russen mit einem seiner Werke einzuführen, obschon diese doch die alte, hinfällige Annahme, die Musik sei zur bloßen Freude des Hörens da, mit urkräftigen, erschütternden Dissonanzen über den Haufen reißen und mit allem Nachdruck das erhabene, neue Evangelium künden: Die Musik soll sprechen, soll malen, soll hauen (natürlich nur Bild), sie soll philosophiren, leitartikeln, — sie soll sich überhaupt aller geistigen Mittheilungsmittel der Zeit bemächtigen, und zwar nicht etwa in schwächlicher Allianz mit anderen sogenannten Künsten, sondern möglichst allein, als einzig freie Kunst, als absolut symphonisches Gebilde, zu dessen richtiger Auffassung eine Programmschrift mit Notenbeispielen von ein- bis höchstens zweihundert Seiten vollkommen ausreichend ist. Trotz alledem konnten wir, wie gesagt, den Namen Schtschikiewicz's auf den Concertprogrammen noch nicht entdecken, und unsere Befürchtung, daß diese Theilnahmlosigkeit den Künstler irre machen könnte, steigerte sich einen Augenblick bis zur Gewißheit, als wir kürzlich eine Sendung von seiner Hand empfingen, deren Begleitworte also anhoben:

„Theuerster! Es ist wirklich ein Jammer. Das 20. Jahrhundert, (entschuldigen Sie meine Uhr, die immer etwas vorgeht), hat immer noch keine blasse Ahnung vom zweiundzwanzigsten! Man versteht mich nicht; ich habe das satt und bin, wie Sie aus beifolgender Orchestercomposition ersehen, zu den Classikern zurückgekehrt und zahm geworden ...“

Nicht ohne Betroffenheit schlug ich die Partitur auf, allein der erste Blick auf die Besetzung der Stimmen belehrte mich, daß die Begriffe von „classisch“ und „zahm“ bei einem so titanischen Neuerer wie Schtschikiewicz nicht gerade eng aufzufassen sind. Er fordert bei den Holzbläsern nämlich — acht Fagotten, darunter zwei Contrafagotten, mit der schriftlichen Randbemerkung: „Darf ich mir wohl gestatten, wenn selbst der zopfige Berlioz sechzehn Pauken braucht!“

Ich kann mir nicht versagen, über diese neueste, mächtige Instrumentaldichtung Einiges zu verrathen. Es ist eine Symphonie freiesten Stils; der Titel kurz und frappirend: „Der Strolch“. Die magnetische Gewalt, welche für die meisten hervorragenden Geister unserer Zeit in der Betrachtung socialer Probleme liegt, hat es auch unserem Nikolaj angethan. Eine Lumpenexistenz mit ihrer erschütternden Tragik in Tönen zu schildern: das ist das Ziel, welches er sich hier gesetzt und das er mit seiner unvergleichlichen Kunst auch erreicht hat, soweit sein Werk fertig vorliegt. Es beginnt mit bangen, furchtsamen Synkopen der Geigen und Bratschen von complicirtester Rhythmisirung in Dis-moll, einem Largo von abwechelnd fünf und dreizehn Achteltact, das sofort intensive Stimmung verbreitet und die Scenerie: Nacht, Winkelgasse einer Großstadt, wie durch schwebenden Dunst schauen läßt. Nach 43 Tacten setzen plötzlich die acht Fagotten mit einem übermäßigen Dreiklang in tiefster Lage sein über welchen ein Thema, gebildet aus schweren Viertelsnoten und einem triolischen Anhang, sich emporwuchtet: Der Strolch tritt mit plastischer Deutlichkeit hervor. Auf seinem Haupte sitzt die Ballonmütze (die eben genannte Triole); die Faust schwingt den Knüppel (Staccati der Baßtuba). Durch die immer lebhafteren Synkopenschauer der Saiteninstrumente wälzt sich das Motiv dahin, schwerfällig und drohend. Die charakteristischen Vortragsbezeichnungen lauten an einzelnen Stellen „Rauh und gröhlend“ — „Sehr ruppig“ — „Mit größter Gemeinheit“ u. s. w. Ein zweites Motiv in lebhafterer Figurirung, das kunstreich mit dem ersten verflochten wird, mahnt an den Durst, der den Lump zur Destille treibt. Der Aufenthalt hier wird im zweiten Satz, einem Allegro voll dämonischen Lebens geschildert. Es ist ein Wechsel von raschem Walzer- und Galopp-Tact; verschiedene Themata bacchantischen Charakters dienen dem Componisten hier zur Symbolisirung diverser Schnäpse, die der Strolch wie eine geistreiche kontrapunktische Behandlung andeutet, nach der Methode Lukas Bols gemischt zu sich nimmt. Eine Orgie, in deren tolle Wirbel und kaum erhörte Harmoniefolgen das ganze Orchester hineingerissen wird, entwickelt sich; der Strolch nimmt daran mit seinem Motiv Theil, das aber hier durch Verkleinerung einen Scherzando-Charakter gewinnt. Plötzlich stockt Alles, — der Wirth fordert Zahlung! Unser Strolch (das besitzanzeigende Pronomen sei mir hier gestattet) wendet verlegen sämmtliche Taschen um (das Motiv wird hierbei — ein ungemein humorvoller Einfall! — ebenfalls umgekehrt und nacheinander von der Trompete, dem gestopften Horn, vom Englischhorn und von der Piccoloflöte geblasen). Alle Taschen sind leer — und mit einem neuen, wilden Fortissimo des vollen Orchesters wird der Lump hinausgeworfen. Auf der Gasse, wo er sich, — jede Note seines Motives mit einem ächzenden Vorschlag behaftet, — wieder erhebt, schleicht sich zu ihm im dritten Satz des Werkes die Strolchin, die Repräsentantin jenes Weiblichen, das den Mann überall hinzieht, nur nicht hinan. Ihr Motiv erscheint nicht ohne einen gewissen Reiz, aber sinnlich-ordinär; der junge Tonmeister läßt es sinnig an den Refrain des deutschen Gassenhauers: „Lebt denn meine Male noch?“ anklingen. Das folgende Duett der beiden contrastirenden Motive gehört sicher zum Merkwürdigsten in der musikalischen Literatur, indem nämlich die Begleitung der beiden Hauptstimmen ausschließlich vom Streichorchester ausgeführt wird, das aber um einen Viertelston höher als jene gestimmt ist. „Sie sehen,“ schreibt mir der Componist, „daß ich von meiner Idee, die Tonleiter durch Einführung von Viertelstönen zu bereichern, nicht ablasse. Hier liegt mir daran, den schneidenden Kontrast zu symbolisiren, den ein Liebesbund wie dieser mit der sittlichen Weltordnung bilden muß.“ Unter dem verderblichen Einfluß der Gefährtin sinkt der Strolch im vierten Satze immer tiefer. Er stiehlt. Aber wie versinnlicht Schtschikiewicz das? Wieder mit einem Geniestreich. Er läßt den Verworfenen — Melodien stehlen, die das Orchester, bisweilen entstellt, als ob die Beute beim Entwenden beschädigt sei, aneinanderreiht. Im Kleinen fängt es an: erst eignet sich der Strolch Fragmente des „Schunkelwalzers“ an, dann entwendet er ein Stückchen „Fatinitza“ und ein Endchen vom „Spitzentuch der Königin“. Später bestiehlt er Flotow um die „Letzte Rose“, Gounod's Gretchen um den Schmuck und endlich wagt er einen schweren Einbruch (kurze, scharfe Trommellaute lassen uns an die Wirkung der Brechstange denken) in Wagner's Nibelungenhort. Eben hält er den Ring triumphirend empor, da naht das Verhängniß und der Schlußsatz: der Gendarm und die Justiz. Der Schutzmann wird durch ein complicirtes Thema dargestellt, dessen erster Tact, kräftig, wenn auch nicht einwandfrei, den Mann zeigt, während die folgenden Notenbestandtheile seinen Säbel und die Helmspitze andeuten. Die Flucht des Strolches über mehrere Dächer, die Verfolgung und die Ergreifung nach starker Gegenwehr geben zu den interessantesten motivischen Combinationen und charakteristischen Tonmalereien Anlaß; der Vorgang steigert sich fast bis zur Sichtbarkeit, wenn man z. B. gewahrt, wie das Motiv des Säbels durch dasjenige der Ballonmütze sozusagen hindurchdringt u. s. w. Leider bricht hier die geistvolle Partitur ab. „Ich will,“ schreibt mein genialer Freund Nikolaj, „nun noch die Schwurgerichtsverhandlung mit Beweisaufnahme, Zeugenverhör und Plaidoyers, sowie schließlich das Urtheil, fünf Jahre Zuchthaus darstellen, doch hier will sich noch nicht die rechte künstlerische Form zeigen. Rathen Sie mir, Bester! Welches Tonsymbol verwende ich zu fünf Jahren Zuchthaus?“

Noch trunken vom Genuß, setzte ich mich hin und schrieb: „Verehrungswürdiger Meister! Sinnen Sie auf kein neues Motiv! Der Hörer, welcher die fünf Sätze Ihrer Tondichtung bis dahin genossen hat, wird der fünf Jahre Zuchthaus nicht mehr bedürfen!“

*) Der Frankfurter Journalisten- und Schriftsteller-Verein giebt zur Feier seines 25jährigen Jubiläums eine reizend ausgestattete Festschrift (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer) heraus, die neben einer Geschichte des Vereins auch literarische Beiträge ihrer Mitglieder enthält. Wir entnehmen ihnen die Programmmusik-Satire des bekannten Opernreferenten der Frankfurter Zeitung.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Lieberalismus.

Zuweilen erkennt man den Politiker erst dann, wenn er's nicht mehr ist. Herr Jacobsen, Hospitant der Freisinnigen Volkspartei, aber keiner von Eugen Richter's Ganzintimen, hat das weitere Unglück gehabt, den Concurs über sein Vermögen beantragen zu müssen. Mit Männern, die nicht auf's Wort pariren, hat der Agathokles der Freisinnigen Zeitung kein Mitleid, und so beschlossen die Richterlichter, die günstige Gelegenheit zu benutzen und den widerhaarigen Gesinnungsgenossen mit kräftigem Eselsfußtritte den Rest zu geben. Aber Herr Jacobsen, minder empfindsam und zart besaitet als sein Namensvetter, der Schöpfer des „Nils Lyhne", weigerte sich kurzweg, das in gefahrvoller Wahlschlacht kaum ergatterte Mandat in die Hände seiner Wähler zurückzulegen. Er begründete diesen Willensact selbstbewußter Männlichkeit damit, daß es im Kreise doch nicht zu einer Neuwahl kommen werde. Die Auflösung des Reichstages stehe ja unmittelbar bevor.

Schon wiederholt ist dem Verstand der Verständigen nachgesagt worden, daß er blind sei und sich von der einfältigen Uebung kindlicher Gemüther beschämen lasse. Dem Volksvertreter für Schleswig plagen hinsichtlich des Schicksals der Flottenvorlage keine Scrupel noch Zweifel mehr. Er weiß, was von den Hochmögenden Niemand weiß: daß der Reichstag sich trutziglich zur Wehr setzen und die so wunderhübsch ausgedachte neue siebzehnjährige Bindung auf höchstens anderthalb bis zwei Jahre verweigern wird. Er ist sich bereits klar über eine Frage, die den Jubelgreisen Miquel und Hohenlohe das bißchen Schlaf gerade in der für den Schlaf geeignetsten Zeit des Jahres raubt; er decretirt ohne feiger Gedanken bängliches Schwanken die Auflösung des Reichstages. Wenn die Freisinnige Volkspartei sich um jeden Preis eines Mitgliedes zu entledigen sucht, das den Bankrott der Regierungspolitik mit derselben Ruhe anzeigt, wie seinen eigenen, so darf man ihr das am Ende nicht allzu sehr verargen. Schon nachbarliche Rücksicht auf die eng befreundete Rickert-Gruppe zwingt den Tyrannen der Volkspartei, der Alles beherrscht, bloß nicht sich selbst, zu solch entschiedener Haltung. Eben taucht am politischen Horizont wieder die schöne Fata Morgana einer liberalen Aera empor. Wieder einmal winkt dem Landesdirector a. D. aus der Thiergartenstraße, was dem doch viel rötheren und unvorsichtigeren Millerand in Frankreich so erfreulich geglückt ist. Zwar die Berliner Presse hat den neuen Ruck nach links noch nicht verspürt, und die Posaunen von Jericho schweigen noch. Doch grade das ist Kennern ein Beweis für den nahen, sicheren Umschwung.

Als Graf Bülow in seiner scherzhaften Etatsrede das geistvolle Bild vom hochnäsigen Cavalier gebrauchte, der auf den schlichten Hauslehrer herabsehe, zuckte der vor einer halben Stunde geadelte Georg von Siemens zusammen und warf dem so ungemein witzigen Staatsmanne einen giftigen Blick zu. Er hatte in seinem frischen aristokratischen Selbstbewußtsein den Stich auf sich bezogen. Und der Mann des englischen Geheimvertrages wird den Tort, den er dem kommenden Manne angethan hat, noch weidlich zu bereuen haben.

Ja, dem kommenden Manne. Die Tage des jetzigen Ministeriums sind gezählt, und diejenigen seiner Mitglieder, denen an ihrem Portefeuille liegt, üben bereits mit Eifer allerlei liberalistische Seitensprünge. Mag auch die parlamentarische Gruppe des regierungsfähigen Hof- und Flotten-Liberalismus nur zwölf oder dreizehn Herrlein umfassen, der Sieg ist ihr doch gewiß. Sie hat jede andere Partei an Loyalität beschämt, und sie ist die Partei der in Deutschland wieder maßgebend werdenden Berliner Bankdirectoren und Hausseſpeculanten. Daß ihr vom Liberalismus nichts mehr eignet als der Name, daß ihre Presse in schmockhaftem Servilismus sogar die verfassungswidrige Maßregelung der aufrechten Landräthe guthieß, das macht die Partei nur um so regierungsfähiger. Mit trefffsicherem Instinkt sieht sie ihre Zeit gekommen, und das lächerlich tragische Ränkespiel, dem jetzt Johannes Miquel, der Verabscheute, zum Opfer fallen wird, kommt ihr ebenso gelegen wie die hohe kaiserliche Gunst, der sich Herr Georg von Siemens erfreut, dieser Director der Deutschen Bank und Vorsitzende des junkermordenden Bauernvereins Nordost.

Eins muß nun freilich zugegeben werden: der Händlerfraction allein wohnt zur Zeit die Kraft nicht inne, das Regierungsscepter an sich zu reißen. Ullstein sen. ist gestorben, und ob die Söhne sich mit Mosse ebenso gut vertragen werden wie er, steht dahin. Ja, wenn Scherl sich bewegen ließe, mit seinen zweimal zweihunderttausend Abonnenten den Kämpfern um die Macht zu Hülfe zu kommen, Scherl, der jetzt, nach der Aufhebung des Zeitungsstempels, daran geht, sich auch die habsburgische Monarchie mit Feuer, Schwert und Gummiannoncen tributpflichtig zu machen! So lange er aber als unsicherer Cantonist seine liberalen Regungen auf das Gebiet des Heirathsmarktes beschränkt, muß der freisinnige Politiker ihn und seinen Einfluß außer Ansatz lassen. Und es stünde schlimm um die Zukunft der Linken, wenn ihr nicht andere und mächtigere Bundesgenossen erwachsen wären, die jetzt beginnen, ihre Stellungen zu demaskiren und ihre Geschütze spielen zu lassen.

Die betagten Excellenzen Hohenlohe und Miquel bereiten sich zum letzten Waffengange miteinander vor. Miquel verkörpert, aller seiner überschlauen Winkelzüge ungeachtet, das agrarisch-conservative Princip; zu Häupten des Ritters Chlodwig dagegen baumelt wieder das hübsche, in allen Farben schillernde liberalistische Panier, dem er einst gefolgt ist, als noch der Jugend Locken seine Schultern blond umgaben. Dem unparteiischen Turnierzeugen geziemt es, zu verschweigen, wem von den beiden Recken er die größere Kraft zutraut und die Fuchsengewandtheit, den Gegner in den Sand zu strecken. Das aber ist aller Welt offenkundig: wirkliche Unterstützung im Gefechte findet nur der Fürst Reichskanzler. Selbst die Blätter derer, die wahrlich tausend und einen Anlaß hätten, in den kommenden entscheidenden Tagen zu Johannes Miquel zu halten, erklären kleinlaut, daß sie ihm nie recht getraut hätten. Sie können dem Vielgewandten den kleinen verdächtigen Spaß nicht verzeihen, den er sich, vielleicht selbst in Todesangst, mit ihnen erlaubt und der einigen Landräthen mit steifem Kreuz das Amt gekostet hat. Sie sehen es ruhig mit an, wie es einsam um den Starken, ehedem so Gefürchteten wird, wie der Kugelregen aus dem feindlichen Lager ihm die liebsten Freunde von der Seite reißt, die Zedlitz-Neukirch, die Schweinburg. Und doch wissen sie, daß der Kampf ungünstig steht für ihren Gönner, ihren Gönner trotz alledem, und daß der Anfang des neuen Jahrhunderts mit hoher Wahrscheinlichkeit die Erstürmung des Kastanienwäldchens bringen wird. Johannes Miquel muß seine unhaltbare Position aufgeben, wenn er jetzt, nach seiner allzuviel und doch nichts sagenden Preßerklärung keinen unzweideutigen Beweis des kaiserlichen Vertrauens erhält und wenn ihm nicht der Kaiser durch den Verzicht auf die Canalvorlage wenigstens die Rückzugslinie deckt. Daran aber denkt Wilhelm II. anscheinend nicht. Die Börse mit ihrer besonders feinen Witterung begünstigt seit etlichen Wochen Cementactien so zärtlich wie vordem; Georg von Siemens weiß, daß die Zweihundert-Millionenforderung wiederkehrt. Wiederkehrt gegen den Willen des Finanzministers, der jetzt nicht mehr allmächtiger Herr des Ministeriums ist. Seine Hexenmeister-Kunststücke und Trapez-Tänze imponiren den Collegen nicht mehr, seitdem sie ihre Wirkung auf die mißtrauisch gewordenen Conservativen verfehlen. Vielleicht trägt man Meister Hans noch in den letzten Wochen dieses Jahres hinaus. Aber selbst wenn er sich noch einmal durcharbeitet — es hülfe ihm wenig. Der Henker steht vor der Thüre. Wird der Bau des Mittelland-Canales zum zweiten Male abgelehnt, so hat Johannes Miquel verspielt, ob nun die Auflösung des Abgeordneten-Hauses und das parlamentarische Chaos folge oder nicht. Und sogar ein Sieg nützte ihm nichts, da an maßgebender Stelle die Ehren des Sieges keineswegs ihm zuerkannt würden. Und in Wahrheit — fügte sich der Landtag in letzter Stunde dem königlichen Wunsche, so käme der Canal zu Stande trotz Miquels Empfehlung,

Digitized by Google

nicht durch sie. Jedem andern Minister bewilligt das Centrum, dessen Häuptling dem verhaßten, prellfreudigen Finanzer Entthronung und Untergang geschworen hat, die Vorlage eher als ihm.

Neben der Excellenz ohne Vertrauen, der der Boden unter den Füßen wankt und die ringsum geballte Fäuste, nirgends eine liebreich ausgestreckte Hand sieht, nimmt sich doppelt prächtig der allbeliebte Patriarch Chlodwig aus. Die Pfeil' und Schleudern aus dem agrarischen Lager erreichen ihn nicht; wie ein Mann haben sich die Freisinns-myrmidonen um ihn geschaart, und so groß ist sein Glück, daß sich der Gast schier mit Grausen wenden möchte. Im heißen Sommer von 1896, da die schüchterne Reichstags-Obstruction tauben Präsidenten-Ohren predigte und Herr v. Buol das Bürgerliche Gesetzbuch zwischen zwei Sonnabend-Bowlen durchpeitschte, hatte Fürst Chlodwig, um auch das Seinige zur Eilzugsabfertigung beizutragen, jenes gefährliche Versprechen hinter'm Heerde gemacht. Vier Jahre lang wehte oben so antiliberaler Wind, daß der alte Herr nicht daran denken durfte, sein Wort einzulösen. Victor Schweinburg's Witz erlahmte fast an der Aufgabe, immer von Neuem zu beweisen, daß der Fürst Reichskanzler gar kein Versprechen gegeben und daß er es außerdem längst auf's glänzendste erfüllt habe. Alle Eingeweihten erzählten seit Monaten den Nichteingeweihten, also denen, die ebenso wenig wußten wie sie, daß Onkel Hohenlohe heuer als Privatmann unterm Weihnachtsbaum, im Lichterglanz und Pfefferkuchenduft stehen würde. Denn sein berühmtes Versprechen könne er nun einmal nicht einlösen, und so müsse er als ehrlicher Kerl spätestens am 1. Januar 1900 die Bude schließen. Die pietätlose Verscharrung der Zuchthausbill im Reichstage that ein Uebriges. Mit schrecklichem Zorn kündete Posadowsky im Barte der Mehrheit an, daß die Rache bereits auf dem Wege, die Regierung Willens sei, ihr Verhältniß zum Reichstage einer Revision zu unterziehen. Graf Posadowsky erwies sich dies Mal als ein ebenso begabter und brauchbarer Wahrsager, wie schon früher in ähnlichen Fällen. Noch nicht vierzehn Tage waren in's schwer und angstvoll athmende Land gegangen, als die Regierung aus ihrem bisher kühlen Verhältniß zum Reichstage ein rechtes, herzinniges Liebesverhältniß gemacht hatte. Fürst Hohenlohe war vor den Kaiser getreten, um im Immediatvortrage seinen Abschied oder die Zustimmung des Monarchen zur Aufhebung des § 8 zu erbitten. Der Herrscher entschied sich für seinen brauchbaren und bewährten Diener, gegen einen völlig unbrauchbaren Paragraphen, und Herr Bachem konnte dem Bundesrathstische schäkernd zurufen, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Wie nahe liegt doch da die Nutzanwendung! Während dem Hans im Unglück nichts mehr gelingt, braucht der gewaltige Kanzler nur den kleinen Finger zu rühren, und der Reichstag windet sich zu seinen Füßen. Er entzaubert am Ende sogar das Flotten-Dornröschen — nur freilich müßte Miquel vorher gegangen sein . . .

Wohl hat der Centrums-Rottenführer, dem man nicht gerade abgöttische Verehrung der Perle von Camberg nachsagen darf, bei seinem Liebesliedchen in Prosa kaum an die bevorstehende Flottenparade gedacht. Herrn Lieber die Arbeit zu erleichtern, liegt für den Frondeur kein Grund vor. Und dennoch war man sich im Reichstage einig darüber, daß er das erlösende Wort gefunden, die Brücke zur Zukunft geschlagen hatte. Die rührende kindliche Dankbarkeit, womit das Centrum und die gesittete Linke den greisen Hohenlohe für seine Worte segneten, deutet auf erfreuliche Uebereinstimmung der Geister und der Geschmacksrichtungen hin. Lieber macht den Liberalismus regierungsfähig, den neuen hoffähigen Liberalismus, den Fürst Chlodwig meint und braucht. Die scharfäugige Waschfrau von Camberg hat gewußt, warum sie den Zuber zur großen Wäsche so zeitig bereit stellte, und ihre Preßlaufbengel links sind sich schon lange klar über die Nothwendigkeit, ihr alle schmutzige Wäsche Johannes Miquel's zuzutragen. Ist der Waschtag vorüber, dann kann die neue Aera beginnen. Die Kosten des Reinemachens werden allerdings die Herrschaften zu bestreiten haben, denen es ein Kitzel war, der Durchwringung des Doctor Miquel mit einem hochnäsigen Cavalier-Lächeln zuzusehen, und das, obgleich er ihr letzter Mann war und sie keinen zweiten zu versenden haben.

Caliban.

Dramatische Aufführungen.

„Gertrud Antleß." Drama von Philipp Langmann. — „Josefine". Lustspiel von Hermann Bahr. (Lessing-Theater). — „Busch und Reichenbach." Schwank von Heinrich Lee und Wilhelm Meyer-Förster. — „Die Richtige." Komödie von Thilo v. Trotha. (Residenz-Theater.)

Der junge Versicherungsbeamte aus dem durch Victor Schweinburg so interessant gewordenen Lande Mähren hat vor zwei Jahren mit seinem „Bartel Turaser" einen Sieg erfochten, der ihm jetzt theuer zu stehen kommt. Damals decretirten nämlich die endgültig Maßgebenden, ein neuer Dichter sei erstanden, ein echter Volksdichter, und Anzengruber könne jetzt ruhig schlafen. Der Bartel Turaser wurde nicht überreichlich oft gespielt, denn das Weiße Rößl kam dazwischen, aber gelobt hat man ihn über die Maßen. Und da die Fortsetzung des Weißen Rößl's trotz aller Anstrengungen das Haus nicht füllen wollte, bekam Langmann seine Revanche. Blumenthal mußte auf die Erträgnisse eines Abends verzichten, dem echten Volksdichter aus Mähren zu Liebe. Heute darf er sich wieder schmunzelnd die Hände reiben. Der Landsmann Victor Schweinburg's wird ihm nie so gefährlich werden, wie der Secretär des Deutschen Flotten-Vereins der deutschen Flotte. Es ist immer verdrießlich, wenn man allzu früh als genialischer Poet ausposaunt wird. Die Leute verzeihen es Einem nachher nie, wenn man sich als ihres Gleichen, als mehr oder minder geschickter Macher, entpuppt.

Langmann hat den in unsrer Zeit doppelt schätzbaren Muth, eine derbe und kräftige Handlung auf die Bühne zu stellen. Im großen Ganzen eignet ihm auch ein ziemlich sicherer Blick für Coulissenwirkungen. Daran, daß im dritten Akte der Gertrud Antleß seine tragischen Effecte beinah ins komische umschlagen, trägt die Schuld allein Langmann's Unfähigkeit, dichterisch zu charakterisiren. Aus der Antleß-Mahm hätte ein wirklicher Könner recht wohl einen weiblichen König Lear auf dem Dorfe zu schaffen vermocht. Langmann dagegen sucht seine poetische Verlegenheit hinter nervenerschütterndem Geschrei zu verbergen, und statt der inneren Entwickelung seiner Heldin führt er uns eine furchtbare Keilerei mit darauf folgender Brandstiftung vor. Dieser dritte Act und die darin aufgespeicherten, krassen Brutalitäten wirkten ebenso verletzend, wie seine psychologischen Unmöglichkeiten humoristisch wirkten. Gertrud Antleß, die herrische, harte Alte, läßt sich von ihrem Aeltesten endlich überreden, ihm den Hof anzuvertrauen und sich in's Austragstüberl zurückzuziehen. Weshalb sie das thut, bleibt ein Räthsel. Weil es die Anderen im Dorfe ebenso halten? Dieser Beweggrund genügt bei dieser störrischen, eisernen Frau ganz und gar nicht. Und die scheußliche Selbstsucht ihrer ungerathenen Kinder, die einem so klugen Weibe doch wahrlich kein Geheimniß sein kann, mußte ihr äußerste Vorsicht zur Pflicht machen. Indeß, Herr Langmann braucht das Ausgeding, um zu seinem Konflikt zu kommen. Gertrud Antleß giebt also die Macht aus den Händen. Alsbald verschwören sich die Sprößlinge der Alten gegen sie und suchen ihr das bißchen Leben auf alle Art zu verekeln. Schließlich tritt man ihr mit der ergebenen Bitte näher, doch gefälligst das Ausgeding zu räumen. Die Enkelin hat nämlich plötzlich große Eile mit der Heirath und die Stube, in der Gertrud haust, scheint ihr für sie wie geschaffen. Die Frau Ahne kann ja auf den Heuboden ziehen. Daß sich die ohnehin Gekränkte gegen dies dummdreiste Ansinnen nachdrücklich zur Wehr setzt, ist erklärlich. Sie wird davon gehört haben, daß anderwärts als im südlichen Mähren des Herrn Langmann Bauernmädel, die sich Mutter fühlen, recht zufrieden sind mit dem engsten und unwirthlichsten Gelaß im Hause, wenn dafür nur rasch Hochzeit gemacht wird. Demgemäß meint Gertrud mit Recht, der Heuboden stehe der Enkelin besser an als ihr. Als nun Sohn und Schwiegertochter sich anschicken, sie aus ihrem Altentheil zu verjagen, da begnügt sie sich nicht damit, den Undankbaren und sein ganzes Geschlecht mit feierlich geschwungenem Krückstock zu verfluchen, nein, da verbarrikadirt sie sich auch in ihrem Stübchen. Und Gertrud hat noch Freunde in der Noth. Jetzt ist die von Langmann ersehnte Gelegenheit gekommen, eine seiner beliebten Prügelscenen einzuschieben. Was aber im Bartel Turaser fast tragische Schauer erweckt, das nimmt sich hier wie eine böse Posse aus. Und wenn Gertrud Antleß zu guter Letzt den Tod in den Flammen sucht, die sie selbst entfachte, dann ruft sie statt des Mitleids und der Sympathie nur ein Lächeln über die Unbeholfenheit Langmanns wach, über seine Unbeholfenheit gerade an entscheidender Stelle. Mit eins ist die Erinnerung an manche wohlgelungene Scene der beiden ersten Akte ausgelöscht.

Schreckliche Begebnisse auf der Bühne erfüllen den Zuschauer nur dann mit Furcht, wenn sie Naturnothwendigkeiten sind, vor unseren Augen organisch aus den Charakteren aufwachsen. Der Gertrud Antleß jedoch glaubt man ihre eherne Festigkeit nicht, die sich bis zur Selbstvernichtung und zur Verneinung alles bäuerlichen Gefühls- und Gedankenlebens steigert. Sie giebt leichtfertig Haus und Hof hin, sie, die Kluge, die Ueberlegene, die Menschenkennerin. Eine entthronte Herrscherin sollen wir in ihr grüßen, sehen aber nur das Klageweib, das nicht die Undankbarkeit der Kinder, sondern allein die eigene Narrheit bejammern und verfluchen mußte. Ebenso unbegreiflich, ebenso verzeichnet wie ihr Charakter ist der Haß, den die Kinder und Enkelkinder wider sie hegen. Langmann hat gar nicht den Versuch gemacht, diese Empfindungen zu erklären. Sie sind vorhanden, weil er sie in seinem dürren Rechen-

Digitized by Google

exempel braucht, und damit basta. Was besagt es bei solchen groben Verstößen gegen die Grundregeln des Dramas, daß es der Arbeit an hübschen Einzelheiten nicht fehlt? Und da die Hauptfiguren hoffnungslos verzeichnet sind, was hilft es ihm und uns, daß einige mehr episodische Gestalten, so die verschlagene und verliebte Steffi, sich sehen lassen können? Hier that schon die Schablone ihre Dienste. Wo Langmann Eigenes geben wollte, ist er diesmal völlig gescheitert.

So wenig wie Langmann die Lücken im Parquett zu füllen verstand, die des Weißen Rößls zweite und schwächere Hälfte verursachte, so wenig ist Hermann Bahr, sein entfernter Landsmann, dieser Herkulesarbeit gewachsen. Der behende Wiener kam uns diesmal literarhistorisch. Eine Vor- und eine Nachrede klärten die begriffsstutzige Menschheit weidlich über die hohen Ideen auf, die er unablässig wälzt und die eine ganz neue Auffassung vom Wesen der Helden und Genies begründen sollten. Damit dem Theaterpöbel Bahr's Absichten auch wirklich klar würden, entschloß er sich kurzer Hand, sie gleich in drei Stücken zu entwickeln. Er droht allen Ernstes mit einer Trilogie. Hoffentlich hat er seine eigene Abneigung vor bleierner Langweile und philiströser Geschmacklosigkeit unterschätzt.

Josefine Beauharnais ist eine niedliche Canaille, ein Dirnlein recht nach der Kunst. Kein Mann kann ihr in die Augen schauen, ohne alsbald erröthend und verwirrt fortblicken zu müssen. Sie fühlt sich wohl nur in der Sünde, und jeder Tag, an dem sich die Verführerin nicht hat verführen lassen, gilt ihr als verloren. Diese hübsche Bestie hat der Knabe Napoleon, ein wild sinnlicher, jähzorniger und verrückter Bengel, geheirathet. Ihrer sauberen Figur verdankt er es, daß man ihn in's Feld schickt, und ihrer abscheulichen Koketterie und Gemeinheit verdankt er seinen Feldherrnruhm. Das reife Weibchen läßt nämlich den jungen Gemahl so lange zappeln und sich in fieberhafter Sehnsucht verzehren, bis ihn die korsische Raserei überkommt und er seine Wuth an den unglücklichen Oesterreichern austobt. Ein unerhört glänzender Sieg ist die Folge der kühlen drei Briefzeilen, womit Finchen ihren Napel abspeiste; die Hahnreischaft zeugt das Genie! Von dieser Seite ist Napoleons strategische Begabung allerdings noch nie beleuchtet worden. Wäre man ein Engländer, so möchte man wünschen, daß die Generäle Methuen, Gatacre, White und Buller ebenfalls sämmtlich von ihren respectiven Gemahlinnen ausgiebig betrogen würden. Denn dann hätten sie vielleicht doch noch Hoffnung, der ganz reglementswidrig kampftüchtigen Burenmiliz Herr zu werden.

Nachdem Bahr uns zwei Akte lang den josefinischen Napoléon intime gezeigt hat, führt er uns den Helden auch noch als Haustyrannen und als Zögling Talma's vor. Gewiß eine nette Idee, aber was das mit dem armen Drama zu thun haben soll, ist unverständlich. Als Feuilleton genossen, ist beinah jede einzelne dieser Scenen amüsant. Bahr's Grazie umspielt den korsischen Titanen wie ein geschmeidiges Kätzchen, und selten hat ein Kammerdiener — vor Kammerdienern giebt es bekanntlich keine Helden — so viel echtes Plaudertalent an den Tag gelegt. Indessen, derartige Dialoge unter'm Strich taugen nicht auf die Bühne. Herr Bahr kann unendlich viel, er kann sogar Gespräche in vier Akten schreiben, aber für das Theater fehlt ihm alle Begabung. Jedes seiner Stücke ist eine Qual für den Zuschauer: hübsche Anläufe, die einer guten Grundidee anderthalb bis zwei Akte lang das Scheinleben zwischen den Coulissen ermöglichen; dann eine rasch fortschreitende Verflauung und am Ende das öde Ennui, der unverhüllte Zusammenbruch. So behielten die Zischer auch diesmal Recht. Und dabei war Herr Bonn ein wackerer, tumultuarischer Napoleon gewesen und Fräulein Groß eine Josefine, wie man sie sich ausgeschnittener und fetter kaum denken kann. Man müßte denn vorher die Odilon in dieser, bei Licht besehen, überhaupt urwienerischen Rolle bewundert haben. Fräulein Groß gab nämlich auch in der Entkleidung eine Odilon-Nachahmung — allerdings mit durchaus zureichenden Mitteln.

Die Franzosen haben für jenen grausamen Humor auf der Bühne, der aus der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, aus Krankheit, Schmerz und Tod entspringt, den Ausdruck comique lugubre geprägt. Es ist eine sehr gewagte Art Komik, die stets auf der Kippe steht und leicht statt lustiger Zustimmung nur Mitleid und Unwillen weckt. Gewiegte Bühnendichter gehen ihr schlau aus dem Wege, und auch Meister Molière giebt nicht einen wirklichen, sondern nur einen eingebildeten Kranken dem Gelächter preis. Trotzdem haben die Herren Meyer-Förster, Lee und v. Trotha dieser Komik einen ganzen Abend im Residenztheater gewidmet, und daß er unter vergnügtem Jubel verlief, ist ein gutes Zeichen für ihre Geschicklichkeit. Der Moser-Schüler v. Trotha treibt mit dem Motiv des Selbst- und Doppelmordes seinen Schabernack: ein Maler spiegelt, um seine Bräute zu prüfen, ihnen nicht allein nach uraltem Muster seinen Ruin vor, sondern auch Lebensmüdigkeit und Todesbereitschaft; sie nehmen natürlich Reißaus, bis dann die Richtige kommt, die herzliches Mitleid und selbstlose Hingebung zeigt. Durch eine Indiscretion erfährt sie aber die Wahrheit und dreht entrüstet den Spieß um. Sie trifft nun alle Vorbereitungen zum gemeinsamen Sterben und hantirt so bedrohlich mit Revolver, Gift und Strick vor dem vorgeblichen Todesgefährten, daß er seinen brutalen Kniff eingesteht. Bei Lee und Meyer-Förster dagegen wird Schindluder getrieben mit Neuropathie, Irrsinn, Kaltwasserbehandlung und ähnlichen Annehmlichkeiten — alles Dinge, worüber sonst ein gut modern nervöses Publicum nicht zu lachen pflegt, denn im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick. Ist es schon kein Zufall, daß in der „Richtigen" die Personen französische Namen tragen, so hätten auch Busch und Reichenbach, die Berliner Confectionäre, sich und ihre Firma ruhig nach Paris verlegen können, denn sie verleugnen die welschen Muster ja doch nicht. Daß als echt deutsche Concession die eheliche Untreue zu einer bloßen Unvorsichtigkeit abgeschwächt wird, für welche der schöne Herr Busch wahrlich nicht „Unzurechnungsfähigkeit im Moment der That" vorzuspiegeln braucht, das bricht dem Stück im Grunde das Rückgrat. Für die gedankenlose Aushändigung seiner Photographie an eine schmachtende Probirmamsell und bloß um auch seinen verliebten Schwiegervater zu entlasten, würde der Chef sich gewiß nicht in eine Nervenheilanstalt einsperren lassen, und wenn er auch noch so toll für Badegelegenheit schwärmt. Läßt man indeß die unmögliche Voraussetzung gelten, so bleibt noch immer der fatale Spott über eine recht ernste Krankheit, — ein blöder Ulk, der sich nicht einmal schüchtern zu einer zeitgemäßen Satire auf gewisse Wasserdoctoren und Kurpfuscher erhebt. Aber die Aufführung ist im Residenztheater so gut, daß wir alle Bedenken im Augenblick vergessen und besonders herzlich über Herrn Alexander lachen, der sich im elektrischen Eisbade (!) in Gefrornes verwandelt. Ob diese glückliche Behandlung des comique lugubre einen nachhaltigen Lacherfolg hat, besonders auf anderen Bühnen mit minder ausgezeichneten Darstellern, diese Frage möchten wir lieber offen lassen.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Hugo Wolf.

Hochgeehrter Herr!

In Nr. 47 Ihres geschätzten Blattes las ich einen Artikel über Hugo Wolf. Ein Satz darin, welcher sich auf Hugo Wolf's Oper „Der Corregidor" bezieht, legt es mir nahe, Sie um gütige Aufnahme dieser Zeilen höflichst zu bitten. Frau von Friedlaender-Abel schreibt: „Ehe Wolf in die geistige Nacht einging, hat er noch eine Oper geschrieben. Auch sie schwebt heimathlos im leeren Raum. Irgendwo soll sie irgend einmal aufgeführt worden sein. Der Verein weiß wohl das Nähere." Zur Steuer der Wahrheit entgegne ich: Hugo Wolf's Oper wurde in Straßburg und Mannheim nicht ohne, in Prag aber (April 1899) mit glänzendem Erfolge aufgeführt. Die ganze musikalische Welt, wie die maßgebende Presse aller Großstädte, hat diese Thatsache zur Kenntniß genommen. Prag hat ein deutsches Theater (kgl. deutsches Landestheater), welches, schon weil es mit dem Künstlernamen Angelo Neumann innigst verknüpft ist, unter den Bühnen eine führende Stellung hat. Die Ausdrücke „irgendwo und irgend einmal" können daher mit Berechtigung wohl nicht angewendet werden. Wiewohl „Der Corregidor" in Prag seine Première erlebte, als die Saison zur Neige ging, hat er doch vor sehr gut besuchten Häusern mehrere Wiederholungen erlebt — stets mit bedeutendem Erfolge. Im laufenden Spieljahr ist er wieder in's Repertoire aufgenommen und wird im Januar neu studirt werden. Ich bin stolz darauf, daß Director Angelo Neumann mir sowohl in der verlaufenen wie in laufender Saison Gelegenheit gab und giebt, durch die hingebungsvollste Einstudirung und Leitung des „Corregidors" dem gewaltigen Genie Hugo Wolf's dienen zu können.

Genehmigen Sie den Ausdruck vollkommenster Hochachtung.

Ergebenst

Josef Stransky,
Capellmeister am Königl. deutschen Landestheater in Prag.

Notizen.

Heine's Sämmtliche Werke in Einem Band. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Unter all' den Veröffentlichungen zum Heinejubiläum ist die vorliegende Dreimark-Ausgabe wohl die schönste. Es erregt freudiges Erstaunen, wie Heine's gesammte poetische und publicistische Werke in diesem einen Lexikonoctavband haben Platz finden können, zusammt einer sehr liebevollen Biographie von L. Holthof. (Nur das „junge schöne Weib", wie er die häßliche alte Cocotte, die „Mouche", nennt, hätte er sich schenken dürfen!) Dabei holzfreies Papier, deutlicher Druck, englischer Leineneinband — das Ganze ein Wunder gediegener Billigkeit. Die Ausgabe schließt sich den früheren Einbändern Shakespeare, Goethe, Schiller an. Aber wo bleibt der Lessing?

Digitized by Google

Im Morgenroth des Jahrhunderts. Eine Festgabe für 1900. Drei dramatische Dichtungen von August Sturm. (Naumburg, Albin Schirmer.) Der bestens bekannte Dichter — ein hochbegabter Sohn des prächtigen Julius Sturm — vereinigt in diesem Bande, dem kommenden neuen Jahrhundert zu Ehren, drei sehr verschieden geartete Dichtungen: ein Festspiel in Versen, ein Trauerspiel aus der altrömischen Christenheit und ein symbolisches Märchenstück, das s. Z. zur silbernen Hochzeit seiner Eltern von Dilettanten aufgeführt worden ist. Das anscheinend fehlende geistige Band ist doch vorhanden, denn in allen drei Stücken werden Uebergangszeiten und ihr neuer Inhalt und Geist poetisch behandelt, in den beiden Versspielen vornehmlich heiter-lyrisch, in dem antiken Schauspiel dramatisch und tragisch. Wir schätzen längst den Lyriker in August Sturm und freuen uns auch hier wieder über den Schmelz und die Stimmung seiner Strophen, besonders in den eingelegten Liedern; sein Epilog der dramatischen Muse zumal, die die geahnte neue Kunst verkündet, ist von großer Schönheit:

Es braust die Zeit heran, vom Sturm beflügelt,
Kein Seher ahnt, wohin ihr Fittig schwingt,
Ihr Bild nur, das sich in der Seele spiegelt,
Der Geist der Zeit zum Geist des Menschen bringt,
Hier ist die Leidenschaft noch hold gezügelt
Und doch erst neu zu Kraft und That verjüngt!
Du sprichst von flücht'gem Wort? — Am Bühnenhorte
Wird rasch die Welt zur That, die That zum Worte.

Es dürfte sich wohl nicht so bald ein passenderes Bühnenweihe-Festspiel finden, nicht allein als lever de rideau für Dilettantentheater, sondern auch als sinniges Eröffnungsstück für neue ständige Bühnen, denn es wiegt ein Schock herkömmlicher Festprologe ꝛc. reichlich auf. Dasselbe gilt von dem symbolischen Schlußstück mit seinen anmuthigen lyrischen Einlagen und dem gedankentiefen Dialog. Reizvoll ist es besonders, wie Sturm hier das Dornröschenmotiv der Handlung durch nationale und künstlerische Horizonte erweitert und geistvoll erneuert. Bei dem wunderlicher Weise zwischen die Festspiele eingeschobenen Urchristendrama bedauern wir nur, daß es nicht selbstständig für sich erscheint, sondern eben in diesem lyrisch-symbolischen Zusammenhange. Es gehört auf ein eigenes Piedestal und wird dann viel besser wirken. Hier zeigt sich Sturm als kerniger, knorriger Dramatiker, und wenn wir früher an dieser Stelle dem Lyriker und Epiker in ihm eine stärkere Begabung glaubten zuerkennen zu müssen, so gestehen wir jetzt gern unseren Irrthum ein. Wer das vielbehandelte Thekla-evangelium mit so viel dramatischer Wucht und Größe zu gestalten weiß, ohne Versgeklingel und Phrasen, kein Wort zu viel und zu wenig, Alles concentrirt wie in einer Novelle C. F. Meyer's, der gehört allerdings als geborener Dramatiker auf die Bühne. Man lese nur den Schlußact, der im Circus von Antiochia spielt; wie funkelt und blitzt es da in Rede und Gegenrede, Schlag auf Schlag, epigrammatisch zugespitzt, wie ein Lessing'scher Dialog. Zum Zweck einer Aufführung ließe sich das gewiß wirksame Theaterstück vielleicht um einen Act kürzen, etwa der erste und zweite zusammenziehen. Wir glauben, daß kein Bühnenleiter den Versuch zu bereuen hätte und bürgen fast bei entsprechender Darstellung für einen Erfolg.

Unsere Weihnachtsromandichter haben sich diesmal wieder mit gewohnter Pünktlichkeit, aber in, so weit wir es übersehen können, geringerer Zahl eingefunden. Ebers ist todt, Dahn ausgeblieben, aber Hausrath, Voß, Eckstein, Ganghofer u. A. sind eingetroffen. Hervorragenderes findet sich darunter nicht, doch Altmeister Spielhagen's „Opfer" und zumal Rosegger's neuer Bauernroman, der ganz neue, scharfe Töne anschlägt, sollten in der festlichen Sturmfluth nicht von der Kritik unbeachtet untergehen. Hervorzuheben sind auch die wunderschön ausgestatteten Weihnachtsromane von F. W. Grunow in Leipzig, dessen altbewährter Verlag uns immer etwas Ausgewähltes und Gutes bietet. Da finden wir die schnell beliebt gewordene Charlotte Niese mit einer frisch erzählten Geschichte „Der Erbe", Luise Glaß mit einem ganzen Band ernster und heiterer Novellen „Der goldene Engel"; zwei fesselnde Bände „Geschichten aus dem Forsthaus" und „Spuren im Schnee" von Sophus Bauditz, alles Bücher, die wirklich, wie der Verleger betont, gesunde Familienlectüre sind; nur der talentvolle Roman „Leonie" von Adolf Schmitthenner eignet sich nicht für junge Leser. Ein Erstlingswerk, aber ein vielverheißendes scheint „Der Lattenhofer Sepp" von Max Grad, ganz gewiß Pseudonym einer schriftstellernden Dame, wie gewisse Ueberschwänglichkeiten verrathen. Aber dann hat die Verfasserin, die so tapfer gegen religiöse Unduldsamkeit ficht, wieder so viel Beobachtungs- und Darstellungsgabe, daß wir ihr auch die unmöglichsten Situationen und alle tendenziösen Uebertreibungen gerne verzeihen. Das Beste, was Grunow zu Weihnachten spendet, ist jedoch des wackeren Kieler Justizraths Timm Kröger neueste Gabe „Hein Wieck und andere Geschichten." Die Leser unseres Feuilletons kennen schon das Beste daraus, die prächtige Menschen- und Thiergeschichte von dem jungverheiratheten Provinzadvokaten in seinen Flitterwochen, dann „Registernummer Drei", wo — ohne Zweifel ist es derselbe Rechtsanwalt und gewiß ein Selbsterlebniß — der erste höchst bedenkliche Proceß behandelt wird, der dem jungen Vertheidiger Ehre und Wohlstand bringt und seinen Clienten dem wohlverdienten Zuchthaus entzieht. Der Gewissensconflict ist hier mit einer ganz köstlichen Schelmerei gezeichnet, wie denn überhaupt Kröger dort am Bedeutendsten ist, wenn er seinen feinen Humor spielen lassen kann. Im Uebrigen ist er ein Schilderer von Landschaften und Stillleben, der den manchmal doch recht langweiligen Adalbert Stifter in der Stimmungsmalerei oft übertrifft. Und dann die vollen Gemüthstöne, die Kröger anschlägt, leis und discret, ohne jede Süßlichkeit und Sentimentalität, wahr und packend. Wir möchten ihn einmal bei einem größeren Werke sehen. Sogar ein echter großer humoristischer Roman, denken wir, müßte ihm gelingen.

Es ist eine schöne Sitte, die sich bei uns noch viel mehr einbürgern sollte: unseren Lieben zum Feste nicht goldstrotzende „Geschenksliteratur" (fürchterliches Wort!) unter den Christbaum zu legen, sondern eine einfache, unscheinbare Abonnementsquittung auf ein im Erscheinen begriffenes gutes Werk oder eine gediegene Zeitschrift. Für solchen Zweck können wir das rühmlichst bekannte Porträtwerk „Das Neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen", herausgegeben von Karl Werckmeister (Verlag der Photographischen Gesellschaft, Berlin) recht warm empfehlen. Auch die zuletzt herausgekommenen Hefte enthalten wieder so viel Schönes in Wort und Bild, daß wir beim Aufzählen in Verlegenheit gerathen. Da ist einmal das Bildniß von Edison, dem wir vor Allem den Phonographen, das Kohlenstaubtelephon und die elektrische Glühlampe verdanken; er ist auf dem interessanten Porträt von Anderson dargestellt, wie er mit dem Phonographen experimentirt. Die Bildnisse zweier Forscher schließen sich an: Tyndall, der Physiker, dessen Werke über Licht, Wärme und Schall ihn populär gemacht haben, Carpenter, der eigentliche Begründer der Tiefseeforschung. Aus dem Reiche der Künste finden wir Dannecker, den Schöpfer der großen Schillerbüste und der Ariadne, nach dem Gemälde von Schick in Stuttgart, den Tiroler Maler Defregger, dann Marschner, Augier, nach einem Gemälde von Dubufe, Wilbrandt nach Lenbach; endlich wieder eine Serie ausgeprägter Gelehrtenköpfe: R. v. Mohl, ebenfalls von Lenbach, Kirchhoff (Bildniß nach einer ausgezeichneten großen Naturaufnahme), ferner Lepsius, der Aegyptologe (von Biermann) und drei große Naturforscher: Brehm, Leuckart, der Leipziger zoologische Forscher, und der ihm geistig nahestehende K. Th. v. Siebold, der in seinen Forschungen zum Ursprung des Lebens die Entdeckung der Parthenogenesis feststellte. Aber es sind nicht nur künstlerisch ausgeführte Wiedergaben von Meisterwerken der Porträtmalerei und des Lichtdrucks, auch die beigegebenen Biographien, zum Theil aus der Feder selbst berühmter Leute wie Herman Grimm, machen das schöne Unternehmen Werckmeister's zu einem werthvollen Quellenwerke des scheidenden Jahrhunderts.

Die Hohenzollern in Bild und Wort. Abbildungen in Fünffarbendruck nach Originalzeichnungen von Karl Röhling und einem Begleittext von Rich. Sternfeld. (Berlin, Mart. Oldenbourg.) Die Geschichte dieses Herrscherhauses wird in gemeinverständlicher, ebensowohl für die heranreifende Jugend wie für die weitesten Volkskreise berechneter Darstellung im warmen Tone echter Vaterlandsliebe, aber völlig frei von serviler Einseitigkeit erzählt und durch bildliche Darstellungen in ihren Hauptmomenten zur Anschauung gebracht. Sowohl durch seine typographische Ausstattung als durch das imposante Format und die in künstlerischer Vollendung wiedergegebenen farben- und figurenreichen Geschichtsbilder stellt sich das Buch als ein wirkliches Prachtwerk dar, das sich besonders zur herannahenden Weihnachtszeit empfiehlt. Der Kaiser hat durch die Annahme der Widmung sein Einverständniß mit der künstlerischen und literarischen Richtung dieses schönen Volksbuchs documentirt.

Kürschner's Jahrbuch für 1900. (Berlin, H. Hillger.) Der neue überreich illustrirte Jahrgang des so rasch zu außergewöhnlicher Beliebtheit gelangten Kalenders zeigt deutlich das Bestreben, nicht nur die stehenden Rubriken noch handlicher und nach dem neuesten Stande zu gestalten, sondern auch eine Menge neuen Materials aufzunehmen und Gebiete zu betreten, die von den Vorgängern noch nicht berührt waren. Mancherlei Anlaß zu rückschauenden und ausblickenden Artikeln bietet das bevorstehende neue Jahrhundert (wann beginnt es? wie berechnet man Daten und Tage in ihm? wer regirte vor 100 Jahren? wie war die Einwohnerzahl großer Städte vor einem Jahrhundert im Vergleich zu heute? Mode vor 100 Jahren ꝛc. ꝛc.). Wohlfahrts-, Frauen- und sociale Fragen, communale, wirthschaftliche und Verkehrsangelegenheiten finden sachgemäße Behandlungen, in einer Chronologie werden die Erfindungen und Entdeckungen seit Beginn der Geschichte vorgeführt, Krankheiten, Hygiene, Bäder ꝛc. zusammenhängend behandelt, ein Wörterbuch der deutschen Sprache geboten, die anorganische Chemie abgehandelt, die Berühmtheiten des Jahres lexikalisch aufgezählt, in einem Abriß der Philosophie und Logik die oft gebrauchten, selten verstandenen Begriffe faßbar gemacht u. v. A. Die Fülle des in Text und Bild Gebotenen ist von einem solchen sinnverwirrenden Reichthum, daß wir im Interesse nicht bloß kostender Durchblätterer, sondern auch seßhafter Leser künftig größere Einfachheit und behaglich-solideren Stoff vorschlagen möchten, ohne für altväterische Pedanten gelten zu wollen. Weniger wäre mehr!

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart", sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.
Berlin W 57.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste" darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Stottern

heilen dauernd **Dir. C. Denhardt's** Anstalten **Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Illustrierte Bibliothek!

Paul Heyse, Die Macht der Stunde. — Proni. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Medea.** — Er soll dein Herr sein. Illustr. von René Reinicke. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Männertreu.** — Der Bann seines Vaters. Illustr. von A. Langhammer. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Abenteuer eines Blaustrümpfchens.** Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Verrathenes Glück.** Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Carl Th. Richter, Magdalena. Illustr. von H. Schlittgen. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

Marie v. Bunsen, Ida in England. Illustr. v. H. Hübner. Geh. M. 1.50, Geb. in Lederbd. M. 3.—.

Peter Rosegger, Das ewig Weibliche. Illustr. von E. Klein. Geh. M. 2.—, in Lederbd. M. 3.50.

— **Alpengeschichten.** Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

— **Durch!** Neue Geschichten aus den Alpen. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Paul O. Höcker, 's Burgele.' Erzählungen aus den Alpen. Illustr. v. Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.50.

Ernst von Wolzogen, Die Gloriahose. Illustr. von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Achleitner, Pronele. — Schwarzwald-geschichten. Illustriert von Fritz Reiß. Geh. M. 1.—, in Lederbd. M. 2.50.

Arthur Zapp, Galatea. — Eine Liebesgeschichte. Illustr. von Carl Jopf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Verlag von **Karl Krabbe**
in Stuttgart.

Das Zeichnen nach Gyps
und
andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Anaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Anille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

In **Fr. Frommanns Verlag** in **Stuttgart** sind soeben erschienen:

Politiker und Nationalökonomen.

Herausgegeben von

G. Schmoller und **O. Hintze**

Professoren an der Universität Berlin.

I. Machiavelli

von

Richard Fester

Professor an der Universität Erlangen.

Brosch. M. 2.50; gebd. M. 3.—.

Klassiker der Philosophie Bd. IX.

Platon

von

Wilhelm Windelband

Professor an der Universität Strassburg i/E.

Brosch. M. 2.—; gebd. M. 2.50.

Früher erschienene Bände: I. Fechner, II. Hobbes III. Kierkegaard, IV. Rousseau, V. Spencer, VI. Nietzsche, VII. Kant, VIII. Aristoteles.

Prospekte über beide Sammlungen kostenfrei durch jede Buchhandlung und Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart.

Digitized by Google

Bismarck
im
Urteil
seiner Zeitgenossen.

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in Berlin W. 57.

Verlag von **Wilhelm Hertz, Berlin.**

Soeben erschien:

Paul Heyse

Neue Märchen

Geheftet 5 M. Gebunden 6 M.

Manuscripte.

Zur Verlagsübernahme von Manuscripten historischer, politischer, schönwissenschaftlicher ꝛc. Richtung empfiehlt sich die Verlagsbuchhandlung von

Richard Sattler, Braunschweig.

(Gegründet 1883).

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann,** Leipzig, zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!"

Gedichte von **Otto Promber.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

— Soeben ist erschienen: —

Rahel Varnhagen.

. . . Ein Lebens- und Zeitbild von **Otto Berdrow.** Mit 12 Bildnissen. gr. 8°. XII, 458 S. Broschiert 7 M., Halbfranz (Liebhaberband) 9 M.

Es giebt unseres Wissens keine zusammenhängende, das überreiche Material sichtende und ordnende Darstellung von Rahels Leben. Eine solche will das vorliegende Buch darbieten. Die Geschichte, das litterarische und Kulturleben jener Periode ist so weit herangezogen worden, als es dem Verfasser erforderlich schien, um dem Uneingeweihten das Verständnis der Zeit zu erschließen und um Rahels Leben die nötige Folie zu geben.

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine **Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.**

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.

Hierzu eine Beilage: **Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin SW. 12.**

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 23. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 8gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die deutsche Außenhandelspolitik. Von Kurt Paul Mohr. — Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich. Von Franz Eißenhardt. — Dr. ing. Von Dr. phil. Theodor Lessing. — Kunst und Sittlichkeit. Von Bildhauer Johannes Gaulke. — **Feuilleton.** Die Wahrheit. Eine Weihnachtsgeschichte von Saltykow-Schtschedrin. — **Aus der Hauptstadt.** Hochjagd. Von Caliban. — Dramatische Aufführungen. — Notizen. — Anzeigen.

Die deutsche Außenhandelspolitik.

Von Kurt Paul Mohr.

Eine merkwürdig bewegte Zeit, in der wir leben. Kaleidoskopartig, fast von Tag zu Tag wechselnd, schießen die Zeitbilder zusammen und entstehen neue, wie man sie vorher sich kaum gedacht. Das Unberechenbare, Jähe der politischen Constellation übt fortwährend seine starken Rückschläge auf das innenstaatliche Leben aus. Und wenn auch das Endziel der gesammten Politik seine, wie die Magnetnadel feste unverrückbare Stellung einnimmt, der augenblickliche Kurs muß sich nothwendiger Weise ändern. Damit sinken plötzlich unter den Horizont Gegenstände, die unser höchstes Interesse in Anspruch genommen, während andere neue sich eben so plötzlich in unser Gesichtsfeld schieben und ein breites Interesse für sich fordern. Und doch dürfte es nicht schwer sein, auch in den Fällen, wo sich der politische Gesichtswinkel zu ändern scheint, den ausschlaggebenden Factor zu erkennen, der den Kurs beeinflußt. Dieser Factor, der beständig an politischem Schwergewicht gewinnt, wie an Wucht und einheitlicher Wirkung, ist das riesenhafte Wachsthum Deutschlands als Handels- und Industriemacht. Diese Entwickelung ist nicht so plötzlich gekommen. Die Samenkörner dazu sind von langer Hand gepflanzt. Nun aber, da wir beginnen, die Früchte unserer langjährigen Arbeit zu sammeln, stellt sich das Gewicht dieser Thatsache auch dem blödesten Auge dar, ergeben sich weittragende Consequenzen, deren tief einschneidende Bedeutung gerade für eine fernere Zukunft sich mehr und mehr offenbart. Das letzte Jahrfünft steht unter dem überragenden Einfluß dreier Handelskriege: der japanisch-chinesische Krieg rollte die ostasiatische Frage auf — die weitere Folge war unsere Besetzung von Kiautschou —, der amerikanisch-spanische Krieg rückte die Union auf die politische Bühne — wir kauften von Spanien die Karolinen —, Englands Krieg gegen Transvaal gab uns Samoa. In allen drei Fällen, eben so wie im griechisch-türkischen Kriege, standen gewaltige deutsche Interessen auf dem Spiel. Denn der deutsche Handel ist überall in der ganzen Welt engagirt, deutsches Kapital und deutsche Arbeit saugt sich überall fest. Und zum ersten Mal seit Jahrhunderten steht nicht der deutsche Michel als ein Träumer und Zauderer abseits, er steht als Handelnder mit in erster Reihe. Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß die weitaus größere Hälfte unseres Volkes die Erkenntniß hat, von dem großen politischen Hintergrunde, auf dem sich unsere heutige Politik vollzieht. Gegenüber diesen Perspectiven treten jene heftig umstrittenen Fragen — wie die Canalfrage, die Zuchthausvorlage — ganz zurück. Mit vollstem Recht aber erhebt sich die Frage, gebieterisch Antwort heischend: Was thut Deutschland zum Schutz und zur Kräftigung für seinen gewaltigen Außenhandel? Es soll hier abgesehen werden von der Erörterung der Frage nach der Nothwendigkeit der Verstärkung unserer Flotte. Eine zweite nicht minder wichtige Frage soll uns hier beschäftigen, die Frage nach dem inneren Schutz und der inneren Kräftigung unseres Außenhandels.

Nach drei Richtungen kann hier eine staatliche Förderung des deutschen Außenhandels eintreten und muß eintreten, wenn Deutschland sich von anderen Staaten nicht an die Wand drücken lassen will. Erstens muß unser Consulatswesen einer Reorganisation unterzogen werden. Zweitens muß Deutschland sich im Ausland Vertretungen seines Handels und seiner Industrie schaffen durch Errichtung von Handelskammern im Ausland. Drittens muß in Deutschland selbst ein centrales Auskunftsamt geschaffen werden, das in planmäßiger Weise mit staatlicher Unterstützung und Förderung das weitere Gedeihen und Blühen des deutschen Außenhandels sich angelegen sein läßt. Mit großer Freude kann es begrüßt werden, daß allen diesen drei Zielen unsere Reichsregierung höchst sympathisch gegenüber steht.

In Bezug auf den ersten Punkt, die Reformbedürftigkeit unseres Consulatswesens, sind die Klagen nicht neu und zu unserem Troste nicht nur in Deutschland gang und gäbe. Auch in anderen Staaten, in England, Frankreich und Nordamerika hat man über das Consulatswesen bittere Klagen geführt. Der Hauptgrund für diese Erscheinung ist fast überall der gleiche gewesen. Es haben sich die Verhältnisse geändert, man stellt ganz andere Anforderungen an die Consulatsbehörden als vor 20 oder 25 Jahren. Das Schwergewicht der consularischen Thätigkeit hat sich immer mehr von der juristischen nach der handelspolitischen Seite verschoben. Leider haben bisher die von den Consuln erforderten Handelsberichte, die gewöhnlich allgemeine Situationsberichte darstellen, für den praktischen Kaufmann wenig Werth gehabt. Zum Unglück hat noch die Veröffentlichung der Berichte im „Deutschen Handelsarchiv" dem Populärwerden derselben sehr viel Abbruch gethan. Das unhandliche Format, die Unübersichtlichkeit für den unmittelbar praktischen Gebrauch, stehen der Verbreitung in weiteren Kreisen entgegen. Der mehr

Digitized by Google

academische Werth, der in den Consulatsberichten steckt, ist auch wohl die Ursache, warum unsere Consuln als Berichterstatter nicht nach dem Lorbeer amerikanischer Fixigkeit und Actualität streben, sie fragen sich nicht mit Unrecht: cui bono? Wem nützt es? Und die Antwort muß lauten: ziemlich Keinem. Wozu also die Liebesmüh? Auch hier muß es heißen: Bahn frei für das Neue. Unsere Consuln müssen weniger Juristen und mehr Volkswirthschaftler sein. Die Consulatsberichte müssen nicht in dickleibigen Acten verstauben, sondern den Interessenten in vertraulicher Weise zugänglich gemacht werden. Vor allem müssen die Consuln selbst Fühlung mit den heimischen Interessenten behalten. Hier könnte die vermittelnde Instanz die zu gründende Centralstelle zur Förderung des Außenhandels bilden, wie wir später noch sehen werden. Wie schon erwähnt, müßten die Publicationen vertraulich geschehen, etwa durch Mittheilungen, Rundschreiben an die Handels- und Gewerbekammern, damit nicht das Ausland gleichfalls Nutzen davon ziehe. Jeder, der die handelspolitischen Maaßnahmen des Auslandes auf diesem Gebiete verfolgt hat, kann mit Leichtigkeit zahlreiche Beispiele dafür angeben, wo die allzu sorglose Veröffentlichung von Consulatsberichten, Winken für den Export von bestimmten Waaren, mehr dem Ausland als dem Staat, für den die Berichte berechnet waren, genützt hat. Daß unsere Staatsbehörden nicht in ähnliche Fehler verfallen, ist nach dem bisherigen unbedingt gewährleistet. Daß man auch sonst bestrebt ist, dem Zug der Zeit zu folgen, davon giebt Zeugniß, daß in dem laufenden Etat zum ersten Mal 55000 Mark für die Entsendung von Sachverständigen in Handelsangelegenheiten an die Consularämter eingestellt worden sind. In der That ist es nur recht und billig, nachdem man landwirthschaftliche Attachés nach Chicago, Petersburg u. s. w. entsendet hat, daß man auch Handelsattachés den Consuln beiordnet.

Der zweite Punkt, bei dem eine Förderung des deutschen Außenhandels einzusetzen hat, ist gegeben bei der Frage der Errichtung von Handelskammern im Ausland, wozu zur Zeit im Reichstag von nationalliberaler Seite ein Antrag vorliegt. Ohne Zweifel würden gerade derartige Auslandskammern die zweckmäßigste Ergänzung des Consulatsdienstes bilden. Bisher ermangelt Deutschland solcher officiellen Handelsvertretungen im Ausland, es besitzt nur ein einziges derartiges Institut in Brüssel, das von privater Seite 1894 gegründet worden und seitdem eine äußerst werthvolle und fruchtbringende Thätigkeit entfaltet. Welche Bedeutung fast alle übrigen Exportstaaten der Errichtung von ausländischen Handelskammern beimessen, geht aus einer sehr instructiven Schrift hervor, die jüngst unter dem Titel: „Was thut Deutschland für seinen Außenhandel" von P. Raché (bei Guttentag in Berlin) erschienen ist. Darnach richtete Oesterreich bereits 1870 in Constantinopel die erste ausländische Handelskammer ein. Sie ist vorbildlich geworden für zahlreiche andere Handelskammern, die seitdem von England, Frankreich, Italien, Belgien, Spanien, Holland errichtet wurden. Vor zwei Jahren errichtete die serbische Regierung in Pest eine Handelsagentur, die den serbischen Handel nach Ungarn vermitteln soll. In London bestehen jetzt sogar 7 Handelskammern fremder Mächte, nämlich eine französische, belgische, österreichische, italienische, holländische, nordamerikanische und spanische. Großbritannien besitzt seit 1872 in Paris eine Handelskammer von großem Ansehen, während die französische Handelskammer in London seit 1883 besteht. Frankreich verfügt sogar über 42 Handelskammern im Ausland, es bestanden solche in New Orleans, Montevideo, Barcelona, Constantinopel, Mexiko, Alexandrien, Liverpool, Mailand, Rio, Athen, Lissabon, Amsterdam und andern Orten. Die Kammern geben Auskunft über Creditverhältnisse, vermitteln die Anstellung von Agenten, unterhalten die neuesten Kataloge und Musterbücher und geben Winke für den Import heimischer Waaren, senden Waarenmuster und Proben in die Heimath und stehen natürlich im intimsten Verkehr mit dem neugegründeten Office nationale du commerce extérieur in Paris. Daß unter solchen Umständen für Deutschland, die zweite Handelsmacht der Welt, die Errichtung auswärtiger Handelskammern geradezu eine zwingende Nothwendigkeit ist, kann nicht bestritten werden. Unser Außenhandel hat Dank der Initiative und Thatkraft unserer Kaufleute und Industriellen eine stattliche Höhe erreicht, er betrug 1894: 7337 Millionen Mk., 1897: 8650, 1898: 9450 Mill. Mark. Mit Neid blicken die übrigen Nationen auf diesen unbequemen Concurrenten, wobei sie die außerordentlichsten Anstrengungen machen, den Gegner zu überrennen, ihm durch eine straffere und planvollere Organisation ihres Außenhandels so zu sagen das Wasser abzugraben.

Von diesem Gesichtspunkt aus muß die Thatsache gewürdigt werden, daß in drei der mächtigsten Ausfuhrstaaten, in den Vereinigten Staaten, in Frankreich und England jüngst Handelsauskunftstellen im großen Stil errichtet worden sind. Von diesen Auskunftämtern beansprucht das weitaus größte Interesse das Commercial-Museum in Philadelphia. Das Museum ist in letzter Zeit anläßlich des von ihm angeregten internatinalen Handelscongresses im October d. J. des öftern in der Tagespresse genannt worden. Bereits 1893 im Anschluß an die Weltausstellung zu Chicago gegründet, wurde es erst am 1. Juni 1897 officiell eröffnet. Wie sein Name besagt, enthält das Institut ein Handelsmuseum, in dem eine außerordentlich reichhaltige Mustersammlung zur Aufstellung gelangte, die nach Beendigung der Ausstellung erworben und später fortlaufend ergänzt wurde. Die Leitung untersteht einem Aufsichtsrath von im Ganzen 22 Mitgliedern, zu dem Beamte der Stadt Philadelphia, des Staates, wie angesehene Privatleute gehören. Die Hauptzwecke sind: 1) Von allen Theilen der Welt umfassende und eingehende Auskunft über Handelsbedingungen und Handelsbeziehungen zu sammeln und für Geschäftsleute unmittelbar nutzbar zu machen. In ähnlicher Weise haben wir bereits in Berlin eine aus privater Initiative hervorgegangene Einrichtung, die Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, die sich zu einer bedeutenden Auskunftstelle entwickelt hat. 2) Fabrikate von anderen Ländern auszustellen, damit die Fabrikanten der Vereinigten Staaten sich gut unterrichten können über die Anforderungen der Märkte, auf denen sie möglicher Weise Eingang finden können. 3) Muster von all' den mannigfaltigen Erzeugnissen der Welt den Fabrikanten, Händlern und Consumenten der Vereinigten Staaten zugänglich zu machen, damit sie diejenigen, die für sie von Nutzen sind, kennen lernen und wählen können. 4) Erzeugnisse in vollständiger Weise zu untersuchen, analysiren und erproben und solche Mittheilungen über sie zu veröffentlichen, die zu einer allgemeinen Kenntniß über ihre Brauchbarkeit führen können. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Museum selbst, die Sammlung von Fabrikaten und Producten des Auslands, gegenüber dem Auskunftbureau an Bedeutung allmälig zurücktritt. Es ist daher auch weiter nicht wunderbar, daß dieses Handelsmuseum neuerdings seinen Namen in International-Commercial-Bureau abgeändert hat. Denn das Informationsbureau erscheint immer mehr als der Kern- und Glanzpunkt des Unternehmens. Die außerordentlich großen Vortheile, die es der amerikanischen Industrie- und Handelswelt bietet, haben seinen Ruf dauernd begründet, ja sie haben auf die deutschen Vertreter beim Handelscongreß einen dermaßen nachhaltigen Eindruck gemacht, daß die Frage nach der Errichtung einer Centralstelle zur Förderung des deutschen Außenhandels mächtig in Fluß gerathen ist. Der Referent der Londoner Handelskammer nannte das Museum vor einiger Zeit „einen organisirten und erfolgreichen Angriff auf die englische Industrie". Das Handelsbureau ist mehr als das. Es ist ein wohlorganisirter Angriff auf die Industrien der ganzen Welt.

Digitized by Google

Die neue Einrichtung ist so recht ein neuer trefflicher Beweis für die enorme Lebens- und Expansionskraft der unter dem Sternenbanner vereinigten Weltmacht. Schon ist die Union die Korn- und in gewissem Sinne die Fleischkammer der Welt, im Petroleum, Baumwoll- und Kupferhandel nimmt sie eine Monopolstellung ein, nunmehr schickt sie sich an, die ganze übrige Welt gegen sich in die Schranken zu rufen. Da handelt es sich für Deutschland um nichts mehr und nichts weniger als um eine Gegenparade zur Deckung vor dem Hieb. Es kommt noch hinzu, daß fast alle übrigen Länder ein ähnliches Institut bereits besitzen, wie es jetzt für Deutschland geplant wird. Frankreich hat laut Gesetz vom 4. März 1898 sein Office national du commerce extérieur als eine Unterabtheilung des Handelsministeriums. Der Präsident des Office ist der jeweilige Handelsminister, der Vicepräsident der Pariser Handelskammer, der Director des Office wird vom Handelsminister ernannt. Die Genannten gehören zum Verwaltungsrath (Conseil d'administration), wozu außerdem 7 Präsidenten von Provinzialhandelskammern, 6 Angehörige der Handelskammer von Paris und verschiedene Directoren aus Ministerien gehören. Der Verwaltungsrath versammelt sich einmal vierteljährig. Die unmittelbare Leitung hat das Directionscomité, aus Angehörigen der Handelskammer von Paris und der Provinz bestehend, dasselbe tritt zwei Mal im Monat zusammen. Das Amt giebt eine Wochenschrift heraus, den Moniteur officiell du commerce. Regelmäßige Correspondenten hierfür sind die Consuln und die vom Handelsminister ernannten Conseillers du commerce extérieur. England richtet sich bei seinem Board of Trade das Commercial intelligence branch ein. Vorsitzender derselben ist Thomas Worthington. Auch der bekannte Redacteur des Board of Trade Journal, F. C. Barley, gehört zu den Beamten desselben. Oesterreich-Ungarn hat sein K. k. österreichisches Handelsmuseum (gegr. 1874) in Wien in Verbindung mit seiner Exportacademie, einer Handelshochschule ersten Ranges. Die vom Museum herausgegebene Wochenschrift ist das bekannte Handelsmuseum. Außerdem sind noch zahlreiche kleinere Staaten im Besitz sog. Handelsmuseen. So hat Belgien sein Musée commercial in Brüssel, das dem Ministerium des Aeußern untersteht. Auch in Antwerpen und Lüttich sind derartige Museen gegründet. Italien hat in Turin, Mailand, Palermo Handelsmuseen, Ungarn in Pest, Holland sein Colonialmuseum in Haarlem, Portugal in Lissabon und Oporto, die Türkei in Constantinopel. Deutschland aber besitzt nur einige Exportmusterlager z. B. in Stuttgart mit Filiale in Hamburg, ferner in Dresden, Berlin. Was von deutscher Seite sonst zur Förderung deutscher Interessen im Ausland gethan ist, verdankt privatem Unternehmungsgeist seine Erfolge. So haben verschiedene Exportvereine unter großen Opfern ausländische Märkte bereisen lassen. So lobenswerth ein derartiges Vorgehen zu nennen ist, es ist nur Stückwerk, da die Vortheile nur immer einigen Wenigen zu Gute kommen. In dieser Beziehung kann das Philadelphia-Handelsauskunftamt mit seiner umspannenden Organisation, seinem planmäßigen Vorgehen, seiner sachkundigen geschickten Leitung als ein nachahmenswerthes Vorbild auch für deutsche Verhältnisse dienen. Das Institut ist, wie hervorgehoben, nur vom Staat unterstützt, sonst eine Privatschöpfung. Mitglied desselben wird man durch Zahlung eines Jahresbeitrags. Dafür erhalten die Abonnenten: 1) Häufige Berichte über die Handelsbedingungen auf fremden Märkten. 2) Berichte über die financielle Lage fremder Geschäftshäuser. 3) Beantwortung aller Fragen bez. Einführung von Artikeln auf fremden Märkten. 4) Ein Card Index Cabinet, das eine ausführliche Liste aller hervorragenden Importeure und Exporteure enthält. 5) Specielle Listen von Importeuren, Händlern und Käufern an bestimmten Plätzen. 6) Rathschläge über beste Placirung von Agenten. 7) Umfangreiche Zettelkataloge aller wichtigeren amerikanischen Fabrikanten und Händler. Diese Kataloge sind bereits an ca. 45 Plätzen des Auslandes aufgestellt.

Der deutsche Kaiser äußerte jüngst die beherzigenswerthen Worte: Bitter Noth thut uns eine starke deutsche Flotte! Das ist richtig. Aber ebenso richtig ist, daß uns nur eine ausreichende planmäßige Organisation unseres Außenhandels vor dem Unterliegen auf dem Weltmarkte schützt. Mögen andere Nationen eben so gute Fabrikate auf den Weltmarkt bringen wie wir, wir werden sie schlagen können durch unsere Intelligenz.

Ein fremder Kriegshafen im Deutschen Reich.

Von Franz Eißenhardt.

Ein großer Theil der deutschen Presse zeigt ihre Sympathien für die Buren dadurch, daß auf die Engländer furchtbar geschimpft wird; ja man geht soweit, es Englands Bewohnern geradezu übel zu nehmen, wenn sie die englischen Unternehmungen auf humanem Gebiet unterstützen. Man hat sich z. B. darüber aufgehalten, daß Amerikanerinnen, die an Engländer verheirathet sind und in England leben, Geld zur Ausrüstung des Hospitalschiffes „Maine" gegeben haben. Dieses Vorgehen gegen England jedoch läßt sich mit der geballten Faust in der Tasche vergleichen und kann nur dahin führen, daß man den Deutschen ob des angeschlagenen Tones einfach dort auslacht. Nur ganz ungebildete oder halbgebildete Leute, sowie solche, die es nie der Mühe für werth gehalten haben, sich einen richtigen Ueberblick der Machtmittel zu verschaffen, können den Gedanken hegen, Deutschland habe die Macht, England mit Gewalt zu Handlungen irgend welcher Art zu zwingen. Eine Coalition aller Mächte gegen England ist undenkbar; aber welche Coalition auch, Deutschland einbegriffen, zu Stande käme, der am meisten geschädigte Theil müßte das Deutsche Reich werden, weil es den größten Seehandel hat, der sich im Jahre 1898 auf über 6000 Millionen Mark belief (9,45 Milliarden Gesammthandel), wovon 4500 Millionen reiner Seehandel, also nach außereuropäischen Ländern, sowie nach Großbritannien, Norwegen, Schweden waren. Dazu treten dann aber noch die hohen Werthe für die deutschen Schiffe. Dieser Handel würde eine Beute Englands, und man muß dazu bedenken, daß England in allen Meeren Kriegshäfen besitzt, alle Meeresstraßen beherrscht und im Besitz aller Weltkabel sich befindet.

Der Schutz, den neutrale Häfen bieten, ist ziemlich schwach, wenn England der Gegner ist. Das hat man in früheren Kriegen genugsam erfahren und sieht man jetzt in krasser Weise, wie das neutrale Portugal der kriegführenden Macht England seine Delagoabai einfach zur Verfügung stellt. Träte jetzt eine Coalation gegen England auf, an der sich das „neutrale" Portugal nicht betheiligt: würde dann England die portugiesische Delagoabai als neutral gelten lassen? Ganz gewiß nicht! —

Durch die Vermehrung der Flotte seit noch nicht einem Jahrzehnt, namentlich aber durch die Flottenblätter, ist uns in Deutschland gewaltig der Kamm geschwollen. Dieses fortwährende Loben unserer Leistungen auf maritimem Gebiet, namentlich auf kriegsmaritimem, der stete Hinweis auf unsere aufblühende Schiffsbauindustrie, das Herabsetzen anderer Staaten auf diesem Gebiet zu unsern Gunsten, haben eine nicht ungefährliche Strömung gezeitigt. Nicht in Fachkreisen, wohl aber in weiten Bevölkerungsschichten hat bereits eine bedenkliche Ueberschätzung unserer thatsächlich vorhandenen Machtmittel zur See Platz gegriffen, die sich leicht zu dem Wunsche erstrecken kann: „Ja, wozu haben wir denn unser vieles Geld gegeben und bewilligt, wenn unsere Kriegsflotte bloß zum Ansehn da ist, höchstens noch um gelobt, gemalt oder photographirt zu werden?" Gewiß, unser Material und

Digitized by Google

Personal der Flotte sind vortrefflich, ebenso wie die Leistungen unserer Schiffbauindustrie. Aber das Personal anderer Flotten ist auch vortrefflich, das Material größer, und die Schiffbauindustrie liefert bei gleicher Güte schneller. So z. B. braucht ein englisches Schlachtschiff von 15000 To. Deplacement der „Majestic"-Classe zwei bis zwei ein halbes Jahr von der Kiellegung bis zur Indienststellung, bei uns hat das neuste fertige Schlachtschiff „Kaiser Friedrich III" von 11180 To. fünf Jahre benöthigt. Wir sind nicht entfernt eine Großmacht zur See, das ist England allein, die Vereinigten Staaten wollen es werden. Wir sind auch keine Seemacht ersten Ranges, das ist Frankreich. Mit Rußland, Italien, den Vereinigten Staaten und Japan bildet auch Deutschland die Classe der Seemächte zweiten Ranges. Also so besonders stolz brauchen wir auf unsern Platz nicht zu sein, namentlich im Hinblick darauf, daß unsere Handelsflotte die zweite der Welt ist, die beiden größten Rhedereien die deutsche Flagge führen. Krieg mit England ist für Deutschland ein Unding. Wie wäre es aber, wenn man angesichts der Gehässigkeit, die sich so vielfach in Deutschland jetzt gegen England zeigt, dort den Plan in's Auge faßte, sich an Deutschlands Küsten einen britischen Kriegshafen anzulegen, oder sich wenigstens einen sogenannten „neutralen" Hafenplatz zu schaffen, den man in Kriegsläufen nach bekannten Mustern dann als neutral oder als nicht neutral behandeln kann?

Die Sache klingt auf den ersten Blick phantastisch, ist es aber gar nicht, und in unserer schnelllebigen Zeit können sich politische Dinge plötzlich ändern.

In Deutschland befindet sich noch ein Ort, welcher keinem der deutschen Staaten gehört, sondern nur auf eine genau fixirte Zeit verpfändet ist. Das ist die Stadt und der Hafenplatz Wismar, im rechtlichen Besitz von Schweden, dem es am 26. Juni 1903 wieder zufällt unter der einzigen Bedingung, daß Schweden 23076842 Thaler, also rund 70 Millionen Mark, an Mecklenburg zahlt. Am 26. Juni 1803 wurde die Stadt von Gustav Adolph IV. von Schweden an Friedrich Franz I. von Mecklenburg auf 100 Jahre für ein Darlehn von 1280000 Thalern zu 3 Procent Zinsen verpfändet. Dieser Vertrag läuft also 1903 ab, und wenn Mecklenburg auch — wie ausdrücklich bemerkt wurde — nicht das Recht hat, die Summe zu „fordern", so steht andererseits Schweden das Recht zu, die Herausgabe der Stadt gegen Zahlung zu „fordern". Geschieht das nicht, so läuft der Vertrag 100 Jahre weiter. Ein deutscher Kriegshafen, wohlverstanden ein „deutscher", darf innerhalb der Verpfändungszeit nicht angelegt werden.

Man hört nun bei uns bei Erwähnung dieser Angelegenheit meist die Bemerkung: „Schweden wird sich hüten, Wismar für 70 Millionen Mark einzulösen." Es ist aber gar nicht einzusehen, weshalb die Einlösung nicht erfolgen soll, denn ein Hafenplatz auf dem europäischen Festlande, noch dazu für den Handel durchaus nicht so ungünstig gelegen, kann unter Umständen sehr werthvoll sein, beispielsweise kann man ihn — verkaufen! Was sind heute 70 Millionen Mark im Weltverkehr? Die englische Firma Brothers gerieth vor einigen Jahren in Zahlungsschwierigkeiten, weil sie an einem bestimmten Termin 1000 Millionen Mark, größtentheils in Gold, nicht zahlen konnte. Die Dampfer des Norddeutschen Lloyd standen im Bericht von 1898 mit einem Totalwerth von 133723641,60 Mark zu Buch. Englands Außenhandel belief sich im ersten Halbjahr 1899 auf 6265,2 Millionen Mark, und die britische Südafrika-Company unter Cecil Rhodes hat vom Jahre 1890 bis 1899 einen Verlust von 113,78 Millionen Mark gehabt, ohne daß ihr die Summe besonders hoch scheint. Rußland hat für den Ausbau von Libau, jetzt „Kaiser Alexander III.-Hafen", schon 70 Millionen ausgegeben und für das Jahr 1900 sind allein 7,1 Million Mark ausgeworfen. Die Summe zur Auslösung an sich ist also nicht enorm.

Die zweite Frage aber ist, ob Schweden sie bezahlen kann und will. Bei gutem Willen würde man sie auftreiben können, aber daß dieser Wille vorhanden ist, daran ist stark zu zweifeln, um so mehr als Schweden, wenn es nach solchen Opfern im Besitz des Hafens, sehr geringe Vortheile und große Kosten und Mühen von ihm haben würde. Aber Schweden kann ja Wismar „auf Zeit" kaufen, und das Geld zur Einlösung dürfte sich schon finden lassen, wenn es auch nicht aus dem Lande selbst kommt. Sehen wir uns doch einmal die Verhältnisse mit der Delagoabai an, sie haben Mancherlei, das sich auf Wismar anwenden läßt. Die Delagoabai ist portugiesisch und neutral; factisch gehört sie und die Delagoa-Eisenbahn England oder — wenn man lieber will — der Mozambique-Compagnie, ähnlich wie Rhodesia der Südafrika-Compagnie gehört. Wenn Schweden 1903 Wismar einlöst, — woher das Geld kommt, geht Mecklenburg und das Deutsche Reich gar nichts an — hat es das Recht, die Hafenanlagen ganz nach Belieben zu erweitern und zu befestigen, Werftetablissements, Fabriken u. s. w. zu errichten und Kabel zu legen. Ob diese Anlagen mit schwedischem Geld entstehen, darum hat sich Niemand zu kümmern, ebenso wenig ob die Firmen der großen Etablissements Schweden, Franzosen oder Engländer sind. Dann haben wir, genau wie früher in Helgoland, eine fremde Flagge an unsern Küsten wehen und inmitten unserer Gewässer neutrale Gewässer.

Dieser neutrale Kriegshafen scheint Manchem Chimäre, aber es ist nicht einzusehen, weshalb die Dinge sich nicht auf diese Weise entwickeln sollen. Man kann einwenden: Deutschland wird nicht dulden, daß in Wismar Befestigungen angelegt werden. Abgesehen davon, daß sich dagegen rechtlich wenig sagen läßt, braucht in solchem Falle Schweden die Befestigungen nicht auszuführen, sondern an die Erweiterung der Anlagen u. s. w. zu gehen. Ist das in großem Maßstabe geschehen — nun dann kann ja England eintreten. Natürlich vorläufig in Form von Compagnien wie in der Delagoabai. Wie wichtig es für eine Flotte ist, die in der Ostsee operiren will, dort einen festen Stützpunkt zu besitzen, haben Engländer und Franzosen zusammen im Krimkriege, die Franzosen allein 1870/71 zur Genüge erfahren.

Die Ausführungen mögen phantasievoll scheinen, aber es ist in den letzten Jahren so manches Tauschgeschäft gemacht, so manche Besitzergreifung erfolgt, daß sie keineswegs in das Gebiet der Unmöglichkeit gehören. Es wäre sehr zu wünschen, daß die Wismarfrage 1903 endgiltig geregelt würde, aber das scheint nicht so leicht, wenn man nicht will, daß sie nach 100 Jahren abermals aufgerollt wird, und wer kann wissen, ob unter für Deutschland günstigeren Umständen als jetzt. Die Angelegenheit ist eigentlich eine rein mecklenburgisch-schwedische, doch dürfte das Reich auch mitsprechen. Eine Regelung wird ohne einige Aufwendung von Geld deutscherseits kaum gehen, denn rechtlich bestehende Verträge löst man ungern mit Machtmitteln; hat man doch auch den Sundzoll von Dänemark für Millionen Thaler abgelöst. Jedenfalls ist die Frage interessant: bleibt Wismar nach dem 26. Juni 1903 schwedisch, wird es deutsch — oder...?

Dr. ing.

Von Dr. phil. Theodor Lessing.

Die Verleihung des Rechtes der Doctorpromotion an polytechnische Hochschulen wurde in akademischen Kreisen schmerzlich empfunden. Die Universität sieht wieder ein Privilegium dahinschwinden. Wir stehen in einer Periode, in welcher die Werthschätzung der „akademischen Bildung" merklich abnimmt. Während ehemals keine Weisheit für voll

Digitized by Google

galt, als die an den Universitäten verzapfte, kein Bildungsweg anerkannt wurde, als der officielle, staatlich fixirte Studiengang — scheint nunmehr der Nimbus der alma mater zu verblassen, und die Verleihung des Promotionsrechtes an technische Hochschulen ist nur eines von vielen Symptomen, welche auf eine fundamentale Umwälzung des höheren Bildungswesens prophetisch hindeuten. Niemand verschließt sich der Einsicht, daß die eigentlichen Centren unserer Cultur nicht mehr die Universitäten sind, und daß in allen Facultäten das Zukunftreichste und Wichtigste außerhalb der Akademien gelehrt wird.

Betrachten wir zunächst die älteste und ehrwürdigste Wissenschaft, die Philosophie — so sehen wir, daß ihre Stellung an den Hochschulen von Jahr zu Jahr trostloser geworden ist. Die utilitarische Gesinnung ist überall herrschend, und so ist es nicht wunderbar, daß von Seiten der exacten Naturforscher, wie auch auf Seiten der Juristen und Historiker Stimmen laut wurden, welche die Philosophie an den Universitäten überhaupt für überflüssig erklärten und ihren Lehrinhalt in dem Wissensmaterial der anderen Disciplinen schon erschöpft sehen. Zwar hat man für Hörer aller Facultäten neuerdings eine bestimmte Anzahl philosophischer Collegien obligatorisch gemacht. Dies aber konnte nur dazu führen, äußerlich den Docenten der Philosophie eine größere Zahl Honorar zahlender und zur Noth ein Colleg absitzender Studenten zuzuführen; während die Schaar derer, die aus wissenschaftlichem Antriebe und ohne Erwerbszwecke sich diesem „brodlosen Studium" hingiebt, fortgesetzt zusammenschmilzt. Die Stellung der Philosophie aber ist der eigentliche Gradmesser für den wissenschaftlichen Geist einer Schule, denn nur die philosophische, nicht aber die empirische Behandlung einer Disciplin ist die eigentlich wissenschaftliche. Aerzte, Juristen und Theologen, welche Kant nicht mit Unrecht als die Kaufleute des Geistes bezeichnet hat, ernten heute meistens nur den Stolz, tüchtige Arbeiter oder gute Handwerker zu sein; das aber ist nicht der Stolz wissenschaftlicher Menschen. Die unwissenschaftliche Gesinnung geht so weit, daß man eine Ehre darin sieht, seine Medicin oder Chemie möglichst ohne Grübelei, mechanistisch und exact zu betreiben; für die Philosophie bietet also die moderne Universität von vornherein kein geeignetes Feld. Ihre Entwickelung ging daher seit einem halben Jahrhundert völlig außerhalb der Hochschulen vor sich. Keiner der großen modernen Philosophen seit Kant's Tagen gehörte der Universität an; Viele haben kaum einen akademischen Bildungsweg durchgemacht. Umgekehrt hat die Universitätsphilosophie von Schopenhauer bis Dühring Hohn und Spott in Menge geerntet, wenig productive Leistungen gezeitigt und fast alle bedeutenden modernen Philosophen zu Gegnern gehabt: Schopenhauer, Robert Mayer, Feuerbach, Stirner, Spir, Steudel, Ed. v. Hartmann, Dühring, Mainländer, Stuart Mill, Herbert Spencer, Friedrich Nietzsche. Alle diese Männer schufen völlig abseits von der Universität.

Ebenso haben die Hauptströmungen der neuesten Theologie außerhalb der Hochschulen ihre Quelle gehabt. Was in den letzten Jahrzehnten die Geister beschäftigte, kam von Männern, die fern von der akademischen Theologie lebten; andererseits haben religiöse Bewegungen, wie die Theosophie in Amerika, die Heilsarmee in England, die christlich-sociale, freireligiöse und Egidy'sche Bewegung in Deutschland die Universitätstheologen in Athem versetzt. Die Möglichkeit der theologischen Disciplin an der modernen Universität ist, wie Nietzsche sagt, ein „öffentliches Geheimniß"; die Forderung, die Theologie auf die Convicte und Seminarien zu beschränken, wird namentlich von katholischer Seite immer lebhafter verfochten.

Der Schwerpunkt des medicinischen Studiums ist längst nicht mehr die Universität. Zunächst haben sich die klinischen Institute und Anstalten von der Universität abgesondert; sie bilden ein akademisches Viertel für sich, und die Besucher der Kliniken stehen mit den anderen Studenten in lockerer Verbindung; sehr wenige besuchen außer den Fächern, die ihnen zu Geld und Titel verhelfen sollen, jemals ein historisches, kunsthistorisches oder philologisches Colleg. Da die berechtigte Forderung sich verbreitet, für die Mediciner noch ein Jahr praktischer Krankenpflege obligatorisch zu machen, so wird sich die medicinische Facultät nur noch mehr von der juristischen und philosophischen ablösen und der Entwickelung der Universitäten zu bloßen Fachschulen entgegenarbeiten.

Die strenge Arbeitstheilung führt zum Specialistenthum; dieses aber ist mit einem humanen Bildungsideale unvereinbar. An der Universität können nicht gebildete Menschen gezogen werden, sondern sie kann nur Gelegenheiten schaffen, sich zu guten Medicinern, Juristen und Philologen heranzubilden. In demselben Maaße nun, als das an den Hochschulen Gebotene die feineren und tieferen Geister unbefriedigt ließ, wendete sich ihr Interesse von den Vertretern der officiellen Wissenschaft ab und den Dilettanten und freien Künstlern der Wissenschaft zu. Um Aufklärung über Fragen des Gewissens oder Probleme des Lebens zu erlangen, wendet sich kein Gebildeter an die Werke der zünftigen Professoren; man zieht die Dichter den Philosophieprofessoren vor, und nicht selten macht der medicinische Charlatan dem akademischen Geheimrath erfolgreiche Concurrenz. Das Professorenamt hat an Credit eingebüßt, und der akademische Doctortitel ist vielleicht bald eine werthlose Mumie oder ein Prädikat wie etwa der Titel: „Hoflieferant". Die Specialistenbildung der Chemiker oder Mediciner war schon längst nur der Materie nach, nicht aber essentiell von der der Techniker verschieden; es war daher durchaus logisch und nicht mehr als gerecht, daß man endlich auch dem Techniker das Recht auf den Doctortitel zugestand, denn etwas anderes als Techniker sind auch die Doctoren der anderen Facultäten längst nicht mehr. Die medicinische Facultät hat nun unlängst den Versuch gemacht, den Werth des Doctortitels wieder zu heben. Seit dem 1. April dieses Jahres nämlich ist an allen Universitäten des Deutschen Reiches die Erwerbung des medicinischen Doctortitels an die vorherige Absolvirung des Staatsexamens geknüpft. Es soll hierdurch verhindert werden, daß andere Personen als praktische Aerzte sich den medicinischen Doctortitel ohne praktische, klinische Thätigkeit zulegen können. In dem Interesse des Publicums hat die officielle medicinische Wissenschaft trotz Hygiene und Bacteriologie, trotz Chirurgie und medicinischer Chemie vielfach verloren, während Naturheilkundige wie Prießnitz und Kneipp, Platen und Biltz gläubige Jünger fanden und Hydrotherapeuten, Magnetiseure und Naturärzte, zumal in den Großstädten, den praktischen Aerzten die ernsteste Concurrenz machen. Man glaubte nun den ärztlichen Stand wieder mehr zu Ehren zu bringen, indem man den medicinischen Doctor von den Doctordiplomen aller übrigen Facultäten abtrennte und ihm eine ganz besondere Stellung sicherte. Dieses Verfahren dürfte nun rein praktisch ganz vernünftig und berechtigt sein; indessen hat die medicinische Wissenschaft mit dieser Neuerung sich eine trostlose Blöße gegeben. Denn diese Neuordnung der medicinischen Promotion setzt ganz naiv voraus, daß die Medicin von Niemandem mehr als Wissenschaft und aus wissenschaftlichem Erkenntnißdrange betrieben wird, vielmehr immer nur Wege zu praktischen und technischen Zielen bieten soll. Der praktische Arzt ist somit das einzige Ziel und der ganze Zweck dieses Studiums geworden, während offenbar Physiologie oder Psychiatrie von Keinem um ihrer selbst Willen betrieben wird. Dem Sinne des alten Doctortitels entsprach es, daß seine Verleihung von der Erlangung wissenschaftlicher Einsichten, nicht aber praktischer Rechte, Handfertigkeiten und Monopole abhängig war; knüpft man dagegen diesen Titel, der nur ein Ausweis für den Bildungsrang seines Trägers sein sollte, an ein praktisches Gewerbe, so wird er nichts anderes, als ein kauf-

Digitized by Google

männischer Creditschein. Er hat praktischen Werth wie der Titel Hoflieferant oder Commerzienrath, indem er die errungene sociale Stufe seines Trägers kennzeichnet; aber er hat keinen idealen Werth, weil er nicht länger besagen soll, daß sein Eigener eine bestimmte Summe von Einsicht und Kenntnissen auf einem Gebiete errungen hat, was ja sehr wohl möglich wäre, ohne daß dies Gebiet von ihm als Terrain seiner praktischen Lebenspläne und Speculationen betrachtet würde. Namentlich aus dem Auslande, aus Amerika und England besonders, kamen immer noch Jünglinge an die deutsche Universität, welche sich über den Stand der medicinischen Wissenschaft unterrichten und in den Naturwissenschaften Kenntnisse erwerben wollten, ohne gerade das Ziel, praktische Aerzte zu werden, im Auge zu haben. Der Beruf des praktischen Arztes, welcher heute nur sehr selten ein wissenschaftlicher Beruf genannt werden kann, darf nicht zum Zwecke eines Studiums werden, das als Wissenschaft nur um seiner selbst Willen betrieben werden kann. Die Universität hat also auch in diesem Falle wiederum ihren Bankrott an wissenschaftlicher Gesinnung eingestanden.

Der ideelle Werth der Doctorpromotion ist nun auch in allen anderen Disciplinen nahezu erschöpft. Die Universität hat ein Monopol auf den Doctortitel beibehalten, während sie das Monopol auf die Bildung, über deren Besitz dieser Titel ursprünglich ausweisen sollte, längst nicht mehr besitzt. Das wissensdurstige und zur Bildung strebende Publicum hat heute hundert andere gute Wege neben den Universitäten, um sich in jedem Felde zu belehren und auszubilden. Zunächst ist die Tagespresse und die gesammte periodische Literatur längst eine Macht geworden, welche der Bedeutung der Hochschule überlegen ist; die Interessenten irgend eines Faches oder irgend welcher Probleme gruppiren sich um Zeitschriften, aus denen sie sich über alle Neuigkeiten ihres Faches unterrichten können. Sodann hat, ganz abgesehen von agitatorischer und politischer Aufklärung, das Institut der öffentlichen Vorträge in den größeren Städten solchen Aufschwung genommen, daß überall Gelegenheit geboten ist, sich in allen Fächern menschlichen Wissens zu belehren; endlich hört niemand mehr an Universitäten irgend etwas, was er nicht viel besser und billiger sich zu Hause durch Selbststudium aus Büchern aneignen kann. Auch zu Volksuniversitäten hat man endlich Grundsteine gelegt; die Volksuniversität Hamburg ist im Entstehen. Neuerdings hat man vorgeschlagen, auch Hochschulen für Journalisten zu gründen; in Paris existirt thatsächlich eine solche literarische Facultät, welche damit umgeht, auch einen Docteur ès-lettres zu schaffen, der ebenso berechtigt und angebracht wäre wie der Doctor-Ingenieur. Es wäre nun schließlich auch nichts dagegen einzuwenden, wenn öffentliche Fachschulen genau wie technische Schulen das Recht bekämen, Doctordiplome ihres Faches auszustellen; auf diesem Wege könnten Handelsschulen Doctores commercii und schließlich auch Brauerschulen Doc. cerevisiae creiren. Dieses wäre der Weg, um den lateinischen, mittelalterlichen Gelehrtentitel völlig lächerlich zu machen, so daß er schließlich zur verstaubten scholastischen Mumie wird. Er ist längst so werthlos geworden, daß man eine solche Vergemeinerung des Titelrechtes begrüßen könnte als das Mittel zur Selbstzersetzung des gegenwärtigen deutschen Promotionswesens. In den Augen naiver Menschen hat der „Doctor" heute noch einen gesellschaftlichen Werth; ist er indessen erst so brombeerbillig geworden, daß ihn jeder in seinem Specialfache tüchtige Industrielle, jeder Kaufmann, jeder Beamte und schließlich auch jeder Handwerker sich erwerben kann, so wird dieser Titel durchaus zu einer praktischen Bezeichnung des Ranges und der Stellung seines Inhabers herabgesunken sein, ohne irgend welchen ideellen Werth; er bezeichnet dann die technische Geschicklichkeit und Fertigkeit zu irgend einer Bethätigung, so wie es im Handwerk der Titel „Meister" thut.

Die Titel Doctor und Magister sollten ursprünglich wie die Prädicate Eminenz, Excellenz, Celebrität, Magnificenz — Ehrentitel sein, während sie heute bereits zu Amtstiteln geworden sind, deren wir Deutsche bekanntlich eine Legion besitzen. Dem Doctortitel setzten die alten Gelehrten noch Adjective hinzu, wie subtilis, admirabilis, angelicus, elegantissimus, um dadurch die besondere Eigenart des Trägers zu kennzeichnen; seitdem die Doctorwürde so gemein geworden ist, daß kaum ein Student ohne sie die Hochschule verläßt, fehlt es uns an einem Prädicate, durch das sich die Männer von Bildung und Kenntnissen von dem „Bildungspöbel" unterscheiden lassen. Die gelehrten Titel sind durchweg keine Significate des Weisheitsgrades und der Bildungsstufe, sondern nur Bezeichnungen der Aemterstufe ihrer Träger, indem die Bildung vom Staate monopolisirt und eine wissenschaftliche Beamtenclasse herangebildet wurde. Es fragt sich indessen, ob eine Monopolisirung der höheren Bildung, wie sie unsere Universitäten und Akademien zu Wege brachten, überhaupt dauernd bestehen kann und ob die Cultur eines Volkes wirklich von officiellen Beamten der Cultur vertreten werden kann oder sich vom Kastenwesen emancipiren muß und ihr wahres Leben außerhalb der gelehrten Aemter- und Titelochlokratie führt. In dem Falle würden die eigentlichen und berufenen Vertreter jedes Faches abseits von den beamteten Namensträgern des Faches zu suchen sein.

Die Verleihung des Promotionsrechtes an die polytechnischen Hochschulen ist der richtigste Schritt zur Gleichberechtigung der Realschul- mit den Gymnasialabiturienten. Denn nunmehr, nachdem das Promotionsrecht den Absolventen unserer Realschulen zugestanden ist und Hochschule wie Polytechnikum im Resultat die gleiche Würde verleiht, nun ist es auch sinnlos geworden, noch länger den Unterschied der Berechtigung zwischen Realschul- und Gymnasialabiturienten bestehen zu lassen; man hat bereits beiden Schülern gleiche Titelrechte eingeräumt und will gleichwohl noch imaginäre Unterschiede der Bildung construiren. Die Zulassung der Realgymnasialschüler zum medicinischen Studium ist bereits fast entschieden; die Zulassung zum juristischen Studium ist Frage der Zeit. Somit entspricht die Erweiterung des alten humanen Doctortitels dem Siege der realistischen Bildung. Wer der Meinung ist, daß die Humaniora keine unersetzlichen Bildungsmittel sind, daß das Studium des Griechischen und Lateinischen für moderne Menschen geringeren Werth hat, als das der Naturwissenschaften und der technischen Fächer — der darf in diesem Ausgange stolz den Sieg einer neuen Zeit und eines neuen Bildungsideales erblicken. Ich für meine Person muß mich zu einer pessimistischen Auffassung bekennen, indem ich auch in der Entwerthung der Doctorwürde ein Symptom für den Verlust unserer ehrwürdigsten Schätze an Bildung und Cultur sehe und den Niedergang der humanen Bildung durch den Untergang der humanen Gesinnung erklären muß; den Glauben, daß die gesammte moderne Bildung auf den Ueberlieferungen der griechischen und römischen Cultur beruht und daß die Verbannung der alten Sprachen aus unseren Bildungsanstalten der Anfang einer allgemeinen Gesinnungsbarbarei und Geistesrohheit ist — theile ich vollständig. Liegt somit der innere Grund für die Entwerthung der gelehrten Doctorwürde in dem Verluste des humanen Bildungsideales, so ist die äußere Ursache dieser Entwerthung der schamlose Betrieb unseres Promotionswesens, das einer radicalen Reorganisation bedurft hätte, wenn nicht die bevorstehende Selbstzersetzung unausbleiblich sein sollte. Sollte der Doctor ein Ehrentitel wissenschaftlicher Gesinnung werden, so durfte er vor Allem nicht Kaufobject und gelehrter Handelsartikel bleiben. Der Umstand, daß die Professoren für Promotionen bezahlt werden und die durch den Doctortitel Geehrten ihr Diplom theuer erkaufen, ist die Quelle eines Nepotismus, der unter wissenschaftlichen Formen an unseren Hochschulen oben auf ist.

Wie die Lehrkörper der Hochschulen unter sich geschlossene

Digitized by Google

Ringe bilden und die Professorenschaft mancher Universitäten zur Hälfte verschwägert und verschwistert ist, so ist auch das Verhältniß der Docenten zu den Studirenden oft wesentlich von materiellen Interessen bestimmt. Die Collegien sind, zumal an den kleineren Universitäten, ausschließlich darauf zugestutzt, um auf billigen und möglichst bequemen Wege dem Hörer so viel Gedächtnißstoff einzulöffeln und in die Feder zu dictiren, als zum Bestehen des Examens eben nothwendig ist. Hörer und Professoren sind in gleicher Weise Sclaven des Examens. Die Universitäten scheinen bei uns mehr Erziehungs- als Bildungsinstitute zu sein; Deutschland ist das Land, in dem jeder Mensch lebenslang ein Schulknabe bleibt und Einer immer den Anderen zu prüfen hat. Alles wirkt erziehlich: Schule, Familie, Armee, Beamtenschaft, Corporationen, Kirche und Universität. Der Deutsche hat das Bedürfniß, irgend einem Comment mit Paragraphen sich zu unterwerfen; auch unsere Dichter sollen erziehen und die Künstler sollen den Stock in der Hand haben. So sind wir ein moralisches Volk; aber kein Culturvolk. Denn unsere Culturkämpfe sind die Kämpfe verschiedenartiger Disciplinen und Vorurtheile: Hie Actenreiter, hie Kanzelhusar, hie Schulfuchs, hie Pillendreher, hie Commisbrodfresser, hie Wirklicher Geheimer Tintenrath — und jeder besitzt eine „Weltanschauung". Was man unsere Cultur nennt, ist ein Kampf der Doctordiplome, Tiaren, Infuln und Kutten, Zeilenhonorare, Gelehrtenperrücken, Chargen, Adelsbriefe und Kurszettel. Auch unsere höchsten Bildungsanstalten bleiben Drillanstalten, und doch ist es unwürdig, daß erwachsene Männer von dazu angestellten Professoren sich in Collegien das eintrichtern lassen, was sie, von Eifer und Wissensdurst beseelt, auch aus jedem Buche sich beibringen können. Eben diese Alleinherrschaft des Examens macht den Geist unserer Hochschulen so unfrei und unvornehm und das Verhältniß von Schülern und Lehrern so geistlos. „Give the fool his title and let him go" — ist die Devise der kleinen Universitäten, die sich bei uns als „Doctorfabriken" eines begründeten Rufes erfreuen und zu der jedes Halbjahr ein neuer Strom von Musenjüngern wallt, die nichts wollen, als möglichst glatt ein Examen absitzen. Die Ausstellung des Doctorcertificates ist ein Geschäft, von welchem viele Universitäten zu leben haben; sie spotten ihrer selbst, wenn sie den Doctortitel auch honoris causa verleihen — denn aus welchem Grunde verleihen sie ihn sonst? er sollte von Rechts wegen immer nur honoris causa verliehen werden. Das mündliche Examen, der philosophischen Facultät zumal, ist längst eine pia fraus, und alle Versuche, der Sache ein wissenschaftliches Mäntelchen zu geben, führten dahin, daß sie scheinheiliger betrieben wird; es giebt deutsche Universitäten, an denen kaum jemals ein Candidat im mündlichen Doctorexamen durchgefallen ist. Das wichtigste wissenschaftliche Rüstzeug gab man auf, indem man an den meisten Hochschulen die lateinische Dissertation abschaffte, denn so lange eine wissenschaftliche Arbeit in gutem Latein gefordert wurde, konnten sich nur Personen den Doctor erwerben, die durch Beherrschung der lateinischen Sprache sich wenigstens über einen bestimmten Fonds an humaner Bildung auswiesen. Seither aber ist die Literatur der deutschen Doctordissertationen eine wahre Calamität; alle Universitätsbibliotheken gleichen seither wissenschaftlichen Salpeterplantagen und Augiasställen, die der Examencandidat zu reinigen hat. Hierzu kommt die Abschaffung der in Frankreich, Italien und England unerläßlichen Pflicht, vor Erwerbung des Doctorhutes eine Reihe von Thesen persönlich und öffentlich vertreten zu müssen; so lange diese Discussion, an der sich Jeder betheiligen konnte, noch keine bloße Spiegelfechterei war, verschaffte sie vortrefflichen Einblick in die persönlichen Qualitäten eines Candidaten. Nunmehr aber kommt es lediglich auf die ganz geistlose und im Grunde überflüssige Compilation an, die man zur Noth sich auch von hülfreichen Gönnern und guten Freunden vornehmen lassen kann. Die Kunst aus 20 Büchern ein 21. zu machen, ist bei uns so verbreitet, daß sich überall schlaue Speculanten auf die menschliche Eitelkeit und manchmal recht dunkle Ehrenmänner finden, die eine rite-Erwerbung des Doctortitels gegen gute Bezahlung gerne vermitteln. In Berlin leben zahlreiche große Institute einzig von dieser Hülfeleistung zur Promotion und von der Aufspürung und Zusammenstellung der zu einer Doctorarbeit nöthigen wissenschaftlichen Maculatur.

Nur eine gänzliche Neugestaltung des Promotionswesens, Erschwerung des mündlichen Examens, Forderung des Gymnasialabsolutoriums, Aufhebung des Doctor in absentia, Abschaffung der Bezahlung des Examens und des Diplomes und Erneuerung der lateinischen Sprache für die Prüfungsarbeit — das wären Mittel gewesen, um die Doctorwürde wieder zu Ehren zu bringen. Durch sie hätte man allenfalls einen neuen Dr. ing., das heißt Doctor ingenii geschaffen, und das wäre ein wirklicher Ehrentitel geworden.

Kunst und Sittlichkeit.

Von Bildhauer Johannes Gaulke.

Wenn es nach dem Willen gewisser Sittlichkeitsapostel ginge, könnte der künstlerische Darstellungskreis nicht eng genug gezogen werden — im Interesse der Sittlichkeit. Unser Volksleben ist nicht allein durch die Prostitution, sondern auch durch die Darbietungen der Kunst und Dichtung vergiftet worden, hört man sie bei jeder Gelegenheit jammern. Es ist die höchste Zeit, daß diesem verderblichen Getriebe Einhalt geboten werde, wenn noch der Rest des sittlichen Bewußtseins dem Volke erhalten bleiben soll. Da dies aber nicht durch ein gütliches Zureden geschieht, so bleibt nichts weiter übrig, als den Gesetzesparagraphen zur Abhülfe anzurufen. Nach den bisherigen Bestimmungen des Strafgesetzbuches konnten die Sünder nur in beschränktem Maße zur Sühne herangezogen werden, darum mußte der § 184, der den Verkauf und die Verbreitung sogenannter unzüchtiger Schriften, Abbildungen oder Darstellungen ahndet, schleunigst erweitert werden. Die Commission, der die Ausarbeitung eines Gesetzes, betreffend die Aenderungen und Ergänzungen des Strafgesetzbuches (lex Heinze) überwiesen worden ist, hat dann auch den § 184 derart revidirt, daß, sollte der Entwurf Gesetz werden, die Angehörigen der künstlerischen Berufe, der Colportage und sonstige Handelbetriebe in steter Gefahr schweben, mit dem Gesetzesparagraphen in Conflict zu gerathen. Der § 184 lautet in seiner revidirten Fassung:

„Mit Gefängniß bis zu einem Jahre und mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit einer dieser Strafen wird bestraft, wer

1. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen feilhält, verkauft, vertheilt, an Orten, welche dem Publicum zugänglich sind, ausstellt oder anschlägt oder sonst verbreitet, sie zum Zwecke der Verbreitung herstellt oder zu demselben Zwecke vorräthig hält, ankündigt oder anpreist;
2. unzüchtige Schriften, Abbildungen oder Darstellungen einer Person unter achtzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet;
3. Gegenstände, die zu unzüchtigem Gebrauche bestimmt sind, an Orten, welche dem Publicum zugänglich sind, ausstellt oder solche Gegenstände dem Publicum ankündigt oder anpreist;
4. öffentliche Ankündigungen erläßt, welche dazu bestimmt sind, unzüchtigen Verkehr herbeizuführen.

Neben der Gefängnißstrafe kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie auf Zulässigkeit von Polizei-Aufsicht erkannt werden."

Digitized by Google

Die Herstellung von sogenannten unzüchtigen Schriften ꝛc. ist demnach an sich nicht strafbar. Aber wehe dem Aermsten, der, nichts Böses ahnend, ein als unzüchtig befundenes Object verkauft oder verbreitet! Der Diebstahl ist bekanntlich erlaubt, man darf sich nur nicht kriegen lassen. Auch liegt es dem Gesetzgeber natürlich fern, die Werke der Kunst durch diesen Paragraphen zu treffen. Der Widerspruch liegt klar auf der Hand. Denn einmal ist die künstlerische von der unkünstlerischen Leistung nicht scharf abzugrenzen und zweitens läßt der Begriff des Unzüchtigen eine weitgehende Auslegung zu. Es kann Jemand ein Bild als die höchste und reinste Aeußerung der Kunst bewundern, ein Anderer erblickt darin nur eine unzüchtige Darstellung, die angethan ist, ein öffentliches Aergerniß zu erregen. Von großen Sittlichkeitseiferern ist häufig schon die Darstellung des Nackten in der Kunst bekrittelt worden. Alle Werke der Antike müßten demnach mit Stumpf und Stil ausgerottet werden, da sie in ihrer göttlichen Nacktheit durchaus geeignet sind, unsittliche Gedanken und Begierden zu erregen. Und ohne Zweifel giebt es Leute, die das Kunstwerk nur aus diesem Gesichtswinkel betrachten. Um solches zu verhindern, vielleicht auch um das Schamgefühl der durchreisenden bigotten Engländer nicht zu verletzen, hat man in der frommen Bajuvarenhauptstadt die Antiken in den öffentlichen Kunstsammlungen züchtig mit einem blechernen Weinblatt bedeckt. In der Reichshauptstadt sind derartige Antikenverstümmelungen noch nicht vorgekommen, jedoch ist es in Hinsicht auf die puritanische Unterströmung nicht ausgeschlossen, daß die berufenen Kunst- und Sittenrichter nach Einführung der lex Heinze dem erhabenen Beispiel der bayrischen Sittlichkeitsapostel folgen werden. Dann dürften auch die Tage der Marmorgruppen auf der Schloßbrücke gezählt sein, und Reinhold Begas würde sich mit sauersüßer Miene entschließen müssen, seinem Neptun auf dem Schloßplatz eine alte Theerjacke überzuziehen und die Jungen, die auf dem Felsen des Brunnens ihr Wesen treiben, in ein züchtiges Badcostum zu stecken.

Die Handhabung des Sittlichkeitsparagraphen hat in der bisherigen Fassung schon die seltsamsten Widersprüche gezeitigt. Häufig hat die Behörde die Ausstellung von Kunstwerken im Original gestattet, in der Reproduction aber verboten. Unter Anderen traf Böcklin's „unkeusche" Susanna im Bade dies Mißgeschick. Unergründlich sind für den Laien die Rathschlüsse des höchsten preußischen Kunstrichtercollegiums — der Polizeibehörde. Will man den demoralisirenden Einfluß der Kunst, die wie die Antike einem Ideenkreise entsprossen ist, der nach der puritanischen Anschauung der Dinge unbedingt als ein unsittlicher bezeichnet werden muß, mit Erfolg entgegenarbeiten, so muß vor allen Dingen die heranwachsende Jugend von den Museen und sonstigen Kunstsammlungen fern gehalten werden. Denn es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Antike von manchem ungerathenen Schlingel mit denselben lüsternen Blicken betrachtet wird, wie ein sogenanntes unzüchtiges Bild, das nach § 184 verpönt ist. Widersprüche thürmen sich auf Widersprüche. Wenn der sittliche Kern im Volke nun einmal in einem Auflösungsproceß begriffen ist, wie es Tag aus Tag ein von den Sittlichkeitsaposteln in die Welt posaunt wird, so werden ihn Gesetzesparagraphen am allerwenigsten aufzuhalten vermögen. Wir haben aber glücklicherweise nicht den geringsten Grund, diese Befürchtungen zu theilen. Im Gegentheil sind die allgemeinen sittlichen Zustände heute nicht verrotteter als vor Jahrhunderten, und die lebende Generation ist nicht sittenloser und frivoler, als es die Ahnen und Urahnen gewesen sind. Ein Vergleich der sittlichen Zustände des Mittelalters oder des Rococozeitalters mit denen der Jetztzeit dürfte nicht zu Gunsten der Ersteren ausfallen. Und im Uebrigen ist bei der Definition des Begriffes Sittlichkeit zu berücksichtigen, daß es keine absoluten sittlichen Werthe giebt. Dies ist der Grund, warum die Sittlichkeitsapostel alle Erscheinungen des Lebens als unsittliche bezeichnen, die nicht in ihr hergebrachtes Sittlichkeitssystem hineinpassen.

In dem neuen Entwurf ist der Begriff des Sittlichen zwar nicht definirt worden, wohl aber sind viele Handlungen, die an sich weder sittlich noch unsittlich sind, als strafbar hingestellt worden. Bisher war ein strafrechtliches Einschreiten erst möglich, wenn die Verbreitung sogenannter unzüchtiger Schriften ꝛc. bereits stattgefunden hatte, nach der neuen Fassung ist das Feilhalten oder die Herstellung derselben zum Zwecke der Verbreitung schon strafbar. Es braucht also nicht einmal mehr die Wirkung abgewartet werden, sondern es kann die Behörde von vornherein nach eigenem Ermessen über den sittlichen Werth der genannten Erzeugnisse entscheiden. Man wird in der anbrechenden Sittlichkeitsära erst erfahren, wie verderbt die Welt ist. Das sittliche Niveau ist bereits so tief gesunken, daß uns der unzüchtige Charakter und Zweck mancher Gegenstände gar nicht mehr zum Bewußtsein gelangt. Es ist auch ferner in der Begründung der lex Heinze darauf hingewiesen worden, daß durch sogenannte unzüchtige Schriften oder Darstellungen nicht nur die Sittlichkeit des Volkes gefährdet wird, sondern mehr noch auf die heranwachsende Jugend ein unheilvoller Einfluß ausgeübt wird. Diese Behauptung bedarf noch sehr der Bestätigung. Zum mindesten ist die demoralisirende Wirkung der sogenannten unzüchtigen Erzeugnisse stark überschätzt. Einem noch unverdorbenen Menschen werden sie eher einen Abscheu als Behagen einflößen. Will man den Kampf gegen die Unzucht consequent durchführen, dann müßte man selbst die Bibel als ein unsittliches Buch verbieten, da viele darin vertretene Anschauungen, namentlich diejenigen, die sich auf das Geschlechtsleben beziehen, heute keine sittliche Geltung mehr haben; ganz zu schweigen von den vielen obscönen Stellen, die — um im Jargon der Sittlichkeitsapostel zu sprechen — geradezu die Frivolität herausfordern. Menschen, die darauf ausgehen, werden immer eine Gelegenheit zur Befriedigung ihrer wollüstigen Begierden ausfindig machen, und geschäftskundige Fabrikanten werden trotz der verschärften Strafbestimmungen immer neue Mittel und Wege entdecken, ihre „unzüchtigen" Erzeugnisse an das Publicum zu bringen. —

Das Volk, und namentlich die Jugend, vor sittlichen Verirrungen zu bewahren, ist eine schöne Aufgabe. Daß die Regierung sich von diesem Gesichtspunkt bei Abfassung der lex Heinze hat leiten lassen, wollen wir zu ihren Gunsten annehmen. Nun ist dies aber nicht Sache des Gesetzgebers, sondern des Erziehers. Durch Strafandrohungen ist einem Uebel nicht vorzubeugen, im Gegentheil wird dadurch erst die Aufmerksamkeit breiter Volksschichten auf gewisse Erscheinungen gelenkt. Den „unzüchtigen" Erzeugnissen gegenüber sollte man die Taktik des Ignorirens beobachten, statt sie einer Beachtung zu würdigen, und an Stelle des Schlechten etwas Gutes setzen. Es verhält sich hiermit wie mit der Hintertreppenliteratur. Man mag sie auf Grund des § 184 verbieten und sie wird, wie es häufig mit verbotenen Schriften der Fall ist, erst recht einen Absatz finden. Bietet man aber dem Volke eine bessere und gleich billige Lectüre, wird sie von selbst verschwinden. Das Volk bewerthet einen Gegenstand gewöhnlich nur nach der Billigkeit. Mit dieser Thatsache muß man rechnen. Billige und gute Unterhaltungsgelegenheiten für das Volk, das ist das beste Mittel zur Bekämpfung des Unsittlichen. Statt nun aber, wie man annehmen sollte, alle Volksbildungsinstitute nach Möglichkeit zu fördern, bereitet man ihnen behördlicherseits die größten Schwierigkeiten. Um ein Beispiel herauszugreifen: In Berlin besteht seit Jahren eine Arbeiterbildungsschule, die von Vertretern der Arbeiterschaft in's Leben gerufen ist. Das Institut erfreut sich eines guten Zuspruches, und dennoch kann es nicht leben und nicht sterben, da es nicht allein mit Finanzschwierigkeiten zu kämpfen hat, sondern auch von den Behörden drangsalirt wird. So hat die Communalbehörde

Digitized by Google

nicht einmal die Benutzung der während der Abendstunden leerstehenden Schulräume für Unterrichtszwecke gestattet. Hier wäre die Bethätigung der Behörden und der gesetzgebenden Factoren besser am Platze gewesen als auf dem Gebiete der Strafrechtspflege, um das Volk vor sittlichen Gefahren zu schützen. —

Wir gelangen jetzt zu § 184a, dessen strickte Anwendung noch mehr böses Blut erregen wird, als die des vorigen. Darnach wird mit Gefängniß bis zu sechs Monaten oder mit Geldstrafe bis sechshundert Mark bestraft, „wer Schriften, Abbildungen oder Darstellungen, welche, ohne unzüchtig zu sein, das Schamgefühl gröblich verletzen, einer Person unter achtzehn Jahren gegen Entgelt überläßt oder anbietet oder zu geschäftlichen Zwecken oder in der Absicht, das Schamgefühl zu verletzen an öffentlichen Straßen, Plätzen oder anderen Orten, die dem öffentlichen Verkehre dienen, in Aergerniß erregender Weise ausstellt oder anschlägt." Nunmehr sind nicht einmal solche Gewerbtreibende vor einer Bestrafung sicher, die rein künstlerische oder literarische Producte vertreiben. Nehmen wir an, daß ein Zola'scher Roman, der, ohne nach der allgemeinen Anschauung unzüchtig zu sein, das Schamgefühl des Käufers gröblich verletzt, so kann der Verkäufer zur Rechenschaft gezogen werden — zur Reparirung der Sittlichkeit. Oder es stellt Jemand ein Plakat, das an sich nicht unzüchtig ist, zu geschäftlichen Zwecken an einem öffentlichen Orte aus und es nimmt Jemand daran Aergerniß, so kann ihm flugs der Proceß als Attentäter wider die Sittlichkeit gemacht werden. Diese Beispiele mögen dem Leser vielleicht übertrieben erscheinen, und zugegeben, daß der Staatsanwalt nicht auf jeden Entrüstungsrummel hier die Anklage erheben wird, so wird immerhin durch einen derartigen Paragraphen ein Zustand der Unsicherheit hervorgerufen und dem Denunciantenthum Thür und Thor geöffnet. Selbst der ausübende Künstler, der an sich unzüchtige Producte zu geschäftlichen Zwecken, ohne sich dessen bewußt zu sein, in „Aergerniß erregender" Weise ausstellt, ist nicht vor Strafmandaten und Anklagen sicher. Nach den bisherigen Erfahrungen in der Strafrechtspflege in Preußen ist man wohl zu der Annahme berechtigt, daß der dolus eventualis den Sittlichkeitsattentätern gegenüber mit demselben Geschick ausgespielt wird, wie zuvor nur gegen Majestätsbeleidiger.

Mögen auch die Geschäftspraktiken gewisser Händler „in Nuditäten", die auf die Sensationslust und die Lüsternheit des Publicums speculiren, entschieden zu verurtheilen sein, so ist es immer noch besser, man läßt sie ruhig gewähren, als daß man der Kunst eine neue Fessel auferlegt. Das Unheil, das sie eventuell anzurichten vermögen, ist im Vergleich zu den Gefahren, die der Kunst durch ein Maulkorbgesetz drohen, ganz geringfügig. Damit das Volk nicht Schaden an Leib und Seele nehme durch „unzüchtige" literarische und künstlerische Darbietungen, ist dem § 184 noch ein zweites Schwänzchen angehängt. Der Zusatz § 184b ist eine von so väterlicher Fürsorge für des Volkes Wohl und Wehe dictirte legislatorische Leistung, daß wir ihn dem Leser nicht vorenthalten können: „Mit Gefängniß bis zu einem Jahre oder mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark wird bestraft, wer öffentlich theatralische Vorstellungen, Singspiele, Gesangs- oder declamatorische Vorträge, Schaustellungen von Personen oder ähnlicher Aufführungen veranstaltet oder leitet, welche durch gröbliche Verletzung des Scham- und Sittlichkeitsgefühls Aergerniß zu erregen geeignet sind. — Gleiche Strafe trifft Denjenigen, welcher in öffentlichen theatralischen Vorstellungen, Singspielen, Gesangs- oder declamatorischen Vorträgen, Schaustellungen von Personen oder ähnlichen Aufführungen durch die Art seines Vortrages oder Auftretens das Scham- und Sittlichkeitsgefühl gröblich verletzt."

Es ist um so verwunderlicher, daß ein derartiger Paragraph aufgestellt worden ist, da die Polizei schon heute das Recht hat, jedes Theaterstück auf seinen politischen, religiösen oder sittlichen Gehalt hin zu prüfen und nach eigenem Ermessen die Aufführung desselben zu verbieten. Auch die von Vereinen oder Privaten veranstalteten theatralischen Vorstellungen, Gesangs- und declamatorische Vorträge und sonstige öffentliche Aufführungen sind der Polizeicensur unterworfen. In ihrem Uebereifer für des gemeinen Volkes Wohl hat die Polizei schon oftmals Recitation von Gedichten unserer Klassiker auf Grund ihrer destructiven Tendenz inhibirt. Der Tendenzschnüffelei fallen namentlich die Prolog- und Festdichtungen des von politischen oder Gewerkschaftsorganisationen veranstalteten Feiern zum Opfer. Dieselben Gedichte jedoch, die der Polizei für die Recitation bedenklich erscheinen, können unbeanstandet unter die Festtheilnehmer im Druck verbreitet werden. Es liegt nahe, daß durch das Verbot der Recitation das Interesse des Publicums erst recht auf das „unzüchtige" Gedicht gelenkt wird. So erreicht man durch Vorbeugungsmaßregeln gerade das Gegentheil von dem, was sie bezwecken. Ganz absonderlich muß es die Sittlichkeitsapostel, die einen so großen Werth auf das Bevormundungssystem legen, anmuthen, wenn sie erfahren, daß dieselbe Polizeibehörde, die im Interesse der guten Sitte die Dichtungen unserer Classiker dem Volke vorzuenthalten sich verpflichtet fühlt, Vorführungen der obscönsten Art und die zotigsten Späße in Variétés und Tingeltangeln duldet. In diesen Localen verkehrt allerdings das Volk, dem die Religion und Sittlichkeit gewahrt werden muß, im Allgemeinen nicht, sondern eine vornehmere Gesellschaftsschicht, die, wie es scheint, gegen die unsittliche Infection vollkommen immun ist. Jeder nach seinem Geschmack. Es würde uns schlecht anstehen, gegen die Darbietungen der Variétébühne zu eifern, wir können im Gegentheil die milde Praxis der Polizei diesen Instituten gegenüber im Princip nur gutheißen, knüpfen daran aber die Bedingung, daß sie auch auf die wirklichen künstlerischen Unternehmen in Zukunft angewendet werde. Einstweilen sind das wohl noch fromme Wünsche, und es ist nach Annahme des § 184b sogar zu befürchten, daß die Ausscheidung des „Unsittlichen" aus der Kunst mit einer noch größeren Gründlichkeit betrieben wird. Bisher hatte es mit dem bloßen Verbot sein Bewenden, in Zukunft können die Veranstalter von Schaustellungen, die das Schamgefühl zu verletzen geeignet sind, mit Gefängniß bestraft werden. Und mag selbst ein Theaterstück, ein Gedicht oder eine sonstige künstlerische oder unterhaltende Darbietung die Censur glatt passiren, so kann weiter die Art seines Vortrages dem Darsteller zum Verhängniß werden. Fortan kann sich überhaupt jeder Theaterdirector, Schauspieler, Recitator, Coupletsänger u. s. f. in den Maschen des Gesetzes fangen, mag er die Absicht haben, das Sittlichkeitsgefühl zu verletzen oder nicht. Es fehlt nur noch, daß man die Angehörigen aller künstlerischen Berufe unter Polizeiaufsicht stellt. Das wäre die letzte Consequenz der puritanischen Gesetzgebung und Tendenzschnüffelei.

Es wäre ferner in Erwägung zu ziehen, ob es sich nicht empfehle, der Kunst gewisse Stoffgebiete Kraft des Gesetzes überhaupt zu verschließen, jedenfalls würde die Censur von ihrer aufreibenden Arbeit dadurch bedeutend entlastet werden. Schon der fortwährende Wechsel der Kunstanschauung schließt die Gefahr einer Erschütterung der sittlichen Werthe in sich. Im Grunde genommen wohnt jedem großen Kunstwerk und jeder Dichtung eine unsittliche Tendenz inne, sofern darin Anschauungen vertreten sind, die im Allgemeinen keine Geltung haben. Fast in allen großen Bühnendichtungen werden hergebrachte religiöse und sittliche Ideen einer Kritik unterzogen, überkommene gesellschaftliche Zustände gegeißelt, während nicht selten verbrecherische Handlungen — nach dem Gesetz und dem herrschenden Moralcodex wenigstens als solche gekennzeichnet — in eine mildere Beleuchtung gerückt werden. Schiller's Jugenddrama „Die Räuber" könnte ein gewissenhafter Censor als eine Apologie des Verbrechens, die Wallen-

Digitized by Google

stein-Trilogie als eine Apologie des Treubruchs und Landesverraths, „Kabale und Liebe“ als eine die gute Sitte gefährdende Dichtung auslegen. Dasselbe gilt auch von Goethes's „Egmont“, „Clavigo“, „Stella“, und selbst der „Faust“ könnte im höchsten Grade Anstoß und Aergerniß erregen. Nimmt nicht der Dichter geradezu die Sittenlosigkeit in Schutz, indem er das leichtfertige Gretchen, das zur Kindesmörderin geworden ist, durch eine Stimme „von oben“ aus ihrem Sündenpfuhl erretten läßt! Ein gut erzogener Mensch, der etwas auf sich hält, darf sich überhaupt nicht von einem leidenschaftlichen Impulse in seinem Denken und Handeln bestimmen lassen. Die meisten Bühnenhelden der Classiker thun es aber, ergo: sind sie Sittenverderber, die schleunigst von den Brettern verbannt werden müssen. Noch bedenklicher sieht es aber mit den modernen Bühnenwerken aus. Ibsen, der große Verächter der bürgerlichen Moral, redet in seinen Gesellschaftsdramen sogar der Sittenlosigkeit das Wort. Nora verläßt ihren Gatten und die Kinder, die sie ihm auf legitimem Wege geboren hat, und bildet sich ein, eine große That vollbracht zu haben. Hedda Gabler, das dämonisch leidenschaftliche Weib, das fortwährend zwischen den beiden Polen Lebenslust und Lebensüberdruß hin- und hergeschleudert wird, wird aus einer Mischung von Kraftgefühl, Schönheitstrunkenheit und Ekel zur Selbstmörderin, nachdem sie zuvor einem Manne, der ihren ehrgeizigen Plänen im Wege stand, die Pistole in die Hand gedrückt hat. Betrachten wir weiter die Gestalten in „Stützen der Gesellschaft“, „Volksfeind“, „Bund der Jugend“, so werden wir bald inne, daß sie oft Träger recht staatsgefährlicher Tendenzen sind. Und aus den psychologischen Dramen Ibsen's „Die Gespenster“, „Die Wildente“, „Rosmersholm“ und anderen können wir mit Leichtigkeit die Absicht des Dichters herauslesen, sogenannte geheiligte gesellschaftliche Institutionen zu bespötteln und die hergebrachten Sittlichkeitsideen als die Quelle aller gesellschaftlichen Schäden hinzustellen. Im Vergleich zu diesen Bühnenwerken ist Hauptmann's Weberdrama, das doch nur eine rein objective Schilderung des Gefühlslebens einer depravirten Volksschicht ohne Spitze gegen Staat und Gesellschaft ist, eine recht harmlose Sache. Dessenungeachtet hat sich die Polizei oft gemüßigt gesehen, ihr Veto gegen die Aufführung einzulegen. Diese erleuchtete Körperschaft scheint sich in ihrem Urtheil überhaupt nur von rein äußerlichen Momenten leiten zu lassen. Nach Einführung der Theaterparagraphen werden uns jedenfalls noch größere Ueberraschungen beschieden werden.

Die sogenannte lex Heinze ist das größte Bevormundungsgesetz, das je über ein Culturvolk verhängt worden ist. Es gewährt dem untergeordnetsten Polizeiorgan einen größeren Einfluß auf die Gestaltung unserer öffentlichen Verhältnisse und auf die Entwickelung der Kunst und Literatur, als den dazu berufenen Persönlichkeiten. Oft ist die Entscheidung über eine öffentliche oder literarische Angelegenheit Leuten in die Hand gegeben, die den Beweis ihrer Regierungs- und Urtheilsfähigkeit durch nichts weiter als eine neunjährige Militärdienstzeit erbracht haben. Aber auch den höheren preußischen Censoren kann man ihren bisherigen Leistungen beim besten Willen kein bedeutendes Kunstverständniß zuerkennen. Und so wird es wohl bleiben, so lange im Kampf der Geister als ultima ratio der Gesetzesparagraph aufgefahren wird. Darum fort mit allen die Rechte des Individuums einschränkenden Bestimmungen. Ein derartiger Zustand der Dinge ist eines Culturvolkes unwürdig. Durch Prohibitivgesetze ist der sittliche Verfall am allerwenigsten aufzuhalten. Und ein Volk, das die Selbstcontrolle verloren hat, verdient, daß es zu Grunde geht. Soweit sind wir aber glücklicher Weise noch nicht. Den Verfall wittern nur immer die Schwarzseher in allen Erscheinungen des socialen Lebens, denen gegenüber die Regierungskunst ihre Wirkung versagt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Wahrheit.

Eine Weihnachtsgeschichte von Saltykow-Schtschedrin.

Eine wunderschöne Weihnachtspredigt hielt der Dorfgeistliche heute. „Vor vielen Jahrhunderten,“ sprach er, „kam gerade am heutigen Tage die Wahrheit in die Welt. Und diese Wahrheit stammt von Ewigkeit her. Sie saß vor vielen langen Jahrhunderten mit dem Menschenfreunde Christus zur Rechten des Vaters und nahm zugleich mit ihm Gestalt an und entzündete ihr Licht auf Erden. Sie stand am Fuße des Marterholzes und wurde zusammen mit dem Heilande an's Kreuz geschlagen. Sie saß als Engel an seinem Grab und war zugegen bei seiner Auferstehung. Und als der Menschenfreund gen Himmel fuhr, da ließ er die Wahrheit auf Erden zurück, auf daß sie sei ein lebendig Zeugniß seiner unwandelbaren Liebe zu den Menschen. Und seit dieser Zeit giebt es auf der ganzen Welt keinen Ort, wohin die Wahrheit nicht gedrungen und der nicht von ihr erfüllt wäre. Die Wahrheit ist die Führerin unseres Gewissens, sie macht uns das Herz warm und belebt unsere Arbeit, sie weist uns das Ziel, worauf unser Leben gerichtet sein soll. Das leidvolle Menschenherz besitzt in ihr eine sichere, immer geöffnete Zuflucht, wo es Trost und Ruhe finden kann in den Lebensstürmen. Und im Unrecht sind die, so da behaupten, die Wahrheit habe irgend einmal ihr Antlitz verborgen oder — was noch trostloser — sei je von der Lüge besiegt worden. Nein, sogar in den schmerzvollen Augenblicken, wo es den kurzsichtigen Menschen schien, daß der Vater der Lüge triumphirte, da errang wirklich die Wahrheit einen Sieg. Sie allein beugte sich nie dem Zeitgeiste, sie allein stürmte immer voraus und breitete über die Welt ihre Flügel und erleuchtete sie mit ihrem ewigen Lichte. Der vermeintliche Triumph der Lüge zerstob wie ein schwerer Traum, und die Wahrheit setzte ihren siegreichen Flug fort. Vereint mit den Vertriebenen und Verfolgten drang sie in Höhlen und Bergschluchten. Sie bestieg mit den Gerechten die Scheiterhaufen und lehrte sie die Süßigkeit des Leidens. Vergeblich glaubten schon die Diener des Vaters der Lüge zu triumphiren, aber die schrecklichsten Strafen waren ohnmächtig, die Wahrheit zu vernichten, und sie verliehen ihr nur eine doppelte Kraft. Im Anblicke dieser Todesqualen entbrannten alle einfältigen Herzen, und in ihnen erhielt die Wahrheit einen neuen dankbaren Boden für ihre Saat. Und neue Scheiterhaufen loderten auf und verzehrten die Leiber der Gerechten, aber an der Feuergarbe dieser Scheiterhaufen entzündeten sich immer wieder unzählbare Märtyrer, so wie eine brennende Kerze den Tempel plötzlich mit tausend Lichtern erhellt ... Worin aber liegt die Wahrheit? In dem schlichten alten Gebet ganz und gar: Du sollst lieben Gott Deinen Herrn und Deinen Nächsten als Dich selbst. Ja liebe Deinen Gott, denn er ist der Lebenspender, die Quelle alles Schönen und Guten und die Wahrheit selbst. Und liebe Deinen Nächsten, aber nicht um seine Gegenliebe zu erringen, sondern um der Liebe selbst willen. Wir sollen lieben unaufhörlich, selbstverleugnend, unserem Nächsten zu Hülfe eilen, ohne daran zu denken, ob er unseren Dienst vergelten werde oder nicht. Die Nächstenliebe ist jener kostbare Schatz, dessen der Mensch allein theilhaftig ist und der ihn von den übrigen Wesen unterscheidet. Ohne dieses Gefühl sind alle irdischen Dinge todt, ohne diesen Schatz wird das Dasein dunkel und unverständlich. Nur diejenigen Menschen leben ein volles Leben, die von Liebe und Selbstverleugnung beseelt sind; nur sie allein kennen die wahren Lebensfreuden. Und so laßt uns Gott und einander lieb haben — darin besteht der Grund der menschlichen Wahrheit. Wir wollen die Ränke der Lüge nicht fürchten, denn sie wird Schimpf und Schande ernten, aber die Wahrheit bleibt bestehen und beseligt die Herzen der Menschen ... Und nun kehret Alle in Eure Wohnungen zurück und gebt Euch der Festesfreude über die Geburt unseres Herrn und Heilandes hin. Aber vergeßt nicht, daß mit ihm die Wahrheit in die Welt gekommen und daß sie alle Tage und Nächte, Stunden und Minuten mitten unter Euch ist!“

Als der Geistliche geendet hatte und der Chorgesang ertönte: „Gesegnet sei der Name des Herrn!“ da ging durch die kleine Kirche ein tiefer Seufzer, als ob die ganze Schaar der Beter in den Wunsch einstimmte: „Er sei gesegnet!“ Doch von all' den Andächtigen lauschte den Worten des Predigers am aufmerksamsten der zehnjährige Sohn der Eigenthümerin eines kleinen Gütchens, der Wittwe Maria Sergejewna, die schon ein Jahr nach der Hochzeit zur Wittwe geworden war. Als Feodor Pawlowitsch, ihr Gatte, einmal zu Pferde seinen Wald besichtigte, scheute das Thier vor irgend etwas und warf seinen Reiter ab, so daß er beim Falle sich den Kopf an einem Baumstamm zerschmetterte. Nach zwei Monaten gebar die junge Wittwe einen Sohn. Sie lebte in sehr bescheidenen Verhältnissen. Die Feldwirthschaft verpachtete sie und behielt nur das Herrschaftshaus mit den Nebengebäuden und einen Obst- und Gemüsegarten. Ihr gesammtes lebendes Inventar bestand aus einem Pferde und drei Kühen; ihre Dienerschaft aus einer Familie ehemaliger Instleute, zu der ihre alte Wärterin und deren Tochter und ein verheiratheter Sohn gehörten. Die Wärterin führte über Alles im Hause die Aufsicht und hütete den kleinen Sergius; die Tochter war Köchin, und der Sohn mit seinem Weibe besorgte das Vieh und bearbeitete den Garten. Das Leben der Hausgenossen ging ge-

Digitized by Google

räuschlos dahin. Aeußerer Mangel drückte sie nicht, denn Holz und die Hauptlebensmittel brauchten sie nicht zu kaufen, und nach den Dingen, die man für Geld hätte erstehen müssen, fragten sie nicht. Alle im Hause pflegten zu sagen: „Wir leben wie im Paradiese.“ Maria Sergejewna selbst hatte ganz vergessen, daß es in der Welt noch anderes Leben gebe; nur flüchtig hatte sie ihm zugesehen aus den Fenstern ihrer Mädchenpension.

Nur Sergius machte ihr bisweilen Kummer. Anfangs gedieh der Knabe gut, aber als er sich dem siebenten Jahre näherte, offenbarte er Anzeichen einer krankhaften Erregbarkeit. Er war ein begabtes, stilles Kind, aber zugleich schwach und kränklich. Als er sieben Jahre war, setzte ihn Maria Sergejewna vor die Bücher; Anfangs unterrichtete sie ihn selbst, aber als der Knabe zehn Jahre zählte, ertheilte ihm auch der Geistliche Pawel einigen Unterricht. Man hatte die Absicht, ihn auf's Gymnasium zu schicken, und darum war er wenigstens mit den Anfangsgründen der alten Sprachen bekannt gemacht worden. Die Mutter dachte schon mit großer Aufregung an die bevorstehende Trennung. Die Gouvernementsstadt war weit, und mit sechs- bis siebenhundert Rubeln jährlicher Einkünfte war es unmöglich, mit dem Hausstande überzusiedeln. Die Mutter hatte daher mit ihrem leiblichen Bruder correspondirt, der dort einen kleinen Posten bekleidete. Er hatte ihr vor Kurzem geschrieben und sich bereit erklärt, Sergius in seiner Familie aufzunehmen.

Nach der Rückkehr aus der Kirche, am Theetisch, dauerte die Erregung des Knaben noch fort. „Mütterchen,“ rief er wiederholt, „ich will so leben, wie es die Wahrheit gebietet.“

„Gewiß, mein Liebling, die Hauptsache im Leben ist die Wahrheit,“ beruhigte ihn die Mutter. „Doch Dir steht das Leben ja noch bevor. Die Kinder leben nicht anders und können gar nicht anders leben, als wie es die Wahrheit gebietet.“

„Nicht doch; der Geistliche sagte, wer nach den Geboten der Wahrheit lebt, solle dem Nächsten helfen. Ja, so soll man leben; und habe ich das etwa gethan? Sieh, vor einigen Tagen verkauften sie dem armen Iwan seine Kuh — habe ich ihn etwa in Schutz genommen? Ich sah nur zu und weinte.“

„Nun, in diesen Thränen äußerte sich gerade die Wahrheit, die Dir als einem Kinde zu eigen ist. Du konntest auch gar nichts anderes thun. Sie verkauften nach dem Gesetz dem armen Iwan die Kuh für eine Schuld. Es giebt ein Gesetz, daß Jeder seine Schulden bezahlen muß.“

„Iwan konnte freilich nicht zahlen. Er hätte es sicher gethan, aber er hatte Nichts. Auch die Wärterin bestätigte: ärmer als er ist kein Bauer im ganzen Dorfe. Wo liegt da die Wahrheit?“

„Ich wiederhole Dir, ein solches Gesetz besteht, und wir alle müssen das Gesetz erfüllen. Wenn die Menschen in Gemeinschaft leben, so haben sie auch kein Recht, ihre Pflichten zu vernachlässigen. Aber denke lieber an Deine Schule; das ist die Wahrheit, der Du folgen mußt. Kommst Du auf's Gymnasium, so sei fleißig und führe Dich gut — dann wirst Du den Geboten der Wahrheit gemäß leben. Ich leide es nicht, daß Du Dich so aufregst. Was Du auch immer sehen und hören magst, Alles dringt Dir bis in's Herz hinein. Der Geistliche sprach ja nur für die Allgemeinheit, denn in der Kirche kann man auch gar nicht anders reden, doch Du beziehst Alles auf Dich. Bete für die Nächsten — mehr verlangt auch der liebe Gott nicht von Dir.“

Aber Sergius ließ sich nicht beruhigen. Er lief in die Küche, wo die Dienstboten sich versammelt hatten und ihren Thee tranken. Die Köchin Stepanida war eben dabei, mit Hülfe einer Kohlenzange einen Topf kochender fetter Kohlsuppe vom Feuer zu ziehen und wieder zurückzuschieben. Der Geruch von gedämpftem Rindfleisch und von der Weihnachtspastete durchdrang den ganzen Raum. „Alte, ich werde so leben, wie es die Wahrheit befiehlt,“ erklärte Sergius.

„Oho, wie früh der schon damit anfangen will!“ scherzte die Wärterin.

„Nein, ich habe mir das Wort gegeben! Ich werde für die Wahrheit sterben und mich der Unwahrheit nie fügen.“

„Ach Du Kind! Was fällt Dir nur ein!“

„Hast Du denn nicht gehört, was der Geistliche in der Kirche sagte? Für die Wahrheit muß man sein Leben lassen! Für die Wahrheit muß Jeder den Kampf bestehen.“

„Na natürlich, was soll man denn sonst in der Kirche predigen! Dazu ist die Kirche da, daß man in ihr von guten und frommen Dingen hört. Also höre nur immer zu, so viel Du willst, aber laß auch den Verstand dabei nicht ganz aus dem Spiel!“

„Die Wahrheit muß man zur Richtschnur seines Lebens nehmen, doch dabei mit Umsicht verfahren,“ klang es weise aus dem Munde des Knechtes Gregor.

„Warum z. B. trinken Mama und ich den Thee im Speisezimmer und Ihr in der Küche? Will es etwa die Wahrheit so?“ ereiferte sich der Knabe.

„Mag sie es oder nicht, aber so ist es von je befohlen gewesen. Wir sind einfache Leute, und uns gefällt es in der Küche auch ganz gut. Wenn alle im Speisezimmer sitzen wollten, dann würde man nicht genug Stuben haben.“

„Na hör' mal,“ mischte sich Gregor wieder in die Unterhaltung. „Wenn Du einmal groß bist, dann kannst Du sitzen, wo Du willst: im Speisezimmer oder in der Küche. Aber so lange Du noch klein bist, sitze bei der Mutter — eine bessere Wahrheit als die giebt es für Deine Jahre nicht. Kommt der Geistliche zu Mittag, so wird er Dir dasselbe sagen. Wir machen alle groben Arbeiten, besorgen das Vieh, bearbeiten den Boden, aber den Herrschaften kommt dies nun mal nicht zu. Nicht wahr?“

„Ja, aber das ist auch wider das Gebot der Wahrheit!“

„Nach unserer Meinung steht es damit so: sind die Herrschaften gut und mild, so erfüllen sie das Gebot *ihrer* Wahrheit. Und wenn wir Knechte mit Eifer und Treue den Herrschaften dienen, sie nicht betrügen und fleißig sind — so leben wir *unserer* Wahrheit gemäß. Man könnte schon zufrieden sein, wenn nur jeder die Gebote der Wahrheit beherzigte, die für *ihn* da sind.“

Minutenlanges Schweigen trat ein. Sergius wollte offenbar etwas erwidern, aber die Einwände des Knechtes waren so tristig, daß er schwankend wurde. Die Wärterin unterbrach zuerst die Stille. „In der Gegend, aus welcher Deine Mutter und ich herstammen,“ erzählte sie, „lebte ein Gutsbesitzer Rassoschnikow. Anfangs lebte er genau wie Alle, aber auf einmal gelüstete es ihn, nach den Geboten der Wahrheit zu leben. Und was glaubst Du, daß er am Ende that? Er verkaufte sein Gut, vertheilte sein Geld unter die Armen, und ging auf die Wanderschaft. Seither hat ihn Niemand wieder gesehen.“

„Ach, Alte, was für ein herrlicher Mensch!“

„Und dabei hatte er einen Sohn in einem Regiment in Petersburg,“ fügte die Wärterin bei.

„Der Vater verschenkte sein Vermögen, und der Sohn blieb ganz arm zurück. Ja, den Sohn müßte man fragen, ob die Wahrheit, wofür der Vater Alles opferte, gut war!“ bemerkte Gregor listig.

„Aber hat der Sohn denn nicht verstanden, daß der Vater nach den Geboten der Wahrheit handelt?“ fragte Sergius eifernd.

„Das war's ja, was er keineswegs begriff! Vielmehr bemühte er sich, das ihm Entgangene wieder zu erlangen! Warum, so fragte er, hat der Vater mich in's Regiment geschickt, wenn ich keine Mittel zum Unterhalt bestimmen soll?“

„Keine Mittel zum Unterhalt?“ wiederholte mechanisch Sergius, den dieses Dilemma verwirrte.

„Auch ich weiß einen Fall,“ fuhr der Knecht fort. „Ein Bauer in unserem Dorfe, mit Namen Martin, nahm sich an jenem Rassoschnikow ein Beispiel. Er gab auch alles Geld, das er hatte, den Armen und behielt für die Familie nur seine Hütte. Dann hing er sich einen Sack über die Schulter und ging heimlich in der Nacht davon. Aber er vergaß dabei seinen Paß in Ordnung zu bringen, und so schob man ihn nach einem Monat wieder nach Hause ab.“

„Warum denn? Hatte er etwas Böses gethan?“ fragte Sergius.

„Das nicht. Es ist nur ein Beweis, daß man nach den Geboten der Wahrheit in vernünftigen Grenzen leben soll. Ohne Paß darf man sich nicht herumtreiben — das ist's. Wenn Alle so ihre Arbeit liegen lassen wollten, dann würde man sich vor Herumtreibern gar nicht mehr retten können.“

Der Thee war getrunken. Alle erhoben sich und sprachen das Tischgebet. „So, jetzt werden wir bald zu Mittag essen,“ sagte die Wärterin. „Geh' jetzt, mein Kind, zur Mama und bleibe bei ihr; bald kommt auch der Geistliche mit seiner Frau.“

Gegen zwei Uhr erschien der erwartete Besuch. „Ich werde so leben, wie es die Wahrheit befiehlt! Ich werde für die Wahrheit in den Kampf gehen!“ so begrüßte Sergius die Gäste.

„Da hat sich der Richtige gefunden! So ein Dreikäsehoch, und spricht schon vom Kampf!“ scherzte der Geistliche.

„Ja, er ist mir schon langweilig geworden,“ sagte Maria Sergejewna. „Vom frühen Morgen an spricht er nur noch davon.“

„Das hat Nichts zu sagen, verehrte Frau. „Er spricht eine Zeit lang davon und vergißt es wieder.“

„Nein, ich werde es nie vergessen!“ rief Sergius. „Sie haben ja selbst gesagt, man müsse nach den Geboten der Wahrheit leben. Jawohl, in der Kirche haben Sie es gesagt!“

„Dazu ist die Kirche da, daß man dort von der Wahrheit predige. Erfülle ich als Seelenhirt meine Pflicht nicht, so wird die Kirche selbst die Wahrheit kund thun. Auch ganz von mir abgesehen, ist jedes Wort, das dort gesprochen wird, Wahrheit; nur die verhärteten Herzen wollen sie nicht aufnehmen.“

„Und wie soll man leben?“

„Auch leben soll man nach den Geboten der Wahrheit Bist Du erst einmal erwachsen, dann wirst Du auch die Wahrheit im vollen Umfange begreifen, aber noch hast Du genug an der Wahrheit, die Deinem Alter angemessen ist. Liebe Deine Mama, sei ehrerbietig gegen ältere Leute, lerne fleißig, betrage Dich gut — darin besteht die Wahrheit, die für Dich bestimmt ist.“

„Aber die Märtyrer? ... Sie selbst sagten doch ...“

„Es hat auch Märtyrer gegeben. Um der Wahrheit Willen soll man auch Schmerzen ertragen. Nur ist für Dich noch nicht die Zeit gekommen, daran zu denken.“

„Märtyrer ... Scheiterhaufen ...“ stammelte Sergius voll Verwirrung.

„Jetzt aber ist's genug!“ rief die Mutter ungeduldig.

Der Knabe verstummte, blieb aber während des ganzen Essens nachdenklich. Nach Tische unterhielt man sich wie gewöhnlich darüber, was im Dorfe geschehen war. Eine Erzählung folgte der andern, und nicht immer ergab es sich, daß die Wahrheit triumphirt hatte. Genau

Digitized by Google

genommen, war weder Wahrheit noch Lüge dabei, es war eben das gewöhnliche Leben in den hergebrachten Formen und Grundlagen. Sergius hatte diese Gespräche unzählige Male angehört und war niemals durch sie aufgeregt worden. Heute aber durchdrang ihn eine neue Empfindung, die ihn reizbar und erregt machte.

„Iß!" nöthigte ihn die Mutter, weil er die Speisen kaum berührte.

„In corpore sano mens sana," fügte der Geistliche hinzu. „Gehorche Deiner Mutter, dann wirst Du am besten Deine Liebe zur Wahrheit beweisen. Die Wahrheit soll man lieben, aber wer sich ohne Ursache als Märtyrer brüstet, der ist voller Hoffart und Eitelkeit."

Die abermalige Erwähnung der Wahrheit erregte den Knaben noch mehr. Er beugte sich über seinen Teller und mühte sich zu essen, schluchzte aber plötzlich auf. Alle umringten ihn voller Besorgniß.

„Schmerzt Dich der Kopf?" forschte die Mutter.

„Ja!" antwortete er mit schwacher Stimme.

„Dann geh' und lege Dich in Dein Bett. Alte, bring ihn zu Bett!"

Man brachte ihn fort. Das Mittagessen wurde auf mehrere Minuten unterbrochen, weil die Mutter aus Besorgniß der Wärterin folgte. Endlich kehrten Beide zurück und erklärten, Sergius sei eingeschlafen.

„Der Schlaf wird schon Alles wieder gut machen!" beruhigte der Geistliche die Mutter. Doch gegen Abend wurde der Kopfschmerz heftiger, und es stellte sich Fieber ein. Sergius erhob sich in der Nacht voller Unruhe und tastete mit den Händen, als ob er etwas suchte.

„Martin . . . zurück . . . für die Wahrheit . . . wie ist das möglich?" lallte er zusammenhangslos.

„Von welchem Martin spricht er denn?" fragte Maria Sergejewna die Wärterin.

„Ach erinnern Sie sich, bei uns im Dorfe war ein Bauer, der um Christi Willen auf die Wanderschaft ging . . . Heut' erzählte Gregor die Geschichte in des jungen Herrn Gegenwart."

„Ihr müßt auch immer Dummheiten machen!" zürnte die Mutter. „Man darf den Knaben gar nicht mehr in die Küche lassen."

Am andern Tage nach der Frühmesse erbot sich der Geistliche, nach einem Arzte in die Stadt zu fahren. Diese war vierzig Werst entfernt, so daß der Doctor vor Nacht nicht eintreffen konnte. Und dazu war er ein alter Mann, der wenig verstand und kein anderes Mittel als Opodeldok verordnete, das er zum äußerlichen wie innerlichen Gebrauche verschrieb. In der Stadt sagte man von ihm: An die Medicin glaubt er nicht, wohl aber an Opodeldok! Gegen elf Uhr Nachts kam er denn angefahren, betrachtete den Kranken, befühlte ihm den Puls und erklärte, es sei ein Fieberchen. Darauf hieß er ihn mit Opodeldok einreiben und gab ihm zwei Kügelchen davon zum Verschlucken. „Ein Fieberchen, aber Sie werden schon sehen, durch Opodeldok wird Alles wie weggepustet!" erklärte er mit Ueberzeugung. Man gab ihm zu essen und wies ihm ein Schlafzimmer an; Sergius aber warf sich die ganze Nacht wie im Feuer hin und her. Mehrmals weckte man den Arzt, aber dieser wiederholte bloß die Dosis von Opodeldok und versicherte, gegen Morgen sei Alles weggepustet.

Sergius lag in Fieberphantasieen und wiederholte stets die Worte: „Christus . . . Wahrheit . . . Rassoschnikow . . . Martin . . ." und fuhr fort, umher zu tasten, indem er rief: „Wo, wo? . . ." Gegen Morgen aber beruhigte er sich und schlief ein.

Der Arzt sagte: „Na, habe ich nicht Recht?" und reiste ab, denn in der Stadt erwarteten ihn andere Patienten. Der ganze Tag verging zwischen Furcht und Hoffen. So lange es draußen hell war, fühlte sich der Kranke wohler, aber der Verfall der Kräfte war so schnell, daß er fast gar nicht sprach. Mit der Dämmerung stellte sich das „Fieberchen" wieder ein, und der Pulsschlag steigerte sich. Maria Sergejewna stand in lautlosem Schreck am Bette des Kindes und bemühte sich etwas zu begreifen, das ihr unverständlich war. Das Opodeldok gab man auf; die Wärterin legte dem Kranken Essigcompressen auf den Kopf, machte ein Senfpflaster, gab ihm Lindenblüthenthee, kurz sie gebrauchte alle Mittel, von denen sie gehört und welche gerade zur Hand waren. In der Nacht trat der Todeskampf ein. Um acht Uhr Abends war der Vollmond aufgegangen, und da man die Vorhänge aus Unachtsamkeit nicht geschlossen hatte, so bildete sich an der Wand ein großer heller Fleck. Sergius erhob sich und streckte die Hände danach aus.

„Mama!" lallte er, „sieh dort . . . Alles in Weiß . . . das ist Christus . . . Das ist die Wahrheit . . . Ihm nach . . . zu ihm!" Er fiel auf das Kissen zurück, schluchzte nach Kinderart auf und verschied.

Die Wahrheit war ihm aufgegangen und hatte sein Wesen mit Wonne erfüllt, aber das schwache Knabenherz war noch nicht stark genug. Es hielt den Ansturm nicht aus und mußte brechen.

Aus der Hauptstadt.

Hochjagd.

Ein blanker Wintermorgen schwenkt sein blaugoldnes Banner über'm verschneiten Forste. An den schwer niederhängenden Aesten, die die weiße Last nicht mehr zu tragen vermögen und im nächsten Augenblick zu brechen drohen, rüttelt kein Lüftchen, und doch zieht messerscharfe Kälte daher, wie sie selbst regelrechten Polarorkanen nicht gediegener anhaftet. Drei Bände Frithjof Nansen, die man daheim im warmen Bibliothekzimmer, an der Seite einer molligen Freundin und eines kaum minder molligen Burgunderpunsches durchblättert, bringen nicht entfernt diesen drastischen Eindruck von den Schrecknissen des ewigen Eises hervor. Jetzt könnte man, verzehrte Einen nicht unbändiger Ehrgeiz, statt des ungemüthlichen Geräusches vor Frost knarrender Bäume den weit gemüthlicheren Lärm der Austernbrechmaschine hören und brauchte nicht aus eigener Erfahrung festzustellen, daß frappirter Roederer frappirtem Bleichröder weit vorzuziehen ist.

Der Wald funkelt von Eis und Kälte. Seit einer Stunde macht der Cavalier, dem die Güte des Jagdherrn ausgerechnet diesen abscheulich kühlen Platz angewiesen hat, gar keinen Versuch mehr, seinen trotz Haby nie aus den Mundwinkeln zu entfernenden Schnurrbart von Reif und Eiszapfen zu befreien. Er fühlt seine Ohren nicht mehr, oder richtiger, er wähnt, sein ganzer Körper sei Ohr geworden. Auch die Nase kommt ihm heute, zum ersten Male in seinem selbstgefälligen Leben, übermäßig groß vor. Sie bietet dem Froste wirklich eine zu beträchtliche Angriffsfläche. Hätte man gewußt, daß es solcher Opfer bedarf, um einen Blick, vielleicht allerdings auch ein gnädiges Wort von S. M. zu erhaschen, man wäre doch vielleicht seinen soliden Gewohnheiten getreu geblieben. Für den vornehmen, hochcultivirten Großstadtmenschen sind so rusticale Ausschweifungen wie die Jagd wirklich nicht geschaffen. Das Jägerhandwerk ernährte den Menschen und stand ihm wohl an in barbarisch rauher Vorzeit, auf der untersten Stufe der Gesittung. Heute bringt ihm eine ganz schlichte Transaction in Dortmundern, Witwaters Rand oder Pacifics unvergleichlich fettere Beute, und er hat die große Annehmlichkeit geheizter Jagdräume dabei.

Herr von Gugelhupf streift mit einem halb verächtlichen, halb wüthenden Blick sein grünes Habit. Gewiß, die Zeit ist passé, wo er über dem abgeschabten, fleckigen Schwarzrock noch den Schreibärmel trug, und seit Jahren, seit dem Beginn seiner Directionsthätigkeit, kommt er aus dem Frack und dem reinen Oberhemd gar nicht mehr heraus. Dieser neueste Wandel aber mißfällt dem Wandlungsfähigen. Gewiß, er steckt jetzt noch mitten in der Mauser, und dann juckt dem Vogel immer das Fell, ist ihm immer unbehaglich zu Muthe. Warum indeß paßte ihm die Uniform des Kaiserlichen Yachtclubs in Kiel, dem er doch auch erst vor Kurzem beigetreten ist, gleich wie angegossen, obwohl er keine feuchte Segelfahrt darin mitgemacht hatte? Warum bewegte er sich schon am ersten Abend in den Clubräumen mit der ihm eigenen weltmännischen Ueberlegenheit? Sogar ein bißchen laut wurde er — der beste Beweis dafür, daß er sich dort heimisch fühlte. Im Kieler Yachtclub giebt es eben keine bornirten Feudalen, die immer ironisch lächeln, auch wenn sie schandenhalber bitterernst thun. Im Kieler Yachtclub trifft man auf Victor Schweinburg, da hat man Relief und wird mindestens als ebenbürtig betrachtet. Wie bei den Harmlosen seiner Zeit. Na ja. Die hatten ja freilich auch ihr Gutes davon.

Wie dies verdammte Jagdcostüm die nun doch einmal nicht abzuleugnende Existenz des Spitz-Bauches plump und sinnenfällig unterstreicht! Und wenn es wenigstens heizbar wäre! Aber die Errungenschaften der Neuzeit — man denke nur an die Thermophor-Actien-Gesellschaft! — sind für eine zurückgebliebene Kaste nicht vorhanden. Wer von diesen Leuten liest denn den Inseratentheil der Vossischen Zeitung, ausgenommen, wenn geheirathet werden muß.

Nein, ein anständiger Mensch dürfte sich nicht dazu herbeilassen, die Rolle des Notiriers zu spielen, besonders nicht in dem Costüm. Man vergiebt sich allen Respect dadurch. Es war nett von dem alten Baron, bei dem S. M. heute jagt, daß er den adligen Rittergutsbesitzer, Bankdirector und loyalen Politiker Gugelhupf auf die Liste der Eingeladenen setzte. — Na, er that's ja auch nicht ohne Grund! Nicht ohne einen gewissen leisen, moralischen — durchaus moralischen! — Zwang. Es war ferner unsagbar huldvoll von S. M., daß er den Namen v. Gugelhupf nicht strich. Er erinnerte sich wohl allergnädigst der Audienz, die er dem einflußreichen und wagemuthigem Bankgewaltigen vor Kurzem gewährt hatte. Immerhin — worden die anderen Jagd-Gäste den Herrn v. Gugelhupf so zu schätzen wissen wie der Wirth, und werden sie so gütig und vornehm empfinden wie S. M.? Das niederträchtige Witzwort, das vor Monatsfrist umging und seine eben erfolgte Nobilitirung verspottete, stammt es nicht nachgewiesenermaßen von einem Mitglied des Kreises, dem er sich heute aufgedrängt hat, sozusagen? Wie, wenn dieser Dreiste die Stirn hätte, den dummen Kalauer in Gegenwart des allerhöchsten Herrn zu wiederholen? Einem Ostelbier ist auch das zuzutrauen, und S. M. soll in angeregter Gesellschaft sehr empfänglich und dankbar für ein scharfgeschliffenes Bonmot sein . . .

Alles wäre verloren, jedes Opfer umsonst gebracht. Die grausame Kälte, die ihm das Gehirn ausfrißt und förmlich die Knochen zerschneidet, die noch verschärft wird durch die unerhörte, fürchterliche Langeweile dieser endlosen Stunden, er hätte sie umsonst ertragen. Ganz von ferne winkte in den letzten Wochen etwas wie ein Ministersessel. Wer die Blätter der Rechten mit Ruhe las, — sie sind allesammt so entsetzlich ungeschickt geschrieben, man weiß immer sofort, was die Verfasser befürchten und was sie mit täppischer Diplomatie verhüten möchten — wer auf die Zeichen der Zeit achtete, der spürte deutlich den kommenden Umschwung. Bricht aber die neue Aera an, dann braucht der Kaiser Männer des praktischen Lebens, Männer mit weitem Blick, gleichsam

Digitized by Google

international geschulte, den Weltmarkt beherrschende Männer. Die kleinen Fractions-Hampelmännchen, die da meinen, mit ihrer ruhlosen Wühlarbeit sich selbst den Weg zu bereiten, werden noch zu guter Stunde ihres Irrthums gewahr werden. Herr v. Gugelhupf gilt als persona grata bei Hofe, zum Mindesten in seinen Kreisen. Nun, und das genügt für's Erste. Die mächtige Presse, mit der er zudem Dank seinem Archivar denkbar beste und freundschaftliche Beziehungen unterhält, wird keinen anderen Candidaten als ihn nennen. Er gehört nicht zu den Radikalen, weiß Gott nicht. Er ist ja noch nominell freisinnig, — obwohl liberal besser klänge, jedenfalls versöhnlicher, unentschiedener — doch ein Fractionszopf hängt ihm nicht hinten. Er würde kaiserliche Politik treiben, nichts sonst. Er glaubt, der starke Mann zu sein, der neulich von den Reichstags-Magiern heraufbeschworen wurde. Die Flottenvermehrung — pah! Ein Kinderspiel! Der Canal — giebt es einen ernsthaften Menschen, der die conservative Partei ernsthaften Widerstandes für fähig hielte? Eine Auflösung hüben, zwei Auflösungen drüben, und die Sache ist gemacht. Dann die Socialdemokratie! Man ist feige geworden. Man wagt nicht einmal mehr die Ruthen anzuwenden, und doch sind Scorpionen nöthig zur Geißelung der Ueberkecken. Erst ein wahrhaft liberales Ministerium, das voll und ganz auf dem Boden der Weltmarkt-Politik steht, das den kaiserlichen Traum vom Größeren Deutschland verwirklichen will, erst ein freisinniges Ministerium wird die Arbeiter zu behandeln verstehen. Man muß die Gewerkschaften vernichten, denn sie erzwingen höhere Löhne und machen dadurch unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig. Gegen die Streiks das Zuchthaus! Denn Streiks machen unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig. Fort mit dem allgemeinen, gleichen und geheimen Reichstagswahlrecht! Dies Wahlrecht giebt den Arbeitern politische Macht, politische Macht schafft wirthschaftliche Unzufriedenheit und Begehrlichkeit, beide Lasten aber machen unsere Industrie auf dem Weltmarkte concurrenzunfähig . . .

Puh! Wenn es nur ein wenig thauen wollte . . . oder ein wenig schneien. Schnee bringt Wärme . . . Wird denn noch immer nicht abgepfiffen?

*

„Den Schweinburg lädt man ihm auch noch auf! Von wem sonst hat der Kerl denn immer die geheimen Bundesraths-Aktenstücke und die Etats bekommen? Wer speist denn seit Jahren die Berliner Politischen? Von Schweinburg aber führt über Siechen der Weg zu Tausch und Leckert-Lützow. Sie verstehen?"

„Nur halb. Achten Sie mehr auf die Blöße dort! Wir verschwatzen uns sonst."

„Der Beweis ist leicht zu führen, daß der alte Fuchs alle Intriguen der letzten Jahre eingefädelt hat. Jetzt sitzt er im Eisen, und jetzt muß er seine Sünden büßen — vielleicht auch ein paar fremde. Schadet nichts. Je mehr, desto besser. Daß er den Canal vereitelt hat, weiß man an allerhöchster Stelle, und darüber hilft ihm nichts hinweg. Aber auch die Flotte sucht er hinterrücks zu gefährden. Wer hat dem Schweinburg die gefährliche Dummheit eingeträufelt von der Erhöhung der Getreidezölle? Na, und überhaupt — der Mann ist ja ganz veraltet. Das Arbeitswilligen-Gesetz hat er wortlos verscharren lassen. Allen Wünschen Seiner Majestät steht er feindselig oder gleichgiltig gegenüber. Dazu diese lächerliche Entente mit der Fronde! Hier gilt's biegen oder brechen. Wollen die Herren nicht mit uns regieren, so regieren wir gegen sie. Das zwanzigste Jahrhundert wird das Jahrhundert des Liberalismus sein, oder es wird nicht sein."

„Baron! Ist das Ihr Ernst?"

„Bester Freund! Es kommt alles darauf an, was Sie unter Liberalismus verstehen. Sie denken immer an das achtundvierziger Modell. Du lieber Himmel! Die Welt schreitet doch vorwärts! Liberal sein, wie ich's auffasse, heißt leben und leben lassen, das heißt, selber gut leben und Andere so schlecht leben lassen, wie's ihnen möglich ist. Mit Ihnen darf man ja ein offenes Wort reden. Unsere Agrarier gehen zu Grunde. Da ist gar nichts zu wollen. An die Stelle der alten Ritter treten die Industrie-Ritter — im besten Sinne, natürlich. Die Burgstraßenbarone. Die materielle Macht haben sie uns längst entrissen, nun nehmen sie auch Titel und Allüren der Aristokratie an. Neue Stammbäume sprießen auf. Gut gedüngt, zeigen sie prächtiges Wachsthum. Auch sonst ist ihnen der Stern der Stunde günstig. Unser Freund Gugelhupf zum Beispiel darf schon nach zwei Wochen behaupten, sein Adel stamme aus dem vorigen Jahrhundert. Versäumen wir den Anschluß, stellen wir uns mit dem Comptoir-Magnaten nicht auf guten Fuß, dann können Sie sich in Kassubien von Schnapskartoffeln nähren, während mir immer noch wenigstens die Wruke bleibt."

„Also Sie meinen wirklich, daß man diesen Gugelhupf bei Seiner Majestät —"

„Zweifelsohne meine ich das. Ich meine sogar . . . Pst . . . Achtung! . Da sind sie!"

*

„Und Sie glauben, Herr Baron, daß ich es wagen darf, auf einen Besuch unseres allergnädigsten Herrn . . . In meinen kühnsten Träumen hätte . . ."

„Sachte! Keine Superlative! Die sind nicht stilgerecht. Sprechen wir nur von kühnen Träumen. Selbst dafür giebt es aber keine Traumdeuter. Indeß, Ihre Jagden sollen ja großartig sein. Dargubnen ist immer ganz verzückt, wenn er darauf zu sprechen kommt. Nun, und weßhalb soll er nicht auch einmal Seiner Majestät gegenüber darauf zu sprechen kommen. Man braucht Ihren Namen doch wahrhaftig nicht zu verschweigen! Sie stehen in Gunst — na, das haben Sie selbst gestern Abend gemerkt. Also, nur Muth!"

„Sie sind ein wahrer Freund. Und was ich noch sagen wollte — mit den Bochumern haben Sie einen famosen Griff gethan. Es war doch gut, daß ich aus eigener Machtvollkommenheit den Auftrag verdoppelte. Für den Januar würde ich Dynamit-Trust oder einen großen Schlag in Cement anrathen. Auch wenn der Canal nicht kommt —"

„Ah! Er kommt!" Caliban.

Dramatische Aufführungen.

Heine- und Gustav Freytag-Feier. — „Die Richterin". Schauspiel nach C. F. Meyer von Roman Woerner. (Schiller-Theater.)

Die nachträgliche Jahrhundertfeier von Heine's Geburt, die nach Hüffer's und Elster's Forschungen wohl schon 1797 und nicht 1799 stattgefunden hat, wurde nur auf einer Berliner Bühne gefeiert. Mit Recht, denn der große Lyriker und Feuilletonist, wie sehr er sich auch nach Bühnenerfolgen gesehnt hat, gehört nicht auf das Theater, denn es kommt dabei nichts Erfreuliches heraus. Die beiden dramatischen Versuche seiner Studentenjahre waren niemals lebensfähig; „Almansor" ist schon zu Lebzeiten des Dichters (1823) in Braunschweig ausgepfiffen worden, und „Ratcliff" feiert erst in unseren Tagen seine Auferstehung als — Operntext. Der alte Schauspielercorporal Heinrich Laube, der Heine sehr wohl wollte, hat uns haarscharf gesagt, was seinem berühmten Freunde zum Dramatiker fehlte: „Ruhige Kraft, Gerechtigkeit des Sinnes und Geduld der Entsagung auf persönliche Gelüste; er hat sein dramatisches Talent für Monologe verbraucht, und so ist seine schriftstellerische Form entstanden, welche eine wilde Ehe von Gegensätzen zeigt." Heine selbst, als sein Zorn über den angeblich durch Kabalen herbeigeführten Mißerfolg verflogen war, hat ziemlich nüchtern über seine „Tragödie" abgeurtheilt:

„es ist halb episch und halb drastisch (!),
Dazwischen blüht manch' lyrisch zarte Blüthe;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch (?).
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe;
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden."

Es ist das Werk eines Nur-Lyrikers. Die paar dramatischen Situationen werden in zarte oder prunkende Einzel- oder Wechselreden, in schöne Arien und Duette aufgelöst, und lauter rein lyrische Motive klingen an. Es war ein grober Fehler, nicht den dramatisch etwas wirksameren „Ratcliff" als Feststück zu wählen, wie es in Frankfurt geschehen ist. Wahrscheinlich rechnete man im Berliner Theater auf ein vorzugsweise jüdisches Publicum, das seines Dichters Gedanken über den Glaubenswechsel mit besonderem Antheil anhören und Zuleima's Schwärmerei für das Kreuz und den Gekreuzigten über des Maurenfürsten Verherrlichungen des alten Glaubens vergessen würde. Diese Speculation auf das ohne Gage mitspielende Publicum war keine ganz verfehlte, denn die Begeisterung war groß, freilich Strohfeuer; schon die zweite Aufführung war schlecht besucht. Die Darstellung stand etwa auf der Höhe eines besseren Dilettantentheaters. Zur Scenirung, die durch unverständige Striche und darin glänzte, daß fast alle fünf Bilder sich in grüner Mondscheinbeleuchtung abspielten, bekannte sich Director Paul Lindau. Wir hätten eher auf den ewigen Mondscheinmaler des Commersbuches gerathen:

„Er malet ein Laternchen, Schrumm,
Und dann den Mondschein drum herum,
Herr Schrumche."

Von gleicher Güte war das eigentliche Festspiel oder vielmehr die Kostprobe aus einem größeren Festspiel „Die Harzreise" von Wilhelm Meyer-Förster. Dank sei dem Director, daß er uns nur diese grausame Verkörperung der Bergidylle und nicht das Ganze vorgeführt! Ein Herr Monard als junger Heine in der Hütte, wo der alte Bergmann wohnt, und ein Frl. Matthias als blonde Kleine im „wunderlich ausgeschnitzelten" Lehnstuhl sagen uns abwechselnd das schöne Gedicht auf. Da aber weder der Tannenbaum mit grünen Fingern, noch der gelbe Lauscher oder die schwatzende Wanduhr zum Mitspielen zu bewegen waren, so blieb es bei einer höchst ledernen Declamation ohne Stimmung und Wirkung.

Erquicklicher war die Gedenkfeier für Gustav Freytag. Nach einem gut gemeinten Prolog von Georg Dröscher begann das romantische Erstlingsstück des 24jährigen Breslauer Privatdocenten: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen". Auch so 'n Preisstück, das sich nirgend hat halten können und sogar bei dieser festlichen Ausgrabung jede tiefere Wirkung vermissen ließ. Und doch ist es das Werk eines werdenden

Digitized by Google

Dramatikers und geborenen Dichters. Das sind nicht, wie bei Heine, geschwätzige Schemen und Schatten, sondern wirkliche Menschen von Fleisch und Blut. Das Minnewerben des „letzten Ritters", die Liebesnoth der schönen Maria von Burgund und die Ränke des Königs von Frankreich — das Alles verschwindet freilich vor der deutschen Prachtfigur des lustigen Rathes Kunz, dessen warmherziges Lachen alles Panzergeklirr und Wortgeklingel übertönt. Die Aufführung — besonders Herr Matkowsky — war sehr gut. Deßgleichen der Besuch. Vielleicht weil die Generalintendanz durch die Zeitungen verkünden ließ, daß auf ihre Einladung die Wittwe Gustav Freytag's und seine Töchter der Vorstellung beiwohnen werden. Das ist natürlich ein kleines Versehen. Freytag hat keine Töchter hinterlassen. Es sind die Kinder von Frau Anna Freytag geb. Götzel aus ihrer ersten Ehe mit Laube's Vortragsmeister Strakosch gemeint. Also wieder derselbe Irrthum, der sich auch im Feuilleton des Berliner Tageblattes findet, wo Heinrich Lee einen Besuch bei „Ihrer Excellenz der Frau Geheimrath" in Siebleben beschreibt und uns erzählt, wie ihr Sohn Hans ihn zu „seines" Vaters Grab begleitet: „Der liebste seiner Wünsche ist Officier zu werden, und die Mama hat auch nichts dagegen." Wir noch weniger, aber welches deutsche Regiment wird sich dem jungen Hans Strakosch wohl öffnen?! Vielleicht weiß es die Intendanz der Kgl. Schauspiele.

Im Schiller-Theater, dessen bescheidene künstlerische Mittel nur die Darstellung einst anderweitig erfolgreicher Stücke gestatten, gab es eine wirkliche Novität. Ein Münchener Literarhistoriker und Privatdocent hat nämlich das Bedürfniß empfunden, aus Conrad Ferdinand Meyer's „Richterin" Theatertantièmen zu schlagen. Ermuntert von dem immer gütig-milden Dichter, der zeitlebens, wie Heine, eine stille Sehnsucht nach dem Drama und seinen tiefen und weiten Wirkungen hegte, hat er sein bedenkliches Unternehmen ohne jede Kenntniß der lebendigen Bühne und ihrer Anforderungen verwegen durchgeführt. So entstand im Handumdrehen aus der vielleicht schönsten deutschen Novelle ein historisches Kriminalstück voll leerer Phrasen und crasser Effecte; die schwüle Poesie und wilde Größe des epischen Riesenwurfes verfliegen zwischen den gemalten Coulissen und bemalten Menschen; was dort gewaltig, tief-wahr und erhebend wirkt, wird hier kleinlich, schief und roh, und wie viel dramatischer ist die Novelle als dies Drama! Liliencron hat einmal Meyer's Dichtung mit einem kunstvoll getriebenen alten Helm verglichen; die „Richterin" ist eher ein farbenprächtiger Burgunder-Gobelin, der nun der barbarischen Scheere eines Theatertapezierers zum Opfer fallen muß. Statt die feine psychologische Motivirung der Novelle so gut wie möglich in's Dramatische umzuwerthen, hat Herr Woerner sich damit begnügt, die knappen Reden der Richterin und ihrer Kinder, sowie des Palastschülers und anderer Episoden wörtlich herüberzunehmen, und einen verbindenden Text aus eigener dürrer Prosa zu bestreiten. Die Gewissensqual der Richterin wird einfach in einer lächerlichen Nachtscene zwischen ihr und dem Geist gestaltet und zwar mit einer allzu deutlichen Reminiscenz an die Geisterscene in Richard III. Kurz, es ist eine Versündigung an dem Dichter, dessen allverehrter Name weder von dem Bearbeiter noch der Direction so reclamenhaft in den Vordergrund hätte geschoben werden dürfen. Nun, schließlich hat auch dieses pietätlose Hervorzerren ein Gutes. Das Stück war schon am ersten Abend todt, doch hat es hoffentlich Manchen auf das blühende Original verwiesen. Kein schönerer Nachklang des schauerlichen Theaterabends als ein tête à tête mit dem Dichter selbst und seinem Buch. Und Meister Conrad Ferdinand kennen, heißt ihn liebend bewundern.

Notizen.

Der bekannte Münchner Kunstphysiologe, -Forscher und -Sammler Dr. Georg Hirth hat sich um die Popularisirung des Schönen, dem seine zahlreichen Publicationen gewidmet sind, solche hohen Verdienste erworben, daß sein reichhaltiger Verlag geradezu als eine deutsche Kunstinstanz gelten darf, wo Schaffende und Strebende allezeit Anregung und Förderung finden. Wird doch der Titel der von Hirth in's Leben gerufenen originellen Wochenschrift „Jugend" zur Bezeichnung der modernsten Stilrichtung verwendet, die doch im Grunde von England oder sogar von — Botticelli stammt, aber heute schon allgemein „Jugendstil" genannt wird. Noch wichtiger sind die, wenn man so sagen darf, volks- und kunstpädagogischen Veröffentlichungen, wie „Hirth's Formenschatz", der sich an Gebildete jeden Berufes wendet, welche über ihr Specialfach hinausstreben, das Schöne pflegen, ihren Geschmack veredeln, geschichtliche Kenntnisse sich veranschaulichen wollen. Längst ist der „Formenschatz" ein guter alter Bekannter bei den Malern, Bildhauern und Architecten, für die Kunstsammler und Kunstliebhaber, die Kunst- und Antiquitätenhändler und alle Freunde der Kunst- und Culturgeschichte, auch in den kunstgewerblichen Ateliers und Werkstätten aller Zweige. Der uns vorliegende Jahrgang 1899 ist als stattlicher Prachtband ein Weihnachts- und Festgeschenk für die reifere Jugend, für das Haus und die Familie, wo Geist und Kunst gepflegt werden. Mehr an Künstler selbst richtet sich die jüngste große Publication Hirth's: Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben, deren erste Serie unter dem Titel „Der schöne Mensch in der Kunst aller Zeiten", soweit Alterthum, Mittelalter und Renaissance behandelt werden, in Lieferungen vorliegt. Inhalt und Ziele des Werkes sind programmatisch schon im Titel bezeichnet. Es ist die vielleicht schönste Anleitung zum Kunstverständniß und Kunstgenuß. Die mustergiltigen Schöpfungen werden auf prächtigen Abbildungstafeln vorgeführt, und der begleitende culturgeschichtliche Text erklärt in Kürze alles Wissenswerthe. Dabei ist es wohl eine gelehrt gedachte, aber doch auch eminent populär ausgeführte Publication, die alle Gebildeten und nach ästhetischer Bildung Strebenden den künstlerischen, culturhistorischen und sogar völkerpsychologischen Interessen näher bringt.

Spemann's Goldenes Buch der Musik. Eine Hauskunde für Jedermann. (Stuttgart, W. Spemann.) Der Stuttgarter Geh. Commercienrath gehört zu dem viertels oder halben Dutzend that- und capitalkräftiger deutscher Verleger, die eigene Gedanken, praktischen Geist und künstlerischen Geschmack haben. Girardin's Wahlspruch: une idée par jour scheint auch ihm vorzuschweben. Es ist gute Kürschner'sche Schule, nur — etwas theuer. Nicht alle verlegerischen Einfälle, und wenn sie noch so geschickt in Scene gesetzt werden, gelingen ihm, wie die colossal angelegte „Deutsche National-Literatur" bewies, aber wenn etwas einschlägt (Scherr's „Germania", „Vom Fels zum Meer", „Museum"), dann „flucht" es auch, wie der Berliner sagt. Neben seinem vornehmen Kunstverlag pflegt Spemann neuerdings auch das Genre der Haus- und Familienbücher, und sein „Schatzkästlein", worin man über die Wissenschaft der Haushaltung und Gärtnerei, über Rechtskunde und noch vieles andere Alltägliche belehrt wird, ist uns noch heute ein liebes und unentbehrliches Vademecum. An dieses Schatzkästlein schließt sich nun auch das „Goldene Buch" an, das seinen Namen nicht allein wegen seines geschmackvoll glänzenden Einbandes verdient. Nicht nur der dilettantische Musikfreund, auch der Musiker von Beruf wird aus dem inhaltvollen Werk eine Fülle von Belehrung und Anregung schöpfen. Das Musiktalent und seine Ausbildung behandelt aus seiner reichen Erfahrung heraus Bernhard Scholz, eine Musikgeschichte bietet Riemann, ein Künstlerlexicon Hollenberg; Grunsky u. A. schreiben über das Musiklernen, die Harmonielehre, die einzelnen Instrumente ꝛc. Der kenntnißreiche Leopold Schmidt hat die interessanteste, aber auch schwerste Arbeit übernommen, den biographischen Abschnitt über die namhaften Tonkünstler der Gegenwart. Es ist geradezu erstaunlich, wie er hier im knappsten Rahmen sowohl die Daten, als auch eine Charakteristik jedes Künstlers und seiner Werke oder Kunstübung giebt. Daß die Daten nicht immer zuverlässig sind, zumal bei den Damen, ist nicht seine Schuld. Auch wo er selbst Zweifel hegen mag, unterdrückt er sie schon aus Dank für die Spenderin derselben. Es ist wirklich erfreulich, wie unsere gefeierten Künstlerinnen immer jünger werden. Und wo das ungalante Geburtsjahr nicht liebevoll verschoben wird, da wird es einfach unterschlagen. Zu diesen „Ungeborenen" gehört auch unsere treffliche Frau Herzog, aber sie entschädigt uns dafür mit der Versicherung, daß sie „schon im jugendlichsten Alter" an die Münchener Hofoper gekommen ist. Das nachdenklich zu lesende Künstlerlexikon ist mit vielen guten Bildnissen geschmückt, wie denn überhaupt das ganze nützliche Buch vielseitig illustrirt ist.

Briefwechsel zwischen Schiller und W. v. Humboldt. (Stuttgart, J. G. Cotta Nf.) Diese dritte Auflage des herrlichen Briefwechsels ist die erste vollständige, correcte und auf den Originalhandschriften beruhende Ausgabe. Prof. A. Leitzmann, der zudem einen eingehenden Commentar, sowie Erläuterungen dafür geschrieben, bürgt mit seinem bewährten Namen für die Güte der Arbeit. Angehängt ist noch Humboldt's Briefwechsel mit dem alten Körner (1830), den gemeinsamen todten Freund betreffend. Das Buch ist das würdige Denkmal eines Freundschaftsbundes, wie er selten da war und — in unserer Depeschenzeit — noch viel seltener zum Ausdruck gelangt. Jeder Brief ein Kunstwerk, aber doch wieder so voll von Natur und Offenheit, daß man deutlich merkt: es sind Bekenntnisse zweier hohen Seelen, die dabei ganz gewiß nicht an die Nachwelt dachten. Es verdiente ein Volksbuch zu werden, wie Eckermann's Gespräche mit Goethe.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen berufe man sich auf die „Gegenwart".

Bismarcks Nachfolger.

Roman

von

Theophil Zolling.

Volksausgabe.

Preis 3 Mark. Schön gebunden 4 Mark.

Dieser Bismarck-Caprivi-Roman, der in wenigen Jahren fünf starke Auflagen erlebt, erscheint hier in einer um die Hälfte billigeren Volksausgabe.

Durch alle Buchhandlungen oder gegen Einsendung des Betrags postfreie Zusendung vom

Verlag der Gegenwart,
Berlin W. 57.

Verlag von **Breitkopf & Härtel, Leipzig.**

Franz Liszt's Briefe

an die

Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein.

Gesammelt und herausg. von **La Mara.**

(Liszt's Briefe Band IV). Mit 2 Bildnissen. XXIV, 520 S. 8°. geh. Mk. 8.—, in Leinwand geb. Mk. 9.—.

Eine epochemachende Erscheinung, nicht nur in der Musik- und der Brief-Litteratur. Das innerste Seelenleben des unvergleichlichen Künstlers und Menschen wird uns darin erschlossen. Der grosse Roman, der in seinem Leben spielte, spinnt sich vor unsern Augen ab. Über seine ebensoviel besprochenen als missverstandenen Beziehungen zur Fürstin Wittgenstein liegen von der ersten Begegnung an zum ersten Mal unmittelbare Zeugnisse vor. Von ebenso grossem künstlerischen als psychologischen Interesse, enthalten die Briefe ein Stück Selbstbiographie, wie wir eine ähnliche von keinem unsrer grossen Tonschöpfer besitzen.

Stottern

heilen dauernd **Dir. O. Denhardt's Anstalten Dresden-Loschwitz** und Burgsteinfurt, Westf. Herrl che Lage. Honor. **nach** Heilg. Prospecte gratis. **Aelteste staatl.** durch S. M. **Kaiser Wilhelm I** ausgezeichn. Anst. Deutschl.

Das Zeichnen nach Gyps und andere Kunstfragen.

Original-Gutachten von **Ad. Menzel, Reinhold Begas, Böcklin, A. v. Werner, Knaus, Uhde, Stuck, Joh. Schilling, Schaper, E. v. Gebhardt, Ferd. Keller, Defregger, Gabriel Max, Thoma, Liebermann, Wilh. Busch, Fitger, Graf Harrach, Max Kruse, Knille, Lesser-Ury, Doepler, Pecht, Kuehl, Lechter, Zügel, Parlaghi, Mackensen, Skarbina, Leistikow, Gaulke, Plinke, Stahl.**

Preis dieser drei Künstler-Nummern der „Gegenwart" 1 M. 50 Pf.

Auch direct von uns zu beziehen nach Briefmarken-Einsendung.

Verlag der Gegenwart, Berlin W. 57.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von $^3/_4$ l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ludwig Pastor,

August Reichensperger. 1808—1895.

Sein Leben und sein Wirken auf dem Gebiet der Politik, der Kunst und der Wissenschaft. Mit Benutzung seines ungedruckten Nachlasses darstellt. Mit einer Heliogravüre und drei Lichtdrucken. Zwei Bände. gr. 8°. (XLII u. 1102 S.) Mk. 20; geb. in Leinwand Mk. 24.

Dieses in den mannigfaltigsten Beziehungen interessante und lehrreiche Lebensbild ist für jeden Politiker von Beruf, für jeden Mann der Kunst und Wissenschaft, für jeden Gebildeten überhaupt, der am öffentlichen Leben Antheil nimmt oder aus dem lehrreichen Lebensgange einer kraftvollen, hochgesinnten Persönlichkeit Kräftigung, Anregung, Belehrung und Läuterung schöpfen will, von höchstem Werthe.

Die schwierige Aufgabe, ein solches Jahrhundertleben mit seinen tausendfältigen Beziehungen zu Politik, Kunst und Wissenschaft zu schildern, wurde durch Ludwig Pastor, den mehr als zwanzigjährige nahe persönliche Beziehungen mit Reichensperger verbinden, auf das glücklichste gelöst. Das vielverzweigte und weitschichtige Material wird von ihm souverän beherrscht und ist zu einem abgerundeten, in sich geschlossenen Zeitbilde verarbeitet worden. Die streng objective, von echter Wahrheitsliebe beseelte Darstellung fesselt schon durch die formvollendete Sprache, in der sie geschrieben ist. Das neue Werk des Verfassers der epochemachenden „Geschichte der Päpste" darf sich seinen frühern trefflichen Leistungen ebenbürtig an die Seite stellen.

Soeben erschienen und durch jede Buchhandlung, sowie vom Verlag **Ludwig Hamann, Leipzig,** zum Preise von Mk. 1,— zu beziehen:

„Neue ‚Heine'-Lieder!"

Gedichte von **Otto Promber.**

Soeben erschien im Verlage von **Adolf Titze** in **Leipzig:**

Heinrich Heine

Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.

Von

Gustav Karpeles.

Mit zahlreichen, theilweise bisher unveröffentlichen Abbildungen (darunter 17 verschiedene Bildnisse des Dichters) und 6 Beilagen mit Faksimiles von Handschriften.

Gr. 8°. **Geheftet in elegantem Umschlag 7 M. 50 Pf. Elegant gebunden 9 M. 50 Pf.**

Digitized by Google

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen folg. Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste (14.) Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurz: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart“ in Berlin W. 57.**

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

In unserem Verlag ist erschienen:

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

General-Register 1872 — 1896.

Erster bis fünfzigster Band.

Mit Nachträgen 1897—99. Geh. 5 ℳ

Ein bibliographisches Werk ersten Ranges über das gesammte öffentliche, geistige und künstlerische Leben der letzten 25 Jahre. Nothwendiges Nachschlagebuch für die Leser der „Gegenwart“, sowie für wissenschaftliche ꝛc. Arbeiten. Ueber 10,000 Artikel, nach Fächern, Verfassern, Schlagwörtern geordnet. Die Autoren pseudonymer und anonymer Artikel sind durchweg genannt. Unentbehrlich für jede Bibliothek.

Auch direkt gegen Postanweisung oder Nachnahme vom

Verlag der Gegenwart.

Berlin W 57.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Friedrich Schiller.

Geschichte seines Lebens u. Charakteristik seiner Werke.

Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen.

Von

Richard Weltrich,

Kgl. Professor a. D. der Kriegsakademie und des Kadettenkorps in München.

Erster Band.

Mit dem Bildniß der Dannecker'schen Schillerbüste.

Preis geheftet 10 Mark. — In Halbfranzband 12 Mark.

Den modernen Anforderungen strenger Wissenschaft gemäß schildert Richard Weltrich das Leben und die Entstehung der Werke des großen deutschen Dichters und unternimmt dabei eine Revision der gesamten Ueberlieferung von Schiller. Unter Berichtigung vieler in Umlauf gekommenen Irrtümer bringt er eine Menge neuer Thatsachen bei. Zugleich aber legt der Verfasser den größten Nachdruck auf die ästhetisch-kritische Analyse und Betrachtung, auf eine lebendige Erfassung des Künstlerischen.

Weltrichs Werk wendet sich nicht lediglich an die Gelehrten, sondern an viel weitere Kreise unseres Volkes: sein großer Gegenstand, sein Gedankengehalt und seine sprachlichen Vorzüge sichern ihm die Beachtung aller geistig Gebildeten, aller geistig Empfänglichen der Nation.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben wurde vollständig:

Handwörterbuch der Staatswissenschaften.

Herausgegeben von

Dr. J. Conrad, Prof. d. Staatswissenschaften in Halle a. S.

Dr. W. Lexis, Prof. d. Staatswissenschaften in Göttingen.

Dr. L. Elster, Geh. Reg.-Rat u. vortragend. Rat in Berlin.

Dr. Edg Loening, Prof. der Rechte in Halle a. S.

Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage.

Zweiter Band: Arnd-Büsching.

Preis: brosch. 20 Mark, geb 22 Mark 50 Pf.

Preis für den I. u. II. Band zusammen: brosch. 41 Mark, geb. 46 Mark.

Ueber die Bedingungen für den Umtausch der ersten Auflage gegen die zweite wurde ein ausführlicher Prospekt hergestellt, der entweder direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Der dritte Band wird im Januar 1900 zur Ausgabe gelangen.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Mansteinstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 30. December 1899. 28. Jahrgang. Band 56.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Theophil Zolling.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert. Von Eduard von Hartmann. — Der Niedergang des preußischen Officiercorps. Von Hoplites. — Die Kunst in der heutigen Medicin. Von Medicus. — Eine Ausstellung im polnischen Litauen. Ein östliches Culturbild. Von Josef Stuzin. — **Literatur und Kunst.** Sylvesternacht 1900. Von Wilhelm Jensen. — Weimaraner Jahrhundertwende. Von Emil M. Tamaschke. — **Feuilleton.** In der Narkose. Von E. Würthmann. — **Aus der Hauptstadt.** Kaisers Wende. Von Caliban. — Secessionistisches. Von J. Norden. — Notizen. — Anzeigen.

Die Erde im zwanzigsten Jahrhundert.

Von Eduard von Hartmann.

Wenn man auf die Ansichten zurückblickt, die am Ende des 18. Jahrhunderts über die voraussichtliche Gestaltung des 19. ausgesprochen wurden, so kommt es recht deutlich zum Bewußtsein, auf wie schwachen Füßen alle Erwartungen und Voraussagen stehen, besonders wenn man sich an Wünsche, Hoffnungen und Ideale hält statt an die Thatsachen. Wir sind heute vorsichtiger; wir suchen den bisherigen Entwickelungsgang der Dinge zu erkennen, insbesondere den der allerletzten Zeit; wir fragen uns, ob die Ursachen, welche diese Entwickelung herbeigeführt oder begünstigt haben, Aussicht auf ferneren Bestand bieten, und schließen im bejahenden Falle, daß die Entwickelung in derselben Richtung sich noch eine Weile fortsetzen werde, immer mit dem Vorbehalt, daß unerforschbare Ereignisse eintreten können, welche sie unterbrechen oder ihren Lauf ändern. Solcher Gedanken über die Zukunft kann auch die gegenwärtige Generation sich schwer entschlagen; sie sind kein müßiges Spiel mit Prophezeihungen, sondern eine pflichtmäßige Erwägung der Vorsicht und Fürsorge, durch deren Unterlassung sie sich den Vorwurf zuziehen würde, leichtsinnig dem bloßen Augenblick zu leben.

Im 18. Jahrhundert hat Europa seine Einwohnerzahl um 80 %, im 19. um mehr als 110 % vermehrt, und zwar ist die Volksvermehrung mit jeder Generation in diesem Jahrhundert gestiegen. Diese Beschleunigung des Bevölkerungsanwachses ist nicht einer Erhöhung der Geburtenziffer, sondern einem Sinken der Sterblichkeit zuzuschreiben, und diese ist wiederum eine Folge des gewachsenen Wohlstandes, der verbesserten Lebenshaltung und der gesundheitsgemäßeren Ausgestaltung aller Lebensverhältnisse. Der Reichthum der Nationen ist in einer bisher ungeahnten Weise gestiegen, aber auch der Mittelstand und die unteren Volksschichten haben ihren Antheil an der verbesserten Lebenshaltung bekommen. In Nordamerika und Australien haben sich neue Culturstaaten europäischer Völker gebildet, in Südafrika und Südamerika bereiten sich solche vor, und Japan ist in die Reihe der Culturstaaten eingerückt. England, Rußland, Frankreich und die Vereinigten Staaten haben sich im letzten Jahrhundert ungeheure Colonialgebiete unterworfen; Belgien und Deutschland haben versucht, bei der Auftheilung der vier außereuropäischen Erdtheile auch einen Antheil zu erhaschen. Eine Völkerwanderung hat sich in den letzten beiden Jahrhunderten vollzogen, gegen welche diejenige in dem ersten halben Jahrtausend unserer Zeitrechnung ein Kinderspiel ist; diese Wanderung aber ist je länger desto stärker geworden, und immer mehr Völker haben sich an ihr betheiligt. Unser Gesichtskreis hat sich in gleichem Schritt mit den Verkehrsmitteln und dem zunehmenden Weltverkehr erweitert; Kiautschou und Samoa, Transvaal und San Francisco scheinen uns heute näher zu liegen als am Anfang dieses Jahrhunderts Memel und Konstanz.

Die Zahl der Protestanten erreichte am Anfang des Jahrhunderts kaum die Hälfte von der der römischen Katholiken, an seinem Ende beinahe vier Fünftel derselben; die griechischen Katholiken waren am Anfang des Jahrhunderts kaum in die europäische Culturspähre eingetreten, während sie an seinem Ende eine sehr wichtige Rolle in derselben spielen. Diesen relativen Rückgang ihrer Bekenner hat die römische Kirche durch straffere Centralisation, Vermehrung der Orden, Benutzung der Presse, Vereine, Parlamente und politischen Machtmittel auszugleichen gesucht, hat aber damit nur in deutschen und westslavischen Ländern merkliche Erfolge erzielt. Die westromanischen Völker waren am Anfang dieses Jahrhunderts theils Colonialmächte ersten Ranges, wie die der pyrenäischen Halbinsel, theils die continentale Vormacht, wie Frankreich; an seinem Ende sind die ersteren aus der Reihe der Colonialmächte ausgeschieden, wie Spanien, oder im Begriff aus ihr auszuscheiden, wie Portugal, und Frankreich ist der Einwohnerzahl nach zur fünften europäischen Großmacht herabgesunken, und nahe daran, von der Bevölkerungsziffer Preußens und Italiens eingeholt zu werden.

Die Veränderung der Straßen und Verkehrsmittel haben auch in der europäischen Kriegführung Umwälzungen hervorgerufen, die eine allmähliche Verschiebung des Begriffs „Großmacht" zur Folge gehabt haben. Im siebenjährigen Kriege konnte Preußen noch mit 5 Millionen Einwohnern, im Jahre 1866 mit 20 Millionen die Rolle einer Großmacht spielen; jetzt kann man sagen, daß Italien nur den Titel einer Großmacht führt, ohne es bis jetzt zu sein, und daß nicht nur Oesterreich sondern auch Frankreich schwer damit ringen, ihre geschichtliche Großmachtstellung den veränderten Verhältnissen gegenüber zu behaupten. Während die großen europäischen Culturvölker im Laufe dieses Jahrhunderts ihre Zahl zweiundeinhalb Mal vergrößert haben, ist Frankreichs Volksziffer nur um das Anderthalbfache gewachsen und dadurch relativ zurückgeblieben; seine Geburtenziffer ist inzwischen von 33

Digitized by Google

auf 21½ pro Mille gesunken, so daß sie nicht mehr viel über die Hälfte von derjenigen in Mittel- und Osteuropa beträgt, und das Manko seiner Geburten durch Einwanderung gedeckt werden muß, um nur die Volkszahl auf gleicher Höhe zu halten. Die Zahl derer, die eine bestimmte Nationalsprache sprechen, hat sich ungefähr in demselben Verhältniß vergrößert wie die Kopfzahl der europäischen Culturstaaten; nur das Englische und Spanische machen Ausnahmen. Ersteres ist die Sprache des größten Theiles von Nordamerika und ganz Australiens geworden und dadurch hat sich die Zahl der englisch Redenden in diesem Jahrhundert mehr als verfünffacht: letzteres hat dadurch eine erhebliche Zunahme erfahren, daß Mittel- und Südamerika einen stärkeren Bevölkerungszuwachs gewonnen hat, der aber ziffernmäßig schwer zu bestimmen ist, weil die Sprachen der Eingeborenen überall noch mit dem Spanischen im Kampfe liegen. Die fünf Millionen Auswanderer, die Deutschland im letzten halben Jahrhundert in englisch redende Länder entsandt hat, bilden in der zweiten, spätestens in der dritten Generation einen Zuwachs der englisch Redenden.

Deutschland hat seit 1870 in der Industrie und im Handel Frankreich überholt, ein Sieg, der jedenfalls von nachhaltigerer Bedeutung ist, als der im Kriege; es steht jetzt unter den europäischen Mächten an zweiter Stelle hinter England, und schreitet schneller fort als dieses, so daß der Unterschied zwischen beiden immer geringer wird. Die Vereinigten Staaten freilich schreiten noch schneller fort als beide und haben in der industriellen Production bereits England überholt. An Nationalreichthum freilich steht Deutschland auch jetzt noch hinter Frankreich und noch mehr hinter England zurück; denn in Deutschland entfallen auf den Kopf nur 3800, in Frankreich 6700 und in England sogar 7400 Mark. Aus Capitalien, die im Auslande angelegt sind, bezieht Deutschland etwa eine Milliarde Jahreseinnahme, England aber mehrere Milliarden. Immerhin wächst das deutsche Nationalvermögen durch Capitalisirung von Einnahmen jährlich um mehr als drei Milliarden Mark, was etwa ein Siebentel der Jahreseinnahme ausmacht. Frankreich bezahlt seinen größeren Reichthum pro Kopf mit der Einschränkung der natürlichen Volksvermehrung, d. h. bei fortdauerndem Stillstande mit dem allmählichen Verzicht auf seine Großmachtstellung im Vergleich zu den fortschreitenden Nachbarn.

Der Procentsatz des Nationaleinkommens, der der Capitalisirung bedarf, um in verbesserten Productionsmitteln angelegt oder zur Verbreitung der Cultur im Auslande verwendet zu werden, war in diesem Jahrhundert ziemlich hoch, ist aber im letzten Menschenalter im Sinken, weil der dringendste Bedarf an maschinellen Productions- und Verkehrsmitteln jetzt gedeckt ist und die Zahl der Völker, die Ersparnisse im Auslande anzulegen bereit sind, immer größer wird. Deßhalb kommt aber auch ein immer größerer Theil der Jahresproduction dem Consum der Arbeiterclasse zu Gute. Nach May*) wird jetzt ⅔ der nationalen Production von ¾ der Bevölkerung und nur ⅓ von dem übrigen Viertel, den Wohlhabenden, verbraucht. Der Zinsfuß der englischen Consols betrug vor 200 Jahren über 8 %, vor 100 Jahren über 5 %, jetzt unter 3 %, woraus zu ersehen, wie sehr der Antheil des Capitals am Arbeitsertrage gesunken ist zu Gunsten des Antheils der Arbeiter. Der Mittelstand hat sich in diesem Jahrhundert nicht vermindert sondern vermehrt, sowohl auf dem Lande wie in den Städten; die Zahl der Bauernhöfe ist ein wenig gewachsen, die der selbständigen Handwerker nur in den größeren Städten zurückgegangen, die der selbständigen Handeltreibenden hat sehr zugenommen und ein ganz neuer Mittelstand von Angestellten, Privatbeamten, Werkmeistern und Vorarbeitern hat sich gebildet. Die mittleren und unteren Volksschichten haben in den meisten Culturstaaten politische und kommunale Rechte erhalten, die ihnen im Anfang des Jahrhunderts fehlten. Die unverhältnißmäßig hohe Belastung der Armen im Vergleich zu den Reichen mit indirecten Steuern und Zöllen (4½ % : 1 % des Einkommens) hat ihren Ausgleich wenigstens in Deutschland durch Staats- und Gemeinde-Einkommen-, Capital-, Grund-, Gewerbe-, Umsatz- und Stempelsteuern gefunden, welche die Armen mit 0 %, die Reichen mit 8—14 % und zum Theil noch höher belasten, so daß bei uns im Ganzen die Reichen zwei bis drei Mal so hoch besteuert sind als die Armen. Die Herabsetzung des Zinsfußes und die Progression der Besteuerung hat sich also im Verlauf der Dinge ganz von selbst vollzogen, ebenso wie die Socialisirung vieler Productionsmittel durch Staats- und Gemeindebetrieb, Actiengesellschaften, Truste, Genossenschaften u. s. w. So hat sich schon ein gut Theil der socialistischen Ideale verwirklicht, soviel daran eben nicht Utopie ist, freilich nicht so radical und oft genug in andern Formen als die Socialisten es meinen. Marx' Lehre von der Verelendung der Massen ist durch das letzte halbe Jahrhundert ebenso ad absurdum geführt wie das eherne Lohngesetz Lassalles, und an eine plötzliche Umwälzung aller Productionsverhältnisse im collectivistischen Sinne glaubt heute kein verständiger Socialdemokrat mehr, wenn er auch fortfährt, sie den Massen als letztes Zukunftsideal zu predigen. Das rothe Gespenst, das vor einem Menschenalter grimmige Mienen zeigte, hat mit des Jahrhunderts Ende ein recht harmloses Aussehen gewonnen, und ist überall bündnißfähig und bündnißbereit, in Frankreich sogar schon ministerfähig, geworden. —

Blicken wir nun in die Zukunft, so ist ja nicht zu leugnen, daß Ereignisse eintreten können, welche die fortschreitende Vermehrung der Bevölkerung und des Wohlstandes eindämmen können, wie verheerende Kriege, Seuchen und Nahrungsmangel. Aber sehr wahrscheinlich sind Störungen allgemeiner und dauernder Art doch nicht, während örtliche und vorübergehende bald überwunden werden dürften. Die Größe der heutigen Heeresmassen und Kriegskosten wird siebenjährige und dreißigjährige Kriege zwischen Großmächten nicht mehr gestatten; ein- bis dreijährige Kriege aber können den Fortschritt kaum länger als um 10—30 Jahre aufhalten. Große Epidemien können auch heute noch die Völker decimiren, aber in den protestantischen Ländern keinenfalls so schwere Verluste herbeiführen wie im Mittelalter, und mit dem raschen weiteren Fortschritt unserer hygieinischen Einrichtungen muß diese Gefahr immer geringer werden. Die gegenwärtig mit Brodfrucht bebauten Bodenflächen müssen freilich bald für die Ernährung der wachsenden Volksmassen unzulänglich werden, aber noch bietet die Erde ungeheure Strecken dar, die mit Nährpflanzen bestellt werden können, so daß wenigstens für das nächsten Jahrhundert an einen Nahrungsmangel noch nicht zu denken ist. Gleichviel welche Verschiebungen zwischen den Völkern eintreten mögen, so ist doch sicher anzunehmen, daß der Wohlstand der Culturvölker im Großen und Ganzen noch weiter wachsen wird und zwar in um so schnellerer Progression, je größere Capitalien bereits in Productionsmitteln angelegt sind und je fruchtbarer dadurch die Arbeit Aller gemacht wird. Der wachsende Wohlstand in Verbindung mit zunehmender Einsicht in den Werth einer gesundheitsgemäßen Lebensweise wird auch weiterhin die durchschnittliche Lebensdauer verlängern, insbesondere wenn der Kampf gegen die Volkskrankheiten und Volkslaster (Alkoholismus) mit voller Kraft aufgenommen und durchgeführt wird. Die Zunahme der Lebensdauer dürfte für das nächste Jahrhundert auch eine etwaige weitere Abnahme der Geburtenhäufigkeit mindestens ausgleichen, so daß zunächst auf eine Fortdauer der bisherigen Volksvermehrung, wenn nicht gar auf eine Steigerung derselben zu rechnen ist.

Wenn diese Annahmen richtig sind, so würden die Volksziffern von England, Deutschland, Oesterreich, Italien, Ruß-

*) In Schmoller's Jahrbuch Bd. 23, S. 290.

Digitized by Google

land und den Vereinigten Staaten die Tendenz haben, sich im nächsten Jahrhundert abermals auf das Zweiundeinhalbfache zu erhöhen. Durch diese Tendenz muß sich aber in den bereits dicht bevölkerten Ländern England, Deutschland, Oesterreich, Italien und dem russischen Polen eine starke Bevölkerungsspannung ergeben, die sich als der Druck einer relativen Uebervölkerung geltend macht und zur Auswanderung drängt. Der Auswanderungsstrom muß im 20. Jahrhundert um so viel stärker als im 19. werden, wie er im 19. stärker als im 18. war. Wenn beim Beginn des 18. Jahrhunderts kaum eine Million Europäer außerhalb Europas lebte, so werden es am Ende des 20. schon viele hunderte von Millionen thun. Das kommende Jahrhundert wird also den größten Eroberungszug der europäischen Völker zur dauernden Besitzergreifung der vier anderen Erdtheile bringen, den die Geschichte der Menschheit bisher gesehen hat. Den Haupttheil dieser Völkerwanderung dürften wie bisher so auch ferner Völker germanischer Abstammung stellen; von den Romanen scheinen nur die Italiener größere Volksüberschüsse verfügbar zu haben: von den Slaven haben bis jetzt nur die Polen und Czechen begonnen, sich an der Auswanderung freiwillig zu betheiligen, während Rußland fast nur durch Zwangsansiedlungen colonisirt hat.

In einigen Menschenaltern wird Rußland über 200, die Vereinigten Staaten gegen 200 Millionen zählen, da beide unbeschränkten Platz haben, um solche Volksmassen zu ernähren. Durch diese Reiche wird dann der Begriff der Großmacht bestimmt sein; was nicht wenigstens ihrer Hälfte gleichkommt, wird keinen Anspruch mehr auf eine solche Bezeichnung erheben können. Beide stützen sich auf eine compacte Ländermasse, die alle Climata in sich vereinigt und deshalb als geschlossenes Wirthschaftsgebiet sich selbst genügen kann. Amerika grenzt an den großen und an den atlantischen Ocean und beherrscht durch Cuba den künftigen Verbindungscanal beider. Rußland hat am Ende des Jahrhunderts in Port Arthur und Katharinenhafen eisfreie Häfen am stillen und atlantischen Ocean gewonnen und wird ihnen bald in Bender Abbas einen Stützpunkt für den indischen Ocean hinzufügen.

Frankreich, mag es auch bis zum Jahre 2000 durch Einwanderung auf 50 oder mehr Millionen angewachsen sein, wird dann endgültig aus der Reihe der politischen Großmächte ausgeschieden sein und eine Rolle in Europa spielen etwa wie jetzt Spanien. Schon mehren sich die Stimmen in Frankreich, die dem französischen Volke rathen, den politischen, mercantilen und industriellen Wettbewerb mit den Völkern germanischer Race aufzugeben, sich auf ein idyllisches Stillleben in behaglichem Wohlstand zurückzuziehen und sich mit kulturellen Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu begnügen.

Italien kann bei seiner beschränkten Bodenfläche und seinen unglücklichen Agrarverhältnissen nicht viel mehr Menschen ernähren als jetzt, zumal ihm Kohlen und Erze mangeln, um Ausfuhrindustrie in größerem Maaßstabe zu betreiben; deshalb wird es im nächsten Jahrhundert hauptsächlich auf Menschenausfuhr angewiesen bleiben, ohne in Europa zu einer Großmacht werden zu können. Zu einer solchen hätte es sich nur dann entwickeln können, wenn ihm rechtzeitig die Herrschaft über die Nordküste Afrikas zugefallen wäre und es dort seinen Volksüberschuß auf nationalem Boden hätte ansiedeln können.

Oesterreich ist jetzt nahezu auf demselben Standpunkte angelangt wie Deutschland vor einem Menschenalter, daß es im Durchschnitt seine Getreideernte zur Ernährung der eigenen Bevölkerung braucht und den künftigen Volkszuwachs theils auf den Ertrag intensiverer Bodenbewirthschaftung, theils auf Nahrungsmitteleinfuhr verweisen muß; seine weitere Vergrößerung wird davon abhängen, ob es die Aufgabe intensiverer Bodenkultur lösen und die einzuführenden Nahrungsmittel mit Industrieproducten bezahlen können wird. Jedenfalls ist auch auf eine gesteigerte Auswanderung aus Oesterreich im nächsten Jahrhundert zu rechnen. Wie weit eine friedliche Entwickelung der Dinge in diesem Reiche bei dem zunehmenden Nationalitätenhader möglich sein wird, entzieht sich der Vorhersage. Immerhin ist die Macht Oesterreichs in Folge seiner Zersplitterung in uneinige und aus einanderstrebende Völkerschaften erheblich geringer, als sie seiner Volkszahl nach bei einheitlicher Bevölkerung sein könnte. Sein Kriegsheer ist aus finanziellen Gründen weit schwächer als dasjenige Frankreichs, und seine Kriegs- und Handelsflotte ist verschwindend klein. Selbst wenn die Reichseinheit des Kaiserstaats sich im nächsten Jahrhundert behaupten sollte, wird doch die europäische Großmachtstellung derselben kaum aufrecht zu erhalten sein und es ist gar nicht daran zu denken, daß er jemals einen nennenswerthen außereuropäischen Einfluß ausüben könnte.

England besitzt gegenwärtig das größte Colonialreich der Erde und ist die bei weitem stärkste Großmacht zur See, wenn auch seine militärische Landmacht für europäische Verwickelungen nur der eines Kleinstaates gleichkommt. Schon jetzt lebt das englische Volk nur zu einem Viertel von Nahrungsmitteln, die der heimische Boden erzeugt, und bezahlt die erforderliche Einfuhr für die übrigen drei Viertel theils mit Industrieproducten, theils mit den Ansprüchen auf Zinsen und Dividenden von Capitalien, die es im Auslande angelegt hat. Aus einem Industriestaat ist es mehr und mehr zu einem Capitalistenstaat geworden, und die gewünschte Erweiterung seiner Ausfuhrindustrie scheitert an dem billigeren Wettbewerb seiner Concurrenten. Soll aber der künftige Volkszuwachs nicht ganz in die Colonien getrieben werden, sondern zum Theil in England bleiben, so muß Platz für neue Industriearbeiter durch Erweiterung der Ausfuhrindustrie geschaffen werden. Das ist nur auf zwei Wegen möglich: entweder muß England seine Concurrenten vom Handel mit seinen Colonien ausschließen, d. h. den Freihandel aufgeben und das „größere Britannien“ in ein geschlossenes Wirthschaftsgebiet umgestalten, oder es muß seinen gefährlichsten Concurrenten ausschalten, indem es dessen Kriegs- und Handelsflotte vernichtet. Dieser gefährlichste Concurrent ist aber bekanntlich Deutschland. Die Schließung des englischen Wirthschaftsgebietes allein würde die deutsche Concurrenz für den übrigen Welthandel bestehen lassen; die Vernichtung der deutschen Schifffahrt allein würde einen indirecten Absatz deutscher Industrieproducte durch fremde Schiffe bestehen lassen. Will also England gründlichen Schutz gegen die deutsche Unterbietung, so muß es beide Wege zugleich einschlagen; kann es das nicht, so muß es auf zunehmende Menschenausfuhr rechnen, die seine relative Bedeutung in Europa immer mehr verringert.

Während die Machtstellung Rußlands und der Vereinigten Staaten durch abgerundete Landcomplexe fest gegründet ist, ruht diejenige Englands theils auf der Fortdauer seiner Seeherrschaft, theils auf der friedlichen Gesinnung der Nachbarn seiner Colonialreiche, theils auf dem Mangel an Selbständigkeitsgelüsten in seinen Colonien. Diese drei Grundlagen der englischen Großmachtstellung sind aber gleich prekär. Seine Obermacht zur See kann durch eine Coalition dreier Seemächte gebrochen werden, wenn es durch seine Politik eine solche herausfordert, und je mehr neue Seemächte auf dem Meere erscheinen, desto eher kann eine solche Vereinigung mehrerer zu Stande kommen. Ostindien kann durch Rußland, Kanada durch die Vereinigten Staaten der englischen Herrschaft entrissen werden, sobald diese Großmächte an einem solchen Schritte ein genügendes Interesse haben und den Zeitpunkt für geeignet halten. Australien kann, sobald es mit seiner Einwohnerzahl der des Mutterlandes näher gekommen ist, der englischen Oberherrschaft müde werden. Aufstände in Indien, die durch Rußland geschürt und mit Geld, Waffen und Officieren unterstützt werden, können allein

Digitized by Google

schon zu einem Zusammenbruch der englischen Herrschaft führen, zumal wenn Rußland mit der Unterstützung des türkischen Sultans und des Panislamismus zu Werke geht. Die holländische Bevölkerung in Südafrika wird, wie auch der Ausgang des gegenwärtigen Krieges sein möge, für Menschenalter hinaus englandfeindlich sein und von dessen Verlegenheiten für sich Nutzen zu ziehen suchen. Wenn Rußland erst in Persien und Afghanistan seinen Einfluß sicher gestellt und hinreichende Eisenbahnen bis zur indischen Grenze geführt haben wird, so dürfte England klug genug sein, es dort nicht erst auf den Entscheidungskampf ankommen zu lassen, sondern Rußland alle die Zugeständnisse machen, die es verlangt. Sobald die Vereinigten Staaten mit der Bildung eines größeren stehenden Heeres und einer ansehnlichen Flotte fertig sind, besitzt England Canada nur noch von Amerikas Gnaden, wie Indien von Rußlands Gnaden. Das Gleichgewicht der Vereinigten Staaten und Rußlands ist in geographischer Hinsicht stabil, das Englands labil; bei den ersteren fällt der Schwerpunkt innerhalb der Unterstützungsfläche, bei dem letzteren außerhalb derselben. Aber so lange freilich, wie es diese Colonialreiche besitzt und ausbeuten kann, bleibt England die dritte Weltgroßmacht neben Rußland und den Vereinigten Staaten. Wir haben nicht mit den Möglichkeiten seines etwaigen Zusammenbruchs, sondern mit der Thatsache seines Bestandes und mit der Aussicht darauf zu rechnen, daß es sein Wirthschaftsgebiet früher oder später mindestens in demselben Maaße wie Rußland und die Vereinigten Staaten mit Zollschranken einhegen wird, und daß es bei jeder günstigen Gelegenheit bereit sein wird, unsere Kriegs- und Handelsflotte zu vernichten.

Als vierte Weltgroßmacht kann für das nächste Jahrhundert nur Deutschland in Betracht kommen, da Oesterreich und Italien keine nennenswerthen Colonien haben und Frankreich an Volkszahl, Handelsbilance, industrieller Production und Finanzkraft je länger desto mehr von den vier anderen Großmächten überholt werden wird. Wenn Deutschland im nächsten Jahrhundert seine Volkszahl abermals auf das zweiundeinhalbfache erhöht, so würde sie im Jahre 2000 etwa 120 Millionen betragen, d. h. Frankreich um mehr als das Doppelte überholt haben.

Es ist wohl zu beachten, daß unter den vier Weltgroßmächten am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts keine einzige römisch katholische mehr sein wird, wenn sie auch sämmtlich katholische Minderheiten in sich schließen. Bei dreien wird die Mehrheit und die Regierung protestantisch, bei einer griechisch-katholisch sein. In ethnologischer Hinsicht werden die drei protestantischen Großmächte germanisch, die griechisch-katholische slavisch sein, in sprachlicher Beziehung werden zwei englisch, eine deutsch und eine russisch sein. Da das englische Nordamerika und Australien für künftigen inneren Bevölkerungszuwachs die besten Aussichten bietet und die starke Auswanderung aus England auch fernerhin ein Zuwachs des englischen Sprachgebietes bleiben wird, so hat die englische Sprache auch im nächsten Jahrhundert die günstigsten Ausbreitungschancen. Ob die russische Sprache im nächsten Jahrhundert die deutsche ebenso überholen wird, wie sie im letzten Jahrhundert die französische überholt hat, wird von Umständen abhängen, die sich noch nicht übersehen lassen. Zunächst haben wir damit zu rechnen, daß das Englische die Vermittelungssprache des Weltverkehrs im 20. Jahrhundert wird, wie das Lateinische es im Mittelalter und das Französische im 18. Jahrhundert war. Das Englische ist die praktischste Geschäftssprache des Bürgerthums, wie das Französische die Sprache des Hofadels und der Diplomatie und das Lateinische die des geistlichen Standes war. Je höhere Leistungen aber die deutsche Dichtung und Wissenschaft hervorzubringen fortfährt, desto sicherer wird die deutsche Sprache sich neben der englischen und über der russischen behaupten, selbst dann, wenn die Zahl der russisch Redenden die der deutsch Redenden überholen sollte. Schließlich müssen wir uns bei dem Gedanken bescheiden, daß doch alle jetzt lebenden Sprachen dem Untergange durch Umbildung und Umschmelzung geweiht sind und neuen Bildungen Platz machen müssen, die einer einheitlichen Weltsprache näher kommen werden als die heutigen.

Der Niedergang des preußischen Officiercorps.

Es ist das keine aus der Luft gegriffene Behauptung, kein häßliches Phantasiegebilde eines Verärgerten oder eines Nörglers, sondern es ist ein Niedergang des preußischen Officiercorps vorhanden, und mit demselben Ausdruck werden die Verhältnisse von denen bezeichnet, welche sie abstellen wollen. Natürlich ist dieser Niedergang nicht so weit gediehen, daß ihm nicht Einhalt zu thun wäre. Die preußische Geschichte ist eine herbe Lehrmeisterin dafür, wohin es führt, in diesem Stande nicht energisch Abhülfe zu schaffen, aber man ist sich darüber doch hohen ꝛc. Ortes völlig klar, daß eine Reform nothwendig scheint. Man ist bereits so weit vorgegangen, den Ursachen des Niederganges in der Weise nachzuforschen, daß man eine verhältnißmäßig große Zahl älterer Officiere aller Chargen zum eingehenden Bericht aufgefordert hat, der sich über die Ursachen dieser Erscheinungen verbreiten soll.

In einem der gelesensten Großstadtblätter hat sich ein bekannter Militärschriftsteller in schärfster Weise dafür ausgesprochen, daß die wissenschaftliche Bildung des Officiercorps im Niedergang begriffen sei, und er geht gegen das Pressewesen vor, das er als den hauptsächlichsten Krebsschaden gänzlich beseitigt sehen will. Obwohl der Verfasser gegenwärtig persona ingratissima ist, wird man gegen ihn nicht vorgehen, wohl wissend, daß er seine Behauptungen in ganzem Umfang beweisen kann. Aber auch er trifft den Nagel nicht ganz auf den Kopf. Er wünscht sich einen Officiersersatz von nur Abiturienten. Das ist eine absolute Unmöglichkeit und ist es immer gewesen, wobei doch nicht zu leugnen ist, daß die Armee bis vor gar nicht langer Zeit einen beneidenswerthen Ersatz von Officieren gehabt hat. Der springende Punkt wird sich später von selbst ergeben.

Zunächst muß betont werden, daß sich gegen den Eintritt in die Armee bei den betheiligten Elternkreisen mit der Zeit eine immer größere Abneigung zeigt, die nicht unbegründet ist. Ehre und Ruhm sind sehr schöne Dinge, aber davon kann beim besten Willen der Mensch nicht leben. Aus dem armen Preußen ist ein mächtiger Industriestaat geworden, dessen Reichthum von Tag zu Tage wächst, wie es jetzt namentlich die Flottenenthusiasten genau vorrechnen. Der Officier hat in den besten Jahren seines Lebens dieser Entwickelung von Weitem zugesehen, für ihn ist nichts abgefallen, und so ist es denn dahin gekommen, daß ein Setzer, Stecher, Kunstschlosser ꝛc. mit einundzwanzig Jahren doppelt und dreifach so viel monatlich verdient, als der Oberleutnant mit einunddreißig. Dazu kommt, daß jener sich ein Heim gründen kann, wenn und wo er will, dieser nicht. Einem Industrievolk imponirt nur Geld. Wie da der Officierstand fortkommt, kann sich Jeder sagen. Gewiß bestrahlt ihn der Glanz der Krone, aber diese Strahlen werden sehr dünn, ehe sie an die Grenzen nach Inowrazlaw, Ortelsburg und Ostrowo im Osten, nach Dieuze oder St. Avold im Westen gelangen, und gerade in Berlin kann man an vielen Officieren a. D. sehen, zu wie elenden Existenzen sie kommen, wenn sie ohne Vermögen sind und erwerben müssen. Der General vertritt eine Cigarrenfirma, der Oberst ist Annoncensammler, und erst die Oberleutnants und Leutnants! Dabei

Digitized by Google

sollen diejenigen, die mit schlichtem Abschied entlassen wurden, noch gar nicht erwähnt werden.

Wer läßt seinen Sohn Officier werden? Mit den Herren, welche, um einige Zeit zu dienen, eintreten und als Rittmeister sich auf ihre Güter zurückziehen, ist der Armee wenig gedient, aber welcher Vater trägt gegenüber der geringen Aussicht, daß sein Sohn es weiter als bis zum Major bringt, die Verantwortung für die Zukunft? Gewiß, der Jurist kostet mehr bis er etwas erwirbt, aber er erwirbt dann immer mehr bis nahe an sein seliges Ende, und man kann ihn nicht so ohne Weiteres vor die Thür setzen. Im Cadettencorps sind so viele Freistellen (à 90 Mk. jährlich) zu besetzen, daß sich die Behörden schon an pensionirte Leutnants mit der Einladung zum Eintritt gewandt haben, wobei es passirte, daß man auch unverheiratheten solche Zettel sandte. Das beweist! Die Aussicht, niemals so viel erwerben zu können, um den Seinigen ein kleines Vermögen zu hinterlassen, die Angst, in den besten Jahren pensionirt zu werden, die Gewißheit, als Bürgerlicher in Garnisonen zu kommen, wo der Geist stumpf werden muß, hält viele Eltern davon ab, ihre Söhne in die Carrière zu drängen, viele Söhne, sie zu wählen. Daneben sieht man die Unterofficiere nach ihren zwölf Jahren, ihre 1000 Mark Prämie in der Tasche, in den besten Stellungen und häufig als Vorgesetzte von Stabsofficieren.

Man kann fragen: Was haben diese Ausführungen mit dem „Niedergang" des Officiercorps zu thun, während sie doch nur geeignet scheinen, den „Mangel" an Officiersatz klar zu stellen? Sehr viel! Ersatz ist schon da, aber — weil das Gute nicht reichlich genug erscheint, hat man zum Minderwerthigen gegriffen. Es muß dabei ganz besonders betont werden, daß von dieser Calamität die Artillerie und das Ingenieurcorps fast gar nicht berührt werden, sie haben keine — Tertianer und durchgefallenen Cadetten. Die Annahme als Fahnenjunker soll erfolgen nach bestandener Fähnrichprüfung. Zur Fähnrichprüfung sollen nur solche jungen Leute zugelassen werden, welche das Zeugniß der Reife für Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums aufweisen können. Wenn dem so wäre, stünde Alles vortrefflich, aber leider ist es ganz anders. Bis vor etwas mehr als einem Jahrzehnt konnte nur Derjenige von der Beibringung eines solchen Schulzeugnisses oder — nach dreimaligem Durchfallen — von dem Bestehen der Fähnrichprüfung befreit werden, der die Gnade des Kaisers anrief. Das geschah zwar nicht so selten, wie man vermuthen könnte, aber es war solch' ein Vorkommniß immerhin eine Ausnahme, da einerseits die Regimentscommandeure keine jungen Leute ohne das Primanerzeugniß überhaupt annahmen oder die Annahme zurückzogen, wenn der Aspirant bei der Fähnrichprüfung nicht bestand. Das war früher! Da kamen drei tief einschneidende Verfügungen, welche dem voraussichtlich eintretenden Mangel an Leutnants in Folge der starken Vermehrung der Infanterie abhelfen sollten. Erstens der Kaiserliche Erlaß, wonach auch Söhne aus guten bürgerlichen Familien die Carrière nicht verschlossen werden sollte. Das war niemals seit 1807 geschehen, erweiterte aber den Begriff „gut bürgerlich" in's Unendliche, was sich namentlich in Berlin bald zeigte. Zweitens wurde der schon sehr beschränkte Besuch der Kriegsschulen noch bedeutend herabgesetzt, und Durchfallen beim Officiersexamen gehörte zu den größten Seltenheiten. Der Hauptpunkt aber ist eine Verordnung, die es den Regimentscommandeuren erlaubte, auch junge Leute „ohne das Zeugniß der Reife für Prima" anzunehmen.

Und nun wurden alle die Jungen anständiger Eltern, welche sich absolut nicht bis Prima durchsitzen konnten und also anscheinend zu nichts zu brauchen waren, zu solchen Commandeuren gesandt, welche Fahnenjunker ohne Primanerzeugniß einstellten. Nicht alle Commandeure nämlich thaten das, aber viele, namentlich solche in Garnisonen, wo es keinem mit Primanerzeugniß eingefallen wäre, sich zu melden. Ein Commandeur hatte beispielsweise zu gleicher Zeit drei solche Leute, die alle zugleich in Berlin eine Presse besuchten. Und da sind wir bei den Pressen!

Wenn ein Fahnenjunker mit Zeugniß das Fähnrichexamen machen wollte, so ging er etwa zwei bis drei Monate auf eine Presse, betrachtete den Besuch als eine Art Repetitionscursus, lernte etwas Planzeichnen dazu, gewisse der Prüfung eigenartige Landkarten und bestand glatt sein Examen. Nun aber kommt der jetzige Fahnenjunker ohne Primanerzeugniß, der mit sechzehn, siebzehn Jahren und mehr es bis zur Unter- oder Obertertia gebracht hat, auf die Presse. Dem wird nun mit aller Gewalt im Laufe von ein, zwei und noch mehr Jahren das Allernothwendigste eingepaukt, und da nach den Erlassen auch noch die Oberexaminations-Commission veranlaßt wurde, Milde walten zu lassen, so bestanden alle diese Elemente das Fähnrichsexamen und traten in die Armee, um nach rund einem Jahre Officier zu werden. Das ist mit vielen Hunderten geschehen, und da die Berliner Pressen über ihre Zöglinge genau Buch führen, würde es ein Leichtes sein, die Zahl festzustellen, soweit es Berlin angeht. Wo sollen nun diese Leute die Fähigkeit hernehmen, sich wissenschaftlich weiter zu bilden? Der Dienst stellt größere Anforderungen als früher an sie in körperlicher Weise. Er sollte das auch in geistiger thun, aber wie kann der junge Mensch, der mit Entsetzen an die Zeit der Bücher zurückdenkt, in kleinen Nestern einen Geist, den er nicht hat, stärken? Früher hat es auch einzelne solcher Herren gegeben, von Königs Gnaden, aber das waren dann sehr wohlerzogene junge Leute, gesellschaftlich gewandt mit vorzüglicher Kinderstube, und sie besaßen daher Eigenschaften, welche den Mangel an wissenschaftlicher Bildung verdeckten. Heute lassen die Fahnenjunker es häufig genug, auch nach Beförderung in höhere Chargen, stark merken, daß ihnen eine gute Kinderstube und ein gut fundirtes Elternhaus gefehlt hat.

Hier haben die Reformen einzusetzen! Ohne Primanerzeugniß keine Annahme! Das Fähnrichsexamen kann, nach einiger Vorbereitung, jeder richtige Primaner machen, ohne daß man ihm von den Anforderungen etwas nachläßt. Auch Cadetten, die wegen zweimaligen Sitzenbleibens das Corps verlassen mußten, haben das Primanerzeugniß beizubringen. Können sie das nicht, mögen sie sehen, wo sie bleiben; die Armee ist hoffentlich keine Versorgungsanstalt für die Dümmsten. Sechsmonatliche Dienstzeit in der Front. Zehnmonatlicher Kriegsschulcursus mindestens mit strengem Schlußexamen. Das sind die Bedingungen, unter denen der Ersatz des Officiercorps allein stattfinden darf. Schlechte Officiere nützen nicht nur nichts, sondern sind von großem Schaden für das Ansehen der Armee im Staate und für die Armee und den Staat selbst. Laut Militär. Wochenblatt sind vom 19. October bis zum 2. December 1899 aus der preußischen Armee 41 Oberleutnants, Leutnants und Fähnriche ausgeschieden, davon mit Pension: fünf Oberleutnants, ein Leutnant; ohne Pension der Abschied bewilligt: drei Oberleutnants, fünf Leutnants. Sechzehn Oberleutnants und Leutnants schieden aus und traten zur Reserve und Landwehr über, desgleichen dreizehn Fähnriche zur Reserve. Von diesen 41 Officieren und Fähnrichen erhalten also nur sechs eine Pension, die sich von 487 bis höchstens 807 Mark jährlich beläuft. Das sind Zahlen, die eine herbe Sprache führen!

Der Niedergang zeigt sich. Man hat ihn gesehen und erkannt, daß man ihm steuern muß. Nach altpreußischem Grundsatz geht Alles, wenn es befohlen wird. Möge in dieser großen, folgeschweren Angelegenheit ein richtiger Befehl zur richtigen Zeit nicht fehlen; mit der Ausführung wird es dann schon gehen.

Hoplites.

Digitized by Google

Die Kunst in der heutigen Medicin.

Der therapeutische Nihilismus, der mit dem Ende der dreißiger Jahre im Gefolge der großartigen Errungenschaften der sog. jungen Wiener Schule, dem Aufbau der Pathologie auf empirischer, anatomischer Grundlage durch Rokitansky und der wissenschaftlichen Vertiefung und Vervollkommnung der physikalischen Untersuchungsmethoden durch Skoda, seinen Einzug in die Heilkunst hielt, konnte naturgemäß nicht von langem Bestand sein. Mochten auch einzelne Doctrinäre, die in der Medicin nichts Anderes sahen, als ein Theilgebiet der exacten Naturwissenschaften, auf dem skeptischen Standpunkt beharren, der es ihnen unmöglich erscheinen ließ, die gewaltigen krankhaften Zerstörungen der Organe, welche die systematische Untersuchung am Leichentisch geoffenbart hatte, mit ärztlichen Mitteln zu bekämpfen, mochte auch auf den inneren Stationen vieler Krankenhäuser und Kliniken das unfruchtbare Princip des laisser aller, der expectativen Behandlung, wie man es euphemistisch nannte, die Oberhand behalten, die Masse der Aerzte, die draußen in der Praxis den Leidenden ihre Kräfte widmen mußten, waren durch die Noth der Hilfesuchenden und durch das eigene Verlangen, Hilfe zu bringen, doch bald zur Umkehr gezwungen; man mußte in geläuterter Erkenntniß und vertieftem Wissen doch wieder auf jene Mittel und Methoden zurückgreifen, denen die alten Aerzte trotz der phantastischen Systeme und falschen Vorstellungen, von denen sie ausgegangen waren, ihre unbestrittenen Erfolge zu verdanken hatten. Und selbst an den Stätten gelehrter Forschung konnte die Heilkunst, das letzte und höchste Ziel medicinischer Arbeit, nicht lange auf jener tiefen Stufe verharren. Noch in der Blüthezeit der jungen Wiener Schule verstand es Oppolzer in Prag die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung mit den praktischen Aufgaben der ärztlichen Kunst in Einklang zu bringen und es hat auch in der Folge nicht an einzelnen Klinikern gefehlt, die, Aerzte in des Wortes wahrem Sinne, das Bestreben hatten, die Ergebnisse ihrer Erfahrungen den Schülern mitzutheilen, denen das Ziel Aerzte in das Leben hinauszuschicken höher stand, als der Wunsch einen Stamm von auf allen möglichen Einzelgebieten exakter Forschung gelehrten Jüngern heranzubilden. Aber im Ganzen genommen hat die Therapie bis vor verhältnißmäßig kurzer Zeit doch nur ein kümmerliches Dasein in der Forschung wie im klinischen Unterricht gefristet; anatomische Beobachtungen, pathologische Fragen und Theorien wurden mit breitester Ausführlichkeit erörtert und von praktischen Aufgaben nahm die Diagnostik das Interesse fast vollkommen in Beschlag; der Prakticant der am Krankenbette eine „feine" Diagnose zu stellen wußte, konnte mit Sicherheit auf die besondere Hochachtung des Lehrers rechnen, selbst wenn sein Wissen und Können in therapeutischen Dingen vom Nullpunkt nicht sehr weit entfernt lag. Wenn der Lehrer im klinischen Unterricht an dem vorgestellten „Fall" alle Fragen der Pathologie und Aetiologie ausführlich erörtert hatte, dann war die Zeit gewöhnlich so weit vorgerückt, daß die therapeutischen Gesichtspunkte nur noch mit kurzen Worten gestreift werden konnten, und das skeptische Lächeln, mit welchem der Vortragende seine Ausführungen öfter zu begleiten pflegte, war kaum dazu angethan bei dem Schüler großes Vertrauen in die ärztliche Kunst zu erwecken. Ausnahmen gab es gewiß, namentlich unter denjenigen klinischen Lehrern, deren eigenes Studium noch in jene Uebergangszeit gefallen war, als die Ergebnisse der exakten Forschung die praktische Ausübung der Heilkunst noch nicht vollkommen beherrschten; in der Regel war aber der klinische Unterricht derart, wie wir ihn eben zu schildern versucht haben. An Fleiß ließen es die wenigsten Jünger der Medicin fehlen und beim Abschluß ihres Studiums verfügten sie über eine nicht geringe Menge von theoretischem Wissen auf den verschiedensten Gebieten der Medicin und der Naturwissenschaften, aber im praktischen Können wurden sie von einem erfahrenen Krankenpfleger oder einem intelligenten Routinier leicht erreicht oder übertroffen. Das wiedererwachende Interesse an den eigentlichen Aufgaben des Berufes, das sich hie und da wieder zu regen begann, erlitt bald einen empfindlichen Schlag durch die Fülle neuer Thatsachen, welche die junge Bacteriologie an das Licht brachte. Wenn man auch zunächst hoffen konnte, die Krankheitserreger im Innern der Organe, ähnlich wie es dem Chirurgen an offen liegenden oder künstlich eröffneten Theilen gelingt, durch chemische Mittel zu vernichten, so mußte man doch bald einsehen, daß alle Mittel, die im Stande waren die Bacterien abzutödten, auch auf die Zellen des lebenden Körpers giftig einwirken; man mußte darum die Hoffnung aufgeben, die Krankheitserreger im lebenden Organismus durch chemische Mittel vernichten zu können, und der Fehlschluß, daß es unter solchen Umständen auch unmöglich sei, gegen die Krankheitserscheinungen etwas auszurichten, wurde nur zu häufig gezogen.

Jene Zeit des therapeutischen Nihilismus oder der therapeutischen Indifferenz bedeutet einen ungeheuren Aufschwung in der wissenschaftlichen Erkenntniß, alle verfügbaren Kräfte erschöpften sich in der Aufklärung pathologischer Fragen, in der Erforschung des Wesens pathologischer Veränderungen und ihrer Aeußerungen, aber für die ärztliche Kunst war diese großartige wissenschaftliche Aera eine Zeit entschiedenen Niederganges; Mangel an Vertrauen in das eigene Können gerade bei den gewissenhaften und wissenschaftlich tüchtigen Aerzten, dünkelhafte Ueberhebung und absolute Kritiklosigkeit bei den oberflächlichen Praktikern, eine Geringschätzung des ärztlichen Standes in weiten Schichten der Bevölkerung und mit dem Ueberwuchern mystischer Systeme und geheimnißvoller Methoden eine Zeit der Ernte für Charlatanismus und Kurpfuscherthum. — In unseren Tagen haben sich die Verhältnisse endlich zum Besseren gewendet; die Bacteriologie, die gerade den Besten den Muth zu energischem therapeutischen Vorgehen genommen hatte, hat auch wieder durch die Arbeiten Koch's und Behring's neue verheißungsvolle Wege erschlossen und eine Fülle von leistungsfähigen Kräften zur Mitarbeit auf diesem jungfräulichen, Früchte versprechenden Felde angeregt. Und jenes wilde, ausbeuterische Kurpfuscherthum hat sich als Theil der Kraft bewährt, die stets das Böse will und stets das Gute schafft; die zunehmende Concurrenz von jener Seite, die Erfolge, welche die von ihr wiederaufgegrabenen, in früherer Zeit vielfach von Aerzten angewendeten Heilmethoden, die Hydrotherapie, die Diätetik, die Massage, die Gymnastik unstreitig in vielen Fällen erkennen ließen, hat allmählich eine Anzahl von Praktikern und schließlich auch die Kliniker dazu veranlaßt, die physikalisch-diätetischen Heilfactoren in ihren Heilmittelschatz aufzunehmen und durch die Erforschung ihrer physiologischen Wirkungen Erfolge zu ermöglichen, die dem bloßen Routinier versagt sind. So ist denn gegenwärtig in dem ewigen und doch zu immer höheren Zielen führenden Kreislauf menschlicher Strebungen und Anschauungen die Therapie wieder der bevorzugte Theil der ärztlichen Wissenschaft geworden, und die rege Arbeit von vielen Seiten, das erstarkte Vertrauen in ihre Leistungen lassen hoffen, daß sie auch das erste Decennium des neuen Jahrhunderts noch beherrschen werde.

Der alte Zwiespalt zwischen Wissenschaft und Kunst, d. h. zwischen den wissenschaftlichen Grundlagen einer Kunst und ihrer praktischen Bethätigung wirft auch heute noch seine Schatten in die Heilkunde; die frühere einseitige Betonung der wissenschaftlichen Seite der Medicin äußert immer noch ihre unverkennbaren Wirkungen auf die therapeutischen Bestrebungen. Die wissenschaftliche Forschung hat eine Fülle exacter Methoden geschaffen, die für die feinere Diagnostik und zur genaueren Abgrenzung der therapeutischen Maßnahmen in Anwendung kommen müssen. Die Technik der gewöhnlichen Untersuchungsmethoden, der Percussion und Auskultation und selbst die der Untersuchung mit dem Augen-,

Digitized by Google

Kehlkopf- und Ohrenspiegel ist heute beinahe Gemeingut der Aerzte; aber neben diesen unter den einfachsten Verhältnissen durchführbaren Methoden sind im Laufe der Zeit noch zahlreiche andere, complicirtere in Gebrauch gekommen, mikroskopische, bacteriologische, physiologische, chemische und optische. Einzelne dieser Errungenschaften kann der Arzt recht gut in die gewöhnliche Praxis hinübernehmen, aber exacte Stoffwechseluntersuchungen, complicirte chemische Analysen, die Aufsuchung und Cultivirung von Bacterien, die physikalische, chemische und mikroskopische Untersuchung des Blutes, das Alles sind Aufgaben, die der praktische Arzt, selbst wenn er sie nach der technischen Seite hin beherrscht, aus Mangel an Zeit und an Mitteln gar nicht ausführen kann. Man denke nur an die Bezahlung des Arztes in kleineren Städten, an die Pauschalsummen der Krankenvereine, von den Krankenkassen ganz zu schweigen, und vergleiche damit die Summen, die er für die nothwendigen Einrichtungen, Apparate und Chemikalien opfern müßte. Und die Entwickelung der Medicin hat sich heute so gestaltet, daß diese Untersuchungen oft die Grundlage für das ärztliche Handeln bilden müßten, während sie beim besten Willen in der Praxis nicht durchzuführen sind. Unter solchen Mißständen leidet allerdings nicht der Handwerker, der niemals bis zur wissenschaftlichen Vertiefung in seine Berufsaufgaben vorgedrungen ist, aber wer sich mit bloßer Routine nicht begnügt, der fühlt sich in seinem Gewissen bedrückt und in seiner Thätigkeit unbefriedigt. Auch die Therapie nimmt in unseren Tagen eine Entwickelung zu immer größerer Complication und Kostspieligkeit; die Erfindung neuer Apparate zur Krankenpflege oder zur Anwendung bestimmte Heilmethoden wächst ins Ungeheure, die Anwendung des Wassers, das gerade wegen seiner Einfachheit und Wohlfeilheit für die weniger bemittelten Classen so recht geeignet wäre, wird mehr und mehr zum Privilegium besonderer Anstalten, die mit kostspieligen Einrichtungen ausgestattet sind, die Thätigkeit des Masseurs und des Gymnasten muß von complicirten Maschinen übernommen werden, weil deren Arbeit viel exacter und genauer dosirbar sein soll und so weiter in infinitum. Wer in einem Privathause einen an schwerer Krankheit Leidenden nach allen Regeln der modernen Klinik behandeln wollte, dem müßte nicht nur ein wohleingerichtetes chemisches und bacteriologisches Laboratorium zur Verfügung stehen, er bedürfte auch oft eines Arsenals von Apparaten und Utensilien, die sich auch der Gutsituirte eines einzelnen Krankheitsfalles wegen nicht anschaffen kann, und er müßte endlich dem einzelnen Kranken soviel Zeit widmen können, wie sie nur die mit einem Stab von Assistenten und Volontären ausgestattete Klinik erübrigen kann. Unsere modernen diagnostischen und therapeutischen Methoden kranken in Folge des einseitigen Strebens nach Exactheit, die in einer biologischen Wissenschaft doch überhaupt nur in recht begrenztem Sinne zu erreichen ist, an einer Complicirtheit, die die Anwendung unter gewöhnlichen Verhältnissen beinahe ausschließt. Fast alle Arbeiten rechnen mit den Mitteln der Klinik und vergessen darüber das Wichtigste, daß es Aufgabe des Arztes ist, den Kranken in seiner Häuslichkeit, unter oft recht primitiven Verhältnissen zu behandeln und der Genesung entgegenzuführen. Die Folgen müßten verhängnißvoll sein, wenn die officielle Therapie mehr und mehr eine specielle Therapie der Krankenhäuser und Kliniken werden sollte; die Mehrzahl aller Leidenden verlangt mit vollem Recht, wo es nur irgend angeht, in der eigenen Häuslichkeit behandelt zu werden. Gerade heute, wo man nicht nur denjenigen Faktoren, die wäg- und meßbar sind, sondern auch dem seelischen Empfinden des Kranken seine hohe Bedeutung zuerkennt, sollte man nicht so leichtherzig, wie es oft geschieht, mit dem Herausreißen aus der Familie und der Ueberführung in ein Krankenhaus bei der Hand sein.

Wissenschaftliches Arbeiten und Forschen in allen Ehren; wir Praktiker verlangen aber von den Klinikern, die nicht nur für theoretische Untersuchungen oder zur Ausbildung der angehenden Aerzte, sondern auch zur Förderung unserer Kunst an ihre Stellen berufen sind, Größeres und Schwereres; wir verlangen von ihnen, daß sie die Fühlung mit den Aufgaben des praktischen Arztes nicht verlieren, daß sie unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Forschungen, an die sie in Bezug auf Exactheit die höchsten Anforderungen stellen mögen, uns die Ergebnisse ihrer Arbeiten so übermitteln, daß wir sie auch unter einfachen Verhältnissen verwerthen können. Die künstlerische Seite der ärztlichen Thätigkeit darf nicht weiter so, wie es heute der Fall ist, in den Hintergrund gedrängt bleiben. Mit einfachen Mitteln auszukommen ist nicht nur der sicherste Weg um sich selber vor Illusionen und Irrthümern zu bewahren, es ist auch die einzige des Künstlers — und das sollte doch der Arzt zunächst sein — würdige Art, in der er seine Aufgaben lösen kann. Die Wissenschaft muß freilich immer die Grundlage aller Heilkunst bleiben, aber wenn es nicht im Laufe der Zeiten zu einer für das Ganze verhängnißvollen Spaltung kommen soll, zu einer wissenschaftlich-doctrinären Medicin, die an den Kliniken und einer künstlerisch-empirischen, die draußen in der Praxis geübt wird, dann müssen die Nurexacten unter unseren Klinikern mehr als bisher dessen eingedenk sein, daß die meisten Ergebnisse ihrer Forschungen für die Allgemeinheit nur einen recht bedingten Werth behalten, wenn ihr Machtgebiet schon jenseits der Laboratorien und klinischen Krankenzimmer zu Ende ist.

Medicus.

Eine Ausstellung im polnischen Litauen.

Ein östliches Culturbild.

Von Josef Stutzin.

Vor einigen Tagen besuchte ich eine „Ausstellung" in einem polnisch-litauischen Städtchen Was ein polnisch-litauisches Städtchen im Allgemeinen ist? Ein paar hundert traurig dreinblickende Holzhäuschen, fast in jedem Häuschen ein „Geschäft" (ein enger viereckiger Raum, wo auf Brettern, die um die ungehobelten Holzwände herumlaufen, einige Päckchen Tabak, Cigaretten und Bleidosen herumliegen). Die paar Gäßchen sind eng und schmutzig und münden alle in den Markt: ein viereckiges Plätzchen mit zwei „Laden"reihen. Das Pflaster — eine Gruppe von Steinen in ihrer natürlichen Gestalt, jeder Stein durch eine Pfütze von Koth und Mist vom anderen getrennt. Auf einer hölzernen Erhöhung, vor ihren Läden, stehen manchmal recht hübsche Jüdinnen in formloser, unordentlicher, halbmoderner Kleidung und Juden mit langen Röcken, wilden Bärten, eingefallenen, vergilbten Wangen, unstät und ängstlich herumblickenden Augen und einem griesgrämig-sorgenvollen Zug im Gesichte — untrügliche Merkmale einer Lebens voll Angst und Sorge und eines qualvoll aufreibenden Kampfes um's Stückchen Brod. Ein athembenehmender, schwerlastender Dunst scheint über dem ganzen Städtchen zu lagern, jede Gestalt in eine entstellende Dunstwolke einzuhüllen. Das ganze Leben scheint verschwommen, todt — ertödtet. Verschiedene Gefühle überkommen einen Reisenden beim Besuch eines solchen polnisch-litauischen Städtchens. Die Fülle, Ueberfülle von Schmutz und Unordnung ekelt, widert ihn an, erfüllt ihn mit Abscheu gegen die Leute. Warum *sind* sie so schmutzig? .... Wenn er aber an die Fülle, Ueberfülle des grausamen Elends denkt, das hier wüthet, wenn er z. B. so einen Rummel lumpenbekleideter Kinder mit ihren dürr-vertrockneten Gesichtern und den glühend schwarzen Augen, abgemagert, hungernd und frierend, barfuß im kalten Herbstkoth herumtaumeln sieht — da „faßt ihn der Menschheit ganzer Jammer an", und wehmüthig, ätzend wehmüthig wird es ihm zu Muthe.

Digitized by Google

Ich kam am letzten Tage der dreitägigen Ausstellung. Das war ein Gehen und Kommen von allen Seiten. Litauische Bauern mit ihren weißgrauen selbstgewebten Tuchröcken und rothen carrirten Hosen, Bäuerinnen in weiten, farbigen Gewändern — barfuß, die Schuhe in den Händen — wälzten sich und stießen sich, Leiter- und Bretterwagen holperten, das Pflaster quietschte und ächzte, Alles schrie, johlte. Dazwischen erklang das selbstbewußte „Platz, gebt Platz“ eines Livreekutschers. Ein polnischer Landedelmann fuhr aufgeputzt und dröhnend — aber meist mit leeren Taschen und verschuldet bis über den Kopf — in einer saubern, mit vier Pferden bespannten Calesche in das Getümmel hinein. Alles wich zurück, das Pflaster erbebte — aber die Taschen blieben leer wie früher. Hinter dem Städtchen, nicht weit vom Palaste des polnischen Fürsten O..., dessen Bemühungen übrigens die Ausstellung ihre Eröffnung verdankt, stand der Ausstellungspark — ein Bretterzaun. Neugierige, welche wohl den Eintrittspreis von 20 Kopeken nicht erschwingen konnten, guckten durch die Spalten, ließen sich fortjagen und kamen wieder ... Auf einem Klotz, in nächster Nähe des Zaunes, saß eine Menge Bauernvolkes, schabte mit dem nächstbesten Holzspan den Koth von den vor Kälte und Nässe roth aufgelaufenen Füßen ab, umwickelte sie mit Lappen, zog die Stiefel an und ging zur Ausstellung. Ein viereckiger, etwa 15—20 Meter langer und 10—15 Meter breiter Platz war der Ausstellungsraum. Inmitten des Ganzen stand eine ganz nette ausgeschnitzte Laube — nur für den Adel. Als ich zuerst in meiner Unwissenheit auf sie zuging, faßte mich der Diener sofort am Arme und schrie laut, ungefähr wie ein geschlachteter Ochse: „Zurück! Das ist nur für Herren!“

Ein Herr also bin ich nicht, combinirte ich, eine Dame auch nicht ... Was bin ich also dann?

Der Livreediener murmelte noch ärgerlich auf Litauisch (dessen Verständniß er mir wohl nicht zutraute): „So'n deutscher Schuft kriecht überall hin ... Hier ist nicht Preußenland, Freund ...“

Der Kastengeist ist hier noch Instinct, kein aufgezwungenes System, sondern ein durch die unerschütterte Macht einer jahrtausend alten Gewohnheit tief in's Fleisch eingedrungenes Gefühl. Die Bauern und Juden alten Schlages fühlen hier noch neidlos, daß sie etwas Anderes sind als der polnische Adel, daß sie ihm natürlicher Weise äußere Achtung schulden. Im Kreise, weit entfernt vor der „Adelslaube“, stand das „Volk“ wie eine Mauer, Niemand wollte auch nur einen Schritt nach vorwärts thun. Man blickte respectvoll auf die Gruppe von nicht immer tadellosen Cylinderhüten und weißen Damenhüten und discutirte eifrig, worüber die „Herren“ sich wohl unterhalten könnten. Ab und zu rollte ein schallendes Lachen herüber — die ganze Laube hielt es für ihre Pflicht, sich über einen „Witz“ des Fürsten vor Lachen auszuschütten — und eine freudige Heiterkeit malte sich auf den Gesichtern der Herumstehenden, die meistens die Ursache des Lachens gar nicht ahnten. „Aller Segen kommt von oben!“

Man verzeihe mir, daß ich um die Ausstellung herumgehe wie eine Katze um den Brei. Der Brei ist nämlich dies Mal gar zu mager! Auf der Ausstellung — übrigens einer sogenannten landwirthschaftlichen — waren wohl an die fünfzig ganz nette Pferde. Man kann aber in Berlin täglich viel nettere sehen. Dazu kamen noch einige größere Exemplare von Obst und Gemüse — Aepfel, Birnen, Rüben, Kartoffeln —: man kriegt sie gut und besser jeden Tag z. B. in der Berliner Markthalle, ohne jegliches Erstaunen ... Von landwirthschaftlichen Geräthen sah ich sehr wenige und darunter recht alte, veraltete Dinger. Von Maschinen — keine Spur ... auf einer landwirthschaftlichen Ausstellung! Und in der That — woher? Der Bauer hantirt hier noch mit Geräthen, die an die Steinzeit erinnern. Der polnische Landedelmann wirthschaftet noch viel schlechter als der Bauer. In der ganzen an Großgrundbesitz überreichen Gegend findet man keine einzige Locomobile — woher Maschinen? Auch Handarbeiten waren ausgestellt — wiederum recht gewöhnliche, unbedeutende Kleinigkeiten. Zu den besten zählte ein recht hübsch ausgesticktes Bild eines polnischen Geistlichen und sehr exact und sauber von den Schülern einer jüdischen Handwerkerschule ausgeführte Schlosserarbeiten. Sehr belehrend und interessant war die Naivität, mit der man ein paar von den allergewöhnlichsten Automaten zur Ausstellung brachte, und das kindlich-strahlende Entzücken, mit dem sie sie alle betrachteten ... Sonst, nämlich die Ceremonien der Ausstellung und alles Andere außer der Ausstellung selbst, hatte man großen Stiles gearbeitet. Der Gouverneur eröffnete sie inmitten einer glänzenden Umgebung. Eine sehr gut stilisirte Rede leitete sie ein. Das Buffet war ausgezeichnet. Geld, Anerkennungsschreiben, bronzene, silberne und goldene Medaillen wurden von der hübschen Gattin des Fürsten vertheilt. Eine Rede schloß die Ausstellung. Man dankte dem ehrenwerthen Publicum für sein reges Interesse und bescheidenes Verhalten — ich erröthete —, brachte ein Hoch auf das Gedeihen der Landwirthschaft und des Gewerbes aus, des bürgerlichen Fleißes u. s. w.

Wozu veranstaltet man hier, im Mittelpunkte des Elends und des Niederganges, eine Ausstellung? fragte ich mich immer wieder auf dem Rückwege. Ich gab mir auf Grund der Kenntniß der hiesigen Verhältnisse folgende, vielleicht nicht ganz unzutreffende Antwort.

In erster Linie will man zeigen, daß man kein Barbar ist. „Ihr sagt: Bei uns sehe man nichts als Uncultur und Elend. Seht: bei uns ist Alles genau wie bei euch im Westen. Wir haben Ausstellungen — wie die Pariser sind sie freilich nicht, aber für die hiesigen kleinen Verhältnisse genügen sie. Auch wir bestreben uns, genau so wie Ihr, unser Volk aufzuklären, zu bilden, seinen Wohlstand zu fördern u. s. w. In zweiter Linie will man thatsächlich dem Volke einigermaßen nützen. In dritter Linie — aber last not least — bietet die Ausstellung dem polnischen Adel die beste Gelegenheit, seinem von Eitelkeit und Glanzsucht überströmenden Herzen Befriedigung zu schaffen.“ Die letzte Absicht wird mehr, die erste weniger erreicht. Auf den in die hiesigen Verhältnisse Uneingeweihten — aber nur auf einen solchen — macht so eine Ausstellung immerhin einen Eindruck. Eine Ausstellung, sagt sich meistens so ein Fremder, ist immerhin ein Zeichen von einem gewissen Gewerbefleiß, eines gewissen Aufstrebens, und das beweist, daß all' das Geschrei über die hiesige Uncultur nicht wahr ist, zum Mindesten übertrieben. Der Wunsch aber, auch dem Volke einen Dienst zu erweisen, dürfte kaum in Erfüllung gehen. Denn dem Bauer nützt eine solche Ausstellung so gut wie nichts. Von der Ausstellung lernen kann er nichts. Denn sie bot weder gute Geräthe noch Maschinen, und selbst wenn sie solche böte, ist der litauische Bauer materiell zu schwach, um sich so etwas anzuschaffen. Ferner: Ausstellungsproducte züchten kann er auch nicht. Fällt ihm ein schönes Füllen oder eine 5 Pfundkartoffel zufällig in die Hand, dann hat er was für die Ausstellung; zu arbeiten für sie ist er nicht im Stande. Und der polnische Großgrundbesitzer — der Adel? Seinen Niedergang wird keine Ausstellung aufhalten. Er geht zu Grunde an seiner Verschwendungs- und Prahlsucht. Ein polnischer Edelmann kann nicht wirthschaften, das ist die Regel. Der Sinn für Arbeit und Ordnung, der ernste Fleiß fehlt ihm, er muß prahlen, verschwenden, glänzen, ohne das kann er nicht leben, wie ein Fisch ohne Wasser. Er geht lieber mit zerrissenem Hemde als ohne Lackstiefel — ich will hier gar nicht bilderreich sein —, er verkauft das Getreide auf dem Felde, das Kalb in der Kuh, nur um einen standesgemäßen Ball machen zu können. Jedes Jahr bringt hier neue Güter-Auctionen, und die Käufer können, nach dem Gesetze, nur Nichtpolen sein ... Der verhängnißvolle Tag, der

Digitized by Google

die Leibeigenen erlöste, bezeichnet den Beginn des materiellen Ruins des polnisch-litauischen Adels. So lange hundert Menschen wie Pferde, mit Leib und Leben, für ihn arbeiteten, ihre Weiber und Töchter willenlos und umsonst sich ihm preisgaben, und so lange Jeder aus Angst vor der Peitsche ihn umsonst mit Geld versorgen mußte, — ging es. Seitdem aber dies glücklicher Weise aufgehört, sinkt er von Tag zu Tag. Der hiesige Adel erinnert oft an jene Ameisengattung, die verhungert, wenn Sclaven ihr die Nahrung nicht zum Munde führen.

Literatur und Kunst.

Sylvesternacht 1900.

Des Jahres letzte Stunde
Nahm nun den alten Lauf,
Und in vertrauter Runde
Steigt neue Zahl uns auf;
Die Mitternacht glockentönig
Durchhallt ihr Rufgebot:
„Es lebe der neue König!
Der alte Herr ist todt!“

Nun scheltet ihn den Argen,
Zahlt ihm verdienten Lohn,
Ihn in die Gruft zu sargen
Mit Bitterkeit und Hohn!
Aufschreit nun tausendstimmig
Den lang geduckten Groll:
Betrüger heißt ihn grimmig
Und falscher Tücke voll!

Dann jauchzt dem Schicksalswender,
Dem Erben seines Throns!
Ruft laut ihm: Heil! dem Spender
Jedwed' verdienten Lohns!
Schon zu den Krönungsschlägen
Hält sich die Uhr bereit —
Nun jubelt ihm entgegen,
Dem Bringer goldener Zeit!

Die Gläser laßt klingen und singen
Dem leuchtenden Bethlehemsstern!
Laßt klingen sie, daß sie zerspringen,
Auf den neuen, den herrlichen Herrn! — —
Du Alter, was kehrst du den Becher
Stumm um bei dem Jubelgebraus? —
Den Majestätsverbrecher,
Packt ihn! Werft ihn hinaus!

Wilhelm Jensen.

Weimaraner Jahrhundertwende.

Von Emil M. Camaschke.

Nachdem der hohe Bundesrath den Anfang des neuen Jahrhunderts auf den 1. Januar 1900 gesetzt und sämmtliche Behörden, sowie die löbliche Polizei diesem Beispiel gefolgt sind, weiß der deutsche Reichsangehörige, Gott sei Dank, daß er nun am amtlich festgestellten Zeitpunkt sich als Bürger des 20. Jahrhunderts betrachten darf und soll. Unsere Classiker und ihre Zeitgenossen hatten es nicht so gut. Sogar in Weimar, dem weithin gefeierten Ilm-Athen, fehlte leider jede behördliche Vorschrift und Reglementirung, und die allerberühmtesten Leute stritten sich mit der alten Doctorfrage herum: wann beginnt das neue Jahrhundert? Selbst Schiller und Goethe befanden sich in der betrüblichsten Ungewißheit. Goethe betrachtete zuerst den 1. Januar 1800 als Beginn des neuen Jahrhunderts: „Ich war,“ schrieb er an Schiller am 1. Januar 1800, „im Stillen herzlich erfreut, gestern Abend mit Ihnen das Jahr, und da wir einmal 99er sind, auch das Jahrhundert zu schließen. Lassen Sie den Anfang wie das Ende sein und das Künftige wie das Vergangene.“ Doch erkannte er später (Brief an Schiller 23. September 1800), daß das neue Jahrhundert erst mit 1801 beginne. Daher wünschte er in seinen Briefen vom Ende December 1800 seinen Correspondenten gelegentlich Glück zum neuen Jahrhundert (z. B. an Rochlitz 15. December). Schiller scheint von Anfang an ein Anhänger des 1. Januar 1801 gewesen zu sein, wenigstens verräth sein Briefwechsel vom Ende 1799 nicht die geringste Säcularstimmung. Er hatte damals freilich allerlei Kreuz zu tragen: seine Lotte, die ihm eben eine Tochter geschenkt, war schwer erkrankt und erholte sich nur langsam, dazu die Uebersiedelung der Familie von Jena nach Weimar und dichterische Nöthen mit dem Wallenstein und der Maria Stuart. Erst das Ende von 1800 fand ihn auf seinem Posten als Festtheilnehmer. Feierlich beginnt er das neue Jahrhundert in seinem Briefwechsel mit dem alten Herzensfreund Körner am 5. Januar 1801: „Herzlich begrüßen wir Euch zum neuen Säculum und freuen uns von ganzer Seele, daß wir es alle miteinander mit Glück und Hoffnung beginnen. Wir werden in diesem neuen Jahrhundert, wie ich gewiß weiß, keine herzlichere Freundschaft schließen als die unserige ist ... Ich habe das alte Jahrhundert thätig beschlossen und meine Tragödie, ob es gleich etwas langsam damit geht, gewinnt eine gute Gestalt.“ Er war eifrig mit der Bearbeitung seiner „Jungfrau von Orleans“ beschäftigt und erwog große Pläne zur Jahrhundertfeier. In dem Briefe, in dem er Körner zum neuen Säculum beglückwünschte, meldete er noch Folgendes: „Wir haben unsere säcularischen Festlichkeiten nicht ausführen können, weil sich Parteien in der Stadt erhoben, und auch der Herzog den Eclat vermeiden wollte. Es ist auch nichts Erfreuliches producirt worden, das ich Dir mittheilen könnte. Etwas Poetisches zu machen, war überhaupt mein Wille nicht; es sollte bloß Leben und Bewegung in der Stadt entstehen. Am Neujahrsabend wurde die Schöpfung von Haydn aufgeführt, an der ich aber wenig Freude hatte, weil sie ein charakterloser Mischmasch ist. Dagegen hat mir Gluck's Iphigenie auf Tauris einen unendlichen Genuß verschafft, noch nie hat eine Musik mich so rein und schön bewegt als diese, es ist eine Welt der Harmonie, die Jedem zur Seele bringt und in süßer, hoher Wehmuth auflöst.“

Aus dieser Stelle geht auch nicht klar hervor, was für Festlichkeiten eigentlich geplant waren und aus verschiedenen Gründen unterblieben. Eine Andeutung von acht- bis zehntägigen Volksfesten schrieb Schiller an Körner schon am 16. November, aber bereits am 18. December konnte er Goethe melden, daß der Herzog wegen Nichtbetheiligung der Theaterdirection Einspruch dagegen erhoben hatte. Nur eine einige Monate vorher stattgefundene Schulfeier ist bekannt, die in diesem Zusammenhange theils wegen des daran betheiligten Schulrectors, theils wegen eines veränderten Goetheschen Liedes einen Platz verdient. Die Weimarer wöchentlichen Anzeigen Nr. 82 vom 14. October 1800 schildern den Valedictionsactus im Gymnasium am 3. October. Dabei handelte ein Schüler lateinisch vom Ruhm und Tadel des 18. Jahrhunderts; ein anderer verglich den Zustand Weimars vor hundert Jahren mit seinem jetzigen. Der Director K. A. Böttiger legte den Schülern die drei Worte: „Du bist ein

Digitized by Google

Deutscher, Du lebst in Weimar, Du trittst in ein neues Jahrhundert" mit „wissender Vermahnung" an's Herz. Gesungen wurde das „Bundeslied", componirt vom Stadtmusicus Rempler. Dieses Gedicht Goethe's erscheint hier in völlig veränderter Gestalt. Die zweite und vierte Strophe sind ausgelassen, von den übrigen Strophen sind nur die gesperrten Worte Goethe's Text, alles Uebrige ganz verändert. Das Gedicht lautet:

Es hat in guten Stunden
Die jugendliche Hand
Ein guter Gott gebunden
In treuer Freundschaft Band.
Uns hält der Gott zusammen
Der uns hierher gebracht;
Ihm lodern diese Flammen,
Er hat sie angefacht.

Wer lebt in unsrem Kreise
Und lebt nicht selig drin?
Frisch stets zur Lebensreise
Uns eint ein Brudersinn.
Zu dieser Lebensreise
Giebt Freundschaft uns den Stab,
Sie wandelt mit dem Greise
Selbst über Tod und Grab.

Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn
Und heiter immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Ihr seid am Ziel, das Leben
Hat dieser Ziele viel.
Und muthiges Bestreben
Gewinnt am letzten Ziel.

Ludwig Geiger, der in seinem schönen Buche „Aus Alt-Weimar (Berlin, Gebr. Paetel) dieses umgewandelte Lied mittheilt, ist der Meinung, Goethe sei an der Neugestaltung „um nicht zu sagen Verunstaltung," wohl kaum betheiligt gewesen. Wir sind anderer Ansicht, denn wir glauben nicht, daß gleichsam unter seinen Augen eine solche Veränderung ohne sein Zuthun hätte vorgenommen werden dürfen. Uebrigens ist die Adaption des Liedes für den Zweck der Schulfeier gar nicht ungeschickt und poesielos und kann ganz gut von dem Dichter selbst herrühren. War er doch bei festlichen Anlässen stets gern als Gelegenheits- und Festdichter gefällig, sei es für Neues oder Adaptirung von älteren Vorwürfen. Gerade sein damaliges Festspiel, von dem wir noch reden werden, hat er bei zwei späteren Aufführungen 1803 und 1819 umgearbeitet und den neuen Zwecken angepaßt.

Wir wiederholen also nochmals: die Jahrhundertwende wurde in Alt-Weimar nicht 1799 oder Anfangs 1800 gefeiert, sondern im Winter 1800/1801. Die einzige wirkliche Feier, an der die höheren Kreise sich betheiligten, scheint am Sylvesterabend 1800 eine Redoute im Schlosse gewesen zu sein. Nach Mitternacht zog sich Goethe mit Schiller, Schelling und dem ihm gleichfalls befreundeten, von ihm begeisterten Naturphilosophen Steffens (später kam auch der Mediciner Hufeland dazu) in ein Nebenzimmer zurück, wo man bei fließendem Champagner lustig, ja übermüthig den Schluß des Jahrhunderts feierte. Steffens („Was ich erlebte"), der sonst von seinem damaligen Aufenthalt in Weimar und seinem Zusammentreffen mit Schelling bei Goethe Manches erzählt, schweigt über diesen letzten Abend, doch scheint es Goethe in seinem oben angezogenen Briefe zu bestätigen, aber es bezieht sich jedenfalls auf den Sylvester 1799. Gewiß eine denkwürdige Feier!

Wichtiger als solche vergänglichen Festlichkeiten, die kaum die Stunde der Feier selbst überdauerten, waren die literarischen Gaben, mit denen die Heroen den festlichen Tag oder das Ineinanderfließen zweier großer Perioden begingen. Unter ihnen verdient den ersten Platz Goethe's „Paläophron und Neoterpe." Das Stück ist zunächst für die Theatergeschichte von Bedeutung als Erneuerung der alten Maskenkomödie. Ein eigentliches Säcularstück ist es nicht; es ist vielmehr ein Festspiel zur Nachfeier des Geburtstages der Herzogin Anna Amalia, der am 28. October 1800 gleichfalls durch theatralische Darbietungen festlich begangen worden war. Aber da es im Jahre 1800 gedichtet ist, an der Jahrhundertwende, so wurde es dem Dichter, der freilich die größte Eile anwenden mußte, um seine Aufgabe so schnell wie er versprochen hatte zu erledigen, zur Darstellung der alten und neuen Zeit. Wieland wollte darin allerdings mehr eine Darstellung dessen sehen, was Goethe früher war; Ludwig Geiger scheint es, als ob Goethe der Neuzeit, der er lockendere Töne gab, auch größeren Reiz zuzuschreiben suchte.

Schiller feierte das Ereigniß durch seine Ode „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (zuerst erschienen im Taschenbuch für Damen 1802). In ernster Weise ließ er vor seinem Blick die schwere Zeit, den Weltkrieg zwischen England und Frankreich vorüber ziehen und rief den nach Glück und Freiheit Verlangenden zu:

„In des Herzens heilig stille Räume
Mußt Du fliehen aus des Lebens Drang,
Freiheit ist nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Das Gedicht würde leider auch zum Antritt des 20. Jahrhunderts passen ... Von Schiller's geplantem Gedichte zum Jahrhundertwechsel scheinen „Die Antiken zu Paris" und „Die deutsche Muse" Bruchstücke zu sein. Und eine Säculardichtung ist gewissermaßen auch das „Lied von der Glocke" das er seit 1795 im Kopfe trug, den 30. September 1799 in die Druckerei sandte und zu Weihnachten in seinem Musenalmanach herausgab, — gewiß das schönste und unsterblichste Werk, das zum Jahrhundertwechsel erschien.

In anderer Weise gestaltete Herder seine Jahrhundertfeier. Sein „Aeon und Aeonis", ein Drama oder Allegorie — doch nur eine schwache Nachbildung des Goethe'schen Stücks — sollte, wie Schiller meinte, ein Widerspruch gegen die Schiller-Goethe'sche Richtung sein und auch in der Kunst nur den Sittlichkeitsstandpunkt als gerechtfertigt anerkennen. In dem gleichen Sinne war Herder's „Adrastea" gedacht, deren erstes Heft mit einem Gedichte Knebel's „Dem Jahre 1801" erschien. Auch in den „Säcularischen Hoffnungen" gab Herder seiner resignirten Stimmung gegenüber dem enthusiastischen Geschrei Mancher lebhaften Ausdruck, während er in der „Aurora" geschichtliche Betrachtungen mit der Mahnung an die Deutschen schloß, „an sich zu denken, für sich zu arbeiten und sich ihrer Kraft, ihres Charakters und Landes zu erfreuen in allen Ständen". Nur der alte Wieland schwieg völlig. Umso geschäftiger feierten neben den Weimaraner Großen die dii minorum gentium die Jahrhundertwende. Es war also fast wie hundert Jahre später, wo derjenige deutsche Schriftsteller, der das neue Säculum nicht mit Saitenklang und Druckerschwärze begrüßt, schon beinahe als eine Seltenheit auffällt. Auch damals mangelte es nicht an Festgedichten, Festspielen und prosaischen Rück- und Ausblicken, wenn sie auch schon nicht so massenhaft auftraten wie heute. Der Haupttummelplatz dieser Säcularautoren waren die beliebten Almanache, Taschenbücher und Kalender. Ludwig Geiger hat ihnen mit gewohntem Spüreifer nachgeforscht, aber wenig Wichtiges gefunden. Er nennt an erster Stelle Leo v. Seckendorf's „Neujahr- und Oster-Taschenbuch auf das Jahr 1801", das später unter dem Titel „Kleine Schriften, größtentheils von Weimarischen Gelehrten, aus dem ersten Jahre des 19. Jahrhunderts" nochmals ausgegeben wurde. Ueber das Ereigniß des Tages enthält das Buch aber nichts, als „Paläophron und Neoterpe" und ein Gedicht Knebel's. Dafür kamen in Wieland's „Neuem Teutschen Merkur" die Lyriker Seume, Werthes, Friderike Brun, J. J. v. Gerning, Fr. Jacobs u. A. recht ausgiebig zum Wort. Mit vom Besten, was die Jahrhundertwende zeitigte, war wohl „Das neue Jahrhundert" des nicht nur charakterlosen, sondern auch hochbegabten Kotzebue. Dem Stück wurde in Weimar eine Aufführung im Salontheater der Herzogin Amalie zu Theil, wie es heißt am letzten Tage des alten Jahrhunderts.

Außer den Werken der großen Meister und der friedlichen Jünger erwähnt Geiger aber eines, das sich satirisch mit ihnen beschäftigt. Es führt den Titel: „Der Thurm zu Babel oder die Nacht vor dem neuen Jahrhundert. Lustspiel, das Goethe krönen wird." Germanien 1801. Der auf die

Digitized by Google

Krönung anspielende Zusatz auf dem Titel bezieht sich auf ein dramatisches Preisausschreiben, das im letzten Propyläenstück 1800 abgedruckt war. Das Lustspiel ist der am Ende des 18. und am Anfang des 19. Jahrhunderts sehr üblichen Art satirischer Stücke zuzurechnen, die den im Gebiete der Literatur herrschenden Gegensätzen gewidmet waren. Während in diesen meist Kotzebue eine Rolle spielte, fehlt Letzterer hier merkwürdiger Weise; das Stück bezieht sich ausschließlich auf Weimarer und Jenenser Verhältnisse und Persönlichkeiten. Das Werkchen ist verschollen, doch hat Geiger in der Königl. Bibliothek in Berlin ein Exemplar gefunden. Dies aristophanische Lustspiel schildert die literarischen Zustände vor hundert Jahren so anschaulich und witzig, daß sich eine eingehendere Mittheilung seines Inhaltes wohl lohnt.

Das Theater „stellt einen ungeheuern Thurm vor, der sich in die Wolken verliert", das Stück spielt vor dem Thurm, auf seiner Plattform, doch ist diese Bühnenanweisung sehr wenig gewahrt. Den Prolog spricht „der Reine und Holde", d. h. der Philosoph Reinhold, Schiller's Freund und Wieland's Schwiegersohn, dessen mannigfache Wandlungen: Klosterleben, Zugehörigkeit zu Kant, dann zu Fichte ganz lustig verspottet werden. Eine Plattform des Thurmes wird sichtbar; auf einer hohen Kuppel sitzt Goethe, zu seinen beiden Seiten auf hohen Maulwurfshügeln die Brüder Schlegel. Nachdem ein „Chor unsichtbarer Sänger" die Genossen zum Stürmen des Olymps aufgerufen, mahnt Goethe zur Ruhe und hält eine lange Rede. Sie wird nur unterbrochen durch begeisterte Zurufe der Brüder Schlegel, die seine Aussprüche in ihr „Athenäum" eintragen, seine „göttliche Grobheit", seine „poetische Poesie" loben, sich seiner Huld empfehlen, die sie auch durch kleine Dienstleistungen zu erringen streben. Goethe's Rede ist eine eitle Selbstverherrlichung, gerichtet theils gegen Mitstrebende, wie Wieland, theils gegen seine Widersacher. Sie rühmt den Werther, Faust, Tasso, spielt auf die Propyläen an und geht auf Wilhelm Meister mit folgenden Versen ein:

Mein Wilhelm Meister ist mein wahres reines Ich.
Da zeig' ich in puris naturalibus mich.
Der ist rein ennuyant, der reine dumme Junge,
Doch steigt er auf das Seil, so ist er bald im Schwunge.
Er weiß nicht viel zu sagen von bürgerlicher Ehre,
Drum lernt von Adligen er große Charaktere,
Von den Abbés die allgemeine Weltinformation,
Und von Betschwestern die Religion.

Im Gegensatz zu dem stolz thronenden Goethe, der sich freilich zum Schluß ziemlich bescheiden äußert, ist Schiller, der nach ihm erscheint, in kläglicher Stimmung. Vergeblich fleht er Aeschylos und Sophokles an, ihm ein einziges Trauerspiel zu schenken. Er bedauert (durch seine bekannte, schon aus dem Jahre 1791 stammende Recension) den Balladendichter Bürger todtgeschlagen zu haben. Er klammert sich an seinen Wallenstein und an seine Ideale, obwohl er bekennen muß, sehr unideal zu sein. Er gesteht, daß er die Xenien „aus Jen'scher Ordenspflicht" geschrieben und entschuldigt sich:

Was kann ich dafür, daß ich mich dabei besoff
Und Vers und Muse von den Folgen troff?

Er winselt:

Zeigt einen Weg, ihr Sterne, roth und blau ...
Sonst geh' ich 'nein und frage meine Frau.

Und als Alles nichts hilft, geht er ab, nachdem er declamirt hat:

Lebt wohl! — Und ihr, ihr Engel, schreit vor Gott!
Denn Deutschlands größt' Genie macht heute bankerott!!

Nachdem er abgegangen, kommen Wieland und Clemens Brentano. Der Alte muß von dem Jungen hören, daß die Generation ihn für keinen Dichter halte und nimmt, nicht ohne Selbstlob, von der Poesie Abschied. Hierauf erscheint Jean Paul „in einer Jacke, aus illuminirten Bücherkupfern zusammengeschneidert", empfiehlt zum Dichten „halb englisch dünnes Bier" zu trinken, wie er, „Deutschlands Sterne", es thue, sich auf den Kopf zu stellen und von dort aus Alles anzusehen, mit „unzähligen Papieren" die Rührung der Herzen vorzunehmen. Er wird von weiblichen Stimmen „im Alpenhörnertone" angeliebelt, rühmt sich, „bereits von tausend Weibern Biographien zu haben", wird aber von Goethe mit ziemlicher Strenge abgefertigt. Darauf erschallt ein Wechselgesang von Falk und Tieck. Während der wackere Dichter des immer noch lebendigen Weihnachtsliedes (O du fröhliche, o du selige) beklagt, in das satirische Fahrwasser gerathen zu sein, freut sich Tieck seiner Märchen- und romantischen Poesie.

Nach einer Episode, wo der Uebersetzer Gries dem Meister Schlegel ein „neues Sonettchen" übergiebt, aber angeranzt wird, kommt Böttiger, dem es, trotz aller Schmeicheleien, bei Goethe noch schlimmer geht, denn es will ihm nicht gelingen, die Gunst des Herrschers zu gewinnen. Eine noch üblere Behandlung erfährt der von ihm zu Hilfe gerufene Kritiker Merkel, auf den „verdammtes Ferkel" reimt, durch Schlegel den Jüngeren; überall erhält er Stöße und Prügel und entfernt sich, nachdem er den Anwesenden mit baldiger Vernichtung gedroht hat. Noch einmal erscheint Böttiger und kann ungestört eine lange Rede zu seinem Lobe und Weimars Ruhme halten:

Weimar ist der Musen plaisantester Ruheort,
Und Jena der Gelehrten neutralster letzter Port.

Er rühmt ironisch Goethe, preist dessen Freund Meyer als „großen Maler", verkündet, daß Wieland ihm den Merkur übertragen habe, daß Voß wie ein „unüberwindlicher Schneidergeselle" schimpfe, und lobt Herder, daß er „mit Männerstolz vorm Thron der Königsberger Majestät" (Kant) spreche. Er weist auf die Weimarischen Dichterinnen hin (Amalie von Imhof),

Die Schillern im l'Hombre die Verskunst abgewinnen,

und freut sich, daß die Literatur-Zeitung, die noch immer von der „genialischen Matrone" Schütz geleitet werde, jetzt baare achtzehn Thaler für den Bogen zahle. Er schließt mit den Versen:

Unser ganzer Thurm steht fester als nie,
Denn ihn stützt die auch in England bekannte Philosophie.
Wir erspeien uns noch vor unendlicher Gedankenfülle,
Und mir wird übel ... und ich ... bin ... stille,

worauf er erschöpft und athemlos niedersinkt. Wie trügerisch seine Hoffnung war, zeigt sich bald. Goethe erblaßt, da ihm durch Aeschylos' und Shakespeare's Schatten der Sturz des Prometheus angedeutet wird. Der Thurm fängt an zu wanken durch das Baumeln der beiden Schlegel, die, nachdem sie den Shakespeare „ausübersetzt" und die Dichter aller Nationen „kunstphilosophisch zersetzt" haben, nicht mehr wissen, was sie thun sollen. Ein „kurzes Ballet im Finstern, um den gähnenden Goethe zu amüsiren", stellt „die deutsche Literatur im Todtenreich" dar. Es wird dadurch beendet, daß die Zeit erscheint und alle Schemen verscheucht.

Darauf erfolgt „eine furchtbare Stille. Es schlägt Zwölfe. Der Thurm wankt, steht auf der Grenze der Haltung, stürzt. Mit ihm Tempelchen, Häuserchen, und alle Personen in lächerlichen Windungen. Goethe allein fällt mit Anstand wie Cäsar. Aus dem Schutt erhebt sich der Geist des künftigen Jahrhunderts und spricht:

Du ew'ge Wiederschöpferin Natur,
Wenn du gebeutst, so düngt auch Schutt die Flur,
Nimm auf in dein Grab die deutsche Literatur.

Der Dichter dieser gar nicht üblen Literaturkomödie ist bis heute unbekannt geblieben. Für Kotzebue, dessen Nichtvorkommen auffällig genug ist, da er ja gerade damals in die bekannten Streitigkeiten mit Schlegel verwickelt war, und bei seiner sehr exponirten Stellung in den meisten literarischen Libellen jener Tage eine Rolle spielt, oder für einen der Seinen,

Digitized by Google

ist das Stück, wie Geiger meint, „nicht obscön genug, während auf ihn oder einen Gesinnungsgenossen die rücksichtslose, verwegene Grobheit recht wohl passen würde, mit der ohne Schonung Schläge nach rechts und links ausgetheilt werden.“ Entscheidender spricht gegen Kotzebue's Verfasserschaft, daß er das Jahrhundertende bereits dramatisch behandelt hat, wie wir oben nachgewiesen. Eher möchten wir an den genannten Satiriker Falk denken; gerade weil er auch im „Thurm zu Babel“ auftritt und sich selbst, wohl um irre zu führen, darin wenig schont. Wie dem auch sei, das Stückchen giebt einen Ausschnitt aus der damaligen Literaturbewegung und zeichnet, wenn auch flüchtig und ungerecht, gewisse Stimmungen, wie sie in Weimar am Anfange des Jahrhunderts herrschten.

Auch unsere Jahrhundertwende böte überreichen Stoff zu einer satirischen Komödie, wo Nietzscheanische Uebermenschen und Stirner'sche Einzige, Naturalisten und Symbolisten, Wagnerianer und Blaustrümpfe, Akademiker und Secessionisten den Thurm zu Babel umtoben und unter seinen Trümmern begraben werden könnten. Wir haben freilich weder einen Goethe noch Schiller, aber an Größenwahn weichen wir Niemand. Fehlt nur noch der Aristophanes.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

In der Narkose.

Von E. Würthmann.

„Es bleibt nichts Andres übrig, als zu einem operativen Eingriff zu schreiten,“ hatte Dr. Schneider, der Specialist, am Vormittag erklärt, nur hatte die Frau Anwalt sich's schon vorher gedacht, wenn sie auch schonend Linchen nichts 'davon' gesagt. Und im Hause wurde die Operation gemacht, darauf hatte die Frau Anwalt bestanden. Wie würde man im Städtchen reden, wenn sie die Schwester in's Spital ließe, was der junge Arzt zuerst vorgeschlagen — er kam von auswärts, das entschuldigte ihn, war hier fremd, wußte nicht, daß man sie die inséparables nannte, die getreuen Schwestern, die Frau Rector gar sie „das Geschwisterideal“ hieß. Sie trugen heute noch die Kleider von der gleichen Farbe und von gleichem Schnitt, die stattlich umfangreiche Frau Anwalt mit ihrem scharfen Adlerprofil und Linchen's schmächtiger geartete Gestalt, verwittert wie die vormals feinen Züge, wohnten mit einander im elterlichen Hause, selbst die dreimonatliche Ehe der Frau Anwalt hatte das geschwisterliche Beisammensein nicht aufgehoben. Bruder August hatte damals noch gelebt und Linchen das Erdgeschoß mit ihm innegehabt, er konnte nicht Treppensteigen wegen seines Asthma's. Ihr ganzes Leben hatte sich in dem Hause abgespielt, in dem sie Beide geboren waren, und nun lag Linchen krank darin, d. h. vorerst noch nicht, vorerst lief sie noch herum und fragte die Leute aus, ob man auch gewiß nichts spüre, wenn man chloroformirt sei. Wehleidig war ja Linchen immer, ein schwacher Charakter, unselbstständig ... wenn sie die Schwester nicht stützend an der Seite gehabt von je — Epheu und Ulme war der Frau Rector anschaulicher Vergleich gewesen. —

Nun, sie sah es ja auch ein, Linchen, und für sein Temperament kann Niemand, die Frau Anwalt war hierin billigdenkend. Nein, beisammen hatten sie gelebt, beisammen wollten sie auch sterben. Nun ja, eines natürlich mußte voraussichtlich allein zurückbleiben, doch davon war ja keine Rede jetzt, es war ja nur ein leichter Eingriff morgen, wie Dr. Schneider sich geäußert. Linchen blos sagte großartig: „Operation!“ Woher sie nur das lästige Augenübel bekommen? In der Familie hatte man Gottlob von dergleichen nie gewußt. Die Frau Anwalt sah wie ein Falke. Es war auch nur eine schlechte Angewohnheit bei Linchen gewesen, das ewige Geblinzel. Da kamen dann die gerötheten Lider davon her, das Thränen, die ganze Entzündung. Allein darin war ihr Nichts beizubringen gewesen, und wenn man sie auch unaufhörlich mahnte wie ein eigenwilliges Kind. Die Frau Anwalt hatte sich Nichts hiebei vorzuwerfen, sie hatte es kommen sehen, und sie irrte sich ja nie. Wenigstens nicht oft, nur gewissermaßen, falls ein Irrthum wirklich unvermeidlich war. Indeß man durfte es Linchen nicht so übel nehmen, es war Verstandsschwäche bei ihr; damit behaftet, war sie schon zur Welt gekommen. Freilich, ein schlechter Trost für Jene, die die Plage davon haben. Von jeher hatte die Frau Anwalt für sie denken, ihr Schicksal in die energischen Hände nehmen müssen: das war einmal das Loos des Starken in der Familie, und das war die Frau Anwalt ja immer gewesen, in ihrer kurzen Ehe sogar. Du lieber Himmel, Ferdinand, ihr Mann ... Ein liebenswürdiger Mensch ohne Zweifel, ein guter Mensch — nur verdient Güte, die zu weit getrieben, schon eher einen andern Namen — ein bißchen oberflächlich ... ein bißchen leicht ... Ja, wenn die Schwachen immer folgen wollten ... Im Grund konnte die Frau Anwalt nicht allzu sehr darüber klagen, fügsam hatte Linchen immer sich gezeigt, sonst, in allem Andern, und auch dankbar war sie stets gewesen, wirklich dankbar ... das mit den Augen allerdings mußte sie nun haben. Wer nicht hören will, muß fühlen.

Ein Poltern, das aufdringlich an der Sinnenden Ohr schlug, schreckte die Frau Rath aus ihrer geistigen Rückschau auf. Wie es schien, war Linchen von ihrem Ausgang heimgekommen und ließ das Gastbett im Zimmer drüben für Morgen zur Operation an's Fenster rücken. Einen solchen Lärm dabei zu machen, wäre freilich nicht nöthig gewesen, und ohne Streifen ging das auf dem frisch gestrichenen Boden auch nicht ab. Man durfte Linchen auch gar nichts überlassen.

— — — „Lassen Sie sie nicht herein,“ bat Linchen weinerlich.

„Bewahre,“ beruhigte sie der alte Hausarzt, der Sanitätsrath, wie man zu einem Kinde spricht.

„Ich fürchte mich vor ihr,“ fuhr Linchen zutraulicher fort, „sie ist eine böse Frau.“

Wen sie nur meint? dachte die Frau Anwalt im Nebenzimmer. Aus dem Raum, worin der operative Eingriff gemacht wurde, hatte man sie hinauscomplimentirt. Sie war auch willig gegangen — bei aller Geistesstärke besaß sie eine verzeihliche kleine Schwachheit, sie sah nicht gerne Blut — hatte nur aus Pflichtgefühl zu bleiben sich angeboten, um Linchen's willen, deren Augen sie angstvoll gesucht, wie die des kranken Kindes seine Mutter. Dem Verlangen der Aerzte jedoch hatte die Frau Anwalt sich fügen müssen.

„Es sollte so keine Menschen geben,“ Linchen sagte, indem sie mit einer bei ihr völlig ungewohnten Bestimmtheit ihre Meinung kund gab. „Nur die Andern quälen, nur sie unterdrücken, ihnen das Leben hart machen, ach, so hart und schwer ...“ Linchen ächzte wie unter einem unerträglichen Schmerz, und sie war doch schon narkotisirt, der widerwärtige Chloroformgeruch drang durch das Schlüsselloch und die Fugen der alten Thür bis zur Frau Anwalt hinein.

„Nur schön stillhalten,“ sagte Dr. Schneider jetzt, „es dauert gar nicht lang.“

„Was hab' ich geweint, als sie mir meine Puppe verdarb ...“

Gottlob, es war nur geträumt, die Schwester spürte nichts, die Frau Anwalt athmete beruhigt auf.

„Ja, absichtlich verdarb,“ betonte Linchen. „Es war die letzte Puppe, die ich bekam, denn ich wurde an Ostern confirmirt, sie erst im Jahr darauf, sie bekam an Weihnacht noch einmal eine. Und sie hatte ihre zerbrochen, in die Schublade geklemmt, sie gab nie Acht darauf, und meine war noch so schön und neu, weil ich ihr Gesicht in Seidenpapier eingewickelt hielt. Ein Wachskopf ist ja schnell verdorben. Sie aber kratzte mit einem Löffel darauf herum und lachte dann und sagte: „Du brauchst keine, meine ist auch kaput“. „Solch' schlechter Charakter,“ meinte Tante Humbert, sie hat ihr aber an Weihnacht doch wieder eine geschenkt, eine hübsche in einem rosa Seidenkleid.“

Hinter der Thür zuckte die Frau Anwalt die Achseln. Fast blamabel vor dem fremden Arzt, dies kindische Geschwätz! Und dazu kicherte Linchen so eigenthümlich, sie wird doch nicht darüber den Verstand verlieren, mein Gott, recht viel ... Die Frau Anwalt vollendete rücksichtsvoll den Satz auch in Gedanken nicht.

„Nach Tisch ist er immer vorbeigegangen,“ sagte die Patientin geheimnißvoll, „und hat heraufgesehen an's Fenster, und ich stand jeden Tag daran ...“

Nein, es war arg mit Linchen, sie machte sich ja lächerlich, man mußte sich für sie schämen mit ihren 49 Jahren! dachte hier Frau Anwalt.

„Ich hatte so Angst, sie schickte mich hinaus, immer hatte ich Angst vor ihr“ — behauptete Linchen mit klagender Stimme — „die abscheuliche Angst. Sie aber ließ mich stehen und meinte, ich stünde da und horchte auf ihr Spiel. Sie spielt ja gar nicht schön Klavier, so kalt, so leer, so ausdruckslos, Vater hörte sie auch nicht gerne spielen ...“

Was wollte sie mit dem Klavier? Sie konnte doch die Frau Anwalt nicht meinen, die wiederholt aufgefordert worden in Wohlthätigkeitsconcerten mitzuwirken, und es stelbstverständlich auch gethan, unter stürmischem Beifall des ganzen Saales — der Sanitätsrath war einmal dabei gewesen, er hatte Flöte geblasen, nur war sie ein bißchen verstimmt, ein paar Schwingungen zu tief. Oh, die Frau Anwalt besaß ein feines Ohr, ihres Vaters Ohr! Linchen dagegen hatte nie Gehör gehabt, niemals, sie pflegte mit Becasse um die Wette zu heulen, mit dem Hühnerhund, wenn eine Drehorgel vor dem Hause unten quietschte, vor Rührung ganz hin.

„Schwarze Augen sind lange nicht so schön,“ sprach Linchen jetzt mit Ueberzeugung. „Es war die Farbe bei ihm, das tiefe Blau, wie bei einem Kind. Und er ist auch ein Kind in ihren Händen gewesen, ein argloses, wehrloses Kind, so groß und stark und schön er war, der schönste Student an der Universität,“ bestätigte sie nachdrucksvoll.

Das war ja unausstehlich, wie kam nur ihre Schwester auf solch abgeschmacktes Zeug, sie mußte es gestern Abend gelesen haben! .. Die Frau Anwalt ließ, was ihre geistige Nahrung anbelangte, an ihrem Tagblatt sich's genügen. Linchen dagegen verschlang die Bücher dutzend-

Digitized by Google

weise, dumme Geschichten, oft ganz unmoralisch, wenn die Frau Anwalt aus Langeweile einmal eins zur Hand genommen. Gewiß, das kam davon, daß man sich jetzt schämen mußte . . .

„Mir aber hat es fast das Herz gebrochen . . ."

Natürlich stand das in dem Schmöcker gestern Abend!

„Allein August war ich nur im Anfang böse, er konnte nichts dafür, er mußte ihren Willen thun — im Anfang nur, als es so schmerzte in der Brust, wie ein Feuer brannte bei Tag und Nacht, später war ich ihm nicht böse mehr, nur traurig, ach so traurig, immer traurig." Linchens Stimme erstarb wimmernd.

„Das Aergste ist jetzt vorbei," sagte tröstend der Sanitätsrath, er sprach von seines Collegen Messerschnitt.

„Der arme Bruder!" wehklagte die Patientin; „wie hat sie ihm das Leben sauer gemacht, seine armen kranken Tage, und nie ist sie fortgegangen auf Besuch," erzählte Linchen flüsternd, gleichsam im Vertrauen, „nur einmal eine halbe Woche. Wie haben wir aufgeathmet! Ich dachte schon, August würde noch einmal gesund, aber gleich war sie wieder da. Wir hatten einen Wagen fahren hören, da kam auch schon das Mädchen herein und brachte ihre Reisetasche mit den gestickten Vergißmeinnicht und ihren Sonntagshut in einer Schachtel. Und wir hatten so vergnügt am Kaffeetisch gesessen, ich hatte Kuchen gebacken."

Sie mußte es mit Tante Humbert haben, die vorübergehend bei ihnen im Hause gewohnt. Nun ja, sie war eine eigene Frau gewesen, hatte mit der Frau Anwalt nicht eben harmonirt, aber böse war sie nicht, das sagte Linchen ihr mit Unrecht nach, das log sie geradezu.

„Er wollte auch keine Medicin von ihr, August nie," plauderte Linchen weiter. „Sie stieß ihm den Löffel an die Zähne," fügte sie erläuternd bei. „Und er bat mich so, ihr nicht zu telegraphiren, ich hab' es auch nicht gethan, sie mochte schelten, wie sie wollte, dann, als sie kam, — er war ja todt."

Wie sonderbar doch Linchen schwatzte, fast hätte die Frau Anwalt sich darüber ärgern können. Was mochte der Sanitätsrath denken, der August behandelt hatte und sich vielleicht entsann, daß die Frau Anwalt mit ihrem Mann gerade eine kleine Tour machte, als der Bruder seinen letzten tödtlichen Anfall erlitt. Wirklich unangenehm!

„Wir hatten uns so lieb, wir zwei, und doch hat Ferdinand es gethan, sie brachte ihn dazu und sagte ihm, sie wolle nicht mehr leben, sie könne nicht mehr leben ohne ihn, und sie war doch gar nicht krank." Linchens Ton erhob sich schrill: „Sie hat sich nur verstellt!"

Dunkle Röthe färbte im Nebenzimmer der Frau Anwalt gelbliches Gesicht. Das war ein schändliches Betäubungsmittel, dieses Chloroform, es machte die Leute einfältige Geschichten schwatzen, die ungereimtesten Dinge . . .

„Alle hat sie unterjocht," begann Linchen wieder, „alle! Und sie ist dumm," schrie sie fast hinaus, „sie schwätzt solch dummes Zeug oft, aber die Leute fürchten sie und sagen dann, sie sei gescheit. Nein, sie sagt es," verbesserte sich Linchen, „und die Leute glauben es, weil sie so bös ist. Ach, was hat sie mir schon angethan, jetzt aber darf sie nicht herein, ich leid' es nicht, denn ich bin krank."

„Nein, nein," bestätigte Dr. Schneiders tiefe Stimme.

„Nie hab' ich thun dürfen, wie ich gewollt, in meinem ganzen Leben nicht, sie hat mich geknechtet schon als Kind, sie hat meine Seele geknechtet," versicherte Linchen, die sonst so schlicht und einfach sprach.

Das kam offenbar vom Romanlesen, und die Schwester war ja nicht bei Bewußtsein, lag in der Narkose, es träumte ihr. Verdrießlich war es nur, daß sie dergleichen vor den beiden Aerzten auskramen mußte. Wer weiß, was sie für Blicke tauschten, der Sanitätsrath gar, der alte Spötter! . . . Die Frau Anwalt hatte ihre Selbstbeherrschung wieder gefunden, es mußte ja nun doch zu Ende gehen da drinnen. Versuchsweise drückte sie auf den Messinggriff der Thür.

„Sie soll draußen bleiben!" schrie Linchen aufgeregt, in einem Ton, den Niemand ihr langes sanftes Leben hindurch je von ihr vernommen hatte. Betroffen trat die Frau Anwalt zurück, die Thür hatte auch nicht nachgegeben, sie schien verschlossen. Das hatten Kranke oft an sich, daß sie ihre Pflegerinnen haßten, d. h. ihre Pflege hatte Linchen bis heute nicht bedurft, nun ja, ihre Umgebung, ihre Nächsten, ihre Angehörigen mit einem Wort. Linchens Gehirn war angegriffen, wie verwirrt von dem Narkoticum, krankhaft verändert . . .

„Ich hatte nie gewußt, daß er mich lieb gehabt, daß er mich noch immer liebte," sagte Linchen nun mit weicher Stimme, träumerisch. „Gedacht hatte ich es früher wohl, so innerlich gefühlt, aber doch nicht gewiß gewußt. Gewiß weiß man es ja doch nur, wenn es der Andere einem sagt," setzte sie verständig hinzu, „und das hatten wir nie gethan vor jenem Sonntagnachmittag, als sie zur Taufe eingeladen war, als sie Pathin geworden im Waldhaus, auf der Oberförsterei, und fortgefahren war, und ich saß allein . . . Vielleicht, so hatte ich gedacht, nein, mir nur eingeredet," widersprach sie sich selbst, „ist er um ihretwillen damals unten vorbeigegangen, nach dem Essen jeden Tag, obschon sie Clavier spielte, und er es hinunter hören mußte, denn sie macht ja immer das Fenster auf, wenn sie spielt, heute noch . . ."

Wieder bewegte sich die Klinke an der Thür, als ob von außen eine Hand sich hastig darauf gelegt, doch versagte jeder weitere Versuch, in den abgeschlossenen Raum zu dringen.

„Ich weiß, er hat nach mir verlangt, bevor er starb," sagte Linchen, zu einer anderen Gedankenfolge überspringend. „Sie aber ließ mich nicht hinein, es ging ja auch so schnell mit ihm, zwei Tage nur, nur hat es mich gequält nach Jahren noch, nach langen Jahren, sie ließ mich nicht zu ihm. Jetzt noch, wenn ich Morgens wach werde, um fünf Uhr schon und früher, und im Bett liegen bleiben muß, bis sie aufsteht, jetzt noch quält es mich, und ich denke dann und denke, ob ich nicht doch zu ihm hinein gekonnt, wie ich es hätte machen können, und es hilft doch nichts, wenn es mir auch einfiele, jetzt . . ."

„Nun sind wir ja im Augenblick fertig," verhieß der Sanitätsrath, weil Linchen tief schmerzlich aufgeseufzt.

„Damals," spann Linchen ihre Erinnerungen nach einer kleinen Pause weiter, in der nur unverständliches Gemurmel zur Frau Anwalt hinausklang, „war auch Hanne ausgegangen, sie hatte fort gedurft, wir dachten, Ferdinand käme erst am andern Tag. Er war aber früher fertig geworden, und ich saß am Fenster und dachte, wie schön es sei, allein zu sein, und wußte nicht, wieviel schöner noch es zu zweien ist . . . Ich hatte ja nie gelebt . . . niemals, vorher nicht und nicht darnach, nur damals, an jenem Sonntagnachmittag, damals nur, die wenigen Stunden . . . Ach wie sind sie kurz gewesen, so kurz, kürzer als all die andern Stunden in meinem langen Leben, in all den fünfzig Jahren! . . . Aber schön, so schön, drum reut's mich nicht, daß ich auf die Welt gekommen bin, darum nicht . . . Nichts dachten wir, als daß wir uns liebten, wir wußten nichts von ihr da draußen. Niemand war für uns da als nur wir zwei, das eine für das andere! . . . so schön! . . . Damals hätten wir sterben sollen, ehe sie am Abend heim kam, Ferdinand starb ja ohnedies so bald, und ich, ich habe seitdem nicht gelebt . . . damals nur . . . damals! . . ."

Linchens Stimme flüsterte abgebrochene Worte, die nicht vernehmlich bis zur Lauscherin tönten, obwohl sie horchend das Ohr an die Thür legte. „Guten Morgen, Fräulein Linchen," rief der Sanitätsrath überlaut, „alles vorbei, gut vorbei, prächtig vorbei!" Er lief behende zur Thür hin und drehte den Schlüssel zurück. Im Nebenzimmer saß die Frau Anwalt am Fenster vor ihrer Bibel, nur lag das schwarzgebundene Buch verkehrt. Sie hatte es nicht bemerkt, denn ihre Augen sahen darüber hinaus in weite Ferne, die sich hinter ihr verlor, auf einen Weg, worauf sie jede Biegung, jeden Strauch, jedwedes Steinchen zu kennen vermeint, und statt dessen blind darüber hingeschritten war, mit verbundenen Augen, wie Schwester Linchen drinnen auf ihrem Bett.

Aus der Hauptstadt.

Kaisers Wende.

Die Großstadt-Nacht spiegelt ihrer Lichter farbige Fülle in den schwarzen Wassern der Spree. Seltsam mischen sich dort unten die braunen Reflexe des Laternenscheines mit dem Silber-Glanz der elektrischen Sonnen, und zwischen ihnen lodern, abenteuerlich verzerrt, breit auseinander gezogen die bunten Flämmchen der Straßenbahnwagen und Droschken, die über die Brücke rollen. Ein lustiges Durcheinander von Grün und Gelb und Roth illuminirt mit lebhaften Druckern den ruhigeren, goldbraunen und weißen Schimmer, der in breiten Barren auf der Tiefe liegt. Ob dem ersten König in Preußen, dem prachtliebenden und für phantastische Schauspiele so empfänglichen Herrn, jemals ein stimmungvolleres Feuerwerk abgebrannt worden ist? Die finstere Zwingburg, die der Eisenzahn seinen Berlinern errichtete, hört nun vier Jahrhunderte lang die dunkle Fluth an ihre Grundmauern schlagen; viermal schon feierten Hohenzollernfürsten mit Gelag und Tanz die Jahrhundert-Wende in ihren Mauern. Aber noch nie hat sie in dieser Stunde so viel leuchtende Herrlichkeit um sich herblitzen sehen, solch' überreichen Wirrwarr, der seine Fackeln doch nicht angezündet hat ihr und der kaiserlichen Säcular-Cour zu Ehren, sondern sie Nacht für Nacht flackern läßt im nüchternen Dienste der bürgerlichen Menschheit da draußen. Eine wildere und farbenfrohere Poesie strahlte dies Jahrhundert selbst in seinen Alltags-Verrichtungen aus, als die Vorgänger an ihren höchsten Festtagen und in ihrer höchsten Verzückung zu thun vermochten. Es ist ein gefährliches, denn es ist ein riesenstarkes und schaffensstolzes Jahrhundert gewesen. Eine graziöse Bestie. Und der Erbe all' dieser Kraft, dieses Reichthums und dieses Selbstbewußtseins, das vor Niemandem mehr sein Haupt beugt; der Erbe, dem heut' im grauen Schlosse die Gläser entgegenklingen — welche Gedanken wälzt sein Hirn, zu welchem Schlage holt sein Arm aus? Welche Wende steht ihm bevor?

Vier Jahrhundertfolgen hat die hohe Veste gesehen, deren First die Wasser drunten überschattet wie am ersten Tage. Kein Steinchen des starren Gefüges hat sich gelockert; machtlos gleich der wühlenden Spree ist der Zeitenstrom ihr vorbeigezogen. Der Horst der preußischen Könige wuchs vielmehr in die Länge und Breite, und während die stille Stadt versunken ist, der sein Erbauer den Fuß auf den Nacken stellte, ragt sie wuchtiger denn vordem auf in die dröhnende Neuzeit. Dunkel und drohend — nur wenige matt erhellte Fenster blicken von der Wasserseite mißmuthig zum Rathhausthurm hinüber — lagert sie im Centrum des modernen Lebens, Sinnbild und Verkörperung einer vier-

Digitized by Google

hundertjährigen Idee, der selbst das revolutionäre Maschinen-Zeitalter, der alle liberale Aufklärung, aller Materialismus, alle Socialdemokratie und alles Andere, was funkelnagelneu und im Stile des Jahrhunderts ist, nicht zu schaden vermochte. Dies Säculum ist ein gewaltig starkes Raubthier, gewiß, aber nicht minder große Kraft wohnt dem Kolosse inne, der sich am alten Spreeufer trutzig aufreckt. Sie haben schon einmal ihre Macht im Ringkampf gemessen, die beiden Giganten, und der Kampf blieb unentschieden. Manche hofften damals, daß es zu einem bequemen Compromiß kommen würde. Doch der Tiger Neuzeit giebt nicht Ruhe. Er hat den Gegner achten gelernt, und er fürchtet die Krallen des Adlers, ohne doch auf den Sieg verzichten zu wollen. Nicht mehr rennt er offen gegen ihn an, aber seine Tragpfeiler sucht er zu sprengen, aber die Quellen sucht er zu verschütten und zu vergiften, daraus der Königsgedanke all' die Jahrhunderte hindurch seine Kraft zog. Der Tiger hat die Opposition aufgegeben, weiße Glacéhandschuhe über die Pranken gezogen und gutsitzende Wadenstrümpfe gekauft. Die Schnurbartborsten trägt er loyal nach oben gebürstet, und Jedem, der es wissen will, läßt er Abends und Morgens erzählen, daß er die Stütze des Thrones sei, daß nur enge Verbindung mit ihm, schleunige Trennung von den bisherigen Vasallen und Wächtern den Bestand des Königthums im zwanzigsten Jahrhundert gewährleiste.

*

Es wäre erstaunlich, wenn nicht Einer von den Leitartikel-Beflissenen, die die Dschungelpfade des Tigers freizuhalten haben von Störungen und Fallen, Seine Majestät den König von Preußen an die Sylvesternacht vor vierhundert Jahren erinnerte und an den jungen Hohenzollernfürsten, der damals aus seinem einsamen Arbeitszimmer müde und verzweifelt hinausblickte auf die winterliche Spree, die dunkle, verschneite Stadt. Damals wie heute rebellirten die Junker in dreister Fronde gegen ihren Herrn. Damals wie heute schielten sie begehrlich nach dem wohlerworbenen Reichthum des schlichten Bürgers, nur daß sie damals auf Stegreifritten zu rauben trachteten, was sie ihm heute mit Margarine- und Börsengesetzen, mit heftigem Widerstande gegen die rettende That der Handelsverträge abzuknöpfen versuchen. Kurfürst Joachim I. war zum Glück ein entschieden freisinniger Fürst. Er ging gegen den Bund der Landwirthe, dem zu jener Zeit ein gewisser Herr von Otterstädt präsidirte, so energisch vor, daß Fürst Hohenlohe sich ein Beispiel daran nehmen könnte. Keinem fuchsschlauen Finanzer gestattete er Einfluß auf seine Entschließungen, und als die Keckheit der Agrardemagogen sie zu einer lebhaften Preßcampagne gegen den Monarchen verleitete, — „Jochimken, Jochimken, höde dy!" — da zögerte der Angegriffene nicht, Ausnahmegesetze gegen ihre gemeingefährlichen Bestrebungen zu erlassen. Das neue Jahrhundert begann unter den denkbar günstigsten Auspizien, und hätte es schon damals im Berliner Rathhause eine zielbewußte adressenfreudige und freisinnige Mehrheit gegeben, dann wäre die Macht des Junkerthums für immer gebrochen worden. Leider gestattete man den börsenfeindlichen Elementen, wieder auf die Beine zu kommen. Und hundert Jahre später machte sich diese Kaste bereits von Neuem breit. Ein büreaukratischer Monarch erfand das Institut der Geheimen Räthe und besetzte sämmtliche Stellen darin mit Hofleuten. Es war das derselbe Fürst, der den patriotischen Plan einer Theilung des Kurfürstenthums unter allerlei nichtigen Vorwänden hintertrieb, dadurch recht eigentlich den Grund zu Preußens störender Uebermacht in Deutschland legte und so die mannigfachen Friedensstörungen herauf beschwor, die seitdem unserem Handel so ungemein großen Abbruch gethan haben. Erst unter Graf Caprivi, der bekanntlich Afrika nicht geschenkt haben wollte, sagten wir uns von der Raub- und Eroberungs-Politik los und überließen es anderen Nationen, sich unsittlich zu bereichern. Wir für unser Theil waren es zufrieden, daß wir ungestört Handel treiben und die Staatsanleihen fremder Völker, so der Argentinier und Griechen, Barletta- und Türken-Loose in Deutschland unterbringen durften. Hätten uns die fremden Völker so großes Vertrauen erwiesen, wenn wir wegen unserer Rauf- und Raubsucht berüchtigt gewesen wären?

Die Sylvesternächte von 1500 und 1600 zeigen den Weg, den wir im neuen Jahrhundert wandeln müssen, wenn deutscher Wohlstand und deutscher Freisinn erhalten bleiben sollen.

*

Am 31. December des Jahres 1699 war die brandenburgische Flotte, die nicht lange vorher der sogenannte Große Kurfürst begründet hatte, bereits wieder aufgelöst und ein dicker Strich unter seine afrikanische Colonialpolitik gezogen worden. In's Grab gesunken waren die flammenden Träume von Seegewalt und Seegeltung, und die Eugen Richter jener Tage durften mit Fug den nutzlos vergeudeten Blut- und Geld-Opfern nachklagen. Den Geld-Opfern vor Allem. Denn verlorenes Geld ist unersetzlich, während Jungen immer neu geboren werden. Friedrich Wilhelm I. hatte der Nation Kraftleistungen zugemuthet und Anforderungen an sie gestellt, denen sie noch nicht genügen konnte. So folgte dem fieberischen Aufschwunge lang anhaltende Erschlaffung. Die überreizten Nerven bedurften der Ruhe; an die Stelle rastloser, unermüdlicher Arbeit, sich selbst verzehrenden Thatendranges trat die Freude am behaglichen Genusse. Jetzt zum ersten Male erglänzten die weiten Prunksäle des alten Schlosses in wirklich festlichem Schimmer; jetzt zum ersten Male zeigte ein Hohenzoller der Welt, daß sein Geschlecht auch zu repräsentiren wisse. Als hundert Jahre später Preußen im Scheitelpunkte seines Ruhmes und seiner Größe zu stehen schien, da waren die Meisten geneigt, alle Ehre auf das Haupt des Großen Friedrich zu wälzen. Sie urtheilten nach dem Augenscheine; der äußere Erfolg blendete sie. Und Niemand bedachte, daß die allzu künstliche Schöpfung Friedrich's II. über Nacht zusammenbrechen, im Winde verwehen konnte, während der Titel eines Königs von Preußen, den Friedrich I. für sein Haus erworben hatte, dem Urenkel unter allen Umständen bleiben mußte. Sechs Jahre nach der jubelnden Einläutung des neunzehnten Jahrhunderts, sechs kurze Jahre nach dem Sylvestertage, da Friedrich Wilhelm III. sich mit Fug für den glücklichsten Fürsten Europas halten durfte, lag die Monarchie in Trümmer zerschlagen. Sein Königthum, das Erbe des großen Friedrich, hatte ihm der korsische Parvenü genommen; seinen königlichen Namen dagegen vermochte er ihm nicht zu entreißen.

Wichtiger als der Besitz ist häufig der Besitz-Titel.

*

Eine Fluth goldenen Lichtes strömt aus den hohen Fenstern auf den Lustgarten hinunter, und die Blicke der Vorübereilenden bleiben gebannt haften auf den anmuthig-prächtigen Formen der üppigen Kronleuchter in der Höhe. Welch' ein Uebermaß höfischer Herrlichkeit bestrahlen sie! Eben jetzt defiliren an dem Monarchen in unabsehbarer Schaar die Getreuen vorbei, die immer wieder Erprobten, denen sein Odem Lebensluft bedeutet und sein Blick Sonnenglanz. Und dennoch... Warum schaut der Fürst so ernst drein in dieser fröhlichen Minute und erwidert nur zerstreut die unterthänigen Grüße? Es ist, als sehe er hinweg über die schimmernden Reihen schöner Frauen und ritterlicher Männer, als suche er nicht in ihren Gesichtern die Züge, die das neue Jahrhundert tragen wird. Hat der zwölfte Glockenschlag das Bild jenes trüben Januartages heraufgezaubert, da unter den Mauern des alten Schlosses eine zügellose Menge tobte und nach Brod schrie, da aus den Löchern der Vorstädte die zerlumpten Hunnen unsrer Tage hervorkrochen und den Lustgarten füllten, den jetzt das Geleucht der königlichen Festsäle dämmernd erhellt? Wo findet die Monarchie Schutz vor den unbestimmten Gefahren der Zukunft, deren Umrisse doch dann und wann schon deutlich aus dunkeln Nebeln hervortreten? Wo ist die starke Macht, die dem Kaiser als ihrem Führer huldigen, ihm blindlings gehorchen will, weil sie ihn erkannt und verstanden hat? Nicht hier in diesem Saale ist sie! Mit diesen hier schlägt man keine Geisterschlachten...

Der Fürst denkt mitten im Gestirr und Gewühl der seltsamen prophetischen Worte, die ein Mönch von Lehnin über sein Haus sprach, und des Wortes denkt er, daß er begabt sei, die Monarchie auf Jahrhunderte hinaus zu sichern oder sie zu stürzen.

Wichtiger als der Besitz ist häufig der Besitz-Titel.

Eine liberale Aera entwände dem Könige Gewalt und Inhalt seiner Würde und gewährleistete ihm dafür den Namen. Das ist das Programm der ganzmodernen Monarchisten, des neuen Adels, der sich erbietet, Thron und Gesellschaft vor dem kommenden Sturm zu retten.

Vier Jahrhundert-Wenden hat dies Haus gesehen, vier Jahrhunderten hat es seinen Willen aufgezwungen, sein Gepräge eingedrückt.

Wird der stolzeste und selbstherrlichste Sproß des stolzen Geschlechtes mit der Ueberlieferung brechen und, ein König von Gottes Gnaden, die Macht mit den neuen Königen theilen, die viel zu aufgeklärt, viel zu witzig und gebildet sind, um an Gott und seine Gnade glauben zu können?

*

An den Grundmauern des alten Schlosses nagt unermüdlich die schwarze Spree.

Sie wartet das fünfte Jahrhundert ab. Caliban.

Secessionistisches.

Bei Schulte ist eben eine Nachlese — Auslese kann ich wohl nicht gut sagen — der letzten Münchener Secessions-Ausstellung zu sehen gewesen. Nun sage mir Einer, was die dort vertretenen Künstler, abgesehen von dem Wunsche, in der Eigenart ruhig zu Worte kommen zu können, Gemeinsames haben? Etwa des Dänen Peter Kroyer „Rast auf der Jagd" und des Engländers Th. Millie Dow Triptychon „Eva", des Münchener Franz Gräffel Hühnerhofidyllen und des Pariser Edgard Maxence „Murmeln der Quelle", Angelo Jank's „Eherne Wehr" und Lucien Monod's „Tod der Sappho"? Ideenkreis, Auffassung, Technik — Alles grundverschieden und doch gehören sie alle zur Münchener „Secession"! Und solcher Gegensätze könnte ich noch zahllose namhaft machen. Wir begegnen ihnen trotzdem unter demselben Banner versammelt. Im Uebrigen war aber gerade diese Ausstellung wieder recht interessant. Gerade, weil sie so sehr vielseitig war. Bedauernswerth war nur, daß das ausländische Element so gar sehr überwog. Unter ca. 45 Malern habe ich nur 11 deutsche entdecken können.

Digitized by Google

Da bekommt der Name „Münchener Secession" so einen ironischen Sinn, den man lieber missen wollte. Schotten und Engländer hatten das Uebergewicht, nicht bloß numerisch, sondern auch dem Wesen nach, als Anregung und Einfluß. Und merkwürdig, gerade bei ihnen hat man immer am wenigsten Neigung, zu classificiren, gerade sie nimmt man, wie sie sich geben — schlechtweg individuell. Meines Wissens giebt's auch heute in dem britischen Inselreich allein noch keine „Secession". Nur wir auf dem Continent sprechen von einer Schule der „boys of Glasgow" u. s. w., obschon nicht bestimmte Principien sie als eine geschlossene Gruppe erscheinen lassen, sondern die gleichartige Einwirkung äußerer Lebensverhältnisse ist's, was diesen Engländern und Schotten, diesen Austen Brown, J. Whitelaw Hamilton, Bertram Priestmann, John Terris, James Paterson u. s. w. eine innere Wesensverwandtschaft giebt bei aller Unverkennbarkeit der Sonderheiten der Einzelhandschrift. Eben darum auch fallen sie Einem schon von weitem auf als eminente Künstlerpersönlichkeiten. Nun wird man vielleicht entgegenfragen: ja, haben denn z. B. die Alma Tadema, Watt, Crane, die Millais, Leighton keine „Schule" gemacht? Ich möchte behaupten — nein! Es müßte denn sein, daß man unter „Schule" Gruppen minderwerthiger Nachahmer verstehen will. Aehnlich wie bei den englischen und schottischen Malern, liegen die Verhältnisse auch bei den russischen. Auch dort dieselbe innere Wesensverwandtschaft, veranlaßt und bewirkt durch die Gleichheit gewisser äußerlicher Lebensverhältnisse, culturell-volksthümlicher und klimatisch-landschaftlicher. Wir bekommen hier von den Russen aber so herzlich wenig zu sehen, daß ich das an einzelnen Malern natürlich nicht nachweisen kann, denn dem Leser würden zu den Namen die entsprechenden Vorstellungen fehlen.

Im Salon der Brüder Cassirer finden wir eine reiche Collection von Liebermann und Habermann, die aber Neues uns natürlich nicht sagen, dann Bilder von einigen jungen Münchenern, wie E. Hancke und R. Breyer, die im Sommer bereits auf unserer Secessions-Ausstellung die Aufmerksamkeit auf sich zogen und jetzt das noch in verstärktem Maaße thun, Hancke durch einen brillant leuchtenden Act eines jungen Weibes in sonnendurchfluthetem Badezimmer, Breyer durch einige Stilleben, die uns ein mal nicht die ewigen Früchte und Blumen und Becher, oder Wild und Gemüse zeigen, sondern einen alten Lederfessel mit einem Dackl darauf, einen schlichten Tisch mit zurückgeschobener Decke und dergleichen, sowie mit einer Reihe von Menschenstudien, von denen der Dame in Braun, die mit ausgestreckten Beinen in Drei-Viertel-Verkürzung, das Gesicht uns zuwendend dasitzt, wohl der Preis zuzuerkennen ist. Ihnen schließen sich L. Corinth an, u. A. mit einem technisch sehr hoch stehenden Ritter neben einem lebensgroßen Crucifix, und dem Bildniß eines trotz aller unerhörter Schmiererei sprechend lebendigen Geistlichen, und L. Herterich mit seinen durch grünliche Brille gesehenen Thierstücken, J. Exter mit einer Beleuchtungsstudie in Roth und Blau (ein Act) u. s. w. Aber, Walter Leistikow etwa ausgenommen, der eine Reihe sehr stimmungsvoll empfundener und fein ausgeführter Pastelle, Motive zumeist aus Dänemark und Südschweden wohl, ausgestellt hat — sie Alle fast, auch Ch. Landenberger und H. Brück, versetzen uns sofort nach Paris und die Namen der französischen Künstler, die jüngst in eben denselben Sälen zu sehen waren, traten uns auf die Lippen — Manet, Monet, Degas. Der Letztgenannte freilich im Ganzen weniger. Uebrigens höchst interessant sind die Bronce-Statuetten kleiner Serpentintänzerinnen und Balleteusen von Carabin — das sind nun wirklich plastisch gewordene Degasstudien: dieselbe Präcision in der Auffassung schwierigster Posen. Also Degas weniger; aber um so augenfälliger der Einfluß der beiden Anderen und einiger Pariser Luministen. Und das Wunderbare dabei ist ja, daß das Werk jener Pariser doch eigentlich schon seit längerer Zeit nur noch die Bedeutung eines allerdings sehr wichtig gewesenen Durchgangsstadiums für die zeitgenössische Kunstentwickelung hat. Und es sind doch vielfach noch junge Künstler, die sich ihnen anschließen. Ist's auch bei ihnen bloß ein Durchgangsstadium — dieser Impressionismus und Naturalismus, da wir nun einmal bei einer Charakteristik ohne all' die „—ismen" nicht auskommen können? Ich möchte es hoffen dürfen; es steckt so viel Talent in ihnen, daß es um sie Schade wäre, blieben sie in einer bestimmten Manier stecken, die nicht durch die Summe von Einwirkungen äußerer Verhältnisse bedingt erscheint, sondern der Ausfluß einer freien Entschließung ist. Es wird daher von Interesse sein, die Weiterentwickelung der Jüngeren in dieser neuen Gruppe zu verfolgen, die sich aus dem bereits zerfallenen Verbande der Münchener „24" herausgeschält hat unter Hinzuziehung einiger Berliner Künstler, wie Liebermann und Leistikow. Aber Eines muß allerdings gesagt werden — in diesem Verbande herrscht nun wirklich eine einheitliche Richtung, wie sie bestimmt wird durch den überwiegenden Einfluß jener Franzosen zumeist, nur daß es den Mitgliedern keineswegs versagt ist, sie auch in jeder anderen größeren Gruppe zu bethätigen . . . J. Norden.

Notizen.

Die Kunstanstalt Trowitzsch u. Sohn in Frankfurt a. O., die sich zur Aufgabe gemacht hat, die Meisterwerke der classischen Malerei in möglichster Vollkommenheit farbig zu reproduciren, versendet soeben ihren ersten illustrirten Katalog. Das Verfahren bei der Herstellung der Farbenplatten ist ein durchaus künstlerisches: die Platten werden mit der Hand in Kreide gezeichnet, jedes Hülfsmittel, auch die Benutzung der Photographie ist grundsätzlich ausgeschlossen. So nur ist es zu verstehen, daß die Herstellung eines der größeren Bilder mehrere Jahre dauert. In diesem Jahre sind Raffael's „Sixtina" und Palma vecchio's „Heilige Barbara" neu erschienen. Auch mit der Herausgabe kleinerer moderner Bilder wurde begonnen. Wir finden Jagdbilder von Professor Recknagel, zwei Tiroler Köpfe von Kotschenreiter, ein fröhliches Kellerbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges „Wein, Weib, Gesang" von Victor Schivert, eine „Nachmittagsstimmung auf dem Chiemsee" von Diessenbacher u. A. m. Die Trowitzsch'schen Bilder seien hiermit vor Weihnachten auf's Neue der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen. Die Reproductionstechnik in Deutschland hat schönere Arbeiten nicht aufzuweisen.

Von Klaus Groth's unsterblichem „Quickborn" ist soeben die allbeliebte illustrirte Ausgabe von Otto Speckter, dem lieben Illustrator der Hey'schen Fabeln, in 25. Jubelauflage bei Lipsius & Tischer in Kiel herausgekommen. Beigefügt ist die schöne Krauskopf'sche Radirung aus „Nord und Süd" 1884 und ein ungedrucktes Gedicht dazu in Facsimile:

„Man dacht he seeg na Wunder ut,
Recht as to wünschen,
Un endli kiekt ut' Bild herut
Nix as en Minschen."

Aus eigener Kraft. Goldenes Buch für Meister, Gesellen und Lehrlinge. Von Eduard Braunfels. (Stuttgart, U. Beckert.) Noch ein goldnes Buch, das dritte zur heurigen Weihnacht! Vor Jahren hat einmal Schmidt-Weißenfels eine Handwerker-Bibliothek herausgegeben, worin jedes Bändchen einem Gewerbe und einem hervorragenden Meister gewidmet war. Auch diese hübschen, zum Theil fein humoristischen neun Erzählungen dienen diesem erziehlichen Zweck und werden gewiß viel Gutes stiften.

Rudolf Lothar giebt im Verlage von E. A. Seemann in Leipzig ein illustrirtes Sammelwerk „Dichter und Darsteller" heraus, von dem die beiden ersten Bändchen eben in sehr geschmackvoller Ausstattung herauskommen. Während Lothar selbst über das „Wiener Burgtheater" schreibt, bietet G. Witkowski eine schöne kurze Goethe-Biographie, — beides Auszüge aus ihren größeren Werken über dieselben Gegenstände, aber sonst durchaus neue und selbstständige Arbeiten. Das Hauptgewicht fällt auf den fast überreichen Bilderschmuck, der eine große Menge Porträts — zum Theil nach bisher unbekannten Originalen — sowie andere Darstellungen und Autographen bringt. Die Schilderungen vom Burgtheater, das heute nur noch ein Schatten von früher ist und für das deutsche Theater längst keine überragende Bedeutung mehr hat, werden naturgemäß nur österreichische Leser fesseln, aber der knappe, anschauliche und beschauliche „Goethe" ist überall bei uns einer guten Aufnahme gewiß.

Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert. Von Albert Pfister. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Generalmajor Pfister, der bewährte Militärschriftsteller und Geschichtschreiber der Befreiungskriege, setzt hier, wie er uns erzählt, das verschollene Werk seines Großvaters fort, der in patriotischer Begeisterung eine „Geschichte der Teutschen" schrieb. Der Enkel beschränkt sich auf unser ablaufendes Jahrhundert, aber seine Vaterlandsliebe giebt dem Vorfahr gewiß nichts nach. Die Darstellung ist einfach und phrasenfrei, dabei prägnant und plastisch, nicht zu breit, noch zu kurz, weder zu gelehrt, noch banal, so recht wie ein Buch sein soll, das ein Volksbuch sein will und hoffentlich auch werden wird.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Mansteinstr. 7.**

Für unverlangte Manuscripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaction irgend welche Verbindlichkeit.

Digitized by Google

Anzeigen.

Bei Bestellungen beruft man sich auf die „Gegenwart".

Aus dem Nachlass e. bekannten Schriftstellers sind zu Gunsten der Hinterbliebenen Prachtwerke unter d. Hälfte d. Ladenpreises in schönen, geb. Ex. zu verkaufen: Brockhaus' Conversationslexikon. Neueste 14. Auflage mit Supplement. 17 Bände Halbfranzb. 100 M. — Weichardt: Pompei vor der Zerstörung, Reconstruction, Gr. Ausgabe 30 M. — Hch. Kurs: Geschichte der deutsch. Literatur 4 Lwbde. 40 M. — J. v. Sandrart: Teutsche Academie der Bau-, Bild- u. Malereikünste, Nürnberg 1675, 2 Lederbde. 50 M. — Lacroix, Les arts au Moyen-Age; Directoire Consulat Empire, 2 Liebhbde. 30 M. — Henne am Rhyn: Kulturgeschichte des deutschen Volkes, 2 Lwbde. 15 M. — Pecht: Geschichte der Münchner Kunst, Lwb. 10 M. — Shakespeare. Engl. Text m. deutsch. Erklärungen v. Delius, Hfb. 2 Bde. 15 M. — Illustr. Hausbibel (Pfeilstücker) Lwbd. 10 M. — Bestellungen pr. Nachnahme durch Vermittlung der **Expedition der „Gegenwart"** in **Berlin W. 57.**

Bismarck im **Urteil seiner Zeitgenossen.**

Hundert Original-Gutachten v. Freund u. Feind: Björnson Brandes Büchner Crispi Dahn Daudet Egidy Fontane Groth Haeckel Hartmann Heyse Jordan Kipling Leoncavallo Lindau Lombroso Meschtscherski Nigra Nordau Ollivier Pettenkofer Salisbury Sienkiewicz Simon Spencer Spielhagen Stanley Stoecker Strindberg Suttner Wildenbruch Werner Zola u. v. A.

Eleg. geh. 2 Mk. vom **Verlag der Gegenwart,** Berlin W. 57.

Im Verlag von **Albin Schirmer** in **Naumburg** a. S. ist soeben erschienen:

Im Morgenroth des Jahrhunderts.

Eine Festgabe für 1900.

Drei dramatische Dichtungen

von **August Sturm.**

I. **Im Morgenroth des Jahrhunderts.** Festspiel. — II. **Vor den Löwen.** Schauspiel aus der Urzeit des Christenthums. — III. **Ein Thüringer Waldmärchen.** Symbolisches Märchenstück.

166 Seiten. Feingebunden mit modernem Titelbild 3,50 Mk. Geheftet 2 Mk.

„Bromwasser von Dr. A. Erlenmeyer."

Empfohlen bei **Nervenleiden** und einzelnen **nervösen Krankheitserscheinungen.** Seit 14 Jahren erprobt. Mit **natürlichem Mineralwasser** hergestellt und dadurch von minderwerthigen Nachahmungen unterschieden. Wissenschaftliche Broschüre über Anwendung und Wirkung gratis. Einzelpreis einer Flasche von 3/4 l 75 Pf. in der Apoth. u. Mineralwasserhandl. **Bendorf (Rhein).** **Dr. Carbach & Cie.**

Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Die Gegenwart 1872–1892.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1892 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das

I. Quartal 1900.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit dieser Nummer schliesst das IV. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abgelaufen, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen. Im Weltpostverein 5 Mk. 25 Pf.**

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum 56. Bande der **„Gegenwart",** sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände in einem), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à **1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegengenommen.**

Hierzu eine Beilage: Einladung zum Abonnement „Die christliche Welt".

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Theophil Zolling in Berlin. Redaction und Expedition: Berlin W., Manteuffelstraße 7. Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAY 69

3 0000 093 403 800

Digitized by Google